Düsseldorfer Künstler.

Düsseldorfer Künstler

aus

den letzten fünfundzwanzig Jahren.

16,785

Kunstgeschichtliche Briefe

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Aetl. C 22800

Leipzig,
Rudolph Weigel.
1854.

Franz Kugler

gewidmet.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorwort.

Am 30. November 1851 feierte Wilhelm von Schadow sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Director der Kunstakademie zu Düsseldorf. Die Bewohnerschaft der ganzen Stadt, Künstler, Bürger und Beamte, bemühten sich bei dieser Gelegenheit in gleicher Weise, die Verdienste des würdigen, trefflichen Mannes anzuerkennen. Am Vorabende des Festes bewegte sich ein großer Fackelzug vor seine Wohnung und die Liedertafel brachte ihm eine Serenade unter der Theilnahme aller Stände. Den folgenden Morgen hatte der Steinweg, wo Schadow's Haus liegt, seinen Namen geändert. Nach dem Beschlusse des Stadtraths hieß er jetzt Schadowstraße. Aus allen Fenstern und von allen Balkonen flatterten Fahnen und Teppiche. Zugleich sah man zahlreiche Deputationen, die dem Jubilar von nah und fern Glückwünsche brachten, hin und her fahren. Am Abend fand ein großes Fest im Geisler'schen Saale statt. Musik, Poesie und bildende Kunst mußten die Mittel hergeben, um die allgemeine Freude zu erhöhen. Beethoven's C-moll Symphonie diente als Ouverture. Ihr folgte eine dramatische

Aufführung, in welcher die Künstlerschaft ihre Verehrung für den Meister an den Tag legte und seine vornehmsten Schöpfungen in lebenden Bildern erscheinen ließ. Den Schluß bildete ein heiteres fröhliches Mahl mit herzlichen und innigen Toasten, in welchen Schadow als Maler und Lehrer gefeiert wurde. Er hatte Großes geleistet für die Stadt, die Provinz, das Vaterland, für die ganze Kunst.

Der schöne Tag machte zugleich den Eindruck, als wäre die ganze Schule auf einem ihrer Gipfelpunkte angekommen. Rings im Kreise die freudigen Meister und die freudigen Jünger! Es war ein erhebendes, wohlthuendes Bild, an dem man sich in der Gegenwart erquickte. Aber das Bild leitete doch auch die Gedanken in die Vergangenheit. Wie waren die Anfänge dieses Kreises, wie gestaltete sich seine Entwicklung, wie rundete er sich, bevor er auf dieser Stufe ankommen konnte? Diese Fragen schienen mir von entschiedenem Interesse, und so kam mir die Idee, daß es wohl der Mühe werth sein möchte, die Geschichte der Düsseldorfer Schule zu entwerfen.

Sollte ich nicht selbst den Versuch wagen? Ich hatte seit meiner Knabenzeit mit geringen Unterbrechungen in Düsseldorf gelebt und wenn auch im Beginne der jugendlichen Akademie mit zu jungen Augen, doch damals und später immer mit warmem Herzen ihre Erzeugnisse entstehen gesehen. Die meisten Künstler waren mir bekannt oder befreundet gewesen. Ueberdies hatte ich mich seit langen Jahren mit Kunstberichten für verschiedene öffentliche Organe beschäftigt, so daß ich nur in meinen Mappen das Material zu suchen brauchte, um es mit einigen Ergänzungen zu einem Buche zusammenzustellen. So lag es mir nahe, einen raschen Entschluß zu

faſſen. Ich begab mich kurz nachher in freien Stunden an die Arbeit. Auf dieſe Weiſe ſind dieſe Blätter entſtanden.

Wenn ich es wage, dieſelben nunmehr der Oeffentlichkeit zu übergeben, ſo denke ich nicht im mindeſten daran, meine Anſichten und Urtheile als unfehlbar hinzuſtellen. Wer iſt nicht in den Anſchauungen ſeiner Zeit befangen! Möge darum die Zukunft meine Kritik berichtigen, zumal da ich viel zu ſehr mitten in der Schule geſtanden habe, um mir immer die gehörige Objectivität zu bewahren. In dieſer Beziehung werde ich ſicherlich dem Vorwurfe, daß ich zu freundſchaftlich war, nicht entgehen. Vielleicht iſt zugleich Dieſem und Jenem der Kreis, den ich behandle, nicht weit genug. Immerhin! Ich hatte es auch nur auf ein Genrebild abgeſehen, und nur mit einem ſolchen wollte ich die Kunſtgeſchichte bereichern. Mir wird es genügen, wenn man mir zugeſteht, daß ich mit Luſt und Liebe daran gearbeitet habe.

Seltſamer Weiſe wurde mein Werkchen ungefähr zu derſelben Zeit fertig, wo ich den Entſchluß gefaßt hatte, Düſſeldorf zu verlaſſen und nach Köln überzuſiedeln. Und ſo ſende ich es denn in die Welt an dem Tage, wo ich der lieben Muſenſtadt ein Lebewohl ſage. Ihre Künſtlerſchaft hat mir ſtets vielen Genuß, reiche Anregung und gute Freundſchaft geboten. Ich bin und bleibe ihr dafür herzlich dankbar und gebe ihr hier einen kleinen Theil in kleiner Münze zurück. Möge ſie nach mir einen beſſern Chroniſten finden!

Düſſeldorf, 23. Juli 1853.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	VII
I.	Romantiſche Anfänge der Düſſeldorfer Schule	1
II.	Kriſen durch politiſche, religiöſe und kritiſche Einflüſſe	6
III.	Schule und Lehrer	12
IV.	Wilhelm von Schadow. Julius Hübner.	19
V.	Eduard Bendemann. Chriſtian Köhler	29
VI.	Eklektiker im bibliſchen Fache	30
VII.	Ernſt Deger und ſein Kreis	45
VIII.	Theodor Mintrop	56
IX.	Alfred Rethel. Joſeph Fay	63
X.	H. Mücke. H. Stilke. H. Plüddemann. L. Claſen	74
XI.	Karl Friedrich Leſſing	89
XII.	Emanuel Leutze	135
XIII.	Die übrigen Hiſtorienmaler	149
XIV.	Die Schlachtenmaler	163
XV.	Karl Sohn und ſein Kreis	170
XVI.	Theodor Hildebrandt	180
XVII.	Eduard Steinbrück	186
XVIII.	Romantiſche Nachzügler	193
XIX.	Adolf Schrödter. J. B. Sonderland	197
XX.	R. Jordan. H. Ritter. E. Ebers	214
XXI.	J. Becker. J. Dielmann	235
XXII.	Ludwig Knaus. C. Böttcher. A. Breitenſtein	253
XXIII.	J. G. Meyer. A. Richter. F. Wieſchebrink. C. Geſellſchap	261
XXIV.	J. P. Haſenclever	276
XXV.	Nachzügler im Genre	287

Seite

XXVI. K. Hübner 292
XXVII. M. Artaria. G. Canton. A. Tidemand. E. Jerichau-Baumann. H. Kretſchmer 303
XXVIII. Die ſtyliſtiſchen Landſchaftsmaler J. W. Schirmer, A. Weber und ihr Kreis 319
XXIX. Die naturaliſtiſchen Landſchaftsmaler A. Achenbach, O. Achenbach, H. Gude und ihr Kreis 334
XXX. Die landſchaftlichen Stimmungsmaler A. Laſinsky, W. Poſe, H. Funk, P. H. Happel, W. Klein, H. Michelis . . . 351
XXXI. C. Scheuren 362
XXXII. Die Architekturmaler 366
XXXIII. Die Thiermaler 368
XXXIV. Die Maler des Stilllebens 374
XXXV. Die Kupferſtecher 375
XXXVI. Schluß 382

I.

Romantiſche Anfänge der Düſſeldorfer Schule.

Das Jahr 1827 war für Düſſeldorf von großer Bedeutung. Die anmuthige Gartenſtadt wurde in jener Zeit der Sammelplatz von Perſönlichkeiten, deren tüchtiges und nachhaltiges Wirken ihr in künſtleriſcher und literariſcher Beziehung einen Namen gemacht hat, welcher ſich im ganzen Vaterlande des beſten Klanges erfreut. Ich will ſie mit wenigen Worten nennen. Bereits am Ende des vorhergehenden Jahres war Wilhelm Schadow mit einigen Schülern, die ſchon in Berlin unter ſeiner Leitung gearbeitet hatten, eingetroffen, im laufenden Jahre wohnten und richteten ſie ſich ein und bildeten den Kryſtalliſationspunkt, um den ſich in ſpäteren Zeiten die Düſſeldorfer Schule anlegte. Aus einer ganz andern Sphäre wurde Karl Immermann im Frühjahre vom Ungefähr hierhergeworfen. Er kam, ſoviel ich weiß, als Auditeur von Münſter und wurde hier Landgerichtsrath. Auch um ihn bildete ſich ſpäter ein Kreis, dem Karl Schnaaſe und Friedrich von Uechtritz ſtändig angehörten und der überdies durch manche längere oder kürzere Beſuche von ausgezeichneten Männern der Literatur an Intereſſe gewann. Das Leben, welches aus dieſen verſchiedenen Centren gemeinſam, kräftig und friſch hervorwuchs, gab Veranlaſſung, daß auch Felix Mendelsſohn-

Bartholdy ſich eine Zeitlang für die Stadt gewinnen ließ, und daß ihm in der Stelle als Muſikdirector bedeutende Männer, nämlich Julius Rietz, Ferdinand Hiller und Robert Schumann folgten. Die Poeten und Muſiker gehören indeß nicht hierher. Ich muß gleich wieder von ihnen Abſchied nehmen, um mich den bildenden Künſtlern zuzuwenden, deren Individualitäten und Werke ich Ihnen zu ſchildern verſuchen will. Ob mir dieſe Aufgabe zu löſen gelingen wird, muß die Zukunft zeigen. So viel ſei mir nur jetzt zu ſagen erlaubt, daß ich ein treuer und theilnehmender Zuſchauer der hieſigen künſtleriſchen Entwicklungen geweſen bin.

In den Anfängen der Schule war die Romantik das leitende Princip. Schadow hatte ſie mitgebracht, ſeine erſten Schüler cultivirten ſie weiter. Aber es waren nicht die Perſonen des Lehrers oder der Lehrlinge, welche ſie bedingten, es lag etwas in der Luft jener Epoche, dem ſich das erregbare Gemüth nicht entziehen konnte. Was die Philoſophie feſtſtellt, das führen die Zeiten aus, was die Poeſie vorträgt, das nimmt die bildende Kunſt auf. Die gebildete Geſellſchaft jener Tage war ganz und gar getränkt mit den Anſchauungen, welche Tiek, die Gebrüder Schlegel, Novalis und ähnliche Männer in die Geiſter geworfen hatten. Das Mittelalter mit ſeinen wunderbaren Sagen, die ſich überdies in einem Lichte zeigten, wie man die Gegenſtände in gothiſchen Kirchen mit gemalten Fenſtern zu ſehen gewohnt iſt, war aber durchaus für die bildende Kunſt jener Zeit geſchaffen. Man hatte Geſtalten vor ſich, die grade keiner beſondern Umgrenzung und Individualiſirung bedurften, ſie ſtanden ferner in einem dämmerhaften Scheine. Das war für Leute, welche kindlich begannen, grade das Rechte. Ein Leben der Gegenwart gab es nicht, man wendete ſich drum am liebſten in eine unklare Vergangenheit, die jede Auffaſſung, nur keine lichtvolle vertrug. Wer las damals in Düſſeldorf den Leſſing und Goethe, und wenn es auch geſchah, wer that es mit wahrhafter Liebe und mit freudigem Verſtändniß? Allenfalls dürfte ein Götz, aber nimmer eine Iphigenie, allenfalls ein Fiſcher, aber nimmer ein Gott und die

Bajadere erfaßt werden. Dafür aber konnte dieſe Jugend ihre Nibelungen, ihren Walther und Hildegund, ihren Triſtan, ihren Tieck und beſonders ihren Uhland in den Balladen nicht ſatt kriegen.

Trotz der großen Einſeitigkeit, welche damals herrſchte, muß ich doch geſtehen, daß mir jene Tage in der Erinnerung äußerſt werthvoll ſind. Alles war Gefühl, das wenigſte Verſtand; alles quoll aus dem Gemüth, das wenigſte aus der Vernunft. Die Kritik war ein Wort, vor dem man ein heimliches Grauen empfand, ohne es zu verſtehen. Mit welcher Frömmigkeit hörte man die Legenden der Vergangenheit, mit welcher Andacht beſchaute man bibliſche Darſtellungen, die den naiven Charakter der Vorzeit an ſich trugen, gleichviel ob man ſie in einer altdeutſchen Chronik oder in den Blättern des Fauſt und der Nibelungen von Cornelius fand, mit welcher überſchwenglichen Innigkeit ließ man ſich auf den einfachen Melodien der Volkslieder, welche damals gang uns gäbe waren, dahintragen! Es war dieſelbe Stimmung in dieſen geiſtigen Beſtrebungen, welche in der Leonore und dem trauernden Königspaar von Leſſing, in dem Hylas von Sohn, den trauernden Juden von Bendemann, dem Fiſcher und Roland von Hübner, Rinald und Armide von Hildebrandt, und welcher in dem heiligen Bonifacius von Rethel, dem Ritter mit ſeinem Liebchen von Becker und allen jenen dämmerhaften walddüſtern Landſchaften jener Zeit wehte. In ſeiner Art iſt Starkes und Schwaches hieraus entſproſſen. Das erſtere habe ich bereits genannt, das letztere findet ſich in jenen nachgebeteten inhaltloſen Kirchengängerinnen und Falkenknaben und Mädchen, für welche die Schule nachher ſo viel zu leiden hatte.

Ohne Zweifel trug zu dieſer eigenthümlichen Einſeitigkeit der Schule nicht wenig ihre innere Abgeſchloſſenheit bei. Es war von vornherein Sitte, daß alle Künſtler im Akademie-Gebäude arbeiteten, keiner dachte daran, ſelbſt dann, wenn er in techniſcher Beziehung nichts mehr zu lernen hatte, ſein eigner Herr und Meiſter zu werden. Die reife Frucht löſt ſich ſonſt vom Baume ab, hier blieb alles an den Aeſten hängen. Dieſe Künſtlerwirth-

ſchaft hatte etwas äußerſt Gemüthliches. Einer hockte neben dem Andern im Atelier, ſelbſt die Erholung zwiſchen der Arbeit war höchſtens dem Beſuch in einer andern Werkſtätte gewidmet. Unter dieſen Umſtänden kann es nicht auffallen, wenn die Ideen gewiſſermaßen anſteckend wirkten. Daher ſchreiben ſich alle jene Gretchen, jene Genoveven, jene Aſchenbrödel, jene Goldſchmiedstöchterlein, jene Rothkäppchen und wie all das romantiſch zugeſtutzte Weſen heißen mag. Ja, die Farben auf den Paletten entwickelten eine Art von Contagium. Welche Freude herrſchte in Jeruſalem, wenn der Eine oder der Andere eine neue Wirkung von neuen Coloriſtenkünſten fand! So etwas ging gleich durch alle Regionen. Der Hiſtorienmaler wie der Landſchafter benutzte die gemachte Erfindung. Und ſo iſt denn nicht allein im Stoffe, ſondern auch in der Farbengebung jene ſeltſam kindliche und doch ſo anmuthige Uebereinſtimmung zur Erſcheinung gekommen, welche in jenen Tagen dem deutſchen Publicum vortrefflich zuſagte.

Die äußern Umſtände waren dabei geeignet, dieſen Charakter recht lange und unangetaſtet exiſtiren zu laſſen. Die Stadt war klein, die Bekanntſchaft der Künſtler beſchränkte ſich auf eine gemeſſene Anzahl von wohlwollenden enthuſiaſtiſchen Männern und Frauen, die wenig Kritik und deſto mehr Bewunderung beſaßen, was um ſo eher zu entſchuldigen war, als hier Dinge vorgeführt wurden, die den meiſten eigentlich bis jetzt ganz fremd geweſen waren. Gerade für die Werke der bildenden Kunſt gehört ein Auge, das vielfach an Prüfung und Vergleichung gewohnt iſt. Zu beiden fehlten hier die Mittel. Und daher ſchreibt ſich denn auch jene ungetrübte friſche Empfänglichkeit, mit welcher man den jungen Malern begegnete. Wer waren aber jene Gönner? Sie beſtanden aus einigen Beamten und Privatleuten und in höchſter Potenz aus dem ebenfalls jungen Hofe des freundlichen und liebenswürdigen Prinzen Friedrich, um den ſich überdies der Adel der Provinz im Winter zu ſammeln pflegte. Bei dem Junkerthum war freilich die Intelligenz nicht zu Hauſe, im Gegentheil es ereigneten ſich damals eine Menge der ſchnurrigſten Anekdoten, aber die Leute machten doch wenigſtens gute Miene

zum böſen Spiel, ſie fingirten ein Verſtändniß, welches nicht vorhanden war, und das gab immerhin eine gute Stimmung.

Für dieſe Periode paſſen recht eigentlich die Worte Immermanns, die ich Ihnen anführe, weil ſich in der That nichts Treffenderes über den damaligen Zuſtand der Schule ſagen läßt: „Bei den Düſſeldorfern vermißt man die geniale Sicherheit, das à plomb der alten Meiſter, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Geſtalten. Es ſind Verſuche, aber ſchwankend zwiſchen der Kühnheit des Individuums, immer nur ſich und ſein Perſonellſtes ausdrückend, und der Scheu Fehler zu begehen. Dieſe Furcht vor gemalten dummen Streichen war immer ein charakteriſtiſcher Zug ihrer Schule.“ „Ihr Wahrzeichen iſt es, daß das Weiche, Ferne, Muſikaliſche, Contemplative, Subjective vor dem Starken, Nahen, Plaſtiſchen, Handelnden vorwalten. Es ſieht aus dieſer Zeit wiederum ein Zopf heraus, nur ein vornehmerer und poetiſch zuſammengeflochtener als die alten pudrigen. Es fehlt die letzte Weihe, die naive Urſprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt oder kurz abſchneidet.“ Und an einer andern Stelle äußert er: „die Farbe fehlt noch der Düſſeldorfer Schule, die eigne, ſelbſtſtändig erfundene Farbe. Sie iſt nicht das Roth und Blau, das da klebrig auf der Palette ſteht, ſondern die Verwandlung, welche Zinnober und Ultramarin im Geiſte des Künſtlers erleiden.“ Welche merkwürdige Intuition iſt hier in den Worten des Dichters, der doch ſicher kein Maler war! Oder ſollte er vielleicht die Worte Tizians gekannt haben: collo sporcare si trova, die ſich ganz ähnlich deuten laſſen? Und in dem früher Geſagten ſpricht er etwas aus, was Wappers in Antwerpen mir einſt als einen Ausſpruch von Horace Vernet mittheilte: Man dürfe ſich in der Malerei nicht fürchten, etwas Häßliches zu machen. Immermann hat die Reformation der Düſſeldorfer Schule nicht erlebt.

Uebrigens dauerte jene Periode wohl ununterbrochen zehn Jahre. Und wenn ſich auch ſchon vor ſeinem Tode Anfänge von Hiſtorien- und Genremalerei zeigten, ſo trugen die Producte doch ganz und gar den Stempel der romantiſchen Auffaſſung an ſich.

Man betrachte nur die mythologischen Stoffe Sohns, man beschaue die biblischen Gegenstände Bendemanns und Köhlers, man berücksichtige die historischen Bilder von Lessing, die Legenden-Darstellungen von Rethel, die Genre-Bilder von Schrödter und Becker, und endlich die Landschaften von Schirmer, Scheuren, Pose, Achenbach und Funk, alles ging aus derselben Anschauung hervor. In allem lag ein stilles Brüten, eine sanfte, oft süße Weichlichkeit, ein stereotyper Schmerz.

II.

Krisen durch politische, religiöse und kritische Einflüsse.

Mit Recht fragen Sie, was den Zauber jener Romantik gebrochen hat? Ach Gott, die Zeit, die an allem frißt, hat auch hier gefressen. Wenngleich die Schule bald eine außergewöhnliche Ausdehnung gewann, und es noch lange beim alten Frieden blieb, so deuteten einzelne Erscheinungen doch auf künftige Gewitter. Die ersten Spaltungen, die im Innern der Kunstjüngerschaft vorkamen, stimmten merkwürdiger Weise ganz und gar mit den politischen Stimmungen des Rheinlandes zusammen. Ich erinnere mich, daß eine längere Zeit hindurch keine kleine Erbitterung gegen das preußische Gouvernement herrschte, weil es die Stellen der Beamten nicht mit eingebornen Rheinländern, sondern mit Männern, welche aus den alten Provinzen kamen, besetzte. Dieser Zorn fand seine Copie in der jungen Malerschule. Der neue Anwuchs, der dem Westen des deutschen Vaterlandes entsprossen war, glaubte sich damals hinter den ostdeutschen zurückgesetzt. Gewiß beruhte dies auf einer Illusion. Der Stamm der Schule bestand meistens aus Zöglingen, die mit Schadow nach dem Rheine gekommen waren, sie bildeten seine natürliche Umgebung, sie waren seine Freunde. Es liegt nahe, daß die Frischlinge nicht gleich Aufnahme in einen Kreis fanden, der in sich geschlossen war. Das wurde übel genommen, und die jungen

Malcontenten gebehrdeten sich oft seltsam wild, wenn die Rede auf diese Angelegenheit kam. Die öffentlichen Blätter mischten sich sogar in die Streitigkeiten und es gab viel Hader und Zwist, der wohl Jahre lang fortdauerte.

Einen andern Anlaß zur Zerstörung der akademischen Harmonie gaben die religiösen Interessen. So viel mir erinnerlich ist, warf die Zeit, wo der Erzbischof von Köln gefangen genommen und auf die Festung nach Minden gebracht wurde, nicht allein den Brand in das Rheinland, sondern auch in die Ateliers des alten Düsseldorfer Schlosses. Hie Guelf, hie Ghibellin! Es entstand ein neues Losungswort, der längst vergessene Fanatismus vergangener Zeiten, der am Rheine so lange seine Geltung verloren hatte, tauchte wieder auf. Was wurde damals nicht alles hervorgesucht! Man wies der Regierung nach, daß sie bei Besetzung von Aemtern hauptsächlich Protestanten berücksichtigt hätte, man war erbost auf das preußische Ehegesetz, nach welchem der Vater fordern konnte, daß alle Kinder seine Religion annahmen; man sah darin eine versteckte Proselytenmacherei. So schieden sich die biblisch-historischen Maler in katholische und protestantische, die andern schlugen sich je nach Erziehung und Gesinnung bald auf die eine, bald auf die andre Seite. Kurz man erlebte ganz eclatante Beispiele von Zelotismus.

Die angeführten Reibungen waren mitunter störend genug, aber sie waren doch nicht der Art, um neue Richtungen hervorzurufen. Wenn man auch den einen Theil der Akademie zu Zeiten „Neubethlehem" und den andern die „Alhambra" nannte, wenn man zur Bezeichnung gewisser Opponenten-Ateliers mancherlei Spitznamen erfand, so war dies doch im Ganzen unwesentlich. Die romantische Tendenz der Kunst war damit noch nicht geändert. Weniger geräuschvoll, aber desto sicherer und umgestaltender traf der Geist der Kritik, der damals im ganzen Vaterlande frisch und lebendig erwachte, in das Leben der Schule. Das junge Deutschland brach seine thatenlustigen Lanzen, und wenn man ihm auch die Leidenschaftlichkeit vorwerfen muß, so darf man ihm doch die Anregung nicht absprechen. Die Käm-

pfer der Hallischen Jahrbücher folgten mit ihren scharfen und blanken Schwertern. An die Stelle des frommen Glaubens trat die zweifelnde Forschung. Freilich wurde die Düsseldorfer Schule nicht unmittelbar von diesen Regungen erfaßt, sie lag zu sehr aus dem Wege, ihr Haus stand auf einem verlornen Posten, wohin sich selten ein Literat verlief: aber es blies doch ein andrer Wind in die Zeit, der die süßen romantischen Traumbilder verwehte. Man wollte keine hohlen Abstractionen mehr, man forderte contracte Darstellungen von Fleisch und Bein. Die Aesthetik wurde eine andre. Tiek und seine Schule mußten das Anathem hören. Goethe und Lessing kamen wieder, wie es recht war, an die Reihe.

Man kann sich denken, welche Mißstimmungen hieraus in Düsseldorf entstanden. Die Kritik zertrat die harmlosen Illusionen, die periodischen Blätter verloren in ihren Recensionen die gewohnte Pietät, selbst die Menschen, die früher unbefangen bewundert hatten, machten zweifelsüchtige Gesichter, nicht etwa, weil sie zu tadeln hatten, sondern weil sie sich selbst nicht mehr trauten. Der Geist der Skepsis beschlich sogar die Künstler selbst, sie wollten etwas sein, was sie nicht waren, sie fingen an zu philosophiren, d. h. sie sprachen über Dinge, die sie nicht kannten, sie gebrauchten Ausdrücke, deren Bedeutung ihnen fremd war, und redeten sich dabei ein, tief zu sein, wo sie um die Sache herumtasteten, und scharf zu erscheinen, wo sie sich selbst unverständlich waren. Manche naive, aber schwache Naturen sind in diesen unheilvollen Conflicten untergegangen. Ach, sie hatten vom Baume der Erkenntniß gegessen und kamen dadurch zur Lüge.

Das Jahr 1840, in welchem Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestieg, brachte die Angelegenheiten, welche sich wissenschaftlich verbreitet hatten, erst recht in Gährung. Das vorzugsweise poetisch anregende Wesen des Königs äußerte seinen Einfluß in ganz Deutschland. Was aber bis jetzt nur Eigenthum des Gedankens gewesen war, das trat jetzt in die That. Die Parteien schieden sich. Das demokratische Element in der Nation fühlte zuerst seine Berechtigung und begann systematisch seinen

Kampf, der erst in den letzten Jahren zum Ausbruch kam. Wer die Künstler kennt, der weiß, daß sie wesentlich conservativer Natur sind. Sie beschäftigen sich am liebsten mit dem Abgeschlossenen, für ihre Darstellungen nehmen sie fertig daliegende Stoffe, alles was erst zu erforschen und in's Reine zu bringen ist, taugt wenig in ihren Kreis. Wer sollte es glauben? Nichtsdestoweniger begannen auch die Düsseldorfer Maler, wenn auch unbewußt, dieselben Kämpfe, welche die Gegenwart bewegten.

Das schöne idyllische Zusammenleben auf der Akademie zerfiel fast gänzlich. Alte und neue Beschuldigungen wurden hervorgesucht und dienten zum Vorwande, die geliebten Räume, in denen die Jugendarbeiten gewachsen waren, zu verlassen. Eine große Anzahl der besten Künstler bezog Werkstätten außerhalb des Schlosses. Die Einen brachen mit der Akademie, weil der Meister mit seinem nähern Kreise eine specielle Protection auf specielle Persönlichkeiten tragen sollte. Die Andern waren der Meinung, daß ihr Talent nicht gehörig anerkannt werde, die Dritten hielten die religiösen Tendenzen für vorwiegend und unerträglich, die Vierten begannen auf eigne Faust, weil sie das Meisterrecht nicht erlangen konnten. Wie in der Schule, so wurde es auch im Leben. Die Kreise trennten sich; später versuchte Annäherungen, die den Zweck der Vermittlung hatten, zeigten etwas Krankhaftes. Und so wurden denn Männer, die in den ersten Jahren einer drängenden Jugend denselben Pfad gegangen waren, principielle und gesellschaftliche Gegner. Auf dem alten Schlosse arbeiteten außer den Professoren zuletzt nur noch wenige anerkannte und entschiedene Meister.

Die Kritik nahm dabei, wie man zu sagen pflegt, immer weniger ein Blatt vor den Mund. Ein Umstand wirkte hier sehr fördernd und belebend ein, indem man vorzugsweise Vergleiche anstellen konnte. Unter den Recensenten gab es zweierlei Richtungen. Die einen waren Freunde einer runden, umfassenden, in den Situationen großartigen, in den Charakteren tiefen und in den Linien schönen Composition. Diese wiesen nach München hin. Die andern legten eine besondere Zuneigung zu einer saf-

tigen und kräftigen Farbe an den Tag und wurden nicht müde, von der Meisterschaft der Franzosen und Belgier zu reden, was um so leichter war, als besonders die letztern eine große Masse ihrer Productionen auf die deutschen Ausstellungen sandten. Wer konnte leugnen, daß in diesen Fingerzeigen große Wahrheiten lagen? Der Düsseldorfer Schule fehlte mancherlei, es war dieses die historische Kraft und die wahrhaft ergreifende Farbe. In der einen wie in der andern Beziehung traten auf einmal Meister hervor, die man in der glücklichen Abgeschiedenheit eines patriarchalischen Lebens kaum geahnt hatte.

All diese Einflüsse, welche ich eben aufgezählt habe, wirkten nicht in der Reihenfolge, wie ich sie aufstelle, sie gaben sich mehr oder weniger gleichzeitig kund. Auch hier fehlte es natürlich nicht an den mannigfaltigsten Verstimmungen. Der naive Glauben an die Düsseldorfer Unfehlbarkeit, wurde nicht ohne innerliche Kämpfe und Schmerzen hingegeben. Aber der Muth, der stets mit der Lebensfähigkeit verbunden ist, ging doch nicht verloren. Man sah mit der Zeit ein, daß auch drüben überm Berge noch Leute wohnen, und begann dadurch die Einseitigkeit abzustreifen, daß man diese Leute besuchte. In der neuern Zeit ist man einigermaßen von der Nothwendigkeit italienischer Reisen zurückgekommen, denn man hat leider manches vielversprechende Talent hinter den Alpen untergehen sehen, weil es nicht fest genug in seiner Kunstrichtung stand und die eigene Originalität für fremde Nachahmung preisgab. Aber zu den Franzosen, Belgiern und Münchnern durfte man ziehen. Dort pochte das Leben der Gegenwart; dort konnte man lernen und belehren. Dieser Austausch von Gedanken mußte vortheilhaft wirken, denn es entstand daraus eine Befruchtung mit neuen Ansichten und Erfahrungen, die nicht ohne Keime, Blüthen und Früchte sein konnte.

Die Einflüsse eines kosmopolitischen Princips blieben schon in der nächsten Zeit nicht ohne glückliche Resultate. In der ersten Periode waren die Landschafter nicht über das Gestein, das Ahrthal und den ewiglockenden Rhein hinausgekommen, jetzt dagegen wurden nicht allein die entlegenen Theile des Vaterlandes, son-

dern ſogar Norwegen, die Normandie, die Schweiz und Italien zum Ziele mancher Studienreiſen gemacht. Die neuen Gegenden brachten auch neue Anſchauungen. Früher begnügte man ſich einzig und allein mit Stimmungen, ſpäter ſtrebte man dagegen nach einer wahrhaft großartigen Compoſition, man ſtudirte Linienſchönheit und Architektonik der Natur. Freilich lag in dieſer Philoſophie, welche in die Landſchaft gebracht wurde, für Manchen eine Klippe, an der gute und naive Kräfte nicht ſelten ſcheiterten. Die romantiſche Figuren-Malerei theilte ſich ebenfalls nach zwei Seiten. Die Einen legten ſich mit Kraft auf das Genre, ſie warfen ſich dem ewigen Leben des Volkes an die Bruſt, man ſah ſie an den Dünen der Nordſee, in den einſamen Dörfern des Weſterwaldes, in den Alpenklippen Tyrols ihre Stoffe ſuchen. Die Andern aber legten die alten Balladen, Sagen und Legenden aus der Hand und griffen in die näher liegenden Bücher der Geſchichte. Leider blieben die meiſten bei der Darſtellung der Anekdote ſtehen, einige aber wagten auch den kühnen Flug zu Thaten, welche für das Weltleben entſcheidend waren. Läßt es ſich auch nicht leugnen, daß hier nicht der großartigſte Styl zur Erſcheinung kam, ſo ſind doch Werke entſtanden, auf welche Deutſchland ſtolz ſein kann. Den wenigſten Erfolg hatten im Ganzen diejenigen, welchen Italien mit ſeinen ewigen Kunſtmeiſtern voranleuchten ſollte. Der größte Theil blieb hier matt und erfolglos, nur eine Fraction hat in der That Bilder geliefert, welche in ihrer Art einzig daſtehen, es iſt diejenige, welche ſich an die Periode vor Raphael anſchließt.

Was ich hier ſtückweiſe anführe, das wird ſich klarer vor Ihnen entwickeln, wenn ich zur Charakteriſtik der einzelnen Gruppen und Perſönlichkeiten übergehe. So viel iſt indeß gewiß, daß man erſt gegenwärtig von einer Düſſeldorfer Schule von Bedeutung ſprechen kann, wo ſich die Parteien geſondert haben. Die Unabhängigkeit des Einen vom Andern hat erſt die Freiheit des Schaffens bedingt. Das Gegenüberſtehen hat den Ehrgeiz gefördert. Und ſo iſt denn im Laufe der Zeit eine Schule entſtanden, die gegenwärtig nach allen Seiten hin ſtark geworden

iſt und Leiſtungen aufweiſt, welche auch in ſpäter Zukunft nicht ohne Ruhm daſtehen werden. Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wird es Zeit ſein, Sie mit den Einrichtungen des alten Schloſſes bekannt zu machen.

III.

Schule und Lehrer.

Als Schadow nach Düſſeldorf kam, fand er als Leiter der nichtsſagenden Akademie einige Trümmer aus alter Zeit. Der Profeſſor Mosler, den Cornelius bei ſeiner Berufung von Rom aus als Vorgänger nach Düſſeldorf geſchickt hatte, war während des Interregnums mit der Leitung der Kunſtanſtalt beauftragt geweſen. Da er indeß ohne alles productive Talent war, ſo fehlte es ihm auch an der Kraft, Schüler zu unterrichten und anzuregen. Gleichwohl wird er als gelehrter Kunſthiſtoriker gerühmt; allein ſeine Leiſtungen müſſen ſich wohl nur im Geſpräch unter vier Augen bewährt haben, denn bis in die Oeffentlichkeit hat er nie gewirkt. So lange ich die Schule kenne, hat er gleichſam die archivariſchen Intereſſen derſelben vertreten und die reiche Sammlung von Kupferſtichen und Handzeichnungen, die indeſſen ſehr ſchwer zu erreichen ſind, unter ſeinen Händen gehabt. Mit Wintergerſt, der als Inſpector der Akademie allgemein geachtet, als Künſtler aber ohne alle Bedeutung iſt, hat er nebenher noch den Elementar-Unterricht geleitet. Ein anderes Ueberbleibſel früherer Tage war Kolbe, ein Maler, dem Goethe zu ſeiner Zeit das zweifelhafte Zeugniß einer großen Bedeutung gegeben hat. Als Copiſt alter Bilder und Portraitmaler war er nicht ohne Verdienſt, als ſelbſtſchaffender Künſtler und Lehrer hat er ſich indeß keiner beſonderen Anerkennung erfreut. Noch untergeordneter waren Thelott als Profeſſor der Kupferſtecherkunſt und Schäfer als Profeſſor der Architektur.

So fand der neue Dirigent der Anſtalt denn ein Feld vor, auf dem Alles wild und kraus durch einander wuchs und das deshalb des Umackerns und der Neuſaat bedurfte, um geſunde Früchte zu tragen. Je mehr dieſes der Fall war, um ſo mehr muß man die Weisheit, das Maß und die Zweckmäßigkeit ſeiner Anordnungen anerkennen, welche in nicht zu langer Zeit die glücklichſte Umgeſtaltung der Verhältniſſe zu Stande brachten. Von Schadow, dem Maler, werde ich Ihnen ſpäter erzählen, hier haben wir es mit Schadow, dem Lehrer, zu thun. Sein Beruf in dieſer Beziehung iſt über allen Zweifel erhaben. Um die formelle Künſtlererziehung hat er ſich ſo verdient gemacht, daß ſeine Methode als wahres Muſter überall empfohlen worden iſt. Die Grundſätze ſeines Syſtems hat er in einem Aufſatze niedergelegt, der im Berliner Kunſtblatte vom Jahre 1828 abgedruckt iſt und den Titel trägt: „Meine Gedanken über eine folgerichtige Ausbildung des Malers.“ Er fordert den Unterricht in drei feſt von einander geſchiedenen Klaſſen. Für die unterſte will er den Elementar-Unterricht, wie wir ihn kennen. Dann läßt er eine vorbereitende Klaſſe folgen, welche ſich mit dem Zeichnen nach runden Körpern, ſowohl nach der Antike, als nach dem lebenden Modelle, mit den Grundſätzen der Drapirung, mit dem Copiren nach Gemälden und einzelnen Köpfen, mit der Anatomie, Architektur, mit der Perſpective und der Lehre von den Proportionen des menſchlichen Körpers befaßt. Dieſer ſchließt ſich endlich die erſte Klaſſe an, in welcher der junge Künſtler angeleitet wird, eigene Gedanken unter angemeſſener Leitung auszuführen. Dieſe Arbeit giebt Zeugniß von einer eben ſo geordneten logiſchen Auffaſſung ſeiner Aufgabe, wie von wirklichen genialen pädagogiſchen Ideen. Wie es für die Schule nothwendig iſt, hat er die Angelegenheit philoſophiſch durchdacht, er behandelt den Kunſturterricht nicht als leichtſchaffender Künſtler, ſondern als regelrechter Denker. Und das iſt auch ſicher die Urſache geweſen, daß die Methode ſeiner Schüler ſich überall gerechten Lobes erfreut hat. Freilich hat er dennoch nicht ganz treu an ſeinem Syſteme gehalten, indem er ſpäter ganz gegen

dieſe angeführten Grundſätze eine Meiſterklaſſe auf der Düſſeldorfer Akademie gegründet hat, in welche nur ſolche Schüler aufgenommen wurden, die frei von jeder Beaufſichtigung ihre Gemälde ausführten. Bei dieſer Einrichtung handelte es ſich hauptſächlich darum, die großen Talente auch für alle Zeit an die Schule zu feſſeln. Die Sache gab indeß nachher Anlaß zu manchen unangenehmen Conflicten. Beſonders entſtanden viele Verletzungen bei Ertheilung des Meiſterrechts, wobei freilich, wie in allen Dingen, die Gunſt oft an die Stelle der Gerechtigkeit trat. Und gerade die Umſtände waren es, welche nicht wenig zum Auseinandergehen der ausgezeichnetſten Schüler wirkten.

Was die ideelle Seite der Lehren Schadow's betrifft, ſo gehen hier die Urtheile aus einander. Die Einen loben, die Anderen tadeln zu ſehr. Nach Immermanns Meinung war ſein geiſtiger Einfluß in verſchiedenen Perioden ſeines Lebens ein anderer. In den Anfängen ſeines Düſſeldorfer Wirkens erſchien er ſtets fördernd, belebend, erfriſchend, anregend. War er auch echt katholiſch, ſo hatte ſeine Religioſität doch eine ganz freundliche Färbung. Die romantiſche Rechtgläubigkeit hatte bei ihm etwas Liebenswürdiges, wie es auch durch die Werke der Stifter jener Literatur-Periode blitzt. Er war von einer allſeitigen Empfänglichkeit, wie ſie dem Lehrer, der die verſchiedenartigſten Individualitäten vor ſich hat, nur zu Gute kommen kann. Das Verhältniß zu ſeinen Zöglingen hatte mehr den Anſchein des Mitſtrebenden als des Bevormundenden. Er war eben ſo wohlwollend gegen den Landſchafter, wie gegen den Heiligen-Maler, eben ſo gütig gegen den Hiſtorien-, wie gegen den Genremaler. Damals war ihm der Menſch und das Talent, nicht die Richtung, ein ſtets intereſſanter Gegenſtand. Zugleich horchte er auf die Erzeugniſſe anderer Künſte, die Literatur und die Muſik ſtanden ihm nahe. Alle Poeſie war ihm willkommen. Und nicht minder freute ihn ein freies, fröhliches Leben in den jauchzenden Aeußerungen der Freude und ein munteres Lachen eines ſcherzhaften Humors. Wie Immermann weiter erzählt, wurde er nach ſeiner letzten Reiſe über die Alpen aber ſtarrer, ſchärfer und ein-

ſeitiger. Italien und die neuen Folgen der dort gewonnenen Anſchauungen machten ihn aus einem humanen mitunter zu einem zelotiſchen Katholiken. Vielleicht dünkte ihm ſein Werk, die rheiniſche Malerſchule, nicht edel genug. Manche Zöglinge waren ihm dabei über den Kopf gewachſen. Man ſoll nicht glauben, daß er ſie beneidete, aber ſie zeichneten ſich in Fächern aus, die ihm nicht die höchſten ſchienen. Man rühmte die Romantiker, die Genremaler, die Landſchafter, aber man ſprach weniger von der religiöſen Kunſt. Das ſollte mit Einem Male anders werden. Auch am Rheine mußte eine florentiniſche oder römiſche Schule aufwachſen. Der Meiſter zeigte fortan faſt ausſchließliche Sympathieen für die Vertretung der bibliſchen Richtung. Die jungen Leute, welche dieſen Zweig der Kunſt cultivirten, erfreuten ſich einer offenbaren Bevorzugung. Meinerſeits kann ich Schadow einen ſolchen Plan nicht übel deuten, wenn er wirklich die Hoffnung hatte, an's Ziel zu gelangen. Wie aber durfte er erwarten, ohne die Beihülfe eines kunſtliebenden Fürſten oder großer geiſtlicher und weltlicher Aſſociationen ein ſolches Werk zu vollenden! Er baute alſo nur ein Luftſchloß. Daß der Meiſter übrigens mit aller Energie nur diejenige Richtung unterſtützte, die er für die höchſte hielt, das iſt ihm nur zur Ehre und zum Ruhm anzurechnen. Geſchah es zuweilen mit Schärfe und Bitterkeit, ſo ſind ihm dieſe zu verzeihen, weil er oft kränklich und angegriffen war. Freilich darf man dabei nicht verſchweigen, daß er über ſeinen Beſtrebungen mit der Zeit oftmals in Conflict gerieth. Es war ein trauriges Mißverſtändniß, wenn er das Atelier Leſſing's nicht mehr beſuchen wollte, weil dieſer den Ketzer Huß zum Gegenſtande ſeiner Darſtellungen machte. Dieſe veränderte Stimmung des einſt ſo beliebten Lehrers war die Veranlaſſung zu vielfachen Erkaltungen im Kreiſe ſeiner beſten Schüler und Freunde. Und was wurde endlich damit erreicht? Als ſich eine religiöſe Richtung unter Deger's Einfluſſe bildete, wollte dieſe den Meiſter nicht mehr ſo recht anerkennen, weil er nicht ſtrenge genug den Weg, den ſie ſich vorſetzte, verfolgte. Als Schadow zu ſehr Parteimann wurde, ſtand die Schule glücklicher

Weiſe ſelbſtſtändig da. Sonſt hätte er der allſeitigen Entwicklung, in welcher ſie aufging, ohne Zweifel ſehr geſchadet. In der letzten Zeit, wo er, obgleich vom grauen Staar befallen, einem geſunden Alter entgegen zu gehen ſcheint, hat ſich in ſeinem Weſen wieder Vieles geändert. Die Macht der Zeitverhältniſſe mag ihm auch in mancher Beziehung die Augen über die Berechtigung verſchiedener Geiſtesrichtungen geöffnet haben. Neuerdings ſieht man ihn wenigſtens wieder mehr in jener Stimmung, welche den Beginn ſeines Lehramtes ſo ſehr auszeichnete. Uebrigens hat Schadow ſelbſt durch ſeine Schroffheit vortrefflich gewirkt. Indem man nämlich Oppoſition gegen ſeine Principien machte, wurde man vielſeitig. Wie man ihn aber auch beurtheilen mag, er gehört ſicher zu den geiſtreichſten, lebendigſten und anregendſten Perſönlichkeiten der Gegenwart.

Als Helfer ſeiner Methode in formeller Kunſtbildung wählte Schadow ſich treffliche Kräfte. Kolbe, der einem veralteten Principe huldigte, wurde zunächſt beſeitigt, und an ſeine Stelle traten Karl Sohn und Theodor Hildebrandt. Der Erſtere, mit jenem ſcharfen Blicke begabt, welcher immer eine entſchiedene und feine Kritik bedingt, erhielt die Leitung des Antikenſaales und eine Abtheilung der Malerklaſſe; der Zweite, durch Freundlichkeit und Wohlwollen anregend und fördernd, erhielt die andere Abtheilung der letzteren. Der Erſtere war ganz im Stande, durch ſein Vorbild edle, ſchön geſchwungene Bildungen, der Andere durchaus geeignet, ſtrenge Naturtreue zu lehren. Außerdem wurde für die Malerei eine neue Profeſſur creirt, indem man dem Landſchaftsmaler Wilhelm Schirmer den Unterricht in dieſem Zweig der Kunſt anvertraute. Sein kräftiges derbes Weſen, in welchem man eine innige Wahlverwandtſchaft zu den deutſchen Eichen verſpürte, ſchien in der That auch ganz geeignet, Beobachter und Darſteller von Berg und Thal, von Land und See zu begeiſtern. Für den altgewordenen Thelott trat Joſeph Keller, ein tüchtiger Zeichner und feinfühlender Nachahmer der Malerei in der Kupferſtecherkunſt, ein und ſtand ebenfalls bald an der Spitze einer namhaften Zöglingsſchaar. Endlich kam an des verſtorbenen

Schäfer Stelle als Professor der Architektur Rudolph Wiegmann, ein geschätzter Kunstschriftsteller und ein dem Rufe nach in der Wissenschaft vielbewanderter Kenner der Baukunst. Erst in letzter Zeit wurde Ch. Köhler aushelfender Professor für die Malerei und H. Mücke für die Anatomie. All diese Männer waren jung und frisch und wirkten deshalb in derselben Weise nicht wenig zum fröhlichen Gedeihen der rheinischen Kunstschule.

Ist es übrigens schon eine merkwürdige Erscheinung, daß die Leiter außer Wiegmann der Schule entsprossen sind, so beschränkte sich doch die Anerkennung der Düsseldorfer nicht allein auf die Besetzung der genannten Kunststellen. Schadow feierte wirklich dadurch einen seiner schönsten Triumphe, daß manche seiner Schüler mit der größten Auszeichnung und Anerkennung an andere Orte berufen wurden. Eduard Bendemann hatte das große Glück, nach Dresden gezogen zu werden, um dort die Säle des königlichen Schlosses mit großartigen Werken al fresco zu schmücken. Zugleich wurde er Professor und Lehrer der dortigen Akademie. Julius Hübner folgte ihm bald in der letzteren Eigenschaft. Endlich erhielt Jakob Becker, der Genremaler, einen Ruf an das Städel'sche Institut nach Frankfurt am Main, um dort neben Philipp Veit die Malerei zu lehren. So wirkte die Düsseldorfer Schule nicht allein in den engen Grenzen ihres Bereichs, sie sandte auch Apostel in die Ferne, welche ihre Principien und Erfahrungen fortpflanzten.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß nur das genannte Lehrer-Collegium seinen Einfluß auf den Bildungsgang der Schule ausübte. In wie fern die Richtungen der Zeit auf dieselbe einwirkten, das habe ich schon früher auseinander gesetzt. Da aber die Zeiten in einem hohen Maße durch die Persönlichkeiten, die in ihnen leben, bedingt und gestaltet werden, so traf es sich auch hier, daß einzelne Individualitäten leitend und bestimmend an die Spitze von besonderen Malergruppen und Kreisen traten, und ihnen den künftigen Kunstweg angaben. Es ist nicht immer der Fall gewesen, daß der Mann, der den Staaten oder Völkern eine Richtung giebt, auch an der Spitze ihrer Thätigkeit steht. Ein Den-

ker, der mit erleuchteten und tüchtigen Anſichten vielleicht von fern tiefe Worte an die Gegenwart richtet, bringt die Zeit oft in ein ganz anderes Geleiſe, als jener in ſeiner ruhigen Syſtematik erwartete. Gleicher Weiſe mögen die Geſchäfte eines Kaufmannes oft eine ganz andere Wendung nehmen durch Andeutungen und Fingerzeige von Leuten, die ſonſt ſeine Geſchäftskreiſe nicht kreuzen. Aehnliche Ereigniſſe kamen auch hier in Menge vor. In ideeller Beziehung haben die Lehrer der Schule vielleicht am wenigſten Anklang gefunden, indem ſich ihren Richtungen verhältnißmäßig wenige und unbedeutendere Talente anſchloſſen. Andere dagegen, welche jeder Leitung der Studien fern ſtanden, erfreuten ſich bald einer Menge geiſtiger Zöglinge, die nach den ernſt und würdig hingeſtellten Muſtern ſolcher unbewußten Führer arbeiteten. Aber ich will an dieſem Orte nicht von ihnen reden, indem ich bei der Beſprechung der einzelnen Individualitäten dieſen Vorzügen bei jedem Einzelnen gerecht zu werden hoffe.

Und ſo wäre es denn allmälig Zeit geworden, aus den Vorhallen in das Heiligthum des Tempels einzutreten. Ich werde Sie zuerſt zu den hiſtoriſchen Malern, dann zu den Genremalern und zuletzt zu Landſchaftern der Schule führen, ohne zugleich zu vergeſſen, Ihnen die beſſeren Thier- und Stilllebenmaler und Kupferſtecher zu bezeichnen. Auch die einzelnen Zweige werde ich verſuchen, Ihnen wieder in verſchiedenen Gruppen zu charakteriſiren. So wird namentlich die Hiſtorienmalerei in manche Arten zerfallen. Wie ich dabei zu verfahren gedenke? Ei nun, ich will meiner Individualität treu bleiben und loben, was mir lobenswerth, und tadeln, was mir tadelnswerth erſcheint. Werde ich aber auch unparteiiſch ſein? Ich will es in ſo fern vermeiden, parteiiſch zu ſein, als ich gewiß sine ira et studio verfahre. Die Perſönlichkeiten ſollen mich nicht beſtimmen, eine beſondere Milde oder Strenge an den Tag zu legen. Aber für die Wahrheit und Schönheit will ich Partei ergreifen, ſo kräftig und wirkſam es in meinen Kräften ſteht. Und bei dieſem Beginnen ſollen mich nicht etwa die veralteten Erbſchaften der Aeſthetik vergangener Zeiten leiten. Ich werde mich im Gegentheil auf

den Standpunkt der neueſten Gegenwart ſtellen und in ihrem Geiſte meine Ausſtellungen und meine Forderungen machen. Freilich muß ich dabei erwarten, daß manches treuſelige Gemüth, welches an die alleinſeligmachende Kraft ſeiner Grundſätze glaubt, nicht einverſtanden ſein wird mit einer Methode, die vielleicht mitunter zu ſehr an den Radicalismus erinnert. Aber ich will mich bei dieſen Unzufriedenheiten, die nicht ausbleiben können, mit dem Ausſpruche eines beſſeren Mannes tröſten und ausrufen: „Hier ſtehe ich und kann nicht anders!“

IV.

Wilhelm von Schadow. Julius Hübner.

Wenn es gilt, Geſchichte zu tractiren, ſo fällt man ſelten in die Mitte der Dinge oder, wie der Lateiner ſagt, in medias res, ſondern man fängt vom Anfange oder, wie derſelbe ſich ausdrückt, ab ovo an. Ich will Ihnen jetzt von den Hiſtorienmalern erzählen und beginne mit denen, welche ſich mit Darſtellungen aus der älteſten Geſchichte beſchäftigen. Nun ſind freilich die heiteren, nackten Götter des Griechenthums ſelten bei uns eingezogen. Sie ſcheuten vielleicht die graue Luft unſeres nordiſchen Klima's. Oder war es die dämmerhafte Romantik der Schule, von welcher die klaren und herrlichen Geſtalten nichts wiſſen wollten? Ihr Beſuch, wenn ſie kamen, war jedenfalls ein ſteifer und gemeſſener, welcher der wahren Herzlichkeit und der freudigen Verſtändigung ermangelte. Deſto mehr aber hat die Bibel zu allen Zeiten gegolten. Von den Büchern Moſis bis zu der Apokalypſe des Johannes hat ſie gedient, den Düſſeldorfern Stoffe und Gedanken zu geben. Zunächſt führe ich Sie zu der Klaſſe von Malern, welche gleichmäßig die Thaten des alten wie des neuen Teſtamentes zu Vorwürfen ihrer Werke gemacht haben.

Dr. Wilhelm von Schadow, geboren zu Berlin am 6. September 1789, der Director der Schule, wird füglich zuerſt genannt. Seine großen Verdienſte als Lehrer habe ich Ihnen bereits auseinandergeſetzt. Hier haben wir es mit dem Künſtler zu thun. Nun muß ich Ihnen aber von vorn herein geſtehen, daß er als Maler dem kritiſchen Meiſter bei Weitem nachſteht. Als Lehrer gehört ſein Ruhm ſicher eher der Ewigkeit an, denn als Künſtler. Wo er ſchaffend auftritt, da beſitzt er mehr Eklektik als Intuition, mehr Ueberlegung als Begeiſterung, mehr Abſtraction als Genialität. In dem Maße, wie Schadow übrigens dieſe Eigenſchaften beſitzt, ſind ſie äußerſt achtungerregend. Aber ſo großartig er mit ihnen daſteht, ſo reichen ſie für die Kunſt doch nicht vollſtändig hin. Bei ſeinem ſcharfen, intelligenten Geiſte hätte er ſich ohne Zweifel in jedem Fache ausgezeichnet. Sein Bildungsgang hat ihn vorzugsweiſe der Kunſt zugeführt. Bekanntlich iſt ſein Vater ein bedeutender Bildhauer geweſen. So weckten die jugendlichen Anſchauungen in ihm früh den Sinn für Schönheit, Maß in Formen und Farben, und weil er ſie verſtand, ſo glaubte er wohl, ſich mit Erfolg der Kunſt widmen zu dürfen. Sein ganzes Leben beweiſt, wie ſehr er bemüht war, die Werke der Alten und Neuen zu ſtudiren. Sein geübter Blick fand leicht das Gute und Vollendete, ſeine Umſicht geſtattete ihm, den Kreis der Erſcheinungen möglichſt allgemein zu erfaſſen. Mannigfache Reiſen und Bekanntſchaften halfen ihm nicht wenig, jede Lücke auszufüllen. Eine neue Richtung iſt indeß trotz der ernſthafteſten Studien nicht aus ſeinem Haupte entſprungen. All ſeine erworbenen Anſchauungen haben ihm dazu gedient, um combinirte Werke zu ſchaffen, die ſich eben aus dieſem Grunde wenig Popularität erworben haben. Gleichwohl darf man nicht behaupten, daß es ihm an Gefühl und Phantaſie mangle; aber es iſt ſein Fehler, daß er ſie mit einer allzu herben Zähigkeit dem Kopfe unterordnet. Wer weiß, ob es Schadow's Bildern nicht zum Vortheil gereicht hätte, wenn er ein geringerer Kenner der Kunſtgeſchichte wäre!

Bei einer ſolchen Organiſation und einem ſolchen Bildungs-

gange iſt die Richtung, die er eingeſchlagen hat, naturgemäß. Wie er in der Religion zum Katholicismus gelangte, ſo kam er in der Kunſt in die Symbolik. Da er aber das Chriſtenthum für das Höchſte im Leben hielt, ſo ſtrebte er vorzugsweiſe, chriſtlicher Künſtler zu werden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Schadow die Schöpfungen, die er in dieſem Sinne bearbeitet hat, für ſeine beſten hält. Aber ich bin nun einmal kein großer Freund von Allegorieen, weil wir die Neigung dazu gewöhnlich entſtehen ſehen, wenn gute Kunſtperioden ihrem Verfalle oder wenn bedeutende Perſönlichkeiten dem allmäligen Hinſinken ihrer Kräfte entgegengehen. Nur in Zeiten des Ueberganges, wo der menſchliche Geiſt ſich der Reflexion und Dogmatik zuwendet, pflegen ſie zu gelingen. Aber wie ſelten leben ſie in die Jahrhunderte fort! In der That gehören Geiſter, wie Dante, Calderon und Raphael dazu, um ſolchen Werken den Stempel der Ewigkeit aufzudrücken. Will man aber die ganze Richtung gelten laſſen, ſo findet man unter Schadow's Werken manche, die einen tiefen Gedankenreichthum und eine große Fülle des Strebens an den Tag legen. Hieher gehören zunächſt die Werke, welche er mit Overbeck und Veit gemeinſchaftlich in Rom ſchuf, nämlich die Traumdeutung des Joſeph und die Trauer Jakob's, der ſeine Kleider zerreißt, als er den vermeintlichen Tod ſeines Sohnes vernimmt. Unter den Düſſeldorfer Arbeiten reihen ſich daran ſein Chriſtus am Oelberg, ſein Chriſtus mit den Jüngern auf dem Wege nach Emaus, und Maria mit dem Leichnam des Herrn am Kreuzesſtamme. Von größerem Umfange und bedeutenderer Compoſition ſind die klugen und thörichten Jungfrauen. Bemerkenswerth iſt es übrigens bei dieſem Bilde, daß die üppige Sinnlichkeit der Thörinnen viel beſſer gelungen erſcheint, als die dürre Aſcetik der himmliſchen Geſtalten. Hieran ſchließt ſich der Brunnen des Lebens, ein Gemälde von außergewöhnlichen Dimenſionen und tiefdurchdachter Erfindung, das wohl eine größere Theilnahme verdiente, als es gefunden hat. Die letzten Werke Schadow's beſtehen in drei großen allegoriſchen Darſtellungen von Himmel, Fegefeuer und Hölle.

Ein Vorwurf, wie Dante ihn einſt wählte, um eines der großartigſten Gedichte der Welt zu ſchaffen. Der deutſche Meiſter wird mit dem mächtigen Florentiner nicht rivaliſiren können. Die Bilder haben alle Vorzüge und Fehler Schadow's. Sie ſind voll Reflexion, aber die Reflexion lebt nicht, wie ſie leben ſollte, ſie geht nicht in des Beſchauers Fleiſch und Blut über. Und das iſt denn auch der Grund, warum ich nicht auf eine nähere Beſchreibung eingehe.

Unendlich beſſer gelingen Schadow individualiſirende Bilder und Portraits. Zu den erſteren rechne ich beſonders ſeine Evangeliſten, welche er im Beginn ſeiner Düſſeldorfer Wirkſamkeit malte und die ſich gegenwärtig in der Werder'ſchen Kirche in Berlin befinden. In ihnen bedurfte es nicht der Wechſelwirkung verſchiedener Charaktere, die ſich zu einem Gedanken zuſammen binden, es bedurfte nicht des eigenthümlichen Talentes der Compoſition, hier war einfache Charakteriſtik genügend, und ſo iſt denn etwas zu Stande gekommen, was man achten und rühmen muß; denn die Geſtalten ſind wirklich in Haltung und Ausdruck großartig und tüchtig. Sie erſcheinen als apoſtoliſche Figuren, deren Würde und Kraft erhebt und ergreift. Auch ſeine Himmelskönigin muß hierher gerechnet werden. Andre intereſſante Arbeiten auf dieſem Gebiete ſind die Charitas und die Mignon aus früherer Zeit, ſo wie die Pietas und Vanitas, Chriſtus an der Säule und die heilige Hedwig, die nach ſeiner letzten italieniſchen Reiſe entſtanden. Weniger gelungen erſchienen manche Heiligengeſtalten, welche der Künſtler in ſpäterer Zeit ſchuf, weil die Kraft der jugendlichen Auffaſſung in ihnen mangelt. Die Portraits ſeiner Kinder, Immermann's und Mendelsſohn's zeigen eine ſo tiefe geniale Auffaſſung, daß man die geringe Anzahl ähnlicher Arbeiten bedauern muß. Ueber die Tüchtigkeit der Zeichnung und Farbe brauche ich nichts hinzuzufügen, da die Lehrer-Eigenſchaften Schadow's eng damit verknüpft ſind.

Julius Hübner aus Oels in Schleſien, geb. 27. Januar 1806, iſt eine ganz verwandte Natur. Auch er iſt ſeinem innerſten Weſen nach Skeptiker. Seine Studien haben ebenfalls den

ganzen Kreis bekannter Kunſtproducte erfaßt. Er kennt die Meiſter des Alterthums und des Mittelalters, das ſieht man an ſeinen Werken; indeß wenn er ihre Fehler vermeidet, dann hat er doch noch nicht ihre Stärken. Auch bei ihm iſt die kritiſche Seite vorwiegend; aber er beſitzt doch wieder ganz andere Eigenſchaften als Schadow. Wo der Meiſter katholiſch iſt, da giebt ſich der Schüler proteſtantiſch, wo jener derb und kräftig iſt, da erſcheint dieſer weich und zart. Man ſieht ihm an, daß er ſich der Vielſeitigkeit befleißt, und wünſcht ihm doch zuweilen die Einſeitigkeit des Directors der Schule. Mit dieſen Eigenſchaften war er zum Genoſſen Schadow's wie geſchaffen, wenn er auch niemals eine officielle Stellung an der Akademie eingenommen hat. Sein gebildeter Geſchmack war in allem, was Form und Farbe anging, eine treffliche Zugabe für die friſche Akademie und wurde die Urſache, daß die jungen Künſtler ſich oft und gern Rath bei ihm holten, was um ſo eher geſchehen konnte, da Hübner's freundliches Weſen ganz geeignet erſchien, auf die Zöglinge der Schule einzuwirken. Uebrigens haben wir auch hier wieder die Erſcheinung, daß ſolche Naturen mehr auf die formelle Entwicklung wirken. Bendemann fand in Hübner, was Form und Geſtaltung angeht, ſeinen erſten Meiſter, und dennoch wurde dieſer Meiſter wieder geiſtig angeregt durch die Werke des mit einem größeren Genius begabten Schülers.

Die Richtung, zu welcher Hübner ſich vorzugsweiſe bekennt, iſt ebenfalls die bibliſche. Am glücklichſten ſcheint er mir in dieſer Beziehung in einem altteſtamentariſchen Stoffe: Hiob mit ſeinen Freunden auf den Trümmern ſeines Hauſes, geweſen zu ſein. Hier aber hat gerade ſein Schüler Bendemann durch ſeinen Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem den entſchiedenſten Einfluß auf den Meiſter gehabt. Wäre dieſes Bild nicht früher vorhanden geweſen, wer weiß, ob das Hübner'ſche entſtanden wäre! Im Buch Hiob heißt es (Cap. II. V. 11): „Da aber die drei Freunde Hiob's hörten all das Unglück, das über ihn kommen war, kamen ſie, ein jeglicher aus ſeinem Ort. Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Sophar von Naema.

Denn ſie wurden eins, daß ſie kämen, ihn zu klagen und zu tröſten. Und da ſie ihre Augen aufhuben von ferne, kannten ſie ihn nicht. Und huben auf ihre Stimmen und weineten, und ein jeglicher zerriß ſein Kleid, und ſprengeten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. Und ſaßen mit ihm auf der Erde ſieben Tage und ſieben Nächte, und redeten nichts mit ihm, denn ſie ſahen, daß der Schmerz ſehr groß war." Die Compoſition darf in jeder Beziehung trefflich genannt werden. Links ſitzt die Trauergeſtalt des edlen Dulders, rechts die Freunde. Sein Weib bringt einige Abwechſelung in die ernſte Gruppe der Männer. Es ſind große mächtige Geſtalten, ganz im Charakter, wie man ſich die Helden des alten Teſtaments denkt. Ein tiefer Schmerz bekundet ſich in jeder Stellung und Miene. Den Geiſt beſchleicht ein tiefernſtes, troſtloſes Schweigen bei dieſem grandioſen Anblicke. Wie Blei liegt es dieſen Männern in den Gliedern, und auch wie Blei liegt Himmel und Erde, die ſie umgeben. Es iſt etwas Todtrauriges, was einem aus dieſer Stimmung entgegen weht. Bei Weitem nicht ſo gelungen iſt Hübner's Simſon, der die Säulen des Tempels zerbricht. Zunächſt leidet dieſe Darſtellung an einem Fehler, den man bei den Düſſeldorfer Malern oft antrifft, nämlich große Ereigniſſe in wenigen Perſonen auszudrücken. Dann aber auch iſt dieſer Simſon in ſeinem äußeren Weſen durchaus nicht jener jüdiſche Achilles, der durch alle Hinderniſſe bricht. Hübner hat weder die Kraft noch den Muth, einen ſolchen Moment, wo Alles in wildem Gewirre durch einander ſtürzt, im Augenblicke des thatſächlichen Ausbruches darzuſtellen; denn er giebt ſtatt dieſes gewaltigen Attentats gegen die Philiſter nur einen ſtarken Mann, einen Knaben und zwei Saulenpfoſten. Darum hat denn auch das Werk eine ſehr fragmentariſche Wirkung.

In den Darſtellungen der chriſtlichen Mythe ſcheint mir Hübner ungleich ſchwächer. Was ihm in meinen Augen hier am meiſten ſchadet, das iſt ſein proteſtantiſcher Standpunkt, der ſich aber vor der proteſtantiſchen Auffaſſung in der letzten Conſequenz fürchtet. Man ſieht dem Künſtler nur zu ſehr an, daß

er dieſes Gebiet vom Standpunkte der freien Forſchung aus cultiviren möchte. Bei dieſem Princip iſt aber dem Heiland die Glorie der Göttlichkeit von vorn herein abgeſtreift, in das Heiligthum der meſſianiſchen Ueberlieferung iſt der Zweifel eingedrungen. Man weiß es aus der Culturgeſchichte, daß dem Proteſtantismus keine proteſtantiſch-religiöſe Kunſt gelungen iſt. Die wahrhaft chriſtliche Kunſt ſcheint im Katholicismus ihre mögliche Vollendung gefunden zu haben; ſie ſcheint es um ſo mehr, wenn man einen ſo feindenkenden Künſtler mit all ſeinen proteſtantiſchen Verſuchen ſcheitern ſieht. Man betrachte nur einmal das Bild, welches Chriſtus darſtellt, wie er in den Wolken über den vier Evangeliſten ſchwebt und ihnen gleichſam zuruft: „Ich bin bei Euch bis an das Ende der Welt.“ Die Geſtalten ſind edel, die Charaktere tüchtig, Zeichnung und Farbe lobenswerth, aber Eins fehlt, es fehlt dieſer warme, heiße Glaube, der nur in einem wahrhaft chriſtlichen Kunſtwerke aus jeder Linie ſieht. Noch weniger bedeutend iſt ein Chriſtkind auf den Wolken, das in ſeiner Einfachheit vielleicht naiv ſein ſoll, in der That aber nichtsſagend erſcheint. Sein Chriſtus, der zum Geißeln an die Säule gebunden iſt, macht in ſeiner Weichheit und Unmännlichkeit einen durchaus matten Eindruck. Ein anderes ſymboliſches Bild ſah ich im Jahre 1840 in Berlin. Es ſtellte das Gleichniß aus der Bergpredigt dar, welches von den Lilien auf dem Felde ſpricht. Chriſtus war auf demſelben dargeſtellt vor einer Menge, die ſeinen Lehren lauſchte, allein es fehlte zwiſchen den Perſönlichkeiten der rechte Zuſammenhang, und der Springpunkt des Gedankens im Bilde trat auf keine eclatante Weiſe zum Vorſchein. Die kindliche Frömmigkeit, welche ſolchen Darſtellungen erſt die wahre naive Weihe verleiht, mangelte durchaus. Die Skepſis hatte mitgearbeitet, und der kritiſche Beigeſchmack derſelben nahm dem Bilde die nothwendige Ueberzeugungskraft.

Bei Weitem glücklicher hat ſich Hübner ohne Zweifel im romantiſchen Genre bewegt. Da er unter den Einflüſſen der Tieck'ſchen Schule aufwuchs, ſo lagen ihm jene Anſchauungen natür-

licher Weiſe nahe. Die Ballade und Romanze, das ſüdliche und nordiſche Epos lockten auch ihn in ihre märchenhaften Netze. Zu den erſten Bildern ſeines Düſſeldorfer Wirkens gehörte unter Anderm eine Darſtellung von Goethe's Fiſcher.

Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Das war ſo recht ein Gegenſtand für die Anfänge der Schule. Dieſes verſchwimmende muſikaliſche Element fand ſich damals faſt in allen Bildern wieder. Die Darſtellung war am Ende reizend genug, leider aber hatte ſich der Künſtler in der Sache ſelbſt vergriffen. Die bildende Kunſt darf nicht aus dem Gebiete herausgehen, wo ſie wirklich plaſtiſch mögliche Situationen liefern kann. Bei dieſem einſchmeichelnden melodiſchen Lied unſeres Goethe iſt das aber unmöglich, weil es einen Gedanken enthält, der nur an die geheimſten Pforten des Gefühls anklopft. Es iſt die Sehnſucht, im Waſſer unterzugehen. Trotz allem Reiz der Farben, trotz aller Feinheit der Individualiſirung läßt ſich aber ſo etwas nicht ſinnlich darſtellen, man muß es eben derjenigen Kunſt überlaſſen, die im Stande iſt, es auszudrücken. Nur die Poeſie kann dieſe Lockungen ausdrücken:

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Aber dieſe Gedanken vom Blitzen und Wogen des Waſſers wiederzugeben, das wird der Maler ſtets vergebens verſuchen. Eine Zeichnung der ſchönen Meluſine im Bade, die ich früher in den Mappen des Künſtlers ſah, war äußerſt duftig und träumeriſch gehalten und wurde damals als die beſte Arbeit des Malers in

dieſem Genre betrachtet. Mit Bendemann zuſammen hat er ſpäter auch Illuſtrationen des Nibelungenliedes geliefert, denen ſich indeß nichts beſonders Hervorragendes nachſagen läßt. Bekannter iſt ſein raſender Roland, der die Prinzeſſin von Galizien in einer Räuberhöhle befreit, durch einen Stich von Joſeph Keller geworden. Ich kann indeß nicht ſagen, daß mir das Werk beſonders zuſage. Die ſieghafte Kraft, in einem zornentbrannten Helden dargeſtellt, iſt ihm hier nicht viel beſſer gelungen, als beim Simſon. Das Rollen der Augen ſteht nicht im Verhältniſſe zu dem Rollen des Heldenmuthes in der Bruſt des ehernen Mannes. Auch die anderen Figuren des Bildes ſind nicht beſonders charakteriſirt. Dagegen zeichnen ſich die Geſtalten des Biſchofs Turpin und des Dichters Arioſt, welche die Seite ausfüllen, durch Würde und Ernſt aus, ſo daß ſie ſeltſam mit der Unruhe des Mittelſtückes contraſtiren.

Man ſollte glauben, hier ſei es mit der Vielſeitigkeit des Künſtlers zu Ende. Aber mit nichten. Noch ganz in der jüngſten Zeit habe ich ihn auch als Maler des Alterthums kennen gelernt. Wenigſtens verſetzt uns ein Bild, das er das goldene Zeitalter nannte, nach Hellas. Blühende, üppige Knabengeſtalten in anmuthiger Gruppirung bilden hier das ſchöne Symbol der glücklichſten Zeit des Menſchengeſchlechts. Die jungfräuliche Natur, die ſie umgiebt, ſpendet in milder Fülle ihre üppigen Gaben. Man erkennt auch hier wieder den gebildeten, feinfühlenden Künſtler. Aber es iſt doch wieder mehr der Tact, als das Genie, was dieſes Bild gemalt hat.

Und nun zum Schluſſe führe ich Ihnen Hübner auch noch als Portraitmaler vor. Hier muß ich ihn ohne Rückhalt rühmen. Auf dieſem Felde kommt ihm ſein kritiſches Talent ganz und gar zu Nutze. Ein Mann, der gewöhnt iſt, zergliedernd in die Dinge zu ſchauen, hat ſich gewöhnlich auch eine gute Portion Menſchenkenntniß erworben. Wie er die Erſcheinungen in Natur und Leben ſcharf anſchaut, ſo ſieht er forſchend in die Charaktere. Kommt zu dieſen Eigenſchaften nur die Fähigkeit, klare und tüchtige Formen zu zeichnen und kräftige Farben auf

die Leinwand zu bringen, ſo ſind alle Bedingungen zu einem trefflichen Portraitmaler gegeben. Daß Hübner ſich übrigens wirklich auf dieſe Kunſt verſteht, beweiſt neben manchen anderen Portraits namentlich das Bildniß des alten Directors Gottfried Schadow in Berlin, das den Vergleich mit den beſten Arbeiten dieſer Art vollkommen aushält.

Ich habe im Ganzen nur die Leiſtungen Hübner's während ſeines Düſſeldorfer Aufenthaltes betrachten können, nur hier und da habe ich mir einen Uebergriff in ſein Dresdener Leben erlaubt. Welche Vielſeitigkeit! kann man indeß mit Recht ausrufen. Leider aber iſt es nicht die Vielſeitigkeit eines Raphael und Rubens, oder, wenn ich in die Literatur greifen darf, eines Shakeſpeare und Goethe, denen es am Ende gleich iſt, ob ſie einen Stoff aus der älteſten Vergangenheit oder der neueſten Gegenwart nehmen, da ſie wiſſen, daß ſie ihm immer den eigenthümlichen Stempel ihrer Individualität aufdrücken. Wir haben hier die Vielſeitigkeit des gebildeten Eklektikers vor uns, des Mannes, der Alles ſtudirt und begriffen hat und, weil dies der Fall iſt, Alles leiſten zu können glaubt. Alle Achtung vor den Beſtrebungen Hübner's! Aber das darf uns nicht hindern, zu wünſchen, daß er ſeine Kräfte beſſer concentrirt hätte, ſtatt ſie an Allem zu verlieren. Männer, wie er, haben ſo oft das gute Wort: „Multum, sed non multa," im Munde, beſonders wenn es gilt, Andere auf die rechten Wege zu bringen. Hätte er ſelbſt dieſen Spruch der Weisheit befolgt und ſich den romantiſchen oder altteſtamentariſchen Darſtellungen allein gewidmet, ſo zweifle ich nicht daran, die Kunſt würde an dieſem intelligenten und ſcharfſinnigen Meiſter eine größere Eroberung gemacht haben.

V.

Eduard Bendemann. Chriſtian Köhler.

Wir bleiben in derſelben Richtung, aber wir gehen von den guten Meiſtern zu den beſſeren Zöglingen über. Ich glaube, man kann mit Recht ſagen, daß Bendemann der Lieblingsſchüler Hübner's und daß Köhler der Lieblingsſchüler Schadow's iſt. Beide Meiſter haben in dieſen Jüngern wenigſtens annäherungsweiſe das erreicht geſehen, was ſie ſelbſt erſtrebten. Die Schüler ſind nicht ſo kritiſch begabt und ſo gelehrt, und deshalb auch viel einſeitiger, aber die Natur hat ihnen ein reicheres und tieferes Talent verliehen. Erſcheinen ſie beſchränkter in der Wahl ihrer Stoffe, ſo faſſen ſie dafür die Gegenſtände breiter und gewaltiger und erfreuen ſich dadurch eines größeren Erfolges; denn ihre Bilder erwarben ſich eine ausgedehntere Popularität, als die Schöpfungen ihrer Meiſter. Merkwürdig iſt es dabei, daß ſie ſich hauptſächlich das alte Teſtament zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen wählen.

Eduard Bendemann, geboren 3. December 1811 in Berlin, deſſen Wirkſamkeit ich übrigens nur während ſeines Düſſeldorfer Aufenthalts beobachtet habe, kann füglich als der Idyllmaler des alten Teſtaments bezeichnet werden. In dieſer Beziehung hat er in der That eine urſprüngliche Naivetät entwickelt, welche bewundernswürdig iſt. Das patriarchaliſche Leben der Kinder Iſrael, wie es ſich in Freude und Trauer äußert, iſt ſchwerlich von einem Künſtler ſinniger und inniger dargeſtellt worden, als von ihm. Er hat hier einen Theil der Bibel aufgefaßt, dem die griechiſchen und lateiniſchen Elegiker eine beſondere Dichtungsart gewidmet haben. Er iſt als Maler der Virgil und Theokrit des alten Bundes geworden. Die ſtillen häuslichen Eigenſchaften des jüdiſchen Familienlebens, ihre Trauer im Exil, ihre Freude bei der Aernte, ihre heimlichen Liebesſcenen haben in ihm einen beredten und unübertrefflichen Interpreten gefunden. Bliebe noch irgend ein Zweifel über die Abſtammung des Künſt-

lers, so würden seine Werke allein die Gewißheit geben, daß seine Vorfahren vor langen Jahrhunderten auf dem heiligen Boden von Palästina durch die Wüsten gewandert sind und unter den Palmen geruht haben, so getreu gehen seine Ahnungen zurück in die dunkle Vorzeit eines großen und zähen Volksstammes, der seine Rolle selbst in der neuen Geschichte fortspielt, obgleich er längst von der heimathlichen Scholle gerissen ist. Bendemann's Bilder tragen das Gepräge eines edlen Orientalismus.

Ich erinnere mich noch recht lebhaft des großen Erfolges, den der Künstler mit seinen ersten Werken hatte. Freilich verdienten die talentvollen Arbeiten des sehr jungen Mannes die größte Beachtung. Aber in Düsseldorf wurde die Sache doch auch sehr übertrieben. In den geringen Gesichtskreis der Schule holte man sich die Vergleichungs-Objecte aus allen Zeiten und Völkern, und da war es denn allerdings seltsam anzuhören, daß man diesen Zögling der Akademie mit Michel Angelo zusammenstellte. Ich habe seine Richtung schon als eine idyllische bezeichnet und glaube nicht, daß mir Jemand beweisen kann, daß er sich in einer anderen mehr ausgezeichnet hat. Wo ist also hier der Vergleich mit jenem gigantischen Künstler des jüngsten Gerichts? Höchstens in den Formen ließe sich einige Aehnlichkeit mit ihm finden. Bendemann liebt es, sie groß und edel in dem Charakter, voll in den Umrissen und schön in den Linien wiederzugeben; aber dabei sind sie eher weich als stark, eher mild als kräftig. Ich sehe selbst in seinen bärtigsten Männern ein gewisses weibliches Element, welches den Heroismus ganz und gar ausschließt. Die Farben des Künstlers besitzen eine große Helligkeit, sie stehen ganz im Verhältnisse zu seinen klaren, lichten Gestalten. Und so findet man im Ganzen eine gewisse keusche Jungfräulichkeit, welche seinen Werken sehr wohl ansteht. Uebrigens stimmten hiermit ganz und gar die Eigenschaften des Herzens und Geistes, welche der Künstler in seinem hiesigen Leben entwickelte. Seine liebenswürdige Bescheidenheit machte ihm viele Freunde, und das war gewiß nicht der geringste Grund seiner allgemeinen Anerkennung.

Die erſte Arbeit Bendemann's war Boas und Ruth und kann nur als Studie von Intereſſe ſein. Darauf folgten die trauernden Juden. Er machte damit in der damaligen Zeit einen Effect, der uns heut zu Tage unglaublich ſcheinen möchte. „An den Waſſern von Babylon ſaßen wir und weineten, wann wir an Zion gedachten.“ Das iſt die Stelle, welche die Veranlaſſung zu dem Gemälde gegeben hat. Wir ſehen eine einfache Gruppe vor uns, gebildet von einem Greiſe, zwei weiblichen Geſtalten zu ſeinen Seiten, von denen die eine einen Säugling auf den Armen hält und die andere, ein junges Mädchen, am Boden kniet. Dieſe Figuren ſitzen im Schatten einer Palme. Der Hintergrund zeigt in blauem Duft die Heidenſtadt, welche die Gefangenen aufnehmen ſoll. Das Bild giebt in ergreifenden Zügen den ernſten Schmerz der Heimathloſigkeit, der uns ſtets ſo tief ergreift, gleichviel, ob er bei alten oder neueren Völkern vorkommt. Es tritt hier zwar wieder die Eigenthümlichkeit der Schule hervor, große Volksangelegenheiten durch wenige Perſonen darzuſtellen, aber die Epiſode iſt wirklich durch ihre edle Haltung, durch ihre ſtumme Pein, durch die innere Zerknirſchtheit der dargeſtellten Perſonen über das verlorene Vaterland ſo ergreifend ſchön, daß man davor weinen möchte, gerade weil dieſe Unglücklichen ihren Schmerz ſo groß zu tragen wiſſen. Die umfaſſende Darſtellung eines Volkes, das von ſeinem heimathlichen Herde geſchleppt iſt, vermißt man freilich, und deshalb hat das Bild auch weniger einen hiſtoriſchen Charakter. Ich bemerke dies übrigens nicht, um den Künſtler zu tadeln, ſondern um nachzuweiſen, daß er ſeinem idylliſchen Charakter gleichſam in Form einer Elegie treu geblieben iſt.

Ein ähnliches Bild von Bendemann war Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem. Man hat vielfach die Behauptung aufgeſtellt, in dieſer Darſtellung habe ſich der Künſtler während ſeines Düſſeldorfer Aufenthaltes am großartigſten erwieſen. Ich kann dieſe Meinung nicht theilen. Der Zuſchauer trifft als Mittelpunkt des Bildes den großen Propheten, wie er verſenkt in tiefes Sinnen auf zerbrochener Säule ſitzt, die Rollen

in den Händen, welche ſeine ewigen Klagelieder enthalten. In der Ferne brennt die Stadt. Um ihn iſt trübes Gewirre. Links ſehen wir eine Gruppe, die über ein todtes Kind, das zu ihren Füßen liegt, klagt; ein anderes Weib mit ihrem Säugling iſt auf wirrer Flucht begriffen. Rechts von dem grauen Sänger ein ſterbender Krieger, an dem ein Knabe hinauf ſchaut, und ein Weib und ein Junge, die einen Todten fortbringen. Ich muß geſtehen, für mich wäre der Prophet allein genug geweſen. Sein tiefes, ernſtes Weſen erklärt die Situation an und für ſich. Die bunten Epiſoden in der Nähe, die alle ohne innerlichen Zuſammenhang daſtehen, machen für mein Auge die Scene unruhig. Iſt auch jede Gruppe für ſich vollendet, ſo fehlt ihr doch die thatſächliche Beziehung zu den anderen, und deshalb macht das Bild einen zerriſſenen Eindruck, ſo ſchön es ſich auch in den Linien und der Gruppirung baut. Der Künſtler wollte ſich zum Drama aufſchwingen, aber er hat nur einzelne Elegieen an einander gereiht, die gleichwohl alle vortrefflich und lobenswerth ſind.

Am glücklichſten ſcheint mir der Künſtler in der altteſtamentariſchen Idylle. In dieſer Beziehung hat ſeine Aernte allwärts einen höchſt anmuthigen Eindruck gemacht. Freilich iſt es nur ein bibliſches Genrebild, aber das hindert nicht, hier die eigentlich geiſtige Heimath Bendemann's zu finden. Welche herrliche Ueppigkeit und Fülle des Sommers iſt über dieſer vortrefflichen Schilderung ausgegoſſen! Auf den goldenen dahinwogenden Feldern liegt der vollſte Segen des Himmels; die Früchte, die an dieſen Zweigen reifen, ſind ſüß und koſtbar. In des Mitte des Bildes unter einem Feigenbaume ſteht der Herr des Ackers, ein greiſer bärtiger Mann, und ſchaut mit innerſter Befriedigung auf das Glück des Jahres. Die Schnitter mähen ihm das Korn, der Hirt hütet ihm die Heerde, Mädchen tragen den Fleißigen die Krüge mit kühlendem Labſal zu, die Weiber ſpielen mit den blühenden Kindern. Alles haucht Freude und Andacht. Hier iſt freilich auch Alles in Epiſoden ausgeſprochen, aber jedes Einzelne dient dazu, den Gedanken zu vervollſtändigen. In dieſelbe Klaſſe gehört eine Zeichnung, welche

welche ſich im Album des Herrn Schadow befindet. Dieſelbe behandelt eine Stelle aus dem hohen Liede, wo der König zu der Geliebten ſpricht: „Und ich bin dein, und du biſt mein, wir weiden unter den Roſen.“ Die Compoſition iſt äußerſt einfach. Ein liebendes Paar in altjüdiſcher Tracht ſitzt in reizender Umſchlingung unter einem blühenden Strauche; aber man kann ſich in Bewegungen und Mienen der Geſichter nichts Innigeres und Ergreifenderes denken. Der Ausdruck, der hier durch den Stift erreicht wurde, iſt faſt muſicaliſch weich. Somit giebt es keinen ausgezeichneteren bibliſchen Genremaler.

Auch manche andere Bilder, welche dem Inhalte nach verwandte Stoffe behandeln, haben trotz ihrer modernen Form einen Anſtrich orientaliſcher Auffaſſung. Seine Mädchen am Brunnen erinnern, obgleich ſie neue Coſtüme tragen und hübſche Coiffuren haben, dennoch entfernt an jene Töchter des alten Bundes, die dem Reiſenden, der ermüdet durch Wüſtenſtaub und Sonnenbrand von ungefähr an die Quelle trat, eine labende Erquickung reichten. Uebrigens iſt dieſes Bild ziemlich inhaltlos. Der Künſtler hat wohl nur in einer Zwiſchenzeit ideale weibliche Charaktere darſtellen wollen, ohne ihnen eine That unterzubreiten. Ungleich beſſer iſt das Bild „Hirt und Hirtin“, nach Uhland's Lied:

Wir ſchauen in die Lande
Und werden doch nicht geſehn.

Ein reizendes Paar, keuſch, ſinnig, rein, fromm, echte Kinder einſamer Berge, Genoſſen ſtiller Lüfte, Freunde weiter Haiden, ſitzen ſie Arm in Arm auf dem Gipfel des Berges. Es liegt eine ſelige Ruhe auf dieſen Zügen, eine tiefe Befriedigung in dieſen Gliedern. Aber echt deutſch kann ich dieſe Darſtellung doch nicht nennen, auch hier mahnt mich trotz der blonden Geſtalten etwas an den Oſten, obgleich ich es nicht deutlich zu machen weiß, was es iſt.

Auf dieſe Werke beſchränkt ſich Bendemann's Wirkſamkeit in Düſſeldorf. Schon im Jahre 1838 ſiedelte er, einem Rufe folgend, nach Dresden über. Die Uebernahme einer großartigen Arbeit al fresco in dem königlichen Schloſſe der ſächſiſchen Haupt-

ſtadt entzog ihn dem Kreiſe, in welchem er ſeine Kräfte geprüft und ſtark gefunden hatte. Zugleich wurde er Profeſſor der dortigen Malerſchule. Ich habe nur Anfänge jener Arbeiten geſehen, aber jene Proben haben mir damals nicht die Ueberzeugung gewährt, daß der Künſtler ſich eben ſo glücklich auf dem Gebiete großartiger, ſymboliſch geſchichtlicher Darſtellung bewegen würde. Daß ſeine idylliſche Natur ſeitdem einen hiſtoriſchen Aufſchwung genommen habe, iſt wenigſtens durch keine Nachricht beſtätigt. Seine jetzigen Arbeiten haben nicht die offene Anerkennung gefunden, welche den Producten der Münchener Schule gezollt wird. Es wäre demnach in der That zu beklagen, wenn dieſes herrliche Talent, das in ſeiner Specialität Wunder wirken könnte, durch Anſtrebung von Dingen, denen es nicht gewachſen war, ſeine innerſte Eigenthümlichkeit geopfert hätte. Wie oft hat man Gelegenheit, den Künſtlern eine weitere Bildung zu wünſchen! In dieſem Falle hätte man wirklich Gelegenheit, einer mäßigen Beſchränktheit das Wort zu reden.

Auch **Chriſtian Köhler**, geb. 13. October 1809 zu Werben in der Altmark, iſt ausſchließlich ein Maler des alten Teſtaments. Habe ich Bendemann den Idylliker genannt, ſo ſteht Köhler vor uns als der Maler der bibliſchen Frauen. Dieſe Specialität macht ihn freilich gewiſſermaßen einſeitig; denn wie bei den anderen Völkern, ſo ſpielen auch bei den Juden die Weiber gerade nicht die erſten Rollen. Gleichwohl gibt es doch Frauen genug in dieſem Volke, die einem nachgeborenen Künſtler Stoff bieten; aber ſie haben leider auch das Unglück gehabt, daß ſie zu häufig angeſprochen worden ſind. Wie zahllos oft iſt unter Andern die Judith dargeſtellt! Köhler hat ſich zwar nicht an dieſes Heldenweib gewagt, aber faſt alle anderen Damen ihrer Nation ſind ihm hold geweſen, und wenn ſie es nicht ſelbſt waren, ſo kann man behaupten, daß ſie faſt bei allen ſeinen Darſtellungen eine Hauptrolle ſpielen. In dieſer Einſeitigkeit aber iſt er in der That vortrefflich. Seine Frauengeſtalten zeichnen ſich ſammt und ſonders durch eine geſunde Sinnlichkeit aus, ſie ſind Muſter-Exemplare aus den Töchtern Eva's, über deren Kraft und Fülle

man äußerſt erfreut iſt, zumal da ſie ſich aus der mitunter zu aſcetiſchen Dürre der Schule ſehr vortheilhaft erheben. Oftmals möchten ſie indeß zu ſtofflich und fleiſchig erſcheinen und dadurch an die übermäßigen Glieder der niederländiſchen Schule erinnern. Auch läßt es ſich nicht läugnen, daß die Compoſitionen zuweilen eine tiefere und genialere Auffaſſung wünſchen laſſen. Er gleicht in dieſer Beziehung manchem Zögling aus der Zeit des Rubens. Immerhin muß man ſich aber bei ihm herzlich freuen, herzerfriſchende Bilder, die durch Farbe und Form auf das höchſte erquicken, zu ſehen und zu bewundern.

Eleazar und Rebekka und Jakob's und Rachel's erſte Begegnung waren die erſten Gemälde, aus denen der Kenner gleich die vortreffliche Begabung des jugendlichen Künſtlers herausſah. Die Compoſitionen zeugten freilich noch von jener einfachen, allzu großen Naivetät, durch welche ſich faſt alle Auffaſſungen der jungen Schule auszeichneten; aber das Farben-Talent trat doch auch ſo entſchieden hervor, daß man ſchon damals mit Recht in ihm einen der beſten Coloriſten in Düſſeldorf herausahnte. Gleich die zweite Arbeit Köhler's beſtätigte, daß man ſich nicht getäuſcht hatte. Seine Findung Moſis iſt durch eine hübſche Lithographie wenigſtens am Rheine durchaus populär geworden. Hier iſt auch die Compoſition entſchieden zu loben. Schlanke, anmuthige Frauengeſtalten, mit ſchönen Bildungen in Formen und Geſichtszügen, die am Rande des Fluſſes ſich um das in's Schilfwerk ausgeſetzte Kind bemühen, ſind zu einer reizenden Gruppe zuſammengeſtellt und feſſeln die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers. In dieſem Bilde erſchien dabei eine Zierlichkeit der Geſtaltung, die nachher bei dem Künſtler oftmals in zu große Derbheit übergegangen iſt. Eine mächtigere Kraft entwickelte Köhler dagegen in ſeiner Semiramis, die, von ihren Zofen umgeben, im Zorn vom Putztiſch auffährt, an dem ſie ihr Haar ordnet, während ein Aufruhr die Stadt durchbrauſ't. Das Bild iſt zwar nur Kniefück, aber der Künſtler hat hier in wenigen Perſonen und auf beengtem Raume ein bedeutendes dramatiſches Leben entwickelt. Dieſes energiſch ſchöne Haupt der Königin giebt durch

ſeinen flammenden Ausdruck kund, daß es wohl im Stande iſt, die Empörer von ihrem dunkeln Werke abzuſchrecken. Eine Suſanne im Bade und eine Hagar mit dem verſchmachtenden Ismael ſind in der Compoſition weniger ausgezeichnet und wohl nur vom Künſtler zur Darſtellung gewählt, um ſeinem großen Farben-Talente zu dienen, zumal da gerade dieſe Gegenſtände ſo unendlich oft behandelt worden ſind, daß man ihrer nachgerade müde iſt.

Außer der Findung Moſis, ſind wohl die Mirjam und David, der aus dem Kampfe mit Goliath zurückkehrt, ſeine bedeutendſten Werke. Bei dem erſteren hat Köhler ſich wirklich zu einer edeln und hohen Begeiſterung erhoben. Die Schweſter Aaron's tanzt gottbegeiſtert den hebräiſchen Jungfrauen vor. Es ſind herrliche, üppige Geſtalten, die ihr Loblied Jehova ſingen, der ſie eben vor den Aegyptern geſchützt hat. „Und Mirjam, die Prophetin, nahm eine Pauke in die Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken am Reigen. Und Mirjam ſang ihnen vor: Laſſet uns dem Herrn ſingen, denn er hat eine herrliche That gethan. Mann und Roß hat er in das Meer geſtürzt.“ Es iſt, als hörte man dieſe alte Hymne ertönen, während man im Hintergrunde Moſen mit den Kindern Iſrael und den Untergang des Pharao ſieht. Auch Gruppirung und Charakteriſtik iſt hier in jeder Beziehung untadelhaft. Was das zweite Bild angeht, ſo könnte man glauben, der Künſtler ſei hier aus ſeiner Rolle gefallen und habe ſich von den altteſtamentariſchen Frauen abgewendet. Aber das iſt doch nicht der Fall. David mit dem Haupte des Goliath iſt hier noch ſo jugendlich, daß er faſt den Knabenjahren angehört. Sein bartloſes Geſicht erinnert durchaus an das zarte Geſchlecht, und überdies erſcheint er umtanzt von den ſchönſten weiblichen Geſtalten ſeines Stammes. Die Bibelſtelle lautet: „Und die Weiber ſangen gegen einander und ſpielten und ſprachen: Saul hat tauſend geſchlagen, David zehntauſend.“ So ſpielt denn ein Reigen von reizenden Frauen auch hier die Hauptrolle. Sie ſind in demſelben Charakter gehalten, wie die Mädchen, welche das Gefolge

der Mirjam bilden. Uebrigens iſt auch der begeiſterte Jüngling vortrefflich dargeſtellt. Jugend und Friſche machen den jungen Helden ganz geeignet, daß die revolutionären Frauen Partei für ihn ergreifen. Eben ſo bildet der düſtre Saul, der dieſe Demonſtration übel vermerkt, auf ſeinem Siegeswagen nachfolgend, einen trefflichen Gegenſatz.

In einem ſpäteren Bilde iſt der Künſtler wieder zu Moſes zurückgekehrt. Aber dieſes Mal iſt es nicht die Findung, ſondern die Ausſetzung des jüdiſchen Volksführers. Wir ſtehen wieder am Ufer des Nil. Die ſüdlichen Pflanzen und die fremdartige Architektur führen uns nach Aegypten, und eben will die Mutter das Kind dem ſicheren Körbchen anvertrauen, während die beſorgte Freundin in die Ferne ſieht und lauſcht, da kommt auch ſchon die rettende Königstochter mit ihrem Gefolge heran, um den Knaben, der ſo gewaltig für die Zukunft ſeines Volkes wirkte, zu retten. Die Darſtellung bietet in der That eine Vollendung des Colorits, wie man es in Düſſeldorf nicht gewohnt iſt. Man ſieht, daß der Künſtler ſeit ſeinen Anfängen viel betrachtet und fremde Einflüſſe vortrefflich benutzt hat. Das Gemälde erinnert an Titian. Das letzte Bild des Künſtlers iſt wiederum eine Semiramis in derſelben Situation, wie ich ſie ſchon oben erwähnt habe. Nur ſind alle Figuren ſichtbar. Im Vordergrunde erblickt man die prächtige Geſtalt der Königin von Babylon, die eben von der hinter ihr ſtehenden Zofe geſchmückt wird. Im Hintergrunde links opfern Prieſterinnen, rechts ſitzen Mädchen und machen Muſik. Während dieſer Scene bricht der Aufruhr los. Das üppige Weib ſpringt empor, eine Mohrin reicht ihr das Schwert, die Muſik verſtummt. Rechts durch das Fenſter ſieht man die Stadt, durch deren Gaſſen der Aufruhr tobt. Es iſt das ſchönſte, vollendetſte Bild des Künſtlers.

Das ſind die weſentlichſten Werke dieſes Malers. Ein paar ſingende Mädchen, eine Braut, die ſich ſchmückt, eine Veritas, die Marien am Grabe und eine allegoriſche Poeſie nenne ich nur beiläufig, weil ſie nur durch ihre Farbe intereſſant waren. Von großem Werth in der Darſtellung war auch die erwachende Ger-

mania des Künſtlers, die an das verhängnißvolle Jahr 1848 erinnerte. Nur ſcheint es mir, daß Köhler zu ſehr für die Realität geboren ſei, als daß er ſich an die Allegorie wagen dürfe. Ich glaube deshalb, daß ich ſomit nicht unrecht gethan habe, wenn ich Köhler den Maler der bibliſchen Frauen nannte. Hätten wir noch eine Judith und eine Tochter Jephtha's von ihm, ſo beſäßen wir alle namhaften Celebritäten des zarten Geſchlechtes, welche das alte Teſtament aufweiſ't. Was indeß nicht iſt, das kann noch werden, denn der Künſtler ſteht erſt in der Kraft ſeines Schaffens. Wenn man ſich unter den Malern der Gegenwart umſieht, ſo bieten ſich hier offenbar Parallelen mit Horaze Vernet. Auch dieſer geniale Farbendichter hat vielfach in die heilige Geſchichte gegriffen und ſich mit ſeinen Darſtellungen auf dieſem Gebiete eine große Popularität erworben. Wenn ſeine Bilder mehr bewirken, als die ähnlichen des deutſchen Künſtlers, ſo liegt dies freilich zunächſt in der eigenthümlichen Begabung des Franzoſen. Dann aber läßt ſich auch nicht abläugnen, daß Vernet dadurch einen größeren Erfolg errang, daß er ſeine Geſtalten aus dem Orient holte und ihnen Gewandung und Anſehen gab, wie er es bei den Arabern beobachtet hatte. Statt aber an die Beduinen anzuknüpfen, begnügt ſich Köhler mit den Vorbildern vergangener Schulen. Er kleidet die Frauen des Orients in die Gewänder, welche einſt die italiſchen Meiſter gebrauchten und die in ihren Grundtypen wohl ihrer eigenen Zeit entlehnt ſind. Dadurch iſt aber offenbar viel verloren; denn es wehen aus dieſen Werken nicht die Luft, das Klima, die Gebräuche und die Sitten, welche man gegenwärtig, wo die antiquariſchen Studien ſo vorgerückt ſind, verlangt, damit die Bilder auch wirklich charakteriſtiſch ſeien. Nichts deſto weniger gehört Köhler, den man füglich den maleriſchen Frauenlob nennen kann, zu den beſten Malern der Gegenwart.

VI.

Eklektiker im bibliſchen Fache.

Wer Geſchichte der Völker oder der Literaturen ſchreibt, der kommt zuweilen an Perioden, wo er lieber die Feder weglegen möchte, weil es ihm durchaus an wirklich intereſſanten Begebenheiten, hervorſpringenden Perſonen und durchgreifenden Ideen fehlt, die er darſtellen könnte. Vor ſeinem geiſtigen Auge dehnt ſich eine Zeit, die einer grauen Gegend gleicht, aus der weder ein Baum noch ein Berg als erquickliche Linie hervorragt. Darf ich mich hier im Kleinen als Hiſtoriker der Düſſeldorfer Schule betrachten, ſo bin ich ebenfalls an einem Punkte angelangt, wo ſich gerade keine beſonders hervorſtechende Partie dem Auge bietet. Wir begegnen in dieſer Gruppe der eklektiſchen Maler im bibliſchen Sinne noch einer Schaar von Zöglingen der Schule, die ſich gerade nicht beſonders ausgezeichnet haben, welche ich Ihnen aber, um gründlich zu Werke zu gehen, nennen muß. Einige derſelben, und zwar die talentvolleren, haben freilich die Schule frühzeitig verlaſſen, um theilweiſe in Italien, wo ſich die vorzüglichſten Vorbilder ihrer Richtung befinden, und theilweiſe an anderen Orten, ihrer Entwicklung entgegen zu gehen. Andere dagegen, welche am Rheine geblieben ſind, haben es nicht verſtanden, ſich durch vorzügliche Werke einen Namen gleich Köhler und Bendemann zu ſichern.

Zu den letzteren gehört J. P. Götting aus Aachen, den ich hier aus dem Grunde zuerſt nenne, weil er eines der älteſten Mitglieder der Schule iſt. Seine Kunſt iſt ſehr einfach. Chriſtus, der den verſinkenden Petrus aus den Wellen emporhebt, iſt ſein beſtes Bild. Zugleich iſt er als Bildhauer nicht ungeübt, jedoch auch hier nicht originell. An ihn ſchließe ich noch die Namen einiger ziemlich trockenen und bis zu keinem Rufe gekommenen Künſtler an, ohne ihre Werke zu nennen. Es ſind Friedrich Wilhelm Heithecker aus Paderborn, Heinrich Krienen aus Xanten und Karl Herrmann aus Coblenz. Sie alle haben längſt

die Schule verlaſſen, ohne anderwärts glücklicher zu ſein, als hier.

Ferner nenne ich hier Otto Mengelberg, geb. 1817 zu Düſſeldorf, der auch für lange Zeit die Schule verlaſſen hatte, neuerdings aber zurückgekehrt iſt. Die Bilder dieſes Künſtlers ſind geiſtreicher gedacht, wie vollendet dargeſtellt. Seiner Judith, ſeinem Erzengel, der den Satan beſiegt, ſeiner Lorelei und ſeinem verlorenen Sohne, fehlt es in meinen Augen nicht an guten Gedanken, wohl aber an natürlicher, unbefangener Auffaſſung, ohne die jedes Kunſtwerk ſelten einen recht erquicklichen Eindruck macht. Der Eklekticismus iſt zu ſehr auf die Spitze getrieben. Hier ſollen die Darſtellungen genial ſein und ſind es deshalb um ſo weniger. Man fühlt wohl aus dieſen Dingen heraus, daß der Künſtler viel denkt, aber zugleich daß ihn ſeine Mittel im Stich laſſen. Auch die nach Titian abſtrahirte Farbe ſcheint mir nicht gelungen. Uebrigens malte er doch im letzten Jahre einen Petrus, der den Herrn verrieth, von großer Tüchtigkeit. Am bedeutendſten war Mengelberg ohne Zweifel dadurch, daß ſein denkender Geiſt nicht ohne Einfluß auf jüngere Genoſſen blieb. Durch ſeine Ideen hat er vortrefflich angeregt und gewirkt. Auch hat er als Portraitmaler recht gute Arbeiten geliefert.

Unter denjenigen, welche die Schule verlaſſen haben, nenne ich zuerſt Adolph Ehrhardt, geb. 1813 zu Berlin. Seine Bilder, die Tochter Jephtha's und Jakob und Rachel, waren ganz im Charakter der Vendemann'ſchen Werke concipirt. Ihre weſentlichſte Eigenſchaft war jene Genauigkeit, welche durch Fleiß und Ausdauer erzielt wird; dagegen fehlte ihnen die Großartigkeit der Erfindung. Der Künſtler hat durch ſein Vorbild, dem er ſich hingebend anſchloß, eine Profeſſur an der Akademie in Dresden erhalten, für die er bei ſeinen gewiſſenhaften Studien gewiß alle Befähigung beſitzt. Seitdem haben wir hier in Düſſeldorf nur noch eine Arbeit von ſeiner Hand geſehen. Dieſes Mal aber war er aus dem Kreiſe bibliſcher Gegenſtände in die Romantik übergegangen und hatte Uhland's Rudello dargeſtellt, wie er zu den Füßen jener Frau ſtirbt, welche die Sehnſucht

ſeines Lebens war. Auch dieſes Bild zeugte mehr von pflichttreuem Streben, als von bedeutendem Talente.

Auch ein anderer Künſtler, der lange Zeit in Düſſeldorf lebte, ſiedelte, ſo viel ich weiß, nach Sachſen über. Es iſt dieſes Adolph Zimmermann, geb. 1799 in der Lauſitz, ein durch ſeine Abſtractionen ziemlich trockener Künſtler, der aber durch die Zähigkeit, mit welcher er ſeinen Weg ging, jedenfalls merkwürdig war. Er hat wahrlich unverdroſſen gearbeitet. Chriſtus und Maria und Martha, Jakob, der mit dem Engel ringt, Chriſtus auf dem Wege nach Emaus, eine heilige Familie am Brunnen, das alles waren Bilder, die er mit eiſerner Beharrlichkeit anfertigte. Leider aber fehlte allen der Schwung. Es waren nüchterne Darſtellungen, entſproſſen der kalten rationaliſtiſchen Richtung des Proteſtantismus.

Eine ziemlich genrehafte Richtung ſchlug Auguſt Chauvin, geb. 1818 zu Aachen, ein, wenigſtens zeigte ſein Tobias mit dem Engel, ſo wie die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten, gerade keine beſonders großartige Auffaſſung, ſie waren indeß mit Talent gemalt. Der Künſtler hat übrigens auch manche kleine Genrebilder geliefert. Seit mehreren Jahren wirkt Chauvin als Profeſſor der Malerei an der Akademie zu Lüttich.

Die Uebrigen, welche ich hier noch nennen muß, haben faſt alle den Weg nach Italien eingeſchlagen. Hierher gehört zunächſt Alexander Heubel, geb. 1813 zu Riga, ein feinfühlender und geſchmackvoller Nachahmer der Bendemann'ſchen Richtung. So viel ich weiß, hat er in Düſſeldorf nur ein Bild vollendet, nämlich einen Hiob, welcher der gleichnamigen Darſtellung von Hübner nicht ſehr nachſtand. Elegante Zeichnung und prächtige Farben waren vorzugsweiſe ſein Studium; aber dieſe Eigenſchaften erſchienen mehr als das Reſultat tüchtigen und gediegenen Strebens, wie ſprudelnder unmittelbarer Kraft. Eine Zeichnung, welche die Männer im feurigen Ofen darſtellt, befindet ſich noch in Düſſeldorf und iſt eine Probe delicater Ausführung. Was aber im Laufe der Zeiten aus ihm geworden, iſt mir gänzlich unbekannt.

Als ein ganz entgegengeſetztes Talent führe ich Eduard Ihlee aus Kaſſel an. Wo bei Heubel alles Ueberlegung war, erſchien bei ihm alles leicht hinſtrömendes Gefühl. Sein Abſchied des jungen Tobias, welchen er zu Düſſeldorf malte, zeugte von einer jungfräulichen Künſtler-Auffaſſung, der aber die gehörige Kraft fehlte. Nach ſeiner Römerfahrt habe ich Bilder von ihm geſehen, welche den Beweis lieferten, daß Overbeck und Steinle nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ſind. Eine angeborene Weichheit ſchien indeß bei ihm die wahre Originalität nicht zur Reife gebracht zu haben.

Zwei andere junge Männer, Ludwig Haach, geb. 1814 zu Meißen, und Adolph Bary, geb. 1814 zu Dresden, gingen ſpäter nach Italien. Der Erſtere war in dieſem Kreiſe ſicher der Talentvollſte und Schärfſte. Seine Bilder, Chriſtus mit den Jüngern im Sturm auf dem Meer, und die Söhne Jakob's, welche dem Vater Joſeph's blutiges Gewand bringen, enthielten einen ſolchen Reichthum an Motiven und Charakteriſtik, daß man ſein frühes Ende nicht genug bedauern kann. Er iſt nämlich nach kurzem Aufenthalt in Rom geſtorben. Sein Tod wurde tief betrauert, denn er war bei ſeinem Ernſt in der Kunſt ein äußerſt gemüthlicher und humoriſtiſcher Menſch, den ſeine Freunde vorzugsweiſe liebten. Man fand ihn eines Morgens todt im Bette, auf ſeinem Tiſche aber lag noch aufgeſchlagen ſeines eben ſo tiefſinnigen, wie humoriſtiſchen Freundes Shakeſpeare: „Ende gut, Alles gut". Bary war ihm eng befreundet und ging denſelben Weg; aber ich weiß nichts von ſeinen weiteren Entwicklungen zu ſagen.

Eine ähnliche Römerfahrt machte Karl Andreae, geb. 1824 zu Mühlheim am Rhein. Auch dieſer junge Maler zeichnete ſich während ſeiner hieſigen Anweſenheit durch ein feines, elegantes Formtalent und durch einen hervorragenden Farbenſinn aus. Mannigfache Zeichnungen bekunden einen abgerundeten Compoſitionstrieb, und mannigfache Studien eine ſeltene Begabung für die Malerei. Vor ſeiner Darſtellung des Pfingſtfeſtes, wo die Apoſtel in fremden Zungen redeten, wollte es mir indeß im-

mer ſcheinen, als ſtände der Künſtler nicht auf dem ſeinem Geiſte zuſagenden Boden. Vielleicht hätte ihm das profane Heidenthum beſſer zugeſagt, als die chriſtliche Aſcetik. Darſtellungen aus der griechiſchen Mythologie, welche ich freilich nur in der Zeichnung und in Skizzen von ihm ſah, liefern den offenbaren Beweis hiefür. Sein italieniſcher Aufenthalt hat übrigens, allem Anſchein nach, keine beſonderen Früchte getragen. Wenigſtens ſind die Bilder, welche die Kölner Ausſtellung in der letzten Zeit von ihm brachte, ziemlich ohne alle Bedeutung. Seine weiche, ſchmiegſame Natur hat ſich an die Meiſter der Vorzeit verloren.

Der letzte bibliſche Maler, welcher von hier nach Italien gegangen; iſt Joſeph Nießen, geb. 1821 zu Köln. Auch bei ihm läßt ſich das Talent nicht abläugnen; beſonders in der Farbengebung ſind ihm Dinge gelungen, welche Bewunderung verdienen. Er malte im Titianiſchen Colorit, ohne je den Titian geſehen zu haben. Später ging er nach Paris und brachte eine kleine Copie der Grablegung ſeines venetianiſchen Meiſters mit, welche man füglich für ein Originalwerk deſſelben halten könnte. Die Akademie ſah ſich veranlaßt, das Bild zu kaufen und den jungen Künſtler überdies nach Venedig zu ſchicken, um dort fernere Arbeiten im ähnlichen Sinne anzufertigen. In der Compoſition iſt er indeß wenig originell. Eine Herodias mit dem Haupte des Johannes war von geringer Bedeutung. Eben ſo untergeordnet erſchien ein König Lear mit ſeinen Töchtern. Alle dieſe Figuren haben wenig Lebenskraft und inneren Zuſammenhang. Den Maßſtab des Dichters durfte man vollends nicht anwenden. Aber die Farben waren auch hier bewundernswerth und übertrafen die beſten Meiſter der Schule. Jedoch was ſoll man am Ende mit ſolchen Talenten, deren beſtes Verdienſt darin beſteht, daß ſie ſich anlehnen.

Auch Otto Rethel, geb. 1823 zu Aachen, iſt hier noch zu nennen, der einige teſtamentariſche Stoffe, wie den Gang nach Emaus und Chriſtus und Judas, behandelt hat, ſpäter aber nach ſeiner Ueberſiedlung nach Aachen Portraitmaler geworden iſt.

Vielleicht wäre hier endlich noch Robert Reinick, geb.

22. Febr. 1807 zu Danzig, aufzuführen. Derſelbe malte indeß nur ein Bild, nämlich Jakob und Rahel, denn ſeinen Pilger vollendete er erſt in Dresden. Auch hat er ſich vorzugsweiſe als gemüthlicher Liederdichter bekannt gemacht, während ſein Ruhm als Maler ſehr zweifelhaft geblieben iſt.

Endlich muß ich hier noch eines jungen Künſtlers gedenken, der vielleicht der bedeutendſte in dieſer Reihe war, deſſen Talent aber nicht zur Ausbildung kam. Es iſt Julius Friederici von Trier, der nach kurzen Studien auf der hieſigen Schule im Jahre 1833 in ſeiner Heimat an der Schwindſucht ſtarb. In zwei Zeichnungen: Adam und Eva, und Flucht nach Aegypten, hat er eben ſo viel tiefes Gefühl, wie feines Ausführungstalent an den Tag gelegt. Gemälde hat er, ſo viel ich weiß, nicht geliefert. Leider wurde durch ſeinen frühen Tod eine ſchöne Hoffnung geknickt.

Somit hätte ich Ihnen, mit Ausnahme einer beſonderen Gruppe, auf welche ich noch zurückkommen werde, die bibliſch-hiſtoriſchen Maler vorgeführt. An Namen hat es in der That nicht gefehlt, noch viel weniger an Werken, und dennoch habe ich von den letzteren viel weniger aufgezählt, als hier hervorgebracht worden ſind. Aber wie wenig eigentliche Ausbeute! Schadow, Hübner, Bendemann und Köhler ſind die einzigen Männer, die wirklich mitzählen. Sie haben das Talent und die Bildung, die Uebrigen ſind meiſtens Nachbeter. Vieles liegt hier aber auch an der Richtung. Iſt die letztere in der That noch ſo entwicklungsfähig, wie ihre Vertreter ſie machen wollen? Ich glaube, man muß mit „Nein" antworten. Betrachten wir die meiſten dargeſtellten Gegenſtände, ſo treffen wir überall auf Scenen, welche die alten Italiener und Niederländer oft unendlich kräftiger und energiſcher dargeſtellt haben. Wozu aber dieſes Wiederholen derſelben Dinge in demſelben Style? Wer wird heute den Homer, den Sophokles, den Dante nachahmen, ohne ausgelacht zu werden? Wer wird ein Oratorium getreu im Händel'ſchen Style ſchreiben? Und wenn jene Männer nur den rechtmäßigen, unangetaſteten Glauben an die Wunder

hätten, zu deren Interpreten ſie ſich machen! Aber wer heute in Frack und lackirten Stiefeln in die Soiree geht, der trägt ſchwerlich das Bild der alten Patriarchen in jener urkräftigen Fülle im Herzen, welche jenen alten einfachen Malern eigen war, die ſelbſt als Patriarchen lebten. Und nun vollends die feuerfeſte Ueberzeugungs-Treue der Apoſtel! Wer nicht ſelbſt felſenſtark im Vertrauen auf ſeinen Gott und flammend im Glauben an den Himmel iſt, der wird ſich vergebens bemühen, jene rieſenhaften Geſtalten würdig hinzuſtellen.

VII.

Ernſt Deger und ſein Kreis.

Und gerade darum, weil eine kleine Anzahl von Mitgliedern der Schule auch an die Dinge glaubt, die ſie darſtellt, ſo muß ich ihr das unbedingteſte Lob ſpenden. Nicht Jeder gehört zu den Strenggläubigen, nicht Jeder liebt das feſte Dogma, Viele glauben an die ewige Fortentwickelung des Menſchengeſchlechts, das darf aber Keinen abhalten, den Frommen im Geiſt wirklich von Herzen gut zu ſein. Wir wollen nur die Frommen dem Scheine nach haſſen. Und ſo hat ſich denn zwiſchen dem bunten Getriebe der vielfachen hieſigen Kunſtbeſtrebungen in ſtiller, abgeſchiedener Einſamkeit eine Richtung herausgebildet, welche die rein-chriſtliche Kunſt vertritt. Zurückgezogen von dem rauſchenden Leben ihrer weltlichen Genoſſen, die ſich auf Bällen und Feſten, bei Tanz, Spiel, Komödien und Mummenſchanz herumtummeln, hat ſie gleichſam eine verborgene Kirche gebildet und in wahrer Frömmigkeit nur den Ideen gehuldigt, welche ihr nicht nur für die Kunſt, ſondern auch für das Leben als die erſten und nothwendigſten erſchienen. Bei ihnen war kein Liebäugeln mit der Macht, kein Blinzeln nach äußerer Pracht zu finden. Und ſo haben ſie denn auch in ihren Arbeiten eine eigenthümliche Vollendung erreicht, die immerhin, mag auch Mancher ſie einſeitig

nennen, großartig erſcheinen muß. Man denkt bei ihren Werken an die Florentiner, an die Geſchichte eines Giotto und Cimabue. So trifft man unverhofft unter lauter modernen Gebäuden eine gothiſche Capelle. Seltſame Erſcheinung! Wie doch der Menſchengeiſt ſich durch alle Zeiten gleich bleibt! Wie ſich Alles widerholen kann!

Ich glaube dieſe Richtung am beſten zu bezeichnen, wenn ich ſie die nazareniſche nenne. Ihr Führer iſt Ernſt Deger, geb. 15. April zu Bockenem bei Hildesheim, eine edle, reine, keuſche Natur, wie man ſie ſelten findet. Jedenfalls iſt er einer der bedeutendſten Vertreter der katholiſchen Kunſt in unſerer Zeit. Die Gläubigkeit, welche einem eben ſo ernſten und milden, wie ſtreng ſittlichen Gemüthe entſprießt, iſt das lebendigſte Merkmal ſeiner Werke. Bei ihm iſt alles wahr und treu. Er kennt keine Abſtraction in ſeinen Bildern. Sein Chriſtenthum iſt nicht von außen her angeeignet, wie wir es bei früher geſchilderten Malern geſehen haben, es iſt auf das Innigſte mit dem Künſtler verwachſen, weil es ihm von Jugend an eigen war. Darum ſind ihm auch alle jene Eigenſchaften fremd, welche dort angetroffen werden, wo der Geiſt gleichſam in die religiöſe Richtung hinein gezwungen iſt. Seine Bilder ſind eben ſo fern von überlegter Trockenheit, wie von zerfließender Phantaſterei, eben ſo fern von dürrer Aſcetik, wie von unſchöner Ueppigkeit. Er hält gerade das rechte Maß, indem er in ſeinen heiligen Geſtalten die menſchlichſten Formen auf die unbefangen frömmſte Weiſe vergöttlicht. Bei ihm wohnt in wahrhaft ſchöner Form wahrhaft ſchöner Geiſt. Wie viele Maler ſetzen in ihren Werken den Chriſten über den Menſchen! Deger gibt der Geſtalt und dem Inhalt gleiches Recht.

Die erſte Periode von Deger's Wirken iſt vorzugsweiſe der anmuthigen Frömmigkeit gewidmet. Alle ſeine Bilder aus dieſer Zeit haben einen außergewöhnlichen Reiz ausgeübt. Sie ſind meiſtens populär geworden, weil ſie ſo recht in das Herz der ſtillen kindlichen Pietät ſprechen. Merkwürdiger Weiſe trifft er hier in ſeinen Gegenſtänden ganz mit den Madonnen des Raphael

zuſammen. Wie jener grandioſeſte aller Künſtler liebt er es zumeiſt, dem Heilande und ſeiner Mutter den herrlichſten menſchlichen Ausdruck zu geben. Freilich fehlt ihm die Vielſeitigkeit der Geſtaltung, die Grazie der Linien, die Fülle der Formen, die unerreichte Tiefe der Mienen des Meiſters von Urbino; aber es iſt hier doch ein Ringen, das nicht minder liebenswürdig iſt. Wie lieblich war in dieſer Beziehung die Maria, welche den Chriſtusknaben auf eine grüne Wieſe hinausführte? Wahrlich, ein kindlicher Gedanke, ganz ſo naiv, als hätte ihn die heilige Einfalt eines alten Malers erdacht. Die Jungfrau, welche vor dem ſchlafenden Kinde in Anbetung verſunken ſcheint, enthält ſchon eine höhere Idee. Es iſt die Mutter, die vor dem Wunder ſtaunt, zu dem ſie auserkoren wurde. Aber die Ausführung iſt auch hier wieder gleich keuſch und heilig, ſowohl im Ausdruck der ganz beſeligten Jungfrau, als in demjenigen des in unangetaſtetem Frieden ſchlummernden Knaben. Ein einzelnes Chriſtuskind des Künſtlers ſchaut ſo großartig und ſieghaft in die Welt, daß man vor demſelben erſt recht die untergeordneten Eigenſchaften einer ähnlichen Darſtellung von Julius Hübner erkennt. Am wenigſten bedeutend iſt aus jener Zeit wohl der engliſche Gruß, der übrigens auch durch den Stich vervielfältigt worden iſt. Dagegen wahrhaft ergreifend iſt das Altarblatt Maria mit dem Chriſtuskinde, welches ſich in der Jeſuitenkirche in Düſſeldorf befindet. Dieſe Mutter, welche ſich in tiefſter Beſcheidenheit als das glückliche Werkzeug Gottes betrachtet und den Blick zur Erde wendet, zeigt ihren herrlichen, hell und ſicher ſchauenden Knaben, welcher ſein Händchen Allen entgegenſtreckt, der ganzen Welt, und die ganze Welt iſt gerührter und überzeugter durch dieſen Anblick, wie durch hundert dogmatiſche Bücher. Das Werk iſt in dreifacher Form von J. Keller, Konſtantin Müller und A. Glaſer geſtochen, was wohl den beſten Beweis liefert, wie erfolgreich der Maler gewirkt hat. Aber auch andre Bilder, wie der vom Kreuze abgenommene Heiland im Schooße der Mutter von Engeln umgeben, der kreuztragende Heiland und ein Altarbild: die Auferſtehung Chriſti, zeugen von der großen Begabung des Künſtlers.

Dieſe Proben eines unbeſtreitbaren, namentlich für chriſtliche Kunſt vortrefflich begabten Talents lenkten ſchon früh alle Augen auf Deger, und das wurde denn auch die Urſache, daß der Graf von Fürſtenberg-Stammheim, dem durch eine Erbſchaft zugleich die Verpflichtung überkommen war, eine Kirche zu bauen und auszuſchmücken, den Künſtler auserkor, dieſelben mit Fresken zu verſehen. Der Bau wurde projectirt für den Appollinarisberg bei Remagen und dem Dombaumeiſter Zwirner überwieſen. Mit dieſer Zeit beginnt für Deger die zweite Periode. War die erſte, wie ich ſchon bemerkte, der Anmuth geweiht, ſo legte er ſich nunmehr auf die Tiefe und den Ernſt der chriſtlichen Mythe. Wie er früher den Heiland als Kind darſtellte, ſo zeigte er ihn nun als Meiſter und Reformator des Menſchengeſchlechts. Gab er früher nur Blüthen, ſo bietet er hier die Frucht. Seine Werke zeigen fortan die Ergebniſſe tiefer theologiſcher Forſchungen.

Dieſe Arbeit war indeß zu umfaſſend für eine einzige Kraft. In den Brüdern Andreas Müller, geb. 19. Febr. 1811 in Kaſſel, und Karl Müller, geb. 1818 zu Darmſtadt und in Friedrich Ittenbach, geb. 18. April 1813 zu Königswinter, fand Deger bald die jungen Maler, welche ihn, da ſie denſelben Weg verfolgten, bei dem Werke unterſtützen ſollten. Andreas Müller hatte ſich früher mit Genrebildern beſchäftigt und namentlich den Knaben vom Berge und einen leſenden Mönch im Kloſtergarten geliefert. Später wandte er ſich der bibliſchen Malerei zu. Seinen Bruder Karl, der ungleich begabter iſt, finden wir gleich in ſeinen erſten Anfängen auf dieſem Felde. In ſeiner Heimſuchung der Maria, in ſeiner Heimreiſe des jungen Tobias und in ſeinem Gleichniß vom guten Säemann und der Aernte, bewies er eine entſchiedene Befähigung für die Darſtellung chriſtlicher Gegenſtände. Daß Ittenbach denſelben Weg einſchlug, dafür mögen ſeine erſten Bilder zeugen, welche ſämmtlich teſtamentariſche Scenen behandeln. Ich nenne hier die erſten Jünger Jeſu, den Apoſtel Paulus, Johannes den Täufer, Johannes den Täufer und ſeine Schüler in der Wüſte, die heilige Barbara, Jeſus, Maria und Johannes vor ihrer Wohnung und Jeſus und

die Jünger auf dem Wege nach Emaus. So befriedigend dieſe Arbeiten auch erſchienen, ſo trugen ſie doch zu ſehr das Gepräge des akademiſchen Eklekticismus und zu wenig die Eigenſchaften der Deger'ſchen Gemälde, um ſich beſonders auszuzeichnen.

Dieſe vier Künſtler ſchloſſen ſich nunmehr auf das Innigſte an einander und begaben ſich nach Italien und ſeine Siebenhügelſtadt, um dort bei den ewigen Vorbildern Raphael's und Michel Angelo's die Vorarbeiten zu ihrem großartigen Werke zu beginnen. Während nun am heimatlichen Rheine Hammer und Kelle klang, um den architektoniſchen Hintergrund für ihre Bilder hinzuſtellen, bildeten ſie ſich im fernen Süden an den Muſtern chriſtlicher Kunſt. Es ſcheint, daß namentlich die vorraphael'ſche Zeit einen großen Einfluß auf ſie gewann. Der wunderbare Schönheitsſinn des Meiſters von Urbino und die ungeſtüme Kraft Buonarotti's haben jedenfalls geringere Wirkungen auf ihre Seelen geübt, als die anſpruchsloſe, aſcetiſche, aber echt katholiſche Art und Weiſe der frühen Italiener, namentlich der Florentiner. Damit iſt indeß keineswegs geſagt, daß ſie geiſtloſe Nachahmer geworden ſind, denn ſie entwickelten den Geiſt, der ſich dort in der Empfindung und Darſtellung offenbart, auf ſinnige Weiſe weiter, indem ſie wohl dem Principe der Schönheit, aber nicht dem Principe der Sinnlichkeit, welches ſpäter die Antike nach Italien brachte, huldigten. So war für ſie der Weg, den ſie zur Laufbahn ihres Lebens machen ſollten, gefunden. Einige Jahre ſpäter kehrten ſie reich beladen mit Entwürfen, Cartons und Studien in die Heimat und begaben ſich mit rüſtigem Fleiße an ihr Werk.

Obgleich die Kirche auf dem Appollinarisberge ſchon längere Jahre von dieſen Malern bearbeitet wurde, ſo iſt ſie doch erſt vor Kurzem zur Vollendung gekommen. Weil aber die Malereien ſo umfaſſend ſind, daß ihre Beſchreibung eine ganze Broſchüre füllen würde, iſt es mir unmöglich, auf die einzelnen Darſtellungen einzugehen. Ueberdies aber halte ich es für durchaus nöthig, eine ſolche Arbeit am Orte ſelbſt zu unternehmen, was mir wiederum hier in Düſſeldorf unmöglich iſt. So muß ich mich denn darauf

beſchränken, Ihnen den Plan ſo überſichtlich wie möglich mitzutheilen. Der erſte Cyklus, welcher zugleich der bedeutendſte iſt, umfaßt die Hauptmomente des neuen Bundes. Er beginnt mit Joachim und Anna, die ſich an den goldnen Pforten begegnen. Dann finden wir aus dem Leben der Maria ihre Geburt, ihre Weihe zum Tempeldienſt, ihre Vermählung, die Verkündigung, ihre Heimſuchung, ihren Tod, ihre Grablegung durch die Apoſtel und ihre Krönung. Daran reiht ſich das Leben Jeſu in der Geburt, der Darſtellung im Tempel, ſein Lehren im Tempel als er zwölf Jahre alt war, Chriſtus am Oelberge, ſeine Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuztragung, die Kreuzigung, die Auferſtehung, ſeine Erſcheinung vor Maria Magdalena. Ein zweiter Cyklus bringt Scenen aus dem Leben des heiligen Apollinaris. Wir ſehen ihn mit Petrus und den vier Evangeliſten, wie der Apoſtelfürſt ihn zum Biſchof weiht, wie er in Ravenna ein todtes Mädchen zum Leben erweckt, wie er, in den Tempel des Jupiter geſchleppt, zu Gott betet, indeß auf ſein Geheiß das Götzenbild zuſammenbricht, und endlich ſeinen Tod und ſeine Glorification. Andere Scenen aus ſeinem Leben in kleinem Maßſtabe ſind Grau in Grau ausgeführt. Außerdem enthält die Kirche noch manche ſymboliſche Figuren und Scenen, welche im nähern oder weitern Zuſammenhange damit ſtehen. Unter andern finden wir noch die einzelnen Geſtalten der Madonna und des heiligen Joſeph, die Anbetung des heiligen Lammes, die ſieben Sacramente, die allegoriſchen Figuren der drei göttlichen und vier Cardinal-Tugenden, ſo wie der Demuth, und Schutzheilige der Fürſtenberg-Stammheim'ſchen Familie. Ueber der Orgel ſehen wir den König David und die heilige Cäcilie und endlich über dem Chor Chriſtus, die Mutter Gottes, den heiligen Johannes Baptiſt, indeß links die Altväter und rechts die Propheten ſichtbar werden. Alle dieſe Darſtellungen ſind nach dem Raume ſinnig vertheilt und nach der Wichtigkeit der Gegenſtände in größeren oder kleineren Bildern behandelt.

Unbedingt iſt Deger das größte Talent, welches bei dieſem Werke, das zu den vollendetſten und gediegenſten der Neuzeit gehört, mitgearbeitet hat. Er hat nicht allein eine tiefe, umfaſſende

kirchliche Bildung an den Tag gelegt, er hat ſie auch mit einer dramatiſchen Kraft und Fülle entwickelt, welche ihn den beſten Künſtlern aller Zeiten an die Seite ſetzt. Zugleich hat er der Richtung, die er verfolgt, durchaus neue und friſche Seiten abgewonnen. Meiner Meinung nach ſteht er in ſeiner Art als das abgerundetſte und vollendetſte Talent der Schule da. Freilich kann man bei ihm fragen, ob man hier noch von der Schule ſprechen dürfe. Die Düſſeldorfer Principien der Eklektik und des Naturalismus liegen weit hinter ihm. Er iſt als ein neuer und begeiſterter Prophet ſeiner Sache aufgetreten. Welche Lebenskraft indeß dieſe Sache hat und wie tief ſie ihre Wurzeln im Volke ſchlagen wird, das habe ich hier nicht zu unterſuchen.

Jedenfalls aber iſt ihm die Behandlung der bedeutendſten Momente zugefallen. Von ganz ausgezeichneter Wirkung iſt ſein Gemälde in der Kuppel des Chores, welches Chriſtus im Mittelpunkte und zur Seite die Mutter Gottes und Johannes den Täufer enthält, an welche ſich links die Altväter und rechts die Propheten anſchließen. Alle dieſe Geſtalten ſind mit einem Ernſt und mit einer Würde angethan, welche an die beſten Muſter erinnert. Noch großartiger hat ſich ſein Talent in den Hauptſcenen des Leidens Chriſti erwieſen, welche wir an der Hauptwand des linken Kreuzganges finden. Hier zieht vor Allem die Kreuzigung das Auge auf ſich. Sie iſt in koloſſalen Verhältniſſen gemalt und zeichnet ſich durch Reichthum von Motiven und durch Kraft der Darſtellung beſonders aus. Unter derſelben gewahren wir in kleinen Bildern Chriſtus am Oelberg, die Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuztragung, und in dem Theile des Schiffes, welcher dem Chore am nächſten liegt, befindet ſich ferner die Auferſtehung von ſeiner Hand, welche ebenfalls ein koſtbares Werk genannt werden muß. Endlich iſt er der Maler der einzelnen Figuren, der Himmelskönigin und des heiligen Joſeph, welche ſich im Vorſpringen des Mittelſchiffes an der Stelle befinden, wo ſich das Chor von der Kirche trennt. Dieſe Darſtellungen bilden offenbar die Augenpunkte der ganzen Arbeit, wie ſie eben auch die hauptſächlichſten Gegenſtände behandeln.

Vergleicht man nach dieſen Proben die Reſultate des Deger'ſchen Strebens mit dem von Overbeck, Steinle und Schadow, ſo findet man, daß er ſich weniger träumeriſch geben läßt als der erſte, dagegen unendlich viel mehr geſundes dramatiſches Leben entwickelt, daß ihm die feine Eleganz des zweiten fehlt, daß er aber viel friſcher, natürlicher und innerlicher auftritt, und daß er ſtatt der Eklektik des dritten, eine warme Unmittelbarkeit an den Tag legt. Iſt er bis jetzt weniger bekannt geworden, als die genannten Meiſter, ſo bin ich doch gewiß, daß einſt der Tag kommen wird, an dem man ihn jenen anreiht, ihn vielleicht ſogar über ſie ſtellt. Gegenwärtig iſt Deger mit der Ausſchmückung der Kapelle auf dem Stolzenfels beſchäftigt. Daß Deger vor einigen Jahren eine Profeſſur an der Akademie zu München angtragen wurde, die er indeß ausſchlug, verdient noch beſonders bemerkt zu werden.

Nach Deger hat offenbar Karl Müller das meiſte und vielſeitigſte ſchöpferiſche Talent gezeigt. Von ihm rührt die Geburt der Maria, ihre Vermählung, die Verkündigung, die Heimſuchung und die Krönung her, welche ſich ſämmtlich an den Wänden der rechten Seite des Schiffes und des Kreuzganges befinden. Ferner hat er die Anbetung des Lammes gemalt, welche über dem Eingange der Kirche in das Chor ſteht, und endlich iſt er auch der Erfinder der Compoſitionen der ſieben Sacramente, welche wir im Bogengurt zwiſchen dem Chor und dem Schiffe antreffen und deren Ausführung Ittenbach übernommen hat. Man merkt ſchon an der Wahl dieſer Stoffe, daß ſein Talent nicht ſo großartig dramatiſch iſt, wie das Talent Deger's; aber man bewundert doch bei ſeinen Werken die Sinnigkeit und Tiefe, welche ſich mit einer großen techniſchen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit paart. So machen ſeine Bilder einen durchaus poetiſchen und harmoniſchen Eindruck.

Wenngleich Ittenbach im Ganzen ſchon trockener iſt und ſich zu jenen wahrhaft ſchöpferiſchen Geiſtern mehr als grammatiſches Talent verhält, dem es übrigens überaus vortrefflich gelingt, ſich in den Styl alter Vorbilder zu finden, ſo hat er doch auch ſehr ſchätzenswerthe Beiträge zur Ausſchmückung der Kirche geliefert. Von ſeiner Hand gemalt ſind Joachim und Anna, die kleine Ma-

ria, welche ſich dem Tempeldienſte widmet, die Grablegung der Maria durch die Apoſtel, die Darſtellung Chriſti im Tempel und der junge Chriſtus unter den Schriftgelehrten. Hieran reiht ſich ferner das Schlüſſelamt Petri und der heilige Petrus, Apollinaris und die vier Evangeliſten. Auch dieſer Künſtler hat überall bewieſen, daß er ſich ganz in jene Welt hebt, welche uns in der Kirche anweht.

Die noch übrigen Bilder ſind Andreas Müller übertragen worden. Sie beſtehen hauptſächlich in den Scenen aus dem Leben des heiligen Apollinaris und den Schutzheiligen der Familie Fürſtenberg, dann aus den einzelnen Geſtalten des Königs David und der heiligen Cäcilia über der Orgel, und endlich aus den drei göttlichen und vier Cardinal-Tugenden, ſowie aus der ſymboliſchen Figur der Demuth. Dieſe Wahl von untergeordneten Gegenſtänden aus der Geſchichte eines Localheiligen, läßt ſchon auf den früheren Genremaler rathen, während ſich zu allegoriſchen Darſtellungen auch nicht gerade derjenige bewegen läßt, welcher dramatiſche Kraft beſitzt. Nichts deſto weniger ſind aber auch ſeine Gemälde höchſt achtungswerth. Ein beſonderes Verdienſt dieſes Künſtlers beſteht noch darin, daß er der Schöpfer der überaus ſinnreichen und geſchmackvollen Arabesken iſt, welche die geſammten Bilder umgeben und verſchlingen.

Und ſo iſt auf dem Apollinarisberg offenbar etwas entſtanden, deſſen man ſich in unſerer kurzathmigen, wild dahinbrauſenden Zeit nicht verſieht. Abgetrennt von Welt und Leben, hat in ſtiller Einſamkeit ein Kreis liebenswürdiger Künſtler Werke geſchaffen, die wie ein Ton aus alter vergangener Zeit in unſere Tage herüberklingen. Der heilige Glaube, die reine Unſchuld, die keuſche Demuth hat hier in wunderſamer Weiſe mitgewirkt. Tritt man in dieſen ſtillen Tempel, ſo ſtreicht man die Leidenſchaft des Marktes, die troſtloſe Parteiſucht, die ſcharfe Kritik ab, und man verſetzt ſich lebendig aus unſeren Tagen, wo die Anſchauungen tauſendfältig ſind, in jene Zeiten zurück, wo Ein Geiſt und Eine Seele ganze Länder, ja, ganz Europa belebte und eine einzige Kunſt hervorbrachte. Ich glaube, daß

jenes Kirchlein am Rhein, in der Zukunft als mächtiger Fürſprecher der Düſſeldorfer Schule auftreten wird.

Bevor ich indeß dieſe Künſtler ganz verlaſſe, muß ich noch einige anreihen, deren Arbeiten aus demſelben religiöſen Geiſte hervorgegangen ſind. Hier iſt zunächſt Joſeph Settegaſt aus Coblenz anzuführen, der indeß nicht ſo entſchieden der Düſſeldorfer Schule angehört, wie die Vorigen. Er machte nämlich nur ſeine erſten Studien am hieſigen Orte, ging dann nach Frankfurt, wo er ſich Philipp Veit anſchloß, unternahm eine Reiſe nach Rom, und lebt jetzt wieder in der ſchönen Mainſtadt mit ſeinem früheren Lehrer zuſammen. Der fortwährende Wechſel des Wohnortes macht es mir unmöglich, Ihnen viel von ſeinen Werken zu ſagen. Ich weiß einzig und allein, daß er ein Oelbild der heiligen Barbara in die Kirche gleichen Namens ſeiner Vaterſtadt geliefert hat, daß er in Ehrenbreitſtein ein Frescobild und in der hieſigen Marxkirche eine Kreuzigung in derſelben Manier malte. Die Hauptrichtung ſeiner Beſtrebungen beſteht ebenfalls in einem treuen und innigen Anlehnen an die Bilder aus der Periode, welche der Raphael'ſchen vorangeht.

Eine größere Befreiung von dem alten Style finden wir bei Karl Claſen, geb. 1812 zu Düſſeldorf, welcher indeß demſelben Kreiſe angehört. In den erſten ſeiner Bilder erſcheint er mehr genrehaft, wie ſeine Kirchenſängerin und der Graf von Habsburg, der am Gießbach den Geiſtlichen auf ſein Roß hebt, ſeine Kinder mit den Schutzengeln und andere Bilder es beweiſen. Später hat er ſich vorzugsweiſe damit beſchäftigt, Altarblätter für Kirchen anzufertigen. Dann aber exiſtiren auch manche hübſche arabeskenartige Lithographien von ſeiner Hand, unter denen ich beſonders auf ſeine Illuſtration des heiligen Rockes aufmerkſam mache. Seine Linienführung und Farbengebung entfernt ſich indeß mehr von der ſtrengen Art ſeiner Mitſtrebenden. Er iſt, um mich mit einem Worte auszudrücken, moderner, aber von anſprechender Innigkeit. Fehlt ſeinen Formen das ſtrenge Studium, das Deger und ſeine Genoſſen auszeichnet, ſo hat er dafür die leichte, gefällige Verſtändlichkeit, welche den ernſten Gegenſtänden, die er

behandelt, durchaus nicht übel anſteht. An ihn ſchließen ſich noch Theodor Maaßen aus Aachen und R. Schall aus Breslau. Peter Molitor aus Coblenz und C. F. Strahlendorff aus Mecklenburg. Endlich legte auch Dominik Mosler aus Düſſeldorf ein reiches Compoſitionstalent für religiöſe Gegenſtände an den Tag, während er im Colorit wenig leiſtete. Die Letztern haben Düſſeldorf indeß ſchon längſt verlaſſen.

In Joſeph Kehren, geb. 30. Mai in Hülchrath bei Wevelinghoven, tritt uns zwar auch ein entſchiedener Katholik entgegen, der ſich aber von den vorigen Gruppen dadurch unterſcheidet, daß er ſowohl in Betreff der Compoſition wie der Farbengebung einen durchaus ſelbſtſtändigen Weg verfolgt. Durch alle ſeine Arbeiten weht ein warmes, ich möchte faſt ſagen leidenſchaftliches Gefühl. Ein Feind jeder kleinlichen Nachahmung, geht er ſtets keck und friſch zu Werk. Bei ihm hängt die religiöſe Empfindung ſich nie ein kränkliches und ſüßliches Gewand um. Wo der Gegenſtand es erfordert, daß Kraft, Bewegung und Leben zur Anwendung kommen, da ſcheut er ſich nie vor einem kühnen Griff. Ebenſo entſchieden, kräftig und ernſt behandelt er die Farbe, die er ſtets in ſinnreicher Weiſe der Compoſition anzupaſſen weiß. Man erblickt faſt ſchon im Colorit den Charakter der dargeſtellten Handlung. Und ſo hat er in der That durchaus originelle, tüchtige Bilder geſchaffen. Sind ſeine Erſtlingsſchöpfungen, wie die heilige Agnes, der heilige Hubertus und eine Maria mit dem Chriſtuskinde auch von geringerer Bedeutung, ſo zeigt ſich doch ſchon in dem Altarbilde, auf dem Petrus zu Chriſtus redend dargeſtellt wird: „Herr, zu wem ſollen wir gehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens!“ eine höchſt überraſchende Begabung, die den Gegenſtand neu und phantaſiereich auffaßt. Ganz vortrefflich hat er ferner die Scene, wie Joſeph ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt, behandelt, denn dies Bild gehört zu den beſten bibliſchen Arbeiten der geſammten Schule. Ferner ſind mit Lob zu erwähnen: Chriſtus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus und Chriſtus der gute Hirt. Außerdem ſah ich eine Menge trefflicher Zeichnungen von der Hand des Künſtlers. Auch iſt zu bemerken, daß Kehren in

frühern Jahren eine ſehr gelungene Lorelei lieferte, welcher nur der deutſche Typus zur Vollendung fehlte. Endlich hat er ſich auch dadurch verdient gemacht, daß er ſich bei den Fresken Stilke's zu Stolzenfels, A. Müller's auf dem Apollinarisberg und A. Rethel's im Aachener Rathhauſe betheiligte.

Die Maler des vorletzten Briefes kann man ihrer eklektiſchen und abſtracten Richtung gemäß gewiſſermaßen die Proteſtanten unter den bibliſch hiſtoriſchen Künſtlern nennen. Mag immerhin der Eine oder Andere ſeinem Glaubensbekenntniſſe nach der römiſchen Kirche angehören, in allen Bildern derſelben tritt doch eine gewiſſe Zweifelſucht an den Tag. Dagegen ſind die Maler dieſes Briefes die reinen und echten Katholiken. Aus ihren Werken athmet der Glaube und die Liebe, welche ganz im Stoffe aufgeht. Dieſelben ſind ihre klaren, entſcheidenen Ueberzeugungen. Bei jenen konnte auf dem Wege des Nachdenkens auch ein anderer Ausdruck zu Stande kommen, bei dieſen iſt der Ausdruck ihr innerſtes Weſen. Die Bilder ſind die Menſchen. Und das eben iſt es, was ihre Gemälde in der That liebenswürdig und bewundernswerth erſcheinen läßt. In unſerer parteiſüchtigen Zeit denkt man ſehr verſchieden über das Princip, das hier zum Grunde gelegt iſt. Ich habe mich ſelbſt dahin ausgeſprochen, daß ich kein Freund der ſcheinheiligen Kunſt bin; aber da die Gerechtigkeit nicht bei Seite zu laſſen iſt, ſo muß ich auch eben ſo entſchieden für dieſe reinen und wahren Künſtler-Naturen in die Schranken treten, weil ihre Werke ewige Wahrheiten ihrer Seelen ſind.

VIII.

Theodor Mintrop.

In der letzten Zeit hat die Düſſeldorfer Akademie einen Künſtler erzogen, deſſen Talent eben ſo reich und eigenthümlich

iſt, wie ſeine Stellung vereinzelt und einſam erſcheint. Man kann ihn unmöglich in die bisher exiſtirenden Rubriken einreihen, denn er gehört, was die bibliſchen Maler angeht, weder zu den Nazarenern noch zu den Eklektikern, und was die hiſtoriſchen betrifft, weder zu den Styliſten noch zu den Materialiſten. Sein höchſtes Princip iſt die Schönheit. Im Dienſte der Grazien behandelt er ſeine Gegenſtände, gleichviel ob ſie der Geſchichte, dem gewöhnlichen Leben oder der Allegorie angehören. So iſt er bald Chriſt, bald Heide, bald zieht er auf den ernſten Pfaden des alten und neuen Teſtamentes und bald behandelt er die Aeußerungen der Freude und des Leids, die das menſchliche Daſein bietet, in mannigfachen Kindergeſtalten, wie das Alterthum ſie zu ſchaffen pflegt. Man glaubt vor ſeinen Werken nichts weniger, als daß ein Düſſeldorfer Künſtler ſie geſchaffen habe: ſondern man denkt an einen Schüler Sanzio's von Urbino, er erſcheint uns wie ein nachgeborner Raphaelide. Sein Name iſt Theodor Mintrop.

Merkwürdiger Weiſe ging dieſer ſeltene Menſch bis zu ſeinem dreißigſten Jahre hinter dem Pfluge. Geboren am 17. April 1814 auf dem Bauernhofe Barkhofen in Heithauſen bei Werden an der Ruhr, war er ein nachgeborner Sohn und diente nach dem Tode ſeines Vater bei dem älteſten Bruder, dem das Gut nach der Sitte jener Gegend als dem Erſtgebornen zufiel. Außerordentlich intereſſant iſt es, den Künſtler ſelbſt darüber zu hören, wie er zwiſchen den rauhen Arbeiten des Bauernſtandes den geiſtigen Funken in ſich pflegte und mehrte, bis der Zufall es fügte, daß der Maler Eduard Geſellſchap ihn auffand und nach Düſſeldorf führte, wo die Lehrer der Kunſtſchule in ſeinen noch ungefügen Arbeiten ſogleich jene tiefe Empfindung ſpürten, die ſich gegenwärtig in ſo erfreulicher und origineller Weiſe ausgebildet hat. Schwerlich ahnte Mintrop vor Zeit, als er in der Geſindeſtube den Knechten und Mägden des väterlichen Hofes den Shakſpeare, Goethe und Schiller am flackernden Heerde vorlas, und als er auf der ſtillen Kammer des Schäfers Scenen aus der Bibel componirte, daß er einſt zu den beſten Hoffnungen der Düſſeldorfer Schule gehören würde. Und auch die Profeſſoren, die ihn ver-

ſuchsweiſe zum Unterricht zuließen, haben eine Entwickelung, wie ſie ſich bei ihm zeigte, ſchwerlich erwartet.

Es liegt indeß auf der Hand, daß eine ſchwielengehärtete Hand ſich nicht mit Tüchtigkeit die feinfühlige Arbeit der bildenden Kunſt aneignet. Gleichwohl verſuchte der beginnende Maler vom Lande, während er Sohns trefflichen Unterricht im Antikenſaale und in der unterſten Malerclaſſe genoß, ſehr bald ſeine Productionskraft geltend zu machen. Eine Compoſition folgte der andern, und in jeder offenbarten ſich die Reſultate friſcher Anſchauungen und Beobachtungen, die freilich zunächſt eine ſchülerhafte Form fanden, ſpäter aber in einer Weiſe an Klarheit, Kraft und Bewußtſein wuchſen, daß Mintrop die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte und daß man ihn den begabteſten Schülern für die Compoſition beizählen mußte.

Am originellſten hat er ſich offenbar dort gezeigt, wo er das ländliche Leben, in dem er ſelbſt aufgewachſen iſt, zum Gegenſtande ſeiner bildneriſchen Dichtungen nimmt. Auf dieſem Gebiete ſteht er ganz einzig in ſeiner Art da, denn ſchwerlich möchte er an Ideenreichthum, an Fülle von Combinationen in Formen und Linien, ſo wie an Schönheitsſinn, von einem lebenden Künſtler übertroffen werden. Die Zeichnungen, welche in dieſes Fach einſchlagen, ſind aber theilweiſe Arabesken, theilweiſe Frieſe. Es bedarf noch der beſondern Bemerkung, daß er ſeine Gedanken meiſtens durch Kindergeſtalten auszudrücken pflegt.

Unter den Arabesken machte zuerſt eine Arbeit, die von ihm der Wein genannt wurde, ungewöhnliches Aufſehen. In dem ſymmetriſch verſchlungenen Gewinde eines alten Weinſtockes taucht hier die reiche Fülle des herbſtlichen Lebens vor uns auf. An eine genaue Beſchreibung iſt hier wie bei den andern Zeichnungen nicht zu denken, weil ſie faſt alle an die dreißig bis hundert kleine Geſtalten enthalten, die ſich zu den reizendſten Gruppen zuſammenbinden. Genug, wir ſehen die Weinleſe, das Keltern, das Trinken und alle Situationen, die es im Gefolge hat, vom Singen und Tanzen an, bis zum ſanften Einduſeln. Dieſer Gegenſtand iſt zweimal, aber in verſchiedenen Verſionen vom Künſtler behandelt

worden. Die zweite Arbeit deſſelben behandelt die Beſchäftigungen des Winters in ähnlicher Weiſe. Symboliſche Kindergeſtalten ſitzen hier in den Aeſten einer Tanne und vertreiben ſich die kurzen Tage und langen Abende in jener Art, wie die kalte Jahreszeit es mit ſich bringt. Eine andere Arabeske, die in noch größerem Maßſtabe angelegt iſt, führt den Titel das reiche Jahr, und zeigt uns einen weit verzweigten, von Reben durchflochtenen Apfelbaum mit Kindern, die ſich, Früchte brechend, in dem Laubwerk ſchaukeln, während ihre Kameraden unten ſich an Wein und Milch erquicken, wobei es wiederum nicht an obligaten Muſikanten fehlt. Von ganz beſonderem Schwunge iſt endlich der Frühling, der den alten Winter vertreibt. Die Geſtalt des Verjüngers der Erde tritt in einer mächtigen, geniusartigen Geſtalt aus der Mitte des Blattes und ſendet nach der linken Seite eine Hetze nackter Knaben, die den fliehenden Alten, der durch einen langen Bart und durch Eule, Buch und Spinnrocken charakteriſirt iſt, mit Blumen und Kränzen bewerfen und mit der Gießkanne beſpritzen, wobei der Storch und andere Vögel ſie begleiten. Ueberdieß werden oben im Zweigwerk Kindergeſtalten ſichtbar, die Vögel und Schmetterlinge fangen, während ihre Genoſſen unten das Feuer auslöſchen. Auf der rechten Seite erblicken wir dagegen diejenigen Beſchäftigungen in einer Gruppe von Erwachſenen dargeſtellt, die dem Frühling nachfolgen. Es ſind Landleute, die zur Beſorgung der Gärten und Felder hinausziehen. Der hauptſächlichſte Reiz, der in dieſen vielfach combinirten und geiſtreich und ſchön erfundenen und in einander geflochtenen Gedanken liegt, läßt ſich nicht beſchreiben, man muß dieſe Darſtellungen ſelbſt anſehen, um die Fülle des künſtleriſchen Talentes ihres Urhebers zu ermeſſen. Man gewahrt alsdann, daß Mintrop jeder Zoll ein Poet iſt.

In gleicher Weiſe iſt dies der Fall, wo er ſeine Stoffe als Frieſe behandelt. Auf dieſem Felde hat er ſeine Thätigkeit mit einem Bacchanal angefangen, in welchem die Träger des Gedankens ebenfalls Kinder ſind. Den Mittelpunkt bildet ein kleiner Bacchus, den ſingende, tanzende und trinkende Gefährten in anmuthigen Stellungen umgeben. Obgleich dieſe Arbeit zu den erſten des

Künſtlers gehörte, ſo wurde ſie doch werth geachtet, als Geſchenk für den Kunſthiſtoriker Karl Schnaaſe von Seiten des Kunſtvereins zu dienen, weil der Scheidende ſich während langer Jahre in der uneigennützigſten Weiſe um das Inſtitut die größten Verdienſte erworben hatte. Offenbar lag ſchon in dieſem Ereigniß eine große Anerkennung des Mintrop'ſchen Talentes. Gleichwohl hat er ſpäter denſelben Gegenſtand noch viel reizender und dabei in ganz verſchiedener Weiſe bearbeitet. Freilich ſind es auch hier wieder Zecher, Sänger, Tänzer und ſolche, die Wein, Lied und Jubel ſo berauſcht gemacht haben, daß ſie fortgeſchleppt werden; aber in jeder Gruppe, in jeder Stellung, in jeder Linie finden ſich neue reiche Schönheiten, die zudem mit einer ſeltenen und weichen Grazie vorgetragen werden. Man erſtaunt über dieſe Vielfältigkeit der Formen. Wie viel hundert Kinder mögen ſich auf all' dieſen Blättern befinden! Und dennoch gleicht keines dem andern. Hier iſt die Natur tauſendfältig belauſcht und abgeſchrieben, und zwar mit der correcteſten Zeichnung, die ſich ſelber nie einen Fehler verzeiht. Schließlich muß ich bemerken, daß das Machwerk mit der zunehmenden Geſchicklichkeit der Hand des Künſtlers auch wahrhaft elegant geworden iſt.

Alle dieſe Arbeiten werden aber meiner Meinung nach von einem Frieſe übertroffen, der bis jetzt freilich nur als flüchtiger Entwurf vorliegt. Der Künſtler hat ſich in demſelben die Aufgabe geſtellt, das Leben des Landmannes durch alle Jahreszeiten bildneriſch darzuſtellen und in kunſtgerechter Folge zu entwickeln. Eine Beſchreibung dieſes Werkes, das überdies noch nicht durchgearbeitet iſt, würde mich zu weit führen, da ich ſonſt dem ganzen Kreislauf der Monate folgen müßte. Es iſt ſchon genug geſagt, wenn ich mittheile, daß er alle bäuerlichen Verrichtungen in Wald und Feld enthält, und daß darin ein Reichthum von Phantaſie enthalten iſt, mit deſſen zehnten Theil mancher andere Maler ſich ganz vergnügt und glücklich durch das ganze Daſein ſchlagen könnte. Wie ſchade, daß ein ſolches inhaltvolles Gebilde ſo wenig Hoffnung hat, einmal in vollem farbigen Glanze einen prächtigen Saal zu ſchmücken! Sollte es vielleicht mit der Zeit

einem landwirthſchaftlichen Vereine einfallen, ſich eine Halle in großartiger Weiſe herzuſtellen, derſelbe könnte keinen ſchöneren Schmuck für ſich finden, als dieſen prächtigen Fries, der den Landbau ſo edel, friſch und glänzend zu verherrlichen ſtrebt.

Viele kleinere Zeichnungen Mintrop's, die in daſſelbe Gebiet einſchlagen und von denen auch manche lithographirt und in Holz geſchnitten worden ſind, muß ich übergehen, um zu den bibliſchen Darſtellungen des Künſtlers zu gelangen. Einige derſelben bekunden ebenfalls eine ziemlich zwangloſe freie Form der Behandlung und gemahnen hier an die Arabeske, dort an den Fries. Allem Anſcheine nach werden dieſe auch den Künſtler zunächſt in weitern Kreiſen bekannt machen, was bei den lebendigen religiöſen Intereſſen der Gegenwart nicht zu verwundern iſt. So viel ich erfahren habe, zucken zwar die Nazarener nicht ſelten die Achſeln über die mit zu großem Schönheitsſinne und zu wenig Aſcetik geſtalteten Gebilde Mintrop's; wir wollen indeß hoffen, daß die Welt auch noch Freude an einem Epigonen Raphael's habe. In dieſem Sinne empfehle ich des Künſtlers Chriſtkind auf dem Lamme mit voranſchreitenden und nachfolgenden Engeln, das recht hübſch von Ludy geſtochen worden iſt, der Beachtung des Publikums. Viel größeren Gefallen wird ohne Zweifel eine andere Schöpfung des Künſtlers erregen, die augenblicklich ebenfalls im Stich durch Nüſſer vorbereitet wird. Es iſt dies eine heilige Familie, die auf einem erhöhten Platze ſitzt und welcher, zur Seite und unterhalb gruppirt, eine Schaar von muſicirenden und ſingenden Engeln ein Ständchen bringt. Dieſe Compoſition iſt von einer ſo gemüthlichen und tiefen Naivität, daß ſie an die holdſelige Unſchuld alter Florentiner und Niederländer erinnert, und zeigt auf der andern Seite doch wieder ſo edle, ſchöne Linien, daß Raphael ſich ihrer nicht zu ſchämen brauchte. Eine andere halb bibliſche, halb genrehafte großartige Arabeske zeigt uns einen Chriſtbaum, deſſen Kern der Heiland iſt, zu dem ſich alles Leben drängt. Dieſes Blatt enthält eigentlich die reichſten und mächtigſten Beziehungen, da es aber noch nicht vollendet iſt, ſo ſchweige ich lieber, bis es ſo daſteht, wie es werden ſoll.

Außerdem hat Mintrop aber auch manche treffliche und durchaus regelrechte Compoſitionen aus dem alten und neuen Teſtamente in ſeinen Mappen liegen. Vorzugsweiſe intereſſirt ihn indeſſen das Leben Jeſu, wie das denn auch einige geniale Arbeiten ſeiner Hand an den Tag legen. Ganz trefflich hat er die Hirten auf dem Felde, denen die Ankunft des Heilands verkündigt wird, aufgefaßt. Die Geburt Chriſti iſt von ihm in verſchiedenen Verſionen eigenthümlich und mit Schwung behandelt worden. Eine durchaus anmuthige Darſtellung hat er ferner der Scene: Laſſet die Kindlein zu mir kommen! gegeben. Seine freundlich menſchliche Geſinnung iſt hier ſogar ſo weit gegangen, daß ſie dem Herrn einen Knaben auf den Schooß geſetzt hat, worüber ſich gelegentlich ein Pietiſt furchtbarer, aber lächerlicher Weiſe erzürnte, weil dieſer den Heiland für zu gut hielt, ein Kind auf den Knieen zu wiegen. Endlich nenne ich hier noch den Einzug Chriſti in Jeruſalem, eine prächtig ſkizzirte Darſtellung, aus welcher ein ſo edler feierlicher Geiſt weht, wie aus einem mit Glockengeläute begleiteten Tedeum.

Die beiden Oelbilder, die der Künſtler bis jetzt geliefert hat, ſind ebenfalls der heiligen Geſchichte entnommen und dem Marienkultus gewidmet. Kein Wunder, daß ein ſo poetiſches Gemüth, wie es uns in Mintrop entgegen getreten iſt, die erſten Farben miſcht, um der Muttergottes ein Opfer zu bringen. Aber auch vom praktiſchen Standpunkte ſind dieſe Gegenſtände von angehenden Künſtlern geſucht, weil ſie einzelne Figuren bieten, an deren Darſtellungen ſich Hand und Auge üben kann. Beide Gründe mögen den ländlichen Maler angeregt haben, zunächſt eine Maria mit Chriſtus und Johannes zu beginnen. Dieſelbe hat auch allen billigen Anſprüchen, die man an ein Erſtlingswerk machen kann, genügt, und iſt vom hieſigen Kunſtverein angekauft worden. Das zweite, noch in der Arbeit begriffene Bild, ſtellt Maria und Eliſabeth mit Chriſtus und Johannes und zu beiden Seiten Engel dar, und iſt, obgleich die Compoſition voll Seele und Gemüthlichkeit erſcheint, doch hauptſächlich deshalb gewählt, damit ſich die jungen Kräfte der im Malen noch nicht allzu geſchickten Hand

daran prüfen können. So viel ſich bis jetzt abſehen läßt, wird Mintrop aber auch ein ganz tüchtiger Coloriſt werden.

Aus dieſen Mittheilungen leuchtet wie ich hoffe, das ebenſo große wie eigenthümliche Talent Mintrop's hervor. Sein Schönheitsgefühl, ſeine Grazie, ſeinen unerſchöpflichen Reichthum im Gedankenausdruck und ſeine Naivität mit Worten wiederzugeben, halte ich für ein vergebliches Beſtreben. Wie man die Muſik ſelbſt anhören muß, ſo bedarf man auch beim Bildwerk des Sehens, um die Harmonie und das Maaß des Ausdruckes gehörig zu begreifen. Und das ſind eben diejenigen Eigenſchaften, welche dieſen ländlichen Künſtler vor allen ſeinen Genoſſen in hohem Grade auszeichnen. Ob es ihm dereinſt gelingen wird, auch im Individualiſiren einen der beſten Preiſe zu erringen, das muß die Zukunft an den Tag legen. Wird er der Leidenſchaft, des Zornes, des Haſſes, der Furcht in ſeinen bildlichen Darſtellungen in gleicher Art Meiſter werden, wie er die Freundlichkeit, die Anmuth, die Frömmigkeit, die Freude und das Jauchzen zu ſchildern weiß? Ich möchte es glauben, wenn er auch bis jetzt noch wenige ſtarke Affecte behandelt hat. Gleichviel, es gibt jedenfalls wenige Maler, die ſo reiche und zugleich ſo durchaus liebenswürdige Gaben beſitzen. Und wie iſt ihm alles angeflogen in ſeiner ländlichen Einſamkeit? Wie konnte er dort die Anſchauungen gewinnen, mit denen er jetzt der Antike und Raphael nachſtrebt? Das iſt eben ein Geheimniß der Natur, die ſich nicht in die Karten gucken läßt, wo, wie und wann ſie ein Sonntagskind an das Licht bringt.

IX.

Alfred Rethel. Joſeph Fay.

Wir treten aus der heiligen in die profane Geſchichte. Wen ſoll ich hier zuerſt vornehmen? Wollte ich nach Perſonen gehen, ſo wäre es meine Pflicht, die erſten Schüler der Akademie in

ihren Leiſtungen zu betrachten. Aber ich bin einmal nach Gruppen gegangen, und ſo will ich den eingeſchlagenen Weg denn auch feſthalten. Unter dieſen Umſtänden aber ſcheint es mir am zweckmäßigſten, mich jenen Künſtlern zuzuwenden, welche die Geſchichte gleichſam in mächtigen Symbolen behandeln. Was ich darunter verſtehe, wird Ihnen vielleicht am klarſten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich hier jene Maler meine, die ähnlich Cornelius, große hiſtoriſche Momente zum Vorwurf ihrer Darſtellungen machen und dieſelben ebenſo umfaſſend in den Charakteren, wie rund und vollendet in den Linien wiederzugeben ſtreben. Iſt die Individualiſirung auch hier nicht ausgeſchloſſen, ſo ordnet ſie ſich doch der allumfaſſendſten Compoſition unter. Die Geſtalten, welche dem Gedanken des Künſtlers dienen, haben gleichſam einen allegoriſchen Sinn. Sie ſind mehr Ideen als Menſchen, das Geiſtige überwiegt bei ihnen das Körperliche. Wer erkennt hier nicht die gewaltigen Schwierigkeiten? Nur das größte Talent iſt im Stande, den rechten Weg zu wandeln, der Schwächling wird auf dieſer Bahn außerordentlich leicht in ein Labyrinth von Irrwegen gerathen, aus welchen der Ausgang ſchwer zu finden iſt. Uebrigens hat die Düſſeldorfer Schule auch nur wenige Vertreter dieſer Richtung aufzuweiſen. Ihr Grundcharakter war ſtets ein anderer. Die romantiſche Anſchauung in ihrem Beginne und die naturaliſtiſchen Beſtrebungen in ihrer Auffaſſung des Menſchen, haben ſie ſtets von jenen Abſtractionen fern gehalten, in denen nur der Genius groß wird, die Mittelmäßigkeit aber ihrem ſichern Untergang entgegen rennt. Diejenigen Maler, welche mit wahrem Erfolge auf dieſem Gebiete gearbeitet haben, ſind Alfred Rethel und Joſeph Fay. Sie ſtehen beide ganz vereinzelt in dem vielfach verſchiedenen und doch im Charakter ziemlich übereinſtimmenden Gewirre der Schule.

Alfred Rethel, geb. 15. Mai 1816 zu Aachen, zeigte ſchon in früher Jugend ein erſtaunenswerthes Talent. Er war faſt noch ein Knabe, als er nach Düſſeldorf kam, und wurde alsbald das Wunderkind der Akademie. Schon ſeine erſten Zeichnungen boten das Anſehen, als hätte ein gewiegter Künſtler dieſe

energiſchen Linien gezogen; ſchon ſeine erſten Compoſitionen wieſen Gedanken auf, als wären ſie der reifſten männlichen Anſchauung entſproſſen. Hier zeigte ſich eine Kraft, welche die Natur nur in ihrer beſten Laune ſchaffen konnte. Welche ſtrotzenden und trotzigen Geſtaltungen ſchuf dieſe jugendliche Hand mit ihrem feſten, ſicheren Griffel! Welche Fülle der Formen ſtand ihm zu Gebote, um ſeinen Werken die geſchwungenſten, untadelhafteſten Linien und den unmittelbarſten Ausdruck zu geben! Wodurch er ſich vor den meiſten Genoſſen auszeichnete, das war ſein wahrhaft hiſtoriſcher Geiſt. Er verband mit der Poeſie den Trieb der Wiſſenſchaft, mit der Phantaſie die Wirklichkeit. Mit jenen poetiſchen Duſeleien, welche die Schule leider bis zum Ueberdruſſe erzeugt hat, war er nie einverſtanden. Und wie wußte dieſer jugendliche Geiſt immer den rechten Moment der dargeſtellten That zu faſſen! Er machte in dieſer Beziehung eine rühmliche Ausnahme von jenen Künſtlern, die ſich ſo oft vergreifen, indem ſie ſtets die Zeit vor oder nach der Handlung, die ſie wiedergeben wollen, hinſtellen und dadurch den eigentlichen Moment verfehlen. Mit ſolchen Eigenſchaften machte dieſer unbärtige Jüngling die erfahrenſten Männer um ſich erröthen.

Die Wahl der Stoffe muß zunächſt bei Rethel vorzugsweiſe gerühmt werden. Seine Compoſitionen behandelten ſchon in ſeiner früheſten Zeit hervorragende Geſtalten der Geſchichte. Es waren meiſt Gegenſtände, in denen der Geiſt der Menſchheit weht, der lebendige Ideen durch lebendige Thaten vertritt. Auf dieſe Weiſe kam er ſchon bei ſeinem Auftreten dazu, ganze Perioden, die hiſtoriſch oder cultur-geſchichtlich intereſſant ſind, in größern und umfaſſenden Werken zu behandeln. Dazwiſchen liegen denn freilich Darſtellungen von untergeordnetem Intereſſe, die einen mehr genrehaften Charakter an ſich tragen. Seine Hauptleiſtungen aber ſind encykliſcher Art und behandeln in einzelnen Compoſitionen, von denen die eine ſich an die andere reiht, Thaten, die ſich in inniger Entwickelung folgen. Wie aber der Dramatiker in ſeiner Tragödie immer einer beſonderen Perſönlichkeit bedarf, welche er zum Mittelpunkte ſeines Gedichtes macht, ſo hat auch Rethel ſeine

Darſtellungen meiſtens an beſtimmte geſchichtliche Geſtalten gebunden, die beſonders hervorſpringend erſcheinen. Hier iſt er offenbar dem Beiſpiele Thorwaldſen's nachgegangen, der in ſeinem Alexanderzuge, ein vortreffliches Beiſpiel gegeben hat. Rethel hat übrigens durch dieſe Art und Weiſe ſeiner Auffaſſung alsbald dargethan, daß er durchaus für die monumentale Malerei geſchaffen. iſt.

Den erſten Arbeiten dieſer Art, welche der Künſtler ſchon als Jüngling vornahm, lag die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland zu Grunde. Er ging hier indeß nicht, wie mancher Andere es gethan hätte, allegoriſch zu Werke, er griff mit kecker Hand in die Geſchichte und fand in der concreten Geſtalt des iriſchen Miſſionars Winfried, den die lateiniſche Legende Bonifacius nennt, einen würdigen Mittelpunct für dieſe ſo wichtige Periode der deutſchen Geſchichte. Und wie vortrefflich hat die junge Kraft die herrlichen Gegenſätze zwiſchen dem frommen Reformator und den halbwilden, urkräftigen Söhnen eines für die Zukunft ſo hoffnungsvollen Volkes benutzt! Wie herrlich wirken jene Scenen in dem heiligen Dunkel der Urwälder! Welche rieſenhafte Geſtalten rief der kühne Geiſt in dieſen kecken Umriſſen hervor! Zunächſt malte er den heiligen Winfried in einer einzelnen Figur, die, voll Kraft und Ueberzeugungstreue, den Zuſchauer mit wahrer Bewunderung erfüllt. Und dann ſtellte er ihn, umgeben von den hochſtämmigen, gelbhaarigen Sprößlingen Germaniens dar, wie er die heilige Eiche des Wodan fällen läßt, um mit ihrem Holze dem Chriſtengott eine Kapelle zu bauen, deren Grundriß der Prediger auf den Boden zeichnet. Die Charakteriſtik des kühnſten Glaubens, des nagenden Zweifels und des verſtockten Trotzes gegen den Neuerer, waren in dieſen Gruppen auf das Vollſtändigſte gelungen. Noch mehrere Blätter deſſelben Cyklus waren theils entworfen, theils projectirt, ſind indeß nie zur Ausführung gekommen.

Auch eine Menge jener Compoſitionen, welche er nach ſeinem Austritt aus der Schule gemalt hat, entſtanden in Düſſeldorf vor dem zwanzigſten Jahre des Künſtlers. Ich nenne hier Da-

niel in der Löwengrube, welcher ſich in Frankfurt in der Galerie des Städel'ſchen Inſtituts befindet und durch Stich und Lithographie dem deutſchen Publicum bekannt geworden iſt, und der in Betreff der Ausführung in Oel wohl die gelungenſte Arbeit Rethel's genannt werden muß. Ferner gehört hieher die Manteltheilung des heiligen Martin. Dann verdient hier eine vorzugsweiſe Erwähnung, die allegoriſche Darſtellung der Nemeſis, die in den Lüften ſchwebend einen Mörder verfolgt. Dieſe Compoſition iſt wahrhaft großartig. Die Figur der Göttin erſcheint ſo erhaben in Geſtaltung und Bewegung, und der Mörder ſo fluchgepeitſcht, daß man beim Anblick in eine geängſtigte Stimmung geräth. Man erzählt ſogar davon, daß das Bild einen falſchen Richter, dem es durch die Verloſung des Frankfurter Kunſtvereins zugefallen war, in den Wahnſinn getrieben habe. Se non è vero, è ben trovato. Die Scene macht in der That einen grauſenhaften Eindruck. Endlich gehört noch die Auffindung der Leiche Guſtav Adolph's nach der Schlacht bei Lützen, die ſich indeß gemalt nicht ſonderlich ausnahm, in den Kreis ſeiner Düſſeldorfer Compoſitionen. Als Zeichnung war ſie vortrefflich.

Die Richtung Rethel's ſtellt ſich nach dieſen früheren Reſultaten als eine ſolche heraus, welche ſich ein höheres Ziel ſteckte, als die der meiſten Genoſſen ſeines Kreiſes. Nichts war natürlicher, als daß er ſich unbehaglich fühlte. Er gehörte in die Münchener Schule, denn ihm ſagte kein concreter Naturalismus, ſondern ein abſtracter Idealismus zu. Da zu jener Zeit gerade die Mißhelligkeiten zwiſchen Oſtländern und Rheinländern ausbrachen, ſo benutzte er dieſen Vorwand und verließ die Schule. Sollte man ihn wirklich zurückgeſetzt haben? Das war durchaus nicht der Fall. Schadow hatte ſehr wohl das junge Talent erkannt und in der treueſten Weiſe gepflegt. Legte er an den jungen Baum vielleicht öfter, als bei anderen, das ſchneidende Meſſer der Kritik, ſo geſchah es nur, damit die Früchte deſto reifer und ſüßer werden ſollten. In gleicher Weiſe waren ihm alle Mitglieder der Schule entgegengekommen. Nichts deſto weniger ſuchte hier Rethel den nächſten Grund, der Schule ein Le-

bewohl zu ſagen. Frankfurt, wo er Vieles von der Leitung und den Einflüſſen Philipp Veit's hoffte, wurde ſein nächſtes Ziel. Gleichwohl dienten ihm dort jene Düſſeldorfer Compoſitionen, welche ich zuletzt genannt habe, als Stoffe, deren Ausführung er ſich widmete.

In Frankfurt entſtanden indeß zugleich diejenigen Zeichnungen, welche jedenfalls ſein beſtes Werk ſind. Aber auch hier gab gerade die Stadt, welcher er eine Feindſeligkeit Schuld gab, wieder die Veranlaſſung. Der Kunſtverein für Rheinland und Weſtphalen, welcher nämlich in Düſſeldorf ſeinen Sitz hat, faßte den Beſchluß, aus ſeinen Fonds für öffentliche Kunſtwerke den Rathhausſaal in Aachen mit Fresken aus dem Leben Karl's des Großen ausmalen zu laſſen. Zu dieſem Zweck wurde eine Concurrenz ausgeſchrieben, Rethel, ein Sohn jener Stadt und begeiſtert für ihre Geſchichte, nahm die Sache mit Ernſt auf. Seine Compoſitionen wurden als die beſſeren erkannt. Seltſamer Irrthum! Dieſelben Männer, welche er im Verdachte gehabt, ſie thäten ihm zu kurz, erkannten ihm den Preis zu! Leider ſind dieſe Arbeiten noch nicht zur Kenntniß des größeren Publicums gekommen; ſie waren nur vorübergehend auf der hieſigen Akademie ausgeſtellt, und ſo kann ich auch nur aus der Erinnerung darüber ſprechen. Die Blätter enthielten folgende Gegenſtände: Der Sturz der Irmenſäule, eine Schlacht mit den Sarazenen bei Cordova, der Einzug in Pavia, die Taufe des Wittekind, der Bau des Aachener Münſters, die Krönung Karl's in Rom und die Krönung ſeines Sohnes Ludwig. Hierzu kommt noch die Erbrechung der Gruft Kaiſer Karl's des Großen durch Otto III. Leider iſt das Concil zu Frankfurt, eine herrliche Compoſition, aus confeſſionellen Gründen weggefallen. Dieſe Momente waren wahrhaft hiſtoriſch-dramatiſch gefaßt. Es entrollte ſich hier vor den Blicken ein gewaltiges Volksleben, das ſeinen Brennpunkt in der überall reformirenden und großartig fördernden Geſtalt Karl's des Großen hat. Man findet wenige Werke, deren Inhalt ſich alsbald ſo klar ausſpricht wie dieſe und die deshalb durchaus nicht des beſchreibenden Commentars bedürfen. Eben ſo trefflich

ſind ſie in Anordnung der Gruppen und in der Schwingung der Contouren. Aber eine bedenkliche Klippe liegt dennoch darin. Der Künſtler hat dieſe Zeichnungen in einer Manier gemacht, die mitunter zu ſehr an die alten Holzſchnitte, welche zur Illuſtration von Werken dienen, erinnert. Bis jetzt ſind vier dieſer Bilder vollendet worden.

Andere Gemälde gehören in ihrer Conception entſchieden ſeinem Frankfurter Aufenthalt an. Ich nenne hier die Verſöhnung Kaiſer Otto's I. mit ſeinem Bruder Heinrich. Wahrſcheinlich hat die Localität in Frankfurt, wo dieſe Scene ſtattfand, die Anregung dazu gegeben. Dieſe Darſtellung war nichts weniger als hervorragend. Ausgezeichnet dagegen ſind ſeine Portraits für den Kaiſerſaal der alten Krönungsſtadt ausgefallen. Karl V. iſt ohne Zweifel eine der gelungenſten Arbeiten des Künſtlers. Hier ſind nicht allein antiquariſche Studien benutzt, hier iſt auch mit wahrer Genialität der Charakter jenes ſeltenen Mannes, in deſſem Reiche die Sonne nicht unterging und der als einfacher Mönch im Kloſter ſtarb, wiedergegeben. Ein ganz außer der Individualität des Malers liegendes Bild war die Darſtellung des Apoſtels Petrus, der den Lahmen heilt. Darum erſchien daſſelbe auch durchaus kalt und unerquicklich. Soll ich endlich noch der Illuſtrationen zu Rotteck's Weltgeſchichte gedenken? Es mag hier viel am Stiche liegen, jedenfalls machen die Blätter indeß nicht den bedeutenden Eindruck, den man mit Recht von Rethel erwartet. Beſonders iſt hier der antiquariſche Styl, deſſen der Künſtler ſich offenbar mit Abſichtlichkeit bedient, nicht zu loben. Von viel größerem Werthe ſind die Blätter, die er unter dem Titel: „Auch ein Todtentanz", zur Revolutionszeit in Holzſchnitt ausführen ließ, und „der Tod als Tröſter und Rächer", die in derſelben Manier erſchienen ſind.

Schon vor längern Jahren hat Rethel eine Reiſe nach Rom unternommen. Die hauptſächliche Frucht ſeiner Fahrt waren Zeichnungen, welche den Zug Hannibal's über die Alpen behandeln. Dieſelben ſind nach den Darſtellungen des Titus Livius und des Polybius entworfen und zeigen

alle Tugenden und Fehler des jugendlichen Meiſters. Zu den erſteren rechne ich die wahrhaft großartige Auffaſſung jener Unternehmung des afrikaniſchen Helden, der wie ſein Krieg einzig in der Geſchichte daſteht. Schon die Wahl jener gewaltigen Kriegsfahrt zeigt uns, daß nur das bedeutende Talent ſich daran wagt. Und dann ſind die Gegenſätze zwiſchen den kühnen Karthagern und den wilden Alpenvölkern auf eine treffliche Weiſe hervorgehoben. Wir ſehen die Helden, welche Rom erſchreckten, über die Rhone ziehen und den blonden Galliern begegnen, vor deren Anblick ſie ſich fürchten. Auf dem weiten Wege fallen dieſe die Afrikaner an, ſie bringen ihre Reiter zum Fliehen, ſie umlagern ſie an den wilden Felsſchluchten. Die Höhen der Alpen mit ihrem Eis und Schnee drohen dem Fremdling den Untergang. Die Natur ſelbſt entbietet ihnen den Krieg, indem ſie vor Froſt erſtarren und im Schnee verſinken. Mit einer wilden Phantaſie iſt beſonders ein Blatt gezeichnet. Hier ſehen wir eine Gruppe von Kriegern und Roſſen, mit einem Elephanten durch die Gletſcher gebrochen, in einer Schlucht liegen, indeß Wölfe und Geier die ſicheren Opfer umkreiſen. Endlich aber ſteht der Führer des Zuges mit ſeinem Heere am Abhange des Gebirges und zeigt den kühnen Genoſſen die geſegneten Gefilde von Oberitalien, die von Frucht überſchwellen und welche der Po durchblinkt. Die Mühſeligkeiten der Fahrt ſind vergeſſen, Alles jauchzt auf und miſcht ſein Jubelgeſchrei in die Töne der Tuba. Vor den kühnen Abenteurern fliegen zwei gewaltige Adler in das Land, ſtolz und wild, wie die Gedanken des Hannibal. Fürwahr, dieſe Idee iſt großartig! Aber dennoch finden wir hier auch wieder jenen alterthümlichen Styl, der nicht ohne Affectation iſt und der deshalb dem unbefangenen Zuſchauer unangenehm auffällt. Der Künſtler hat die herrlichſten Mittel, warum iſt er nicht überall natürlich?

Was die praktiſche Seite angeht, ſo iſt Rethel vorzugsweiſe als Zeichner zu rühmen. Weniger kann man ſeine Malerei loben. Mit dem Stift und der Kohle iſt er ſtets vollendet, kräftig, klar, mit Pinſel und Palette häufig kalt, unſchön, roh.

In Düſſeldorf verſprach er auch ein großer Coloriſt zu werden. In ſeinem Bonifacius-Bilde lagen die ſchönſten Anfänge. Nicht minder berechtigten ſeine erſten Bilder in Frankfurt zu den trefflichſten Hoffnungen für die Entwickelung ſeiner Farbengebung. Leider aber iſt das nachher anders geworden, indem ſeine vorwiegende Neigung für die Compoſition ſeine Farben ſtumpf und unintereſſant werden ließ. Man kann dieſen Umſtand nicht genug bedauern, denn in Rethel lagen die Keime zu einem der vollendetſten Künſtler. Als Fresco-Maler iſt er noch in den erſten Verſuchen. Leider iſt Rethel in der letzten Zeit ſo hoffnungslos erkrankt, daß er für die Kunſt ſchon geſtorben iſt.

Unter allen Malern der Düſſeldorfer Schule befindet ſich nur Einer, der, wenigſtens in einer Arbeit, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Rethel gezeigt hat. Es iſt dieſes Joſeph Fay, geb. 10. Aug. 1813 zu Köln, mit ſeinen Fresken im Rathhauſe zu Elberfeld. Will man dieſen Künſtler nach ſeinen früheſten Werken beurtheilen, ſo muß man ihn nothwendiger Weiſe einer eklektiſchen Richtung zuzählen, indem er ſich bald in den alten, bald in den neuen Anſchauungen bewegt. Sein erſtes Werk war ein Simſon, der eben durch die Scheere der Delila ſein Haupthaar und mit demſelben alle Kraft verloren hat und ſich aufraffen will, während ihn die Feinde binden. Die Compoſition iſt äußerſt friſch und lebendig, und die Ausführung im Verhältniß zu einem Erſtlingswerke kräftig und voll Energie. Ein anderes Bild aus jener Zeit ſtellte eine Kleopatra dar, welche ſich die tödtende Schlange an die Bruſt legte. Es war ein ſtolzes, üppiges Weib, in deſſen Gliedern und Zügen eine kräftige Sinnlichkeit blühte und das ſich vorzugsweiſe durch ſein Colorit auszeichnete. Nehme ich hierzu eine Zeichnung, welche aus jener Periode des Künſtlers rührt und den Bethlehemitiſchen Kindermord darſtellt, ſo finde ich in dieſen Darſtellungen Eigenſchaften, welche an die derbe fleiſchliche Manier der Niederländer erinnern. Es ſchien in Fay ebenfalls ein Funke jener Anſchauungsweiſe aufgewachſen zu ſein, welche wir ſo ſehr bei ſeinem Landsmann Rubens verehren.

Unendlich bedeutender aber zeigte ſich der Geiſt des Künſtlers in jenen Arbeiten, deren ich oben erwähnte und welche ihm offenbar einen Platz neben Rethel ſichern; hat er auch nicht des letzteren vielſeitig gebildeten hiſtoriſchen Sinn, ſo zeichnet er ſich doch jedenfalls durch eine größere Natürlichkeit aus. Die genannten Frescobilder führen uns in einem Fries in die Urgeſchichte des germaniſchen Volkes zurück. Man erinnert ſich dabei an die Schilderung des Tacitus. Vor dem Blicke des Beſchauers entwickelt ſich altdeutſche Kraft, indem der Maler uns in verſchiedenen Gruppen die Lebensweiſe, die Beſchäftigungen und Sitten unſerer Ahnen vorführt. Die erſte Gruppe zeigt uns ein friedliches Bild. Ein Greis lehrt einen Knaben den Bogen binden. Nebenbei ringen kräftige Buben. Fern hin ſieht der Blick eine alte Frau, die eine Ochſenkeule am Feuer röſtet. Im Hintergrunde weiden Viehheerden. Eine andere Gruppe zeigt uns den Schwertertanz. Es ſind prächtige nackte Jugendgeſtalten, die mit dem wilden Feuer und kühnen Muthe, der zu den größten Thaten reift, zwiſchen dieſen ſcharfen, aus dem Boden ragenden Meſſern hinſpringen, um die jungen Kräfte zu üben. Die Männer und Greiſe, welche als Schiedsrichter zuſehen, erſcheinen nicht minder markig und ernſt. Eben ſo ausgezeichnet ſind die Weiber, die ihre Kinder ſäugen und ſpinnen, und die fernen Würfelſpieler, welche das Bild abrunden und ergänzen. In der dritten Gruppe giebt der Künſtler ein Bild der Jagd, wie unſere Vorfahren ſie pflegten. Ein Auerochſe ſtürzt hervor, ein Knabe, der dem Stoße des gewaltigen Thieres ausgeſetzt war, wirft ſich zur Erde; aber ſchon drohen rechts und links Keulen und Speere. Weiterhin ſehen wir einen altdeutſchen Gottesdienſt. Ein Pferd, das auf einem Scheiterhaufen liegt, wird als Opfer gebracht. Der greiſe langbärtige Prieſter ſchaut mit ernſter Miene auf die Menge, die ihn umgiebt. Nicht fern davon ſitzt eine Wahrſagerin. In einer Nebengruppe pflegen Frauen einen wahrſcheinlich in der Schlacht verwundeten Krieger. Der Cyklus ſchließt mit der Teutoburger Schlacht. Hier ſteht Hermann der Cheruſker mit dem ſtolzen Ausdruck des Siegers; weiterhin giebt Varus

ſich ſelbſt den Tod. Ringsum das Getümmel der ſiegenden Deutſchen und der fliehenden Römer.

So liegt ſicherlich ein Werk vor, auf welches die deutſche Kunſt ſtolz ſein darf. Hier iſt neben dem großen Ideen-Reichthum eine mächtige Ausführung entwickelt. Hier iſt die Fülle mit dem Maß, die Kraft mit der Schönheit geeint. Was aber beſonders an dieſen Darſtellungen wohlthuend und erquicklich wirkt, das iſt die Geſundheit und Unbefangenheit, welche aus jedem Pinſelſtriche des Künſtlers ſpricht. Uebrigens hat Fay auch die verdiente Anerkennung gefunden. Die Cartons dieſer Wandgemälde haben in München, wohin ſie eigentlich paſſen, und in Paris, wo ſie jedenfalls durchaus neu erſcheinen mußten, ein ungewöhnliches Aufſehen gemacht. Iſt dies aber am Hauptfocus der deutſchen und franzöſiſchen Kunſt der Fall geweſen, ſo haben wir um ſo mehr Urſache, ſtolz auf unſeren Landsmann zu ſein.

Die ſpäteren Werke Fay's haben mir nicht mehr jenen friſchen, ureigenthümlichen Eindruck gemacht. Ein längerer Aufenthalt in Paris ſcheint den Künſtler nicht weſentlich gefördert zu haben. Die neuen Regionen regten ihn mehr zu Verſuchen, als zu kräftigem Schaffen an. Sein Romeo und Julie und Fauſt und Gretchen zeigten, daß er Experimente gemacht hat, um ſich ein beſſeres Colorit, als in Düſſeldorf gelehrt wurde, anzueignen. Dies iſt aber offenbar auf Koſten der Idee geſchehen, die früher bei ihm ſo entſchieden hervortrat. Seit den letzten Jahren iſt er an den Rhein zurückgekehrt und arbeitet wieder in den alten Kreiſen. Aber es ſind nur kleine genreartige Bilder, die ihn beſchäftigen und die ihm vorzugsweiſe dazu dienen, beſondere Stimmungen auszudrücken. In dieſer Beziehung hat er allerdings ganz hübſche Dinge zu Tage gefördert, es iſt indeß bedauernswerth, daß er nicht wie früher ſeine Zeit auf große Gegenſtände verwendet. Das mag indeß nicht an ihm, ſondern an den Umſtänden liegen. Warum gewinnt ihn nicht ſeine reiche Vaterſtadt, um in größeren Darſtellungen die herrlichen Thaten der Kölniſchen Geſchichte auf monumentale Weiſe zu illuſtriren?

Somit habe ich Ihnen die besten Talente der allegorisch-historischen Richtung vorgeführt und ihre hauptsächlichen Werke erläutert. Sie gehören meiner Meinung nach zu den ersten Männern der Schule. Ohne Zweifel aber werden sie die Bemerkung machen, daß ihre Arbeiten ganz einer Zeit angehören, deren Geschichte so ziemlich im Dunkeln ruht und für welche wir namentlich in Beziehung auf Individualitäten und Costume durchaus keine Anknüpfungspunkte haben. Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinug, daß so viele Künstler für ihre Bilder jene Perioden vorziehen, welche in Betreff des Portraits und alles dessen, was damit zusammenhängt, gar keine Quellen an die Hand geben. Wahrscheinlich geschieht es, weil dem Geiste hier ein freierer Spielraum gegeben ist. Jedenfalls aber liegt doch den Ideen, welche die genannten Maler behandeln, echte Geschichte zum Grunde. Es handelt sich hier nicht, wie bei so vielen Romantikern, von sagenhaften Gebilden. Bei aller Phantasie ist hier Realität vorhanden, und deshalb wollen wir denn auch diese Maler, obgleich die allegorischen Darstellungen nicht gerade unsere Sache sind, auf die herzlichste Weise begrüßen.

X.

H. Mücke. H. Stilke. H. Plüddemann. L. Clasen.

Ich habe Ihnen dieses Mal noch von mehreren Jüngern der Düsseldorfer Schule zu berichten, welche ebenfalls der allegorisch-historischen Richtung angehören, sich aber dadurch von den früher genannten unterscheiden, daß bei ihnen an die Stelle einer realistischen eine romantische Auffassung tritt. Sie erweisen sich meistens als wackere Zeichner und tüchtige Maler, aber es fehlt ihren Darstellungen fast immer der kräftige Lebenshauch, der den Beschauer mit sich fortreißt. Ihre Bilder sind meistens nur schöne Phrasen, hinter denen kein rechter Kern steckt. Die meisten derselben mögen in der ersten Zeit der Schule wohl auch durch das Publicum,

das ihnen unmäßiges Lob ſpendete, verdorben worden ſein und haben ſich viel tiefer in ihre Richtung eingelaſſen, als es wünſchenswerth war. So iſt es denn nachgerade dahin gekommen, daß die Kritik nach ihren Werken die Schule beurtheilt und verſchmäht hat, weil man das übermäßige romantiſche Schwebeln in ihren Bildern, für den Charakter der ganzen Genoſſenſchaft nahm. Neben ihnen haben beſonders die romantiſch-lyriſchen Genremaler, welche ich ſpäter zu ſchildern gedenke, Düſſeldorf vielen Verdruß gemacht. Ich hörte einſt einen geiſtreichen Feind der hieſigen Kunſt ſagen: „Man malt dort Figuren und keine Perſonen.“ Dieſes ſcharfſinnige, treffende Wort bezeichnet ſo gut dieſe Gattung von Künſtlern, daß ich kaum Etwas hinzufügen kann. In der That machte ſich lange Zeit eine allzu große Aeußerlichkeit bei vielen Jüngern der Schule geltend. Sie nahmen ein hübſches, elegantes Arrangement für Compoſition und ſuchten durch reinliche, zierliche Farben die mangelnde Charakteriſtik ihrer Geſtalten zu erſetzen. Dadurch iſt denn mitunter eine Weichlichkeit und Süßlichkeit entſtanden, die an Coquetterie gränzt und von manchen Seiten eine gewiſſe Geringſchätzung der Schule hervorgerufen hat. Freilich iſt man bei ſolchen Urtheilen faſt immer einſeitig verfahren, indem man ſo manche geſunde Richtungen überſah. Uebrigens haben auch dieſe Männer in vielen Beziehungen eine Tüchtigkeit erwieſen, welcher man kein Unrecht thun darf.

Heinrich Mücke, geboren 9. April 1806 zu Breslau, nenne ich hier zuerſt. Die Vielſeitigkeit in den Stoffen dieſes Künſtlers hat mich lange ſchwanken laſſen, ob ich ihm dieſe Stelle anweiſen ſollte; aber ich glaube, dem Charakter ſeiner Compoſitionen gemäß gehört er hieher. Wir ſehen ihn bald, wie er ſich in bibliſchen Stoffen bewegt, bald, wie er ſich der Legende widmet, bald, wie ihn die Sagenbücher des Mittelalters feſſeln, bald, wie er die Gebiete der Geſchichte durchforſcht, bald ſogar, wie er in die Mythen der Griechen greift; aber niemals verläugnet er den Urſprung ſeiner Gedanken, indem er Alles vom romantiſchen Standpunkte behandelt. Was ihn aber beſonders auszeichnet, das iſt eine unermüdliche Regſamkeit und ein immer

frisches Gestalten. Man findet in ihm den durchaus gebildeten Mann, der stets nach neuen Stoffen sucht und stets auch neue findet. Gelingt ihm Manches nicht, wie wir es wünschen, so liegt es daran, daß nicht Alles für seine Begabung paßt, indem diese ihre naturgemäße Begrenzung hat. Nemo ultra posse!

Betrachten wir zunächst die Oelbilder des Künstlers, so finden wir hier in der That vortreffliche Arbeiten, besonders wenn wir diejenigen, welche uns in die Legende und Sage führen, am meisten berücksichtigen. Seine Bilder aus dem Leben der heiligen Genovefa verdienen besonders genannt zu werden. Die Dulderin im Kerker, die sich uns als händeringende Mutter darstellt, wie ihr der am Boden liegende Knabe Schmerzenreich die kleinen Aermchen entgegenstreckt, gehört zu den besten Gemälden der ersten Periode der Schule. Hieran reiht sich Eginhart, der von Emma durch den beschneiten Schloßhof getragen wird. Eben so glaube ich, daß Barbarossa und Gela zu diesen sagenhaften Darstellungen zu rechnen sind. Ferner malte er die heilige Elisabeth, welche an dem Thore der Burg Almosen unter die Armen vertheilt. Weniger gelungen war der heilige Ambrosius, der den Kaiser Theodosius von der Kirchthür zu Mailand wegweist; denn hier traf der Blick nur äußerliche dem Modell entnommene Stellungen. Ganz verfehlt schien mir Tristan und Isolde. Der schlafende Held hält die Hand der Geliebten, welche angelt. Von der wilden, üppigen Liebesglut, die jenes wunderbare Gedicht aushaucht, ist keine Spur vorhanden. Besser dagegen ist eine heilige Katharina, welche dem Märtyrertode durch das Rad entgegengeht, wahrhaft vortrefflich aber dieselbe Heilige, welche von vier Engeln durch die Lüfte zur geheimen Bestattung getragen wird. Der schöne, schlanke, keusche Leib der Todten ruht auf den Schultern der mit Chorkleidern umgebenen himmlischen Gestalten. Der Aether ist so still, groß, tiefblau; unten in nebelhafter Ferne liegt Land und Meer. Man hat dem Bilde den Vorwurf gemacht, es sei durch die Christnacht von Heß angeregt worden. Ich kann das nicht finden. Diese Schöpfung ist durchaus originell und gehört zu den Perlen der Schule, was

übrigens auch daraus klar wird, daß das Bild durch zahlloſe Lithographien populär geworden iſt. Weniger glücklich iſt der Künſtler in einem Narciß geweſen, der ſich in der Quelle beſpiegelt, obgleich darin wieder ganz der romantiſche Typus der Düſſeldorfer Anfänge lag. Am unglücklichſten aber erſchien mir ſeine Einnahme von Jeruſalem durch Gottfried von Bouillon. In dieſem Bilde fehlte alle Lebensfriſche, es war eine abſtracte Zuſammengeſellung von Rittern, Mohren, Negern, Zauberinnen, denen es im Einzelnen an jeder Individualiſirung und im Ganzen an jedem Mittelpunkt fehlte.

Als eigentlicher Geſchichtsmaler hat ſich Mücke meiſtens in monumentalen Arbeiten, und zwar al fresco bewegt. Wie die Zeiten, die er behandelt, ſo iſt hier die Auffaſſung vorzugsweiſe romantiſch. Wenn auch das Streben, wahrhaftige Männer aus Fleiſch und Blut zu ſchaffen, offenbar vorhanden iſt, ſo ſchwebelt doch die Charakteriſtik meiſtens nach gewiſſen gegebenen Formen umher. Dieſe Gemälde ſind alle lobenswerth, aber es iſt nichts Hervorſpringendes darin enthalten. Begeben wir uns zuerſt nach dem Schloſſe Heltorf, welches dem Grafen Spee gehört, ſo finden wir dort mehrere Frescobilder, die von ſeiner Hand herrühren. Da iſt Friedrich Barbaroſſa auf dem Reichstage zu Erfurt, vor dem Heinrich der Löwe auf den Knieen Verzeihung erbittet. Ferner befindet ſich hier die Unterwerfung Mailands durch den Rothbart und ſeine Krönung in Rom. Das ſind alles große, wohl durchdachte Compoſitionen, mit vielen Figuren in lobenswerther Ausführung. überall herrſcht der Sinn für Ordnung und Maß, und überall drängt ſich die Ueberzeugung auf, daß der Künſtler das hiſtoriſche Material nach beſtem Wiſſen und nach beſten Kräften vertheilt habe; leider aber fehlt ihnen der Strahl des Genius, der aus der wahren Dichtung zündend in die Seele des Beſchauers ſchlägt. Auch die abſchließenden Figuren dieſer Fresken, an denen übrigens auch Leſſing und Plüddemann gearbeitet haben, ſind von Mücke. Sie ſtellen in würdiger Geſtaltung den heiligen Bernhard, der die Kreuzzüge predigt, und den Biſchof Otto von Freiſingen dar, der das Leben des Rothbart's ge-

ſchrieben hat. Außerdem betheiligte ſich Mücke an den Arbeiten im Elberfelder Rathhauſe, deren Idee ihn ſogar zum Urheber hat. Seine Neigung hat ihn auch hier wieder auf die legendenartige Seite geführt, indem er die Einführung des Chriſtenthums am Niederrheine durch den heiligen Suitbertus behandelte. Dieſer Sendbote wirkte vorzüglich im Bergiſchen. Seine Gebeine ruhen noch in einem koſtbaren Reliquienkaſten von der feinſten Arbeit, in Kaiſerswerth, der alten Insula sancti Switberti. In den ſymboliſchen Darſtellungen Mücke's ſchafft er die Heidenopfer ab, predigt, tauft und theilt den Bekehrten die Communion aus. Er ſtiftet Kirchen und Klöſter, worin den an Leib und Seele Bedürftigen körperliche und geiſtige Nahrung geſpendet wird. Der leitende Gedanke iſt conſequent mit ſchönem Maß und freundlichen, edeln Geſtalten durchgeführt. Auch die hieſige St. Andreaskirche enthält ein Frescobild des Künſtlers. Es ſtellt eine in der Luft ſchwebende Madonna dar, zu deren Füßen einige heilige Geſtalten ſitzen, in denen gleichfalls die Tugenden und Mängel des Mücke'ſchen Talentes wieder zu finden ſind. Leider iſt der Ort feucht und das Bild faſt jetzt ſchon ſo verdorben, daß ihm wohl keine lange Dauer bevorſteht, was ſchmerzlich genug für den Künſtler und die Stadt iſt.

Dieſe kurze Schilderung thut vollſtändig dar, daß hier ein wohlgeordnetes Künſtlerleben vor uns liegt, dem es weder an raſtloſem Fleiß, noch an vielſeitiger Bildung mangelt und das, wenn es auch nicht das Höchſte, doch Hohes erreicht hat. Zum Schluſſe muß ich Mücke noch als ſcharfen und ſtrengen Zeichner rühmen, der nicht leicht eine Linie hinſetzt, von deren Richtigkeit er ſich nicht auf das Genaueſte überzeugt hat. Als Coloriſt iſt er dagegen mitunter zu hart und geleckt; ſeinem Pinſel fehlt die Breite und Kühnheit und ſeinen Farben der Ton, die Gluth und die Kraft.

An ihn ſchließt ſich **Hermann Stilke**, geboren 1803 zu Berlin, welcher zwar einſeitiger in der Wahl ſeiner Stoffe, aber concentrirter in ſeinen Ausführungen daſteht. Derſelbe gehörte urſprünglich der Schule des Cornelius an und malte bei

seinem ersten Aufenthalt am Rheine mit Stürmer das unvollendete Bild im Assisensaale zu Coblenz, welches das jüngste Gericht darstellt. Er folgte seinem Meister bei seiner Uebersiedlung nach Baiern und betheiligte sich auch dort an den unter Cornelius ausgeführten Werken, indem er in München die Krönung Ludwig's von Baiern und die Zerstörung von Godesberg durch Ernst von Baiern unter den Arkaden ebenfalls in Fresco ausführte. Nach einer italienischen Reise kehrte er indeß nach Düsseldorf zurück und ward nun ein regsames Mitglied der rheinischen Akademie, indem er sich Schadow's Zöglingen zugesellte. In vielfachen Arbeiten, deren Gegenstände der Blüthezeit des Mittelalters entnommen sind, hat er sich als ein elegantes Talent geltend gemacht, dessen vorzüglichste Kraft darin besteht, zierlich arrangirte Bilder in einer geschickten und feinen Behandlung hinzustellen. Ihm fehlt ebenfalls der Genius, der gewaltsam mit sich fortreißt; er faßt seine Stoffe nicht von neuen und unerwarteten Seiten und ergreift nicht durch ursprüngliche kühne Gestalten; aber er besitzt ein unverkennbares Gefühl für Maß, abgerundete Gruppen, feine Linien und glatte Darstellung. Auch bei ihm ist die romantische Darstellung vorwiegend vor der realistischen. Ist der Vergleich aus der Poesie erlaubt, so möchte ich sagen: er malt seinen Gegenstand nicht als Epos, sondern als Ballade.

Betrachten wir seine Bilder, so treffen wir vielfache Anknüpfungen an das Leben der Kreuzzüge. Gewiß liegen hier unendliche Anziehungspunkte. Abendland und Morgenland zusammenstoßend in der Blüthe ihrer Ritterlichkeit auf einem Grund und Boden, den das Mährchen seit der ältesten Zeit als seinen Grundbesitz in Anspruch genommen hat, weil Himmel und Erde, Pflanze und Thier, Stern und Landschaft dort tausendfache Wunder entwickeln, so haben wir schon Stoff genug für ein frisches Künstlerleben. Um indeß alle diese Reize zu bewältigen, bedarf es auch eines außergewöhnlichen Talentes, zumal wenn keine eigene Anschauung von Ort und Stelle vorhanden ist. Immerhin sind aber die Arbeiten Stilke's auf diesem Gebiete anerkennungswerth.

Hat er auch nicht wie Gottfried von Bouillon das heilige Land erobert, so ist er doch ein strebsamer Mitkämpfer, der uns seine Anschauungen in tüchtiger Weise wiedergibt. Seine Pilger in der Wüste erscheinen auf diesem Gebiete wohl als sein gelungenstes Werk. Es sind Kreuzfahrer, die in den öden Sandwüsten des Orients den Pfad verloren haben und rettungslos ihrem Untergange entgegensehen. Die Gruppe besteht aus einem ehrwürdigen Greis und seiner Tochter. Beide sitzen müde von der übermäßigen Anstrengung auf dem Boden und starren schmerzbewegt vor sich hin. Ein aufrechtstehender Ritter schaut in die Ferne nach der Rettung, die sich indeß nicht zeigen will. Zur Seite krümmt sich ein kleiner Mohrenknabe im Todesschmerze. Den Hintergrund bilden zwei todte Rosse und das einförmige gelbe Wüstenland. Die Ausführung des Werkes verdient das größte Lob, denn in allen Farben zeigt sich eine todte, bleierne Stimmung, die sich drückend der Seele des Zuschauers mittheilt. Leider fehlt dem Bilde die Sühne. Warum hat der Künstler keinen Ausgang aus diesen Irr- und Mühsalen hinzugefügt? Man hätte dann nicht jenen unerquicklichen Schmerz vor demselben gefühlt. Die letzten syrischen Christen von Stilke, welche, von den Türken gedrängt, das heilige Land verlassen, gehören auch in diesen Cyklus. Die Situation ist rührend, die Gegensätze sind schlagend, und die Gestalten sind schön. Eine andere Darstellung zeigt uns gefangene Christinnen, die wahrscheinlich in einem Harem aufbewahrt werden. Auch hier hat der Künstler wieder durch den Gegensatz der gefangenen Abendländerinnen, die in tiefer Trauer dasitzen, und der muntern gazellenäugigen Töchter des Orients, welche sich voller Lust in dem Elemente ihres heimatlichen Lebens bewegen, eine sehr wirksame Situation hervorgebracht. Nimmt man die Ueppigkeit der südlichen Vegetation hinzu, welche das Bild einkleidet, so hat man ein reizendes Ganzes. Am zierlichsten unter diesen Kreuzfahrer-Bildern ist indeß wohl jedenfalls eine Morgenwacht. Man sieht hier drei Krieger, zwei liegen schlafend am Boden, ein dritter schaut in die weite, morgenstille Landschaft. Durch die ruhige Luft zieht ein Schwarm von Kranichen, in der

Ferne glänzt eine Stadt. Welche poetiſche Gedanken knüpfen ſich an eine ſo ſeltene Situation, die übrigens auch mit großer äſthetiſcher Feinheit und Delicateſſe behandelt iſt! Endlich gehören noch hierher der verwundete Kreuzritter, der aus dem ſiegreichen Kampfe mit einem Sarazener wegzieht, und ein anderer, der ſich im Kloſter der Pflege der Mönche übergiebt. Beide kann man indeß nur Farbenſkizzen nennen. Das ſind, ſo viel ich weiß, ſeine Kreuzzug-Bilder. Sie werden bemerken, daß ſie keine Hauptſcene jener glänzenden Zeit enthalten, ſie laufen ſo zu ſagen neben den Thaten her, ſie ſind die Genrebilder der Kreuzzüge, aber als ſolche zart, ſinnig und anſprechend. Und ſo erklärt es ſich auch, daß ich den Künſtler nur als einen Mitkämpfer der großen Helden, die er darzuſtellen vermieden, bezeichnete.

Die romantiſche Geſchichte der Jungfrau von Orleans hat den Künſtler ebenfalls zu einigen ſchönen Darſtellungen veranlaßt. Zunächſt ſei hier eine Einzelfigur der Jeanne d'Arc erwähnt, welche in ſtattlicher Rüſtung vor einem Madonnenbilde betet. Dieſes Bild enthielt überdies im Rahmen Darſtellungen aus dem Leben des franzöſiſchen Heldenmädchens. Am bedeutendſten aber iſt auf demſelben Gebiete das Gemälde, wo er uns die Jungfrau in der Schlacht der Franzoſen gegen die Engländer zeigt. Auf hohem weißem Schimmel einherſtürmend, bildet ſie den Mittelpunkt der Compoſition. Ringsum brauſt die Schlacht, hier Sieg, dort Niederlage; ſie ſelbſt iſt ohne Waffen, gleichſam das begeiſternde Zeichen, in dem ihr Volk den Sieg erringt. Die Darſtellung iſt lebendig in der Anordnung, rund in den Linien und trefflich in der Ausführung der Zeichnung und der Farben.

Außerdem habe ich noch mehrere Bilder Stilke's zu nennen, welche er in der Zwiſchenzeit malte. In die erſte Zeit der Schule fallen Sanct Georg, der die Siegesfahne erhält, und Rinald's Abſchied von Armide. Mehrere Jahre ſpäter brachte er ein Bild, welches Otto den Großen vorſtellt, vor dem ſein Sohn Ludolph, Herzog von Schwaben, welcher ſich im Aufruhr gegen ihn aufgelehnt hat, in Büßerkleidung um Verzeihung bittet. Dieſe Darſtellungen ſind untergeordneter Natur. Ausgezeichnet erſcheint dagegen der blinde

Johann von Böhmen, der ſich, von Kampfluſt entbrannt, durch zwei Ritter in die Schlacht führen läßt, die er fern brauſen hört. Dies iſt ganz ein Gegenſtand für die Natur des Künſtlers.

Mehrere Jahre lang hat Stilke Düſſelorf verlaſſen, um auf der Burg Stolzenfels im Auftrage des Königs von Preußen Frescobilder zur Ausſchmückung des Ritterſaales auszuführen. Und ſo tritt denn der Künſtler auch in der monumentalen Richtung auf. Seine dortigen Gemälde gehören ganz der ſymboliſch-hiſtoriſchen Gattung an, indem er ſich bemüht hat, die deutſchen Tugenden, welche übrigens, nebenbei geſagt, allgemein menſchliche ſind, in geſchichtlichen Darſtellungen zu perſonificiren. Die Treue hat er durch Hermann von Siebeneichen, der ſich als Friedrich Barbaroſſa verkleidet und für ſeinen Herrn und Kaiſer ſtirbt, wiedergegeben. Die Tapferkeit ſtellt ſich durch den wilden Heldenmuth des blinden Johann von Böhmen, von dem ſchon oben die Rede war, dar. Die Liebe wird perſonificirt durch Friedrich II., der ſeiner Braut an den Rhein entgegen zieht; der Geſang durch Konrad von Schwaben, im Kreiſe von Minneſängern; die Dankbarkeit durch Gottfried von Bouillon, der das Schwert in der Capelle zu Jeruſalem opfert; und die Gerechtigkeit durch Rudolf von Habsburg, der die Burgen der Raubritter ſchleift. Ich habe nur einzelne Cartons zu dieſem Werke geſehen, die alle den reinlichen, zierlichen Charakter an ſich trugen, der ſich in den Arbeiten des Künſtlers ausprägt. Ueber die Ausführung kann ich leider nichts ſagen, weil ich in den letzten Jahren nicht in Stolzenfels geweſen bin. Indeß habe ich auch die maleriſche Behandlung von competenten Stimmen in entſchiedener Weiſe loben gehört.

Sie werden aus dieſen Gegenſtänden vollkommen erſehen, daß Stilke durch und durch der Romantik angehört. Da iſt kein Bild, das in die neuere Zeit hineinragt, Alles hält ſich in den Gränzen des Mittelalters, und auch die Stoffe ſind aus den dämmerhafteſten, aber darum nicht wenig anziehenden Perioden entnommen. Hätte der Künſtler mehr Kraft der Individualiſirung, ſo ſtände er zweifelsohne in der erſten Reihe. Aber ſeine Charaktere zünden und blitzen nicht, und darum ſchweben ſeine Bilder

nicht selten in unfaßbaren Regionen. Man muß dies um so mehr bedauern, je mehr man die geschickte Anordnung zu loben gezwungen ist. An diesem Mangel von markiger Kraft mag es denn auch liegen, daß die Färbung oft zu gesucht, zu geputzt, zu prätentiös auftritt und den tiefer Schauenden wenig befriedigt.

Zu den Genannten gehört ebenfalls Hermann Plüddemann, geboren 17. Juli 1809 zu Kolberg. Sein Geist ist im Ganzen von kräftigem Streben durchhaucht, aber sein Ausführungstalent ist beschränkter als das der vorigen Maler. Man erkennt in seinen Bildern, daß sie aus einer edeln Natur entspringen, die ihre Gegenstände mit jenem keuschen und innigen Sinne behandelt, welcher in dieser Weise fast nur den Deutschen eigen ist. Immer aber wünscht man eine kräftigere, energischere Auffassung. Die Stoffe, die er sich wählt, verlangen eine dramatische Kühnheit in der Anordnung und eine gewisse Ursprünglichkeit der Charaktere, die wir leider vermissen; denn statt der ersteren finden wir meistens nur eine freilich hübsche Zusammenstellung, und statt der letzteren allzu allgemein gehaltene Gestalten, denen die rechte Individualisirung abgeht. Darum hat man denn vor seinen Bildern nie den Eindruck, als sähe man in ein wild-bewegtes Drama oder Epos, sondern als lese man eine Romanze oder Ballade, welche ein Stück Historie behandelt.

Nach seinem ersten Bilde, welches die oft behandelte Lorelei-Nixe darstellte und ganz in das Gebiet jener Gemälde fällt, an denen die Düsseldorfer Schule in ihrer ersten Zeit so reich ist, ergab er sich ganz der Geschichte, und zwar dem romantischen Mittelalter. Gerechtes Aufsehen machte damals sein Tod Roland's. Er stellt die Scene dar, wo Karl der Große und der Erzbischof Turpin im Thale von Roncesval die Leiche des starken Paladins auffinden. Wir sehen in eine einsame Landschaft, die von hohen Felsenbergen umgeben ist und um so düsterer auf das Gemüth des Beschauers wirkt, als in der Ferne auf dem Schlachtfelde die erschlagenen Krieger des fränkischen Heeres liegen. Die Gestalten des Kaisers und seines Begleiters sind sehr edel gehalten; weniger befriedigend ist Roland, dessen Gliederbau für einen Achill

aus jenem Sagenkreise zu schwächlich erscheint. Später betheiligte sich Plüddemann an den genannten Fresken im Schlosse zu Heltorf. Zunächst führte er dort die Schlacht von Ikonium nach einer Composition von Lessing aus, dann aber trat er selbstständig auf, indem er die Auffindung der Leiche Friedrich Rothbart's am Kalykadnus malte. In späterer Zeit hat der Künstler dieselbe Composition auch in Oel ausgeführt. Das Bild ist groß und figurenreich, vortrefflich in der Gruppirung, nicht uninteressant in den Charakteren und kostbar in der Ausführung der Gewänder und Stoffe. Die Stimmung eines Heeres, daß seinen bewährten alten Führer, einen riesenhaften Helden, kalt und bleich, vom unerwarteten Tod überrascht vor sich liegen sieht, ist vortrefflich ausgeführt und durch die eigenthümliche Haltung in der Landschaft noch erhöht. Hieran schließt sich ferner Konradin von Hohenstaufen mit seinem Freunde Friedrich von Baden auf dem Schaffot. Auch der Fall des letzten Sprossen eines edeln und berühmten Stammes ist ganz dem tragischen Stoffe entsprechend behandelt. In diesen zarten Jünglingen und den blutigen Henkern, in dieser theilnehmenden Menge, die rings umher steht, und dem düsteren Bluthunde Karl von Anjou, der aus der Ferne von einem Balkon zusieht, liegen glückliche Gegensätze, welche nach der Manier des Künstlers befriedigend, wenn auch nicht überraschend, gelöst sind.

Außerdem hat besonders die Entdeckung von Amerika das Talent des Künstlers gefesselt. Hier tritt Plüddemann mehr in die neuere Zeit hinein, aber ohne seine romantischen Neigungen zu verlieren. Jedoch gerade bei diesen Gegenständen hätte eine kühnere Auffassung noth gethan. Wenn man sein edles Streben auch nicht verkennen darf, so fordert man doch auf diesem Felde eine frischere Kraft, die sich auch mitunter nicht scheut, die Delicatesse der wilden Keckheit zu opfern. Das früheste Bild dieser Columbiade ist die erste Schau des ersehnten Landes vom Boote des Schiffes. Der Moment ist gerade nach jener bekannten verhängnißvollen Scene gewählt, wo die hoffnungslosen, entrüsteten Matrosen dem herrlichen Entdecker den Tod androhen. Da erscheint das ersehnte Land. Die Seeleute umarmen sich in jauch-

zender Luft; die Trotzigen unter ihnen verbeißen ihren Ingrimm; der edle Held, ſtolz und demüthig, dankt im Gebete dem Himmel für die glückliche Schickung. Auch in Luft und Meer, aus dem die ferne flache Küſte aufſteigt, gibt ſich eine feierliche, erwartungsvolle Stimmung kund. Weniger gelungen iſt die Rückkehr des Columbus. Der Held reitet hier auf hohem Schimmel, umgeben von den ſeltſamen Menſchen und Erzeugniſſen des überſeeiſchen Landes, im prunkenden Feſtzuge in eine ſpaniſche Stadt ein. Das Ganze iſt zu paradenhaft und geographiſch, um einen dramatiſchen Eindruck zu machen. Endlich beſchließt der Tod des Columbus dieſen Cyklus. Offenbar hat ſich der Künſtler hier wieder zu ſeinem früheren Pathos erſchwungen. Der ſterbende Entdecker, umgeben von ernſten Gruppen, unter denen ſich Spanier der guten alten Zeit und Geiſtliche mit den Troſtſpenden der Kirche befinden, zwingt uns alle Theilnahme ab. Von einem Genrebildchen, das ebenfalls hieher gehört, weil es einen Kampf zwiſchen Indianern und Spaniern darſtellt, kann nach ſo ernſten Momenten kaum mehr die Rede ſein.

Plüddemann hat ſich auch an den Arbeiten des Elberfelder Rathhauſes betheiligt, indem er jenen Wandfries lieferte, welcher die Blüthe des Lebens deutſcher Stände wiedergibt. Man ſieht hier das Gericht, welches der Fürſt abhält, Geſchichtſchreiber, welche die Thaten der Zeit auf große Rollen ſchreiben, Minneſänger, welche ihre Lieder im Wettſtreit ertönen laſſen, Ritter, welche turniren, rußige Schmiede, welche Schwerter fertigen, Heckenjunker, welche das Fauſtrecht ausübend, Kaufleute anfallen und plündern, Knappen, welche junge Mädchen verfolgen. Iſt in den früheren Gruppen das ritterliche, altdeutſche Leben des bergiſchen Landes charakteriſirt, ſo finden wir in den folgenden ſeine friedlichen Thätigkeiten. Ein Weber erinnert uns an die Induſtrie des Wupperthales, ein Hafen mit Schiffen und Kaufmannswaaren an die merkantiliſchen Verbindungen der Stadt, und damit auch das Sektenweſen jener ſeltſamen Gegend nicht fehle, werden wir durch das Bild in fremde Länder verſetzt, wo Miſſionäre Heiden taufen. Alles das entwickelt ſich klar und unge-

zwungen Eines aus dem Anderen. Die Gruppirung ist elegant und exact. Der Künstler verliert nie seine Besonnenheit.

Ein anderer Maler in dieser Richtung ist Lorenz Clasen, geboren 14. Dec. 1812 zu Düsseldorf. Seine Bilder sind indeß mehr geschickte Abstractionen, als lebendige Ergüsse eines sprudelnden Künstlergeistes. Vielleicht liegt die Ursache darin, daß er an allen Interessen der Zeit einen lebhaften Antheil nimmt. Dadurch ist Clasen freilich für die Gesellschaft ein angenehmeres Mitglied, als viele seiner Genossen; aber bekanntlich fordert die Kunst vorzugsweise das stille Weben in der einsamen Werkstätte, wo der Geist in aller Heimlichkeit ihre Ergüsse in sich aufnehmen und durcharbeiten kann. Wie oft sehen wir gerade bei Männern, die uns in öffentlichen Kreisen durchaus nichts bieten, eine merkwürdige Begabung für besondere Zweige von Kunst und Wissenschaft! Die Art dieses Künstlers ist eine andere, und man darf darum der Natur nicht zürnen, die ihn so und nicht anders geschaffen hat. Uebrigens sind doch auch seine ersten Arbeiten von wesentlichen Verdiensten, namentlich haben sie den Vorzug anerkennenswerther Gruppirung, wogegen man ihnen wohl eine tiefere Charakteristik wünschen darf. Seine frühesten Bilder waren biblischer Natur. Die ersten Christen und die Hirten auf dem Felde sind die Gemälde, welchen er seine ersten Studien widmete. Später malte er einige Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth, nämlich das bekannte Rosenwunder und ihre Verstoßung. Bedeutender trat er in einigen historischen Stoffen auf, unter denen die Bekehrung Chlodwig's durch Chlotilde, der Sängerkrieg auf der Wartburg, und Konrad der Salier und Gisela, welche wegen ihrer zu nahen Verwandtschaft von den Bischöfen von Mainz und Trier zur Scheidung aufgefordert werden, zu nennen sind. Besonders die letzteren zeigen ein gutes Maß in den Linien, in der Gruppirung und in den Gewändern; dagegen mußte man die Gestalten individueller und schärfer wünschen. Clasen's bedeutendstes Werk befindet sich ebenfalls unter den Fresken des Elberfelder Rathhauses. Ihm sind daselbst die Segnungen des Friedens und des Gewerbfleißes in historisch-symbolischer Dar-

ſtellung zugefallen, denen man den durchgebildeten Gedanken nicht abſprechen kann, die aber der tieferen Individualiſirung entbehren. In der letzten Zeit hat der Künſtler nichts Beſonderes mehr zu Tage gefördert. Wie man hört, beſchäftigt er ſich mit dem Portrait, für welches ſich aber ſeine Begabung erſt herausſtellen muß. Seit einigen Monaten hat er ſogar Düſſeldorf verlaſſen, um ſich in Berlin der Kunſtkritik und Tagesſchriftſtellerei zu widmen. Daß Stilke nach Berlin und Plüddemann nach Dresden überſiedelte, iſt noch beſonders zu bemerken.

Wir müſſen hier einen kleinen Halt machen, um einen Rückblick auf die geſchilderten Gruppen zu thun. Ich glaube nicht Unrecht zu haben, wenn ich im Ganzen unter den beſprochenen Malern nicht die Kraft und Stärke der Düſſeldorfer Schule finde. Damit will ich indeß nicht ſagen, daß ſich darunter nicht ganz eminente Talente befinden. Schadow, Hübner, Bendemann, Köhler, Deger, Rethel und Fay ſind Männer, vor denen man die größte Achtung haben muß, weil ſie in ihrer Art unübertrefflich ſind. Aber eben die romantiſch-ſymboliſche Auffaſſung der heiligen und profanen Geſchichte iſt es, was ſie zu ſehr der lebenskräftigen Auffaſſung der neueſten Gegenwart entfremdet. Bei einem Cornelius, Veit und Overbeck, welche ſich den Einflüſſen der Periode, in welcher ſie groß wurden, nicht entziehen konnten, iſt dieſer Charakter ein natürlicher; aber in der Düſſeldorfer Schule, deren Princip ein weſentlich naturaliſtiſches iſt, erſcheint er wie ein fremdes, künſtlich angeeignetes Element. Bezieht ſich dies nun einestheils auf die Ideen, die weniger großartig und kräftig, als vielmehr verkümmert und genrehaft ergriffen ſind, ſo iſt es noch mehr in Betreff der Formen der Fall. Man hat in Düſſeldorf lange Jahre hindurch viel von „Styl" geſprochen und nannte die Leiſtungen, je nachdem ſie denſelben beſaßen oder nicht beſaßen, „echt" oder „unecht". Namentlich die meiſten der angeführten Künſtler hielten viel auf dieſes Ding oder vielmehr auf dieſes Unding. Denn was der Styl eigentlich bedeute, davon wußten ſich die wenigſten Rechenſchaft zu geben. Ein gewiſſer Typus in den Linien der Zeichnung, in den Charakteren der Geſtalten und

den Falten der Gewänder berechtigte ſehr häufig zu dieſem Prädicat, während unmittelbare, kecke Friſche nicht ſelten als unhiſtoriſch verdammt wurde. Um ein Beiſpiel zu geben, führe ich hier nur an, daß Rethel durch dieſe Theorie genöthigt wurde, auf ſeinem Bonifaciusbilde den Altdeutſchen die ſtruppigen Zöpfe abzuſchneiden und ihnen ſtylvolle Mützen aufzuſetzen. Wer denkt hier nicht an den alten Spruch Buffon's: Le stile c'est l'homme? Jeder bildet ſich doch am Ende ſeinen individuellen Styl, einen abſolut gültigen gibt es nicht. Der Ausdruck des Menſchen in ſeinem Verhalten zu dem ausgedrückten Gegenſtande, das iſt der allein ſichere Styl; davon aber iſt bei den vorigen Künſtlern, mit wenigen Ausnahmen, nicht viel zu merken. Darum ergehen ſie ſich denn auch nicht ſelten in ſchön ausſehenden, aber hohlen Phraſen. Und aus dieſem Grunde entſteht wohl folgerichtig die Neigung, Stoffe zu behandeln, wo der individuelle Ausdruck nicht ſo ſehr nothwendig iſt. Bibliſche und romantiſch-hiſtoriſche Gegenſtände zu malen, iſt aber am Ende viel leichter, als Thaten der neueſten Geſchichte vorzuführen, weil man den allgemein gültigen Ausdruck in hergebracht typiſchen Geſtalten und Gewändern beſitzt, während man ihn in Individualität und Coſtüme der letzten Jahrhunderte erſt durch tüchtige Studien ſuchen muß. Auch iſt hier noch zu bemerken, daß den meiſten Künſtlern dieſer Reihe die Poeſie der Farbe fehlt. Ihre Arbeiten gemahnen uns meiſtens wie colorirte Zeichnungen und Cartons. Sie dichten ihr Bild nicht in die Farbe hinein, was offenbar ein großer Schaden iſt. Nur Bendemann, Köhler und Fay machen rühmliche Ausnahmen.

Indem ich ſomit von den Vertretern eines nicht immer vollgültigen Pathos Abſchied nehme, hoffe ich, Ihnen in den folgenden Spaziergängen Männer von lebendigerem Intereſſe vorzuführen.

XI.

Karl Friedrich Leſſing.

Und ſo komme ich denn zu den wahrhaften, lebensfähigen Hiſtorienmalern, deren Stoffe in den Anſchauungen der Gegenwart beruhen und deren Ausführung in dem Material, welches die Natur ewig und unerſchöpflich mit reichen Händen ſpendet, begründet iſt. Theilweiſe liegt hier die eigentliche Kraft der Düſſeldorfer Schule, denn hier entſpricht die Frucht dem ausgeſtreuten Samen. Nicht die gedankenreiche Abſtraction, ſondern die ſchlichte Natürlichkeit iſt von jeher das Princip der beſſeren Düſſeldorfer geweſen. Und dieſes Princip iſt auch in der That durch manche Perſönlichkeiten zu einem ſchönen und erquicklichen Wachsthum gediehen. Es gibt noch eine Menge von Malern, welche weder in tiefſinnig-feinſollenden Allegorien, noch in einem beſondern nach gewiſſen Schablonen angelegten Styl, die allein ſeligmachende Kunſt zu finden wähnen, ſondern die ihre Ideen ſchlicht und treu in der Geſchichte aufſuchen und ihren Geſtalten ein menſchliches Anſehen von Fleiſch und Blut geben. Auch hier iſt viel gemakelt worden, und vielleicht mitunter nicht mit Unrecht. Die hiſtoriſche Auffaſſung der Männer, zu denen ich gegenwärtig übergehen will, leidet zuweilen ſehr durch eine zu genrehafte Behandlung. Die geſchichtlichen Momente konnten größer und gewaltiger erfaßt werden, die dargeſtellten Ereigniſſe hätten oft eine breitere Baſis erfordert. Aber das kann uns nicht hindern, dieſen Vertretern der Geſchichtsmalerei den Vorzug vor jenen zu geben, die ſich mit halbverdauten Symbolen ſpreizen. Trotz dem genannten Fehler ſind ſie doch deshalb unendlich vorzuziehen, weil ſie friſch und keck in Ereigniſſe greifen, die zu dem Leben unſerer Zeit in einer beſtimmten Beziehung ſtehen. Sie nehmen ſich Stoffe aus Perioden, wo wirkliche Geſchichtſchreibung der Völker und nicht allein der Fürſten, wie im Mittelalter, exiſtirte. Sie laſſen ſich von Gedanken inſpiriren, deren Löſung auch noch in unſre Tage hinüberſpielt. Sie wenden ſich in lebendigen Schilderungen den Kämpfen neuer

Zeiten zu und ziehen zugleich die Portraits denkwürdiger Perſonen an das Licht, um ſich nach ihren Charakteren und Coſtümen zu richten. So quillt Leben aus Leben. Es entſtehen Bilder, welche Jedermann gern ſieht, weil ſie ſeinen Geiſt als lebensvolle Gebilde intereſſiren. Leider gibt es indeß nach dieſen Andeutungen nur wenige Hiſtorienmaler von wirklicher natürlicher Friſche unter den Schülern Schadow's.

Einem unter ihnen aber nahe ich mit beſondere Hochachtung und mit eigenthümlicher Vorliebe. Er iſt der Stolz der Schule, in ihm hat ſie ihren Gipfel und Blüthepunkt erreicht, durch ihn iſt ihr Räthſel gelöſt worden. Trotzdem, daß er den Angelegenheiten ihrer Leitung ferne ſteht, iſt er der ideelle Chorführer. Sein Genius iſt unbewußt und abſichtslos der Ausdruck geworden, in dem der Künſtlerkreis ſeinen Durchbruch und ſeine Bedeutung in der Kunſtgeſchichte erhalten hat. Stets in ſich und für ſich arbeitend hat dieſer Mann durch ſeine bildneriſchen Leiſtungen ein hundertfaches Echo in den Geiſtern ſeiner Fachgenoſſen hervorgerufen. Mag man ihn nun verſtanden oder mißverſtanden haben, jedenfalls hat ſein Beiſpiel nach allen Seiten hin anregend gewirkt. Er iſt Hiſtorien-, Genre- und Landſchaftsmaler, er ſteht in jedem dieſer Zweige eigenthümlich und unerreicht da, er hat überall leuchtend vorangeſtanden. Und nennt man die Düſſeldorfer Schule, ſo nennt man ihn als den Erſten. Wer iſt noch im Unklaren über ihn? Sein Name heißt **Karl Friedrich Leſſing**, geb. 15. Februar 1808 zu Breslau.

Sein Talent gehört zu den klarſten, tiefſten, ſchärfſten, unbegrenzteſten und eigenthümlichſten des Jahrhunderts. In einer Zeit, wo die Beſten ſich faſt unmöglich von den mannigfaltigſten Einflüſſen frei zu halten vermögen, und zwar aus dem Grund, da nur mit der vielſeitigſten Bildung große Ziele erreicht werden können, iſt er darum ſo originell geblieben, weil ſein ganzes Weſen, wie es ſich in ſeinen Werken offenbart, einzig und allein in der reinſten und klarſten Naturanſchauung beruht, die ſich freilich nach ſeinen individuellen Stimmungen modificirt. So ſehr man ſich auch bemühen mag, in ſeinen Arbeiten findet man nie

und nimmer Reminiscenzen an vorangegangene Meiſter. Jeder conventionelle Ausdruck und jede kalte Abſtraction liegt ihm fern. Was er darſtellt, das hat er geſehen, erlebt, erfahren. Wenn er eine Landſchaft malt, ſo iſt er materiell bekannt mit jeder Farbe, die er aufſetzt, und ſeeliſch verwandt mit jeder Stimmung, die er darüber haucht. Stellt er ein Genrebild dahin, ſo lebt er ſelbſt in dem Gedanken und den Geſtalten, die es ausdrücken, und gibt er eine breitere hiſtoriſche Darſtellung, ſo hat er ſich ebenfalls wieder pſychologiſch mit den Geſtalten, die eine That erklären, indentificirt. Daraus entſpringt ſchon an und für ſich eine eigenthümliche Friſche, wie wir ſie beſonders bei den beſten Spaniern und Niederländern zu ſehen und zu bewundern gewohnt ſind. Das allgemeine Intereſſe wird aber dadurch noch unendlich erhöht, daß aus jeder Linie und aus jeder Färbung eine ungewöhnliche, beſonders organiſirte Individualität ſchaut.

Betrachten wir Leſſing's Bildungsgang im Ganzen und Großen, ſo finden wir überall den Sohn der Natur wieder. Gefühl und Verſtand leiten ihn ſtets auf dieſem Wege; Anfangs iſt der erſtere, ſpäter der letztere überwiegend, ſtets ſind beide in treuer Vereinigung vorhanden. Wird Leſſing auch zum Schwärmer, ſo regelt doch die Vernunft immer die Exaltation. Der Beginn ſeiner künſtleriſchen Laufbahn wird nur durch Landſchaften bezeichnet. Hier geht er zwar den Weg romantiſcher Auffaſſung, aber im Hintergrund ſchlummert doch vorwiegend ein unbezwingliches Naturgefühl, auf dem die ſchwärmende Anſchauung ſeiner Jugend gleichſam wie ſchöner, ſüßer Traum liegt. Später iſt er vorzugsweiſe Genremaler im romantiſch-lyriſchen Fach, aber auch hier ſchaut die unumgängliche Menſchlichkeit mit lebensvollen Augen vorherrſchend durch die ſentimentalen Ideen, welche die damalige Zeit beherrſchten. Und als er ſich zuletzt der Geſchichtsmalerei widmet, ſehen wir in ſeinen Bildern mehr die pſychologiſchen Probleme der Individualität in Ruhe und Leidenſchaft gelöſt, als die kalte epiſche Darſtellung, welche leider in unſerer Zeit nur zu ſehr geng und gäbe iſt. Der duftig dämmernde Beigeſchmack, den die Tieck'ſche Schule in alle Anſchauungen der jüng-

ſten Vergangenheit gebracht hat, iſt ihm freilich nicht fremd geblieben. Als Sohn ſeiner Zeit mußte er durch die Augen ſeiner Zeit ſehen. Aber dies getrübte Medium hat in ſeinem Geiſte immer mehr der Klarheit und Wahrheit weichen müſſen. In den letzten Producten des Meiſters ſehen wir Natur und Menſchlichkeit rein, gerecht und ungeſchminkt durchleuchten, ohne daß der individuell charakteriſtiſche Ausdruck des Meiſters verloren gegangen iſt.

Wollte ich in der Reihenfolge meiner Darſtellung bleiben, ſo dürfte ich unſern Künſtler in dieſem Theil meiner Mittheilungen nur als Geſchichtsmaler betrachten und ſeine Landſchaften erſt behandeln, wenn ich zu jener Klaſſe von Künſtlern gelange. Ich würde der Schule dadurch ſogar vielleicht am meiſten gerecht, weil Leſſing gerade in dieſer Beziehung durch ſeine Vorbilder einen unwiderſtehlichen Einfluß geübt hat. Trotzdem kann ich mich nicht dazu entſchließen, die verſchiedenartigen Richtungen ſeines Geiſtes zu ſpalten. Bei ihm iſt alles von demſelben Holz. Wie ſoll ich alſo die Zweige abhauen, um den Stamm für ſich zu betrachten? Wurzel, Schaft, Aeſte, Blätter und Blüthen, das alles gehört untrennbar zu einander. Und überdies iſt der Anblick ſo überaus wohlthuend, erquicklich und labend, daß es einem ſchon um deswillen leid ſein müßte, zu ſyſtematiſch und philologiſch zu Werke zu gehen. Zudem ſind wir bei ihm an der höchſten Stelle angelangt. In ſeinem Weſen hat die Natur ihre beſten Kräfte geſammelt, als ſie den Kreis von Männern ſchuf, deſſen Betrachtung dieſe Blätter gewidmet ſind. Darf ich mich noch eines Gleichniſſes bedienen, ſo ſage ich Ihnen, daß dieſer Gipfelbaum der höchſte iſt. Wir haben uns über manche niedrigere zu ihm hinaufgewunden und ehe wir ihn verlaſſen, werden wir über andere untergeordnete wieder herabſteigen. So großer Aufmerkſamkeit indeß auch das ganze Leben des Künſtlers würdig iſt, ſo werde ich aber doch nicht chronologiſch ſeinen Leiſtungen folgen, ſondern Ihnen durch die Charakteriſtik der einzelnen Richtungen des Malers ein Totalbild ſeines Weſens zu geben ſuchen. Dieſe flüchtigen Berichte können nicht den Zweck haben, Biogra-

phien zu liefern, für die es überdies wohl noch zu früh ſein möchte, zumal wenn man bedenkt, daß der Künſtler, von dem die Rede iſt, im beſten Wirken begriffen iſt.

Damit ich indeß möglichſt vollſtändig zu meinem vorgeſetzten Ziel gelange, darf ich mich nicht damit begnügen, nur von den gemalten Bildern des Künſtlers, welche auch in weiteren Kreiſen bekannt geworden ſind, zu reden. So ſehr ſie geeignet waren, das Publicum zu entzücken und Leſſing ſeinen Ruhm zu verſchaffen, der nunmehr rein und unangetaſtet durch die Gegenwart leuchtet, ſo beſitzt er doch in ſeinen Mappen einen vielleicht eben ſo großen Reichthum der herrlichſten und lebenvollſten Zeichnungen, die nicht minder die gerechte Bewunderung ſeines ſeltenen und eigenthümlichen Talentes erregen. Nicht Jedem freilich ſind dieſe Schätze zugänglich, man muß ſich den Weg erſt durch die genauere Bekanntſchaft mit dem Maler dazu bahnen, denn man kann ſie nur in dem ſtillen Heiligthum ſeiner Werkſtätte ſehen. Da mir indeß dieſe Zugänge offen ſtanden, warum ſoll ich nicht davon erzählen, zumal da hier eine ſo ſprudelnde Quelle zu ſeinem Verſtändniß zu Tage tritt? Gleichen jene Werke, welche er der Welt geſpendet hat, einem ſchönen breiten Fluſſe, deſſen ſich Jedermann erfreuen kann, ſo gleichen dieſe nicht minder vortrefflichen, wenn auch kleineren Strömungen, jenen Bächen, die nur von wenigen Beſuchern aufgefunden, alle Reize aufweiſen, welche die Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit noch anziehender macht. Zugleich bieten ſie einen Spiegel ſeines Talentes, von dem Beginn der künſtleriſchen Thätigkeit an bis zu dem jetzigen Standpunkte des Meiſters und geben deshalb keinen geringen Aufſchluß über ſeine umfangreiche Genialität.

Ich beginne damit, Ihnen Leſſing als Landſchaftsmaler vorzuführen, denn in dieſer Richtung liegt der Urſprung ſeines ganzen Schaffens und Wirkens. Schon oben habe ich bemerkt, daß die Thätigkeit des Künſtlers einzig und allein mit ſeiner Naturanſchauung aufgewachſen iſt. Sein Weſen erklärt ſich demnach am leichteſten, wenn wir ihn zuerſt auf dieſem Gebiete betrachten. Die Liebe zur landſchaftlichen Natur iſt mit ihm geboren

und erzogen worden. Dieſe geheimnißvolle, faſt myſtiſche Neigung wurde durch ſeinen in ſich abgeſchloſſenen Charakter, der früher faſt menſchenſcheu erſchien, auf eine auffallende Weiſe gehoben und genährt. Wortkarg und ſtumm gegen ſeine Umgebung, fand er ſchon als Knabe ein beſonderes Vergnügen daran, Pflanzen und Steine in den ländlichen Umgebungen von Polniſch-Wartenberg, wo ſein Vater Kanzler war, zu ſammeln und zu beobachten. Mit demſelben Eifer trieb er ſpäter Anatomie in Berlin. Einſame Wanderungen in die Umgebung, von denen oft keiner wußte, wohin ſie gingen, boten ihm reiche Unterhaltung. Seine ſpätere leidenſchaftliche Liebe zur Jagd, welche ihn in jedem Jahre wochenlang in die einſamſten Gegenden führte und ihn die mühſamſten Strapazen mit Leichtigkeit ertragen ließ, entſproß aus derſelben Quelle. Wer ihn oft meilenweite Spaziergänge oder Ritte durch Wind und Wetter machen ſah, der mußte ihn auch hier als unwandelbaren Freund der Natur kennen lernen. Mit ſeiner Gabe der feinſten Beobachtung, belauſchte er auf dieſe Weiſe Himmel und Erde, Berg und Thal, Wald und Feld, Haide und Sumpf; mit ſeiner wunderbaren Geſchicklichkeit übermachte er darauf jene Geſichte dem Papier und der Leinwand.

Sein Auftreten in der Landſchaftsmalerei iſt das des jugendlichen romantiſchen Poeten. Hier ſtellt er zunächſt die abenteuerliche Natur dar. Das Schroffe, Bizarre, Seltſamliche iſt der Charakter der Werke aus jener Epoche. Die Märchen Tieck's, die Phantaſien des wilden Hoffmann, die Erzählungen Fouqué's klingen aus dieſen eigenthümlichen Bildern wieder. Der Dresdener Landſchaftsmaler Friedrich arbeitete damals in derſelben Richtung, ſeine Bilder überraſchten, aber ſie litten auch an einer krankhaften Hypertrophie, welcher Leſſing ſich dadurch fernhielt, daß er ſtets an die lebendige Anſchauung anknüpfte. So phantaſtiſch ſich ſeine Gemälde anſahen, ſo wurde er doch der Wirklichkeit nicht untreu. Die Realität ſeine Geiſtes hütete ihn vor Abirrungen. Schon in Berlin hatte er dieſen Weg eingeſchlagen. Die Ueberſiedelung Schadow's an den ſagenhaften Rhein mochte ihn vorzüglich dahin treiben, dem Meiſter zu folgen. Jedenfalls war dieſer Gau des

Vaterlandes, den die Natur ſo reizend ausgeſchmückt hat und über den die Geſchichte mit den reichſten Thaten hingezogen iſt, durchaus geeignet, die Keime groß zu ziehen, welche in der Seele des Künſtlers lagen. Hatte ſich ſchon früher der Künſtler in ſchauerlichen Stimmungen umhergetrieben und den landſchaftlichen Ausdruck dafür geſucht, ſo fand ſein Geiſt in den vielfach zerklüfteten Gebirgsbildungen und Burgen, welche dem Rhein und ſeinen Nebenthälern eigen ſind, vielfältige Nahrung und reichen Stoff zu weiteren Ausbildungen.

Schon das erſte Bild, welches Leſſing in Berlin ausſtellte, lieferte den deutlichen Beweis dieſer Richtung. Es ſtellt einen verödeten Friedhof mit den Ruinen eines Kirchleins dar. Der Himmel hängt mit trüben ſchwarzen Gewitterwolken über der düſtern Landſchaft. Nur ein einzelner matter Lichtſtrahl erleuchtet einen großen Leichenſtein im Vordergrund. Ganz in demſelben Sinn wurde ein in Düſſeldorf angefertigtes Bild gemalt. Wirr gezackte phantaſtiſche Felſenmaſſen tragen in mannigfachen Abſätzen und Vorſprüngen, durchbrochen von Schluchten mit Zugbrücken und Thoren, ein abenteuerliches Schloß. Dieſe Zeit iſt reich an mannigfachen ähnlichen Compoſitionen, welche ſich theilweiſe noch als Entwürfe in ſeinen Mappen befinden. Am keckſten ſpielt die Phantaſie des Künſtlers in die ſchrankenloſe Romantik wohl in jener Zeichnung, welche uns an das Uhland'ſche Schloß am Meere erinnert. Hier erblicken wir im Hintergrund eine märchenhafte Burg. An ihrem Fuß ſpielen die Wogen des ruhigen, ſpiegelblanken Meeres, auf deſſen Geſtaden der König und die Königin im vollen Ornate, die Krone auf dem Haupte, luſtwandeln. Wer denkt hier nicht wiederum an die Schule, deren Einflüſſen die jungen Düſſeldorfer ſo getreu folgten und für die ſie am Rhein mit ſeinen Burgen, Kirchen und Klöſtern, mit ſeinen Sagen vom Siegfried, dem Schwanenritter, der Lorelei und Genovefa, die vielfachſten Verbindungen fanden. Uebrigens hat ſich Leſſing bis in die letzten Jahre niemals frei von dieſen Anſchauungen erhalten. Es iſt, als ob die alten Jugendbilder und Lieder in ihm fortklängen. Denn noch oftmals

finden wir in ſeinen Zeichnungen kecke Bergſchlöſſer auf wilden Höhen, kühne Wachtthürme, umflogen von Gevögel und zeriſſenen Wolken, verfallene Dome und Kapellen, umgeben von verwitterten Grabſteinen, zerſtörte Klöſter, durch deren Fenſter Wind und Wetter toben.

Ganz durchweht von jenen ritterlichen und klöſterlichen Anklängen ſind mehrere Landſchaften, welche ſich an die genannten reihen und nicht wenig zu Leſſing's ſchnell wachſendem Ruhme beigetragen haben. Ich nenne hier zunächſt den Kloſterhof im Schnee, der ſeiner Zeit einen eigenthümlichen Eindruck machte. Die Anordnung des Bildes iſt höchſt einfach. Wir ſehen über einen Raum, aus dem eine Tanne ihre ſchneebedeckten Zweige hebt, in einen Kreuzgang, durch welchen ſich ein Zug von Nonnen bewegt, die einem verhüllten Sarg das Grabgeleite geben. Derſelbe ſteht in der erleuchteten Kapelle, in die uns ein trüber Blick geſtattet iſt; dort ſoll das Todtenamt für die verſtorbene Schweſter gehalten werden. So klein das Bildchen auch im Ganzen war, ſo mächtig war doch der Eindruck, den dieſe poetiſche Idee machte. In dieſelbe Zeit fällt die Compoſition des winterlichen Kloſterkirchhofs, der indeß erſt ſpäter zur Ausführung kam. Ein alter Mönch ſteht hier auf ſeinen Spaten gelehnt inmitten von Gräbern. Er hat eben eine Gruft aufgeworfen und ſtarrt in tiefe Betrachtungen verſenkt vor ſich. Im Hintergrunde gewahrt man ein Kirchlein und ſchneebedeckte Tannen. Heiterer iſt das Kloſter auf dem Berge in einer anmuthigen Landſchaft mit ſaftigem Grün und unter dem duftigen Licht eines warmen Sommerwetters. Auch hier iſt die Staffage eine kirchliche, indem ein Prieſter von einem Chorknaben begleitet das Allerheiligſte in das Thal zu einem Kranken bringt. Als Erinnerung an das Feudalthum ſchließt ſich hieran der müde, altersſchwache Kreuzritter, der durch eine wilde einſame Gebirgsgegend auf nicht minder mattem Roſſe einherzieht.

In dieſen und ähnlichen Darſtellungen iſt offenbar die Stimmung die Hauptſache, die Natur aber, ſo trefflich ſie auch dargeſtellt iſt, dient dem Ausdruck dieſer Stimmung gleichſam als

Nebenſache. Darum hat die Formation der Gegend in der Regel denſelben geologiſchen Charakter. Der Künſtler malte vorzugsweiſe den Thonſchiefer in ſeinen eckigen Geſtaltungen. Die Meiſterſchaft iſt indeſſen vollkommen, denn ſie beruht auf der treuſten Beobachtung; aber das genügt noch nicht, und eben darum iſt es von dem größten Intereſſe, daß in Beziehung auf dieſe Richtung bald ein neuer Moment auftrat. Die Gewiſſenhaftigkeit des Künſtlers begnügte ſich nicht mit den Thatſachen der Erſcheinung, ſie forſchte auch nach ihren Gründen. Leſſing ergab ſich dem Studium der Geologie, er fand darin friſche Quellen für ſeine Kunſt; weite Ausſichten in die Werke der Natur eröffneten ſich ſeinem Auge. Der Schiefer blieb nicht mehr das einzige Geſtein, welches er zur Darſtellung wählte, er wanderte weiter durch die ewigen Formen der Schöpfung. Aber indem er gleichſam Naturforſcher wurde, verlor er die Poeſie nicht aus den Augen.

So beginnt denn für Leſſing's Landſchaften eine neue, reiche Epoche. Zunächſt gaben Wanderungen durch die Gegenden der Eifel und des Siebengebirges Anregungen zu einem erweiterten Wirken. Der eigenthümlich an das Tageslicht getretene Vulkanismus jener Landſtriche hatte einen tiefen, unberechenbaren Einfluß auf die Seele des Künſtlers. Jene ſeltſam geformten Berge tragen durch die wunderbare Art ihrer Entſtehung keinen geringeren romantiſchen Charakter an ſich, als die modernden Reſte des Mittelalters. Die Romantik der Natur tritt in ihnen auf die fabelhafteſte Weiſe an's Licht. Lag aber deshalb eine poetiſche Anziehungskraft in dieſen Gebirgsformationen, ſo leitete ſie doch auch andererſeits wieder auf den Pfad einer nackten Realität. Leſſing bereiſte jene Gegenden merkwürdigerweiſe mit Nöggerath's gründlichem Werke „das Gebirg im Rheinland-Weſtphalen nach mineralogiſchem und chemiſchen Bezuge". So verflocht er alſo die Wiſſenſchaft in ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen. Eine ſpätere Reiſe führte ihn in die noch älteren granitenen Urgebirge des Harzes. Hier war es ihm vergönnt, die älteſten derben Geſteine in ihren rieſenhaften ſtolzen Blöcken zu ſtudiren: daß er die Vegetation neben den mineraliſchen Beſtandtheilen der

Landſchaft nicht vergaß, verſteht ſich von ſelbſt. Mit derſelben Treue und Gewiſſenhaftigkeit beobachtete er die Pflanzennatur der von ihm beſuchten Gegenden des Vaterlandes und mit demſelben Erfolg ſtellte er jeden Baumſchlag und jede Pflanze dar, indem er ſie zugleich wiſſenſchaftlich nur an die Stelle ſetzte, welche die Bedingungen ihres Daſeins darbot. Merkwürdigerweiſe machte unſer Künſtler aber nie andere Ausflüge, um landſchaftlichen Studien obzuliegen. Alle ſeine Bilder knüpfen ſich an die Anſchauungen der genannten Gegenden. Und wie reich ſind dennoch die Variationen derſelben Themen!

Die nächſten Reſultate dieſer Erfahrungen beſtanden darin, daß der Künſtler die romantiſchen Pfade verließ. Hatte er früher ſeine Gemälde faſt mehr wegen der novelliſtiſchen Staffagen von Rittern und Mönchen gegeben, ſo gab er jetzt die Natur um ihrer ſelbſt willen. Sie war ihm nunmehr in einer Größe und Hoheit erſchienen, daß er ſie nicht mehr mit jenem feudalen Beiwerk bekleiden zu müſſen glaubte. Und ſo war offenbar ein großer Fortſchritt zur Realität gemacht. Die Staffagen, mit welchen er nunmehr ſeine Bilder intereſſant zu machen dachte, hatten fortan den untergeordneten Charakter der Ornamentik. Sehen wir auch Ritter und Mönche darauf, ſo iſt doch auch der Räuber, der Bauer, der Jäger im Gewande der heutigen Zeit nicht ausgeſchloſſen. Soll ich indeß hier in das Einzelne gehen, ſo finde ich den Stoff ſo überquellend und gewaltig, daß ich in der That nicht weiß, wie ich mich hindurchwinden ſoll.

Am reinſten aus dem Naturleben gegriffen waren wohl jedenfalls die Eifelbilder des Künſtlers. Er hat ſich hier mit einer unausſprechlichen Tiefe des Gemüths in die Landſchaften jener Gegend, die ſo reich an ausgebrannten Kratern und vulkaniſchen Gebilden iſt, verſenkt. In dieſem Charakter dichtet er fort und faßt Dinge, die er gleichſam epiſch verſtreut angeſehen hat, in dramatiſche Darſtellung zuſammen. In den wildeſten Accorden läßt er die Geiſter der Natur vorüberbrauſen; es iſt einem dabei zu Muthe, als ſähe man die Erdgeſpenſter auftauchen, welche einſt bei jenen Revolutionen des Bodens mitgewirkt haben. Ich habe

hier von zwei Zeichnungen und zwei Gemälden zu berichten. Die eine der erſten zeigt einen breitgeſtreckten vulkaniſchen Berg im hellen Sonnenlicht. Vor demſelben dehnt ſich ein See in einem ausgebrannten Krater; links ſteht ein Heiligenhäuschen, an welches ſich ein Wald anreiht. Ueber dem Ganzen hängt ein dunkles Gewitter, das mit der Helle des Berges ſchauerlich contraſtirt. Es iſt, als freute das Land ſich über Donner und Blitz, um ſich in dieſem Toben an die wilden Zeiten zu erinnern, wo unter Gluth und Gebrüll ſeine Gipfel aus der Erde geboren wurden. Die andere Zeichnung zeigt uns eine wilde Gebirgswüſte. Ein öder Bergrücken umfaßt eine öde Hochebene. Rechts im Vordergrund liegt ein mit Waſſerpflanzen bewachſener Sumpf, an deſſen Ufer ein Nachfolger des göttlichen Eumäus ſeine Schweine hütet. Auch dieſes Waſſer deutet auf ein vulkaniſches Bett. Links im Hintergrund erhebt ſich auf einem unbenutzten Friedhof ein Kirchlein. Schauerliche Einſamkeit iſt der Charakter dieſes Bildes. Dieſelbe Oede weht durch ein kleineres Gemälde, welches ebenfalls einen vulkaniſchen See, umgeben von dürrem, pflanzenloſem Geſtein, darſtellt. Ein Reiſender am Rande des Waſſers iſt das einzige lebende Weſen, welches mit dem trüben, düſtern Lande verſöhnt. Das zweite Gemälde iſt dagegen durchaus anmuthiger und behaglicher Natur. Im Hintergrund trifft das Auge auf einen breitgeſtreckten vulkaniſchen Berg, deſſen Felslagen mit unübertrefflicher Lebenswahrheit dargeſtellt ſind. Am Fuß deſſelben liegt ein alterthümliches Städtchen von freundlichem Ausſehen, das jene eigenen Giebel und Thürmchen aufweiſt, die man heutzutage faſt nur noch an verlorenen Ecken und Enden der Welt ſieht. Im Mittelgrund wird daſſelbe durch einen See begrenzt. Rechts im Vordergrund führt eine Brücke über ein kleines Gebirgswaſſer, auf der zwei Dirnen in der Tracht des Landes ſchwatzen, indem ſie wahrſcheinlich ihre Späſſe über einen auf ſchwerfälligem Gaule hinreitenden Bauernburſchen machen. Auch in den Skizzenbüchern des Künſtlers finden ſich noch manche Studien aus der Eifel, welche alle den Charakter der vulkaniſchen Berge in der treuſten und ſprechendſten Art wiedergegeben.

Dieſe Ausflüge in die Eifel ſind ohne Zweifel von dem wirkſamſten Einfluß auf Leſſing's ſpätern Entwickelungsgang geweſen, denn ſie haben ihn der Romantik entzogen. Seit jener Zeit malte er keine landſchaftlichen Novellen mehr, er ruhte ſtets in den lebensvollen warmen Armen der Schöpfung. Wenn er ſich indeß nicht ganz ſeinen Jugendneigungen entzogen hat, ſo werden doch fortan ſeine Staffagen Nebenſache. Uebrigens beharrt er auch nicht bei Darſtellungen aus der Eifel, er ſchwärmt im Gegentheil in all den Gebieten umher, welche ihn ſeine Anſchauung kennen gelehrt hat. Bald erinnern ſeine landſchaftlichen Gemälde an den Rhein, bald an die Eifel, bald an den Taunus, bald führen ſie uns in prächtige Wälder, bald in reiche Ebenen, bald in Wieſen und Sümpfe. Ueberall aber iſt er auf das eifrigſte bemüht, uns ein Object in verſchiedenen poetiſchen Stimmungen vorzuführen, aus denen zugleich die zur Schwermuth und Betrachtung hinneigende Individualität des Künſtlers hervorſchaut. Oftmals ſind es mehr Epiſoden und Stücke, oft aber ganze Gegenden umfaſſende Bilder, wo ſich Vieles in Eins drängt; immer aber iſt die Naturtreue der Hauptcharakter.

Da das Gebirge die Landſchaft vorzugsweiſe intereſſant macht, indem es der Compoſition Linien und der Stimmung Gegenſätze von Licht und Schatten verleiht, ſo treibt er ſich auch natürlich meiſtens zwiſchen verſchiedenartigen Felſen und bewachſenen Hügeln umher. Mit beſonderem Wolgefallen gedenke ich hier einer kleinen Landſchaft, die uns eine ſturmgepeitſchte Gebirgsgegend darſtellt. In Baum und Haide wüthet der Wind. Rechts ein Bergrücken mit den noch rauchenden Trümmern eines Hauſes, links ein tiefes Gebirgsthal mit einem Fluß, drüberhin eine braune Ebene. Vorn in den Kräutern liegt ein Erſchlagener im Kittel, neben ihm eine Flinte. Ueberall Zeichen, daß hier Zorn und Kampf gewütet haben. Die Natur ächzt in die Schreckensſcenen, die hier eben vorübergegangen ſind. Dieſe Stimmung iſt in ihrer wüſten, wilden Unbehaglichkeit unübertrefflich. Voll von Ruhe und Beſchaulichkeit iſt dagegen die Landſchaft, in welcher Leſſing das ſchwere Problem verſucht hat, das

Licht der ſcheidenden Sonne mit dem des aufgehenden Mondes ſtreiten zu laſſen. Dieſe Compoſition iſt wahrhaft groß. Den Vordergrund bilden Felſenberge, welche das Licht aus Weſten mit rothen Strahlen bemalt. Zwei Mönche gehen in ſtiller Betrachtung einen Felspfad und erquicken ſich wohl nicht minder an der wunderbaren Ausſicht, welche ſich dem trunkenen Auge bietet, als der Beſchauer. Auf einer niedrigeren Höhe erblickt man nämlich Kloſter und Kirche im ruhigen geſchmackvollen romaniſchen Styl. Ueber üppige Wälder ſteigt man tiefer in ein ſchön geſchlungenes tiefes Flußthal. Weiterhin dehnt ſich auf der andern Seite des Stromes ein ſchönes, im Abendlicht ſchwimmendes Bergland. Ich habe in der That wenige Bilder geſehen, worin die ſtille Friedlichkeit poetiſcher dargeſtellt war. Auch zwei Landſchaften im Charakter der Rheingegenden müſſen hier genannt werden, die zwar keine beſtimmten Veduten ſind, aber doch offenbar an den Heimatſtrom erinnern. Die erſtere mahnt an die Gegend von Linz. Der Fluß wendet ſich durch ein nicht beſonders enges Thal. Hüben und drüben Schieferberge in höheren und niedrigeren Hebungen. Vor uns auf der andern Seite liegt eine Hütte. Das Waſſer iſt ſtill und ernſt gefärbt, ein Kahn ſetzt hinüber. Am Himmel hängen ſchwarze Gewitterwolken, aber die Natur iſt friedlich. Es iſt die Ruhe, die dem Sturm vorhergeht. Das zweite Bild erinnert entſchieden an das Siebengebirge. Der Berg im Mittelgrund iſt der Drachenfels, aber ſtatt der Ruine trägt er eine kecke Burg. Rechts waldige Felder, in der Ferne die Ebene mit dem Rhein, die ſich wie ein Silberfaden hindurchſchlängelt, und mit einer auslaufenden Hügelkette. Alles athmet die Wärme eines bewölkten hohen Sommertages.

Eine ſehr bedeutende Ausbeute an Berglandſchaften lieferte die Harzreiſe des Künſtlers. Dies märchenhafte Gebirg hat ſchon manchem Dichter wunderbare Gaben verliehen. Der Jüngling Goethe fand hier den Stoff zu einem ſeiner berühmteſten Gedichte, Heine hat hier die reinſten Küſſe ſeiner Muſe empfangen, Leſſing aber holte ſich hier eine Menge von Anſchauungen, die kräftig und feſt, faſt alle ſeine letzten Bilder durchweben. Ganz

im Charakter des Harzes iſt jenes Waldgebirg, das auf einer hohen kühnen Kuppe eine erſtürmte Burg trägt, aus deren Trümmern der Wind zerfahrene Rauchſäulen aufwirbelt. Rings trifft der Blick auf hochbewachſene Höhen, deren Bäume vom Wetter gepeitſcht hin- und herfahren. Im Vordergrund ſteht ein phantaſtiſcher Granitblock, an dem ſich zwei mittelalterlich gekleidete Geſtalten, wahrſcheinlich Flüchtlinge, hinwinden. Der Eindruck von einem unheimlichen Aufruhr der Natur iſt überall ſichtbar. In einem andern Bild läßt er uns ganz den ſtillen, behaglichen Sommerfrieden eines grünen Harzthales ſehen. Vorn ſteht eine gewaltige Eiche, darunter ruhen jagende Kloſterbrüder an einem eingefaßten Brunnen, tiefer krümmt ſich ein Wieſenthal in ſo heller Ueppigkeit, daß man ſich des Gedankens nicht enthalten kann, es werde ſogleich ein Rudel Hirſche aus den Büſchen treten, welche die ziemlich ſteilen Berge bedecken. Man kann in keine ſchönere grüne Einſamkeit ſehen. Eine andere Darſtellung führt uns zwiſchen hohe braune Haideberge in ein ödes verlaſſenes Thal; der Mond ſteht trüb am Himmel, in jenem blaſſen unheimlichen Schimmer, welcher der Genoſſe des Sturmes iſt. Viele andere Gemälde führen uns in Gegenden, die den nordöſtlichen Abhängen des Harzes entnommen ſind, wie ſie an der Teufelsmauer vorkommen. Es ſind Ausläufe des Gebirges in haidebedeckten und ſteinigen Höhen mit dem Ausdruck der tiefſten Einſamkeit.

Nicht minder intereſſant ſind manche Bilder der Ebene, welche Leſſing in früherer oder ſpäterer Zeit geliefert hat. Ich erinnere hier an die Darſtellung einer Burg, die ſich auf weitem Flachland erhebt und mit ihren Thürmen und Erkern einen ſeltſamen Gegenſatz gegen die nüchternen Linien der Umgebung bildet. Ferner gehört hierhin eine Sumpfgegend, in der Waſſer und Graswuchs in unbeſtimmten Flächen abwechſeln, während der Abendhimmel ſich darin ſpiegelt. Aus der Ferne ragt der einſame Kirchthurm eines Dorfes, im Vordergrund ſtehen vereinzelte Bäume. Höchſt eigenthümlich iſt endlich eine Zeichnung, die, ſo viel ich weiß, bis jetzt nicht zur Ausführung gekommen iſt.

Sie ſtellt einen See im Morgennebel dar. Am Ufer ſtehen Fichten und Buchen, aus dem Waſſer hebt ſich Schilf, kein Lüftchen regt ſich. Eine geheimnißvolle Ruhe, von keinem Ton unterbrochen, liegt über der ſtillen Gegend. Hierhin kann ich auch füglich ein Bild von der wundervollſten Wirkung rechnen. Den Hintergrund bildet ein Wald im rothen Schmucke des Herbſtes, angeglüht von der untergehenden Sonne. Vor demſelben dehnt ſich eine naſſe Wieſe. Den Vordergrund bildet ein ſanft geneigter Hügel, den zwei Reiter, ein Ritter mit ſeinem Knecht, hinabreiten. Der erſtere iſt ganz verſunken in die eigenthümliche Stimmung der Landſchaft, der zweite ſcheint die Wolken zu fürchten, die ſich über ihren Häuptern zuſammenballen und mit einem Platzregen drohen.

Noch größer aber als in allen dieſen Richtungen iſt Leſſing in ſeinen Waldlandſchaften. Hier iſt er bis jetzt unübertroffen und gewiß auch unübertrefflich, hier entwickelt ſich das ureigenſte Leben des Künſtlers, hier ſind ſeine tiefſten Beziehungen zur Natur offenbart. Und wie geſund und kräftig verſteht er das Pflanzenleben. Hier iſt alles romantiſche Schwebeln, wie man es leider ſo häufig auf dieſem Felde antrifft, abgeſtreift. In den Eichen, Buchen, Birken und Fichten zeigt ſich die Vegetation in einer Treue, wie der Naturforſcher ſie auffaßt, aber erhöht durch eine üppige friſche Poeſie. Welche Waldeinſamkeit! Aber nicht die eines Tieck und Eichendorf, ſondern eines Shakeſpeare und Goethe. Das berühmteſte Bild dieſer Art iſt wohl die auch durch eine Radirung in weiteren Kreiſen bekannt gewordene Eiche. Links ſteht der gewaltige tauſendjährige Baum im Schmuck des vollſten und ſchwellendſten Laubwerks. In die uralte Rinde hat frommer Glaube eine Niſche gehauen und ein Muttergottesbild gefügt. Vor demſelben kniet ein Ritter und eine Edeldame, während ihre Roſſe neben ihnen graſen. Rechts ſpringt über Klippen und Felſen ein kriſtallheller Waldbach, der üppige Lattichblätter nährt. Ueber demſelben wölbt ſich dichter Buchenwald, überhaucht von Morgenduft, durchblitzt von Sonnenſtrahlen. Aus jedem Pinſelſtrich taucht eine Fülle von großer, ſtolzer Empfindung. Eine

andere ähnliche Landſchaft zeigt uns ebenfalls ein Waldwaſſer mit ſeiner einſamen grünen Umgebung, die aus den kräftigſten Bäumen verſchiedener Art beſteht. Auf einem dürren Stamm des Vordergrundes ſitzt ein Geier. Auch die Zeichnungen des Künſtlers enthalten herrliche Beiträge zu der wunderbaren Art ſeines Waldverſtändniſſes. In einer ſehen wir ein altes zerfallenes Burghaus mitten im Walde mit Ausſichten in's Freie. Der Ort iſt ſo einſam, daß ein Hirſch ungeſtört und furchtlos an der Mauer hinwandelt. Eine andere zeigt uns einen Einſiedler am Rande eines von dichten Zweigen verhangenen Baches. Im Hintergrunde liegt ein kloſterartiges Gebäude. Die ſchönſte von allen aber möchte ein Abend im Walde ſein. Hier befinden wir uns in einem lichten Gehölz, das ein Bach durchrauſcht. Die Sichel des Mondes ſteht blaß am Himmel. Licht und Finſterniß kämpfen noch mit einander. Vorn auf einem alten Stamm ſitzen ein paar Käuze, ein Hirſch lauſcht in die ſpäte Stunde. Wirklich iſt hier ein Bild waldſtiller Einſamkeit gegeben mit ſo inniger, geheimnißreicher Naturanſchauung, daß ſchon dieſe Landſchaft allein den Künſtler den größten Dichtern zugeſellen würde. Nicht minder ſchön iſt ein waldumgebenes Wieſenthal im Morgennebel. Links am Abhang ſteht eine Eiche, unter der ein Jäger eben die Büchſe auf ein unſichtbares Wild abbrennt. Auch hier tritt dem Beſchauer die verſchollene Einſamkeit tief ergreifend entgegen.

Alle landſchaftlichen Werke Leſſing's kann ich unmöglich aufzählen, denn das würde zu weit führen. Eine Menge Zeichnungen, die ich gar nicht geſehen habe, ſind über die ganze Welt verſtreut, eine Menge von Oelſkizzen befinden ſich in den Händen ſeiner Freunde. In allen bekundet ſich ein unendlich reiches, jeder Stimmung der Natur zugängliches, offenes Gemüth, ebenſo empfänglich für ruhige wie ſtürmiſche Scenen, ebenſo geneigt für heitere wie für melancholiſche Anſchauung. Die letztere iſt dennoch entſchieden vorwiegend. In dieſer Beziehung offenbart der Künſtler eine Seite, die wir ſo gern in Byron's und Lenau's Schilderungen finden. Es klingt nicht ſelten ein tiefes unausſprechliches Weh aus ſeinen Darſtellungen des Naturlebens. Die ſinnigſte Be-

ſchaulichkeit, die ſchmerzlichſte Abgeſchloſſenheit iſt nur im Stande, ſolche Gebilde zu ſchaffen, ſie nur vermag ſich im Gedanken ſo mit dem darzuſtellenden Gegenſtand zu identificiren. In den erſten Leiſtungen des Künſtlers geſchieht dies vorzugsweiſe dadurch, daß er handelnde Menſchen in die Landſchaft einflicht; in den ſpäteren läßt er nicht ſelten die Natur an und für ſich ohne irgend ein beigefügtes lebendes Weſen ſprechen. Hier iſt der Künſtler offenbar am größten, denn hier iſt ihm die Sprache des All heilig. Ihren Offenbarungen gegenüber läßt er den Zuſchauer nach der Stimmung ſeines Gemüthes das hingeworfene Bild genießen. Der Traurige mag es traurig, der Fröhliche fröhlich auffaſſen. Ich muß geſtehen, daß ich für meinen Theil die Novelle in der Landſchaft ſelten beſonders liebe.

Es iſt hier der Ort, einige Worte über Leſſing's große Vorliebe für Staffage zu ſagen. Bedeutende Kunſtkritiker haben ihn deshalb getadelt, theils mit Recht, theils mit Unrecht. Durchaus begründet iſt der Vorwurf, daß der Maler häufig durch die Staffage den Beſchauer in die Stimmung zwingt, in welcher er ſelbſt die Natur aufgefaßt hat. Nun iſt es aber klar, daß verſchiedene Gemüther auch mit verſchiedenen Stimmungen in dieſelbe Gegend treten. Was der Eine heiter verſteht, verſteht der Andere düſter, denn das iſt eben der Reichthum der Landſchaft, daß ſie Jeden auf andere Weiſe ergreift. Setzt mich aber der Künſtler durch beigefügte Perſönlichkeiten in eine beſtimmte Beziehung zu Stein und Pflanze und Himmel, ſo bleibt mir keine andere Auffaſſung übrig. Ich bin dadurch gewiſſermaßen beſchränkt. Aus dieſem Grunde ſollten die meiſten Staffagen höchſt einfach ſein. Wenn aber Leſſing oft in den entgegengeſetzten Fehler verfällt, ſo iſt das auch wieder ſeine Tugend. Es iſt eben ſeine Individualität, individuell zu ſein. Und gerade dadurch erreicht er oft die ſchlagendſten Wirkungen. Seine reflectirenden Mönche, ſeine Reiter, ſeine Jäger, ſeine Soldaten ſind deshalb oft von der wirkſamſten Bedeutung. Sie ſind die Seele des Künſtlers. Durch das Medium ihres Geiſtes will er ſelbſt ſeine Gebilde angeſchaut haben. Freilich thut er auch zuweilen zu viel, indem er Staffagen gibt,

über deren Bedeutung man ſich den Kopf in einer Weiſe zerbricht, daß man die Ruhe der Betrachtung verliert.

Aus dieſem Drange des Künſtlers ſind übrigens manche Bilder hervorgegangen, die ich kaum mehr zu den Landſchaften rechnen kann, weil ſie eben ſo gut Genrebilder ſind. Dieſelben leiten uns vortrefflich zu den Gemälden des Künſtlers über, auf welchen der Menſch bei ihm die Hauptrolle ſpielt. Hier bleibt die Staffage nicht mehr Staffage, ſie wird integrirender Theil der Darſtellung, ja ſie überwiegt mitunter das Landſchaftliche. Auf dieſem Gebiete iſt Leſſing einzig in ſeiner Art. Kein andrer Künſtler der Schule zeigt hier die geringſte Verwandtſchaft mit ihm, denn nur eine Vereinigung von Hiſtorien- und Landſchaftsmalerei iſt im Stande, ſolche Producte an das Licht zu fördern. Sie greifen, wie wir ſpäter ſehen werden, in die andern Richtungen des Künſtlers ein. Sie ſind in der That eine höher potenzirte Romantik im Sinn ſeiner erſten Werke, ſie bilden novelliſtiſche Gemälde mit allerlei culturgeſchichtlichen Beiträgen aus verſchiedenen Regionen und Jahrhunderten und führen uns in bunter Reihe Schleichhändler, Mönche, Ritter, Wilddiebe, Köhler und Soldaten vor Augen.

Eines der früheſten Werke dieſer Art iſt ein Abend im Wald mit Schleichhändlern, die mit mannigfaltigen Laſten bedeckt, einen ſtillen, verwachſenen Pfad einher gehen, während eine ſichtliche Eile und Spannung über den Erfolg des Unternehmens, in den Bewegungen der ſämmtlichen Geſtalten zu erkennen iſt. Der Ausdruck der Situation und des geſtörten Waldfriedens bringt uns durchaus jenes unbehagliche Gefühl, welches der Künſtler beabſichtigt hat. Unklarer iſt die Waldlandſchaft mit einem Köhler, der einem Ritter den Weg weiſt. Hier kann man ſich in der That die Staffage nicht recht erklären. Man ſucht dabei ein geſchichtliches Ereigniß, an welches der Künſtler nicht gedacht hat. Dagegen ſind die Baumpartieen vortrefflich. Dieſe Beiden kann man auch füglich den oben erwähnten Waldbildern zuzählen. Sehr ausgezeichnet iſt auch das Gefecht an einem alten zerſtörten Kloſter, das links den Mittelgrund mit ſeinen

troſtloſen Ruinen einnimmt, während ſich rechts über eine bewachſene Halde ein Hügelland in blühenden Frühlingsſchauern erſtreckt. Der rings aufkeimende Lenz bildet einen ſeltſamen Contraſt zu dem wirren Toben zornentbrannter Menſchen, die ſich im Vordergrund blutig befehden. Ein ähnliches trauriges Motiv liegt einem Bilde zu Grund, das uns im Vordergrund einen Zug fliehender Mönche zeigt. Sie ziehen theilweiſe verwirrt, theilweiſe gefaßt einen Hügel heran, den rechts der Saum eines ſtolzen Buchenwaldes begrenzt und der ſich in die Tiefe als Abdachung eines höheren Berges in die Ebene ſenkt. Ueber Waldwipfel ſieht man in eine endloſe Weite, aber bevor der Blick hineingelangt, wird er ungefähr am Fuße der Berge von einem Kloſter und einer Kirche gefeſſelt, die in Flammen aufgegangen ſind. Auf dieſe Weiſe ſtellt ſich der Zuſammenhang mit dem Zug im Vordergrund her. Ein anderes Bild bringt uns einen Wilddieb am frühen Morgen, der auf einen Hirſch anlegt. Ganz ausgezeichnet erſcheint in dieſer Darſtellung die blaſſe nebelhafte Frühe mit jenem eigenthümlichen rothen Glanz am Himmel, der dem Sonnenaufgang vorhergeht. Vor allen anderen vortrefflich aber iſt ein Gemälde, welches ebenfalls in dieſe Reihe gehört und ſeinen Urſprung den bewegten Tagen unſeres Revolutionsjahres verdankt. Die kriegeriſchen Scenen, welche ſich damals überall in unſerm Vaterlande und den Nachbarſtaaten ereigneten, mögen hauptſächlich die Motive hergegeben haben. Leſſing hat hier einen herrlichen Wurf gethan, indem er ſich von dem unmittelbaren Leben der Gegenwart inſpiriren ließ. Die Zeit hat ihm hier die kühnſte, friſcheſte Bewegung an die Hand gegeben. Dabei wurde von ihm die Natur mit der gewohnten eigenthümlichen Anſchauung bearbeitet. Es iſt eine wilde Kriegsſcene inmitten der üppigſten ſommerlichen Gegend. Links im Vordergrund ragt ein kleiner Hügel aus der Landſchaft. Eine Kirchenruine im hellen Sonnenſchein liegt darauf, hinten von Gebüſch, vorn von der Kirchhofmauer umgeben. Inmitten der Kreuze und verwitterten Male treibt eine kecke Kriegsrotte im Coſtume des dreißigjährigen Krieges ihr ernſtes Spiel. Vorn liegt ein Todter, dem ein Geiſt-

licher eben die Sterbeſacramente gereicht hat und deſſen letzte Athemzüge noch zwei Kameraden, von denen der eine verwundet iſt, belauſcht haben. Weiterhin ſind kräftige Geſellen um ein Feuer beſchäftigt, wahrſcheinlich mit Kugelgießen, denn hier ſoll das Blei noch heiß in das Feuerrohr. Daran ſchließt ſich ein wildes Gewirre von Kriegsknechten, die mit ihren Büchſen und Lanzen über die Brüſtung der Mauer lehnen, um den Feind zu erwarten. Rechts aber dehnt ſich eine weite Sommerlandſchaft. Den Hügel umwogt ein herrliches goldnes Kornfeld, aus dem der Staub aufwirbelt, um den Pfad des Feindes zu bezeichnen, der eben gerüſtet anrückt, wie die Pferde und Männer zeigen, die mit Helmen und Hellebarden aus der hohen Frucht ragen. In der Ferne ſieht man ein brennendes Dorf, darüberhin wechſeln Ebene und Hügel durchbrochen von Büſchen, Wieſen und Feldern in getrübtem Sonnenlicht. Ein Wetter hängt mit ſchwarzen Wolken am Himmel. In den kräftigen Bäumen, die den Thurm umſtehen, tobt der Wind. Unbedingt gehört dieſes Werk zu Leſſing's beſten Gemälden, denn es iſt im Ganzen und Einzelnen von der genialſten Friſche und Begeiſterung durchweht.

Dieſe Reihe von Bildern erklärt auf das Vollſtändigſte die Neigung des Künſtlers, Landſchaft und Menſchenleben in denſelben Darſtellungen zu verwirklichen und in einander zu flechten. Dann aber bilden ſie auch die beſte Brücke zu ſeinen Figurenbildern, deren Betrachtung ich mich nunmehr zuwenden will. Ich muß übrigens hier nochmals erklären, daß ſich dieſe Richtungen nicht an einander reihen, ſondern durch einander weben. Auch hier will ich nicht der Zeit folgen, ſondern einzelne Gruppen ſeiner Thätigkeit trennen. Ich beginne mit den lyriſch-romantiſchen, füge daran die Genrebilder und ende mit denen, welche der Geſchichte entnommen ſind.

Die lyriſch-romantiſche Richtung hat mit den erſten Landſchaften von ſeiner Hand dieſelbe Quelle. Es findet ſich deshalb auch in der Art und Weiſe, wie ſich das Gefühl des Künſtlers in ihnen äußert, eine auffallende Uebereinſtimmung. Sie werden ſich erinnern, was ich Ihnen in meinen früheren Berichten über

den Charakter der Schule ſagte. Als man in Deutſchland Märchen und Heldengedichte las, da malte man ſie in Düſſeldorf. Leſſing ſchloß ſich in dieſer Richtung ſeinen Genoſſen an. An dieſer Stelle muß ich Schadow's Einfluß in der rühmendſten Weiſe erwähnen, denn er holte den zündenden Funken aus der Seele des Schülers. Wahrſcheinlich hätte ſich ohne dieſe Leitung der junge Maler mit der Landſchaft begnügt. Freilich kam Leſſing von vornherein auf einen falſchen Pfad: ſeine erſte Compoſition war nämlich aus der Bibel und ſtellte den jungen Tobias dar. Sein originelles Talent verließ ſogleich dieſe tauſendmal dargeſtellten und dadurch conventionell gewordenen Gegenſtände und ſtürzte ſich mit deſto heißerer Luſt in die Ergebniſſe der letzten Literaturperioden. Er begann mit Darſtellungen deutſcher Balladen. Hier ſtand er indeß in einem ſeltſamen Gegenſatz zu ſeinen Mitſchülern. Bei dieſen war die Tendenz zu einer ſüßen und ſüdlichen Auffaſſung, wie ſie das weiche Italien in vielen Beiſpielen dargeboten hatte, bedeutend vorwiegend. Hübner, Hildebrand und Sohn malten Scenen aus dem Taſſo. Leſſing aber blieb ganz und gar deutſch. Das ſtarke, kräftige, oft düſterheidniſche Element in der germaniſchen Dichtung lockte ihn am meiſten, obgleich er doch nicht zu den Rieſengeſtalten der Nibelungen emporſtieg. Auf der andern Seite identificirte er ſich aber niemals in einer Weiſe mit der Sage oder dem Dichter, daß er demſelben ſeine Perſönlichkeit opferte. Was er in dieſer Art darſtellte, das gebar er auf's Neue, gleichſam durch ſeine eigene poetiſche Individualität. Manche Bilder ſind dadurch größer und gewaltiger geworden, als wir ſie im Vorbild kennen, manche haben aber auch die eigenthümliche Färbung des Originals, aus dem ſie geſchöpft ſind, verloren. Wie unſer Künſtler in ſeine Landſchaften immer einen beſonderen Ausdruck zu legen weiß, ſo weiß er auch ſeine romantiſchen Bilder mit einem wunderbaren Hauch zu durchwehen. Auf dieſem Gebiet hat er die mannigfachſte Anregung gegeben und eine bedeutende Anzahl von Nachahmern gefunden. Sogar als er ſelbſt längſt dies Feld mit einem fruchtbareren vertauſcht hatte, beharrten ſeine Nachfolger bei der ein-

geſchlagenen Richtung, indeß möchte ich nicht behaupten, zu ihrem eignen Vortheil und dem der Kunſt. Die ſchwachen Talente blieben namentlich auf dieſem Boden haften und zeigten ſpäter die ſchwache Seite der Schule, weil ſie allerdings größere Mühe hatten, die Romantik zu überwinden, als jene vortrefflichen Meiſter, von denen ich eben erzähle.

Das trauernde Königspaar iſt das erſte Bild des Künſtlers in dieſer Reihe. Wer ſich der Zeit erinnert, in welcher es vor das Publikum trat, der erinnert ſich auch ſicher noch des überaus lebendigen Beifalls, mit dem man ihm aller Orten, wo es erſchien, entgegenjauchzte. Die eigenthümliche Kraft, welche ſich darin ausprägte, und dabei der ächt romantiſche Zauber, der darüber ergoſſen war, machten es zu einer Erſcheinung, die wie ein Blitz in die damalige Zeit ſchlug. Da der Berliner Kunſtverein einen Kupferſtich nach demſelben veranſtaltete, ſo iſt die Compoſition ziemlich bekannt geworden. Dieſelbe iſt höchſt einfach. Im Hintergrund trifft der Blick in einer ſchwarz verhangenen, düſteren Halle einen Sarg. Vor demſelben ſitzen in Schmerz verſunken, mit langen Trauerkleidern verhüllt, der König und ſeine Gemahlin. Es ſind ſtolze, prächtige Geſtalten, aber ganz und gar gebrochen durch ein jähes Geſchick. Sie haben ihr einziges Kind verloren, kein zweiter Sprößling theilt ihren Schmerz. Eine unausſprechliche Melancholie weht durch das Ganze, denn hier fehlt jeder Troſt, jede Hoffnung, jede Sühne. Der menſchliche Schmerz iſt in ſeiner höchſten Potenz ausgeſprochen. Deuten auch einzelne Symbole auf das Chriſtenthum, die Gruppe deutet auf eine heidniſch ſtarre, trotzige Pein. Viele Kritiker haben in dieſen Figuren die trauernden Eltern aus dem Uhland'ſchen Schloß am Meer finden wollen. Abgeſehen davon, daß der Charakter des Königpaares ein ganz anderer, weicherer und milderer iſt, hat der Künſtler auch nicht daran gedacht. Wahrer ſcheint dagegen, daß das Bild ein Todtenopfer auf ein geliebtes frühes Grab war.

Hieran reiht ſich die Lenore nach Bürger's Gedicht. Ich halte dieſe Arbeit für eine der weniger guten des Künſtlers.

Schon der gewählte Moment entſpricht durchaus nicht dem phantaſtiſchen, wilden Geiſt der Ballade, denn er enthält eine Vorſcene, die gar nicht im Gedicht enthalten iſt. Wir ſehen nämlich rechts vor einer bürgerlichen Wohnung eine Frau mit zwei Mädchen. Die blaſſe, ſchlanke, vergrämte Figur iſt die Heldin. Sie erkundigt ſich bei einem vom Pferde geſtiegenen Krieger, der übrigens ſchon deshalb alles Intereſſe erregt, weil er Leſſing's Jugendbild iſt, nach ihrem Bräutigam und ſcheint ſchlechten Troſt in einer ausweichenden Antwort zu erhalten. Links zieht das ſiegesfrohe Heer, kecke Reitergeſtalten voll Jugendluſt und Muth, in die Stadt, während der Staub emporwirbelt. Der eigenthümlich individuelle Ausdruck des Künſtlers fehlt auch hier nicht, er iſt indeß das einzige, was das Gemälde, dem es an einer lebenskräftigen That fehlt, auszeichnet. Uebrigens exiſtiren auch noch zwei Zeichnungen, welche Züge der Ballade darſtellen. Die eine iſt Lenore im Wahnſinn, die andere der Todtenritt. Hier ſind die Momente offenbar glücklicher gewählt, namentlich enthält die letzte den Springpunkt des Gedichtes. Die erſtere iſt indeß nicht ſehr bedeutend, die zweite habe ich gar nicht zu Geſicht bekommen.

Andere Darſtellungen, welche deutſche Balladen illuſtriren, ſind nur Zeichnungen geblieben. Hierher gehört zunächſt der gute Kamerad nach Uhland, ein derbes, kräftiges Schlachtſtück. Aus dem Getümmel eines Reitergefechts, das friſch dahinbrauſt, tritt eine Gruppe beſonders hervor. Sie zeigt uns einen am Boden liegenden tödtlich getroffenen Krieger, der ſeinem Nachbar auf hohem Roſſe die Hand reicht. Dieſer aber brauſt fort in das wilde Treffen, indem er ihm zuruft:

„Kann die die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!“

Man ſieht, es iſt ſchwer, eine ſolche Scene, in welcher gerade die geiſtige Beziehung die Hauptſache iſt, wiederzugeben. Von dieſer zarten, treuen Seelenverwandtſchaft zweier Geſellen, welche das Gedicht durchklingt, findet man denn auch ſehr wenig. Statt deſſen iſt ein muthiges Kriegsbild daraus geworden, das ſich aber

gerade dadurch wieder vortheilhaft auszeichnet. Noch kecker und genialer hat Leſſing die Ballade von Körner: Hatras, der kühne Springer behandelt. Sie übertrifft an heldenvoller Energie das Original bei weitem. Drei Reiter ſind an den Abgrund, der unten einen tiefen Fluß zeigt, vorgedrungen. Der erſte ſprengt kühn in die Kluft. Man ſieht in ihm und ſeinem Roſſe ſo freudige Tollkühnheit, daß man ſich trotz der unheimlichen Angſt, die man bei dem Sprung empfindet, ſagen muß, dieſem prächtigen Abenteurer muß das Werk gelingen.

Von großem Intereſſe ſind hier endlich noch die Zeichnungen zu Guſtav Schwab's Walter und Hildegund, freilich nicht ſowohl weil man ſie beſonders hervorheben muß, ſondern weil ſie uns den Künſtler auch als erotiſchen Maler vorführen. Sie ſind die einzigen Darſtellungen, welche Leſſing dem Leben der Liebe geweiht hat. Sein Talent tritt indeß hier nicht beſonders günſtig hervor. Seine Frauengeſtalten ſind überhaupt nicht ſchlank, zart und duftig genug, ſie erinnern mitunter zu ſehr an Mannweiber mit ihren derben ſtarkknochigen Formen. Auch in Betreff ſeiner Liebesſchilderungen kann ich ihn nicht beſonders glücklich nennen. Er iſt hier jedenfalls nicht activ, ſondern paſſiv, darum malt er auch mehr das Traumleben der Neigung, als ein keckes, wildes Erobern von Herzen zu Herzen. Einen Don Juan wiederzugeben, würde ihm unmöglich ſein; aber auch keinen üppig ſchwelgenden, thatloſen Tannhäuſer in ſeinem mehr leidenden Zuſtand vermöchte er zu zeichnen. Nur die zitternde und zagende, unbeſtimmte Leidenſchaft der erſten Liebe gelingt ihm, aber ſie tritt dann auch freilich etwas täppiſch auf. Den beſten Beweis hierfür liefern uns die oben genannten Zeichnungen. Die erſte zeigt uns Walter, der ſeine Geliebte mitten aus einem wilden Trinkgelag am Hofe des Königs Etzel herausführt. Die wilden Hunnen, die von Trunkenheit und Schlaf überwältigt, im Hintergrund um die ſtrotzenden Tiſche liegen, ſind jedenfalls die beſte Partie der Darſtellung, während das Liebespaar, das uns im Vordergrund entgegentritt, jener abenteuerlichen Entſchiedenheit und jenes muthigen Trotzes entbehrt, welche wir bei einer Entführung ſehen

wollen. Das zweite Blatt zeigt uns die Geliebten den ſteilen Bergweg hinunterziehend. Waltr führt ſein Roß am Zügel, Hildegund ſchaut furchtſam nach dem Schloß, das vom Gipfel des Felſens blickt. Auf der dritten Zeichnung ſehen wir das Paar auf einem Berghang, der einen weiten Blick in das reiche Land geſtattet. Der junge Held ruht im Schooß des Mädchens, das wachend für ihn in die Ferne ſchaut. Die vierte Darſtellung führt in ein einſames Waldthal, das enge Felſen einſchließen und ſtolze Bäume beſchatten. Hildegunde ſitzt mit der Angel am Bach und ſchaut liebkoſend nach dem hinter ihr weilenden ſchlanken Geliebten. Das Roß weidet in der Nähe. Künſtleriſch gehören dieſe Zeichnungen gewiß zu den ſchwächeren Arbeiten des Meiſters, pſychologiſch aber ſind ſie äußerſt intereſſant. Sie erſcheinen faſt ſo unſchuldig, wie das Erröthen eines jungen Mädchens, das ſich zuerſt als Jungfrau fühlt, und zeugen auf dieſe Weiſe für die keuſche und reine Seele des Künſtlers. Es bleibt uns noch die fünfte Compoſition aus dieſer Reihe übrig. Dieſelbe geht ganz aus dem Charakter der übrigen heraus, denn ſie behandelt den Kampf Walter's. Statt der zagenden Liebe gilt es hier die tobende Schlacht zu ſchildern, und das geſchieht allerdings mit einer ungebändigten jugendlichen Kraft, die er ſpäter in ähnlichen Zeichnungen nicht oft wieder erreicht hat. Der junge Held ſitzt auf hohem Roß, ſprengt über die Leiche eines am Boden liegenden Pferdes und trifft mitten im Sprunge den verfolgten Feind mit dem Speer. Das Schlachtgewühl iſt unendlich kühn, friſch, lebendig. Ich zähle dieſe Zeichnung zu ſeinen poeſiereichſten Bildern.

Der realiſtiſche Kern der Leſſing'ſchen Natur ließ ihn nicht lange Zeit bei dieſen Geſtaltungen einer einſeitigen Mittelalterlichkeit beharren. So meiſterhaft und ſiegesgewiß er ſie auch dargeſtellt hatte, ſo konnten ähnliche Stoffe ihn doch nicht bleibend feſſeln. Die Tage, wo man in Deutſchland meiſtens den Uhland und die alten Dichtungen las, gingen für ihn noch raſcher vorüber, wie für das übrige Vaterland. Dennoch trennte er ſich nicht ganz von der Romantik, aber er wählte eine neuere

Periode derſelben. Es gab eine Zeit, wo man in Düſſeldorf viele Räuber in den allerverſchiedenſten Formen malte. Ob Leſſing oder ein Anderer der Erfinder dieſer Richtung war, weiß ich nicht, ſicher aber iſt es, daß er dieſelbe ſelbſt am thätigſten cultivirte. Nach den Mittheilungen des Künſtlers ſind die Volksbücher vom Schinderhannes und andern bekannten Räubern, die während der franzöſiſchen Kriege am Rhein ihr Handwerk trieben, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Manche Situationen aus denſelben haben ihm zu Motiven gedient. Das wilde, kecke Freibeutertreiben hatte ohne Zweifel einen beſonders lockenden Einfluß auf ſein Gemüth, weil es ſeiner Natur, die das Abenteuerliche liebte, vorzugsweiſe zuſagte. Bald kleidet er ſeine Spitzbuben in die maleriſchen Trachten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, bald gibt er ihnen die rheiniſche Blouſe. Wenn ich im Eingang Leſſing einen Genremaler genannt habe, ſo iſt hier das Gebiet, das dieſen Namen rechtfertigt.

Das erſte Bildchen in dieſem Cyklus gehört zu den älteſten Arbeiten des Künſtlers. Es ſtellt zwei wilde, energiſche Geſellen dar, die um den Abhang eines hoch- und wildgezackten Felſens mit offenbarer Lebensgefahr klettern. Es iſt etwas Gewaltſames in ihren Stellungen, etwas Unheimliches in ihrem Forſchen und etwas Drohendes in ihren Geberden, ſo daß man kaum glauben kann, daß ſie dem Waidwerk nachgehen. Auch die Waffen ſcheinen darauf hinzudeuten, daß ſie auf ein edleres Wild, als auf ein Thier Jagd machen. Der Anzug erinnert, wenn er auch einigermaßen phantaſtiſch ausgefallen iſt, an die rheiniſchen Trachten der Gegenwart. Ein ſpäteres Bild aus dem Räuberleben hat zu ſeiner Zeit viel Senſation erregt. Auf demſelben ſehen wir einen kräftigen Mann, das ſorgenvolle Haupt in eine Hand geſtützt, auf einem Felſenabſatz, indeß ein ſchöner blonder Knabe an ſeiner Seite ſchläft. Hier ein Herz voll von grimmig nagenden Gewiſſensbiſſen, dort ein Kind voll jugendlicher, reiner Unſchuld; das ſind treffliche, tief eingreifende Gegenſätze. In ähnlicher Weiſe wirkt die Landſchaft, die vorn einen ſchwarzen ſtarren Felſen und in der Ferne ein reiches, von Strömen und Feldern

durchſchnittenes Land im Abendlicht zeigt. Der ſentimentale Beigeſchmack war in jener Zeit nicht ohne große Wirkung, obgleich ich zweifle, daß man ſich heutzutage noch in ähnlicher Weiſe daran begeiſtern könnte. Bei weitem am beſten in dieſer Gruppe gefällt mir eine andere Darſtellung. Das ältere Coſtum läßt auf Abenteurer aus den übriggebliebenen Rotten des dreißigjährigen Krieges ſchließen. Oben auf dem Gipfel eines Felſens, der jäh in das Thal ſteht, treffen wir auf eine wilde, kühne Bande, die im frechſten Kampfe begriffen iſt, wahrſcheinlich um Feinde, die unten die Straße ziehen, zu vernichten. Einige ſchießen auf dem Bauche liegend in die Tiefe, Andere laden die Flinten, die Dritten unterhandeln heftig mit einander, indem ſie in die Ferne deuten; eine wilde Dirne bewacht mit einer Piſtole einen vornehmen Gefangenen; oben auf dem Gipfel ſchwenkt ein unbändiger Kahlkopf den Hut in die Luft, als wollte er ein Zeichen des Sieges geben. In der Ferne auf den Bergen ſieht man ein brennendes Schloß. Dieſe Compoſition gehört zu den friſcheſten, lebensvollſten und kühnſten des Künſtlers, ſie iſt durchhaucht von jener energiſchen Genialität, die wir ſo gern an ſeinen Werken ſehen. Später hat der Künſtler ſie in veränderter Geſtalt und in großem Maaßſtabe ausgeführt. Das letzte dieſer Bilder zeigt uns einen büßenden Räuber, der auf einem Waldweg in tiefer Zerknirſchung auf den Knieen liegt. Neben ihm weiſt eine große weiße Dogge die Zähne, aber vor ihm ſteht ein einfacher Mönch, den Kelch mit dem Leibe des Herrn in der Hand, den er wahrſcheinlich einem Kranken bringt. Der ihn begleitende Chorknabe lauſcht furchtſam hinter einem Baumſtamme hervor. Die Landſchaft führt in das friſche Waldleben, das wir bei Leſſing kennen.

Dieſe Ausflüge des Künſtlers in das Gebiet der Geſetzloſigkeit ſind jedenfalls eine ſeltſame Erſcheinung. Man könnte faſt verſucht ſein, zu glauben, er trete als Vertheidiger ſeiner gemalten Clienten auf, zumal da er ſie ſo ſchön, ja mitunter edel ausſtattet. Ich habe oben ſeine Natur in Betreff landſchaftlicher Schilderungen mit derjenigen Byron's verglichen. An der gegenwärtigen Stelle ſoll jener Vergleich durchaus nicht maßgebend ſein. Byron iſt ein Freund der Piraten aus Verachtung einer

übercivilisirten Geſellſchaft, er ſtellt ſie der Langweiligkeit einer ſaftloſen Moralität entgegen und identificirt ſich auf dieſe Weiſe mit ihnen. Leſſing aber achtet Recht und Geſetz. Nur die Zuneigung zur abenteuerlichen, friſchen Keckheit führt ihn auf dies romantiſche Gebiet. Dabei weicht er niemals aus den Schranken der Menſchlichkeit. In keiner ſeiner Darſtellungen finden wir eine Grauſamkeit. Jubelt er auch zuweilen in verwegener Energie, ſo ſehen wir doch auch in den obigen Bildern die Reue und die Scham ausgedrückt.

In dieſelbe Kategorie gehören zwei Zeichnungen, welche uns in das Land der Slaven führen. Der Künſtler verbrachte bekanntlich ſeine früheſte Jugend an der polniſchen Grenze. Daß ſich die erſten Eindrücke ſeines Lebens unverwiſcht erhalten haben, zeigt ſich deutlich in dieſen Arbeiten. Ueberhaupt haben die Phyſiognomieen ſeiner Darſtellungen, nicht ſelten einen polniſchen Anſtrich; hier erinnern auch die Wälder, die ſich durch große Ebenen dehnen, an das Land ſeiner Kindheit. Die erſte, welche durch einen Kupferſtich bekannt geworden iſt, ſtellt die Entführung eines polniſchen Prinzen dar. Wir ſehen am Ausgang eines Fichtenwaldes einen pfeilſchnell dahin eilenden Zug, der aus einem Schlitten mit dem Fürſten und einigen Reitern beſteht. Die Landſchaft iſt mit Schnee bedeckt. Das Ganze iſt ein Bild des eiligſten, vorüberrauſchendſten Lebens. Die zweite Zeichnung zeigt uns zwiſchen hohen Tannen eine Schaar von Polen. Die Einen ſchlafen, die Andern wachen und ſcheinen in die Ferne zu lauſchen. Sind es Räuber oder iſt es eine Kriegerwacht? Der Künſtler läßt darüber im Ungewiſſen. Jedenfalls herrſcht Erwartung und Spannung auf der einen Seite, tiefe Ruhe auf der andern. Die Charaktere ſind ganz von jener edeln Haltung, wie wir ſie ſtets bei Leſſing gewöhnt ſind.

Den Uebergang zur Hiſtorienmalerei bilden einige Reiterbilder, die dem Coſtum und der Haltung gemäß in den dreißigjährigen Krieg gehören. Man kann dieſelben kaum geſchichtliche Darſtellungen nennen, weil ſie ſich an keine beſtimmte Ereigniſſe knüpfen. Sie haben nur die Aeußerlichkeiten jener Zeit. Das

ſind die Hüte, die Stulpſtiefel, die Knebelbärte der Pappenheimer. Im Uebrigen aber könnten dieſe Scenen in jedem andern Kriege vorkommen. Die Darſtellungen, welche ich hier zu nennen habe, ſind leider nur Zeichnungen geblieben. Die erſte derſelben führt uns auf ein Haideterrain mit Granitblöcken, über welches der Herbſtſturm brauſt. In der Ferne deutet ein brennendes Dorf auf den kriegeriſchen Zuſtand des Landes. Der Vordergrund zeigt uns zwei vom Pferde geſtiegene Reiter. Eins der Roſſe iſt durch eine Kugel gefallen, der Reiter kniet dahinter und ſcheint das edle Thier, das ihn nicht fürder tragen ſoll, zu betrauern; der Andere ſteht rechts vor einem ſchnaubenden Pferde und ſchaut nicht ohne Beſorgniß in die Haide, gerade als ob die Gegner folgten. Gehört dieſe Zeichnung auch gerade nicht zu den vollendetſten, ſo erſcheint doch die andere ſicher als eine der kühnſten und wildeſten der düſter ſchönen Compoſitionen des Künſtlers. Es iſt ein überaus kecker Reiterangriff, in welchem ſein Talent wirklich in der überraſchendſten Unbändigkeit ſchwelgt. Zugleich iſt ſie eine ſeiner umfangreichſten Zeichnungen. In der Mitte ragt eine Eiche, jener Baum, mit dem Leſſing ſelbſt an Kraft und Fülle ſo viele Aehnlichkeit hat. Darunter her ſauſt ein kräftiger Zug in geſtrecktem Galopp. Der vorauseilende Führer iſt ſchon von Kugeln getroffen, ſein Pferd ſinkt im hohen Sprung, er ſelbſt im erhabenen Ritt: Beide ſind ſchon Leichen in dieſer ſtürmenden Bewegung. Gleich hinter denſelben liegt auch ein Ritter mit dem Pferde am Boden. Ein Anderer ſtreift mit dem Schenkel an den Baum und ſchreit in wildem Schmerz auf. Aber es ſind noch Kräfte genug vorhanden, denn es folgt noch eine ganze Phalanx mit ungebrochenem Muth. Sie ſehen, in ihrer männlichen Schönheit fortſtürzend, ſo köſtlich aus, als könnte ihnen der Sieg nicht verloren gehen. In der genial gearbeiteten Skizze verliert ſich der Zug in Staub und Pulverdampf, aus dem nur Fähnlein und Hahnenfedern von kecken Hüten ragen. Dies Schlachtenbild kann ſich den beſten an die Seite ſetzen, die wir aus der Vorzeit kennen. Hier iſt Bewegung, Trotz, Energie bis in die kleinſte und ſubtilſte Muskelbewegung.

Wenn ich auf dieſe Blätter, die dem Räuber- und Reiterleben angehören, zurückblicke, ſo muß ich geſtehen, daß ich hier Leſſing's originellſte Schöpfungen aus jenen Gebieten antreffe, wo er das menſchliche Leben und Treiben zum Gegenſtand ſeiner Darſtellungen macht. Leſſing iſt immer am größten, wo er aus den tiefen Anſchauungen und inneren Erlebniſſen ſeiner Seele ſchöpft. Ich glaube nicht, daß ihm eine Portraitlandſchaft vollkommen gelingen würde, auch gegebene Bilder aus dem Leben erleiden nicht ſelten eine Modification bei ihm. Die reine Objectivität iſt nicht ſeine Sache. Wenn er aber ein Bild aus der Natur oder dem Menſchenleben nach ſeiner Subjectivität im Innern bearbeitet und umgeſtaltet hat, dann tritt es, ſobald er es darſtellt, mit der ſeltenſten Eigenthümlichkeit in die Erſcheinung. Er gibt dann die vollen, reichen Accorde eines wunderbar begabten Talentes, deſſen poetiſcher Ausdruck ſchon darum in ſo hohem Maaße fortreißt, weil es von dem Ausdruck jedes Andern individuell ganz und gar verſchieden iſt. Auf dem Felde, wo wir ihn eben verfolgt haben und wo er mehr oder weniger als Genremaler auftritt, möchte er deshalb auch noch größer ſein als in der Hiſtorienmalerei, wo ihm eben die Gebundenheit hinderlich iſt.

Und ſo begleite ich Sie denn endlich zu ſeinen geſchichtlichen Bildern. Die Großmeiſter des Styles oder vielmehr diejenigen Künſtler der heutigen Zeit, welche in dieſem Wort ihr Palladium ſehen, wollen unſern Künſtler in dieſer Richtung nicht als ebenbürtig erkennen. Von ihnen hört man ihn häufig einen hiſtoriſchen Genremaler nennen. Ich will nicht leugnen, daß etwas Wahres an der Sache iſt. Leſſing verſucht ſich nie in jenen ſymboliſchen Darſtellungen, von denen ich Ihnen in den früheren Berichten geſprochen habe. Er faßt niemals große Perioden allegoriſch zuſammen, er ordnet niemals ſeine Werke mit jener epiſchen Breite, welche man heutigen Tages vorzugsweiſe bei Kaulbach bewundert. Jene abſtracte Art und Weiſe der Compoſition, auf welche die Vorbilder der Alten nicht ohne bedeutenden Einfluß geweſen ſind, blieben ihm immer fern. Aber

darum haben die vornehmthuenden Styliſten durchaus keinen Grund, ſeine Leiſtungen geringfügig über die Schulter anzuſehen. Leſſing kann und wird ſeine Natur nicht verleugnen. Dieſe aber treibt ihn dahin, ſtets ſubjectiv ſeinen Gegenſtand zu behandeln. Die Individualiſirung iſt ſeine Kraft. Er malt ſeine Geſtalten nicht als Ideen, ſondern als Menſchen von ächtem Fleiſch und Blut. Und faßt er ſeine Gegenſtände nicht epiſch auf, ſo iſt er doch ein ſo lebenskräftiger Rhapſode, wie die Gegenwart keinen zweiten aufzuweiſen hat. Sein bildneriſches Gedicht iſt ſtets kurz, bündig, dramatiſch ergreifend. Uebrigens muß ich hier geſtehen, daß die wirklich der Geſchichte entnommenen Gegenſtände oft nicht ſo wirkſam von ihm verarbeitet ſind, als die Ereigniſſe, welche gleichſam neben der Geſchichte herlaufen, und weil ſie keine hiſtoriſchen Thaten enthalten, gleichſam das Genre der Hiſtorie bilden.

Gehen wir nun näher auf die einzelnen Werke ein, ſo finden wir ihn im Beginn ſeiner Laufbahn wiederum auf dem Pegaſus in das ſchöne romantiſche Land. Auf's Neue iſt hier eine Anknüpfung an ſeine romantiſchen Landſchaften und ſeine Illuſtration von Balladen und Sagen gegeben. Bei einem ſo begabten Künſtler, wie er uns überall erſcheint, liegt es nahe, daß ſeine Ausflüge der Blüthezeit des Mittelalters gelten. Wo aber hat ſich dieſe reicher, duftiger und farbiger entfaltet, als in den Tagen der Hohenſtaufen und der Kreuzzüge? Nichts deſto weniger iſt hier ein großer Zweifel vorhanden, ob die Begeiſterung für dieſe Epoche der Geſchichte eine reine, aus der tiefſten Seele des Künſtlers entquollene iſt. Allem Anſchein nach kam der erſte Anſtoß zu ſolchen Darſtellungen ihm mehr von Außen als von Innen. Wer weiß ſogar, ob er jemals auf dies Feld gerathen wäre, wenn ihn nicht ein beſtimmter Auftrag veranlaßt hätte. Schadow hat hier einen vortrefflichen Einfluß geübt, indem er es war, welcher den jugendlichen Künſtler für ein Frescobild auf dem Schloß des Grafen von Spee in Heltorf vorſchlug und gewann. Dieſe Arbeit hat den Grund zu allen ſpäteren geſchichtlichen Bildern Leſſing's gelegt.

Die Compoſitionen, die dieſer Zeit angehören, kann ich

gleichwohl nicht die beſten nennen. Leſſing iſt auch in ſeiner Romantik menſchlich, wie wir es in ſeinen landſchaftlichen und lyriſchen Bildern geſehen haben. In die Romantik der Geſchichte kann er ſich nicht mit gleichem Erfolg hineinarbeiten. So ſublim auch die Idee der Kreuzzüge iſt, ſo iſt ſie doch zu träumeriſch. Das Ziel jener erhabenen aber unpraktiſchen Bewegung iſt eben deshalb auch ohne Reſultate geblieben. Weil aber gerade in jenen Zügen nach dem Orient Alles Gefühl, Sehnſucht, Gebet und Frömmigkeit war, ſo ſcheint die Darſtellung auch weniger für die bildende Kunſt geeignet. Das übertriebene Sentiment iſt zwar in jeder Kunſt gefährlich, am meiſten aber in derjenigen, welche ihre Sprache in feſtumgrenzten Formen redet. Manchem Künſtler von geringerer Begabung iſt daher der Ton, in welchem er Bilder aus jener Zeit malte, beſſer gelungen als unſerm Leſſing, der eben wegen der realiſtiſchen Seite ſeines Geiſtes nicht lange in jenen phantaſtiſchen Regionen verharren konnte. Dies wurde dadurch offenbar erhöht, daß er ſpäter nicht wie die meiſten Maler die Geſchichte aus den Dichtern, ſondern aus den Quellen ſtudirte. Der Mangel an allen Anknüpfungspunkten für Portraite der Helden und die kärglichen Mittel, die Coſtume kennen zu lernen, veranlaßte ihn denn auch bald, ſich den näher liegenden Epochen der Geſchichte zuzuwenden.

Die erſte größere hiſtoriſche Arbeit dieſer Art iſt das genannte Frescobild zu Heltorf. Daſſelbe ſtellt die Schlacht von Ikonium in verhältnißmäßig wenigen Figuren dar, die dennoch das Gemälde eines wilden, verworrenen Schlachtgetümmels geben. Friedrich Barbaroſſa iſt der Held. Wie ein Blitz bricht er hervor und ſchmettert alles vor ſich nieder. Dieſe männliche, feurige Kraft, die ihn und die Seinigen auf die Saracenen treibt, muß mit dem Siege gekrönt werden. Es zeigt ſich auch hier wieder dieſelbe Genialität in kühnen Schlachtſtücken, wie ich ſie Ihnen ſchon früher erwähnt habe. Die zweite Compoſition zeigt uns die Erſtürmung von Ikonium. Die Scene ſpielt innerhalb der gebrochenen Mauern der Stadt. Herzog Friedrich von Schwaben, der Neffe Barbaroſſa's, iſt mit ſeinen Reiſigen durch eine Breſche

eingedrungen und kämpft mit dem Muth eines Löwen, das hochgeſchwungene Schwert in der Hand, gegen die Mahomedaner, während ſeine Ritter ihn mit den grauſigen Waffen des Abendlandes gegen die zierlicheren, aber eben ſo gefährlichen Lanzen und Pfeile der Muſelmänner unterſtützen. Leſſing hat nach dieſer Zeichnung nur ein kleines Oelgemälde angefertigt. Die Frescoausführung auf dem Schloß des Grafen Spee rührt von Plüddemann her. Eine andere Compoſition, welche dieſem Kreiſe angehört, exiſtirt nur als Zeichnung und zwar in zwei verſchiedenen Verſionen. Der Künſtler hat ſich in derſelben vorgeſetzt, den eigentlichen Blüthepunkt der Kreuzzüge darzuſtellen, indem er hierzu die Proceſſion durch Jeruſalem nach dem heiligen Grab wählte, welche das Kreuzheer nach der Eroberung jener Stadt unternahm. Es iſt eine Darſtellung voll von großem und heiligem Leben und von bedeutendem Umfange. Im Mittelpunkt ſehen wir Gottfried von Bouillon, den Sieger über die alte heilige Stadt. Ihm unmittelbar folgen Tancred und Raimund von Toulouſe in Begleitung eines jungen Mönches. In dieſen Geſtalten ſind die Hauptheiden jenes Kreuzzugs perſonificirt und zwar in ſtolzen charakteriſtiſchen Männern, welche nach dem wilden Getümmel des Kriegs, voll Demuth und Andacht den ergreifenden Moment erfaſſen. Rechts vor denſelben zieht in vollem Ornat die Geiſtlichkeit in ihren verſchiedenen hohen und niedrigen Repräſentanten. Man ſieht dort das reiche Gewand des Erzbiſchofs und die einfache Kutte des Kloſterbruders. Der Weihrauch entſteigt den heiligen Gefäßen und die Fahnen ragen in die Luft. Israel nimmt Beſitz von dem ihm ſtets angehörigen Eigenthum. Hinter den genannten Führern aber kommen in langem würdigen Zuge die Ritter und Reiſigen, mit deren Hülfe die Stadt erobert ward, junge und alte, friſche und verwelkte Männer, die den Sieg Gott geben. Dios lo volt. Das Terrain iſt ganz orientaliſch gehalten. Im Hintergrund erheben ſich die großartigen, aber theilweiſe zerſtörten Paläſte des Muſelmanns, dazwiſchen ragen die Kuppeln der Moſcheen. Eine Palme deutet auf das warme Klima des Landes. Im Vordergrund bemerkt man in

Trümmern und Leichen noch die heißen Kämpfe der vorigen Tage. Der Eindruck des Ganzen iſt hinreißend und erhaben. Dennoch glaube ich, daß Leſſing einen beſſern Moment gewählt hätte, wenn der Zug mit der Ruheſtätte des Heilands in Zuſammenhang gebracht wäre. Da dies nicht geſchehen iſt, ſo fällt gerade ein Hauptpunkt jener denkwürdigen Proceſſion weg.

Meinem Geſchmack nach iſt eine andere Zeichnung, die ebenfalls den Kreuzzügen angehört, noch genialer. Sie gibt zwar keinen beſtimmten geſchichtlichen Moment, ſondern behandelt nur ein Nebenereigniß, aber iſt ſo durch und durch poetiſch gedacht und wiedergegeben, daß ich keinen Anſtand nehme, ſie zu den vortrefflichſten Arbeiten des Künſtlers zu rechnen. Wir ſehen auf derſelben Kreuzfahrer in einer Oaſe der Wüſte. Das Terrain im Hintergrund zeigt hohe kahle Felſen im Wüſtenſand. Vorn rechts ſteht eine Palme, aber zerfahren, mit geknickten Blättern, ohne rechtes Leben. Längs derſelben fließt ein Bach, auf deſſen Uferſteinen auch nur ſpärliches Gras keimt. Aber im traurigen Bette fließt hier das belebende Element. Die kriegeriſchen Pilger des Abendlandes, verloren in dem troſtloſen Sande des Orients, verſchmachtend durch Dürre und Sonnenhitze, ſind an dieſem Orte angelangt. Eine Menge aus dem Zuge von jedem Alter iſt hinzugeſtürzt; die Einen trinken vornübergebeugt aus der Fluth, die Andern ſchöpfen die Gefäße voll, um ſie den Weiterſtehenden zu reichen. Ein Jagdhund hat ſich mitten in den Bach geſtellt und ſchlürft mit zäher Begierde. Hinter den Vordern reiht ſich ein unabſehbarer Zug; alle ſind erſchöpft, hinfällig, matt, aber aufathmend in der Hoffnung, den brennenden Durſt zu ſtillen. Auf hohen Roſſen ſitzen die Führer, umgeben von ihren getreuen Vaſallen. Ueberall ragen die Fähnlein empor. Links im Vordergrund ſehen wir auf edlen Pferden zwei Frauengeſtalten, denen man die gefüllten Schalen reicht. Dies Bild mit ſeiner klaren Verſtändlichkeit und ſeinem reichen Leben iſt ein neuer Beweis für das vorwiegend naturaliſtiſche Streben Leſſing's. Dieſen ächt menſchlichen Trieb der Lebenserhaltung hat er mit einer Poeſie ausgeſtattet, die meines Erachtens die ſeiner

hiſtoriſchen Darſtellungen aus derſelben Zeit bei weitem übertrifft. Die menſchliche Natur hat er hier mit einer Heiligkrit umkleidet, welche wir in Bildern, wo er die Andacht und Sehnſucht, dieſe ſupernaturaliſtiſchen Eigenſchaften, wiedergibt, vergebens ſuchen.

In Betreff Friedrich Barbaroſſa's habe ich noch eine ausgezeichnete Compoſition nachzuholen, welche die Demüthigung der Mailänder darſtellt. In der Mitte des Bildes ſitzt der Kaiſer, eine trotzige Männergeſtalt, deren Züge ſich vom Zorn zur Vergebung neigen, auf einem thronartigen Seſſel erhaben über den umſtehenden Gruppen. Das volle Herrſcherornat und der Scepter bezeichnen ſeine Würde. Der Ort ſeines Sitzes iſt mit Teppichen belegt. Rechts hinter ihm ſtehen Ritter und Mönche. Ueber denſelben erheben ſich die Zelte ſeines Kriegslagers mit Fahnen geſchmückt. Im Vordergrund links befinden ſich die Mailänder, theils auf den Knieen, theils ſtehend, alle mit Mienen, welche um Verzeihung bitten. In buntem Gemiſch trifft der Blick auf Greiſe, Männer und Jünglinge, von denen einzelne noch die Spuren des Kampfes in Binden und Wunden an ſich tragen. Die Vorderſten bringen auf einem Kiſſen die Schlüſſel der Stadt, welche im Hintergrund mit den weißen Marmorthürmen ihres Doms im Sonnenſchein liegt, was freilich ein kleiner, aber doch ſehr bezeichnender Anachronismus iſt. Wenn man die großartige, hiſtoriſch umfaſſende Compoſition, den tief charakteriſtiſchen Ausdruck der Perſonen und das Leben der Gruppen erwägt, ſo gehört dieſe Zeichnung zu den beſten geſchichtlichen Werken. Ich glaube, daß ſogar der ſtrenge, abſtracte Styliſt ſie nicht ohne die vollſte Befriedigung anſehen kann.

Aus dem Leben Friedrich's II. hat Leſſing ebenfalls eine Scene zur künſtleriſchen Bearbeitung gewählt. Dieſelbe ſtellt ſeinen Tod dar. In der Art und Weiſe wie ſie entſtanden iſt, herrſcht einige Confuſion. Anfänglich hatte der Künſtler nämlich den Tod des alten Barbaroſſa gezeichnet, aber er hatte ihm nicht die Todesart gegeben, welche ihm die Geſchichte gewöhnlich gibt und wie ſie ihm Plüddemann in dem ſchon beſprochenen Bilde gegeben hatte. Warum er ſich geſcheut hat, den Leichnam des

alten Helden noch waſſertriefend am Bache, in dem er ſein Ende fand, darzſtellen, weiß ich nicht. Kurz, der Held ſitzt erſt ſterbend auf einem Stuhle, gekleidet in lange Gewänder. Herzog Friedrich beugt ſich knieend und ſchmerzbewegt über ſeine Hand. Die Andern, welche ihn umgeben, ſind ein Biſchof, ein ſaraceniſcher Arzt und Kriegsleute. Auf den Rath Friedrich's von Uechtritz wurde der Herrſcher in ſeinen Nachfolger verwandelt, wobei Friedrich von Schwaben den jugendlichen Manfred und der Biſchof den Erzbiſchof von Palermo erſetzen mußte. In dieſer Geſtaltung kennt das Publikum die Compoſition aus dem Werke des Grafen Raczynski. Sie iſt zwar zart und ruhig, zeigt aber nicht die Eigenthümlichkeit des Künſtlers, wie ſie ſich in andern Darſtellungen offenbart.

Eine andere ausgezeichnete charakteriſtiſche Zeichnung greift in eine noch frühere Zeit. Sie ſpielt zwar auch nur zwiſchen den hiſtoriſchen Ereigniſſen, aber die Abenteuerlichkeit einer Waldſcene iſt darin ſo neu und blitzend dargeſtellt, daß ſie für mich einen beſondern Reiz beſitzt. Es iſt Heinrich IV. auf der Flucht von der Harzburg. Das Lieblingsſchloß des Kaiſers aus dem fränkiſchen Hauſe iſt von der Hand der kühnen Sachſen gefallen. Er ſelbſt mit ſeinen Getreuen mußte fliehen. So finden wir ihn auf unwegſamen Waldpfaden, zwiſchen uralten Fichten und noch älteren Granitblöcken. Im Augenpunkte des Bildes ſchreitet der Kaiſer dahin, ein wild und trotzig ausſehender, aber ſchmerzlich bewegter junger Mann. An ſeiner Seite wandert ein rüſtiger Mönch. Vor ihnen bahnt ein Lanzenknecht, welcher der Führer des Häufleins zu ſein ſcheint, den Weg. Hinter ihnen in den zerklüfteten Steinen folgen einzelne Krieger. Tiefer und höher im Walde erſcheint noch ein ganzer Zug; die einzelnen helfen einander, die Felſen herunter zu klettern, wobei die kühnſten und gewagteſten Stellungen vorkommen. Im Ganzen iſt das Bild einer wilden, unheimlichen Flucht, aber auch des grandioſeſten Waldlebens gegeben. Hier gilt es wiederum keine Haupt- und Staatsaction, hier gilt es kräftige menſchliche Regungen wiederzugeben, und hier iſt Leſſing wieder ſo recht an ſeinem Ort. Es blitzt keine Krone auf

dem geſalbten Haupte, kein Hermelin umkleidet die Schultern des Monarchen, er iſt dieſer öden Natur gegenüber ein ſimpler Menſch, der ſich wie jeder Andere einen harten und mühevollen Weg bahnen muß. Dieſe Gleichheit des Menſchen vor den Schlägen des Schickſals iſt dem Künſtler oft wunderbar im Bilde gelungen. Sie liegt ſchon im trauernden Königspaar, ſie wiederholt ſich in den Kreuzfahrern in der Wüſte, ſie ſpricht endlich aus dieſer Flucht Heinrich's IV.

Dies ſind im Ganzen die romantiſch-hiſtoriſchen Compoſitionen Leſſing's, ſoweit ſie mir bekannt wurden. Einer Schlacht des Herzogs Ernſt von Meißen gegen die Slaven, in welcher derſelbe fällt, will ich nicht beſonders gedenken, weil ſie ein Schlachtſtück bietet, das durch manche andre Arbeit von ſeiner Hand in dieſer Richtung übertroffen iſt. Aus allen dieſen Werken wird uns klar, daß ſie in keiner beſondern Tendenz geſchaffen ſind. Männerkraft, Heldenmuth, wilde Kühnheit, Trotz, Frömmigkeit, Angſt und Schrecken der unfügſamen Natur gegenüber, das ſind die leitenden Gedanken, welche ihnen innewohnen. Von eigentlichen hiſtoriſchen Conflicten iſt in allen keine Spur zu finden. Das allmälig tiefere Eindringen in die Geſchichte der Natur und Völker brachte aber allmälig den Künſtler dazu, auch die geiſtigen Kämpfe der Menſchen und ihrer Gedanken zum Vorwurf ſeiner Darſtellungen zu machen. Beſonders die Streitigkeiten zwiſchen Staat und Kirche, die ſchon im Mittelalter mächtige Anfänge erlebten, waren von dem entſchiedenſten Einfluß auf die Richtung ſeines Geiſtes und er hat dieſelben ſpäter ſowohl vom politiſchen wie vom pſychologiſchen Standpunkt vielfach behandelt. Die erſte Anregung haben ihm ohne Zweifel die raſenden Kämpfe der Huſſiten gegeben. Dieſer incarnirte Fanatismus zeigte ihm jene wilden Slaven in einem Lichte, das ſich ganz und gar für ſeine kühne, abenteuerliche Auffaſſung paßte. Hierdurch geleitet, ging er auch tiefer in die Zeiten zurück und griff nach den Streitigkeiten zwiſchen Heinrich V. und dem päpſtlichen Stuhl, in welchen die Politik eine große Rolle ſpielte. Pſychologiſch entwickelte er daſſelbe Problem in ſeinem Ezzelin. Alle Darſtellungen

Leſſing's auf dieſem Gebiete ſind von dem größten Intereſſe. Er iſt durch ſie zu einem Dichter der Freiheit geworden, ohne daß indeß im geringſten dieſe Tendenz in einer beſtimmten Abſicht vorleuchtet. Sein meiſterhafter Pinſel ſpricht hier überall der ungebändigten Geiſtesunabhängigkeit das Wort. Seine Bilder auf dieſem Gebiet werden durch alle Zeiten und Völker leben als Hymnen der Freiheit.

Es wird am beſten ſein, wenn ich auch hier chronologiſch den Perioden der Geſchichte folge, welche er darſtellt. So treten uns denn zunächſt zwei höchſt intereſſante Bilder aus dem Leben Heinrich's V. entgegen. Das erſtere derſelben iſt in kleinem Maßſtab ausgeführt worden und gehört zu den ausgezeichnetſten Arbeiten des Künſtlers. Es iſt die Gefangennehmung des Papſtes Paſchalis durch den genannten Kaiſer. Wir werden in einen alterthümlichen Saal geführt. Rechts ſitzt der Papſt mit allen Inſignien ſeiner Würde angethan auf einem Seſſel, in paſſiver Haltung. Ihn umgibt eine höchſt aufgeregte Gruppe von Würdeträgern der Kirche. Hinter ihm befinden ſich die Cardinäle, alte ehrwürdige Geſtalten, unbeugſame Vertreter der alleinſeligmachenden Kirche, mit dem Ausdruck des Märtyrthums, das ihnen bevorſteht. Keine jugendliche Schwärmerei iſt es, die ſie an den Oberhirten bindet; es ſind die ſichern Ueberzeugungen, die durch ein ganzes Leben mit ihnen verwachſen ſind. Die ſchönen faltigen Gewänder, die breitkrämpigen Hüte und die hohen Kreuzſtäbe kleiden die Gruppe vortrefflich. Vor dem Papſt hat ſich ein Biſchof niedergeworfen, der mit ſeinem Krummſtab und mit ſeinem Körper das Oberhaupt zu ſchützen ſucht. Links dagegen erſcheint der Kaiſer in erhabener Stellung mit kühnem, energiſchem Geſichtsausdruck, die rechte Hand auf Paſchalis gerichtet, als gebe er gerade den Befehl, ſeinen Gegner zu verhaften. Ihn umgebend erblickt das Auge eine Schaar von bewaffneten Rittern, die auf den Kirchenfürſten einſtürmt. Dies Bild iſt in Vertheilung der Gruppen, ſowie in Kraft und Fülle des Ausdrucks vollkommen. Das zweite ſtellt einen weniger bedeutenden Gegenſtand aus dem Leben Heinrich's dar, deſſen Wahrhaftigkeit ſogar

von den Geſchichtſchreibern bezweifelt wird. Wir finden ihn mit einer Schaar von Rittern vor den Pforten eines thüringiſchen Kloſters. Der Zug ſprengt, von einem Gewitter bedroht, das ſchwarz über den fernen Hügeln heraufzieht, auf ſchnaubenden Roſſen heran. Aber am Thor tritt ihm, umgeben von ſeinen Mönchen, der Abt entgegen und verwehrt dem Unheiligen, den der Bann der Kirche traf, den Eingang. Einer der Reiter iſt im Begriff einzuhauen, der Kaiſer hält ſein Roß an und gemahnt mit abwehrender Handbewegung zum Frieden. Was aber hilft ihm das? Wer der Gemeinſchaft der Kirche baar iſt, der muß Wind und Wetter tragen. Die Gegenſätze ſind entſchieden und gleich verſtändlich ausgeſprochen. Aus der Beſchreibung der genannten Bilder werden Sie erſehen, daß der Künſtler ſich auf dem politiſchen Boden befindet und, wie ich ſchon bemerkt, die Gegenſätze zwiſchen Staat und Kirche mit ihren Streitigkeiten darſtellt.

Rein pſychologiſch tritt dagegen daſſelbe Princip im Ezzelin im Kerker auf. Ich hätte das Bild auch bei Gelegenheit der Darſtellungen aus der Zeit der Hohenſtaufen nennen können, denn der Held deſſelben gehört zu den kühnen Kriegsführern Friedrich's II., indem er als Tyrann von Padua die Intereſſen der Ghibellinen vertrat. Der Idee nach zählt es aber hierher. Der wilde, ſtarre Charakter Ezzelin's, der in ſeltener Verbindung die Freiſinnigkeit mit der Tyrannei vereinigte, der freie Lebensformen anſtrebte, dieſelben aber mit Gewalt einführte, der in der Schlacht ein Tiger und im Glauben ein Heide war, mußte die Aufmerkſamkeit Leſſing's, den die bizarre Kraft und der tollkühne Muth ſtets angezogen hat, in hohem Grade erregen. Eine Chronik jener Zeit erzählt: „Im Kerker ſaß er wie eine Nachteule, um welche ſich, wenn ſie einmal bei Tage erſcheint, die kleinen Vögel verſammeln.“ So hat ihn der Künſtler dargeſtellt. Verwildert an Haar und Bart, bleich von Antlitz, mit furchtbar rollenden Augen, die Stirne von einer Binde umgeben, die an alte Wunden gemahnt, umkleidet von langen, weiten Gewändern, aus denen nur der Schenkel eines Helden hervorſteht, ſitzt er da. Die Vögel aber, die ihn umfliegen, ſind zwei Mönche, welche den

greiſen Sünder bekehren wollen. In dem Aeltern, einem Franziskaner, prägt ſich die fanatiſche Strenge der Kirche, in dem Jüngern, einem Kamaldulenſer, ihre Milde aus. Der Letztere will bekehren und ſcheut keine Zurückweiſung; der Erſtere ſieht die Starrheit und will ihn den ewigen Flammen überlaſſen. Das kalte Dogma und die treue Menſchlichkeit ſind in dieſen Geſtalten trefflich bezeichnet. Was liegt aber dem alten Heiden daran? Er ſchweigt voll Verachtung, Zorn und Haß, daß er ſeine Ketten nicht brechen kann.

Iſt hier der Fanatismus des Unglaubens kräftig, prägnant, ergreifend geſchildert, ſo iſt in den Huſſitenbildern der Fanatismus des Glaubens nicht minder genial erfaßt. Dieſe brauſende Bewegung des jetzt ſtillen Böhmens ſcheint den Künſtler am tiefſten und gewaltigſten gepackt zu haben. In der That iſt dieſe Vorläuferin der Reformation auch eine der intereſſanteſten Erhebungen, welche die Welt geſehen hat. Nirgendwo in der Geſchichte findet ſich dieſer düſtere, rothe Grimm wieder, nirgendwo erſcheinen grauſere Thaten und ſchärfere Perſönlichkeiten. Nur in einem ſo abgeſchloſſenen Gebirgslande, konnten Männer und Meinungen geboren werden, die ſo jäh und furchtbar in den Lauf der Jahrhunderte flammten. Die neuere Zeit hat dieſe merkwürdige Tragödie übrigens gehörig zu würdigen gewußt. George Sand, Nikolaus Lenau und Alfred Meißner haben in meiſterhaften Werken die Aſche von den alten Trümmern geworfen und uns Blicke in verbrannte Vulkane thun laſſen, vor denen wir ſtaunen und zittern. Soviel ich indeß weiß, iſt Leſſing allen vorangegangen. Hat ihn ſeine Jugend, die er zwiſchen Slaven zubrachte, hauptſächlich dazu getrieben? Möglich genug. Das iſt aber gewiß, daß ſeine Bilder ſo trefflich ſind wie die Schilderungen jener Dichter.

Seine Huſſitenpredigt bildet den Eingang in dieſer Cyklus. Sie iſt gleichſam die erſte Scene, welche uns aber trefflich in die Mitte der Dinge führt. Im Augenpunkt des Bildes ſteht der Prediger funkelnden Auges, wehenden Haares, ſprühender Lippe, mit der einen Hand weit in die Luft greifend, mit der andern

den Kelch, das Symbol des ganzen Aufſtandes, haltend. Um ihn eine wilde, fanatiſche Schaar. Hier gilt nicht mehr das kalt reflectirte Dogma, hier gilt das lebendig gewordene wüthende Wort. Die Frömmigkeit iſt hier dämoniſch geworden. Liegt auch die Ruhe auf einzelnen Geſtalten, es iſt jene Ruhe, die zu den äußerſten Schritten drängt, kalt, feſt und ſicher, um den Idealen der Herzen Wahrheit zu verſchaffen. Davon zeugt ſchon das im Hintergrund liegende brennende Kloſter. Der inbrünſtige Greis, der ritterliche Jüngling, der Alte mit dem Dreſchflegel, der dämoniſch ausſehende Geſell im Vordergrund und alle andern Figuren liefern in ihrem Aeußern den Beweis von einem unverrückbaren feſten Willen, der die Anerkennung des Kelches unter allen Umſtänden heiſcht. Das Bild macht einen wunderbaren Eindruck. Ich möchte ihn als einen ſolchen bezeichnen, den eine hinreißende, berauſchende Hymne ausübt. Es klingt einem daraus entgegen wie der Choral: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, oder wie die Marſeillaiſe, wenn ſie in der heißeſten Begeiſterung und von den vollſten Inſtrumenten begleitet ertönen.

Zwei Zeichnungen des Künſtlers geben uns ebenfalls Scenen aus den Huſſitenkriegen. Sie enthalten wie das eben beſprochene Gemälde keine hiſtoriſchen Perſönlichkeiten. Die erſtere derſelben iſt mir nicht zu Geſicht gekommen. Sie behandelt die Scene, wo ein Haufe Ziska's das Prager Rathhaus ſtürmt, aus welchem ein Stein auf die unten hinziehende Proceſſion der Kelchner geworfen wurde, und fünf Magiſtratsperſonen aus den Fenſtern auf die in der Straße harrende Menge ſtürzt. Die andere, welche ſich noch in den Mappen des Künſtlers befindet, ſtellt einen Sturm der Oeſterreicher auf den weißen Berg dar. Wir ſehen uns vor eine Feſtung verſetzt, welche die Natur aus Granitblöcken gebaut und welcher die menſchliche Kunſt nur nachgeholfen hat. Die geharniſchten Ritter des Kaiſers ſind links herangerückt und werden auf das Kühnſte empfangen. Männer und Weiber bekämpfen ſie. Die leichten Slaven ſtürzen die eiſernen Männer kopfüber die Mauer hinunter. Huſſitiſche Mädchen führen Beile, Schwerter und Morgenſterne. Rechts ſtürmen

böhmiſche Krieger heran. Auch hier iſt derſelbe ſieghafte Fanatismus. Im Hintergrund erheben ſich über den Befeſtigungen Thürme und Wohnungen.

Die andern Darſtellungen aus den böhmiſchen Bewegungen knüpfen ſich an die Geſtalt des Johannes Huß und ſind die größten und umfangreichſten Bilder Leſſing's. Jedenfalls gehören ſie aber auch zu den intereſſanteſten, weil ſie vor den meiſten andern dadurch ausgezeichnet ſind das ſie in ſich geſchloſſene Dramen vor den Augen des Beſchauers aufrollen. Das erſte derſelben, welches Huß im Verhör zu Koſtnitz darſtellt, iſt auch unter dem Namen Huß vor dem Concile bekannt geworden. Dieſe Bezeichnung iſt indeß falſch, indem der Künſtler nur ein Vorverhör des böhmiſchen Reformators, der im Dominikanerkloſter gefangen ſaß, darzuſtellen die Abſicht hatte, wie denn auch die geringe Anzahl der Anweſenden, in einer ziemlich beſchränkten Halle, nur auf eine vorläufige Verhandlung der Rechtgläubigen mit dem Ketzer deutet. Die Prälaten ſitzen in einer doppelten Reihe, am Ende derſelben ſteht Huß, hinter ihnen ſieht man die niedrigen Diener der Kirche in buntem Gemiſch. In den Cardinälen und Biſchöfen iſt die Stufenleiter der kirchlichen Anſchauungen auf eine wunderbare Weiſe wiedergegeben. Der feine Dialektiker, der ſichere Dogmatiker, der üppige Praſſer, der verdorrte Gelehrte, der blutige Fanatiker, der ſorgloſe Indifferentiſt, der gepeinigte Zweifler, der fromme Gläubige und blödſinnige Idiot, ſie Alle ſind treffend, ſcharf und unverkennbar in den verſchiedenen Geſtalten charakteriſirt. Hier ſteht die erhabene Religiöſität neben der lächerlichen. Hier findet man den Glauben, der felſenfeſt den Aeußerungen des Böhmen gegenüber tritt. Hier findet man den Zweifel, der vor ſeiner Kühnheit erſchrickt. Und wie trefflich ſind ſogar die Nationalitäten bezeichnet. Wie anders iſt die Bildung des Romanen und des Germanen! Vor Allen aber erregt der kühne Reformator das Intereſſe des Zuſchauers. Seine bleichen, abgemagerten Züge ſprechen von dem endloſen Leid der Ueberzeugung, zu welchem ihn raſtloſe Studien und eine Individualität gedrängt haben, in welcher der Zweifel von der Gläubigkeit

ſiegreich niedergekämpft wurde. Ein dichteriſches Feuer glüht um dies Antlitz, deſſen Stirn und Wange wie im Fieber brennt und deſſen Auge begeiſtert leuchtet. Sie ſehen, daß der Künſtler in dieſem Bilde eine pſychologiſche Aufgabe gelöſt hat. Wir haben es hier mit keiner Handlung zu thun, welche in die Augen tritt. Der Proceß, der vor unſere Blicke geführt wird, iſt ein ſeeliſcher. Welche unendliche Aufgabe iſt es aber für einen Maler, die inneren Vorgänge des Geiſtes ſo gelungen in der äußern Erſcheinung wiederzugeben, daß dem Zuſchauer doch gleich die Löſung der Tragödie klar wird. Vor unſern Augen findet nur eine Disputation ſtatt, aber alle dieſe Mienen verkünden uns deutlich, daß in den Seelen der Richter der verurtheilende Spruch ſchon fertig liegt. Man mag hier immerhin den abſtracten Satz aufſtellen, daß die bildende Kunſt ſtets Handlungen darſtellen ſoll, die pſychologiſche Handlung iſt ſo vollendet wiedergegeben, daß ſie ihrem Meiſter einen ewigen Ruhm ſichert. Kein anderer Künſtler unſerer Zeit hat jemals eine ähnliche Kraft der Individualiſirung an den Tag gelegt.

Das folgende Bild Leſſing's behandelt den Gang des Johannes Huß nach dem Scheiterhaufen und iſt in noch größerem Umfange angelegt. Ohne Zweifel iſt der Grundgedanke für die bildliche Darſtellung viel geeigneter als bei dem vorigen Bilde. Es enthält den letzten Act in der Entwickelung einer großartigen Tragödie. Der böhmiſche Reformator iſt an der Stelle angelangt, wo ſein Leben ſich ſchließen ſoll. Sein Blut wird dahin fließen, um hundert Märtyrern, die nach ihm kommen, daß Beiſpiel und den Muth des Heldentodes zu geben. Die Compoſition iſt ſehr umfaſſend und geſtaltenreich. Obwohl ich glaube, daß Leſſing in andern genialer und glücklicher geweſen iſt, ſo gehört ſie doch zu den ſchönſten der Schule. Wir befinden uns in offener, freier Gegend, in der Ferne ragen die Thürme von Konſtanz hervor, darüber erheben ſich die ewigen Häupter der weißen Alpen. Links im Mittelgrund ſteht der Scheiterhaufen, der in einem Pfahle mit darum gehäuftem Stroh und Reiſig beſteht. Drei dunkelroth gekleidete verwilderte Geſellen, die Scharfrichter,

harren mit brennenden Fackeln und aufgewundenen Stricken des Opfers. So ſicher iſt der Habicht der Taube. Von der Anhöhe herunter bis links in den Vordergrund ſtehen Soldaten und Volk mit dem verſchiedenſten Ausdruck. Den Einen treibt die Neugier, den Andern das Mitleid, der Dritte iſt ganz indifferent. Ganz im Vordergrund kniet eine weibliche Figur und betet. Unmittelbar an dieſelbe reihen ſich die treuen Böhmen, die ihrem Lehrer gefolgt ſind, voll Zorn und Haß, als prophezeiten ſie die ſpäteren Huſſitenkriege. Rechts auf hohen Pferden haben ſich Herzog Ludwig von Bayern und ein Prälat aufgepflanzt. Zwiſchen denſelben erblickt man fanatiſche Prieſter und Mönche, die mit wilder Begier des entſcheidenden Augenblicks harren, weil ſie der ſchwache Gedanke leitet, daß mit dem Leben dieſes Mannes die Bewegung ſchwinden müſſe. Ueber den Häuptern dieſer Gruppe wird ein wüſter, wilder Zug von rohen Kriegsknechten ſichtbar, die mit dem Ausdruck der ſcheußlichſten Beſtialität den Märtyrer vor ſich hergetrieben haben. Man kann keine verworfenere, thieriſchere Gemeinheit ſehen, als dieſe herzloſen Burſche, von denen die Vorderſten eben im Begriff ſind, Huß die Ketzermütze aufzuſetzen. Dieſer aber hat im Mittelpunkt des Gemäldes ſich voll Inbrunſt auf die Kniee geworfen, um ein letztes Gebet zum Himmel zu ſenden. Mit ſeinem ganzen Weſen ſteht er ſchon über der menſchlichen Kurzſichtigkeit erhaben, für die er wohl nur noch ſeine berühmten Worte hat: Sancta simplicitas!

In ſeinem letzten hiſtoriſchen Bilde hat der Künſtler einen Schritt weiter in die Geſchichte gethan und an die Reformation angeknüpft. Die neueſte Arbeit ſeiner Hand iſt nämlich Martin Luther, der die päpſtliche Bulle verbrennt. Die Scene ſpielt vor Wittenberg, deſſen Thürme man im Hintergrunde ſieht. Auf der Landſchaft liegt ein trüber ſchneeiger Wintertag, aber durch die grauen Wolken bricht doch der blaue Himmel, um die verſammelte Gruppe zu beleuchten. In der Mitte derſelben ſehen wir die derbe kräftige Geſtalt des Wittenberger Mönches, der mit zum Himmel erhobenen begeiſterten Augen die pergamentene Rolle dem Feuer übergibt, das aus einem Haufen von Folianten und Büchern

hervorbricht. Unterdeß ſtehen ſeine Freunde und Anhänger, unter denen wir Melanchthon, Forſter, Bernhardi, Bugenhagen und Andere gewahren, in der Runde. Im weitern Kreiſe ſchaut die Jugend, welche durch Studenten und junge Ordensgeiſtliche vertreten wird, mit frohem Muthe zu, während auf der andern Seite auch die Gegner, die an der alten Satzung feſthalten wollen, und die Indifferenten und Schauluſtigen nicht fehlen. Auch bei dieſem Werke iſt die Individualiſirung die hervorſtechendſte Seite, was das Pſychologiſche angeht, ſo iſt die Aufgabe vollkommen gelöſt. Dagegen wünſchte ich der Compoſition mehr begeiſterten Schwung. Eine Handlung, die ſo mächtig in alle Zeiten und Völker packt, muß ſo großartig wie möglich gegriffen werden, mögen die Chroniſten ihren Hergang noch ſo einfach vortragen.

Es möchte hier noch am Orte ſein, einige Aufklärung über den religiöſen Standpunkt Leſſing's zu geben, zumal da ihn in dieſer Beziehung mancherlei Anfeindungen getroffen haben. Diejenigen, welche Gelegenheit hatten, vorzugsweiſe ſeine Landſchaften mit den katholiſchen Staffagen zu ſehen, könnten ihn leicht für einen rechtgläubigen Propagandiſten, Diejenigen, welchen ſeine Huſſitenbilder zu Geſicht kamen, ihn für einen proteſtantiſchen Puritaner halten. Beide Vorwürfe ſind ihm auch gemacht worden. Sie haben ihn ſogar zu Zeiten ſehr verſtimmt. Es iſt indeß weder an das Eine noch an das Andere entfernt zu denken. Er hat Niemanden etwas zu Gefallen und Niemanden etwas zu Leid thun wollen. Er hat ſeine Stoffe ſtets unbefangen gewählt. Seine romantiſchen Neigungen waren die Urſache der Kreuze, Klöſter und Kirchen, ſeine hiſtoriſchen Studien veranlaßten ihn, den verſunkenen Klerus vergangener Zeiten in ſeiner ganzen Nacktheit und Verdorbenheit hinzuſtellen. Führte ihn dort die Poeſie, ſo führt ihn hier die Wahrheit. So ſind denn alle, theilweiſe ſehr hämiſchen Angriffe auf den Künſtler unbegründet. Er ſteht hier wie überall auf einem rein menſchlichen Standpunkt. In ihm wiederholt ſich gleichſam die Natur ſeines großen Großonkels. War bei dieſem auch der Verſtand vorwiegend vor der Poeſie, ſo wird doch auch bei dem Großneffen ſtets die vorwiegende Poeſie

von dem Verſtande geregelt. Der eigentliche Cultus ſeines Herzens beſteht wohl in jenem allgemein humaniſtiſchen Deismus, welcher auch Nathan den Weiſen auszeichnet.

Soll ich noch von der Zeichnung und von der Farbe des Künſtlers reden? Wer ſeine Bilder geſehen hat, für den iſt ein Lob überflüſſig. Da ich mir aber bei Leſſing gerade das Ziel einer möglichſt gründlichen Beſprechung vorgeſetzt habe, ſo kann ich dieſen Punkt nicht ganz übergehen. Auch hier offenbart ſich dieſelbe Individualität, welche uns aus ſeinen Compoſitionen entgegentritt. Strenge, Kraft, Friſche und Männlichkeit ſprechen überall aus den Linien und Farben. Er führt nie die Kohle oder den Stift, ohne ſich die genaueſte Rechenſchaft zu geben, mag er lebendige oder lebloſe Natur darſtellen. Seine Zeichnung gewinnt dadurch eine energiſche Entſchiedenheit und eine ſeltene Klarheit und Verſtändlichkeit. Sein Colorit iſt in demſelben Charakter gehalten. Es verbindet die Kraft mit der Fülle und beweiſt, daß der Meiſter, der hier ſchafft, die Dinge mit einer friſchen Männlichkeit auffaßt. Beſonders aber zeichnet es ſich dadurch aus, daß ihm keine ältere Muſter zum Vorbild dienen, denn er erinnert weder in der Landſchaft noch in den geſchichtlichen Darſtellungen an einen Maler der vergangenen Zeit. Leſſing hat ſich ſeine Farbe ſelbſt erfunden. Der poetiſche Reiz, der in der materiellen Ausführung ſeiner Bilder liegt, läßt ſich nicht wiedergeben. Wie die Beſchreibung nicht im Stande iſt, den Charakter einer Melodie, eines Styles, einer Diction gehörig auseinander zu ſetzen, ſo iſt es ihr auch unmöglich, dichteriſchen Schwung, der ſich in bildlicher Darſtellung offenbart, zu bekunden.

Das ſind die Reſultate der Meiſterjahre eines halben Künſtlerlebens. Leſſing iſt nicht viel über vierzig Jahre alt; die Hälfte dieſer Zeit gehört der Kunſt. Wie gewiſſenhaft und treu er ſie vollbracht hat, dafür mögen dieſe Blätter zeugen. In einer zahlloſen Reihe der herrlichſten Kunſtwerke beweiſt er eine unverſiegbare Dichterkraft, eine raſtloſe Gediegenheit des Studiums, einen unendlichen Ernſt des Schaffens, der an jedem Tag auf's Neue

darlegt, wie heilig er die Kunst hält. Seine Erscheinung ist um so größer, als sie nur durch sich und in sich groß geworden ist. Düsseldorf ist bis jetzt der alleinige Ort seines Wirkens. Man hat es ihm vielfach verdacht, daß er keine größeren Bildungsreisen unternahm, daß er Italien und Frankreich nicht besuchte, daß er sogar nicht einmal die bedeutendsten deutschen Gallerien sah. Ich kann in diesen Tadel nicht einstimmen. Es ist genugsam darauf hingewiesen worden, daß Lessing's ganze Anschauungsweise ihren Grund in der Natur hat. Vorbilder würden ihn in der ersten Jugend vielleicht verwirrt haben, wie es bei manchen begabten Künstlern der Fall war, die jenseits der Alpen zu Nachahmern wurden; später waren sie ihm nicht mehr nöthig. Es fehlt ihm sogar der Drang, sich nach dem Nächsten umzusehen; er kennt kaum die Bilder seiner Freunde und ist nicht selten in Verlegenheit, wenn sie ihn um Rath fragen. Dafür steht er desto fester und sicherer seinen eigenen Werken gegenüber. Hier quillt Alles organisch und harmonisch aus einem Geiste, der stets weiß, was er will. Und hat er nicht durch Lehre, sondern durch Beispiel den weitesten Einfluß auf die Schule gehabt? Jedem Schüler, der sich der Kunst ergibt, sollte man ihn in seinem Streben und Leben als Muster hinstellen, denn auf jedem seiner künstlerischen Schritte beweist er eine tüchtige, in sich geschlossene, durch nichts beirrte Männlichkeit.

XII.

Emanuel Leutze.

Im Jahre 1841 kamen mehrere Maler aus Nordamerika, vom weitverbreiteten Ruf der hiesigen Schule angezogen, nach Düsseldorf. Lessing's außergewöhnliche Werke bestimmten sie, ihre Studien auf der rheinischen Malerschule zu beginnen. Unter ihnen befand sich Emanuel Leutze, ein geborener Würtemberger, geb. 24. Mai 1816 zu Schwäbisch-Gmünd, der aber schon

als Knabe von ſeinen Eltern nach Philadelphia geführt wurde und dort eine Erziehung erhielt, wie ſie die kräftige Republik mit ihrem friſchen, aufblühenden Leben allen ihren Söhnen zu geben pflegt. So war er mehr Amerikaner als Deutſcher. Die junge Colonie, die nach dem Urlande aller Welt-Cultur zurückkehrte, um ſich für ihren künftigen Lebenspfad zu bilden, ſtellte ſich unter den beſonderen Schutz Leſſing's, der ihr treuer und guter Lehrer wurde. Zurückgezogen in ſtille Einſamkeit,, begannen die Söhne der neuen Welt ein friſches, arbeitſames Leben. Die Genoſſen Leutze's, Mac Lury und Schwartz, haben ſich nicht beſonders ausgezeichnet; ihrem Leiter war es dagegen vorbehalten, als Maler profaner Geſchichte den erſten Platz neben Leſſing einzunehmen.

Was dem jungen Künſtler auf dieſen Wegen ohne Zweifel vorzugsweiſe zu Gute kam, das war ſeine erſte Erziehung in einem freien Lande. Wir brauchen gar nicht weit zu gehen, um zu ſehen, welche günſtige Einflüſſe die Oeffentlichkeit in politiſchen Dingen auch auf die Kunſt ausübt. In Frankreich und Belgien iſt ſie gerade dadurch am meiſten national geworden, während ſie ſich in Deutſchland nur zu leicht in leere Abſtractionen verliert, ſobald ſie den hiſtoriſchen Boden betritt. Der Troſt, daß wir ein philoſophiſches Volk ſind, kann am Ende wenig fruchten; wir wollen zufrieden ſein, wenn wir mit der Zeit noch ein politiſches Volk werden, was unſeren Dramen und unſerer hiſtoriſchen Kunſt über lang oder kurz zu Gute kommen könnte. Die glücklichſte Stellung aber hat in dieſer Beziehung der Amerikaner. Seine Geſchichte iſt kurz und glänzend. Er kennt alle bedeutenden Perſönlichkeiten des Landes ſo zu ſagen von Angeſicht zu Angeſicht, und wenn dies nicht der Fall iſt, ſo haben ihm doch Eltern oder Großeltern von ihnen erzählt. So iſt ſeine Vergangenheit faſt ſeine Gegenwart. Die Folge davon muß offenbar eine friſche, lebendige Auffaſſung ſein, die ihre Wirkungen auch auf die Zeiten, welche über die jüngſte Erfahrung hinaus gehen, in klarer Weiſe äußert. Wir finden die Wahrheit dieſes Satzes ebenfalls in der Literatur durch Erſchei-

nungen wie Waſhington Irving und Charles Sealsfield beſtätigt: bei ihnen geſtaltet ſich Alles zur unmittelbarſten Friſche. Unſer Künſtler aber hat dieſelben Eigenſchaften.

Für Leutze war noch ein anderes Moment von der größten Bedeutung. Zwiſchen ſeinem Düſſeldorfer Aufenthalt machte er eine große Reiſe, um auch München und Italien kennen zu lernen. Auf dieſe Weiſe hat er die Kunſt aus allen Jahrhunderten auf ſich einwirken laſſen und dadurch ſeine Erfahrungen und Anſichten geläutert und erweitert; und hier gehört er nicht etwa zu denen, welche durch Anſchauungen älterer Werke ihre Eigenthümlichkeit verloren haben. Er iſt ſtets feſt und ſicher den einmal eingeſchlagenen Weg gegangen. Hat ihn auf der einen Seite ſein glückliches Naturell geſchützt, ſo hat ihn doch auf der anderen Seite auch ſeine freie Erziehung vor aller Nachahmung bewahrt, denn das iſt gerade das Glück der einmal genoſſenen Freiheit, daß ſie den Menſchen auch unter großen Einflüſſen frei erhält. Wie der Nordamerikaner ſich nicht leicht vor den europäiſchen hohen Autoritäten beugt und einſchüchtern läßt, ſo tritt auch der frei erzogene Geiſt nicht leicht in die Fußſtapfen eines vorangegangenen, noch ſo großen Talentes. Der Künſtler hat mir ſelbſt geſtanden, daß er ſich auf den Trümmern eines ſonſt ſo großen und jetzt ſo tief geſunkenen Landes, wie Italien, nicht wohl gefühlt habe. Dieſes Geſtändniß iſt aber identiſch mit der ſtillſchweigenden Anſicht, daß jede ſpätere Zeit auch in der Kunſt andere Bahnen zu wandeln hat, als eine vergangene Epoche. Wer will einen Strom heißen, rückwärts zu gehen! Niemals fließt derſelbe Tropfen Waſſer zweimal zwiſchen denſelben Ufern dahin. Und ſo iſt Leutze auch von ſeinen längeren Ausflügen ſtets als derſelbe zurückgekehrt, ein friſcher, jugendlicher Meiſter, der für die große Zukunft ſchafft und wirkt.

Das erſte Bild, welches Leutze in Düſſeldorf malte, war Columbus vor dem hohen Rathe zu Salamanca, nach der Darſtellung des Waſhington Irving. Bekanntlich verſammelte ſich dort im Collegienſaale des Kloſters zum heiligen Stephan eine Menge von geiſtlichen Gelehrten, um die neue Theorie des Co-

lumbus zu unterſuchen. Unter ihnen befanden ſich Profeſſoren der Aſtronomie, der Geographie, der Mathematik und anderer Wiſſenſchaften, neben Würdenträgern der Kirche und gelehrten Mönchen. Der Künſtler zeigt uns dieſe würdige Verſammlung in einem alterthümlichen, myſtiſch beleuchteten Raume, deſſen Anblick uns gleich mit dem Gedanken vertraut macht, daß hier ein Wohnort der Gelehrſamkeit vor uns liegt. Um einen großen, mit Büchern und Inſtrumenten bedeckten Tiſch ſehen wir in verſchiedenen Gruppen, hier ſitzend, dort ſtehend, die Männer vereinigt, welche den großen Entdecker der neuen Welt einer knabenhaften Prüfung unterwerfen wollen. In den vielfachen Perſönlichkeiten hat Leutze eine Fülle von individualiſirendem Talente an den Tag gelegt. Man erblickt hier die eingebildete, trockene Wiſſenſchaftlichkeit, den gelehrten Hochmuth, die dialektiſche Zweifelſucht, die ſtumpfe Bornirtheit, dann aber auch die aufrichtige Theilnahme, den friſchen Geiſt der Fortbildung, die Freude der freien Forſchung an den Sätzen des einfachen Seemannes. Die Vertreter des Alten ſind aber bei Weitem vorwiegend. Gegen ſie bildet die einfache, edle Geſtalt des Columbus mit ſeinem poetiſchen Ausdruck der Ueberzeugungstreue, einen wunderbaren Contraſt. Der Künſtler ſtellt es außer allem Zweifel, auf welcher Seite das Recht iſt. Man ſucht es vergebens in der Reihe jener dogmatiſch geſchulten, dürren Scholaſtiker, man findet es ſogleich in dem natürlichen, kräftigen Seehelden, dem die Natur ihre ewigen Wahrheiten zugeflüſtert hat. Dieſes Gemälde machte ein ungewöhnliches Aufſehen in Düſſeldorf, man ſtaunte über das reiche Talent eines Neulings, man ſtellte ſchon nach dieſer Probe den Maler in die erſte Reihe.

Leutze wurde darauf veranlaßt, in den Ateliers des alten Schloſſes zu arbeiten. Man wollte ihn mit einer ſo herrlichen Begabung gern unter den Schülern der Akademie beſitzen. Er begann nunmehr ein zweites Bild aus dem Leben des Entdeckers. Daſſelbe ſtellte die Scene vor, wie er mit zwei Gefährten nach ſeiner Rückkunft aus der neuen Welt kettenbeladen am Hafen ſteht. Die Compoſition war auch hier vollkommen gelungen in

Gruppirung und Charakteriſtik. Aber der akademiſche Schulzwang ſchien keinen guten Einfluß auf den Geiſt des Künſtlers auszuüben. Die ſpaniſchen Stiefel der Methode ſagten einer Kraft, die in freier Entwickelung gediehen war, nicht zu. Er quälte ſich lange Zeit hin und her, machte Verſuche der verſchiedenſten Art, änderte, um zu verbeſſern, und verdarb am Ende das Werk in einer Weiſe, daß man an einen Vergleich mit dem erſten Gemälde nicht denken durfte, wodurch er natürlich in üble Laune gerieth. Beſſer gelangen ihm nachher zwei Bilder aus der engliſchen Geſchichte. Das eine derſelben ſtellte Sir Walter Raleigh dar, wie er Abſchied von ſeiner Frau nimmt, das andere Oliver Cromwell und ſeine Tochter auf dem Sterbebette, welche, da ſie königlich geſinnt war, ihrem Vater vor dem Ende flucht. Das erſtere Bild zeigt uns das ſchöne, ſchlanke Ehepaar in einer anmuthigen Stellung und iſt auch durch den ausgezeichneten Kupferſtich des Amerikaners Charles Burt rühmlich bekannt geworden. Das zweite iſt ebenfalls ſehr lebendig und intereſſant durch die ſchlagenden Gegenſätze. In der Ausführung zeigte ſich indeß, daß Leutze einigermaßen ſchwankend geworden war.

Um ſich dieſer Stimmung zu entreißen und ſich nach vielfachen Zweifeln zu kräftigen, beſchloß er eine größere Reiſe, welche ihm ſchon bei ſeiner Ankunft in Europa vorgeſchwebt hatte. Zunächſt machte er einen längeren Aufenthalt in München. Neben ſeinen Studien zwiſchen den großen Werken, welche jene Stadt von den Künſtlern der neueren Zeit beſitzt, malte er dort ein neues Bild aus dem Leben des Columbus. Daſſelbe ſtellt den genialen Seemann dar, wie ihm von Ferdinand die Ketten abgenommen werden. Da ich das Gemälde aus eigener Anſchauung nicht kenne, ſo muß ich es unbeſprochen laſſen. Aus der baierſchen Hauptſtadt ſetzte er ſeinen Wanderſtab nach Italien, um auch die Kunſt einer glänzenden Vergangenheit aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Bei einem längeren Aufenthalte in Rom malte er die Landung der Normannen in Amerika. Der Carton zu dieſem Werke iſt mir bekannt geworden und gehört, meines Erachtens, zu den beſten Leiſtungen des Künſtlers. Ein

verhältnißmäßig kleines Fahrzeug hat die kühnen Helden jenes kräftigen Volksſtammes über den weiten Ocean getragen und iſt an einem ſchönen, üppigen Strande gelandet. Stolze, blühende, blonde Männer mit hohen Adlerhelmen ſteigen an das Ufer, eine Mädchengeſtalt auf ihren Schultern tragend, und jauchzen der unbekannten Küſte entgegen, deren Bäume ſie beſchatten und deren Trauben ihnen zulachen. Ein eigenthümlicher poetiſcher Reiz liegt über dieſer Scene, wo ein kräftiges Geſchlecht und ein kräftiges Land ſich die erſten Grüße bieten.

Geſtärkt und ungeirrt kehrte Leutze nach längerer Abweſenheit in unſere Stadt zurück. Mit einer deutſchen Frau gründete er ſich einen deutſchen Heerd und lebt ſeit jener Zeit mit unverdroſſener Thätigkeit der Kunſt. Das Reſultat ſeiner Erfahrungen in fremden Ländern und unter anderen Einflüſſen iſt ein durchaus glückliches geweſen. Er ſteht nunmehr feſt und ſicher in ſich, einzig und allein ſeiner Individualität vertrauend, ſo wie ein Baum, der in geſundem Boden ſtarke Wurzeln geſchlagen hat und mit ſeiner Krone unbekümmert bei Regen oder Sonnenſchein in die Lüfte ragt. Iſt im Beginne ſeines deutſchen Aufenthaltes das große Vorbild Leſſing nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, ſo hat er ſich doch gegenwärtig von aller äußeren Einwirkung befreit. Dagegen hat ſein Beiſpiel vortheilhaft auf andere junge Naturen gewirkt. Die Bilder, welche er in der Folge malte, gehören der engliſchen, ſpaniſchen und amerikaniſchen Geſchichte an, und zwar alle der neuen Periode. Seinen reellen Geiſt ſpricht das Mittelalter nicht mehr an. Wir haben das ſchon aus den früheren Darſtellungen geſehen, und auch die letzten werden es uns zeigen. Er wählt ſich ſtets Ereigniſſe, deren treibende Gedanken auch noch in unſere Tage herüberwirken.

Vorzugsweiſe hat ihn die britiſche Geſchichte gefeſſelt. England iſt eigentlich das Mutterland der nordamerikaniſchen Republik. Hat die Tochter ſich auch von der Mutter losgeriſſen und in die Gewänder einer anderen Staatsform gekleidet, ſo ſind doch noch manche Anknüpfungsfäden vorhanden. Hieher gehören vorzugsweiſe die Sprache und die Lebensweiſe. In dieſen aber iſt

unſer Künſtler aufgewachſen, er kann und mag ſich ihren Einflüſſen nicht entziehen, und dieſe Umſtände haben ihn auch ohne Zweifel in die engliſche Geſchichte geleitet. Zunächſt ſind es hier die religiöſen Spaltungen, welche den Künſtler intereſſiren. Wie Leſſing ſich vorzugsweiſe in den Kämpfen der Huſſiten gefällt, ſo bewegte ſich Leutze lange Zeit in den fanatiſchen Streitigkeiten der Puritaner. Sein erſtes Bild auf dieſem Felde ſtellte den ſchottiſchen Prediger Knox dar, wie er der Maria Stuart mit hoch in die Luft gehaltener Bibel und leidenſchaftlichem Geſichtsausdruck eine Strafpredigt hält. Das Bild war in ziemlich großen Verhältniſſen gemalt, gehörte aber nicht zu ſeinen glücklichen Arbeiten. Unendlich viel beſſer waren die engliſchen Bilderſtürmer. Der Künſtler läßt uns hier in das Innere einer katholiſchen Kirche ſehen. Die Weiber und Prieſter waren zu einer heiligen Handlung verſammelt, wahrſcheinlich um für das Wohl der alten Kirche gegen die zelotiſchen Eingriffe ihrer Feinde zu beten. Aber was half das Flehen der Frauen? Die raſenden Puritaner ſind hereingedrungen in das unentweihte Heiligthum, das den getreuen Verehrern der römiſchen Kirche den letzten Zufluchtsort bot. In wildem Eifer erheben ſie Axt und Schwert gegen die Altäre, Kirchengeräthe und Bilder, welche der reinſte, edelſte Kunſtſinn geſchaffen hat. Das zierliche Bildwerk fällt unter den Schlägen der Mordinſtrumente, die Statuen werden niedergeriſſen, die Gemälde zerſtückt, Mißhandlung trifft die Prieſter, den edeln Frauen predigt ein roher Krieger das nackte Wort der Bibel. Wir ſehen überall die lebendigſten Gruppen, die energiſchſten Bewegungen, die intereſſanteſten Köpfe.

Ein anderes kleines Bild führt uns ebenfalls in die wüſten Zeiten des unglücklichen Karl I. Eine junge Dame, welche dem Cultus der alten Religion treu geblieben iſt, hat ſich in einem Gemache, deſſen Bauart an eine Capelle erinnert, einen kleinen Altar errichtet, auf welchem das Bild der heiligen Jungfrau thront. Sie war eben damit beſchäftigt, dort ihre Andacht zu verrichten, als zur Unzeit der Vater, welcher der puritaniſchen Lehre ergeben iſt, nach Hauſe kommt, die Betende überraſcht und

in einem Anfalle der heftigſten Wuth über die abergläubiſche Tochter, ihr ſtilles Heiligthum mit der Fauſt zertrümmern will, während das erſchrockene Mädchen vor Angſt rücklings zuſammen bricht. Auch hier iſt ein ſeltenes Leben in Ausdruck und Bewegung entwickelt. Endlich ſah ich noch eine ſehr hübſche Skizze des Künſtlers, welche in derſelben Zeit ſpielt. Man ſieht darauf einen Kahn, von hohen Wellen geſchaukelt, mit einer Gruppe flüchtiger Katholiken. Am fernen Strande ſtehen die Verfolger und ſchießen nach den hülfloſen Vertriebenen.

Tragen dieſe Werke vorzugsweiſe das Gepräge einer düſteren, unheilvollen Zeit, ſo hat doch Leutze auch Bilder geliefert, welche ſich durch eine ſeltene Anmuth und Heiterkeit auszeichnen. Die Scenen, welche hierher gehören, ſpielen im engliſchen Hofleben, und man muß geſtehen, der Künſtler weiß ſich ſo geübt in dieſen eleganten Regionen zu bewegen, als habe er ſelbſt im Glanze der Throne gelebt. Ganz vortrefflich muß das Bild genannt werden, auf welchem Heinrich VIII. der Anna Boleyn jenen verhängnißvollen Kuß gibt, der ihn von ſeiner Frau ſcheidet und ihn ſpäter von Rom trennt. Die Scene iſt Shakeſpeare entnommen. Wir befinden uns auf dem herrlichen Schloſſe Hamptoncourt des Cardinals Wolſey. Die alte Halle iſt im reichſten gothiſchen Geſchmacke mit dem ausgeſuchteſten Täfelwerk ausgeſchmückt. Der Abend dämmert durch die Fenſter, und die Fackeln leuchten im Saale. Rechts ſtehen Geiſtliche und Hofleute von der feinſten Charakteriſtik. Links davon bewegt ſich ein Zug heran. Er beginnt mit der ſchwarzgekleideten, düſter blickenden Königin, Katharina von Aragonien, deren Schleppe zwei Pagen tragen. Ihr Ausdruck ſagt uns hinlänglich, daß ſie das Herz ihres Gatten verloren hat. In der Mitte der Leinwand wandelt der König, ein kräftiger, ſchöner Mann mit ſinnlichem Ausdrucke, an ſeiner Seite das blühendſte, lieblichſte Geſchöpf, ſeine ſpätere Gattin, die ihr Haupt in ſüßer Scheu niederſenkt. Dieſes liebende Paar hat ganz ſeiner Umgebung vergeſſen. Es lebt wie in einer goldenen Wolke. An ſie ſchließt ſich ein reicher Zug von Rittern und Frauen. Aber es iſt bei Weitem nicht Alles Glück in die-

ſem üppigen Kreiſe. Tändelt hier die leichte Liebe, ſo ruht doch auf vielen anderen Geſtalten ein trüber, ſtarrer Ernſt, der das Unheil der künftigen Tage ahnen läßt.

In demſelben Sinne iſt eine Scene vom Hofe der Königin Eliſabeth von Leutze bearbeitet. Das Bild gewährt einen Anblick in die reiche Umgebung der ſtolzen Herrſcherin, welche ſich in vollem Zuge durch einen Garten bewegt, der durch die ſtolzen Gebäude von Windſor im Hintergrunde begränzt wird und anmuthige Anlagen, Baumgruppen und Statuen, mit dem Blicke auf einen Fluß zeigt. Wir erblicken die Königin in der Mitte des Bildes an der Seite des Grafen Leiceſter; ſie muß eben über eine feuchte Stelle ſchreiten, da kniet ein ſchöner junger Mann vor ihr nieder und breitet dem eleganten Fuße ſeinen reichen Mantel unter. Es iſt Sir Walter Raleigh, ein ſpäterer Günſtling. Unter dem Gefolge erblicken wir auch die edeln Häupter eines Shakeſpeare, eines Bacon und des Grafen Burleigh, des Staatskanzlers, nebſt vielen anderen anmuthigen ritterlichen Geſtalten und zarten Frauen, neben denen im Vordergrunde noch manche Neugierige ſichtbar werden. So macht das Gemälde einen durchaus friſchen und anmuthigen Eindruck, der noch mehr durch den zierlichen umgebenden Park erhöht wird.

Unter den Bildern, welche der ſpaniſchen Geſchichte angehören, finden wir eines, welches der bekannten Geſchichte von Prescot entnommen iſt. Unter Ferdinand und Iſabella wurden nämlich die Juden auf eine empörende Weiſe verfolgt. Um dieſen Scheußlichkeiten zu entgehen und den Thron einigermaßen zu verſöhnen, begab ſich eine Geſandtſchaft des ſchwer gedrückten iſraelitiſchen Stammes zu dem königlichen Paare und bot ihm eine namhafte Summe. Die gewaltigen Herrſcher nahmen das freiwillig gegebene Geſchenk mit großer Zuvorkommenheit, als plötzlich der General der Inquiſition, der Dominikaner Torquemado, in das Gemach ſtürzte und dem Könige und der Königin ein Crucifix vorhielt, indem er ausrief: „Ihr verrathet, wie Judas, den Herrn um Silberlinge!“ Erſchreckt von dieſer Ueberraſchung lehnten ſie das reiche Geſchenk ab, und die Folge war, daß die

Juden des Landes verwieſen wurden. Dieſen hiſtoriſch ſehr intereſſanten Moment hat ſich der Künſtler zur Darſtellung erwählt. Ob indeß eine Thatſache, deren innerer Kern in kurz geſprochenen Worten beſteht, auf allgemein verſtändliche Weiſe wiederzugeben iſt, möchte zu bezweifeln ſein. Das aber iſt gewiß, daß die Contraſte außerordentlich lebendig und ergreifend dargeſtellt ſind. Das faſt zerſchlagene Herrſcherpaar auf der linken, die ruhigen, ernſten Geſichter der Kinder Iſraels auf der rechten Seite, der mahnende Mönch mit ſeiner gewaltſamen Bewegung in der Mitte und die theilnahmloſen Schranzen- und Wächtergeſichter im Hintergrunde ſind äußerſt lebendig charakteriſirt.

Ein anderes Bild aus derſelben Periode führt uns wieder in die Geſchichte des Entdeckers von Amerika. Es iſt der Empfang des Columbus nach ſeiner Rückkehr am ſpaniſchen Hofe. Wir ſehen darin ein Gemälde, das vielleicht dem Vorwurfe nicht entgehen wird, daß es zu ſehr an einen Paradeaufzug mahne, das aber durch die höchſt lebendige Individualiſirung der dargeſtellten Perſönlichkeiten, wie durch die glänzende Ausführung, die Aufmerkſamkeit in jeder Weiſe in Anſpruch nimmt. Man kann in der That die angeborene Größe des Genius nicht edler ausgedrückt ſehen, als in der Perſon des Entdeckers der neuen Welt, und nicht bezeichnender die weit dahinter zurückbleibende äußere Pracht des Beſitzers eines Reiches, in welchem die Sonne nie unterging, in der Perſon dieſes nichts weniger als großen Ferdinand. Die holdſelige Königin, die üppigen Hofleute, die ſtattliche Geiſtlichkeit, die dem Helden folgenden, mit goldenen Geſchenken beladenen Indianer, wie das jauchzende und gierige Volk, das Alles ordnet ſich in den ſchönſten Gruppen durch die reich ausgeſchmückte Halle und iſt mit gleicher Fertigkeit und Eleganz behandelt.

Das darauf folgende Bild behandelt die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez. Die Erſtürmung des letzten Tempels der Indianer bildet den Gegenſtand. Sowohl der gewählte Moment, wie die umfangreiche Compoſition machen die Darſtellung zu einer der bedeutendſten, die der Künſtler bis jetzt geliefert

hat. Wir ſtehen vor einem ſeltſam geordneten Bau, welcher den Tempel des Gottes Fitzli Putzli, wie man ihn bei uns zu nennen pflegt, vorſtellen ſoll. Die Architektur iſt in jenem Style gehalten, wie ſie uns in den Zeichnungen nach den erſt neuerdings wieder aufgefundenen alten amerikaniſchen Baudenkmalen entgegentritt. Rieſengroßen Stufen vergleichbar, erheben ſich im Quadrat gelagerte Würfel, die nach Oben immer mehr abnehmen. Auf dem Gipfel erblicken wir den Fuß vom Bilde des Gottes, ſein Haupt ragt über den Umfang des Gemäldes hinaus und iſt nicht ſichtbar. Zur Seite ſieht man Rauchſäulen, die aus einer Art von Opferſchaalen ſtill in die Lüfte ſteigen. Auf dieſen ſtufenartigen Galerien und am Fuße des Denkmales iſt der letzte Kampf zwiſchen den Spaniern und den Mexikanern entbrannt. Hier ſtreiten die kühnen dunkeln Genoſſen des Ferdinand Cortez in ihren phantaſtiſchen maleriſchen Kleidern, gegen die hohen ſchlanken und nackten Söhne der heißen Zone. Es ſind Gruppen von der kühnſten Erfindung und den leidenſchaftlichſten Stellungen. In den Häuptlingen des wilden Volkes zeigt ſich der Kampf der letzten Verzweiflung, in den Spaniern eine ungebändigte Eroberungsluſt. Im mittleren Vordergrunde erblickt das Auge nur Handgemenge. Links verſucht ein Mönch an einem ſterbenden Indianer eine Bekehrung. Rechts auf einer Stufe erblickt man einen Prieſter der Mexikaner, welcher ein Kind opfert, um dadurch die Rettung des Volkes von ſeinem Gotte zu erzwingen. Dieſe Contraſte eines unverſöhnlichen und blutigen Cultus, ſind ſehr bezeichnend für die Scene. Auf den höheren Stufen ſehen wir flüchtige Weiber mit ihren Kindern, die in wildem Schmerz aufſchreien. Aber ſo nahe ſie dem Götterbilde ſind, es erfolgt doch keine Erlöſung. Im Gegentheil, auch die Spanier haben die Höhe erklommen und befeſtigen an einer Ecke des Gebäudes eine weithin wallende Siegesfahne. Die linke Seite geſtattet einen Blick in die brennende Stadt und weiterhin auf die reiche Landſchaft, die in der Ferne durch blaue Gebirge begränzt wird. Die Beleuchtung hat etwas tief Düſteres und Melancholiſches. Die oberen Partieen glühen im rothen Abendſtrahle faſt unheimlich

blütig, die unteren liegen mehr im Schatten. Es überkommt einen gleich der Gedanke, daß hier einem Volke, dem selbst sein Gott nicht helfen kann, der letzte trostlose Todesstoß gegeben wird. Aber man sieht doch im Ganzen zu viel Gemetzel und zu wenig Versöhnung. Vielleicht hätte der Moment nach dem Kampfe, eine bessere Scene abgegeben, als dieses mörderische Gefecht, in welchem nicht einmal die heiligen Symbole des merikanischen Gottesdienstes, die uns freilich auch zu fern liegen, das Mitgefühl erregen. Auch in Betreff der Perspective enthielt das Bild einige Nachlässigkeiten.

Das letzte Werk des Künstlers, welches der Geschichte der nordamerikanischen Republik entnommen ist, zeichnet sich vor allen seinen früheren Arbeiten aus. Es trägt den Titel: Washington's Uebergang über den Delaware. Dieser große Feldherr und Staatsmann der jungen Republik, vollbrachte nämlich im Jahre 1776 eine seiner glänzendsten Waffenthaten. Nachdem sein Heer in den letzten Feldzügen bedeutende Verluste gegen die kriegsgewohnten Engländer erlitten und eine große Niedergeschlagenheit der Amerikaner sich bemächtigt hatte, ging er in der Christnacht heimlicher Weise über den eisbedeckten Delaware, um den Feind, der sich vor dem geschwächten Gegner in völliger Sicherheit wähnte und in lustigem Gelage den Festtag verbracht hatte, zu überfallen. Das kühne Unternehmen wurde von dem vollständigsten Erfolge gekrönt und neunhundert Hessen, jene unglückseligen, aus unserem Vaterlande schmählich verkauften Soldaten, gefangen genommen. Aus dieser Begebenheit hat Leutze den Stoff zu seinem lebensgroßen, umfangreichen Gemälde geschöpft. Wir werden in höchst lebhafter Weise in die Scene versetzt, in welcher der kühne geniale Mann mit seiner Armee über den Strom setzt. Im Osten graut der Morgen, es ist halb Dämmerung, halb unbestimmtes, nebeliges Tageslicht; der Morgenstern schaut durch die zerrissenen Wolken, indeß unten der Fluß große Eisschollen auf seinen Wogen wälzt, deren Knistern und Brechen dem Zuschauer fast in's Ohr zu dringen scheint. Den Augenpunkt des Gemäldes bildet ein großer Kahn, dessen Lenker sich mit Mühe den Weg durch die hemmenden Schollen bahnen. In seiner Mitte steht der mächtige Held des

nordamerikaniſchen Freiheitskrieges, mit jener männlichen Haltung und jener willensſtarken, zuverſichtlichen Miene, welche nur die wahre Vaterlandsliebe zu geben vermag. Adjutanten, Offiziere, Krieger, denen die entſchiedenſten Charaktere eigen ſind, befinden ſich in ſeiner Nähe. Gleich hinter ihm ſteht der Bannerträger. Der Wind ſpielt in der zuſammengehaltenen Fahne, in deren blähenden Falten wir gleichſam das Streben ſehen, ſich zu entwickeln. Auf allen Geſichtern und in allen Bewegungen ſteht der Todesmuth geſchrieben, der vor keiner Gefahr und vor keinem Schrecken zurückbebt. Selbſt die Schiffer ſind keine gewöhnlichen Arbeiter, ſie ſind Patrioten. In den Phyſiognomieen erblickt man jene Kraft, Friſche, Entſchloſſenheit, wie ein Volk ſie fühlt, das mit Natur und Welt in ewigen Kämpfen um ſeine Exiſtenz begriffen iſt. Vor allen Anderen aber iſt Waſhington mächtig und erhaben in ſeiner ganzen Erſcheinung, welcher der Künſtler zugleich die größtmögliche Portraitähnlichkeit gegeben hat. In Betreff der Gruppirung iſt das Werk ohne allen Tadel, dabei iſt der Vortrag keck, friſch und lebendig. Mag hier immerhin der Moment vor der That gewählt ſein, mag man immerhin Zeichnenfehler in der Darſtellung finden, das Gemälde gehört zu den beſten Arbeiten der Gegenwart.

Sie ſehen aus der Verſchiedenartigkeit der Momente, welche dieſen Bildern zum Grunde liegen, daß Leutze nicht an dem Fehler der Einſeitigkeit leidet. Er erfaßt Situationen aller Art und ſucht einer jeden ein individuelles Gepräge zu geben. Dieſes gelingt ſeiner ſeltenen Lebendigkeit faſt immer; er iſt meiſtens neu und wird deshalb nie langweilig. Seine Gruppen ſtehen durch intereſſante Beziehungen in einem friſchen Zuſammenhange, ſein Reichthum an Charakteren iſt der Art, daß wir niemals dieſelben Geſichter antreffen. Aus allen dieſen Umſtänden ergibt ſich eine außerordentlich fruchtbare und ſtets neu ſchaffende Phantaſie. Auch die meiſten ſeiner Stoffe laſſen, was die Wahl betrifft, nichts zu wünſchen übrig, indem er wichtige und intereſſante Momente der Geſchichte zu ſeinen Bildern wählt und dabei gewöhnlich den rechten Augenblick, wo die Handlung auf ihrem

Gipfel steht, heraus zu finden weiß. Nur wenige verdienen den Vorwurf, daß ihr Inhalt zu anekdotisch ist. Aber auch diese weiß er so interessant heraus zu putzen, daß man ihm eine Nachlässigkeit wegen der übrigen guten Eigenschaften nachsieht. Treue und genaue Studien in Betreff der Costumes und der Portraits geben überdies seinen Werken meistens eine culturgeschichtliche Bedeutung.

Sehr zu bedauern ist es, daß der Künstler meistens nur kleinere Maßstäbe für seine Bilder nimmt. Wie trefflich würden sich manche derselben in Lebensgröße machen! Indeß hier ist nicht ihm, sondern dem heutigen Mäcenatenthume vorzuwerfen, daß es seinen Beutel nicht gern für umfangreiche Gemälde öffnet. In der technischen Ausführung thut Leutze es übrigens fast allen seinen Düsseldorfer Collegen zuvor. Er concipirt, entwirft und vollendet mit einer wahrhaft rapiden Schnelligkeit. Außer den genannten Bildern hat er nämlich noch eine bedeutende Anzahl sehr geistreicher Zeichnungen entworfen, die sich theilweise an die Geschichte anlehnen und theilweise als Illustrationen nordamerikanischer Werke dienen. Eben so hat er viele Portraits angefertigt, von welchen manche trefflich gelungen genannt werden müssen. Da er sie indeß selbst als Nebenarbeiten ansieht, so will auch ich nicht näher darauf eingehen. Bei dieser großen Fruchtbarkeit liegt es nahe, daß die Zeichnung nicht so correct sein kann, wie man es wohl wünschen darf. Die übergroße Lebendigkeit des Künstlers verführt ihn mitunter zu einer Leichtigkeit, die er bei seinem großen Talente leicht vermeiden könnte. Ganz ausgezeichnet ist dagegen seine Farbengebung. Hier wagt er freilich auch zuweilen allzu kecke Lichteffecte. Durchgängig aber zeigen seine Arbeiten ein rundes, saftiges, lebensfrisches Colorit, das ganz aus den mitunter scharfen und grauen Farben der Düsseldorfer Schule herausgeht und an die trefflichen Arbeiten der französischen und niederländischen Künstler erinnert. Bei diesen Erfolgen und bei dem schönen Talente geht Leutze gewiß noch einer hoffnungsreichen Zukunft entgegen.

XIII.

Die übrigen Hiſtorienmaler.

Die Künſtler, welche ich Ihnen nunmehr vorführe, gehören ihrem Weſen nach in dieſelbe Reihe, indem ſie, vom Naturalismus ausgehend, die Geſchichte behandeln. Auch ſie ſtreben vorzugsweiſe eine treue, tüchtige Individualiſirung an, aber ihr Talent zeigt nicht jene Leichtigkeit und Vielſeitigkeit, welche die vorher beſprochenen Maler an den Tag legen. Was ihnen indeſſen an Reichhaltigkeit abgeht, das ſuchen ſie durch eine ernſte Gewiſſenhaftigkeit zu erſetzen. Fehlt ihnen auf der einen Seite der Schwung einer begeiſterten Phantaſie, ſo zeigen ſie doch auf der anderen einen unverdroſſenen Fleiß. Dadurch gewinnen ihre Bilder nicht ſelten ein etwas philologiſches Anſehen. Die Grammatik der Phyſiognomieen und Coſtume iſt mitunter zu weit getrieben. Aber was thut das? Die Eigenſchaften ihrer Werke ſind trotz alledem ſo ehrenwerth, daß man den Urhebern Achtung zollen muß. Man denkt bei ihnen an die Parabel von den guten Arbeitern, welche mit ihrem Pfunde gewuchert haben und die uns deshalb viel lieber ſind, als die faulen Knechte, denen ein größeres Talent zu Theil wurde, die es aber verſäumten, damit zu ſchaffen und zu wirken.

Paul Kiederich, geb. 1810 zu Köln, gebührt hier die erſte Stelle, da er nicht allein einer der gewiſſenhafteſten, ſondern auch der älteſten Zöglinge der Schule iſt. Im Verhältniſſe zu ſeiner langen akademiſchen Laufbahn hat er indeß wenige größere Arbeiten geliefert. Eines ſeiner älteſten Werke iſt Karl V. im Kloſter von St. Juſt; vielleicht iſt es auch ſein vorzüglichſtes. In ſeiner kurzen und klaren Gedrängtheit erinnert es an die ſchöne Ballade Platen's:

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag.

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieſer Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere ſich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun ſich bückt,
Hat kaiſerlicher Hermelin geſchmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

Der lebensmüde Kaiſer ſitzt auf einem prächtigen rothſammtnen Seſſel, deſſen Schnitzwerk den doppelten Reichsadler darſtellt. Das aber iſt das Einzige, was an die alte Pracht erinnert. Die Geſtalt iſt gebrochen, das bleiche, aber ſcharf charakteriſirte und intereſſante habsburgiſche Antlitz iſt dem Sterben nahe. An den Wänden umher hangen ſeine Uhren, als ſollten ſie ihm bald die Todesſtunde hämmern. Ein anderes, in größeren Dimenſionen angelegtes Bild, ſtellt den ſterbenden Maltheſer-Großmeiſter Lavalette dar, wie er die Johanniter zur Erhaltung des Ruhmes und des innern Friedens im Orden ermahnt. Auch in dieſem Bilde hat ſich der Künſtler vorzugsweiſe die Aufgabe geſtellt, feine Charakteriſtiken zu liefern, was ihm in der lebensmüden kranken Figur der Hauptperſon und in den umſtehenden Würdenträgern, vortrefflich gelungen iſt. Zu bedauern iſt es aber, daß ſo viele Mühe an dieſen Gegenſtand verſchwendet wurde, der, weil er nur der Specialgeſchichte angehört, unmöglich ein umfaſſendes Intereſſe erregen kann. Ein ſpäteres Werk des Künſtlers behandelt den Vergiftungsverſuch Friedrich's II., des Hohenſtaufen, durch ſeinen Kanzler Peter de Vineis, welcher einen Arzt zu dieſer böſen That veranlaßt hatte. Die ganze Darſtellung verdient das beſte Lob, nicht ſowohl wegen ſeiner leidenſchaftlichen Lebendigkeit, als wegen trefflicher Charakteriſirung. Der Kaiſer hat ſich entrüſtet, voll Zorn im Antlitz und Wuth in den Augen, erhoben. Weniger kräftig iſt die Haltung ſeines Körpers, der ſchon in den Feſſeln des Alters liegt; die Hand iſt ausgeſtreckt, das Auge ruht mit wildem Vorwurf auf dem Kanzler. Sein Sohn ſucht ihn zu beſänftigen und zu unterſtützen, er kümmert ſich mehr um den kranken Vater, als um den Verbrecher. Der Arzt, welcher niederkniet, um den giftigen Becher, der am Boden liegt, auf-

zuheben, wird von den Häſchern ergriffen. Endlich ſchließt ſich hieran noch ein kleines Bild, welches nach Shakeſpeare gemacht iſt und die Königin Margarethe darſtellt, die ſich über das Haupt Suffolk's beugt und weint. In früheren Jahren hat der Künſtler auch manche intereſſante Zeichnungen geliefert, die in der Idee ſehr phantaſtiſch waren. Hier iſt beſonders eine namhaft zu machen, auf welcher der Künſtler ſich ſelbſt als Leiche dargeſtellt hatte, während ſeine Freunde und Bekannten um ihn trauern. In einer anderen hatte er ſich die Aufgabe geſtellt, ein Gefangenhaus mit Verbrechern der verſchiedenſten Art wiederzugeben. Die meiſten dieſer Gegenſtände beweiſen die Vorliebe zu pikanter Individualiſirung und ſcharfer Charakteriſtik.

In ſpäterer Zeit, als bei Kiederich der lebhafte Compoſitionstrieb nachließ, verband ſich die pſychologiſche Tendenz mit einer hiſtoriſch-antiquariſchen, oder ſie ging vielmehr darein über. So viel mir bekannt iſt, hat er ſeit längeren Jahren wenige Zeichnungen von Belang entworfen. Dagegen ſind ihm manche hiſtoriſche Portraitbilder vortrefflich gelungen. Ich nenne hier vorzugsweiſe den Kaiſer Heinrich V., welchen er für den Römer in Frankfurt malte. In derſelben Manier verfertigte er die lebensgroßen Portraits von Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen, den Herzogen von Burgund, ſo wie von Maximilian und Karl V., den deutſchen Kaiſern, für den belgiſchen Herzog Croy. Dieſe Darſtellungen gründen ſich weniger auf eine fruchtbare Phantaſie, als auf eine wahrhaft geſchichtliche Auffaſſung. Der Künſtler hat es ſich dabei angelegen ſein laſſen, alle Quellen tüchtig zu ſtudiren. Die Geſichtszüge ſind alten Portraits entnommen und die Coſtume durchaus wahr. In dieſen Arbeiten zeigt ſich eine höchſt lobenswerthe Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit. Ich glaube, daß außer Leſſing, kein hieſiger Maler dieſe antiquariſchen Kenntniſſe mit ihm theilte.

Aus dieſer geringen Anzahl von Werken könnte man den Schluß ziehen, der Künſtler habe ſeine nicht mehr junge Laufbahn nicht beſonders erſprießlich benutzt. Dies iſt aber nicht der Fall, da er ſich meiſtens mit Portraitmalerei beſchäftigte. Auch

auf dieſem Felde hat er, wenn auch keine genialen, doch ſehr tüchtige Bilder geliefert, die weniger den Effect, als vielmehr einen würdigen Ernſt und eine entſchiedene Charakteriſtik anſtreben. Die Ausführung entſpricht in allen Darſtellungen dem nachdenkenden und gebildeten Weſen des Künſtlers. Seine Zeichnung iſt richtig und ſcharf, ſein Colorit gehalten und ernſt. Mit dieſen Eigenſchaften iſt er natürlich kein Künſtler der erſten Reihe, aber er iſt eine jener achtungswerthen und tüchtigen Erſcheinungen, denen wir allerwärts ſo gern begegnen, ſei es im Leben, ſei es in irgend einer Beſchäftigung, weil wir bei ihnen alsbald die Ueberzeugung ſchöpfen, daß ihr Streben die Wahrheit und ihr Ziel die Gediegenheit iſt. Kiederich iſt am 4. April 1850 in Düſſeldorf an der Schwindſucht geſtorben.

Eine ähnliche Natur finden wir in Wilhelm Volkhardt, geboren am 23. Juni 1815 zu Herdecke an der Ruhr, wieder. Jedenfalls iſt er Kiederich an Productivität überlegen, auch ſind ſeine Compoſitionen in Betreff der Linien und Gruppirungen reicher und voller. Im Streben nach Individualiſirung geht er den gleichen Weg mit jenem, bleibt aber hinter ihm zurück. Dagegen übertrifft er ihn wieder in Betreff der Farbengebung, wobei ihm zweifelsohne friſchere und lebendigere Mittel zu Gebote ſtehen. Beide aber haben einen gewiſſen Mangel an Schwung mit einander gemein, der ihnen in ſo fern im Wege ſteht, als er ſie von dem erſten Platze, den ſie übrigens mit allen Mitteln zu erreichen ſuchen, ausſchließt. Volkhardt hat ſich überdies noch dadurch geſchadet, daß er zu ſehr von einer Richtung in die andere ſchwankte. Wir ſehen ihn nämlich bald auf dem Felde der bibliſchen Erzählungen, bald in den Gärten der Romantik, bald in der profanen Geſchichte. Aber kaum iſt er auf einem Wege, der ihn zum Ziele zu führen ſcheint, ſo ſchlägt er wieder einen anderen ein. Ich kann das nicht Vielſeitigkeit nennen, im Gegentheil, es kommt mir vor wie Unruhe. Was er auf dieſe Weiſe in der Breite gewinnt, das verliert er an intenſiver Vollendung, zu welcher er gewiß viel eher gelangen würde, wenn er längere Zeit dieſelben Gegenſtände behandelte.

Sein erſtes Bild, Chriſtus, der gute Hirt, will ich übergehen, weil der Künſtler ſelbſt wenig Werth auf dieſe Arbeit legen wird, und weil er die ganze Richtung verlaſſen hat, um ſich mit romantiſchen Gegenſtänden zu beſchäftigen. Auf dieſem Gebiete iſt Karl Sohn, auf den ich erſt ſpäter zu ſprechen komme, nicht ohne Einfluß auf ihn geweſen. Die üppige, friſche Sinnlichkeit, welche er hier darzuſtellen verſucht, iſt ihm indeß nicht gelungen, wie ſeinem vortrefflichen Vorbilde. Die Producte dieſer Zeit ſind Frithiof und Ingeborg, Erminia, die den verwundeten Tankred verbindet, die Jungfrau vom Drachenfels und Fauſt und Wagener's Spaziergang. Auch noch vor einigen Jahren lieferte er ein Bild in dieſem Sinne, nämlich Leonardo und Blandine nach Bürger's Ballade. Es war die Scene, wo der Vater die Liebenden überraſcht. Die Stellungen der Compoſition ſind zu abſichtlich und theatraliſch; dagegen verdient das Machwerk alles Lob, beſonders auch iſt der Kampf zwiſchen Fackellicht und der dämmernden Landſchaft nicht ohne Kunſtfertigkeit hingeſtellt. Im Ganzen möchten indeß dieſe Gegenſtände nicht beſonders geeignet für den Künſtler ſein. Um hier wahrhaft ergreifend zu wirken, bedarf es einer ungemein friſchen und poetiſchen Begabung, einer beſonders originellen Linienführung und einer ſinnlichen, üppigen Farbengebung. Wo iſt aber hier der romantiſche Duft? Ueberdies ſind die gewählten Gegenſtände an und für ſich wenig intereſſant, es iſt ſogar eine gewiſſe Literatur-Kenntniß nöthig, um ſie zu verſtehen. Dieſe aber hat nicht Jeder, und man darf auch mit Recht an den bildenden Künſtler die Forderung ſtellen, daß ſein Werk dramatiſches Leben genug beſitze, um ohne Erklärung verſtanden zu werden.

Viel glücklicher iſt Volkhardt auf hiſtoriſchem Grund und Boden geweſen, denn hier hat er einige Bilder geliefert, die zu den beſſeren der Düſſeldorfer Schule gerechnet werden müſſen. Seine Ermordung des Sängers Rizzio zu den Füßen der Maria Stuart, darf jedenfalls ein gutes Bild genannt werden. Es behandelt jene Scene aus dem Leben der unglücklichen ſchottiſchen Königin auf eine durchaus verſtändliche und dabei lebendige Weiſe,

wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß der Effect etwas theatraliſch und die Coſtume etwas geſucht ſind. Hieran ſchließt ſich die erzwungene Kronentſagung der Fürſtin auf dem Schloſſe des Lochleven. Am bedeutendſten iſt der Todesgang der Maria Stuart. Wir ſehen uns in alte Bogengänge verſetzt. In der Mitte des Bildes ſteht die Königin in dunklem Gewande, den Blick martyrgleich zum Himmel erhoben, mit ihrer rechten Hand ein Kreuz an die Bruſt preſſend. Vor ihr liegt ein alter Mann auf den Knieen, hinter ihr ſteht eine alte Frau, welche ſie unterſtützt. Weiterhin öffnet ſich rechts eine Halle, in der man Bewaffnete mit Hellebarden erblickt. Die tief und ſchmerzlich bewegten Schotten ſtehen am Wege, den ſie paſſiren muß, um die geliebte Herrſcherin zum letzten Male zu ſehen. Rechts aber öffnet ſich ein grauſer Anblick. Wir ſehen dort in eine andere Abtheilung des Gebäudes, einige Stufen erhöht liegt ein kleines düſteres Gemach. Die Hofdame an der Seite der Königin ſchreit laut auf, als ſie hinein ſchaut, denn dort erblickt man den Scharfrichter mit gewaltigen Beilen am Schaffot. Der Sherif und der proteſtantiſche Dechant von Peterborough, deſſen geiſtlichen Zuſpruch die Königin verweigerte, harren am Eingange der verhängnißvollen Zelle, in welcher das edle Haupt vom ſchlanken Halſe fallen ſoll. Der Ausdruck dieſer ernſten Tragödie iſt durchaus klar und dabei ernſt und würdig gehalten. Zeichnung und Farbe entſpricht dem trüben Charakter der Scene. Bei dieſen Eigenſchaften des Bildes iſt es zu bedauern, daß der Künſtler ſich nicht auf derſelben Höhe gehalten hat. In einem ſpäteren Gemälde, dem Tode des Admirals Coligny, finden wir die frühere Liebe und Gewiſſenhaftigkeit der Behandlung nicht wieder.

Nach dieſen Bildern malte Volkhardt eine groſſe Reihe von Portraits und begab ſich dann nach Italien, um ſeine Studien im eigentlichen Mutterlande der Malerei fortzuſetzen. Seit er von dort zurück iſt, hat er eine Darſtellung aus der Geſchichte der Maccabäer, Matathias den heidniſchen Altar zu Modin umſtürzend, ausgeſtellt, in welcher ſich gute Einflüſſe von ſeiner Reiſe her geltend machten. Das Bild zeigt eine größere Lebendigkeit in

der Compoſition, als wir ſie bei ihm gewohnt ſind, und die Farbengebung erinnert an eine wohlverſtandene Benutzung der friſchen, lebensvollen Darſtellungen des genialen Paul Veroneſe. Spätere Bilder, der Beſuch Karl's IX. und Katharinen's von Medici bei dem verwundeten Coligny, Maria Stuart mit dem Prediger Knox, Frühſtück des Herzogs Alba bei der Gräfin Rudolſtadt, Wallenſtein und Seni und die Gräfin Helfenſtein um das Leben ihres Gemahls bittend, hielten ſich nicht auf der frühern Höhe. Außerdem hat er treffliche Studienköpfe über die Alpen zurückgebracht. In den letzten Jahren hat Volkhardt ſich nur mit Portrait-Malerei beſchäftigt und auf dieſem Felde keine glänzenden, aber gute Arbeiten geliefert.

Hierher gehört ferner **Julius Schrader**, geboren am 16. Juni 1815 zu Berlin. Als Form- und Farbentalent iſt er gewiß einer der Beſten der Schule. Seine Zeichnung iſt von ſeltener Energie und ſein Colorit von blühender Fülle. Dieſe äußeren Vorzüge machen ſeine Bilder oft ſo blendend, daß man in Verſuchung kommt, ſie den Werken berühmterer Meiſter vorzuziehen. Sie genügen indeß nicht in derſelben Weiſe ideellen Forderungen. Ein genaueres Eingehen in die Compoſition lehrt nicht ſelten, daß die ſeeliſchen Affecte in theatraliſchen Mienen und Geſten beſtehen, die der eigentlichen pſychologiſchen Wahrheit und Lebenstiefe entbehren. Gleichwohl iſt aber auch hier eine Bravour entwickelt, daß die Gemälde gelungen genannt werden müſſen.

Der Beginn ſeiner Laufbahn wird durch einige üppige orientaliſche Bilder bezeichnet, welche einer ſinnlichen Auffaſſung fröhnen. Hieher gehört eine Sultanin in ihrem Kiosk, die inmitten reicher Umgebung und ſtolzer Tropenpflanzen ihren Schmuck betrachtet, ferner Aegypter und Griechen, die am Meeresſtrande bei Alexandria der Einſchiffung harren, und endlich drei Odalisken, die im Harem muſiciren. Alle dieſe Gegenſtände, denen der tiefere Gedanke mangelt, bezeugen hinreichend die Vorliebe des Künſtlers für Gegenſtände, die beſonders in's Auge fallen. Spätere Bilder dieſer Art führen uns nach Italien und haben einige Verwandt-

ſchaft mit den farbenreichen Gemälden von Riedel. Vielleicht ſollen ſie ſogar an Robert erinnern, es fehlt indeß die poetiſche Tiefe, welche dieſer merkwürdige Künſtler über ſeine Bilder gehaucht hat. Ich nenne hier eine Mutter mit ihren Kindern an einer Brandſtätte und ein Weib am Meeresſtrande. Von geringerer Bedeutung iſt eine mittelalterliche Darſtellung aus früherer Zeit, welche uns einen gefangenen Ritter vorführt, der von ſeiner Tochter beſucht wird.

Einen entſchiedenen Namen machte ſich Schrader durch einige hiſtoriſche Bilder. Ganz ungewöhnliches Aufſehen erregte ſein Vergiftungsverſuch an Kaiſer Friedrich II. Es iſt derſelbe Gegenſtand, den auch Kiederich zu gleicher Zeit behandelte. Die Momente ſind bei Beiden nicht verſchieden, wir ſehen nämlich bei Beiden die Entlarvung des Verbrechnes und die Verhaftung des tückiſchen Arztes. Bei Schrader ſitzt der Kaiſer rechts mit zornigem Angeſicht und die Hand auf den Verbrecher gerichtet. An ihn ſchmiegt ſich ſeine Tochter, die freilich nicht hiſtoriſch iſt, hinter ihm erſcheint ein Mohr und ein Mann aus ſeinem Gefolge. In dem Mittelpunkte ſteht Peter de Vineis, der Kanzler, aufrecht, verwirrt und düſter, daß die That mißlang, deren Urheber er iſt. Links auf den Knieen liegt ſein ſcheußliches Werkzeug, ein Mann mit finſteren Zügen, den die Wächter gefangen nehmen. Den Becher mit dem vergoſſenen Gifte ſieht man am Boden. Die Compoſition iſt lebendig, ſie ſpricht ſich deutlich aus und zeigt eine vortreffliche Gruppirung; die Ausführung iſt brillant. Die Dimenſionen der Figuren mochten zwei Drittel Lebensgröße haben. Der große Beifall, welcher dem Künſtler zu Theil wurde, veranlaßte ihn, ein Bild in noch größeren Dimenſionen zu unternehmen. Daſſelbe führt uns in die italiſche Geſchichte und ſtellt Cenci vor Gregor VII. vor. Es erwarb ihm in Berlin ein dreijähriges Stipendium zu einer Reiſe nach Rom und entzog ihn der Düſſeldorfer Schule. Daſelbſt iſt er durch ein großes Gemälde ſogar zwiſchen den koſtbaren Werken altitaliſcher Kunſt zu einer ſeltenen Berühmtheit gelangt, indem er es erreichte, daß ganz Rom voll von ihm war. Dieſes Mal war der Künſtler in die engliſche

Geſchichte gegangen und hatte die Uebergabe von Calais (1346) in dem denkwürdigen Momente dargeſtellt, wo Eduard III. das Todesurtheil an ſechs vornehmen Bürgern vollſtrecken laſſen will, die ſich für alle anderen Schuldigen zum Opfer bieten, aber von ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne zu Milde und Gnade geſtimmt wird. Italieniſche und deutſche Journale haben ſich zur Zeit in große Lobpreiſungen darüber ergoſſen. Da ich das Bild nicht geſehen habe und überhaupt ſo wenig wie möglich aus der Schule herausgehen will, ſo muß ich hier abbrechen, aber den Wunſch ausſprechen, daß Schrader auch das Vaterland in ähnlicher Weiſe entzücken möge.

Als ein reichbegabtes Talent hat ſich ferner der Däne Baron Benſon erwieſen. Sein heiliger Kanud, der in einer Kirche durch die einſtürmenden Heiden ermordet wird, iſt ein Bild voll friſchen Lebens und kräftiger Bewegung. Dieſe Nordländer haben ganz den Typus der ſtarkknochigen blonden Geſtalten, wie man ſie noch jetzt in den ſkandinaviſchen Ländern findet. So viel ich weiß, iſt dies das einzige größere Bild aus dem Düſſeldorfer Leben des Künſtlers, der ganz und gar aus den Augen der hieſigen Bekannten verſchwunden iſt. Eine ähnliche vorübergehende Erſcheinung war der Pole Knorr, welcher die Ermordung des Biſchofs Stanislaus durch den Polenkönig Boleslaw malte und dann ebenfalls die Schule verließ, ohne daß man etwas von ſeinen ſpäteren Leiſtungen hörte. Ferner iſt hier C. Stahl aus Darmſtadt zu nennen. Derſelbe vollendete in Düſſeldorf einen König Heinrich I., der den ungariſchen Geſandten ſtatt des geforderten Tributs einen räudigen Hund anbieten läßt. Die Compoſition iſt tüchtig, aber die Ausführung noch unvollendet. Das ekelhafte Thier im Vordergrunde iſt indeß eine arge Sünde gegen die Aeſthetik. Der junge Künſtler, der ebenfalls treffliche Zeichnungen lieferte, iſt leider ſehr früh am Nervenfieber geſtorben. In derſelben Weiſe, aber mit weniger Talent arbeitete J. Gräff aus Königsberg eine Zeit lang hierſelbſt. Jakob Voß aus Waſſenberg wäre vielleicht ebenfalls wegen eines Konradin auf dem Schaffot hier zu nennen,

aber ſeine ganze künſtleriſche Thätigkeit war durchaus untergeordnet. Endlich führe ich hier noch Friedrich Marterſteig aus Weimar an, der während ſeiner Studienzeit in Düſſeldorf wenig verſprochen hat, ſpäter aber als Schüler Delaroche's ſehr gerühmt worden iſt.

Alle dieſe Maler, von Schrader an, haben Düſſeldorf ſchon lange Jahre verlaſſen. Mit Ausnahme Volkhardt's, der ſich indeß auch hauptſächlich auf das Portrait geworfen hat, ſind ſie der Düſſeldorfer Schule verloren gegangen. Außer ihnen exiſtirt aber noch ein jüngerer Nachwuchs, deſſen einzelne Mitglieder mehr oder minder begabt ſind und in ihren Richtungen ebenfalls ziemlich aus einander gehen. Bei Manchen weiß man ſogar noch nicht, wohin ſich der Schwerpunkt ihres Talentes neigt. Werden ſie ſich der bibliſchen, der allegoriſch- oder individualiſirend-hiſtoriſchen oder eben der romantiſchen Richtung zuneigen? Das liegt bis jetzt noch im Schooße der Zukunft; denn ſie ſind, wie mir ſcheint, noch in der Entwickelung begriffen. Vorläufig behandeln ſie meiſtens die profane Geſchichte.

Zunächſt iſt hier Clemens Bewer, geb. 30. Mai 1820 zu Aachen, zu nennen. Urſprünglich Schüler der hieſigen Akademie, hat er ſpäter längere Zeit ſeine Studien in Antwerpen und Paris fortgeſetzt. Am letzteren Orte malte er die Flucht Maria Stuart's, die vor längeren Jahren in Köln ausgeſtellt war. Das Bild beſtand in einer nächtlichen Ueberfahrt der unglücklichen Königin mit ihrem Gefolge, über einen Fluß bei Fackelbeleuchtung und war recht wirkſam. Eine Darſtellung Romeo's und Julie's, die ebenfalls in der franzöſiſchen Hauptſtadt ihr Entſtehen fand, iſt mir nicht zu Geſicht gekommen. Die bedeutendſten Gemälde hat der Künſtler indeß erſt nach ſeiner Heimkehr geliefert. Das erſtere derſelben ſtellt Taſſo dar, wie er am Hofe zu Ferrara ſein befreites Jeruſalem vorlieſt. Wir ſehen auf der Leinwand eine figurenreiche, ſinnreich und anmuthig arrangirte Gruppe vor uns, die ſich, vom Abendlichte beſchienen, in einem reichen Garten befindet, der im Hintergrunde italieniſche Gebäude blicken läßt. Den Mittelpunkt nimmt der Dich-

ter ein, der mit erhobener Hand in ſein Manuſcript blickt und recitirt. Rechts ſitzen der Herzog, die Prinzeſſin Leonore und ihre Freundin von San Vitale. Um dieſelben ſtehen in verſchiedenen lauſchenden Stellungen die Herren und Damen vom Hofe, theilweiſe mehr, theilweiſe weniger in die Poeſie verſunken. Das Gemälde iſt nach Amerika gegangen und hat dort ſolchen Beifall gewonnen, daß der Beſitzer bei dem Künſtler gleich ein Seitenſtück beſtellt hat. Zu dieſem Zwecke wählte ſich Bewer den Wartburg-Krieg, deſſen Ausführung offenbar noch beſſer gelungen iſt. Statt nach Italien führt er uns hier nach Deutſchland. Wir ſehen in ähnlicher eleganter Gruppirung den Hof von Eiſenach vor uns. Rechts erblickt man ein zeltartiges Gebäude, links im Hintergrunde ragt die Wartburg, über der ganzen Scene liegt das rothe Abendroth. Im Vordergrunde hat der Landgraf mit ſeiner Frau Platz genommen, um das Lied Heinrich's von Oſterdingen anzuhören. Rings im Kreiſe ſtehen Walter von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Reimar der Alte und andere Celebritäten jener Zeit. Meiſter Klingsor als Schiedsrichter befindet ſich neben dem Herrſcher von Thüringen. In der weitern Umgebung ſieht man auch hier wieder Ritter und Fräulein, Wagen und Knechte, ſelbſt der Hofnarr fehlt nicht. Dieſe beiden Bilder zeigen offenbar franzöſiſche Anregungen. Namentlich ſcheint Winterhalter's Decameron großen Einfluß darauf ausgeübt zu haben. Die Zuſammenſtellung iſt weniger Compoſition als Arrangement, aber trotzdem anmuthig, hübſch und maßvoll. Ohne Zweifel kann man die Individualitäten tiefer und entſchiedener wünſchen, ſie zeigen indeß feine und reine Formen und einen anſprechenden Ausdruck; beſonders lobenswerth ſind auch die Licht- und Farben-Effecte. So eignen ſich dieſe Bilder trefflich für den modernen Salon. Der Künſtler hat ſich neuerdings ebenfalls an einem Altarbilde verſucht und manche erwähnenswerthe Portraits angefertigt: ich glaube indeß, daß er ſeinen Weg am beſten machen wird, wenn er ſich jenem ruhigen Zuſtandsbilde widmet, wie es im Taſſo und dem Wartburgkriege von ihm angeſtrebt wurde.

Von jüngerem Datum iſt Auguſt Siegert, geb. 5. Mai 1820 zu Neuwied, ein gemüthvoller, ſinniger Künſtler, der manche Momente aus der deutſchen Geſchichte mit Glück behandelt hat. Sein erſtes Bild zeigt den Rauſchebart, Grafen Eberhart von Würtemberg, den Uhland's ſchöne Balladen beſingen, wie er an der Leiche ſeines Sohnes Ulrich ſitzt. Darauf folgte derſelbe Held in der Scene, wo er das Tafeltuch zwiſchen ſich und dem Sohne zerſchneidet. Ein großartiger Gegenſtand wurde alsdann von dem Künſtler unternommen, indem er Luther's Eintritt in die Reichsverſammlung zu Worms darſtellte, während ihm Frundsberg mit den bekannten Worten entgegentritt: „Münchlein, du gehſt einen ſchweren Gang!“ Daran reiht ſich Joachim der Erſte, Kurfürſt von Brandenburg, welcher einem geplünderten Kaufmanne Gerechtigkeit wiederfahren läßt, der den Raubritter in der Umgebung des Fürſten erblickt. Ein ſpäteres Bild führt uns Friedrich mit der gebiſſenen Wange, Landgrafen von Thüringen, in dem Momente vor, wo er, von Kaiſerlichen bedrängt, ſein Kind, welches eben von der Amme geſtillt wird, vertheidigt. Zu ſeinen letzten Werken gehört Kaiſer Maximilian, der dem Meiſter Albrecht Dürer nach der bekannten Anekdote die Leiter hält. Endlich ſind noch zwei mittelalterige Genrebilder zu nennen, von denen das eine den Willkomm eines Trompeters bei den Seinen und das andere einen Sonntag darſtellt. Jenes zeigt uns den Eintritt eines hübſchen, friſchen, kriegeriſch gekleideten Mannes, dem ſein Weib das jüngſte Kind entgegenhält, während der größere Junge die Trompete des Vaters zu blaſen verſucht, um ihn gleichſam mit einem Tuſche zu empfangen. Dieſes dagegen führt uns in eine Krankenſtube von mittelalterigem Style, wo ein junges Mädchen der ſiechen Mutter aus dem Gebetbuche vorlieſt, indeß drauſſen vor dem ſonnigen Fenſter die Kirchgänger ſichtbar werden. Eben ſo gut wie dieſe Arbeiten, kann man eigentlich alle Gemälde des Künſtlers, hiſtoriſche Genrebilder nennen, denn ſie geben nirgendwo einſchneidende Momente, ſie ſind faſt immer der Specialgeſchichte entnommen. So ſtimmt es denn auch ganz mit ihrem Charakter überein, daß ſie ſich nicht durch großartige Compoſitionen aus-

zeichnen. Dagegen zeigt Siegert in der Ausführung eine Liebe, einen Fleiß und eine Unverdroſſenheit, die wahrhaft Staunen machen. Es gibt in Düſſeldorf faſt keinen Künſtler, der ſich die Vollendung des Ganzen und Einzelnen ſo treulich angelegen ſein läßt, der das Detail mit einer ſo unabläſſigen Aufopferung durchzufeilen ſtrebt, und der dabei von ſo geſunden Principien ausgeht. Dieſe Eigenſchaften geben denn auch ſeinen Arbeiten einen eigenthümlichen Reiz, welchen das Publikum vollkommen anerkennt. Manche kleine Gemälde mußte er deshalb für die verſchiedenſten Liebhaber immer wieder copiren. Freilich iſt ſein Wirkungskreis kein ſehr großer, aber in demſelben ſteht er als unbezweifelter vollkommener Meiſter da.

In der jüngſten Zeit hat auch die Dresdener Schule einen ihrer Zöglinge hierher geſendet, welcher als Geſchichtsmaler aufgetreten iſt. Julius Roeting, geb. 13. Septbr. 1822 zu Dresden, lieferte zwar bis jetzt nur wenige Bilder, in allen aber legte er ein entſchiedenes charakteriſtiſches Talent an den Tag. In ziemlich großer Darſtellung behandelte er nämlich Columbus vor der Univerſität von Salamanca. Es iſt derſelbe Gegenſtand, den Leutze früher malte. Roeting erreicht zwar ſeinen Vorgänger nicht, aber er hat doch recht charakteriſtiſche Köpfe und Geſtalten angebracht. Ein kleineres Bild zeigt uns Oliver Cromwell an dem Sterbebette ſeiner Tochter. Außerdem hat der Künſtler einen effectvollen Chriſtus am Kreuze für eine Kirche in Liefland gemalt. Viel bedeutender iſt er aber jedenfalls auf dem Gebiete des Portraits, denn hier hat er offenbar Arbeiten geliefert, die ihm nicht leicht ein Anderer nachmacht. Namentlich ſind ſeine Bildniſſe von Leutze und Leſſing ſo gelungen, daß ſie zu den beſten Arbeiten der Schule gehören. Man findet hier eine Aehnlichkeit, die von dem Spiegelbilde nicht zu unterſcheiden iſt, und dabei erſcheint ſeine Zeichnung ſo friſch und ſeine Farbengebung ſo kräftig, daß ſie hier am Orte nicht übertroffen worden iſt. In ſeiner Auffaſſung leibt und lebt der dargeſtellte Menſch. Sind ihm auch nicht alle Portraits in gleicher Weiſe gelungen, ſo könnte ich doch noch manche gleich gute Arbeiten namhaft machen.

Ich halte mich indeß an die angeführten und weitum bekannten Perſönlichkeiten. Geht der Künſtler auf dieſem Wege voran, ſo kann ihm der Ruhm eines der beſten Portraitmaler unſerer Zeit nicht fehlen.

Auch die jüngſte Generation der Schule weiſt noch einige bedeutende Kräfte für die Geſchichtsmalerei auf. Beſonders begabt für großartige hiſtoriſche Darſtellungen ſcheint Otto Knill:, geb. 10. Septbr. 1832 zu Osnabrück. Derſelbe hat zwar erſt zwei Bilder in Oel, nämlich die Erſtürmung einer Kirche durch Soldaten, welche die Mönche mißhandeln und die Heiligthümer entweihen und zerſtören, und eine Scene aus dem Bauernkriege, in welcher die Aufrührer eine gefangene adlige Familie mit ſich fortſchleppen, geliefert; aber eine Reihe von groß und ſchön durchdachten und tief empfundenen Zeichnungen zeigt ihn als bedeutſames Talent, dem hoffentlich der Ernſt und die Kraft nicht abgehen, um einſt herrliche Erfolge zu erringen. So iſt ihm nämlich beſonders ein großer Fries gelungen, zu welchem er den Stoff von einem Frühlingsfeſte der Düſſeldorfer Künſtler hergenommen hat. Derſelbe ſtellt in bunter Verſchlingung die Sagen des Königs Artus und des Ritters Tannhäuſer mit der Frau Venus und dem getreuen Eckhardt dar und iſt mit ſo poetiſcher Romantik und zugleich in ſo reinem Style gezeichnet, daß er zu den beſten Arbeiten gehört, die auf dieſem Felde jemals in Düſſeldorf gemacht worden ſind. Nicht minder verdient Georg Bleibtreu genannt zu werden, der einige Scenen aus dem Kriege in Schleswig-Holſtein zwar in etwas ſchweren und grauen Farben, aber mit großer Bravour in der Compoſition auf die Leinwand gebracht hat, und dem man in jeder Beziehung ein günſtiges Prognoſtikon ſtellen darf. Endlich iſt hier noch Ch. Sell aus Holſtein aufzuführen, deſſen Erſtlingsbild, die Vertheidigung einer Stadtmauer, zu guten Hoffnungen berechtigt. Indeß kann bei dieſen Jünglingen erſt die zukünftige Entwickung maßgebend ſein.

Ich bin hier ſo ziemlich am Ziele mit den Malern der profanen Geſchichte. Sie werden nunmehr den Tadel, den ich dieſer ganzen Richtung gemacht habe, begründet finden. Was die Aus-

führung anlangt, ſo haben wir in der That vortreffliche Arbeiten gefunden. Weniger zufrieden aber muß man ſich im Ganzen mit den Gegenſtänden erklären. Ihre Wahl iſt vielfach verfehlt; denn ſie ſind ſelten den großen Momenten weltſtürmender Epochen entnommen, es fehlt ihnen meiſtens der wichtige umgeſtaltende Gedanke, und wenn dies auch mitunter der Fall iſt, ſo iſt wieder die Handlung häufig im unwichtigen Augenblicke aufgefaßt. Was ſollen uns am Ende viele Darſtellungen aus Specialgeſchichten, die ohne allen cultur-geſchichtlichen Werth ſind? Sie liegen uns zu fern, um in Mark und Bein zu greifen. Auf dieſe Weiſe bekunden die hiſtoriſchen Gemälde deutlich den Urſprung der Schule. Sie verhalten ſich zum wahrhaft hiſtoriſchen Bilde, wie die Ballade zum Epos oder Drama, oder wie die Novelle zum Roman. Dadurch verdienen ſie mit Recht oft den Vorwurf der genreartigen Behandlung. Leider aber trifft dieſer Tadel nicht allein die Künſtler, er trifft das ganze deutſche Leben. Unſer Vaterland hat ſeit einigen Jahrhunderten ſo zu ſagen keine Geſchichte gehabt. Woher ſoll alſo der geſchichtliche Sinn aufwachſen? Diejenigen, welche der deutſchen Kunſt gegenüber, immer die Franzoſen und Belgier im Munde führen, ſollten auch billig die reichere und bewegtere Vergangenheit jener Völker im Auge behalten.

XIV.

Die Schlachtenmaler.

An die vorigen Künſtler reiht ſich **Wilhelm Camphauſen**, geb. 8. Februar 1818 zu Düſſeldorf, der in ſeiner Richtung ziemlich allein daſteht. Neben dem Menſchen iſt das Pferd ein beſonderer Gegenſtand ſeines Studiums. Da er zugleich ſeinen Werken die Geſchichte zu Grunde legt, ſo beſteht das Reſultat ſeiner Kunſtbeſtrebungen in Bildern, welche uns hauptſächlich hiſtoriſche Reiterſcenen vorführen. Im Grunde ge-

nommen, kann man ihn indeß nicht als eigentlichen Hiſtorienmaler, ſondern vielmehr als hiſtoriſchen Genremaler aufzählen. Die von ihm gewählten Stoffe ſind nur ſelten aus den großen und mächtigen Zeitepochen gegriffen, ſie gehen meiſtens neben denſelben her. Sind die erſteren auch nicht gerade ausgeſchloſſen, ſo geben ſie doch die Helden der Vergangenheit nicht in einem ſolchen Momente von Kraft und Stärke und in einer ſolchen Schärfe der Charakteriſtik, daß man ſie unbedingt loben kann; dagegen iſt er in den letzteren häufig ſehr lebendig und intereſſant. Am glücklichſten bewegt er ſich offenbar dort, wo er die leichtere Form der Skizze wählt. Hier iſt er neu, eigenthümlich und friſch, während er bei erhabenen Gegenſtänden nicht ſelten ſtarr und ſchwerfällig wird. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich durch die Natur ſeiner ſpeciellen Richtung. Die Leichtigkeit, mit welcher das Roß anſpringt, die Keckheit, mit der es galoppirt, die Scheu, mit der es ſich bäumt, verlangen faſt die Improviſation. Zeigen die Stellungen eine mühſame Arbeit, dann iſt die Unmittelbarkeit von vorn herein verloren. In der Flüchtigkeit liegt bei ihm oft der höchſte Reiz.

Der erſte künſtleriſche Drang führte Camphauſen gleich auf dasjenige Feld, welchem er während ſeiner bisherigen Laufbahn treu geblieben iſt. Seine früheſten Bilder bewegen ſich in dem friſchen und kecken Schlachtenleben des dreißigjährigen Krieges. In zahlreichen Compoſitionen hat er faſt alle Hauptmomente und eine Menge von Nebenſcenen aus dieſer wüſten Epoche der vaterländiſchen Geſchichte dargeſtellt. Die meiſten derſelben befinden ſich noch in den reichen Mappen des Künſtlers, einige ſind jedoch auch in Oel ausgeführt worden. Um einen Begriff von dem regſamen Talente des Künſtlers zu geben, nenne ich hier gleich einige. Da wird Tilly in der Schlacht bei Breitenfeld von einem ſchwediſchen Rittmeiſter verfolgt. Eine Zeichnung führt uns denſelben Feldherrn vor, wie er zu Pferde, umgeben von ſeinen Truppen, vor dem Dome zu Magdeburg hält und die Greiſe, Weiber und Kinder entläßt, welche ſich während der Belagerung dort eingeſchloſſen hielten. Auf einem dritten Blatte zeigt er

uns Tilly's Tod am Lech in lebendiger Darstellung. Links der alte Führer, umgeben von seinen Hauptleuten, rechts zieht sich die Schlacht längs den Ufern des Flusses hin und bis in's Wasser hinein. Dem schwedischen König Gustav Adolph sind zwei Compositionen geweiht. Die eine gibt uns den Helden im Gebete knieend und für den Sieg dankend auf freiem Felde an der Spitze seiner Krieger, die andere seinen Tod auf dem Schlachtfelde bei Lützen. Endlich ist auch der Tod Pappenheim's von ihm behandelt worden. Alle diese Werke zeigen freilich noch keinen vollendeten Meister, aber sie offenbaren den leicht schaffenden Künstlergeist, der sich beweglich in den verschiedensten Situationen und Formen herumtreibt.

Camphausen hat auch, wie fast alle Düsseldorfer, seine romantische Zeit durchgemacht. Zum Theil fällt sie wohl mit seiner ersten Periode zusammen, zu ihrer Blüthe ist sie aber erst durch des Künstlers Verlobung gekommen. Indessen hütet ihn hier seine ursprüngliche Richtung in glücklicher Weise vor einer zu weich und süß ausgesprochenen Sentimentalität. Es sind immer kräftige Scenen, die sich wo möglich an das Reiterleben knüpfen, wenn auch die Stoffe nicht dem kreisenden Treiben der Geschichte, sondern den milden Regionen der Poesie entnommen sind. Zwei Bilder in kleinerem Maßstabe, welche dieser Zeit angehören, haben sich eines gerechten Beifalls erfreut. Das erste stellte die schönen Verse des Volksliedes dar:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Es ist in drei Abtheilungen geschieden, von denen die erstere kleine einen stolzen Reiterzug vor den Thoren einer Stadt mit nachschauenden Mädchen, die zweite größere einen kecken Reiterangriff mit dem Bannerträger in der Mitte, der von der Kugel getroffen, rücklings vom Pferde stürzt, und die dritte im Format der ersteren das Begräbniß des todten Kriegers beim Fackellichte zeigt. Das andere Bild lehnt sich an das Volkslied:

Prinz Eugenius, der edle Ritter, und faßt beſonders die Scene in's Auge, wo es heißt:

Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß ſie laufen all' davon.

Auch mehrere Zeichnungen, welche die Dichtung begleiten, rühren aus dieſer Zeit her. Camphauſen hat unter anderen den Freiligrath'ſchen Prinz Eugen illuſtrirt und ebenfalls eine hübſche Radirung zu einem alten Reiterliede in den Liedern und Bildern, welche bei Buddeus herausgekommen ſind, geliefert. Außerdem aber hat er noch in zwanzig großen ausgeführten Zeichnungen Immermann's Triſtan und Iſolde geſchildert, von denen einzelne durch poetiſche Auffaſſung des Gegenſtandes und friſche Durchführung recht gelungen ſind; ich kann indeß nicht näher darauf eingehen, weil mich ein ſolcher Ausflug zu weit führen würde.

Eine Reiſe nach Berlin, Dresden und München machte den Künſtler beſonders auf die Kunſtſchätze der letzteren Stadt aufmerkſam und war nicht ohne Einfluß auf ſeine fernere Bildung. Die ſymboliſche Auffaſſung, welche dort den hiſtoriſchen Stoffen gewidmet wird, ſtach ihm offenbar ſehr in die Augen und rief in ihm die Begierde wach, ſich in ähnlicher Weiſe auszuſprechen. Dies geſchah, indem er in der bairiſchen Hauptſtadt eine große Zeichnung der Schlacht von Ascalon entwarf. Er entfernte ſich dadurch von den näher liegenden Epochen, um in die romantiſchen Zeiten des Mittelalters zu gehen. Die Compoſition hatte durch Styl, Anordnung, Abrundung und Umfang offenbar etwas Beſtechenderes, als ſeine früheren Arbeiten. Der gottbegeiſterte Gottfried von Bouillon, der im Augenpunkte ſichtbar wird, an der Spitze des eiſengepanzerten Kreuzheeres die Sarazenen in eine wüſte Flucht treibt, indeß in der Ferne die Thürme der morgenländiſchen Stadt ragen, iſt ſehr poetiſch und ſchwungvoll gedacht. Beſonders auch ſind die Roſſe mit ungewöhnlicher Lebendigkeit gezeichnet. Hätte Camphauſen das Bild in der Umgebung, in welcher es concipirt war, vollendet, ſo wäre gewiß etwas Vortreffliches zu Stande gekommen. Da er

es aber nach ſeiner Rückkehr in Arbeit nahm und wieder unter den Einflüſſen einer minutiös detaillirten Ausführung ſtand, wie ſie in Düſſeldorf gäng und gebe war, ſo kamen Dinge hinein, welche nicht für eine Münchener Compoſition paßten. Mit einem Worte: Das Gemälde wurde auf der Leinwand ſtarr und verlor ſein friſches Leben.

Der Künſtler fühlte mit rechtem Tacte, daß ſeine Begabung für ſolche Darſtellungen nicht beſonders paßte, und kam auf ſeine früheren, freilich mehr ſkizzenartigen Bilder zurück. Und hier ſehen wir ihn nun in der Phaſe, in welcher er ſich gegenwärtig bewegt. Es ſcheint, daß Leutze's Vorbild in dieſer Beziehung nicht ohne Einfluß auf ihn geweſen iſt; denn ſeine letzten Arbeiten ſind ihren Stoffen nach faſt ſämmtlich aus der engliſchen Geſchichte, und zwar aus der Zeit des unglücklichen Karl I. geſchöpft. Eigentliche hiſtoriſche Bilder hat er freilich wenig geliefert, ſeine Gemälde haben meiſtens Situationen jener Epoche, welche neben der Geſchichte hergehen, zum Vorwurf. Große Perſönlichkeiten des britiſchen Königthums und der Republik treten ſelten zum Vorſchein. Aber die Kämpfe des alten und neuen Englands, des Katholicismus und der fanatiſchen Puritaner bieten eine Maſſe der intereſſanteſten Motive, welche er in anſprechenden Darſtellungen behandelt hat. Seine erſte Arbeit dieſer Art ſind Cromwell'ſche Reiter, welche den in der Ferne herannahenden Feind beobachten. Zwei Führer eines Trupps halten mit ihren kräftigen Roſſen auf einer kleinen Anhöhe und ſpähen aufmerkſam in die Weite. Es ſind entſchiedene markige Figuren, welche der Fanatismus zum Aeußerſten treiben kann. Der eine hat auf dem Sattelknopf eine Bibel liegen. So theilt er ſeine Zeit zwiſchen Beten und Kämpfen. Im Hintergrunde reitet ihre Schaar den Hügel hinan. Die Gegend iſt öde und farblos, als wollte ſie Blut trinken; der Himmel hat ſich mit ſchweren dunklen Wolken umhüllt, als ſcheute er die Gräuel, die ſich hier entwickeln ſollen. Ein anderes Bild ſtellt einen Zug gefangener engliſcher Cavaliere dar, welche von Puritanern transportirt werden. Derſelbe beginnt mit einem Pagen, der ein Windſpiel

führt, daran reihen ſich zwei Ritter, die mit Ketten beladen ſind und von einem Krieger mit einer Hellebarde bewacht werden, auf den ſie mit dem Trotze ihres alten Rechtes herabſehen. Dann folgt ein Karren, deſſen Decke aus Lanzen und Tüchern beſteht und der einen Greis mit ſeiner ſchönen blonden Tochter trägt. Auf der einen Seite reitet ein Soldat, der in der Bibel lieſt, auf der anderen ein Reiter, der den Alten zu höhnen ſcheint. Andere Reiſige und Fußgänger, ein Verwundeter und ein katholiſcher Geiſtlicher folgen nach. In der Ferne gewahrt man ein brennendes Schloß, wahrſcheinlich die Heimat dieſer Unglücklichen. Die Gegend beſteht aus haidebewachſenen Hügeln und ſieht ſich trüb und troſtlos an. Man denkt bei dem Ganzen an die friſchen Schilderungen, die uns Philarete Chasle in ſeinem Karl I. gegeben hat. Das dritte Gemälde führt uns in einen Schloßhof und vergegenwärtigt uns wiederum die Gegenſätze zwiſchen dem Adel und den Demokraten jener Tage. Die Localität iſt ſehr anſprechend, das Gebäude iſt theils im gothiſchen, theils im Renaiſſanceſtyl aufgeführt und geſtattet links einen Blick in die Gärten. Rechts an einem Portale ſieht man die verfolgte Familie, welche es beſeſſen hat. Sie bildet eine ſchöne und rührende Gruppe, deren Anblick um ſo mehr ergreift, als die Nobleſſe alle Geſtalten auch noch in ihrem Falle ſchmückt. Die Männer, von denen einzelne verwundet ſind, ziert ein edler Trotz. Die Frauen ſtehen in Reſignation, aber einige, die ihre menſchlichen Regungen nicht zurückhalten können, flehen bei dem wilden Führer der eingedrungenen Rotte um Erbarmen. Dieſer ſitzt auf einem hohen Schimmel und nimmt die Mitte des Bildes ein. Er ſcheint ſich zum Mitleid zu neigen, aber hinter ihm flüſtert ein hartnäckiger Fanatiker Worte des Zornes. Weiterhin bemerkt man eine wüſte Schaar von Kriegsleuten, deren Mienen keine edlen Intentionen errathen laſſen. Links im Vordergrunde wird ein Verwundeter gepflegt. Einen wirklich hiſtoriſchen Moment hat der Künſtler in der Flucht des unglücklichen Königs Karl nach der Schlacht bei Naſeby behandelt. Reiter und Roſſe ſind auch hier recht lebendig, und die Stimmung des Bildes

verdient ziemliches Lob. Aber ein Regent, der vom höchſten Unglücke verfolgt wird, iſt nicht wiedergegeben. Man erwartet mehr tragiſchen Ausdruck. An innerem Gehalt und formeller Vollendung werden indeß alle die genannten Arbeiten von dem letzten Bilde übertroffen, welches Camphauſen geliefert hat. Daſſelbe ſtellt gefangene Edelleute dar, welche in einer Kirche von Puritanern bewacht werden. Wäre dieſer ganzen Scene etwas mehr Wildheit verliehen, ſo verdiente ſie die entſchiedenſte Bewunderung. Alle dieſe Gemälde, ſo wie manche andere ähnliche, die in kleinem Maßſtabe gemalt ſind, geben uns, was Sitten und Coſtume angeht, lebendige Bilder der engliſchen Revolution.

Camphauſen hat auch vielfache Reiterſcenen aus den letzten Kriegen verſucht. Ebenfalls iſt er nicht unbedeutend als Portraitmaler aufgetreten. Vorzüglich aber muß ich ihn noch rühmen als unverdroſſenen und fruchtbaren Zeichner. Mit einer großen Leichtigkeit im bildneriſchen Ausdruck begabt, geſtaltet er Alles, was das Leben bietet, raſch und anziehend. Und hier gelingen ihm reizende und komiſche Scenen in gleicher Weiſe. In letzterer Beziehung hat er namentlich gute Caricaturen geliefert und iſt ein beliebter Mitarbeiter der fliegenden Blätter und der Düſſeldorfer Monatshefte geworden. Seine Perſiflagen auf das Militairleben ſind beſonders allerliebſt und treffend und haben deshalb ſchon manches Zwergfell erſchüttert. Eine ſehr bewegliche Phantaſie läßt ihn auf dieſem Felde zu allerlei guten humoriſtiſchen Einfällen kommen, die ſelten ihre draſtiſche Wirkung verfehlen und eines größeren Spielraumes würdig wären, als er ihn in Düſſeldorf beſitzt.

Was die Zeichnung anbelangt, ſo kann man die Werke des Künſtlers ziemlich correct nennen. In dem Colorit dagegen finden wir meiſtens eine gewiſſe Härte und dabei eine graue Farbe. In der Totalerſcheinung iſt Camphauſen vielleicht oft nicht abgerundet und künſtleriſch genug, oft ſogar dilettantenhaft. Man wünſcht nicht ſelten ſeine Compoſition tiefer durchdacht, mehr concentrirt und energiſcher ausgeſprochen. Es ſcheint indeß eine Eigenſchaft beinahe ſämmtlicher Schlachtenmaler zu ſein, daß ſie

zu rhapſodiſch und epiſodiſch verfahren. Völlig durchbildete, in ſich fertige Darſtellungen findet man nur bei Wenigen. Sogar Horace Vernet kann häufig dieſer Vorwurf gemacht werden, noch mehr aber Peter Heß und Monten. Es iſt faſt die Natur ſolcher Gemälde, daß ſie aus dem Zuſammenhange geriſſene Scenen behandeln. Deshalb wollen wir denn auch dem jungen Nachfolger daraus keinen Tadel machen. Es iſt ſchon ſehr viel, daß Camphauſen ſeinen Bildern immer den eigenthümlichen Charakter der dargeſtellten Epoche aufzudrücken weiß, daß er mit einer gewiſſen Vielſeitigkeit in die Geſchichte greift und daß er ſeine Stoffe ſtets mit Lebendigkeit behandelt.

In der letzten Zeit haben ſich noch mehrere jüngere Künſtler dieſer Richtung gewidmet. Zuerſt muß hier Adolf Northen aus Münden in Hannover genannt werden, der ebenfalls auf dem Gebiete der Schlachtenmalerei thätig iſt. Sein Rückzug Napoleon's aus Rußland iſt in Compoſition, Malerei und Stimmung ein vielverſprechendes Bild. Eben ſo rühmenswerth erſcheint ein Gefecht zwiſchen Deutſchen und Franzoſen auf der lüneburger Haide. Nebenher hat der Künſtler ſich noch in manchen friſchen, lebendigen Skizzen verſucht. Man ſieht in all dieſen Arbeiten ein gewiſſenhaftes und tüchtiges Streben. Da Northen ſich aber noch im Beginne ſeiner Bahn befindet, ſo muß man ſeine weitere Entwicklung abwarten. Auch E. Hünten legte in einem kleinen Bilde, preußiſche Cuiraſſiere aus dem ſiebenjährigen Kriege durch ein brennendes Dorf ſprengend, ein lebendiges Talent an den Tag. Endlich iſt hier noch Auguſt Beck aus Caſſel zu nennen, der hübſche Reiterſtückchen in Aquarellen behandelt hat.

XV.

Karl Sohn und ſein Kreis.

Wir haben von der Hiſtorien-Malerei Abſchied genommen. Bevor ich Sie aber zum Genre führe, habe ich Sie noch von

einigen Künſtlern zu unterhalten, die weder der einen noch der anderen Richtung angehören. Bei ihnen ſind die Stoffe, welche ſie behandeln, eigentlich Nebenſache. Weder das geſchichtliche noch das tägliche Leben ſuchen ſie in ewigen Kunſtformen zu verherrlichen. Die idealiſirte Natur iſt das Ziel ihres Strebens. Sie ſtellen Menſchen dar, ſie ſuchen Individualitäten in ihren ſchönſten oder charakteriſtiſchen Erſcheinungen aufzufaſſen und wiederzugeben. Welches Kleid ſie ihnen anziehen und in welcher Situation ſie dieſelben darſtellen, das iſt, wenn auch gerade keine gleichgültige, doch eine untergeordnete Sache; denn in ihren Compoſitionen ſind ſie durchaus nicht hervorragend, wohl aber in der Art, wie ſie in jedem ihrer Bilder ein Stück Menſchheit aufführen. Iſt der Naturalismus das Fundament, auf welches ſich die ganze Schule gründet, ſo iſt er doch bei den meiſten Malern in Düſſeldorf nur das begleitende Element, welches ſich an die hiſtoriſche oder genrehafte Behandlung der Gegenſtände anknüpft. Bei denjenigen Künſtlern, von denen ich jetzt ſprechen will, iſt er aber auch das Endziel. Sie ſind Naturaliſten in der erſten und letzten Potenz. Das iſt denn auch der Grund, warum ſie die beſten und ausgezeichnetſten Portrait-Maler der Schule ſind. Aehnliche Erſcheinungen findet man in der venetianiſchen und der niederländiſchen Schule. Bei manchen Bildern Titian's und bei den meiſten van Dyk's und Rembrandt's herrſcht dieſelbe Tendenz. Auch hier iſt die äußere Ausſtattung Nebenſache, die Hauptſache beſteht in dem treuen, feinen Naturgefühle, mit welchem ſie den Menſchen wiedergeben. Die Vertreter dieſer Richtung in der Düſſeldorfer Schule ſind Karl Sohn und Theodor Hildebrand, die wir bereits beide als zwei der älteſten Zöglinge Schadow's und als Lehrer an der Akademie kennen gelernt haben. Sie gehören zugleich zu den Zierden und Stammhaltern der Kunſt in den Rheinlanden.

In Karl Sohn, geboren 10. Dec. 1805 zu Berlin, führe ich Ihnen eines der glücklichſten und reichſten Talente vor, welche wir gegenwärtig in unſerem Vaterlande beſitzen. Was ihn auszeichnet, iſt nicht gerade der hohe Schwung einer ungebändigten Phantaſie, die ſich in zahlloſen Compoſitionen ausſpricht. Im

Gegentheil, in dieſer Beziehung unterliegt dieſer vortreffliche Meiſter mannigfachem Tadel. Aber die friſche, blühende Naturanſchauung, das feine, zarte Künſtlergefühl, die elegante, formenſchöne Auffaſſung, die üppige, ſinnliche Darſtellung beſitzt er in einem Maße, wie wir es ſelten antreffen. Er gleicht in dieſer Beziehung an Klarheit, Freudigkeit und Schönheit jenen alten Meiſtern Italiens und der Niederlande, deren Werke wir nie ohne das Gefühl der behaglichſten, geiſtigen Sättigung anſehen. In Düſſeldorf iſt er der Einzige, welcher die Kühnheit und Kraft beſitzt, die leuchtende göttliche Nacktheit zu verſinnlichen. Er erſcheint als ein ausgezeichneter Fleiſch- und Frauenmaler, der dabei nie das rechte Maß überſchreitet. In dieſer Beziehung iſt ihm die reine, geläuterte Aeſthetik eingeboren, die, wenn ſie auch üppige Gegenſtände behandelt, nie ſchlüpfrig wird. Seine Carnation iſt ſchmelzend und reizend, aber ſtets wahr. Nirgendwo lehnt er ſich dabei an alte Muſter an. Seine Kunſt iſt mit ſeiner eigenen Seele gewachſen, friſch, blühend, natürlich. Man merkt ſogar an ſeinen Werken den Sohn der neuen Zeit. Er iſt durchaus modern, aber im beſten und edelſten Sinne des Wortes, denn er bleibt ſtets gediegen.

Um ſeinen blühenden lebensfriſchen Geſtalten einen gehörigen Halt zu geben, kleidete er ſie in der erſten Zeit ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit meiſtens in Scenen der Mythologie. Man darf hier indeß nicht an die objective Plaſtik des Alterthums denken; den Apoll von Belvedere, die Venus von Milos, die Niobiden und den Laokoon muß man vor allen Dingen vergeſſen. Die Luft, welche uns aus dem Homer und dem Sophokles entgegenſtrömt, athmet man vor dieſen Kunſtwerken nicht ein. Selbſt die Art und Weiſe, wie Cornelius und Genelli in den jüngſten Tagen die helleniſche Sage behandelt haben, iſt außer Acht zu laſſen. Sohn's Göttergeſtalten ſind Menſchen unſerer Zeit, aber in vollendeten Muſtern aufgeſtellt. Der lebendige dramatiſche Ausdruck, die heftigen Bewegungen der Seele, die kühnen Stellungen der Leiber ſind es nicht, in welchen der Künſtler ſich auszeichnet, es ſind die anmuthigen, geſunden Formen, die lebensfriſchen Geſichter, die blühenden Glieder, welche ihm ſo vortrefflich gelingen.

Das erſte Bild auf dieſem Gebiete iſt der Raub des Hylas. Der ſchöne Jüngling ſitzt mit einem Waſſergefäße in der Hand am Uferabhange, ſein linkes Bein gleitet in die feuchten Wellen, das rechte ſtemmt er auf den Boden. Drei ſchöne Nymphen bemühen ſich, den Liebling des Herkules in die kryſtallenen Fluthen zu ziehen. Die erſte wendet ihre ſanften Blicke mit ſchmachtender, ſchwärmeriſcher Sehnſucht auf die jugendliche Geſtalt, ihn mit einem Arme umſchlingend, mit der anderen durch ſein wallendes Goldhaar ſpielend. Die zweite, dunkellockige, ſtreckt die Arme leidenſchaftlich nach dem Jüngling aus; die dritte, welche dem Zuſchauer den leuchtenden Rücken zuwendet, zieht das erſchreckte geliebte Menſchenbild an dem herabhangenden Fuße. Die zweite Darſtellung zeigt uns Diana im Bade. Auch hier ſehen wir mehrere nackte Frauengeſtalten im Augenblicke der Ueberraſchung und des Schreckens. Sie ſuchen alle ihre Reize zu verdecken. Eben ſo voll erhabener Nacktheit iſt das Urtheil des Paris. Here, Aphrodite und Pallas treten vor den troiſchen Königsſohn, der auf dem Ida ſeine Heerde hütet, und fordern von ihm ein Urtheil über ihre Reize, und der herrliche Jüngling trägt kein Bedenken, den entſcheidenden Apfel der herrlichen Gattin des hinkenden Vulkan zu geben. Trotz der Ueppigkeit der Gegenſtände iſt hier doch überall das feine Maß beibehalten, das ſich geziemend in den Schranken der Aeſthetik hält. Man muß ſogar geſtehen, daß der Künſtler zu reſervirt in ſeinen Gebilden auftritt.

Andere Gemälde des Künſtlers gehören dem romantiſchen Genre an und ſind den Stoffen nach, der Dichtkunſt entlehnt. Hieher gehört zunächſt Rinaldo und Armide. Die Scene iſt aus Torquato Taſſo's befreitem Jeruſalem gewählt und ſtellt den liebetrunkenen Helden in dem Zaubergarten des verführeriſchen Weibes dar. Das Bild iſt ein Ausdruck der glühenden ſinnlichen Liebe. Die Scene iſt dem Gedanken nach äußerſt üppig; ſie verführt die ſchweifende Phantaſie in ſinnliche Irrgärten; glücklicher Weiſe aber ſetzt die züchtige Bekleidung ihnen wieder die gehörigen Gränzen. Vergleicht man die Nachbildung mit dem Originale, ſo findet man freilich nicht den glänzenden, prächtigen Helden

und das hoch begabte Zauberweib des italienischen Dichters wieder. Rinaldo ist ein sehr schöner junger Mann, und Armida ein reizendes, anmuthiges Mädchen; sie bilden zusammen ein glücklich liebendes Paar. Hier ist nicht der Schwung des befreiten Jerusalem, aber eine wahrhaft reizende Scene wiedergegeben.

In einem andern Bilde hat der Künstler das große Wagniß unternommen, Shakespeare die Balkon-Scene aus Romeo und Julie nachzudichten.

Willst du schon gehn? der Tag ist ja noch fern!
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall.

So spricht Julie, und Romeo antwortet:

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.

Der Zuschauer hat den Anblick eines reich ausgeschmückten Zimmers mit einer Aussicht in den Garten, über dessen stillen Wipfeln der Morgen dämmert. Am Fenster befindet sich das Liebespaar in glühender Umschlingung. Romeo sitzt, zum Abschiede bereit, auf dem Geländer des Balcons. Julie, auf einem Schemel kniend, umschlingt ihn noch ein letztes Mal mit ihren weißen, runden Armen. Es ist die Scheidescene. Sehnsucht, Schwärmerei mischt sich in den schönen Gestalten mit dem Schmerze, einander lassen zu müssen. Ob der Maler den Dichter erreicht hat, das ist eine andere Frage. Das feine, geistreiche Wesen des poetischen Italieners und die tiefe, sinnige Natur seiner Geliebten sind freilich nicht erreicht, der Ausdruck gehört mehr der Sinnlichkeit als der geistigen Liebe an. Von diesem Standpunkt betrachtet ist aber das Bild vortrefflich.

Göthe's Torquato Tasso hat den Künstler ebenfalls zu zwei Bildern begeistert. Das erste sind die bekannten beiden Leonoren, welche auf einem offenen Balcone stehen, hinter dessen Geländer sich ein Blick in schöne Gärten aufthut. Die Prinzessin von Este

ſieht verſtimmt und ſchmerzlich erregt aus; ihre Freundin, die Gräfin von San Vitale, iſt ohne beſtimmten Ausdruck. Der erſteren fehlt die tiefe, poetiſche Innigkeit, der zweiten der ſcharfe, ausgeprägte, neckiſche Geiſt. Der dramatiſche Zuſammenhang geht auf dieſe Weiſe dem Bilde ab; aber nichts deſto weniger macht es einen erfreulichen und angenehmen Eindruck. Das andere Bild führt uns in prächtige, dichte Gärten, deren Vegetation übrigens ſo dicht iſt, daß man darin erſtickt. Marmorbilder leuchten, Springbrunnen rauſchen, und oben auf der Anhöhe ragt eine Villa im beſten italieniſchen Geſchmacke. Links im Vordergrunde an einer Grotte, deren Felſenwänden ein Quell entſpringt, liegt Taſſo hingeſtreckt, den Oberkörper an einen Säulenkopf gelehnt, ein Buch auf den Knieen, den Griffel in der Hand haltend. Er dichtet. Sein blaſſes, fieberhaftes Antlitz deutet auf geiſtige Arbeiten und viele Nachtwachen. Um eine Ecke biegen die oben genannten Frauen. Die Prinzeſſin ſchaut nach ihm herüber mit einem Blicke, der ſagen will: Wir dürfen den Poeten nicht ſtören. Ihre Freundin iſt auch hier ſo unbeſtimmt im Ausdrucke, daß man ſich ihre Seelenſtimmung nicht zu deuten weiß. Offenbar ſind die handelnden Perſonen zu loſe an einander geknüpft, denn man weiß in der That nicht, was man aus ihnen machen ſoll. Dem Künſtler iſt es aber auch nicht gelungen, ein tiefes pſychologiſches Gemälde zu liefern. Die Größe der Dichtung beſteht in ihrem dialektiſchen Zauber, in der feinen Ausprägung der Charaktere ohne beſondere Thaten, in der eleganten Behandlung der unbefangenen Befangenheit eines Hoflebens. Iſt das Alles geeignet, um in der bildenden Kunſt behandelt zu werden? Ich glaube, wir ſtimmen darin überein, daß ſich ſo etwas nicht malen läßt. Wenn Sohn dennoch ein Bild zu Stande gebracht hat, vor dem wir mit Behagen weilen, ſo ſind es offenbar die Reize ſeiner Darſtellung, die uns feſſeln.

Einige andere Gemälde von Sohn's Pinſel, eine Lautenſpielerin, die Schweſtern, die ein blondes und ein braunes Mädchen darſtellen, und einen Sänger, der vor zwei Mädchen ſpielt, will ich als Compoſitionen nicht beſonders beſchreiben. Auch über eine

Madonna, die in die erste Zeit des Künstlers fällt, will ich weggehen, denn hier ist offenbar nicht das Feld des Künstlers. Wohl aber bedarf es zur Verständigung einiger Worte über die Art und Weise, wie er componirt. Unstreitig ist hier nicht eben die starke Seite des Künstlers zu suchen. Seine sämmtlichen Werke abstrahiren von allem dramatischen Ausdruck, sie gehören immer in die Reihe der Zustandsbilder. Selten wählt er Stoffe, zu denen mehr als drei bis vier Gestalten erforderlich sind. Dabei zieht er stets die ruhige Situation der bewegten vor. Die wilde, leidenschaftliche Erregtheit ist nicht seine Sache. Ich habe nie ein verzerrtes Antlitz von ihm gesehen. Die friedliche, ruhige Schönheit ist sein Element. Darum arrangirt er mehr in seiner Zeichnung, als daß er componirt. Freilich gewinnen seine Werke dadurch eine gewisse Einseitigkeit, aber sie sind in dieser Einseitigkeit so vollendet durch ihre schöne, abgerundete Linienführung, durch die gesunde Fülle ihrer Gestalten, durch die Sinnlichkeit ihres Ausdrucks, daß man sie unendlich viel lieber sieht, als sonst noch so geistreich experimentirte, aber kalt lassende künstlerische Combinationen. Das ist denn auch die Ursache gewesen, daß seine Bilder zahllos durch Lithographie und Kupferstich vervielfältigt worden sind. Und wer sieht sie nicht gern, diese herrlichen Frauengestalten, selbst auf Blättern, wo ihnen der Reiz der Farbe abgeht?

Die trefflichen Eigenschaften, welche Ihnen hoffentlich aus meiner Darstellung hervorleuchten, befähigen Sohn vorzugsweise zum Portraitmaler, und zwar des weiblichen Geschlechts. In dieser Beziehung hat er denn auch seine besten Werke geliefert, die deshalb um so mehr Bewunderung verdienen, weil ihre Zahl endlos ist. Selbst in Paris, wo dieser Luruszweig der Kunst besonders cultivirt worden ist, habe ich kaum bessere Bildnisse gesehen. Unstreitig ist er hier ein Meister ersten Ranges, und seine Gemälde werden aus unserer Zeit in die Nachwelt leuchten, wie die Meister aus alten Tagen in unsere Gegenwart strahlen. Der Portraitmaler ist leider genöthigt, viele uninteressante Köpfe wiederzugeben. Sohn aber ist selbst hier edel und treu; denn er weiß mit seiner Best-

achtungsgabe jedem Antlitz die beſten Seiten abzugewinnen. So hat er denn ſelbſt alte Damen überraſchend dargeſtellt. Wenn ihm aber die Schönheit entgegentritt, wie hinreißend weiß er dann zu wirken! Wie manche fromme holde Blondine, mit keuſchen, reinen Geſichtszügen hat er hingezaubert, wie manche ſchelmiſche Brunette mit ſchalkhaften Augen und neckiſchem Munde hat er treffend und unwiderſtehlich geſchildert! In ſolchen Darſtellungen wird er zum ſchwunghaften Dichter. Man denkt an die kühnen und blühenden Schilderungen Taſſo's und Byron's. In ſeinem eigenen Hauſe kann man einen ſolchen Frauenkopf ſehen. Man muß ſich entzücken vor dieſer dunkeln, prächtigen, mächtigen Geſtalt, die uns im Schmuck ihrer Löwenlocken ſo tief und gewaltig aus dunkelſchattigen Augen anſchaut. Welche leuchtende Stirn, welche edle Naſe, welcher ſchwellende Mund, welcher köſtliche Nacken! Wie groß und einfach iſt dieſe ganze Erſcheinung aufgefaßt! Man denkt dabei an die herrliche Beſchreibung Platen's:

Wie ſtürzte ſonſt mich in ſo viel Gefahr
Ein krausgelocktes Haar
Und eines Feuerauges dunkler Blitz,
Und, ach, zum Reden ſtets bereit,
Der Rede holder Sitz,
Ein ſüßer Mund voll ſchöner Sinnlichkeit!

Die Kunſt ſpricht hier ſo lebendig, wie die Natur. Man iſt ganz bezaubert von dem Gegenſtande, man vergißt in dieſer völligen Hingebung an das Bild die meiſterhafte Hand, die es geſchaffen hat. Aber die Reflexion kommt nach, und wir werden erfüllt von Dank für den Künſtler. Wie herrlich weiß er den Eindruck eines ganzen Menſchen in einem Punkte zu concentriren! Hier iſt Sohn auf dem eigentlichen Felde, das ihm die Natur als ewiges, ſicheres und feſtes Eigenthum angewieſen hat. Seine Bilder aus der Mythologie und romantiſchen Dichtung haben mich nie ganz befriedigt, wohl aber ſeine Portrait-Geſtalten. In jenen ſtören mich häufig die Mängel der Compoſition, in dieſen herrſcht, wenn ihn der Gegenſtand wahrhaft ergreift, die Vollendung.

Soll ich noch etwas über die Zeichnung und das Colorit des Malers hinzufügen? Ich hoffe, ſeine Meiſterſchaft wird in

dieſer Beziehung ſchon aus der Schilderung der obigen Bilder hervorgehen. Edle Grazie, lieblicher Schwung, feine Abrundung, das iſt der Charakter aller ſeiner Linien. Er iſt nicht allein ein ſtrenger, ſondern auch ein ſchönfühlender Zeichner. Seine Farbe iſt, wenn nicht die tiefſte, doch die lockendſte der Schule. Seine Incarnation iſt klar, durchſichtig, frei von allen unnöthigen Schatten, dabei aber kräftig und überaus friſch. Daſſelbe gilt von ſeinen Gewändern. Der Künſtler entwickelt einen eleganten und blühenden Geſchmack in der Wahl der Stoffe und Kleider. Zugleich zeigt ſich überall die köſtlichſte Harmonie in der Abſtufung der Töne. Die Landſchaft, die nicht ſelten ſeinen Bildern beigegeben iſt, hat immer jene ſtylvolle Behandlung, wie wir ſie bei den Venetianern mit Freude betrachten. Seine Gegenden ſind einfach, üppig, friſch, aber ihre Vegetation und der Himmel, der darüber ſtrahlt, iſt ſtets in einer Weiſe untergeordnet, daß die Figuren nie ihre hauptſächliche Wirkung verlieren. So iſt Karl Sohn eine der erſten Größen der rheiniſchen Kunſt.

Sowohl die lockende Richtung des Künſtlers, wie ſeine glänzende Anerkennung, waren die Urſachen, daß ihm viele Jünger auf dem betretenen Pfade folgten. Außerdem liegt etwas in der Luft des Jahrhunderts, daß gerade Gegenſtände durch Behandlung dieſer Art großen Beifall gewonnen haben. Es iſt dies die luxuriöſe, prachtliebende Tendenz, welche auch dem Salonsleben der Gegenwart zum Grunde liegt. Unter den vorhergehenden Malern habe ich ſchon mehrere genannt, deren Bilder in einzelnen Zügen an Sohn erinnern. Fay's Cleopatra, Volkhardt's Tancred und Erminia, Schrader's Orientalinnen und Karl Andreae's Zeichnungen zeigten offenbar den Einfluß des Meiſters. Entſchiedener aber treten mehrere Andere als ſeine Zöglinge hervor. Hierher gehört zunächſt Georg Kannengießer aus Mecklenburg-Strelitz, der in einer Darſtellung der Thisbe, ſo wie eines am Seeſtrande ſchlafenden Mädchens, das im Schatten dichten Laubwerks ausruht, ein lebendiges Talent für ſinnliche Auffaſſung an den Tag gelegt hat. Derſelbe hat Düſſeldorf indeß, ohne zur eigentlichen vollendeten Durchbildung gekommen zu ſein, verlaſſen, um ſeine

Studien in Italien fortzusetzen. Nach der Mythologie hat H. Steinfurt aus Hamburg einige beachtenswerthe Bilder gemalt, unter denen Diana und Aktäon und die Erziehung des Jupiter besonders zu nennen sind. So sehr diese Bestrebungen auch anerkannt werden müssen, so hat man doch immer Bedenken dabei. Die griechische bildende Kunst hat unter den Hellenen selbst so vollständige und unerreichbare Triumphe errungen, daß es den Nachgebornen schwerlich gelingen wird, neue Entwicklungen auf diesem Felde hervorzurufen. Derselbe lieferte später auch einige treffliche Altarblätter. In einer Charitas hat A. Eibe aus Hamburg, sich als einen begabten und ernsten Künstler erwiesen. Die Gruppe der blühenden Mutter mit ihren herrlichen Kindern, im Halbschatten eines dichtbelaubten Baumes, gehörte zu den gesundesten und erquicklichsten Gemälden aus dem jüngeren Nachwuchs der Schule. Die Composition bewies eine seltene Rundung und Reife, und das Colorit war durchaus gelungen. H. Becker aus Hamburg strebt ebenfalls der Sohn'schen Richtung nach.

Während die genannten Künstler Düsseldorf schon alle verlassen haben, besitzt die Schule in L. des Coudres aus Kassel ohne Zweifel den begabtesten Nachfolger der Sohn'schen Richtung. Die Zahl seiner Bilder ist bis jetzt nicht sehr groß, wenigstens kenne ich nur seine Francesca de Rimini nach Dante und seine büßende Magdalena, so wie einige Portraits. Was die erstere betrifft, so finden sich in der Composition gerade keine besonders hervorstechenden Eigenschaften, dafür muß die Ausführung aber wahrhaft meisterhaft genannt werden. Wir stoßen hier auf eine Erscheinung, die auch bei berühmten alten Coloristen nicht selten ist, bei denen die Malerei die Erfindung bei weitem übertrifft. Ein im Colorit hervorstechenderes Bild, als die Magdalena, ist aber von der hiesigen Schule kaum geliefert worden. Dasselbe kann als Muster fleißiger, verständiger, klarer malerischer Behandlung betrachtet werden und überbietet in seiner Weise selbst die Arbeiten Sohn's. Ein gleiches Lob verdienen manche trefflich aufgefaßte und vorzüglich ausgeführte Bildnisse des Künstlers.

Schließlich gehören noch einige Damen in diesen Kreis. Die

talentvollſte Schülerin Sohn's iſt Frau Maria Wiegmann, geborene Hanke, die in mehreren Elfen-Darſtellungen, ſo wie in einer Damajanti, das unzweifelhafteſte Zeugniß eines reichen duftigen Talentes, ſo wie es faſt nur den Frauen eigen iſt, an den Tag gelegt hat. In ihrer tanzenden Zigeunerfamilie, die vor einer ariſtokratiſchen engliſchen Familie im Garten eine Cottage tanzt, hat ſie ebenfalls ein anmuthiges Werk geliefert. Zarte, weiche Empfindung, anmuthvolle Zeichnung und ſanfte, ſchwellende Farben geben ihren Bildern einen eigenthümlichen Reiz. Dieſelben Eigenſchaften bewundern wir bei ihren Bildniſſen, die zugleich trefflich charakteriſirt ſind und häufig die mitſtrebenden Männer in den Hintergrund ſtellen. Andere talentvolle Schülerinnen deſſelben Meiſters ſind Fräulein Amalie Benſinger, Toni Schnitzler und L. von Martens.

Ich habe Ihnen übrigens hier nur diejenigen Künſtler genannt, welche ſich die Innerlichkeit des Meiſters anzueignen ſtreben. Was die Form und das Colorit angeht, ſo hat Sohn auch noch in weiteren Kreiſen durch die Klarheit und Schönheit ſeiner Vorbilder höchſt vortheilhaft gewirkt. Sein edler Naturalismus war eine Gabe, die der ganzen Schule zu Gute kam, indem er den Jüngeren als Beiſpiel diente. Selbſt durch die Nachahmung ſeiner äußerlichen Vorzüge haben Manche Dinge erreicht, die ſich ganz hübſch anſehen, wenn ihren Werken auch der innere Kern durchaus abgeht. Wir werden dies ſpäter bei den Vertretern des lyriſch-romantiſchen Genre's ſehen.

XVI.

Theodor Hildebrandt.

Theodor Hildebrandt, geb. 2. Juli 1804 zu Stettin, iſt der Richtung nach eng verwandt mit Sohn. Seine Individualiſirung iſt indeſſen doch ſehr verſchieden von derjenigen ſeines mitſtrebenden Genoſſen. Es fehlt ihm offenbar der veredelnde

poetiſche Schwung des Erſteren, dafür aber beſitzt er die Poeſie der naturtreuen Anſchauung und Darſtellung in einem noch höheren Grade. Die kleinſten und minutiöſen Beſonderheiten der gemalten Gegenſtände bringt er bis zur wunderbarſten Täuſchung zur Erſcheinung. Aber indem er das Detail bis in ſeine ſubtilſten Faſern verfolgt, läßt er doch nie den Totaleindruck aus den Augen. Bewundert man bei ſeinen Gemälden die unendliche Naturtreue, ſo freut man ſich doch auch ſtets der künſtleriſchen Ueberwältigung in der Ganzheit ſeiner Werke. Bei der Darſtellung eines Möbels, eines Stückes Architektur, eines Gewandes, trifft man dieſelbe Liebe, wie in ſeinen menſchlichen Geſichtern und Geſtalten. Da es ihm ſtets um die höchſte Wahrheit zu thun iſt, ſo vermeidet er jeden übertriebenen Effect. Jede Verſtärkung und Abdämpfung des Lichtes liegt ihm fern, und dennoch bleibt ſein Vortrag ſtets voll Kraft und Leben. Dabei faßt er ſeine, zumeiſt einfachen Gegenſtände, gedrängt und feſt zuſammen. Sein Weſen beſteht faſt überall in einer deutſchen Gründlichkeit.

Dieſe einleitenden Worte werden keinen Zweifel übrig laſſen, daß die Hauptrichtung des Künſtlers in einem reinen Naturalismus beſteht. Was ſeine Gegenſtände betrifft, ſo geht er hier ähnlich zu Werke, wie Sohn, indeß ſind doch die mythologiſchen Darſtellungen ausgeſchloſſen. Seine Compoſitionen haben ebenfalls die Eigenſchaft, daß ſie hinter der Ausführung zurückbleiben. Sie ſind nur der Malerei wegen da und ebenfalls immer nur ſo gewählt, daß ſie die Bravour des Pinſels vorzugsweiſe zu zeigen vermögen. Man kann ſie in das Gebiet des romantiſch-lyriſchen Genre's rechnen. Er hat ſie theilweiſe dem Leben, theilweiſe der Poeſie entnommen. Die letzteren, namentlich wo er aus Shakeſpeare ſchöpft, der bekanntlich treu an der Geſchichte hält, haben nicht ſelten einen hiſtoriſchen Anſtrich. In die Geſchichte ſelbſt hat er ſich eigentlich nicht gewagt; denn man kann von ſeiner Judith kaum ſagen, daß ſie in dieſes Gebiet einſchlage, weil die Behandlung bibliſcher Gegenſtände gewöhnlich ſehr willkürlich geſchieht, und weil zu dieſen conventionellen Gemälden nur das Studium alter Meiſter erforderlich iſt, um ihnen einen beſtimmten

Charakter aufzuprägen. Uebrigens hat auch Horace Vernet durch seine eigenthümliche, lebenskräftige Behandlung derartiger Gegenstände, einen so neuen Weg eingeschlagen, daß man die Bilder nach alten Schablonen nicht mehr gern sieht.

Ich kann gerade nicht behaupten, daß die Gemälde, welche sich an die Dichtung anlehnen, in der Composition gelungen seien. Hierher gehören aus seiner ersten Zeit Romeo und Julie nach Shakespeare, und Tancred und Clorinde nach Tasso. Sie sind beide in jener romantischen musikalischen Stimmung empfunden und gemalt, welche die erste Zeit der Düsseldorfer Schule charakterisirt. Unendlich viel gelungener ist der Mord der Söhne Eduard's IV. von England. Zur Charakteristik des Bildes setze ich die Scene aus Richard III. hieher:

Geschehn ist die tyrannisch blut'ge That,
Der ärgste Gräuel jämmerlichen Mords,
Den jemals noch dies Land verschuldet hat.
Dighton und Forrest, die ich angestellt
Zu diesem Streich ruchloser Schlächterei,
Zwei eingefleischte Schurken, blut'ge Hunde,
Vor Zärtlichkeit und mildem Mitleid schmelzend
Weinten wie Kinder bei der Mordgeschichte.
O so, sprach Dighton, lag das zarte Paar!
So, so, sprach Forrest, sich einander gürtend
Mit den unschuld'gen Alabaster-Armen;
Wie Rosen Eines Stengels ihre Lippen,
Die sich in ihrer Sommerschönheit küßten!

Die Kinder und die Mörder sind auf dem Bilde getreu nach diesen Versen wiedergegeben, so daß ich mich auf keine weitere Beschreibung einzulassen brauche. Paul Delaroche hat denselben Gegenstand behandelt, aber er hat sich nicht an den Dichter gehalten, sondern die Geschichte mit einer neuen Auffassung behandelt. Ohne Zweifel ist er viel geistreicher gewesen, indem er die Knaben auf dem Bette sitzend darstellt, verwacht und ahnungsvoll dem düsteren Geschick entgegenharrend, während der kleine Hund und das durch die Thürspalte dringende Licht die unheimlichen Schergen erwarten läßt. Hildebrandt hat dagegen das Kinderleben

ſo reizend und ſüß dargeſtellt und das Bild mit einer Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt, die es zu einer wahren Perle macht. Ein anderes Bild des Künſtlers iſt der ſterbende Cardinal Wolſey, der zu Leiceſter im Kloſter vom Abt und von den Mönchen empfangen wird. Daſſelbe iſt ebenfalls der Erzählung des großen Briten in ſeinem Heinrich VIII. entnommen, aber weniger gelungen. Die Compoſition zeigt nur dürre, trockene Züge von Mönchen ohne alle beſondere Anregung, weil dem Gegenſtande die That fehlt. Dagegen iſt Othello, der dem Brabantio und der Desdemona die wunderbare Geſchichte ſeines Lebens erzählt, wieder ausnehmend intereſſant. Rechts im Bilde erzählt der Mohr mit lebendiger Bewegung, aber dem Zuſchauer den Rücken in der Weiſe zuwendend, daß wir gerade ſein nicht reizendes Profil ſehen. Vor ihm aus dem Gemälde herausblickend, ſitzt der alte Venetianer mit ſeiner reizenden Tochter, die eben ihr Herz an den kühnen Abenteurer verloren hat. Außerdem zeigt das Bild noch einen Pagen, welcher beauftragt iſt, Früchte darzubieten, aber mit offenem Munde lauſchend daſteht. Durch ſchlanke Arcaden erblicken wir die Lagunen und die ſeltſame Meerſtadt. Das ganze Bild macht den Eindruck üppigen Reichthums. Die Geſichter ſind vortrefflich charakteriſirt und die Stoffe mit einer wunderbaren Meiſterſchaft gemalt. Man kann ſich nicht enthalten, an Titian zu denken. Aber leider iſt das Bild nur ein Zuſtandsbild. Uebrigens zeigt ſich doch in all dieſen Darſtellungen, ſo wie in ſeinem letzten Bilde, der Sterbeſcene des Königs Lear, eine höchſt liebenswürdige Treue in der Nachahmung der Dichter.

Viel mehr der Natur des Künſtlers entſprechend ſind ſeine Genrebilder, weil ſie ihn ſeinem eigentlichen Gebiete, der Portrait-Malerei, näher führen. Hierher gehört ſein ruhender Räuber, der mit der Zeit der Leſſing'ſchen Räuber zuſammenfällt und wohl nur den Werth eines guten Bildniſſes hat. Ausgezeichneter iſt der Krieger mit ſeinem Kinde. Es iſt ein friſcher, blühender Mann in den kräftigſten Jahren, umkleidet von einem blanken Panzer, der ſeinen geſunden Knaben trägt, welcher ſich in dem blanken Erz wiederſpiegelt. Nicht minder vortrefflich iſt der kranke

Rathsherr mit ſeiner Tochter. Freilich fehlen dieſen Gemälden tiefe Gedanken, ihre Poeſie liegt nur in ihrer geſunden, lebensfriſchen Wahrheit, ähnlich jenen niederländiſchen Bildern, die uns eben durch ihre Naturtreue ſo ſehr entzücken. Warum ſollten wir uns ſolcher Schöpfungen aber nicht von Herzen freuen? Es iſt ja der Puls des köſtlichſten Lebens, der uns hier entgegenpocht. Ich für meinen Theil bedaure es ſehr, daß der Künſtler nicht mehr Gemälde dieſer Art gemacht hat. Die allzu große Genauigkeit, mit welcher er dem Dichter folgt, beengt und hemmt nicht ſelten ſein naturaliſtiſches Talent. Hier dagegen zeigt er ſich unbefangen und unbeirrt, ganz wie er leibt und lebt. Er erinnert ſogar mitunter an die lebensvollen Bilder des Niederländers van der Helſt.

Hieran ſchließen ſich ſeine köſtlichen Darſtellungen aus dem Kinderleben, deren Hauptverdienſt ebenfalls in der treuen, friſchen Darſtellung jugendlicher Geſtalten beſteht. Zwei ſchon erwähnte Bilder, nämlich die Söhne Eduard's und der Krieger mit dem Kinde, laſſen auf dieſe Neigung ſchließen. Indeß tritt dort neben der Jugend auch das Alter auf. Ganz ohne dieſen Gegenſatz, als reine Bilder der Blumenzeit des Lebens, erſcheinen dagegen einige in kleinem Maßſtabe gehaltene Gemälde. Es ſind dies zunächſt die Kinder im Kahne, die noch ganz und gar den romantiſchen Charakter der Düſſeldorfer Anfänge an ſich tragen. Auf einem Teiche läßt ſich ein Knabe mit einem Mädchen ſorglos hintreiben. Sie rudern nicht, ſie ſitzen in ſtiller Behaglichkeit und ſcheinen ſich der ſchönen umgebenden Natur zu freuen. Das einzige Leben zeigt ſich in dem Umſtande, daß der junge Fant ſich über die Flut beugt, um ſeiner Geſpielin eine Waſſerroſe zu pflücken. Das Coſtume iſt dem Geſchmack der Zeit entſprechend, in welcher das Bildchen gemalt wurde, mittelalterlich. Man hat vor dem Ganzen den Eindruck eines lieblichen Märchens. Ein anderes kleines Gemälde ähnlicher Art führt uns in eine gothiſche Kirche, wo vier ſingende Chorknaben in anmuthigen Stellungen knieen. Das katholiſche Kirchenleben am Rhein, welches oftmals ähnliche Erſcheinungen darbietet, hat dem Künſtler dieſes reizend ausgeführte Motiv an die Hand gegeben. Endlich gehört hierher

die Märchen-Erzählerin, welche in einer einsamen abendlichen Stube einen Kinderkreis um sich versammelt hat, dessen einzelne Mitglieder mit gespannter Aufmerksamkeit der Alten zuhören. Hier ist freilich auch wieder das Alter mit der Jugend verbunden, der kleine Umfang des Bildchens bestimmt mich indessen, demselben hier eine Stelle zu geben. Weniger gelungen scheint mir ein Kinderkreis, der erwartungsvoll vor einer Thüre steht, welche sich öffnen soll, um der gespannt harrenden Schaar die Freuden des Weihnachtsbaumes zu zeigen.

Bei Weitem trefflicher als in all den genannten Bildern ist Hildebrandt aber im Portrait. Hier theilt er offenbar mit Sohn den höchsten Preis, nur mit dem Unterschiede, daß er sich am meisten durch seine männlichen Bildnisse auszeichnet, während Jener am größten in der Darstellung der weiblichen Natur ist. Jeder von ihnen ist vielleicht etwas zu einseitig auf seinem Felde, aber sie ergänzen sich in dieser Beziehung wie ein Dioskuren-Paar, so daß die Mitglieder der deutschen high life, die nach Düsseldorf kommen, um sich malen zu lassen, lange Zeit ohne Wahl in ihren weiblichen Mitgliedern zu Sohn und in ihren männlichen zu Hildebrandt wandelten. Was den Letzteren übrigens auch hier wieder vom Ersteren unterscheidet, ist, daß er mit Umgehung jeder Idealisirung nach der höchsten Naturtreue strebt. Daraus folgt schon von selbst, daß er nicht der Maler der veredelten Schönheit ist, wie sein Genosse, sondern der nackten Wahrheit. Während Sohn die Natur veredelt, sucht er sie nur in ihrer strengsten Gegebenheit darzustellen. Er nimmt seinem Gegenstande nichts und gibt ihm nichts, er will ihn nur treu charakterisiren. Dadurch aber hat er oftmals Resultate erreicht, die wahrhaft bewundernswerth sind. Die Aehnlichkeit, welche seine Bildnisse mit den dargestellten Personen haben, ist die wahrste, die man sehen kann. Man glaubt dabei mitunter, die gemalte Gestalt werde gleich zu reden anfangen. Besonders gelungen sind manche Bildnisse älterer Männer, zumal wenn die dargestellten Personen jene eigenthümliche Menschenfreundlichkeit in ihren Zügen tragen, welche dem wohlwollenden Künstler selbst in

hohem Grade eigen ist. Nicht alle Bilder Hildebrandt's haben indessen diese Vorzüge. Aber man weiß ja, daß der beste Meister nicht immer ein Meister ist. Mit diesen Eigenschaften hat der Künstler jedenfalls den Ruhm, daß er der reinste, ungeschminkteste, wahrste Naturalist der Düsseldorfer Schule ist.

XVII.

Eduard Steinbrück.

Ich komme nunmehr in die Region des romantisch-lyrischen Genre's, von dem schon so oft die Rede gewesen ist, weil es eben der Grundcharakter der ersten Blüthe der Düsseldorfer Schule war. Sie werden fast bei allen Künstlern, die ich Ihnen vorführte, die Bemerkung gemacht haben, daß sie in einer früheren Periode eine Zeit lang dieser Richtung angehörten. Schadow, Hübner, Bendemann, Rethel, Lessing, Sohn und Hildebrandt haben derselben ihre gleichmäßigen Opfer gebracht, aber sie haben alle jene Zeit überwunden und sind in andere Bahnen gelangt. Allein es gibt eine Menge von Künstlern, welche entweder nur in dieser Richtung von Bedeutung sind oder noch fortwährend darin beharren. Gegenwärtig liegt jedoch auf diesem Felde unzweifelhaft der wunde Fleck der rheinischen Malerei, indem die Romantik in ihr noch fortdauert, während sie in ihrer weichen, dämmernden und schwebelnden Existenz eigentlich keine Lebens-Berechtigung mehr besitzt, weil die Geschichte des Vaterlandes und der Welt sie längst überwunden hat. Dieses noch fortwährende Wiederholen von Darstellungen der Märchen- und Sagenwelt nach Tieck, Uhland, Kerner und den mittelalterlichen Dichtern, hat durchaus seinen Halt in einer Zeit verloren, welche entweder thatsächliche Geschichte oder blühende Natur verlangt. Hier ist offenbar die Achilles-Ferse zu finden, nach welcher die Kritik noch fortwährend ihre scharfen Pfeile absendet. Die Kritik könnte indeß doch einiger-

maßen gewiſſenhafter zu Werke gehen. Im übrigen Deutſchland iſt nämlich faſt noch überall die Meinung verbreitet, es würden in Düſſeldorf nur Heiligen- und romantiſche Bilder gemalt. Wäre dies der Fall, ſo wären die Schmähungen, die man ſo häufig in den Tagesblättern findet, nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung. Gegen den ſüßlichen Styl von früher iſt gewiß Niemand mehr eingenommen als ich; dagegen glaube ich aber dargethan zu haben, daß es auch Künſtler im edelſten Sinne der Gegenwart hier am Rheine gibt. Noch mehr aber wird ſich dieſes herausſtellen, wenn ich zu den Volksmalern und Landſchaftern übergehe.

Das größte Talent unter den Romantikern iſt Eduard Steinbrück, geboren 3. Mai 1802 zu Magdeburg. Ich habe lange gezweifelt, ob ich ihm gerade hier einen Platz anweiſen ſollte; denn er iſt auch bibliſcher und mythologiſcher Maler und hegt vielleicht ſelbſt die Meinung, daß er in dieſen Richtungen bedeutender ſei als im Genre. In ſeiner Total-Erſcheinung aber gehört er ohne Zweifel an dieſe Stelle; denn wenn man auch ſeine in die chriſtliche Sage und die griechiſche Mythe einſchlagenden Bilder betrachtet, ſo findet man in ihnen eine entſchieden romantiſche Auffaſſung. Seine Heiligen und ſeine heidniſchen Götter ſind in einem Gefühle empfunden, in welchem wir ſie auch bei Tieck und den beiden Schlegel wiederfinden, wo dieſe ſich in das Alterthum verlieren. Ueberhaupt kann man in unſerer Zeit kaum einen treueren Anhänger der Romantik finden als Steinbrück, wenn er es auch iſt, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Bei ſeinen Bildern überkommt man dieſelbe Stimmung, die man etwa bei der Lecture des Phantaſus empfindet. Es ſind lauter umduftete und umdämmerte Anſchauungen, die übrigens einen beſtimmten Reiz ausüben. Er iſt dabei äußerſt fein in der Ausführung, ſeine Zeichnung iſt frei von jedem Tadel, und ſeine Malerei iſt durchaus rund und ſaftig. Seine Werke machen ſtets einen delikaten und reinen Eindruck. In ſeiner ganzen Erſcheinung zeigt ſich eine große Aehnlichkeit mit Julius Hübner; doch iſt er weicher und weiblicher und nicht wie dieſer im Stande, ſich zu kräftigen Stoffen zu erheben. Seine Arbeiten erſcheinen dagegen,

wenn er auch ſchwächere Gegenſtände behandelt, fertiger und poetiſcher aufgefaßt und dargeſtellt.

Ich zeige Ihnen den Künſtler zunächſt auf dem Felde, auf dem er am glücklichſten iſt. Wir müſſen zu dieſem Zwecke ſo recht in die ſelig entſchlafene Romantik zurück wandern.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Die beſten Bilder des Künſtlers ſind ihren Stoffen nach den Werken des Dichters entlehnt, welcher dieſe Verſe geſungen hat. Seine Genovefa hat zur Zeit ihre entſchiedene Wirkung gemacht. Inmitten eines Waldes an einer abhängigen Stelle ſehen wir die liebende, duldende Mutter mit ihrem ſchönen Kinde, während hinter ihr aus dem Gehölze die rettende Hirſchkuh tritt. In Form und Stimmung iſt das Bild gelungen, aber die Auffaſſung läßt Vieles zu wünſchen übrig. Es fehlen dieſem Weibe durchaus jene Eigenſchaften, welche die Mutter als ſolche charakteriſiren. Von dem Geiſte der Sage, der die Ausdauer, die Kraft und den Muth des Weibes ihrem Kinde gegenüber ſchildert, das gerettet werden ſoll und muß, iſt hier wenig zu finden. Die Stimmung dieſer Frau iſt eine weichliche, ſentimental klagende. Sie hat wohl den Schmerz für ſich und ihr Kind, aber nicht die Stärke, die drohenden Gefahren des Verhungerns abzuwenden. Ein anderes allerliebſtes Bildchen iſt das Rothkäppchen, das mit dem Hunde plaudert. Daſſelbe tritt zwar eher als ein ſimples Bauermädchen, denn als das Wunderkind des Märchens von Tieck auf, aber auch in dieſer beſcheidenen Anſpruchsloſigkeit macht es einen guten Eindruck. Das ausgezeichnetſte Werk des Künſtlers auf demſelben Gebiete iſt jedenfalls ſeine Darſtellung der Elfen, nach dem gleichnamigen Märchen deſſelben Dichters. Hier ſehen wir das allerliebſte Menſchenkind, welches uns die Erzählung vorführt, auf einem Teiche zwiſchen hohem Schilf in einer Muſchel ſchwimmen. Die kleinen niedlich geformten Geiſter des naſſen Elementes umgeben daſſelbe in buntem, luſtigem

Getriebe, indem ſie neben dem kleinen Liebling herſchwimmen, ſein zierliches Schiffchen ziehen, auf Schneckenmuſcheln muſiciren und ſich in kecken Bewegungen um die ſaftigen Waſſerpflanzen winden. Jedenfalls iſt dies die beſte Arbeit Steinbrücks und eben deshalb auch oft wiederholt worden. Eine andere Darſtellung aus demſelben Märchen, auf welcher die Elfen einen Baum erklettern, iſt weniger gelungen. Aehnliche Werke ſind ſeine Nymphe der Düſſel und Undine im Kahn nach Friedrich de la Motte Fouqué.

Wie reizend alle dieſe Gegenſtände nun auch behandelt ſind, ſo glaube ich doch, daß der Künſtler ſich mit ihnen in eine Region verſtiegen hat, welche wohl kaum der Malerei angehören möchte. Wenn ſie überhaupt der bildenden Kunſt angehören, ſo bedürfen ſie aber jedenfalls der leichteren arabeskenartigen Behandlung; denn ſie müſſen mit jenem eigenthümlichen duftigen Hauche bearbeitet ſein, welcher ihnen auch in der Sage anhaftet. Der Farbe in dem geſchloſſenen Bilde dürfte es aber kaum gelingen, jene unbeſtimmt gefärbten und rahmenloſen Stoffe zu überwältigen. Dem Worte des Dichters und der Kunſt der Töne iſt es wohl möglich, die eigenthümlichen märchenhaften Stimmungen wiederzugeben, ſchwerlich aber wird es der Kunſt, die feſte Umriſſe und concrete Geſtalten erfordert, um vollendet zu erſcheinen, jemals gelingen, hier erſprießliche Reſultate zu erzielen. Der Künſtler muß hier unwahr ſein, um wahr zu erſcheinen, er muß unnatürlich zu Werke gehen, um die Natur der Sage zu erfaſſen. Ich weiß nur zwei Künſtler, die mit wahrhaftem Erfolge auf dem märchenhaften Gebiete gearbeitet haben. Sie heißen Caspar Scheuren und Eugen Neureuther. Dieſelben hüten ſich aber wohl weislich, ſich der Oelfarbe zu bedienen. In luftigen, hoch aufgethürmten Arabesken geben ſie ihre Stoffe wieder und bringen dadurch allerdings Werke hervor, bei deren Anſchauung man ſich auf das märchenhafte Gebiet verſetzt glaubt. Von Steinbrück kann man das jedoch nicht behaupten. Selbſt ſein gelungenſtes Bild, die Elfen, iſt viel zu materiell und ſtofflich, um die Wirkung des Tieck'ſchen Märchens hervor zu bringen.

Mehrere Bilder aus dem Kinderleben, welche Steinbrück gemacht hat, gehören dem gewöhnlichen Genre an. Es ſind dies ſeine betenden Mädchen und ein Fries von Kindern, die ſich den verſchiedenſten Spielen des jugendlichen Alters hingeben. Sie ſind ganz ohne alle Prätenſion gemalt und machen einen ſehr wohlthätigen Eindruck, wenn ſie auch gerade nach Linien und Farbengebung nicht zu ſeinen beſten Werken gehören. Das Gefühl, das den Künſtler bei ihnen leitete, trägt übrigens wie bei den früheren den Charakter einer ziemlich weichlichen Romantik an ſich.

In einigen Darſtellungen hat Steinbrück ſich auch in die antike Welt gewagt, und in ſo fern ſolche Dinge einem reinen Romantiker gelingen können, darf man ſie allerdings gelungen nennen. Man muß ſich hier indeſſen die große, ſtolze und einfache Antike in daß kleine Genre der Gegenwart überſetzt denken. An die Stelle der Erhabenheit iſt die Lieblichkeit, an die Stelle der Klarheit die Schwärmerei getreten. Will man dieſen Standpunkt gelten laſſen, ſo erſcheint die lauſchende Thisbe des Künſtlers allerdings als ein hübſches Werk. Die Localität zeigt im Hintergrunde die geſprungene Mauer, vor derſelben liegt ein Brunnen, grüne Bäume überſchatten die Stelle. Der einſame Ort wird durch die ſchlanke, feine Geſtalt eines blühenden Mädchens belebt, das ſich an die Wand lehnt und ihr allerliebſtes Köpfchen mit reizender Anmuth an die Spalte beugt. Die Formen erſcheinen kindlich jung, das rothe Gewand iſt an der Hüfte aufgerollt und läßt Füße und Oberkörper enblößt. Die meerentſteigende Venus, umgeben von Amoretten, iſt ebenfalls von Steinbrück ſehr anmuthig und reizend behandelt worden. Der ſchöne Körper der Göttin erhebt ſich in leichter Stellung auf einer Muſchel und die lieblichen Kindergeſtalten umher bringen der Göttin der Liebe den gern bewilligten Tribut. Vergleicht man dieſe Arbeiten mit denen Sohn's auf demſelben Felde, ſo findet man wohl mehr Gedanken darin, aber es fehlt ihnen die derbe, friſche Natürlichkeit ſeines Genoſſen. Beſonders die Sinnlichkeit iſt zu ſchwächlich für die ſtolzen Erfindungen des helle-

nischen Geistes. Wie bei diesem Künstler erscheint ungefähr die Frau Venussin in der Sage vom getreuen Eckhardt, nämlich der Art abgeschwächt und entfärbt, daß ein Grieche sie nicht wieder erkennen würde..

Endlich hat der Künstler auch die biblische Geschichte in seiner romantischen Art behandelt. Zunächst muß ich hier einer Hagar gedenken, welche in die erste Zeit seines Düsseldorfer Aufenthaltes fällt. Die alttestamentarische Genovefa ist in demselben Sinne behandelt, wie die mittelalterliche, freilich mit dem Unterschiede, daß die Kleidung einer früheren Zeit und die Localität der Wüste angehört. Sonst findet man hier dieselbe weiche, verzweifelnde Mutter, die alle Hoffnung auf Rettung hingegeben hat. Aus dem neuen Testament sind verschiedene Stoffe von Steinbrück bearbeitet worden. Zunächst gehört hierher seine heilige Nacht. Erinnerten nicht Form und Behandlung an die Gegenwart, so könnte man das Werk als ein mittelalterliches ansehen. Wir finden Maria vor dem Kinde knieend, da steht der heilige Joseph, da ragt die Krippe, an der Ochs und Esel nicht fehlen, die Hirten sind hinzugekommen und die heiligen drei Könige eben eingetreten; auch der Stern, der niemals fehlt in den Bildern der Vorzeit, steht über der Hütte. So ist die Composition dieselbe wie bei den Meistern der altdeutschen Schule. Sogar die Architektur ist ähnlich geordnet. Uebrigens ist die Ausführung vortrefflich und die Lichtwirkung meisterhaft. Trotz alledem aber thut es einem leid, daß man die Sache schon so unendlich oft in ganz ähnlicher Anordnung gesehen hat. Zwei spätere Gemälde stützen sich auf die Parabel. Das erstere stellt das Gleichniß vom Säemann oder vom guten und bösen Samen dar. Wir sehen hier in der Mitte des Bildes Christus, den guten, und gleich hinter ihm Satan, den bösen Sämann. Zur Seite erblickt man Engel, von denen der eine den Weizen schneidet, der andere Unkraut in das Feuer wirft. Die Gruppirung ist vortrefflich, und das Bild erklärt sich ganz und gar durch seine Contraste; indessen behagt mir doch der Stoff nicht für eine Aufgabe der bildenden Kunst. Liest man auch in der Parabel die Moral

zwiſchen den Zeilen, ſo findet man ſie doch weniger in den aufgewühlten Schollen des Bodens auf dem Gemälde. Derſelbe Vorwurf gilt der Idee des zweiten Bildes, welches in ſehr figurenreicher Darſtellung das Gleichniß vom großen Abendmahle vorführt. Wir ſchauen hier in eine offene Halle mit einer reichbeſetzten Tafel, an welcher der Hausherr ſitzt, der ſeine Knechte ausgeſchickt hat, um Alle einzuladen. Rechts kommen die Armen, die Krüppel, Lahmen und Blinden; rechts entſchuldigen ſich die ebenfalls gebetenen Reichen, welche den Geſchäften der Selbſtſucht nachgehen wollen. Knaben, welche das Mahl bedienen ſollen, ſtehen bei den Gefäßen vor dem Tiſche. Die Compoſition iſt in den Linien und Gruppen vortrefflich durchdacht und abgeſtuft, und die Charakteriſtik der Geſtalten, wenngleich einigermaßen conventionell, doch lobenswerth. Wie aber ſteht es mit der Idee des Werkes? Die Parabel handelt von der brüderlichen Liebe. Werden aber dieſe tiefen Gedanken dem ſchlichten Beſchauer klar und verſtändlich?

Auf einige andere Arbeiten Steinbrück's, nämlich Transparente und Radirungen, will ich hier nicht näher eingehen, weil ſie von untergeordneter Bedeutung ſind. Gleichwohl kann man in dieſem Experimentiren die Thätigkeit und Beweglichkeit ſeines Geiſtes erkennen, der Alles verſuchen will, der überall zu Hauſe ſein möchte. Auch hierin zeigt er eine große Aehnlichkeit mit den Romantikern in der Poeſie, die in allen Ländern und Zeiten heimiſch zu ſein glauben, und denen dabei nicht ſelten wie dem ſeligen Icarus die Flügel ſchmelzen. Eine ſolche Univerſalität paßt am allerwenigſten für Leute dieſer Richtung. Ihnen gehören nur die dämmerhaften Zeiten des Mittelalters, in deren Stoffen ſie mitunter Großes leiſten. Nichtsdeſtoweniger iſt Steinbrück ein vortrefflicher Künſtler, vielleicht ſogar der beſte unter denen, welche ſeiner Richtung einzig und allein angehören. Der Künſtler hat Düſſeldorf ſchon längſt verlaſſen und wohnt jetzt in Berlin.

XVIII.

Romantiſche Nachzügler.

Die Düſſeldorfer Schule hat aber noch außerdem eine Maſſe von romantiſch-lyriſchen Malern hervorgebracht. Als ich Ihnen von Steinbrück ſprach, konnte ich mit Recht eine Parallele zwiſchen ihm und der Tieck-Schlegel'ſchen Richtung ziehen. Bei Gelegenheit der Künſtler, welche ich gegenwärtig beſprechen will, liegt der Vergleich mit den jüngern deutſchen Romantikern nicht allzu fern. In ihren Werken weht etwas von dem Hauche der ſchwäbiſchen Dichterſchule. Man ſieht ihren Bildern an, daß ſie den Uhland, den Kerner, den Schwab, den Wilhelm Müller geleſen, daß ſie die Periode der Volkslieder mit durchgemacht, daß ſie für die Burgen, Häuſer und Coſtume des Mittelalters geſchwärmt haben. Leider findet ſich aber kein Uhland und kein Heine unter ihnen, man darf es kaum wagen, die Ausläufer jener Literatur-Periode mit dieſen Künſtlern in eine Linie zu ſtellen. Ihre Stoffe ſpielen freilich zuweilen noch hinüber in die Tieck'ſchen Werke, mehr aber beſchäftigen ſie ſich noch mit der Darſtellung von Balladen. Es gibt indeß auch manche unter ihnen, denen dieſe ſchon zu tief ſind, weshalb ſie ſich mit der Darſtellung mittelalterlicher Situationen begnügen. Mehrere ſogar nehmen auch mit Geſtalten, welche das Coſtume alter Tage tragen, fürlieb. Sie werden es natürlich finden, daß ich mich hier nicht allzu lange aufhalte. Ich werde mich hauptſächlich damit begnügen müſſen, Ihnen Namen zu nennen. Das wird freilich etwas langweilig ausfallen. Ich tröſte Sie deshalb mit dem Schiffs-Katalog aus dem Homer, der ſich als eine ungenießbare Lectüre in ein Werk voll ſtrotzender Poeſie einſchleichen konnte, während ich doch, zur Gewiſſenhaftigkeit gezwungen, Proſa ſchreibe und überdies kein Homer bin.

Ich führe Sie zunächſt zu den Legenden- und Balladen-Malern. Unter ihnen iſt Theobald von Oer aus Münſter nicht ohne hiſtoriſches und poetiſches Verſtändniß. Sein leſender Meiſterſänger, ſein Hans Sachs, ſein Tod der heiligen Eliſabeth,

ſeine Nonnen, die ein ausgeſetztes Kind an der Pforte des Kloſters finden, erſcheinen ſammt und ſonders als ganz hübſche Bilder. Wenn ſie auch gerade nicht genial zu nennen ſind, ſo tragen ſie doch das Gepräge eines feinfühlenden und gebildeten Geiſtes. Beſonders anſprechend ſind die Kloſterſchweſtern. Bedeutender hat derſelbe ſich erſt in Dresden entwickelt. Wilhelm Nerenz aus Berlin iſt ein fruchtbarer Romantiker in kleinen Bildern nach der Dichtung. Das Goldſchmieds-Töchterlein von Uhland und das Käthchen von Heilbronn von Heinrich von Kleiſt, hat ihn zu einer Menge von Darſtellungen veranlaßt. Eben ſo malte er die Heimkehr eines mittelalterlichen Burſchen, der an die Thür ſeines Liebchens klopft. Alle dieſe Sachen ſind überaus ſüßlich und weich, ſie entbehren jeder männlichen und kräftigen Anſchauung, ſind aber mit Reinlichkeit und Fleiß ausgeführt. Guſtav Laſinsky aus Coblenz, der ſehr verſchiedenartig in ſeinen Gegenſtänden war, und bald bibliſche Gegenſtände, wie die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Gefängniß und die Apoſtel Paulus und Jakobus, bald Koſaken- und Reiterzüge malte, hat ebenfalls eines balladenartigen Gegenſtand, nämlich Tell's Tod nach Uhland, gemalt, der wenigſtens genannt zu werden verdient. Wilhelm Bottomley aus Hamburg lieferte eine Bekehrung des heiligen Hubertus, die nicht ohne Verdienſt iſt und ein kräftiges jugendliches Talent zeigt. Ganz überſchwänglich ſüßlich ſind dagegen einige Bilder von F. Hogoll aus Breslau. Unter ihnen nenne ich die Nonne am Fenſterbogen des Kreuzganges und die drei Küſſe nach einem ſehr ſentimentalen Gedichte, das in ſchwülſtigen Strophen den Kuß der Mutter, des Gatten und des Todes feiert. Karl Bennert aus Dortmund, der auch Chriſtus und die Samariterin gemalt hat, iſt nicht ohne Glück in ſeinem Solo, der dem Geſang der Hirten lauſcht, nach Tieck's Genovefa, und in ſeinem ſterbenden Weißlingen aus Göthe's Götz von Berlichingen aufgetreten. Endlich gehört hierher noch Karl Wilhelm Streckfuß aus Merſeburg, der in einer Undine indeß wenig Talent zeigte.

Unter Denjenigen, welche hauptſächlich Zuſtandsbilder im romantiſchen Aufzug malten, befinden ſich ebenfalls Einige, die nicht

ohne Talent ſind. Ich nenne hier zuerſt den Grafen Magnus von Stenbock aus Reval, der ſich in ſeiner Räuberfamilie und in ſeinem Lager der Landsknechte, als ein geſchickter Nachahmer der Leſſing'ſchen Räuberbilder beweiſt. A. Teichs aus Braunſchweig zeigte ſich in ſeinem Sänger, der auf einer Burgzinne zweien Jungfrauen vorſingt, und in ſeinen gefangenen Theſſalonichern, die von Mamelucken bewacht werden, eine Kraft, die dennoch zu ſehr an das Phraſenhafte ſtreift. Seine Gemälde ſind übrigens Genrebilder im größeſten Style. Anton Greven aus Köln entwickelt in ſeinen Bildern einen guten Humor. Seine trinkenden Mönche und ſeine Kaffeeſchweſtern greifen ſogar einigermaßen in das neuere Genre. Der Rittersmann und ſein Liebchen gehört aber recht eigentlich an dieſe Stelle. In dem Grafen Eberhard dem Rauſchebart nach Uhland hat er ein anerkennenswerthes Bild zu Tage gefördert. Peter Vogel aus Frankfurt zeigt in ſeinem Götz von Berlichingen und Pater Martin, ſo wie in den nicht fertig gewordenen Pilgern, ein derbes und kräftiges Streben. In Hermann Schmitz aus Düſſeldorf begegnen wir einem fleißigen und gewiſſenhaften Darſteller von Kloſter-Scenen der mannigfachſten Art. Seine lehrenden und ſtudirenden Mönche und ſeine barmherzigen Schweſtern nehmen ſich ganz gut aus, wenn ihnen auch jede Genialität fehlt. Karl Fielgraf aus Berlin hat in ſeiner kranken Frau, die von einem Geiſtlichen getröſtet wird, ſo wie in der heiligen Eliſabeth, die bei einem Klausner Zuflucht ſucht, vielen Fleiß, doch kein Talent gezeigt. Von einigen anderen Künſtlern, die ebenfalls Bilder auf dieſem Gebiete verſuchten, kann ich Ihnen nur die Namen herzählen. Sie ſind Fr. Weiß aus Berlin, Joh. Baptiſt Zwecker aus Frankfurt am Main, J. Jacob aus Berlin und Anton Huroll aus Arnsberg.

Zuletzt ſchließen ſich hieran die Maler romantiſcher Bildniſſe. In dieſem Fache hat Ludwig Blanc aus Berlin einige reinliche und elegante, wenn auch gedankenloſe Gemälde geliefert. Seine Kirchgängerin hat ſogar eine Art von Berühmtheit erlangt. Außerdem hat er noch das Goldſchmieds-Töchterlein und die beiden

Jungfrauen nach Uhland gemalt und iſt zugleich als ein ziemlich guter Portraitmaler zu nennen. An ihn ſchließt ſich mit ähnlichen Gegenſtänden Heinrich Wittig aus Berlin an, der einen zur Jagd ausziehenden Edelknaben, ein Falkenfräulein und ein venetianiſches Mädchen, das eine Schüſſel mit Früchten trägt, ganz in derſelben Manier behandelt hat. Dieſelbe Richtung hat Franz Michelis aus Münſter in einem büchermalenden Mönch, in einem Pagen, der Seifenblaſen macht, und in einem Bannerträger einer reichsſtädtiſchen Schmiede-Innung verfolgt; aber ſein Talent iſt zweifelhaft geblieben, wie bei den Vorigen.

Die Titel der aufgeführten Bilder mögen Ihnen in den meiſten Fällen den Beweis liefern, wie wenig Intereſſe ihr eigentlicher Kern bieten kann. Ich will damit nicht ſagen, daß man dieſe Dinge überhaupt nicht malen ſoll; aber wenn man es thut, ſo muß die techniſche Vollendung die mangelhafte Idee verdecken, oder der Künſtler muß ſie nur als Nebenarbeiten betrachten und neben ihnen auch noch wirklich vollendete Werke zu Tage fördern. Das iſt aber bei den oben genannten Jüngern der Düſſeldorfer Romantik nicht der Fall. Und deshalb hat man ſich wahrhaftig zum Ekel geſehen an dieſen mittelalterlich coſtumirten Geſtalten mit modernen Geſichtern, die jeder Einwohner dieſer Stadt überdies als Modelle tauſend Mal über die Straße hatte laufen ſehen. Und welchen Namen haben dieſe Ritter, Edelfrauen, Pagen, Räuber, Landsknechte der Schule gemacht! Ohne einen Käufer zu finden, gingen ſie oft von einer Ausſtellung zur anderen und verbreiteten auf dieſe Weiſe den Glauben, als würden in Düſſeldorf nur ähnliche Gemälde fabricirt, wie man in Nürnberg Kinderſpielſachen und in Braunſchweig Pfefferkuchen macht. Die Ausſtellungen ſind freilich in dieſer Beziehung ein Uebel, aber die Kritik hatte doch in der That allen Grund, gegen ſolche innerlich und äußerlich ſchwächliche und nichtsſagende Producte, die weder Kraft noch Saft beſaßen, anzukämpfen. Iſt dies vielfach zum Schaden der Schule ausgeſchlagen, ſo hat es doch auch wieder ſein Gutes gehabt. Namentlich iſt die Luft dadurch gereinigt worden, die ſüßen „blitzblauen Träumer" verſchwanden, und man fing an, über ſich ſelbſt nachzudenken.

Wenn ich übrigens die Namen überſehe, welche dieſer Brief enthält, ſo finde ich doch, daß daſſelbe Geſchick über die Richtung, wie über die Künſtler gewaltet hat. Die Romantik iſt hin. Wo ſind ihre Jünger in Düſſeldorf? Von all jenen jungen Männern finde ich nur noch einen am Orte, und dieſer iſt Hermann Schmitz, der ſeiner Richtung in ſtiller Beſcheidenheit treu geblieben iſt. So viel ich weiß, wächſt das Gras über den Grüften von drei anderen: Graf Stenbock iſt in Düſſeldorf, Vogel in Frankfurt und Greven in Köln geſtorben. Sie waren ſämmtlich Opfer der Schwindſucht, jener ſchleichenden Krankheit, die ſo gern die Roſen der Jugend pflückt. Wer weiß, ob es nicht ein Glück iſt, daß ein früher Tod ſie hinraffte! Sie hätten ſich vielleicht in der Kunſt und in ihrem eigenen Streben getäuſcht. So aber hat ein frühes Grab ſie vor vielen Zweifeln, Qualen und Sorgen geſchützt. Was aber iſt aus den Uebrigen geworden? Hier- und dorthin verſtreut, leben ſie an verſchiedenen Orten des Vaterlandes. So viel ich weiß, iſt es Keinem gelungen, einen friſchen Lorbeer um ſeine Schläfen zu winden. Einige werden noch hier und dort genannt, aber ohne Ruhm und Auszeichnung. Da auch Steinbrück, der letzte Romantiker, Düſſeldorf verlaſſen hat, ſo kann man faſt ſagen, daß die Romantik im ſpecifiſchen in der Düſſeldorfer Schule geſtorben iſt.

XIX.

Adolf Schrödter. J. B. Sonderland.

Ich gehe nun zu derjenigen Genremalerei über, welche nicht auf dem Hinüberträumen in eine unklare Vergangenheit, ſondern auf der feinen und friſchen Beobachtung und Darſtellung der Natur beruht. Wir finden hier freilich auch manche Künſtler, die ſich an die Werke der Dichter anlehnen, aber ſie thun es nur, indem ſie zugleich die Natur bei ihren Ausarbeitungen zu Grunde legen. Die meiſten hingegen ſind Maler des Volkes und ſeiner

Leiden und Freuden. Hier liegt ein unermeßliches Feld für die bildende Kunst. Sie verherrlicht auf diesem Gebiete den Menschen in seinen reichhaltigen Beziehungen zur Natur und zum Leben und beschäftigt sich daher mit der unmittelbaren Geschichte der Gegenwart, weil in diesen und ähnlichen Stoffen das Herz des Volkes pocht. Manche ideelle Maler zucken zwar über diese Richtung ihre Achseln mit mitleidigem Lächeln. Was kann das aber schaden? Geben sie doch selbst in ihren Darstellungen selten wirklich großartige historische Momente, sondern meistens ganz gewöhnliche Anekdoten, deren geschichtliche Wahrheit vielleicht kaum durch die Anmerkung eines wenig glaubwürdigen Chronikenschreibers verbürgt ist. Vielleicht habe ich in dieser Beziehung sehr ketzerische Ansichten. Selbst in der begründeten und dokumentirten Geschichte finde ich manche Ereignisse höchst genrehaft, während ich im täglichen Leben des menschlichen Geschlechts manche Thatsache für wirklich großartig historisch halte. In der Kunst geht es nun nicht anders und ich glaube, daß dies bereits aus meinen frühern Briefen sehr klar geworden ist. Manches Historienbild scheint mir kleinlich genrehaft, denn es ist nachgeahmt in den Motiven, vergriffen und schwächlich in der Ausführung. Dagegen dünkt mich manches Genrebild historisch, denn es zeigt großartige Ereignisse und gewaltige Charaktere. Und so ist es in der That bei diesem Zweige der Düsseldorfer Schule. An ihm hängen die gesunden und reifen Früchte in dem vollsten Maße. Keine Kunstschule der Gegenwart besitzt eine größere Fülle von ausgezeichneten Volksmalern. In den vorangehenden Berichten sind nur wenige Stellen, die ich mit besonderer Genugthuung begonnen habe. Hier aber fange ich mit wahrer Freude des Herzens an, weil ich der festen Ueberzeugung lebe, daß die Genremaler des Rheins auch in einer fernen Zukunft leben werden.

Adolf Schrödter, geb. 28 Juni 1806 zu Schwedt in Pommern, bildet den Uebergang von dem romantischen Genre zu der Volksmalerei. Ich stelle ihn deshalb an die Spitze des Häufleins. Er verdient den besten Platz im Vordergrunde mit Recht, er ist der älteste und vielseitigste unter den Genremalern, ja, man

kann ihn füglich den Begründer dieſer Richtung in der Düſſeldorfer Schule nennen. Zur Darſtellung mancher Erſcheinungen in Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſich ganz eigenthümlicher, beſonders markirter Eigenſchaften erfreuen, wünſcht man ſich mitunter die Federn derjenigen Schriftſteller, die vorzugsweiſe geeignet waren, von dieſem oder jenem Charakter ein beſtimmtes Bild zu entwerfen. So iſt es mir denn auch ganz klar, daß ich nicht der rechte Mann bin, Ihnen eine gute Charakteriſtik von Schrödter zu entwerfen. Ich habe mich eben bedacht über die Schriftſteller der Gegenwart und finde auch unter ihnen keinen einzigen. Unſer Künſtler iſt etwas zu ſpät auf die Welt gekommen. Johann Fiſchart, der Verfaſſer des Narrenſchiffes, oder Abraham a Sancta Clara, das wären die Männer geweſen, um ſein Bild wiederzugeben. Mit ihnen hat er den ſtark komiſchen und burlesken Ausdruck, wie bei ihnen leuchtet aus den ſchalkhaften, ſcherzenden Ergießungen ſeines fruchtbaren Geiſtes eine natürliche Heiterkeit und treuherzige Redlichkeit hervor. Schrödter iſt durch und durch Humoriſt, er iſt es im Sinne der alten guten Zeit. Hätten wir in unſerm Vaterlande eine Periode gehabt wie in England, und könnten ein altes luſtiges Deutſchland rühmen, wie der Brite the old merry England, ſo würde ich ſagen, Schrödter iſt einer der trefflichſten Repräſentanten deſſelben. Mit einer originellen Schärfe beobachtet er, mit einer ſchöpferiſchen Phantaſie erfaßt er die wunderlichſten Situationen und ſtellt ſie in einem Lichte dar, wovon Andere kaum Ahnungen gehabt. Und ſo macht er bald die Erſcheinungen der Natur und des Lebens zum Gegenſtande ſeiner künſtleriſchen Darſtellungen, bald läßt er ſich vom Dichter begeiſtern und reproducirt die Geſtaltungen und Gedanken der Poeſie, aber immer in der Art, daß ſich dieſelben auf eine eigenthümliche Weiſe in ſeinem Geiſte brechen.

Unter den Bildern, deren Motive Schrödter dem täglichen Leben entlehnt hat, zeichnen ſich beſonders die humoriſtiſchen aus. Auch beim Publikum haben ſie die größte Würdigung gefunden. Die wenigen ernſten und ſentimentalen Gemälde, welche unſer Künſtler in die Welt ſchickte, ſind zwar mit Anerkennung, aber

nicht mit Auszeichnung genannt worden. Beſonderes Aufſehen machte ſein rheiniſches Wirthshaus, ein Bild, das er in den erſten Jahren ſeines hieſigen Aufenthaltes malte. Sie finden da das heitere Kneipleben unſeres heimatlichen Stomes auf eine lebendige Weiſe in eine gedrängte Compoſition hingeſtellt. Die Localität iſt im Charakter eines alten rheiniſchen Städtchens erdichtet, oder auch in der Wirklichkeit einem ſolchen entnommen; der alte Thurm, der aus der Ferne in die Scene hineinſteht, läßt wenigſtens auf Oberweſel rathen. Ein Haus mit einer breiten Treppe, auf die ein herrlicher, geſunder Nußbaum ſeinen dichten Schatten wirft, bildet den Hintergrund; im Vordergrunde erſtreckt ſich ein Hof, auf dem Fäſſer und Karren ſtehen. Während auf einem balconartigen Anbau zur Treppe durſtige Geſellen bei Wein und Karten in froher Unbefangenheit den warmen Mittag an ſich vorüberziehen laſſen, rechnen unten im Hofe auf einem Faſſe ältere, wohlgenährte Bürger und Küfer über Weinverkauf und Fuhrlohn ab. Man ſieht ihnen an, daß ſie bei keiner gewohnten Arbeit ſind, ſie ſchwitzen über den Zahlen und verlangen nach dem Kruge; ſicherlich ſind ſie dem frohen Gott Bacchus mehr zugethan, als der ſtrengen Wiſſenſchaft Adam Rieſe's. Nebenan ſind Knechte beſchäftigt, volle Fäſſer in den Keller zu ſchroten, das hurtige Schenkmädchen, das ſich kaum von den in der Thür ſtehenden Studenten losgemacht hat, fliegt die Treppe hinab und wird unter komiſchen Kratzfüßen von einem jungen Burſchen im Kittel, in dem man die Geſtalt des Künſtlers ahnt, empfangen. Ein friſcher Knabe ſitzt in fauler Beſchaulichkeit auf einem Faſſe und läßt ſich all das bunte Leben nichts anfechten. Auf dem ſonnigen Hofe treiben ſich Hühner und Tauben umher und genießen von dem Ueberfluß, den das Bild überall durchblicken läßt. Die Darſtellung in ihrer Totalität gibt den Eindruck jener reichen, frohen Behaglichkeit, jener Fülle und Luſt des Lebens, wie man ſie faſt nur am Rheine findet. Zu ſeinen wahrhaft komiſchen Bildern gehört der Schweine-Vergnügling, der mit ſtumpfer Zufriedenheit vor einem Troge kniet, aus welchem jene unäſthetiſchen Thiere freſſen, zwiſchen denen er im Vergleich mit ſich kaum einen Unterſchied zu machen weiß. Auch ſein

Kunſtbeförderer iſt vortrefflich. Aber wer iſt derſelbe? Ein Fuhrmann, der auf einem öden Wege mit ſeinem Karren Düſſeldorfer Kunſtwerke fährt. Soll ich Ihnen noch ein anderes Bildchen dieſer Richtung anführen, ſo nenne ich die trauernden Lohgerber. Sie wiſſen, es gab eine Zeit in Düſſeldorf, wo die Maler Trauer angelegt zu haben ſchienen. Trauernde Juden, Könige, Räuber, Mädchen und Burſche waren an der Tagesordnung. Da kam auch unſerm Humoriſten eine hypochondriſche Anwandlung, oder vielmehr er perſiflirte dieſe dunkeln Gemüthsſtimmungen auf eine feine Weiſe, indem er zwei Gerber, die eben beſchäftigt ſind, Felle in einem Bache zu waſchen, in der jammervollen Situation darſtellt, wo ihnen eine Haut treiben geht. Das Waſchen der Felle war durchaus geiſtreich und am Orte.

Wo Schrödter ſeine Gegenſtände aus der Poeſie nimmt, berückſichtigt er natürlich auch beſonders die humoriſtiſchen Dichter. Der Don Quixote des Cervantes und der Fallſtaff des Shakeſpeare haben ihn unter andern zu Bildern begeiſtert. Aus Göthe's Fauſt hat er Auerbach's Keller behandelt. Unter den deutſchen Volksbüchern hat ihn der Münchhauſen und Eulenſpiegel zu einigen Darſtellungen veranlaßt. Den bedeutendſten Ruhm hat ihm jedenfalls ſein Don Quixote gebracht; das Bild, das er von dem edeln Junker de la Mancha entworfen hat, iſt aber auch höchſt ausgezeichnet; man darf es gewiß zu den geiſtreichſten und vollendetſten Schöpfungen der neuen Kunſt zählen. Es zeigt den Helden, wie er ſich eben zu ſeinen wunderbaren Fahrten präparirt. Zwiſchen alten rieſigen Folianten ſitzt er da in dem alten verkommenen Gemach, das einen ſo grau und düſter anſteht, wie ein Stück Feudalthum. Ein alter zerbrechlicher Seſſel iſt der Thron des künftigen Regenerators des Ritterthums, derſelbe hat nur drei Stempel, der vierte wird durch mächtige Foliobände erſetzt. Durch ein Fenſter zur Linken fällt ſpärliches Licht in die Klauſe, eine grüne friſche Rebenranke ſchaut neckiſch herein, die Natur mit ihrem lichten, grünen, ewigen Leben moquirt ſich über den modernden Ritter, den die Embleme der vergangenen chevalereſken Zeiten in traurigen Trümmern umgeben. Wie nimmt ſich dazwiſchen dieſe

hagere lange Geſtalt aus! So verhält ſich ein Geſpenſt zu einer friſchen quellenden Perſönlichkeit. Er iſt eine Idee, die nie mehr lebendig werden kann. Man ahnt in dieſer Geſtalt alle die künftigen edeln Thorheiten. Dieſer Ritter baut eine glänzende Vergangenheit, die ſich überlebt hat, in eine Zukunft, die ganz andere Gedanken realiſiren will. Wird es ihm gelingen, dieſem Manne aus Haut und Knochen, deſſen Wille eiſern, deſſen Ausdauer ewig iſt? Er kommt darum nie zum Ziel, weil er nicht in ſeiner Zeit ſteht und für ſie arbeitet, ſondern verſtorbene Dinge beſchwören will. Welchen tiefen Gedanken hat der ſpaniſche Dichter hier ausgeführt, einen Gedanken, der zugleich tragiſch und humoriſtiſch iſt, tragiſch für den Helden, humoriſtiſch für die Außenwelt! Don Quixote ſtirbt für ſeine Idee, wie tragiſch! aber ſeine Idee iſt eine lächerliche, wie humoriſtiſch! Schrödter hat die Geſtalt des Don Quixote richtig aufgefaßt; er hat dieſen Ritter nach innen edel und ernſt, nach außen komiſch und lächerlich dargeſtellt.

Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich den Darſtellungen des Fallſtaff, der luſtigen Geſellſchaft aus der Schenke zu Eaſtſheap, der Recruten und Friedensrichter, welche Schrödter dem unſterblichen Shakeſpeare nachgebildet hat, nicht das Intereſſe wie dem vorher beſprochenen Bilde abgewinnen kann. Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeit der Aufgabe. Mit welchem vielfarbigen, buntſcheckigen Humor ſind dieſe verſchiedenen Geſtalten von dem Dichter charakteriſirt! Aber man erkennt ſie aus ihren Thaten und Redensarten. Bei dem bildenden Künſtlern ſoll die Form, die er den Figuren des Drama's gibt, an alle dieſe kleinen und großen Schelmereien, welche der Dichter ihnen beilegt, erinnern. Dieſe Reihenfolge des Witzes, die der Poet nach und nach entwickelt, ſoll der Maler in einer Geſtalt plötzlich und eklatant hinſtellen. Wie nahe liegt hier die Uebertreibung, wie nahe die Caricatur! Schrödter hat ſich auf dieſen glatten Weg begeben und iſt leider mitunter ausgeglitten. Er hat eigentlich weniger den Standpunkt Shakeſpeare's erfaßt, der ſich dies Geſindel gewiß nicht ſo outrirt gedacht hat, als vielmehr die über-

triebenen Redensarten dieſer ſprudelnden Witzbolde; er hat den Fallſtaff gemalt, wie ihn Prinz Heinz in ſeiner fröhlichen Komik darſtellt, und den Piſtol, wie ihn die übrigen Spießgeſellen zu zeichnen pflegen. Ich finde, daß dieſe Figuren mitunter carikirt ſind, und glaube, daß Manche meiner Meinung beiſtimmen werden. Ueberhaupt möchte hier eine Klippe für den Schrödter'ſchen Genius liegen. Du sublime au ridicule il n'y a qu'n pas. Ich verſtehe hier unter dem sublime auch den reinen freien Humor, der ohne allen Neben- und Beigeſchmack in der Kunſt auftritt. Die Caricatur iſt die Sandbank, auf welcher der Humor leicht ſtrandet, ſie iſt aber nur zuläſſig als Satyre der bildenden Kunſt.

Auch Auerbachs Keller nach Göthes Fauſt möchte ich in manchen Beziehungen gelungener wünſchen. Schrödter ſcheint mir in der That zu gutmüthig, um einen vollendeten Mephiſtopheles mit all ſeinem beißenden Spotte vollkommen hinzuſtellen. So hat er denn aus dem feinen, geiſtreich diaboliſchen Geiſte, der ſtets verneint, einen abgelebten klugen Geſellen gemacht. Noch unbedeutender iſt die Geſtalt des Fauſt, der freilich auch im Gedichte während dieſer Scene eine unbedeutende Rolle ſpielt. Mit dem trefflichſten Humor ſind dagegen die Studenten behandelt. Da ſehen wir ſie alle wieder, den Bierbaß Siebel, den ſentimentalen Froſch, den gutgelaunten Brander und den indifferenten Altmayer. Ja, der Künſtler hat ſich damit noch nicht begnügt und noch ein anderes Paar hinzugefügt, was inſofern zu loben iſt, als er dadurch eine vollere Gruppe und beſſere Linien in der Zeichnung erzielte. Im Intereſſe der Treue, die ſonſt gern beim Original bleibt, wäre es indeß wünſchenswerth, er hätte mit den Perſonen, welche der Dichter vorgeſchrieben hat, vorlieb genommen. Die Bewegung und der Geſichtsausdruck in dieſen Figuren iſt übrigens ausgezeichnet. In der Färbung leidet das Bild an einigen Härten.

Vortrefflich iſt dagegen Schröder's Münchhauſen, der ſeine Jagdgeſchichten auftiſcht. Hier ſprudelt der reichſte bunteſte Humor. Der Künſtler führt uns in eine Dorfkneipe, da ſitzt in einer düſtern, verrauchten, aber gemüthlichen Stube die wunder-

liche Jagdgeſellſchaft, auf dem Tiſche dampft die volle Bowle, der Schein eines einzigen, hinter Köpfen verſteckten Lichtes erleuchtet die Gruppen. Man ſieht es, die Begebenheiten des Tages ſind ausgetauſcht, Jeder hat ſeine Miſſion erfüllt, da iſt das Wort an Münchhauſen gekommen, auf deſſen Abenteuer ſich alle Geiſter geſpitzt hatten. Und wie rechtfertigt er die Erwartung! Das iſt der Jäger comme il faut. Dieſer ſchlanken, ſehnigen und nervigen Geſtalt iſt kein Weg zu lang, kein Berg zu hoch, kein Sumpf zu moraſtig, wenn es einen guten Jagdtag gilt. Und ſicherlich weiß er in der verwickeltſten Jagdſituation den beſten Rath, dies Auge ſieht ſcharf, dies Ohr hört fein, er ſetzt gewiß die Flinte ſelten ohne Erfolg an die Schulter. Aber auch in der kunſtvoll verſchlungenen Lügenkunſt, einer Eigenſchaft, die vom echten Waidwerk untrennbar iſt, hat er es unendlich weit gebracht. Vielleicht kommt ihm in den andern Jägertugenden Mancher gleich, in der Erfindung von Jagdgeſchichten aber iſt er der König. Dieſe Ueberzeugung ſieht man auch den Männern an, die ihn umgeben: tiefe Stille herrſcht allenthalben in dem Kreiſe, nur die Pfeifen dampfen, in den verſchiedenen Geſichtern gewahrt man eine höchſt geiſtreiche Abſtufung von der gläubigſten Verwunderung bis zum ſchärfſten Zweifel. Vielleicht könnte man dem Bilde den Vorwurf machen, daß ihm die Handlung fehle. Ich kann es in dieſer Beziehung nicht vertheidigen, für mich erſetzt indeß die feine Individualiſirung den Mangel an Action. Schrödter hat ſich wahrſcheinlich die Compoſition als Titelblatt zu dem Volksbuche gedacht. Und da iſt denn der Nagel auf den Kopf getroffen.

Aus dem Eulenſpiegel hat Schrödter die Scene gemalt, wo der ſchalkhafte Till als Bäcker fungirte. Er hat von ſeinem Meiſter auf die Frage, was er denn backen ſolle, die Antwort erhalten: Alles was zum Thor heraus und hinein geht. In Folge deſſen wurden aus dem Teige ſtatt des gewöhnlichen Brodes allerlei Thiere und Männchen geknetet, die rings in der Werkſtatt umherſtehen. Darüber tritt der Meiſter herein und kann ſich vor Schrecken und Staunen kaum faſſen. Seine Pfeife zerbricht ihm zwiſchen den Händen, ſeine Beine wollen ihn

nicht mehr tragen, während der Schalk ihm ſeine Worte in's Gedächtniß zurück ruft. Das iſt die Scene, die mir nicht ganz glücklich gewählt ſcheint, weil der Humor in den geſprochenen Worten liegt. Auch iſt die Darſtellung nicht eben ſehr fein, wenn ſich auch nicht läugnen läßt, daß der pikante Geiſt des Künſtlers daraus hervorſpricht.

In einem Arabeskenfries hat der Maler auch eine ſehr intereſſante decorative Arbeit geliefert. Beſtimmt allenfalls einen Eßſaal auszuſchmücken, iſt dieſelbe auf Goldgrund gemalt und ſtellt die fröhliche Seite des Bauernlebens in der Kneipe etwa zur Zeit der Kirchweihe dar. Das Werk iſt auch von dem Künſtler lithographirt und von dem Kunſtverein für Rheinland und Weſtphalen als Album an ſeine Mitglieder vertheilt worden. Nach demſelben theilt es ſich in ſieben Abtheilungen. Auf der erſten finden wir zunächſt den blinden Geiger mit dem Knaben, der ihn führt, wie er einer Geſellſchaft, die ſich am Wirthstiſch zuſammengefunden hat, ſeine Lieder vorſpielt. An dieſer Tafel deuten die Kennermienen der dicken Philiſter auf eine Weinprobe. Weiterhin ſieht man die dicke Wirthin, welche einen Schinken trägt, die Bauern, die noch gleichſam draußen ſtehen, einladen. Das zweite Blatt zeigt zunächſt zwei Mädchen, die nicht zum Tanze aufgefordert worden ſind und die von der Mutter getröſtet werden, und dann vier luſtig bewegte Paare, die ſich im heitern Tanze ſchwingen. Die dritte Abtheilung bringt zunächſt ein luſtig liebendes Paar und ferner einen Tiſch mit jungen und alten Zechern, an dem ſie zu politiſiren und in Streit zu gerathen ſcheinen. Auf dem vierten Blatt erſcheint das geigende und trompetende Orcheſter in originellen Figuren. Kinder haben dieſen Geſellen Wein und Mundvorrath gebracht. Hinter denſelben ſieht man ebenfalls Knaben und Mädchen, die den Tanz der älteren hüpfend nachahmen. Das fünfte Blatt bringt eine Fortſetzung des Tanzes, der aber ſchon viel wilder und rauſchender geworden iſt, das ſechſte beſchäftigt ſich mit demſelben Thema, aber da iſt Alles aus Rand und Band. Ein Paar ſtürzt, der Großvater tanzt höchſt pathetiſch mit der Großmutter,

ein alter Junggeſelle reißt eine junge Dirne mit ſich fort und endlich raubt ein kecker Burſche ſeinem Schatz ſogar einen Kuß. Die letzte Abtheilung endlich führt uns eine Keilerei vor, die allerdings auch bei einer echten Kirchweihe nicht fehlen darf. Ueber die Reichhaltigkeit der Motive brauche ich wohl kaum ein Wort zu verlieren, ſie liegen am Tage. Der Stoff iſt auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe in vielfach verſchlungenes Laubwerk gewebt, auf deſſen Stengeln die verſchiedenen Gruppen ihren Stand haben. Das ganze Werk iſt voller Eigenthümlichkeit durch ſeine buntſcheckigen Ideen. Die Ausführung iſt dem Zwecke der Ornamentik entſprechend, derb, eckig, entſchieden. Was mir indeß nicht behagen will, das iſt der Goldgrund, der offenbar nicht für eine ſolche Kneipgeſellſchaft paßt.

Schrödter zeichnet ſich aber nicht allein als Maler aus, er iſt auch ein großer Meiſter in der Kunſt des Radirens. Da er ſeine Laufbahn als Kupferſtecher begann, ſo iſt dies nicht zu verwundern. Seine Hand führt den Grabſtichel elegant, rein und höchſt charakteriſtiſch, man ſieht ſeinen Arbeiten an, daß ſie nicht ängſtlich und gewiſſenhaft nach dem Vorbilde eines andern Künſtlers ausgeführt ſind, ſondern daß ſich in ihnen ein origineller Geiſt frei und eigenthümlich bewegt. Ich liebe dieſe Richtung des Schrödter'ſchen Talentes ganz beſonders. Seine radirten Werke bilden in ihrer Totalität eine ganz originelle Erſcheinung der deutſchen Kunſt. Die Wahl der Stoffe, die er behandelt, iſt meiſt ſehr glücklich, die Art, wie er ſie componirt und darſtellt, höchſt geiſtreich. Und er erſcheint hier nicht allein als Humoriſt, obgleich er im Ganzen wieder eine größere Neigung zur Komik entwickelt, er iſt auch mitunter ſehr glücklich in ſentimentalen und ſelbſt in großartigen Darſtellungen.

Unter den ſentimentalen Radirungen hebe ich Ihnen beſonders diejenige hervor, welche er zu R. Reinick's Frühlingsglocken gemacht hat. Die Geburt, die Hochzeit und der Abzug des Lenzes wird darin dargeſtellt. Mit den Schneeglöckchen kommt das ſchöne holde Kind zur Welt, mit dem Maiglöckchen feiert es das frohe Brautfeſt, mit dem Blauglöckchen ſcheidet es wieder. Dieſe

Situationen ſind in das Laubwerk geſchlungen, das aus den verſchiedenen Glockenblumen beſteht; die handelnden Perſonen ſind volle jugendliche Kindergeſtalten. Der Künſtler entwickelt in jedem Motiv eine Fülle voll zarter, klingender, lyriſcher Empfindung. Wahrhaft großartig und hiſtoriſch hat ſich ſein Talent in einem freilich nur gezeichneten Titelblatt zu dem Oratorium Paulus von Felix Mendelsſohn-Bartholdy ausgeſprochen, welches er als ein von dem Düſſeldorfer Muſikverein für den Componiſten beſtelltes Geſchenk anfertigte. Uebrigens verbindet ſich auch hierin wieder der Scherz mit dem Ernſte. Das Blatt beſteht aus zwei Feldern: auf dem obern ſitzt die Muſik, eine großartig ſymboliſche weibliche Figur, voll hoher, tief empfundener Schönheit, unter einem Palmbaume, auf deſſen Blätter die Namen der claſſiſchen Componiſten aufgezeichnet ſind. Sie hat ein Blatt der ſchönen breiten Pflanze heruntergebogen und iſt beſchäftigt, Mendelſohn's Namen darauf zu ſchreiben. Ueber der Palme und zu den Seiten der Geſtalt rankt erotiſches Laubwerk, in dem fremde Wundervögel ſingen. Von ganz anderer Beſchaffenheit iſt das untere Feld des Blattes. Dort trifft das Auge auf ein wunderbares Geflecht von rieſigen Pflanzengebilden, zwiſchen denen die verſchiedenartig charakteriſirten Mitglieder eines humoriſtiſchen Orcheſters mit den tollſten Gebehrden pauken, trompeten und geigen.

Und nun zu den humoriſtiſchen Radirungen des Künſtlers! Wo aber ſoll ich hier anfangen, wo ſoll ich enden? Wein, Weib, Geſang an allen Ecken und Enden! Geſellen von allen Façons, luſtige und traurige, tapfere und feige, dicke und dünne, ſchmierige und zierliche, Mädchen von jeder Sorte, ſchön und häßlich. Nach welcher Seite ſoll ich unter dieſen Schätzen zuerſt taſten? Hier haben Sie den Kampf um den Becher. Da ſteht der Rieſenpocal, ein derber Krieger mit einem wilden Schnurrbart verfolgt den Mönch, deſſen Schmeerbauch die Kutte kaum zu bedecken im Stande iſt, und, Wunder über Wunder! Hanswurſt beſchützt ironiſcher Weiſe den Mann Gottes. Oder wollen Sie hier das Ständchen mit den merkwürdigſten ſchäbigſten Muſikanten, die je ein menſchliches Hirn erdachte? Hier kann man gleich im

Plural ſprechen: Zum Teufel erſt die Inſtrumente, zum Teufel hintendrein die Sänger! Die Kerle wären werth, der Frau Xantippe eine Katzenmuſik zu bringen, es iſt

. . . ein Lied, das Stein erweichen,
Menſchen raſend machen kann.

Wir gehen weiter zum neuen Simſon, nach Reinick, zu dem wilden Studentenblut, das alle Philiſter prügelte und alle Mädchen verhöhnte, bis ihm endlich Amor den zärtlichen Pfeil in's Herz ſchoß, und zwar ſo, daß die moderne Delila dem Schlafenden im Kreiſe von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher die langen akademiſchen Locken abſchneidet. Und dann ſehen wir wieder den fabelhaften Lügner Münchhauſen inmitten einer Kette wilder Enten, welche er ſo ſinnreich mit einer langen Schnur, an der ſich das Stückchen Speck befand, eingefangen hatte, und die wunderbar durch einander verſchlungen ſind, durch die Lüfte ſegeln. Es iſt ganz das ſichere, durchtriebene Geſicht des Freiherrn; bis in ſeine Beine hinein, die ihm bei der Luftſchifffahrt als Ruder dienen, ſieht man, was er will; er ſteuert ſicher über Berg und Thal nach ſeinem Hauſe, das man aus der Vogelperſpective unten liegen ſieht. Noch mehr! Sie haben da den ſchon bekannten edeln Junker von La Mancha, wie er auf ſeiner Rocinante in die Schafheerde ſtürmt, hintendrein der trotz allen Strapazen fett bleibende Sancho Panſa. Und hier endlich die Illuſtration eines Trinkliedes vom Jahre 1500. Hinter einem hölzernen zierlichen Gitter, um welches ſich reiches Rebengewinde rankt, ſitzt eine heitere Trinkgeſellſchaft im Coſtume jener Zeit. Es ſind die gemüthlichſten, angenehmſten Geſellen, die jemals hinter hohen Kelchgläſern geſeſſen und die Koſtbarkeiten des Rheinweines geſchlürft haben; ſie führen die heiterſten Reden. Man ſieht euch am Gefieder an, was ihr für Vögel ſeid. In zwei Seitenfeldern ſchwanken mehrere der Geſtalten nach Hauſe, und es wird ihnen einigermaßen mühſam, den Schwerpunkt zu behalten. Auch mein Lied vom Maiwein hat dem Künſtler eine Illuſtration zu danken, die indeß nicht zu ſeinen beſten gehört.

Das ſind noch bei Weitem nicht alle Radirungen von

Schrödter; aber ich glaube, ich habe Ihnen doch ſo ziemlich die intereſſanteſten herausgeſucht. Ich kann indeß dieſen Bericht nicht ſchließen, ohne Ihnen von zwei Blättern zu reden, die mir namentlich charakteriſtiſch für den Künſtler zu ſein ſcheinen. Dieſelben ſtellen keine Illuſtrationen zu dichteriſchen Erzeugniſſen dar, wie die meiſten oben genannten, ſondern ſind Phantaſiegebilde des Künſtlers, überdies aber greifen ſie in das Leben Schrödter's ein. Das eine Blatt iſt ſeine Verlobungskarte, das andere das Symbol ſeines Monogramms oder ſchlechtweg die Flaſche. In der erſtern entwickelt er die liebenswürdigſten lyriſchen und humoriſtiſchen Beziehungen. Da ſehen Sie inmitten des Blattes einen vollen, ſchweren Brautkranz, an dem noch eine Menge niedlicher Mädchen und Knaben mit fleißigen Händen flicht. Er umgibt die erklärenden Worte: Ihren Freunden empfehlen ſich als Verlobte Adolph Schrödter und Alwina Heuſer. Und zu beiden Seiten ſitzen nun die Verlobten, links die Braut mit der Guitarre vor einem Tiſche, auf dem der eben fertig gewordene Brief liegt, rechts der Bräutigam vor der Staffelei. Beiden will die Arbeit nicht recht gelingen. Eins lebt im Andern, die lieblichſten Träumereien erfüllen die Seelen in ſolcher Weiſe, daß die Hände darüber alle Thätigkeit vergeſſen. Ringsum aber findet der Blick die wunderbarſten Embleme. Fallſtaff und Don Quixote ſeufzen unter der Laſt der Blumengewinde, die ſie herbeiſchleppen müſſen, als Diener des Künſtlers. Wunderliche Hauskobolde bringen das Bügeleiſen und den verhängnißvollen Pantoffel. Ganz unten auf dem Blatte kauert ein tolles Orcheſter, in dem die Muſikanten außer den Hörnern ſogar den Kochlöffel und die Kartoffelreibe zu ſpielen wiſſen, und verkündet unter lautem Tuſch das Ereigniß, welches ſich in Düſſeldorf und Gummersbach zugetragen hat. Und wer freut ſich nicht darüber? Wenn ein Kunſtwerk wie dieſes als Vorſpiel der Ehe erſcheint, ſo iſt die Vorbedeutung gewiß von den glücklichſten Folgen.

Noch ausgezeichneter und vielleicht die geiſtreichſte Arbeit Schrödter's iſt die Allegorie ſeines Monogramms, des Pfropfenziehers, oder wie man das Blatt gewöhnlich zu nennen pflegt,

ſeine berühmte Flaſche. In ihr beweiſt der Künſtler den brillanteſten, vielſeitigſten Humor, ſie ſtempelt ihn zum König der Arabeske. In der Mitte des Blattes ſehen Sie die Flaſche mit Kork und Pfropfenzieher. Buntes, phantaſtiſches Laubwerk im Charakter der Diſtelpflanzen umrankt ſie. Oben drin ſitzt eine Menge von Geſellen in den drolligſten, verzwickteſten Geſtaltungen; ſie reißen ſämmtlich mit wilder Gier an den Stricken, die an dem Pfropfenzieher angebracht ſind, um die edeln Geiſter des Weines zu befreien; einige Neidhämmel ſchweben an entgegenwirkenden Seilen in der Luft und ſuchen die wackern Anſtrengungen der Trinkerſchaar zu vereiteln. Aber umſonſt. Schon lüftet ſich der Kork, kleine Luftblaſen entquellen ſchon dem Glaſe und entladen die zierlichen Geiſter kleiner Liebesgötter. Und was für Wunder ſieht man erſt durch die durchſichtigen Wände der Flaſche! Alle himmliſchen und dämoniſchen Erſcheinungen, die der Wein hervorruft, ſind dort in ſchöner Reihenfolge abgeſtuft. Da ſieht man die Liebe in Geſtalt jugendlicher Frauenbilder, die Freundſchaft in Gruppen von Burſchen, welche Brüderſchaft trinken, den Geſang in friſchen Geſellen mit klingenden Kehlen und rauſchenden Cithern. Nach unten wird das Treiben immer toller, merkwürdige Käuze leiden an den fixen Ideen des Trunkes, ſogar der Zwiſt und Unfriede werden ſichtbar; ganz auf dem Grunde ſitzt mit dem Mohne der Alles ſühnende ſüße Schlaf. Unterdeſſen ſieht man zu beiden Seiten der Flaſche noch andere Embleme des edeln Trinkerthums. Links haben Sie den unſterblichen König von Thule mit dem Becher, den ihm ſeine Geliebte ſchenkte, rechts den ſeligen Domherrn Fugger, der am Fiasconer Weine ſtarb, mit ſeinem est, est, est, deſſen Geſchichte Wilhelm Müller ſo lieblich beſungen hat.

Und ſomit haben Sie denn das Bild des humoriſtiſchen Genremalers, ſo gut ich es zu geben im Stande bin. Ich habe es verſucht, Ihnen die charakteriſtiſche Erſcheinung des Künſtlers aus ſeinen Darſtellungen zu entwickeln, ich will hoffen, daß es mir wenigſtens theilweiſe gelungen iſt. Um die eigenthümliche Manier eines Künſtlers ganz zu erfaſſen, iſt es nothwendig, daß man ſeine Werke ſieht. Wie wäre es z. B. möglich, dieſe eckige,

kantige, ſcharfe, wunderliche Art der Zeichnung gehörig zu beſchreiben! Sie kennen die Arabesken von Eugen Neureuther. Auch er iſt ein Meiſter in dieſen Darſtellungen, ein Meiſter, der in manchen ſeiner Werke wahrhaft entzückt. Aber wie verſchieden iſt er von Schrödter! Neureuther iſt lyriſch, ſchwungreich, weich, ſentimental, mitunter etwas breit, beſonders befreundet mit der Landſchaft und der Natur der Schlingpflanzen. Schrödter iſt humoriſtiſch, komiſch, phantaſtiſch, herb, compact, er verſteht die wunderlichen Naturen des Menſchengeſchlechts beſſer; in der Pflanzenwelt paſſen ihm die barocken, oft ſpinnenartigen Diſtelgewächſe am Beſten zur Darſtellung. In ſeinem draſtiſchen, originellen, ſeltſamen Ideengange und in der demſelben durchaus anpaſſenden Darſtellungsweiſe iſt er indeß ganz vollendet. Schrödter iſt eine reife, entwickelte Künſtler-Erſcheinung. Er hat nach meiner Meinung nur die übertriebene Caricatur zu vermeiden. Jedenfalls gehört er zu den beſten Jüngern der Düſſeldorfer Schule, vielleicht iſt er ſogar der eigenthümlichſte. Und wie finden Sie denn nach dieſem Bilde die Idee, daß ſich der Künſtler den Pfropfenzieher als Monogramm gewählt hat? Mir ſcheint ſie durchaus der Natur des Künſtlers entſprechend. Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang, der bleibt ein Thor ſein Leben lang. Schrödter iſt ſeit mehreren Jahren nach Frankfurt übergeſiedelt und hat dort den bekannten Piepmeier in die Welt geſchickt und einen prächtigen Weinfries gemacht. Im Oelbild iſt er dagegen zurückgegangen. Wir können ihm dahin nicht folgen, wünſchen aber, er möge fortfahren, am Kork des Philiſterthums zu bohren und uns in ſeinem friſchen, heitern, gutmüthigen Humor die bunten Geheimniſſe der fröhlichſten Lebensgenüſſe zu enthüllen.

Ein verwandter, aber untergeordneter Künſtler iſt **Johann Baptiſt Sonderland** aus Düſſeldorf. Im Ganzen hat ſich derſelbe weniger Ruf durch ſeine Gemälde, wie durch ſeine radirten Illuſtrationen erworben, was ſich durch den Bildungsgang ſeiner Künſtlerlaufbahn auf das Vollkommenſte erklären läßt. Sonderland hat nämlich Jahre lang als Lithograph gearbeitet, und da es bei dieſem der Mode unterworfenen Zweige der Kunſt beſon-

ders darauf ankommt, flott und frisch zu schaffen, wie es gerade die Gelegenheit bietet, um den Forderungen des Tages zu entsprechen, so pflegte er gerade nicht sehr tief zu gehen. Sein Talent ist ohnehin mehr ein Talent des Arrangirens, wie des Componirens. Somit ist es denn auch kein Wunder, daß sich die Seite des äußerlichen Machens immer mehr bei ihm herauskehrt. Unter glücklicheren Umständen hätte Sonderland es vielleicht viel weiter gebracht, denn es fehlt ihm nicht an einer großen und eigenthümlichen Geschicklichkeit. Leider aber ist die charakteristische Individualisirung der Zustände und Personen in seinen Werken darüber zu sehr in den Hintergrund getreten. Sie gefallen deshalb auch nur dem Laien, dem die leichte und angenehme Form verständlich ist, dem tiefern Kenner und Forscher der Kunst genügen sie nicht.

In seinen Bildern selbst ist Sonderland sehr vielseitig. Bald tummelt er sich im idyllischen Landleben, bald in komischen und ernsten Situationen der Dichter umher, bald stellt er auch die Fabel und das Märchen dar. Ich kann nicht sagen, daß ich einige Werke gefunden hätte, welche eine besondere Beschreibung verdienten. Ich will indeß hier mehrere Titel nennen, indem man daraus das Wesen des Künstlers erkennen werden. Unter andern malte er einen Zigeunerzug, einen Tanzbär mit Umgebung, ein gestörtes Stelldichein, den wilden Jäger nach Bürger's Ballade, einen Hühnerkrämer, einen Fischmarkt, eine rheinische Fähre und Hans und Grete nach Uhland. Charakteristik und Farbe lassen bei diesen Bildern viel zu wünschen übrig, aber man sieht ihnen eine leichte und glückliche Erfindung an, die das Resultat einer beweglichen und fruchtbaren Phantasie ist, der man freilich die Tiefe und Gediegenheit absprechen muß.

Dagegen mache ich Sie mit Freude auf ein Werk aufmerksam, das unter dem Titel: Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern, erfunden und radirt von J. B. Sonderland, theilweise bei Arnz und theilweise bei Julius Buddeus erschienen ist. Der Künstler zeigt in demselben die ganze Ausdehnung seiner Thätigkeit, und da er überdies die meisten früher von ihm be-

handelten Gemälde darin in veränderten Formen wieder bringt, ſo beſitzt man in dieſen Blättern ſo zu ſagen den ganzen Sonderland. Es würde zu weit führen, wenn ich verſuchen wollte, Ihnen auch nur einen geringen Theil dieſer Blätter, deren Zahl ſich auf ſechsunddreißig beläuft, zu charakteriſiren. Der Werth derſelben iſt ſehr verſchiedenartig, weshalb ich Sie nur auf einige derſelben aufmerkſam mache. Unter den idylliſchen ſind wohl Hans und Grete, der Freier, die Abendſtille, die drei Röslein, die Mitgift, der arme Peter und die Milchfrau die beſten, da ſie alle gewiſſermaßen eine anmuthige ländliche Stimmung wiedergeben. Die meiſten von Sonderland behandelten Balladen anderer Art finde ich dagegen mislungen. Es ſcheint, daß es dem Künſtler zu dieſen Darſtellungen an tieferm, ich möchte ſagen hiſtoriſchem Verſtändniß mangelt, das die Färbungen vergangener Zeiten und die Individualitäten beſtimmt gezeichneter Perſönlichkeiten wiederzugeben verſteht. Der Wirthin Töchterlein von Uhland, der Handſchuh von Schiller, Leonore von Bürger und der Zauberlehrling von Göthe, um einige für alle zu nennen, ſind ſämmtlich zu oberflächlich behandelt. Bei weitem beſſer ſind dagegen wieder die Blätter, in welchen der Künſtler mährchenartige Gedichte behandelt. Recht anmuthig iſt der Rattenfänger und das Hochzeitslied nach Göthe, und recht humoriſtiſch die Heinzelmännchen, der Flußübergang und Zeitelmoos nach Kopiſch. Endlich nenne ich hier noch ſeine Illuſtrationen zu der Schneiderhymne 99×9×99. Bei dieſem Stoffe iſt die Charakteriſtik der Perſonen nicht ſo weſentlich. Das Lied gibt nur komiſche Situationen, in deren Anordnung ſich das Talent des Arrangirens am Unbefangenſten gehen laſſen kann. Aehnlich verhält es ſich mit der Zeichnung zu Reinick's Käferlied. Dieſe beiden Arbeiten gehören zu den gelungenſten und ſinnreichſten des Künſtlers. Nach ſolchen Mittheilungen braucht man ſich nicht zu wundern, daß Sonderland ein großes Publikum beſitzt, wenn gleich die tiefere Weihe nicht über ſeine Werke gekommen iſt.

XX.

R. Jordan. H. Ritter. E. Ebers.

Indem ich nunmehr zu den Volksmalern übergehe, gedenke ich Ihnen zunächſt eine Gruppe von Malern vorzuführen, deren Bilder vorzugsweiſe am Seeſtrande ſpielen. Fürwahr ein herrliches Feld für den bildenden Künſtler, die weite Küſte des Meeres! Welche unendlich mannigfaltigen und reichen Beziehungen haben hier die Menſchen zur Natur und unter ſich! Vor ihren Blicken dehnt ſich ewig groß und ernſt die See, ſie iſt das Feld, auf dem die Kinder des Strandes ernten, ohne zu ſäen; ſie iſt ihre Freundin, ſie iſt ihre Feindin, ſie iſt ihnen die Quelle des Lebens, aber ſie droht ihnen auch den Tod in den tauſend Gefahren, in welchen ſie ihr die geheimen Schätze abkämpfen, gleichviel, ob es den Fiſchfang oder das Lootſenleben gilt. Welche Fülle von Situationen ergibt ſich hier! das Tragiſche, das Idylliſche, das Elegiſche, das Lyriſche iſt an allen Ecken da. Der Künſtler braucht nur mit friſchen Händen zuzugreifen, überall findet er bildſamen Stoff. Und dann hat der Maler noch einen ganz beſondern Vortheil. Ein kräftiges, geſundes Menſchengeſchlecht tritt ihm überall entgegen. Dieſe Männer und Frauen ſind in einer guten Luft geboren, ſie ſind meiſt aufgewachſen vor den Häuſern; Sonne, Wärme und Kälte, Wind und Sturm haben dieſe Naturen befeſtigt, dieſe Leiber ſind für eine halbe Ewigkeit gebaut. Aber auch die Geiſter ſind kräftig und tüchtig. Da findet ſich kein verzimpertes Weſen. Die Männer ſehen dem Tode täglich trotzig in's Auge, die Weiber halten Tage und Nächte lang mit Muth und Beharrlichkeit Qual und Angſt aus, wenn ihre Angehörigen fern die ſturmgepeitſchten Fluten befahren. Wenn man an der See keine Charaktere findet, wo ſollte man ſie dann ſuchen, die Charaktere des echten Menſchenthums? Und auch das Coſtume kommt dem Künſtler zu Nutze. Dieſe weiten, wollenen Kleider und dieſe entſchiedenen Farben ſind durchaus maleriſch und paſſen vortrefflich zu den Geſtalten.

Rudolf Jordan, geb. 4. Mai 1810 zu Berlin, kann als der Gründer dieſer Richtung der Düſſeldorfer Genremalerei angeſehen werden. Wir lernen in ihm ein glückliches, friſches und vielſeitiges Talent kennen. Er iſt ſicherlich einer derjenigen Künſtler unſerer Zeit, deren Werke ſich durch ein lebendig erfaßtes und dramatiſch dargeſtelltes Leben am meiſten auszeichnen. Die Momente, welche er bis jetzt aus dem Leben des Strandes behandelte, waren ſehr glücklich gewählt. Bewundern muß man dabei beſonders, daß er ſich mit gleichem Erfolg auf dem Gebiete des Humors, der Sentimentalität und des tragiſchen Ernſtes bewegt hat. Wir finden bei ihm die Humoreske, die Idylle und die Tragödie des Dünenlebens mit gleicher Liebe entwickelt. Und dabei iſt keine carikirte Komik, keine falſche Sentimentalität und kein hohles Pathos anzutreffen. Seine Bilder ſchmückt eine friſche, mitunter derbe Natürlichkeit, ſie müſſen gefallen, weil ſie ſo geſund und keck aus dem Leben entnommen ſind. Das dramatiſche Talent, das Jordan in ihnen zeigt, verdient ganz beſondere Anerkennung. Viele Künſtler haben wohl gute Motive zur Darſtellung, aber ſie wiſſen nicht immer den richtigen Moment der Handlung, der ſich zur bildlichen Bearbeitung paßt, heraus zu finden, ſie verlieren ſich dabei in Allgemeinheiten, oder, wie das Sprichwort ſagt, ſie gehen wie die Katze um den heißen Brei. Das iſt bei Jordan nicht der Fall, er verfehlt ſelten den Augenpunkt ſeines Gedankens. In ſeinen Bildern ſpricht ſich frappant und klar aus, was er bezweckt, er iſt durchaus verſtändlich, und darum erfreuen ſich ſeine Bilder auch der ſeltenen Popularität, daß ſie faſt alle, ſo wie ſie im Publikum erſchienen, lithographirt oder geſtochen worden ſind. Der Künſtler kann ſich darauf etwas zu Gute thun, ſolche Ehre haben ſonſt nur die Todten. Allein laſſen Sie uns zu der Betrachtung der Bilder ſelbſt übergehen; wir müſſen uns indeß auf die bedeutendern derſelben beſchränken, viele kleinere ſkizzenhafte Darſtellungen des Malers kamen mir gar nicht zu Geſichte.

Jordan's Ruf begründete ſich durch ſeinen Heirathsantrag auf Helgoland. Das Bild iſt in ſeiner Grundauffaſſung humo-

riſtiſch. Wir ſehen uns darauf in die unmittelbarſte Nähe des Meeres verſetzt, links dehnt ſich die See, am Strande bewegt ſich das Schifferleben, wie wir es von den Küſten der Nordſee kennen. Hier iſt ein Boot mit ſeiner Ladung angekommen, und man iſt beſchäftigt, daſſelbe ſeiner Laſten zu entleeren, weiter nach hinten ſticht ein Fiſchernachen in die See, in der Ferne ſieht man weiße Segel im Hauche des friſchen Windes. Rechts ſteht eine Hütte. Vor derſelben haben wir die Gruppe, die unſer Intereſſe beſonders in Anſpruch nimmt. An der Thür des Hauſes hat ein allerliebſtes Mädchen geſeſſen, ſie war wohl mit dem Ausbeſſern des Netzwerks, das ſie in der Hand hielt, beſchäftigt; nun iſt ſie ufgeſtanden, denn ſie ſah vom Strande herauf zwei Männer kommen, die ihr wohlbekannt ſind. Der Eine iſt ſicherlich ihr Vater oder doch ein Verwandter oder genauer Freund; der Andere ſteht ihrem Herzen noch näher, ſie hat mit ihm ſchon länger in genauem Einverſtändniß gelebt; wenigſtens laſſen die niedergeſchlagenen Augen und das ſcheue Zupfen an der Schürze darauf ſchließen, daß ihr Herz ſchon in engern Beziehungen zu dem Herangekommenen ſteht. Dieſer iſt ein friſcher, junger Burſche, mit hohen Waſſerſtiefeln, wollener Schifferblouſe und einer nach hinten hangenden Zipfelmütze; er ſteht in gerader Stellung, ſeine hinten auf dem Rücken zuſammengehaltenen Hände halten die verdrehte Pfeife, er ſteht mit einer Miene, in der die Furcht, zu verlieren, und die Sicherheit, zu ſiegen, einen gewiſſen unausdrücklichen Zug der Einfalt hervorbringen, vor ſeinem Schatz, der vor Scham und Verlegenheit nicht weiß, was er ſagen ſoll. Aber wir erhalten durch die in der Mitte ſtehende Geſtalt die Gewißheit, daß die Sache gut gehen wird. Der Mann in ſeiner weiten Seejacke und ſeinen weiten Waſſerhoſen ſteht ſo ſicher auf den nackten geſpreizten Beinen, und greift ſeinem Empfohlenen ſo freundlich an das Kinn, und weiß dabei, wie es ſein ſchelmiſches Geſicht ausdrückt, ſo angenehme und witzige Redensarten zu ſagen, daß alle Verlegenheit bald ſchwinden wird. Durch ſeine Vermittlung muß ſich das Paar als Braut und Bräutigam bald in den Armen liegen. Ich ſagte Ihnen ſchon vorher, daß

Jordan's Bilder meiſtens lithographirt und geſtochen ſind; dieſes Bild aber hat ſich eine ganz beſondere Popularität erworben, man hat einen Bilderbogen für Frauen und Kinder davon gemacht, ein Lied iſt dazu gedichtet worden, das man zum Leierkaſten in den Straßen ſingt, und, was noch mehr iſt, den Komiker Louis Schneider in Berlin hat es in einer Weiſe begeiſtert, daß er ein Luſtſpiel ſchrieb, welches mit der Stellung des Bildes beginnt. Mich dünkt, das iſt eine geſunde Kritik, ich werde mich wenigſtens hüten, etwas dagegen zu erinnern.

Da wir einmal bei den humoriſtiſchen Darſtellungen des Künſtlers ſind, ſo fahre ich mit denſelben fort. Ohne Zweifel kennen Sie ſeine vergeſſenen Stiefel. Es war ein allerliebſtes kleines Bildchen. Wieder eine Dünengegend, in der Ferne Hafen-, Meer- und Strandleben. Im Vordergrunde ſchleppt ein kleiner Junge ein Paar rieſige Waſſerſtiefel, die faſt eben ſo groß ſind wie er ſelber; er zieht vorn herübergebeugt an der koloſſalen Laſt, der Athem fehlt ihm faſt, überdies iſt er verdrießlich, denn in der Ferne winkt ihm ungeduldig der ſtrenge Vater zu, ohne Zweifel hat er harte Worte zu befürchten, daß er ſo lange blieb. Sinnreich ſtellt der Künſtler aber auch das Mitleid daneben, in der Geſtalt eines kleinen Mädchens, das dem Knaben treuherzig und theilnehmend in das Geſicht ſchaut und gern helfen möchte, wenn es mit ſeinen ſchwachen Kräften nur könnte. Eine andere charmante Darſtellung derſelben Gattung iſt das Lootſen-Examen. Hier beſteht die Localität aus einer Stube, Alles darin deutet auf ſpartaniſche Einfachheit; auf dem durch einen Schragen gebildeten, mit einem Tuche bedeckten Tiſche ſteht das Modell eines Schiffes, ein Dintenfaß mit einer Feder und ein Buch, in dem die Zeugniſſe vermerkt werden. Links ſind die Figuren zweier Examinatoren: der Eine ſitzt und raucht und horcht ernſt auf die Antworten, der Andere ſteht und prüft. Der Examinant hält ihm verlegen gegenüber und kaut an den Nägeln, es iſt ihm ein wenig zu Muthe, wie weiland dem Candidaten Jobs; hinter ihm erhebt ſich ein anderer Bube und flüſtert ihm, wie es in jedem Examen, ſelbſt der dritten juriſtiſchen Prüfung, zu gehen pflegt,

verſtohlen mit kecker Miene zu, drei andere Burſche, die dahinter ſitzen, ſind verſchieden an Intelligenz, Ausdruck und Stellung. Das Bild macht zugleich einen ernſten und einen heitern Eindruck, es athmet ganz die ſeemänniſche Gutmüthigkeit und Tüchtigkeit.

Auch im Fache der Idylle hat Jordan vortreffliche Bilder geliefert. Beſonders reizend iſt in dieſer Beziehung ſein Abend auf der Strandtreppe. Hoch auf einer Warte, welche die tiefer liegenden Häuſer des Dorfes überragt, ſitzt ein alter Schiffer mit ſeiner Tochter; das Mädchen lehnt traulich ſein zierliches Köpfchen an die Bruſt des bewährten Mannes, die ſo manchen Stürmen Trotz geboten hat. Wie es ſcheint, erzählt er ihr im leiſen, ruhigen Tone Geſchichten vom Meere, das ſich in unabſehbarer Ferne, beleuchtet vom goldenen Strahl des Abends, hinausdehnt und auf ſeiner ſpiegelglatten Fläche heimkehrende Segelboote zeigt. Man denkt bei dem Bilde an die ſchönen Lieder von Heine, die derſelbe einſt am Strande der Nordſee ſang. Ein gleiches tiefes und inniges Gefühl bewegt uns beim Anblick ſeines heimkehrenden Matroſen. Am Strande iſt ein Schiff angekommen, wir ſehen in der Ferne den lebendigſten Verkehr von Ankömmlingen und Begrüßenden, von Handelnden und Wandelnden; ein Brite ſteht in der Nähe und guckt kaltblütig durch ſeine Lorgnette, er ſcheint nicht recht zu wiſſen, woran er iſt. Im Vordergrunde aber haben wir das ſeligſte Paar von der Welt: ein Matroſe mit ſeinem Mädchen; er iſt von ſeiner erſten großen Seereiſe heimgekehrt, ſie haben ſich wiedergefunden, die ſich lange entbehrt hatten, Bruſt ſchlägt an Bruſt, ſie eilen in ſeliger Befriedigung über die Dünen nach Hauſe, auf ihren Geſichtern glänzt das reinſte, ungetrübteſte Glück. Es heißt, daß der Künſtler das Bild während ſeiner Bräutigamſchaft gemalt und dem Burſchen ſeine eigenen, dem Mädchen aber die Züge ſeiner Braut gegeben habe; wahrſcheinlich hat er den Geſichtern auch die damals gefühlte Seligkeit eingeprägt. In einem andern kleinen Bildchen führt uns Jordan in eine Wochenſtube. Erſte Vater-, Mutter- und Großmutterfreude! Welch eine Fülle

von reichen beſeligenden Gedanken liegt in dieſen Worten. Es ſind die Gedanken vom Fortleben des eigenen Blutes, zu dem das Herz ſolch eine tiefe innige Liebe hegt, es ſind die Gedanken, daß wir mit unſerm eigenen Leben in die zukünftige Welt hinüberreichen, und daß wir ſicher ſind, die Natur mit ihrer ewig freundlichen Schönheit gehe nicht unter. Ein anderes Gemälde zeigt uns die Sonntagsruhe der Seeleute. Sie ſitzen, ihre Pfeifen rauchend, derb, breit und ſchweigſam vor der Thür eines Hauſes, während die Frauen und Mädchen in der Ferne auf den Dünen ſpazieren gehen. Sehr niedlich iſt auch ein Großvater, dem die kleine hübſche Enkelin am Sonntag Nachmittag vorlieſt. Endlich ſind hier zwei alte Leute, ſo eine Art von Philemon und Baucis aus dem Strandleben zu nennen. Vielleicht könnten Sie bemerken, daß ich Ihnen hier bloße Zuſtandsbilder rühme, ich erwidere aber, daß ich mir bei ſo trefflichen, fein individualiſirten Darſtellungen ſchon die Freiheit nehmen darf.

Die bedeutendſten Bilder Jordan's im Gedanken ſind nun allerdings ſeine tragiſchen. Ich nenne Ihnen vor allen Dingen die heimkehrenden Lootſen. Ein treffliches Werk. In der Ferne Luft und See unheimlich dunkel, als ob etwas Böſes dort vorgegangen wäre, vorn im hellen Sonnenſchein eine ernſte horchende Gruppe. Ein Weib mit ihren Kindern hat dort auf den Dünen geſeſſen und in die Ferne geſtarrt, ohne Zweifel erwartete ſie die Heimkehr ihres Mannes. Aber ſtatt ſeiner ſind zwei Männer herangekommen, der Eine eine ältere unterſetzte Geſtalt, der Andere eine friſche ſchlanke Jünglingsfigur; der Erſtere erzählt, und außer dem Weibe und den Kindern hören ihm noch mehrere hinter die Gruppe getretene Männer zu. Es ſind ſämmtlich große und derbe Seemanns-Geſtalten, an der Haltung ihrer Körper und dem Ausdruck ihrer Geſichter ſieht man, daß ſich eine traurige, dunkle Begebenheit auf dem Meere zugetragen hat, deren Zeugen die zurückgekehrten Lootſen waren. Was geſchehen iſt, hat der Künſtler im Unbeſtimmten gelaſſen, aber es ſcheint faſt, als habe auch das Weib und die Kinder ein Unglück getroffen, ſo geſpannt und erwartungsvoll lauſchen ſie auf die Worte des Erzählers.

Auch hier finden wir wieder einen sehr geistreichen Zug des Künstlers in einem Kinde ausgeprägt, das unten zu Füßen des Weibes im Sande spielt; unbekümmert und ahnungslos, was rings vorgeht, beschäftigt es sich mit einem alten Schuh, der nach Weise der Schiffe ein Stöckchen als Mast und ein Papierschnitzel als Segel trägt. Von derselben tragischen Wirkung ist ein anderes Bild, in welchem Jordan das muthige Ankämpfen seiner Seeleute gegen die Elemente schildert. Es ist Sturm, schwer fliegen die Wolken durch den Himmel, die See wogt und schäumt, im Hintergrunde erblickt das Auge ein gefährdetes Schiff, am Strande läutet die Nothglocke, die Männer stürzen mit ihren Schiffsgeräthschaften aus den Häusern nach den Booten, keiner scheut den Wind, der schrecklich gegen die Küste antobt und gegen den sich die Gestalten ordentlich lehnen. Hier begleitet die Braut den Bräutigam, dort entläßt die Mutter den Buben mit den besten Lehren der Vorsicht, an einem andern Hause schaut ein Weib mit ihren Kindern dem Gatten und Vater nach. Ueberall ist Leben und Bewegung, die der Sturm, welcher die Gewänder flatternd bewegt, noch erhebt. Im Vordergrunde des Bildes ist blendender Sonnenschein, in der Ferne tiefer Gewitterschatten. Dabei überall die speciellsten menschlichen Beziehungen zwischen treuen, biedern Menschen, die der großartige Gedanke bewegt, trotz Gefahr und Tod zu retten und zu helfen. Ein sehr personenreiches Bild gibt ein anderes Trauerspiel. Die Scene spielt ebenfalls an den nebelumwebten Dünen, die wie in einen Leichenschleier gehüllt daliegen. Wahrscheinlich hat ein Schiffbruch stattgefunden. Nach dem Strande hin bewegen sich verschiedene Gruppen, ebenso kommt vom Dorfe her ein bewegter unheimlicher Zug. In demselben befindet sich ein Weib, das wahrscheinlich eine trübe Kunde erhalten hat. Angst und Bestürzung liegen auf ihrem Wesen. Und in der That, sie hat das Schlimmste zu fürchten, denn in der Mittelgruppe sehen wir bereits das geschehene Unglück. Ein Ertrunkener, ihr Mann, wird heimgebracht, um den Todten bewegen sich seine Kinder und eine Gruppe von Neugierigen mit dem verschiedensten Ausdruck

und in den mannigfaltigſten Stellungen. Dies Werk iſt ebenfalls von einer wunderbar würdigen und ernſten Haltung, ſeine Farben erſcheinen indeſſen grauer, wie wir ſie von Jordan's Pinſel gewohnt ſind. Nicht minder ausgezeichnet iſt das Gemälde, in welchem uns der Künſtler einen Schiffbruch vorführt. Der Schauplatz iſt an den Ufern der Normandie, das Meer tobt in gewaltiger Aufregung, ein Boot unfern der Küſte geht ſeinem ſichern Untergange entgegen. Eine Gruppe am Ufer, namentlich ein Weib, flößt das tiefſte Mitleiden ein. Sie liegt händeringend auf den Knieen und fleht um Beiſtand bei den alterfahrenen Seeleuten, beſonders bei einem, der ein großes Tau in den Händen hält, um es als rettendes Inſtrument auf das Fahrzeug zu werfen. So knüpft ſich denn ein Faden zwiſchen dieſer weinenden Frau und dem Manne, der auf dem Boote ſteht, an. Sie ſind Eheleute, ſie ſind die Helden der Trägödie. Kinder, Weiber und Männer umher ſind von dem tiefſten Schmerz ergriffen. Selbſt die ſichern Lootſen haben wenig Muth, nur bei einigen zeigt ſich noch ein Schein von Hoffnung, die andern zucken mitleidig die Achſeln. Ein Zug von neugierigen Strandbewohnern und Soldaten kommt die hohe Felſentreppe herab, die zu dem in den Klippen liegenden Dorfe führt. Dies Bild iſt in jeder Beziehung vollendet. Faſt noch bedeutender iſt eine andere Scene aus einem Schiffbruch an den felſigen Küſten der Normandie. Das wildbewegte Meer, die ſtürmiſche Luft, die neugierige Menge, die Boote, welche von kühnen Männern geleitet hinausfahren, der Wrack, der ohne Maſt und Steuer den Wellen als Spielzeug übergeben iſt, alle dieſe Einzelheiten erzählen die Geſchichte eines großen Unheils; aber den tiefſten und ergreifendſten Moment der Darſtellung ſehen wir im Vorgrund auf dem Vorwerke des Hafeneingangs. Hier hat ſich eine Gruppe geſammelt, die einen wahrhaft tragiſchen Eindruck macht. Der Prieſter des Dorfs ſteht da mit hocherhobenen Händen und fleht in frommer Inbrunſt zum Himmel, daß er die Unglücklichen auf den Schiffstrümmern rette. Rings um ihn her aber kniet eine Gruppe von Weibern, die ihren Geberden und ihrem Ausdruck nach, die Angehörigen der

Schiffbrüchigen ſind. Wie trefflich iſt es hier der Charakteriſtik des Malers gelungen, im Bild auszudrücken, wie das Weib für den Mann, die Mutter für den Sohn, die Braut für den Geliebten, die Schweſter für den Bruder betet! Welchen Ernſt, welche Würde, welche Kraft und welche Schönheit entfaltet der Künſtler. Und wie trefflich hat ſich Jordan in den Mitteln beſchränkt. In der That war hier die beſte Gelegenheit zu überraſchenden Effekten, und dennoch iſt die Haltung durchaus einfach und keuſch.

In dieſen ſkizzirten Umriſſen habe ich Ihnen die vorzüglichern Bilder Jordan's wiedergegeben. Ich hoffe, Sie haben aus meinen Andeutungen erkannt, daß wir es mit einem höchſt achtungswerthen Talente zu thun haben. Nur durchaus kernige und geſunde Naturen ſind im Stande, die Beſtrebungen ihrer Seele in gleicher Weiſe in alle Bewegungen, die das Leben mitbringt, zu theilen. Jordan behandelt bald die komiſche, bald die ernſte, bald die heitere, bald die dunkle Seite; den leichten Spielen des Scherzes, wie den gewaltigen Spielen der Gefahr hat er gleiche Aufmerkſamkeit geſchenkt. Dazu iſt nicht Jeder im Stande, denn leider ſehen wir viele andere Künſtler in beſondere ſpecielle Liebhabereien verfallen, die nachher zur Manier werden. Die Beantwortung der Frage, ob unſer Künſtler ſich bedeutender in ſeiner humoriſtiſchen oder tragiſchen Darſtellung erwieſen habe, laſſe ich unentſchieden; auch ſcheint ſie mir unfruchtbar; ſeine Bilder ſind wahr und locken Jedermann, drum glaube ich auch, daß die Entwickelung ſeines Talentes nach allen Seiten eine gleichmäßige iſt. Was aber das Beſte iſt, man athmet in Jordan's Bildern überall friſche geſunde Seeluft. Eben ſo ſieht man, daß die Menſchen es thun, welche er darſtellt, es ſind derbe, tüchtige, brave Naturen, welche die Herzen an der rechten Stelle haben. Was ich indeſſen mitunter daran vermiſſe, das ſind edelgebaute ſchlanke Verhältniſſe; ich möchte dieſe Geſtalten zuweilen erhabener und größer. Jordan hat uns ſo vortreffliche Situationen vorgeführt, daß man ſich ſtets dadurch ergriffen fühlt; bei dieſer Gelegenheit hätte er die Menſchen, welche uns die Ge-

danken ſinnbildlich darſtellen ſollen, auch in die mächtigſten und ergreifendſten Formen kleiden dürfen. Im größten Glück und im größten Unglück, da tritt der innere bewegte Geiſt auch ganz in äußere Formen. Ich finde das nicht immer in den Geſtalten des Künſtlers; manche Figuren ſind mir zu unterſetzt, zu gedrückt; Glieder und Körper gehen nicht ſchlank aus einander. Was endlich ſeine Farbengebung angeht, ſo iſt dieſe äußerſt friſch und lebendig, Jordan ſcheut ſich nicht vor den ungewöhnlichen Contraſten in Licht und Schatten, er ſetzt mit der größten Kühnheit oft die ſchreiendſten Farben neben einander. Gleichwohl thut das ſeinen Bildern keinen Eintrag, im Gegentheile, dieſe Manier ſcheint durchaus geeignet für die launenhaften Ereigniſſe, die am Strande des Meeres ihren Schauplatz haben. Vielleicht läßt er ſich indeß mitunter zu weit fortreißen durch ſeine Bravour, ſeine Bilder haben zuweilen etwas zu viel Beiwerk, man findet darauf zu mannigfaltige zufällige Geräthſchaften, die durch ihre mitunter prätenſiöſe Darſtellung das Auge zu ſehr von dem Gedanken der Werke abziehen. Dieſer leiſe Tadel hat mich in Betreff meines Geſchmacks indeß nie gehindert, Jordan einen der erſten Plätze unter den beſten Genremaler unſerer Zeit zu geben.

Zugleich muß ich noch bemerken, daß dieſer Künſtler ſich auch als Lehrer trefflich bewährt hat, obgleich er keine akademiſche Stelle einnimmt. In ſeinem Atelier ſind in der letzten Zeit einige treffliche Talente ausgebildet worden. Vorzugsweiſe iſt hier Benjamin Vautier aus der franzöſiſchen Schweiz aufzuführen, der eine feine ſubtile Charakteriſtik an den Tag legt und ſchon eine Reihe von kleinen eleganten Bildern geliefert hat, welche den franzöſiſchen Urſprung nicht verläugnen. Eine ſehr glückliche Entwickelung verſpricht ferner Felix Schleſinger aus Hamburg, der ſich wie der Meiſter dem Strandleben widmet und einige gemüthliche Bildchen producirte. Dann zeigt auch Georg Meimer aus Leipzig ein ſo feines Talent für komiſche und idylliſche Situationen, daß man viel von ihm erwarten darf. Endlich iſt Joſeph Hoegg aus Coblenz ein fleißiger gewiſſenhafter Schüler Jordan's.

Eine Jordan verwandte Natur iſt Henri Ritter, geboren 24. Mai 1816 zu Montreal in Canada in Nordamerika. Gleich bei ſeinem Erſcheinen iſt er in den Vordergrund der hieſigen Schule getreten, und dabei mit einer Entſchiedenheit, die in ihm einen der tüchtigſten Maler im Genrefache verſprach. In ſeinen Bildern zeigt ſich eine Kühnheit und Friſche der Auffaſſung und Darſtellung, welche überraſchte und zu den reichſten Hoffnungen berechtigte. Mit Jordan hat er die Aehnlichkeit, daß er ebenfalls vorzugsweiſe Bilder aus dem See- und Strandleben bringt, auch ihm ſind alle Seiten, ſowohl die trüben wie die heitern, jener Küſtenbewohner aufgeſchloſſen und er behandelt die Burleske, die Idylle, wie das Drama jener Exiſtenz mit gleichem Leben. In der Wahl der Stoffe iſt er in ſeinen erſten Werken wohl hinter ſeinem Vorgänger zurückgeblieben, es fehlte denſelben die frappante, überwiegende Wahrheit, wie ſie ſich bei Jordan ſo ſcharf ausprägte, vielleicht hat er aber auch dieſelben mehr als Vorſtudien zu ſeinen ſpätern und in der Idee viel höher ſtehenden Werken, in welchen er Jordan ſogar überholt, betrachtet. Dagegen geſteht ihm der Beſchauer gern ein größeres, lebensvolleres Gefühl für Schönheit zu, ſeine Geſtalten haben mehr innere Grazie, ſie ſind ſchlanker aus der Erde gewachſen, es iſt ein Geſchlecht, deſſen Anblick dem Auge wohl thut, ſo geſund und männlich iſt es herangeblüht. Auch ſcheint es mir, daß Ritter einen größern Reichthum an phyſiognomiſchen Individualitäten beſitzt; in ſeinem Matroſenleben finden wir faſt alle Nationen repräſentirt, dabei ſind ſie ſo ſcharf und charakteriſtiſch bezeichnet, daß wir nicht lange zu rathen brauchen. Höchſt wahrſcheinlich liegt dies auch in dem Umſtande, daß der Künſtler als geborner Amerikaner etwas mehr vom Erdenrund geſehen hat, als die meiſten Söhne unſeres Vaterlandes, die ſich der Kunſt gewidmet haben.

Ritter's erſte Werke waren eigentlich nur Zuſtandsbilder, weshalb ich mich beſcheide, blos den Titel anzuführen. Es ſind: Kinder, die ihren Vater erwartend, auf die See hinausſchauen, Schmuggler im Kampf mit engliſchen Dragonern, eine Strand-

ſcene an der holländiſchen Küſte und die Liebeserklärung eines alten Schiffers. Ein bedeutendes Aufſehen machte er mit ſeinem ſogenannten Aufſchneider oder, wie man die Darſtellung auch benennen könnte, mit ſeinem Matroſen-Münchhauſen, der in einer Hafenkneipe unter Seemännern der verſchiedenſten Völker ſitzt und ihnen, wie man zu ſagen pflegt, den Pelz voll lügt. Ich muß geſtehen, daß ich kein ſonderlicher Freund von ſolchen Gedanken bin, zumal wenn ſie zu allgemein gehalten ſind und ſich nicht an eine beſtimmte Perſönlichkeit binden, wie es bei Schrödter's veritablem Münchhauſen der Fall iſt. Im gegenwärtigen Bilde ſieht man eben die Lüge nicht, die der Geſell ſeinen Kameraden vorflunkert, man ſieht nur die Wirkung, die ſie in den verſchiedenen Phyſiognomieen hervorruft. Freilich auch die Wirkung kann ergreifen, und ſie hat mich ergriffen, aber der Mangel der Urſache läßt doch immer einen Mangel an rechter Ueberzeugung zurück. Uebrigens war das Bild vortrefflich componirt und executirt. Die Leute ſaßen ſo gemüthlich in dem berauchten Raume, die Einen lachten ſo herzlich, die Andern glaubten ſo gründlich, die Dritten zweifelten ſo ſcharfſinnig, und die Vierten mißachteten ſo taub all das Zeug, das der rothe Schelm von Aufſchneider vorbrachte, daß es den Zuſchauer faſſen mußte. Ueberdies waren die Geſichter trefflich charakteriſirt. Ein ſpäteres Bild von Ritter war eine Heirathsgeſchichte von den Küſten der Normandie. Ich geſtehe, daß ſie mich weniger angeſprochen hat. Sie hatte zu große Verwandtſchaft mit dem Jordan'ſchen Heirathsantrag; wenn auch nicht in der Ausführung, doch in der Idee erinnerte ſie an ein Bild, das durchaus populär geworden iſt. Der Unterſchied lag nur darin, daß das Ritter'ſche Werk mehr Perſonen enthielt und in ſeiner Grundſtimmung gemüthlich war, aber es wurde dadurch auch etwas langweilig; die durchaus draſtiſche, komiſche Wirkung der Jordan'ſchen Darſtellung war nicht erreicht. Ungleich origineller in ihren Wirkungen ſchien mir eine kleine Skizze, die ungefähr aus derſelben Zeit ſtammt. Wir ſehen darauf den Ausgang eines Hafens, in der Ferne ſchwimmt ein rauchender Dampfer, der bereit iſt, die Paſſagiere aufzunehmen, um mit

denſelben in See zu ſtechen. Vorn am Ufer liegt ein Schifferboot, das die Mitfahrenden an Bord bringen ſoll. Daſſelbe ſchwankt in den hohen Wellen, das verſchiedenartigſte Volk ſitzt darin, voll Furcht und Erwartung, hier malt ſich die Angſt vor der Seefahrt, eine Dame iſt ſchon ohnmächtig, einer andern geht der Mops treiben, ein Engländer ſchaut gelaſſen zu; überall hat der Künſtler dem buntſcheckigen Humor freien Lauf gelaſſen. Hieran ſchließt ſich noch eine Mittagsruhe von minderer Vollendung.

Von weit größerer Bedeutung ſcheinen mir die Bilder, welche Ritter ſpäter vollendete; in ihnen manifeſtiren ſich ungleich vollkommnere Ideen, wie in den vorhin beſprochenen. Mir iſt ſelten etwas Reizenderes und Poetiſcheres vorgekommen, als eine ſonntägliche Scene aus dem Strandleben. Die Handlung geht in einer Stube vor ſich, man erblickt durch die offene Thür das friedliche unbefahrene Meer und die menſchenleeren Dünen. Alles athmet feiertägliche Stille, die Sonne ſcheint warm in das kühle heimliche Zimmer. Von außen ſteht ein ſchlanker Schifferburſche an der Thür; man ſieht ihm an, er iſt leiſe und behutſam herangeſchlichen, und er hat ſeinen Zweck erreicht: die ſchöne, friſche Dirne hat ihn bemerkt und iſt zu ihm hingetreten, das innige, herzliche Paar hat ſich allerlei ſüße Heimlichkeiten zu ſagen, aber es geht ſtill vor ſich, ſie ſind voll Angſt, ſich durch zu laute Liebesbezeugungen zu verrathen. Die ganze Scene hat aber auch etwas ganz Unerhörtes, ſie wurde gewiß an dieſem Orte oder unter dieſen Umſtänden noch nie erlebt. Der kleine Bruder des Mädchens, der rechts auf einer Treppe ſitzt und mit einem Spielzeug beſchäftigt iſt, läßt ſchlaff und voll Staunen die Arme ſinken, er weiß ſich gar nicht zu deuten, was an der Thür geſchieht, nach ſeinem ſtillen Staunen ſollte man faſt ſagen, das ſelige Paar habe eben einen glühenden Kuß ausgetauſcht. Und wo geht das Alles vor ſich? Links mitten in der Stube auf einem Stuhl ſitzt die Mutter, aber ſie ſchläft, die Langweiligkeit des Sonntags hat ſie überwältigt, ſie erfreut ſich ſicher an Träumen aus ferner blühender Jugendzeit; zu ihren Füßen aber ſteht als Geräth-

ſchaft der Kammer ein großer ſteinerner Krug, und wir leſen darauf:

Wie die Alten ſungen,
So pfeifen die Jungen.

Ein charmantes Bild! Lauter lebendige, friſche Beziehungen, die dem Herzen im Innerſten wohlthun. Das iſt die wahre Poeſie aus dem Volke.

Ein gleiches Intereſſe hatte ein neues Werk, das kurz nachher aus den Händen des Künſtlers hervorging. Aber ſtatt der Anmuth ſehen wir hier dem traurigen Ernſt in die großen Augen. Wir befinden uns in einer Schifferhütte, an welcher eben der Tod angepocht und eines ihrer Glieder fortgeriſſen hat. Die Leiche eines ertrunkenen Jünglings liegt vor unſern Augen, Ruhe und Friede ſpielt um ſeine jugendlichen Züge, aber wir können uns des Bedauerns nicht enthalten, daß ein ſo friſches Leben gebrochen und geknickt daliegt. Vor ihm ſitzt der Vater in ſtiller, ringender Verzweiflung, auf ſeinem breiten, ehrlichen Seemannsgeſicht ſchaut durch die Faſſung, die er zeigen möchte, die ſeelenvollſte Trauer. Ein kleiner Knabe, wahrſcheinlich der Bruder des Verſtorbenen, ſteht daneben und hält weinend die kleinen Händchen vor die Augen; auch er fühlt den Verluſt des Verwandten, der ihn ſicher oft auf den Arm genommen und ſeine Kinderſpiele getheilt hat. Ein Nachbar will den Alten tröſten, aber vergebens richtet er ſeine Worte an ihn, ſolcher Schmerz will ſich langſam und mit der Zeit löſen. Außer dieſen Figuren ſehen wir noch die Geſtalten von Männern und Weibern, welche theilweiſe voll Theilnahme, theilweiſe aus Neugierde in das Sterbehaus gekommen ſind. Auf allen ihren Geſichtern ſpiegelt ſich indeß der Gedanke, daß ſie um einen guten und tüchtigen Burſchen klagen. Sicherlich ein vortreffliches Bild, der Gedanke iſt voll Kraft und Fülle, die Geſtalten, die der Künſtler den Blicken vorführt, tragen alle das Gepräge echter menſchlicher Würde, überdies ſind ſie ſchön und ſchlank gewachſen und geſund gezeichnet. In dieſem wie in allen früheren Gemälden iſt der Vortrag in Farbe und Zeichnung ſehr gut.

Nur möchte ich wünschen, daß er nicht zu viele kleinliche Geräthschaften in seinen Werken mit minutiösem Fleiße gebe; er hatte früher diesen Fehler des zu vielen Beiwerks mit Jordan gemein, überhaupt liegt er einigermaßen in der Düsseldorfer Manier. Wozu all diese Netze, Körbe und Taue, wenn sie auch noch so meisterhaft dargestellt sind? Sie ziehen die Aufmerksamkeit zu sehr von dem Gedanken der Bilder ab.

In einem spätern Bilde hat Ritter den Strand verlassen und einen Gegenstand aus dem englischen socialen Leben gewählt. Es ist ein Wilddieb, der über seinem gesetzlosen Treiben erhascht worden ist und nun vor den Herrn des Gutes gebracht wird. Der Künstler führt uns in die comfortable Stube eines Baronets, wo ein ungewohntes Leben herrscht. Der alte wohlbeleibte Landedelmann sitzt rechts auf seinem Stuhle mit der wohlwollendsten Miene. Vor ihm auf den Knieen liegt ein hübscher brauner junger Mann, und fleht um Verzeihung. Hinter ihm stehen die Bedienten des Hauses, viel erzürnter und heftiger, wie die Herrschaft und ähnlich jenen Beamten, die gewöhnlich conservativer sind, wie ihre Fürsten. Hinter ihnen öffnet sich ein Ausgang in das Freie, in dem wir noch mehrere Personen sehen. Zur Seite des Baronet aber stehen seine hübschen Töchter und flehen für den Verbrecher, dessen Schönheit und Kühnheit sie nicht unempfindlich läßt. Les dames sont toujour de l'opposition. Der gute Alte scheint auch schon geneigt, zu vergeben, wenigstens verräth seine Miene, daß sein Zorn nicht unversöhnlich ist. In den eleganten Hunden des Landhauses und dem kleinem Dachshund des Wilddiebes zeigen sich auf eine amusante Weise dieselben Gegensätze zwischen Arm und Reich, wie in den Personen, welche in dieser Scene spielen. Die heitere, anmuthige Lösung der ernsten Frage ist durchaus gelungen. Das Bild ist ganz vortrefflich, wie alle Arbeiten des Künstlers.

Leider wurde hierauf die Thätigkeit des Künstlers durch eine längere Krankheit unterbrochen. Zurückgezogen auf dem Lande in der Nähe des Siebengebirges lebend, fand er nur dann und wann die rechte Muße, um zur Malerei zurückzukehren. Aus

dieſer Zeit iſt nur der Prairiebrand zu nennen, zu welchem wohl die Schilderungen in den Cooperſchen Romanen den Stoff hergegeben haben. Wir ſehen auf einem Hügel eine Schaar von Indianern, welche den herannahenden Fluten des Feuers zuſchauen. Ein anderes Gemälde behandelt in ergreifender Weiſe den letzten Brief des Sohnes. In Betreff des Colorits waren dieſe Arbeiten weniger zu loben, indem ſie in der Einſamkeit fern von aller Gemeinſchaft mit Künſtlern entſtanden. Viel beſſer in dieſer Beziehung erſcheint ſchon die Darſtellung eines alten Seemanns, der eine Pfeife rauchend, allerlei verſchiedenes Gethier aus demſelben Napfe füttert. Glücklicher Weiſe hat ſich die Geſundheit des Künſtlers in der letzten Zeit weſentlich gebeſſert. Er iſt nach Düſſeldorf zurückgekehrt und hat in der letzten Zeit wiederum ein Bildchen geliefert, das ſich des allgemeinen Beifalls erfreute. Daſſelbe ſtellt einen kleinen Seekadett vor, der als Mäßigkeitsprediger vor drei betrunkenen Matroſen eine Rede hält. Der kleine elegante Burſche bildet einen ſeltſamen Gegenſatz zu den rieſenhaften ſtruppigen Geſellen, die er herunterkapitelt. Es iſt ein Stück engliſches Leben im humoriſtiſchen Styl voll köſtlicher Charakteriſtik und dabei trefflich in den Farben. Andere Bilder des Künſtlers ſind erſt begonnen. Hoffen wir, daß er ſie bald vollendet, denn er gibt ſtets etwas Ganzes und Tüchtiges.

Noch ganz beſonders muß ich Ritter als trefflichen Zeichner aufführen, da er eine Unzahl von ernſten und heitern Illuſtrationen geſchaffen hat. Sowohl in Düſſeldorf, als während ſeines ländlichen Aufenthalts, iſt er auf dieſem Felde unermüdlich thätig geweſen und hat dabei einen außergewöhnlichen und unerſchöpflichen Reichthum von guten und luſtigen Einfällen und Gedanken an den Tag gelegt. So kann man ihn unbedingt den geiſtreichſten Mitarbeiter der Düſſeldorfer Monatshefte nennen, die freilich in der letzten Zeit ſehr heruntergekommen ſind. Ebenſo betheiligte er ſich am Künſtleralbum, das ſeine charachteriſtiſchen Zeichnungen indeſſen ebenfalls ſehr verwiſcht wiedergegeben hat. Gegenwärtig iſt er mit Vignetten zu den Werken Waſhington-Irvings

beſchäftigt, die in Holz geſchnitten werden und alſo wohl eine beſſere Ausführung hoffen laſſen. Außerdem ſtrotzen aber auch ſeine Mappen von den trefflichſten Entwürfen, in denen er noch viel mehr wie in ſeinen Oelbildern beweiſt, daß er unter den hieſigen Genremalern ſich am Beſten auf eine feine, dabei durchaus natürliche Individualiſirung verſteht. Er hat offenbar in dieſer Beziehung eine große Aehnlichkeit mit dem Engländer Wilkie, oder wenn wir in die Literatur hinübergehen wollen, mit Boz-Dickens, und beſitzt alſo Eigenſchaften, in welchen ihn kein anderer Düſſeldorfer Maler erreicht.

Und ſomit komme ich denn zu dem dritten und letzten Maler des Strandlebens, und zwar zu Emil Ebers, geboren den 14. Decbr. 1807 zu Breslau, einem der älteſten Mitglieder der Schule, den ich indeß aus dem Grunde ſeinen vorher beſprochenen Collegen nachfolgen laſſe, weil er ihnen an productiver Phantaſie und executirendem Talente nachſteht; was ſeinen guten Willen und ſein redliches Streben betrifft, ſo darf man ihn darin gewiß mit ihnen auf gleiche Stufe ſtellen. Seine Bilder unterſcheiden ſich von denen Jordan's und Ritter's namentlich dadurch, daß ſie nicht die Größe des Gedankens erreichen, den wir bei jenen Künſtlern faſt durchgängig finden. Auch gelingt ihm die Individualiſirung der einzelnen Perſönlichkeiten, die in ſeinen Darſtellungen auftreten, nicht im höchſten Grade. In dem Kreiſe, in welchem ſich Jordan's und Ritter's Bilder bewegen, kann man dieſelben wahrhaft hiſtoriſch nennen, ſie behandeln meiſt bedeutſame, [illegible] das Leben tief eingreifende Ereigniſſe, dagegen treffen wir Ebers eigentlich mehr auf dem Felde der Anekdote, welche in das tagtägliche Treiben einen angenehmen Wechſel bringt. Und damit läßt es ſich auch erklären, daß der Künſtler eigentlich öfter humoriſtiſche, als ernſte Stoffe behandelt; die letztern ſind indeß keineswegs von ſeiner Thätigkeit abgeſchloſſen, die erſtern behandelt er aber frappanter und kräftiger, man ſieht, daß ſich ſeine innere Natur dieſen Zuſtänden mehr zuneigt. So hat man denn auch oft alle Urſache, herzlich darüber zu lachen. Uebrigens beſchränkte Ebers ſich bei ſeiner ziemlich langen Künſtlerlaufbahn

nicht blos darauf, das Strand- und Seeleben zu ſeinen bildlichen Darſtellungen auszubeuten, er hat auch manche Scenen aus dem Räuber- und Soldatentreiben gemalt, ja, ſogar der Hiſtorienmalerei iſt er nicht fremd geblieben; überhaupt aber ſchloß er ſich hierin einigermaßen an den Gang der Moden, die, wie in allen Schulen, auch in der Düſſeldorfer ihre beſtimmten Perioden finden.

Als ſich in der erſten Jugendzeit der hieſigen Akademie, die bedeutendſten Künſtler ernſthaft mit Räubern beſchäftigten, cultivirte auch Ebers dieſe Richtung; aber der Genremaler ſprach klar aus ihm, er wählte ſich ſtatt des melancholiſchen und tragiſchen Räuberlebens im großen Style, die mehr humoriſtiſche Schmugglerwirthſchaft. Zuerſt waren es die Küſten der Flüſſe, an denen er ſeine Scenen ſpielen ließ, ſpäter aber treffen wir ſie am Strande der See. Seine Schleichhändler, die im Begriff ſind, an einer einſamen Stelle zu landen, fallen in die erſten Jahre des Beſtehens der hieſigen Schule; ſie ſind damals nicht ohne große Wirkung geweſen, ob ſie in unſerer Zeit noch Aufſehen machen würden, bezweifle ich einigermaßen. Dieſelbe Richtung verfolgte ein Bild, welches Schleichhändler darſtellte, die von Grenzjägern in der Schenke überfallen wurden. Noch einen ähnlichen Gegenſtand behandelte der Künſtler in letzter Zeit; es iſt eine Schmugglerfamilie in ihrem häuslichen Leben. Hier ſind wir unmittelbar an die See verſetzt, die Scene ſpielt in einer verborgenen Grotte, in welcher man die Ausſicht auf das Meer hat. Ein Führer mit ſeiner Buhle, eine Alte, welche Erfriſchungen bringt, Spießgeſellen, die ſich mit den eroberten Waaren beſchäftigen, dann viel Nebenwerk, wie Piſtolen, Flinten und andere Waffen, ſind die Hauptbeſtandtheile des Bildes. Kurz, wir ſehen Zuſtände, aber keine Handlungen. Ich muß geſtehen, ich habe keine beſondere Vorliebe für dieſe Art von Darſtellungen. Sie ergötzen das Auge, aber ſie geben dem Geiſte nicht die Nahrung, die er verlangt. Wir dürfen an die Kunſt die Forderung ſtellen, daß ſie die Seele ſittlich erhebe; in dem gegenwärtigen Falle haben wir höchſtens ein pſychologiſches Intereſſe.

Ebers iſt auch Maler des Soldatenlebens, aber auch hier kann ich nicht finden, daß er gerade die glücklichſten Momente zur Darſtellung wählt. Vor mehreren Jahren malte er eine durch Gensd'armen unterdrückte Emeute in einer kleinen Stadt. Es fand ſich darin eine große Menge der glücklichſten Situationen, man müßte über die meiſten Motive, wie ſich beim Spießbürger die Angſt und Furcht vor dem gezogenen Säbel äußerte, lachen: aber es waren auch nur miſerable, jammervolle Spießbürger, kein einziger Mann gegenüber der blankgeſchliffenen Waffe. Solcher Humor verdient den Tadel der Einſeitigkeit und Wohlfeilheit. Wie anders ergreifen da die Darſtellungen aus der Julirevolution von Horace Vernet! In ihnen wird dem Manne ſein Recht gegeben, er beweiſt, daß auch der Handwerker ein Held ſein kann, und dennoch fehlt der Humor nicht. In gleicher Weiſe muß ich mich gegen den Gedanken einer Bivouac-Scene ausſprechen, in welcher Soldaten dargeſtellt ſind, die eben den armen Bauern ein Schwein geſtohlen haben; man kann über eine ſo wenig edle Offenbarung der force majeure nicht lachen. Wahrhaft tadelnswerth aber finde ich eins der letzten Bilder von Ebers, auf dem wir mehre preußiſche Huſaren in einem franzöſiſchen Bauernhauſe die armen dürftigen Landleute mißhandeln ſehen. Die Soldaten praſſen an dem Tiſche, werfen die dürftigen Schüſſeln, die ihnen nicht behagen, an die Erde, während die Bauern voll Schrecken und Angſt darum ſtehen. Wer findet dieſe Rohheit komiſch, wer fände ſie gar erquicklich! Und iſt denn dieſe Darſtellung eine Empfehlung der deutſchen Nationalität. Der Künſtler ſtellt hier zu heterogene Elemente einander gegenüber und macht das eine auf Koſten des andern lächerlich; das kann auch geſchehen, wenn die lächerlichen Seiten ſich mit Recht nur bei der andern Partei befinden, wohl aber muß der Künſtler ſich dagegen verwahren, ſeine Abſichtlichkeit durchblicken zu laſſen, wie es bei der Revolution der Kleinſtädter der Fall iſt, oder gar Lächerliches anzuſtreben, wo es nicht iſt, wie bei dieſen gemißhandelten franzöſiſchen Bauern. Der Künſtler macht hier Partei für die Soldaten und für die Gensd'armen, und darin verfährt er zu ariſto-

kratiſch, daß er ſich officiell zur Polizei geſellt, die ſich in unſern Tagen oft nicht ſehr beliebt macht. Ebers hat ſich auch in einigen hiſtoriſchen Darſtellungen verſucht, wie es mir aber ſcheint, nicht mit Glück. Als Gemälde dieſer Art iſt von ihm bekannt geworden St. Goar unter den Fiſchern am Geſtade des Rheines, wie er das Evangelium predigt, und eine Radirung in den bei Buddeus erſchienenen Liedern und Bildern zu Bürger's Weibern von Weinsberg.

Habe ich eben einigen Tadel über Ebers fallen laſſen, den ich hier übrigens um ſo offener ausgeſprochen habe, weil ich ſeine Kräfte achte und ſchätze, ſo muß ich ihn dagegen auch wieder in vollem Maße rühmen. In ſeinen Bildern aus dem Seeleben hat er Vortreffliches geleiſtet und ſich würdig an Jordan und Ritter gereiht. Hier befinden wir uns aber auch unter wahren tüchtigen Menſchen, es ſind keine frivolen Schleichhändler, keine rohen Soldaten, keine miſerabeln Bauern und jämmerlichen Spießbürger, wir ſind im Kreiſe von muthigen, geſunden und arbeitſamen Menſchen, die wir bei Jordan und Ritter ſo lieb gewonnen haben. Ebers hat im Ganzen wenig in dieſem Genre gearbeitet, wir hoffen aber, daß er ein ſo fruchtbares Feld noch weiter beſäet und beärntet. Unter den Bildern dieſer Art iſt mir beſonders eins im Gedächtniſſe, welches eine wirklich ergreifende Scene darſtellte. Es ſpielt in einer niedern Dorfſtube, eine aus dem Schiffbruch gerettete Dame liegt auf dem Bette, ſie iſt noch mehr erſchreckt durch den Verluſt ihres Kindes, als durch den Unfall am Strande; da bringt man ihr durch die offene Thür das verloren geglaubte Kind, und alle ihre Kräfte kehren zurück. Die Handlung ſprach ſich durchaus deutlich aus und ergriff Jeden. Noch vortrefflicher iſt ein Bild, welches der Künſtler zuletzt in Düſſeldorf malte. Hier ſpielt das Stück auf offenem Meer; wir ſehen ein Floß vor uns, beſtehend aus Schiffstrümmern, die mit Ketten und Seilen zuſammen gebunden ſind; darauf Matroſen und Paſſagiere, die ſich aus dem Schiffbruch auf dies zerbrechliche, keinem weitern Sturm trotzende Fahrzeug gerettet haben. Sie ſind hoffnungslos und ungewiß des Erfolgs in's Unbeſtimmte

gesteuert, aber plötzlich zeigt sich ein Schiff in der Ferne, alle Gesichter beleben sich, der Capitän bestimmt den Plan der Fahrt, die Matrosen arbeiten mit Riesenkraft an dem zerschellten Ruder und an den zerrissenen Segeln, Andere winken mit den Hüten und Tüchern; die Familie eines Generals, welche die Mitte des Floßes einnimmt, bekommt neuen Muth, nur ein junges Mädchen, eine schöne schlanke Gestalt mit lieblichem Gesicht, sitzt ohne ein Zeichen der Theinahme ihrer alten Mutter gegenüber, die dem Anscheine nach eben gestorben ist. Welch ein ergreifendes Bild! Möchte der Künstler sich ferner eben so wirksame Stoffe wählen! Die Malerei ist dabei vortrefflich; übrigens theilen diesen Vorzug fast alle Bilder von Ebers; in der praktischen Ausführung hat er sich stets als Meister bewiesen, wenn man nicht vielleicht, wie bei Jordan und Ritter, den Fehler des zu vielen kleinlichen Beiwerks von Schiffsgeräthschaften tadeln will. Der Künstler hat Düsseldorf schon lange verlassen.

Somit haben Sie denn meine Schilderung der Düsseldorfer Lootsen- und Matrosenmaler. Wie gefallen sie Ihnen, diese Strandläufer, wie ich sie scherzhaft zu nennen pflege? Denn in den Ferien, der glücklichen Wanderzeit, machen sie sich gewöhnlich auf den Flug und suchen sich an den Ufern der Nordsee von Helgoland hin bis nach Ostende und in die Normandie die Steine, die sie uns nachher geschliffen und gerundet in vollem Glanze vorsetzen. Sicherlich sind Sie mit diesen Künstlern zufrieden. Ich denke, die ganze Nation kann sich freuen, daß wir so treffliche bildliche Schilderungen des Strandlebens besitzen, und unsern Künstlern noch manche glückliche Fahrt an das Meer wünschen. Wer möchte nicht auch einmal mit hinaus und Monate lang im Angesichte der dunkeln Fluten zubringen! Ihr Dichter, frisch auf, habt Ihr keine Lust? Namentlich Ihr, die Ihr an der romantischen Hypochondrie leidet, das Blut stockt Euch in Milz und Leber. Fahrt mit unsern Malern, saugt diese frische Luft ein, beschaut dieses unter dem ewig wechselnden Himmel ewig wechselnde Spiel der Wasser; erforscht das Leben der Seethiere am Strande, fahrt in die Brandung mit diesen kühnen Männerherzen,

helft beim Schiffbruch; es ſei denn, daß ihr lieber Heringe fangt. Und des Abends, wenn die Kinder des Strandes zuſammen ſitzen und ſich ihre Märchen und Geſchichten erzählen und ihre Lieder ſingen, dann hockt Euch zwiſchen ſie, ſcherzt mit den Mädchen und trinkt mit den Burſchen; eine neue Welt wird Euch aufgehen, Ihr ſeht es an den Werken unſerer Künſtler: hundert Novellen für eine! Ein neuer Decameron kann da geſchrieben werden. Ihr kennt Berthold Auerbach's hübſche Dorfgeſchichten. Wer iſt der Nachahmer, der uns Strandnovellen bringt? Doch ich will meine Aufforderung nicht zu laut werden laſſen; denn wir bekämen am Ende noch eine literariſche Schule, die wir, in ähnlicher Weiſe wie die Romantiker und das junge Deutſchland, als Waſſerdichter betrachten und loben oder tadeln müßten.

XXI.

J. Becker. J. Dielmann.

Von den Ufern der Nordſee begeben wir uns nach Süden in die innern Theile des Vaterlandes, oder mit anderen Worten, wir folgen jetzt den Beſtrebungen einer Gruppe von Künſtlern, welche ſich die Aufgabe geſtellt haben, das Leben der Bauern in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands darzuſtellen. Auch hier hat die Düſſeldorfer Schule eminente Maler aufzuweiſen, die ſich meiſtens, wie es ſchon die Lage der Stadt am Rheine bedingt, in den Landſtrichen welche den Strom begrenzen, namentlich im Weſterwald und Taunus, ihre Stoffe holen, mitunter aber zu dieſem Zwecke ſogar bis nach dem Schwarzwald und in's Tyrol gehen. Die Poeſie des Landlebens iſt in der neuern Zeit bedeutend ausgebeutet worden, theilweiſe iſt es gewiß aus einer Art von Oppoſition geſchehen. Sowohl die Poeſie wie die bildende Kunſt war vorher in unſerm Vaterlande ſehr ariſtokratiſch, die Dichter wie die Maler nahmen ihre Stoffe meiſtens aus einer grauen Vergangenheit, bald war eine Götterperiode vorhanden,

bald kamen wieder die Helden des Mittelalters an die Reihe, bald durften es nur die fabelhafteſten Märchen ſein. In der romantiſchen Schule mußten alle Geſtalten wenigſtens einen Stammbaum aufweiſen, der vor den Kreuzzügen Wurzeln geſchlagen hatte. Das junge Deutſchland wollte alle ſocialen Zuſtände durch die Emancipation des Fleiſches umwerfen und, mirabile dictu, ſogar verbeſſern. Was war natürlicher, als das man dieſer geſchraubten Verhältniſſe müde wurde? Da wuchs unerwartet eine neue Blume in der Dichtung und Malerei auf, es war eine rothe, friſche Waldroſe, ihr Stamm erhob ſich aus dem fetteſten Boden fröhlich und ſtark in die heitere Luft, der beſte Thau pflegte ſie in geheimer Luſt, die wonnigſten Sonnenſtrahlen umſpielten ſie, Kraft und Farbe ſpendend: es war die Volksdichtung, wenn ich ſie ſo nennen darf. Ich erwähne Ihnen hier vor allen andern Immermann's Münchhauſen. Mit welcher freudigen Anerkennung nahm die Nation ein Werk auf, welches ſie aus den blaſirten Cirkeln einer unvollendeten und dennoch prätenſiöſen Cultur in die friſchen Bewegungen des weſtphäliſchen Bauernlebens führte! Jedermann fühlte ſich erquickt, wieder einmal natürliche, kräftige Herzen pochen zu hören. Und um von einem Werke der neueſten Zeit zu reden, das ich ſchon im vorigen Briefe erwähnte, wie allgemein waren die Wirkungen von Berthold Auerbach's Dorfgeſchichten!

In der bildenden Kunſt gehört zu den Regeneratoren dieſer Art vor allen Malern des deutſchen Volkslebens Jacob Becker, geb. 15. März 1810 zu Dittelsheim bei Worms, ja, er hat auf die entſchiedenſte Art an ſich ſelbſt die Bekehrung durchgemacht. Die Jugend aus den Jahren, die um 1810 liegen, erwuchs natürlicher Weiſe unter den Einflüſſen der romantiſchen Schule auf, die Schwärmerei für das Mittelalter war in Deutſchland die Stimmung der ſchönen Geiſter, die erſten Leſejahre der Jünglinge wurden reichlich mit Rittergeſchichten getränkt. So wenig glücklich auch im Ganzen jene Richtung war, indem ſie die jungen Geiſter von einem friſchen Wirken für eine friſche Gegenwart abhielt und in eine dunkle, nebelhafte Vergangenheit führte, wo

das Gefühl auf Koſten des Verſtandes in's Wilde ſchoß, ſo konnten ſie ſich doch nicht ſo leicht dieſen Einflüſſen entziehen, denn die Jugend unſeres Vaterlandes war bis dahin noch wenig ſelbſtſtändig. Wer, der aus jener Zeit ſtammt und den Drang zu künſtleriſcher Production empfand, hat ſich nicht von dieſer Literaturſtimmung influiren laſſen? Der junge Lyriker behandelte Ritterromanzen, der junge Epiker und Dramatiker nahm ſich Stoff aus alten Volksbüchern zur poetiſchen Darſtellung, und je fabelhafter die Dinge oft herauskamen, deſto willkommener waren ſie einer irregeleiteten Phantaſie. Becker hat auch unter dieſen Einflüſſen geſtanden, er hat auch eine Periode in excluſiven Schwärmereien durchgemacht, ſeine erſten künſtleriſchen Beſtrebungen ergehen ſich zwiſchen Rittern, Landsknechten, Pilgern und Mönchen, die Uhland'ſchen Romanzen, der Jude von Spindler und andere ähnliche Produkte, welche in jener Zeit beſonders wirkten, mußten dem jungen componirenden Talente herhalten, wie ſie es den meiſten jungen anſtrebenden Künſtlern jener Jahre thaten. Aber er ſah bald ein, daß aus dieſen Anſchauungen keine weſentlichen Vortheile für die Kunſt erwachſen würden, er fühlte, daß er auf keinem feſten, concreten Boden ſtand, die faſeligen Falkenknaben und die ſüßen Kirchgängerinnen, die damals in Düſſeldorf gäng und gebe waren, mochten ihn darüber belehren. Da galt es, ſich entweder zur Hiſtorienmalerei zu erheben oder zum Genre überzugehen. Er hat das Letztere gethan, er ließ die verſchwommenen Bilder einer unklaren und unerquicklichen Vergangenheit im Stich und ergab ſich ganz dem friſch pochenden, lebendigen deutſchen Leben der Gegenwart. Becker malte als erſtes Bild einen Ritter mit ſeinem Liebchen, die Scene ging auf einem Balcon vor, der an einem Schloſſe über dem Meere hing, die Abendgluten brachten ein magiſches Licht in die Gruppe. Den weichgeſtimmten Seelen und namentlich der größern Anzahl der Damen machte die Darſtellung viel Freude, und ſie werden es unſerm Künſtler nicht ſo leicht verzeihen, das er dieſe Manifeſtation edler Sentimentalität mit den rauhern Darſtellungen des Bauernlebens vertauſcht hat. Wir Andern aber, die wir kräftigere

und thatſächlichere Gegenſtände und Menſchen mit Fleiſch und Knochen lieben, freuen uns darüber, und ſo wollen wir uns denn friſch und froh dahin begeben, wohin Becker uns in ſeinen Bildern führt.

Wir begegnen unſerm Künſtler zunächſt auf dem Gebiete, das ich mir in den vorigen Briefen die Idylle zu nennen erlaubte. Gleich ſein erſtes Genrebild liegt auf dieſem Felde: unter dem Namen die betende Bauernfamilie iſt es bekannt und mit vielem Beifall aufgenommen worden. Sie ſehen auf einem einſamen Waldplatz, den mächtige Eichen- und Buchenſtämme umſtehen, eine knieende Familie, beſtehend aus dem Vater, drei Kindern und der Mutter, deren Augen verbunden ſind. Der Alte, ein Knabe und ein Mädchen beten mit erhobenen und gefalteten Händen, während ſie nach einem Heiligenbilde ſchauen, das ſeitwärts in einem rieſigen Eichenſtamme angebracht iſt; die blind ſcheinende Mutter kniet hinter der Gruppe und hält ein friſches Kind, deſſen blaue leuchtende Augen wunderbar gegen die verbundenen der Mutter contraſtiren, gegen ihren Schooß gelehnt. Das Gebet betrifft ohne Zweifel die kranken Augen der Frau. Die Stimmung des Platzes iſt äußerſt poetiſch: rings herrſcht eine wohlthuende grüne Walddämmerung, aus der Ferne bricht, wie ein Strahl der Hoffnung in das Gebet, durch eine Stelle der Bäume ein freundliches Sonnenlicht. Das Motiv iſt dem poetiſchen Glauben des Landvolkes entnommen, es iſt eine Scene, wie man ſie in katholiſchen Ländern tagtäglich ſieht, dem Künſtler gebührt aber im gegenwärtigen Falle das Verdienſt der feinen und höchſt poetiſchen Darſtellung. Und ſollten Sie glauben, daß in Magdeburg wegen dieſes Bildes faſt eine Art Religionskrieg entſtanden iſt? Ein Pietiſt fand ſich durch das Gemälde angeregt, ein höchſt gläubiges Lied zu dichten, ein rationaliſtiſcher Prediger kämpfte darauf gegen die Bilderanbetung, die Sache ging an die geiſtlichen Behörden, es entſtanden Parteiungen, kurz, die Angelegenheit ſpannte eine lange Zeit die Bewohnerſchaft jener Gegenden. Iſt das nicht eine tragiſche Geſchichte? Wie unſchuldig hat der Künſtler hier nicht Anregung zu Miß-

vergnügen gegeben! Aber es geht ja in den großen Tragödien faſt ähnlich zu; wie bindet ſich nicht die ganze Fabel des Shakeſpeariſchen Othello an jenes verhängnißvolle Taſchenbuch!

Becker's Ruhm wuchs noch mehr, als er nach dieſem Bilde ſeinen Abend am Brunnen ausſtellte und dem Publikum ſeinen entſchiedenen Beruf für eine tiefe poetiſche Auffaſſung des Naturlebens bewies. Localität und Coſtume war dem Weſterwalde entlehnt. Fern von den Wohnſitzen der Cultur werden wir hier zu einem Stamme des Vaterlandes geführt, an dem vielleicht Hunderte von Jahren vorübergegangen ſind, ohne beſondere Zeichen ihres Daſeins zurückgelaſſen zu haben, der nur Sitten und Gebräuche kennt, wie ſie ihm von Aeltern, Groß- und Urahnen hinterlaſſen worden, denen nur die allgemeinſten menſchlichen Eigenſchaften, die Gefühle der Liebe und des Haſſes in ihren unendlichen Abſtufungen eigen ſind. Wir ſehen hier die Wirkungen eines ſanften, ruhigen Sommerabends auf Gegend und Menſchen. Im Hintergrunde dehnt ſich vor dem Blicke eine milde reizende Landſchaft mit grünen Wieſen, ſchattigen Halden und ſanften Hügeln, übergoſſen von der goldenen Röthe des Abends. Den Vordergrund bildet ein kühler Brunnenplatz, den friſche hohe Nußbäume überſchatten. Man ſieht, die Stelle iſt nicht weit vom Dorfe: die Bäuerinnen kommen dahin, um Waſſer zu holen, die Kinder ſpielen in der Kühle, und von der Seite des Feldes ſtrömen die müde gewordenen Arbeiter heran, manche bleiben dort, um zu ſchwatzen, andere gehen daran vorüber nach der Heimat. Ein ſolcher Platz iſt für ein Dorf, was für die Athener der Markt war, und was in unſerer neuen Cultur der Städte das Caſino iſt. Dort werden die Neuigkeiten ausgetauſcht. Aber auch die weibliche Welt iſt zugelaſſen, und ſomit tritt noch ein neues Element dort auf. Becker hat dieſes Leben auf die ſchönſte Weiſe ausgeſprochen. Was macht ſich in all dieſen Perſonen nicht geltend? Hinten kommen Männer in ernſtem Geſpräch, wahrſcheinlich betrifft es die heutige Aernte und Gemeindeverwaltung, eine alte Frau bringt Früchte des Feldes zur Verſorgung des Hauſes. An dem Brunnen rechts bewegen ſich frohe

Gruppen. Im Hintergrunde herzen junge Mütter einen Säugling, vorn an der Erde ſpielt ein Kreis unbeſorgter ſchöner Kinder; den Mittelpunkt des Bildes nimmt die Liebe ein, wie ſie den Mittelpunkt des ganzen Lebens einnimmt. Da ſtehen rechts unten am Brunnen zwei waſſerholende Mädchen, links jenſeits einer Mauer, die den Platz der Quelle vom Felde ſcheidet, zwei vom Felde heimkehrende Burſche. Nach dem Ausdruck in Angeſichtern und Mienen treffen ſie ſich wohl nicht zufällig, das eine Paar iſt ſchon ſo gut wie verlobt, denn das Mädchen ſteht ſo ſchüchtern und der Burſche ſo verliebt da, daß es nicht anders werden kann; und mit dem andern Paar wird auch wohl etwas, wie die Leute zu ſagen pflegen, obgleich es ſich nur wie die Vertrauten der Liebenden verhält. Welche ewige Gedanken einigen ſich nicht auf dieſem Bilde! Sorge, Mutterfreuden als Leben der Gegenwart, Kinderſpiel und Liebe als Knospen der Zukunft! Freilich iſt das Bild nur ein Zuſtandsbild, es fehlt ihm die lebendige Action, aber die pſychologiſchen Beziehungen darauf ſind ſo fein gezeichnet, und überdies iſt es mit einer ſolchen unwiderſtehlichen Anmuth gemalt, daß ſein Anblick nur erquicken kann.

In ſeinen folgenden Bildern iſt Becker ſtets lebendiger und handelnder zu Werke gegangen. Aus dem Zuſtandsbilde erwächſt bei ihm mit zunehmenden Kräften der Darſtellung auf naturgemäßem Wege das Drama. Um dieſe Uebergangsperiode gehörig zu bezeichnen, nenne ich Ihnen gleich ſeinen heimkehrenden Krieger, ein Bild, das ſeiner Zeit, wie man zu ſagen pflegt, wahrhaft Furore gemacht hat. Ich muß geſtehen, daß ich den Gedanken, der darin liegt, höchſt einfach finde und demſelben keine beſondere Bedeutſamkeit zuerkennen kann. Ein Soldat kommt aus dem Kriege nach Hauſe, er trifft in der Heimathütte ſeine Eltern nicht mehr und läßt ſich von dem Todtengräber nach dem Kirchhof führen. Wir finden ihn auf der friedlichen Ruheſtätte von Vater und Mutter. Solche Scenen ſind gerade nicht neu, aber die Art, wie Becker ſie darſtellt, übt eine tief rührende Gewalt auf das menſchliche Gefühl. Wie ergreift uns dieſe ſchlichte Geſtalt des ſtarken Kriegers im grünen einfachen Soldatenrock, der

den linken Arm noch in einer Binde trägt, weil daran eine Wunde haftet, die er in den glorreichen Kriegen für die Befreiung des Vaterlandes erhielt: Mit ſeiner rechten Hand hat er den Czako abgenommen, denn die Heiligkeit des Grabes ſeiner Aeltern fordert ein entblößtes Haupt. Wir finden in dieſem Geſichte den Ausdruck des tiefſten Schmerzes, aber derſelbe iſt nicht ſentimental verzerrt oder häßlich geſchraubt, es iſt die ernſte Mitleidenſchaft des Mannes, der dem Tode zu öftern Malen muthig und ſtark in das Geſicht ſah. Der alte Todtengräber ſteht mit einer gutmüthigen theilnehmenden Miene neben ihm und erzählt von den letzten Stunden der Geſtorbenen; denn kein anderes Familienglied, kein Bruder und keine Schweſter iſt zugegen, dem Heimkehrenden die traurige Kunde zu übermachen. Die Landſchaft ſtimmt durchaus zu der Scene: in der Nähe ringsum die einfachen Kreuze eines ländlichen Friedhofes, links die Dorfkirche, umwachſen von blühendem Flieder und beſchattet von hohen Lindenbäumen, in der Ferne ein Fluß; Dorf und Gebirge im Charakter der Rheingegenden bei Lorch, Alles ganz ſo lieblich und anmuthig, wie wir es bei Becker gewohnt ſind. Die allgemein menſchlichen tiefen Beziehungen auf Tod und Leben haben das Bild zweifelsohne ſo berühmt gemacht. Einen eben ſo ernſten, aber noch tragiſchern Moment hat unſer Künſtler in zwei Tyrolern dargeſtellt, die eben aus dem Gebirge von der Gemſenjagd kommen. Sie ſind bei ihrem verbotenen Werke überraſcht worden; der Jüngere, eine ſchlanke, ſtarke Geſtalt, hat von den Grenzjägern einen tödtlichen Schuß in die Bruſt erhalten und wankt, geſtützt auf den älteren Kameraden, in's Thal hinab. Dieſer Aeltere aber iſt eine muthige, breitſchulterige Waidmannsgeſtalt, gebräunt und gekräftigt in den ſtolzen Bergen, auf ſeinem Geſichte malt ſich das Mitleid, ein ſo junges friſches Leben geknickt und gebrochen zu ſehen, zugleich ſteht darauf ein Monolog der trotzigſten Art, worin es heißt: Was geht euch das Wild in unſeren Alpen an, wer gibt euch das Recht, uns die Jagd zu verbieten? Warum wehrt ihr uns, die Gemſe zu ſchießen, die in unſern Felſen klettert, und den Adler, der über unſern Häuptern in der freien Luft dahin ſegelt?

In dieſelbe Zeit fallen einige humoriſtiſche Verſuche Becker's, die aber meines Erachtens nicht ſehr glücklich waren. So malte er ein junges, ſchmollendes Braut- oder Ehepaar, junge Leute, die entzweit vor ihrer Hütte ſtanden und denen man auf den Geſichtern las, daß ſie ſich nur gar zu gern wieder verſöhnt hätten. In derſelben Weiſe war die Darſtellung einer Weinprobe von ihm gehalten, welche uns einen dicken Gutsbeſitzer vorführt, der mit dem Koſten des jungen Moſtes beſchäftigt iſt, und den die klugen Bauern, die dem Ahrthal entnommen zu ſein ſcheinen, gehörig über das Ohr hauen. Ein drittes Bildchen ſtellt einen weinſeligen weſterwälder Bauer vor, der von ſeinem Weibe mit einiger Noth von der Kirchweihe nach Hauſe gebracht wird. Dieſe Darſtellungen hatten alle ihren beſonderen Reiz durch die meiſterhafte Art der Becker'ſchen Technik, aber merkwürdiger Weiſe haben mir die ernſtern Nebengedanken der Bilder darauf immer beſſer gefallen, als die komiſchen Hauptmotive. So ſah man im Hintergrunde ſeiner Weinprobe allerliebſte Kindergruppen, die durch ihre Innigkeit und Anmuth bei Weitem die Darſtellung des Vordergrundes an künſtleriſchem Werth überwogen, und ſo war hinter den trunkenen Kirmeßbauer ein liebeſeliges Paar angebracht, das ruhig verſchlungen in ſüßen Geſprächen heimkehrt, von dem man ſagen mußte, daß man ſelten ein ſo liebenswürdiges Bild verliebter Leute geſehen habe. Wie es mir ſcheint, fehlt es Becker an jener unbefangenen, entſchloſſenen Derbheit, welche der Humor nothwendiger Weiſe erfordert; ſelbſt ſeinen kräftigen Gedanken gibt er das Kleid der Zartheit und Schönheit, und das will für die Komik nicht recht paſſen.

Alle dieſe Arbeiten waren indeß nur Vorläufer eines größeren Werkes, mit welchem Becker ſich den verdienten Ruf eines der bedeutendſten Genremaler unſerer Heimat und unſerer Zeit erwarb. Ich ſpreche von dem Bilde, das dem Publikum unter dem Namen: Landleute, vom Gewitter überraſcht, bekannt geworden iſt und das ſich namentlich auf den rheiniſchen Ausſtellungen eines unmäßigen Beifalls zu erfreuen hatte. Ich will es verſuchen, Ihnen die Darſtellung, die übrigens etwas mehr war, als der Titel

ankündigt, zu beſchreiben. Die Gegend trägt den Charakter des Weſterwaldes, im Hintergrunde trifft das Auge auf eine Hügelkette von milden Formen, an die ſich ein Dorf lehnt; das Alles liegt im tiefſten Schatten, denn ein gewaltiges Unwetter, welches ſich in dicken, maſſenhaften Wolken über die Gegend dahinwälzt, ſtiehlt ihr beinahe das Licht des Himmels. Dagegen liegt der Vordergrund, der durch gelbe Aehrenfelder und durch einen Feldweg gebildet wird, im hellſten Sonnenlicht, das noch greller erſcheint, weil es mit dem ſchwarzen Wetter über den entlegenen Bergen contraſtirt. Hier iſt der Ort, wo wir mehreren Gruppen begegnen, die eben damit beſchäftigt waren, den Segen des Jahres in goldene Garben zu binden. Während dieſes ermüdenden, aber lohnenden Geſchäftes hat ſich der Himmel mit ſchwarzen Wolken bedeckt, Blitz und Donner haben plötzlich die Aufmerkſamkeit der arbeitenden Landleute erregt, als es zu ſpät war, nach Hauſe zu kehren und unterm Dach der Heimathütten Schutz zu ſuchen. Da zuckt auf einmal ein mächtiger Blitz und es toſt ein gewaltiger Schlag. Alles blickt nach der Gegend hin, und mit Furcht und Schrecken ſieht man, daß in dem heimatlichen Dorfe eine Flamme auflodert. Welches mächtige Schickſal fällt hier in das ſtille friedliche Leben dieſer einfachen Leute! Was wird ſich nicht alles daran knüpfen? Wen hat bereits das Unglück getroffen, daß ſein Haus vom Feuer ergriffen ward? Kann nicht das ganze Dorf ein Raub der Flamme werden, und können nicht die Bauern, die des Morgens im Bewußtſein eines glücklichen Beſitzes in's Feld zogen, arm und heimatlos auf leere Brandſtätten kehren? Das iſt in der That für die Landbewohner ein tragiſcher Gedanke. Der Künſtler hat ihn höchſt lebendig und anſchaulich dargeſtellt, da iſt nichts Ueberflüſſiges zu tadeln, jeder Zug im Gedanken wie in den Geſtalten iſt Mittel zum Zweck. Die Hauptgruppe des Bildes nimmt die Mitte ein und beſteht aus lauter kräftigen und ſchönen Geſtalten. Ein junger Bauer ragt über die andern hervor und zeigt tief ergriffen im Ausdruck des Geſichtes und der Bewegung, nach dem traurigen Schauſpiel, ein junges Weib ſtürzt auf ihn zu, die Hände über das Geſicht gehoben, um

ſich von der traurigen Wahrheit zu überzeugen, links von ihm ſteht eine junge kräftige Dirne, die vor Schrecken ganz erſtarrt iſt, weiterhin läuft ein Bauerburſche herzu. Rechts von dem jungen Bauer ſtehen zwei ältere Männer, der Eine hält noch die Sichel in der Hand, der Andere wendet ſich zum brennenden Dorfe. In all dieſen Figuren äußert ſich auf die verſchiedenſte und eclatanteſte Weiſe der Schrecken über das unerwartete Ereigniß. Ganz anders aber wirkt das Wetter auf die andern Gruppen des Bildes. Rechts ſehen wir eine Frau, die ſich gekniet hat und, wie das Alter es zu thun pflegt, zu dem Gebet ihre Zuflucht nimmt. Daneben ſitzt eine junge Frau, an deren Hals ſich ein ſchönes Kind hängt, während ein anderes ſich furchtſam an ihren Schooß ſchmiegt; ſie wiſſen nicht, was vorgegangen iſt, aber heftige Donnerſchläge haben ſie aufs äußerſte erſchreckt, und der geängſteten Mutter kommen ſie ſo ganz recht: ſie zählt die Häupter ihrer Lieben, und ſieh, es fehlt kein theures Haupt. Zwei größere Mädchen, die ihre auf der Erde liegenden blauen Kornblumen verlaſſen haben, ſieht man am Kornfelde ſtehen und die allerliebſten Köpfchen erheben, um auch dasjenige zu erblicken, was Alle betrachten, aber ſie ſind noch zu klein, um ihren Zweck zu erreichen. Auch weiterhin aus den Aehren erheben ſich Köpfe, es ſind Leute, welche der Heimat zueilen, um zu retten und zu helfen. Ich glaube Sie werden dieſe Gedanken des Bildes ſo intereſſant finden, daß ich nichts Weiteres hinzuzufügen brauche. Uebrigens hat das Bild dem Künſtler außer dem Ruhm auch ſeine materiellen Intereſſen gebracht, indem es hauptſächlich die Urſache geworden iſt, daß ihm der Vorſtand des Städel'ſchen Inſtitutes in Frankfurt eine Profeſſur an dieſer Schule ertheilte.

Auch in Frankfurt hat Becker einige allerliebſte Bilder in ſeinem früheren idylliſchen Charakter gemalt. Ich nenne davon nur eine Scene im Walde, wo ein junger Bauernburſche einem Mädchen, das ſeine Neigung beſitzt, den Eimer tragen will; eine Darſtellung von den Ufern der Lahn, auf welcher er uns zwei Mädchen vorführt, die einigen über den Fluß fahrenden Recruten betrübt nachſehen, und eine alte Frau, die mit ihrer Katze am

warmen Sommernachmittage vor der Hütte ſitzt und ſtrickt. Ferner gehört hierher ein Mädchen, das ein Schaf füttert, eine Familie auf dem Felde, die aus dem pflügenden Bauer und der Mutter mit dem Kinde beſteht, welche dem Vater das Mittagsmahl bringen und aus einer Gruppe zur Kirche gehender Bauern. Ich will indeß bei der Beſchreibung dieſer kleineren Werke nicht zu viele Zeit verlieren und mich einigen großen Bildern des Künſtlers zuwenden. Zunächſt iſt der vom Blitz erſchlagene Schäfer aufzuführen. Die Localität iſt höchſt einfach gehalten, wahrſcheinlich ging der Künſtler abſichtlich ſo zu Werke, um den Gedanken, der ſich in der Gruppe ausſpricht, deſto lebendiger wirken zu laſſen. Wir befinden uns an dem Abhange eines Hügels, rechts erhebt ſich eine gewaltige Eiche, von der nur die untern Aeſte belaubt ſind, die Krone ſieht man nicht, aber man darf vermuthen, daß ſie dürr war: der Blitz hat ſie gebrochen und ihre Zweige heruntergeſchleudert, ſie liegen brennend und mächtige Rauchwolken entwickelnd hinter dem Stamm. Links neben der feurigen, qualmenden Glut ſieht man ein Stück Himmel, an dem die dunkeln Gewitterwolken ſchwer und düſter fortziehen, wie böſe Geiſter, die eine ſchlimme That geſehen haben. Darunter dehnt ſich ein breiter Wieſengrund, der im ſaftigſten Sommergrün prangt, mächtiger Hochwald umſäumt ihn, ein Sonnenſtreif ſpielt darüber. Während man im Vordergrunde eine trübe, unheilvolle Scene erblickt, verſöhnt der Künſtler die Seele, indem er den Hintergrund mit hellem, milderndem Lichtglanz übergießt. Das iſt der Ort, auf welchem ſich die ländliche Tragödie entwickelt. Am Fuße der Eiche liegt der Leichnam des erſchlagenen Schäfers, bleich, todtenſtarr, gebrochen in der Kraft ſeiner blühenden Jahre. Unvorhergeſehen traf ihn der Tod, die Züge ſind friedlich, ohne allen Ausdruck von Angſt, im Gegentheil, ein mildes Lächeln ſpielt noch um die Mundwinkel. Eine kräftige männliche Figur iſt hinzugekommen, das Haupt des Todten liegt auf ſeinem Schooße, mit der rechten Hand umfaßt er ihn, der Künſtler läßt es ungewiß, ob er damit nach dem Herzen gefühlt habe, um den Pulsſchlag zu unterſuchen oder ob er nur beabſichtige, den Todten zu halten.

Sein Geſicht wendet ſich nach der Gruppe, es iſt ein tiefer großartiger Ausdruck, der ſich in den Mienen zeigt: mit der linken Hand weiſt er gegen den Himmel, woher der Schlag kam. Ernſthafte Gedanken knüpfen ſich an dieſe Weiſung: heute roth, morgen todt, heute mir, morgen dir, es iſt die Erinnerung an die dünkle Brücke zwiſchen Leben und Tod lebendig darin ausgeſprochen. Vor dem Schäfer kniet, dem Zuſchauer den Rücken kehrend, eine alte Frau, man ſieht nur wenig von ihrem Profil, das tiefſte Mitleid ſpricht ſich indeſſen darin aus, ſie möchte hülfreich beiſtehen, ihre linke Hand ruht auf der Stirn der Leiche, aber ſie fühlt, es iſt zu ſpät, das Geſicht iſt kalt, die Adern pochen nicht mehr. Wir kommen nun zur Betrachtung der ergreifendſten Geſtalt. Es iſt das Weib des Erſchlagenen, ſie iſt von der Feldarbeit herbeigerannt und vor der Leiche in die Kniee geſunken, ihr Haar hat ſich in der Haſt gelöſt, ſie greift mit beiden Händen nach dem Kopfe, der ihr vor Schrecken ſpringen möchte, ihre Augen ſtarren weit aufgeriſſen nach dem Todten, ein Schrei des Entſetzens dringt aus dem geöffneten Munde, ſie kann den Schlag, der ſie getroffen, nicht faſſen, es iſt ganz der Ausdruck der Angſt, von welcher man nicht weiß, ob ſie weichen wird, von welcher man fürchtet, daß ſie in Wahnſinn übergehe. Die Geſtalt iſt wie verſteinert. Hinter dem Weibe befinden ſich noch drei Perſonen, ein älteres und ein jüngeres Mädchen und zwiſchen ihnen ein Knabe, von denen man faſt glauben möchte, daß ſie in verwandtſchaftlichen Beziehungen zu dem Todten ſtehen. Vortrefflich ſtuft ſich in ihnen das Begreifen dieſes traurigen Schickſals ab. Das ältere Mädchen erhebt voll Schrecken die Hände, der Knabe ſchaut mit mehr kindiſcher Ueberraſchung in die Scene, das kleine Mädchen ſteht im Ausdruck zwiſchen beiden. Noch weiter links ſieht man Perſonen den Hügel heranlaufen, eine kräftige jugendliche Männergeſtalt, mit dem Rechen auf dem Rücken, und eine dicke Bäuerin ſind ſchon ganz in der Nähe. Auch in der Ferne auf der Wieſe, wo die Landleute mit der Einfuhr des Heues beſchäftigt ſind, regt ſich ein neugieriges Leben, Alle ſehen nach dem beſchriebenen Orte; die Glut und der Qualm, der von dem getroffenen Baume in die Höhe

wirbelt, hat ſie aufmerkſam gemacht, die ſich verſammelnde Gruppe ſteigert die Neugierde, man ſieht Männer, Weiber und Kinder, die heranſtrömen, auf einem Heuwagen hält ein Neugieriger die Hand über die Augen, um zu erſpähen, was vorgefallen iſt. Während der Künſtler ſolche Bewegung und ſolches Intereſſe in die Menſchen brachte, hat er ſelbſt die Thiere nicht vergeſſen. Links von dem Baume ſteht die Heerde, die geſchreckten Schafe blöken mit erhobenen Köpfen, der treue Hund umſpürt ſchleichend und ängſtlich ſchnaufend ſeinen Herrn, es iſt, als hätten auch die Thiere Verſtändniß von dem plötzlichen trüben Ereigniß, das ſie ihres langjährigen Hüters und Schützers beraubt. Zwei andere größere Gemälde des Künſtlers habe ich nur vorübergehend geſehen. Das erſtere ſtellt einen am Abend vom Felde heimkehrenden Aerndtezug mit ſingenden jungen Leuten, glücklichen Alten und ſpielenden Kindern dar und das zweite Landleute mit ihrem Pfarrer, welche dem in der Ferne tobenden Krieg entfliehen; beide ſind reich gruppirt und von tüchtiger künſtleriſcher Durchbildung.

Die genannten Bilder und namentlich die letztern ſprechen zu laut für ſich ſelbſt, als daß ſie noch weiteres Rühmen nöthig hätten. Dieſe Gedanken ſind eines wahren Künſtlers würdig, und die Art, wie ſie dargeſtellt ſind, iſt klar und ſprechend, ſie bedarf weder des Nachdenkens, noch des Commentars. Was Becker's Werke dabei außerordentlich hebt, iſt der reine und edle Schönheitsſinn, der alle ſeine Geſtalten auszeichnet und der, ſo geſund und kräftig, wie er hervortritt, äußerſt wohlthuend iſt. Das Publikum hat dies auch ſo gut begriffen, daß es Becker hin und wieder den deutſchen Robert genannt hat. Ich kann mich mit dieſem Ausſpruch indeß nicht einverſtanden erklären. Robert, der aus jeder von ihm dargeſtellten Individualität ſein eigenes, ſchönes und melancholiſches Selbſt hervorleuchten läßt, iſt in dieſer Subjectivität unerreicht und bleibt vielleicht für ewige Zeiten unerreichlich. Becker iſt viel objectiver in der Anwendung ſeines Schönheitsgefühls, ſeine Form iſt überall rein und edel, aber er läßt ſeinen Perſonen die Gerechtigkeit angedeihen, daß er ihnen ihre eigene Eigenthümlichkeit, ihr innerſtes Weſen wiedergibt und

ſie dieſen Eigenſchaften gemäß als handelnd auftreten läßt. In frühern Zeiten habe ich bisweilen gefürchtet, er möge, wie es die meiſten Düſſeldorfer ſind, etwas zu weich und ſentimental werden, denn hin und wieder war in ſeinen Geſtalten eine zu große Zartheit ausgeprägt; ſpäter habe ich indeß dieſe Beſorgniß ganz und gar verloren, indem er ſich mit jedem Bilde kräftiger und tüchtiger in ſeinen Charakteren gezeigt hat. Ganz beſonders muß ich Becker noch als Landſchafter rühmen, er beweiſt ſich als ſolchen in allen Hintergründen zu ſeinen Bildern, er liebt die freie Natur ſogar ganz beſonders, was ſich namentlich darin zeigt, daß er ſeine ſämmtlichen Bilder in Licht und Luft, niemals aber in der Stube ſpielen ließ. Ja, er iſt ſogar als Landſchafter mit Glück aufgetreten, einige Bilder dieſer Art zeigten eine Feinheit und Grazie in Compoſition und Ausführung, die ihnen eine Stelle neben den beſſern Landſchaften der Schule einräumte. Was Malerei und Zeichnung angeht, ſo gehört er in dieſer Beziehung ebenfalls zu den tüchtigſten Leuten der Zeit. Seine Farben ſind geſund und natürlich; früher waren ſie vielleicht mitunter etwas weich, ſpäter haben ſie ſich in bedeutender Kraft erhoben; daſſelbe gilt von der Zeichnung. Im ſtätigen Fortſchritte liegen aber die beſten Garantien für den Werth des Künſtlers. Noch einer beſondern Erwähnung bedarf Becker's Vortrefflichkeit in Aquarellen, auch hier glänzt er durch Feinheit und Geſchmack der Farben und Zeichnung. Mit all dieſen ſchönen und guten Eigenſchaften, glaube ich, wird es dem Künſtler nicht fehlen, daß ihn die Kunſtgeſchichte als einen der vortrefflichſten Genremaler unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes im Allgemeinen und als eine Zierde der Düſſeldorfer Malerſchule im Beſondern aufführen wird.

Nachdem ich Becker genannt habe, muß ich Ihnen von Jacob Dielmann aus Sachſenhauſen, geb. um 1810, ſprechen. Dieſe beiden Künſtler gehören unzertrennlich zu einander, wie die Dioskuren. In gleicher Weiſe, wie ſie ſich in ihren Kunſtrichtungen an einander lehnen, ſcheint ſich der Lebenspfad des Einen an den des Andern zu knüpfen. Sie haben faſt ihr ganzes Leben zuſammen gearbeitet, gleichaltrig haben ſie zu gleicher Zeit den

Weg der Kunſt eingeſchlagen, ſie waren zuerſt Mitſchüler im Städel'ſchen Inſtitut in Frankfurt; als der Ruf der rheiniſchen Kunſtſchule von Jahr zu Jahr mehr wuchs, wurden ſie von ihren gleichen Beſtrebungen nach Düſſeldorf getrieben, und als Becker vor einigen Jahren den ehrenvollen Ruf als Lehrer an der Schule erhielt, worin er als Schüler ſeine Laufbahn begonnen, ſäumte der alte Freund nicht lange, ihm in die ſchöne Mainſtadt zu folgen. Dielmann verhält ſich hierbei freilich wie das lyriſche Princip. In der Behandlung der Kunſt iſt er indeß eben ſo originell, mitunter ſogar pikanter, wie Becker. Wenn man auch geſtehen muß, daß ſich ſeine Werke in denſelben Lebenskreiſen bewegen und in derſelben Natur und Luft aufgewachſen ſind, wie die ſeines Freundes, ſo ſind ſie doch von den Bildern deſſelben durchaus verſchieden. Wir finden uns hier auch freilich meiſtens am Rheine, im Weſterwalde, an der Lahn und im Taunus wieder, aber der Künſtler gibt uns nur idylliſche Zuſtände aus dem Landleben. Die dramatiſche That ſcheint er faſt abſichtlich zu vermeiden, ſeine Anſchauungsweiſe flieht jede Aufregung des Menſchen und jedes Unwetter der Natur. Ich möchte faſt ſagen, daß wir bei Becker eine männliche, dagegen bei Dielmann eine weibliche Auffaſſungsweiſe finden.

Von dem Zuſtandsbilde gilt daſſelbe, was ſich von den Landſchaften behaupten läßt, man kann darüber wenig mehr ſagen, als über Muſikſtücke. Der Hauptreiz liegt hier in den Stimmungen, und dieſe ließen ſich am Ende mit glücklichen Griffen beſſer durch kleine lyriſche Ergüſſe, als durch lange große Beſchreibungen wiedergeben. Ich werde Sie deshalb auch nicht mit ausgedehnten und am Ende doch verfehlten Schilderungen behelligen, denn man kann nur dann ein Bild mit Glück beſchreiben, wenn ſich ein wirklich organiſcher Zuſammenhang darin offenbart, und das iſt bei Dielmann's Werken nicht der Fall. Die Landſchaft bedeutet bei ihm faſt eben ſo viel, als die Menſchen, die ſie beleben; oft macht ſeine Compoſition kaum mehr Anſpruch, als eine Staffage; faſt alle ſeine Bilder ſpielen im Freien und ſind ſo recht ſommergrün und ſommerhell; der Ernſt oder gar

die Trauer haben bei ihm nie Anklang gefunden. So malt er denn bald eine Prozeſſion in einem ſtillen, friedlichen Dorfe, wo zwiſchen alten Häuſern und grauem Gemäuer der Flieder und die Roſe blüht und wo man über dunkle Giebel und friſchbelaubte Obſtbäume auf ferne grüne Berge und graue Schloßruinen ſchaut, während an ihrem Fuße der Rhein mit bewimpelten Kähnen ſonntäglich dahinfließt. Bald bringt ſein Bild den Dorfplatz, den die hohe alte Linde überwölbt, in deren Schatten die Greiſe und Weiber des Dorfes plaudernd ſitzen. Ein anderes Mal führt er uns nach Sachſenhauſen mitten in die Weinleſe hinein, da ſingen und ſchneiden die Winzerinnen, da lärmen die Burſche, der Eine ſchießt, der Andere trinkt mit ſeinen Geſellen, und der goldene Ueberfluß des Herbſtes wird fröhlich von allen Seiten in die Tonnen gebracht. Dann befinden wir uns wieder bei dem Kirchweihfeſte, das ſeinen Anfang des Morgens nach der Hochmeſſe nimmt. Vogelſchützen ſind ſchon in ihren grünen Kleidern da, der fabelhaft coſtumirte Tambourmajor fehlt nicht, und rings umher ſtehen die feſtlich gekleideten Bauern und Bäuerinnen des Ortes mit ihren Gäſten. Bald befinden wir uns wieder an ſtillen Wald- und Wieſenplätzen, wo ein Schäfer ſeine Heerde hütet, wo ſchwatzende Bauern ſtehen, oder ſingende Mädchen und Burſche vorüberwandeln.

Ich übergehe eine Menge ganz ähnlicher Stoffe, um Ihnen noch von einem Zweige der Genremalerei zu reden, in welchem Dielmann wirklich ganz einzig daſteht, ich meine ſeine Darſtellungen des Kinderlebens. Ohne Zweifel ſind auch Sie begeiſtert für die kleinen liebenswürdigen Geſchöpfe, in denen die Natur ihre tiefen geheimen Wunder unverdorben und klaräugig offenbart, die noch nichts von der Lüge wiſſen, ſondern die Wahrheit ſelber ſind, denen eine oft falſche und unſinnige Cultur noch nicht die urſprünglichen Farben des Geiſtes mit mißlichen Tinten übertüncht hat. Was mich angeht, ſo ſchwärme ich dafür, und ich kann den Künſtler nicht genug rühmen, der ſich den Sinn für die Auffaſſung dieſes Lebens ſo rein und unſchuldig erhalten hat, wie Dielmann. Man kann in der That nichts Anmuthigeres ſehen,

als ſein Bauermädchen, das mit keck über einander geſchlagenen Beinen den Strickſtrumpf in der Hand an der Thür ſteht und mit unſchuldigem Behagen auf die junge Katze ſieht, die in luſtigen Sprüngen mit dem erhaſchten Garnknäuel ſpielt. Und wie reizend iſt die Kindergruppe, welche, in gemüthlichem Kreiſe ſpielend, vor einem Heiligenhäuschen ſitzt, während ein größeres Mädchen den kleinſten Knaben auf den Arm gehoben hat, der mit dem Heiligenbilde ſeinen Biſſen theilen will! In ſolchen Darſtellungen iſt Dielmann unerſchöpflich. Bald zeigt er uns Kinder, die in der Kirche knieen und plaudern ſtatt zu beten, die freundliche Landſchaft, welche man durch die offene Thür ſieht, ſteht zu den düſtern Wölbungen des Gebäudes in demſelben Verhältniß, wie das muntere Geſchwätz zu den beabſichtigten frommen Gedanken. Bald iſt es wieder eine Schaar jugendlicher Geſchöpfe, die mit feſtlichen Geſichtern und großen bunten Sträußen einherziehen, als wollten ſie einer geliebten Perſon in ihrem feierlichen Zuge zum Namens- oder Geburtstage gratuliren.

Das iſt der Kreis, in welchem Dielmann ſich hauptſächlich bewegt. Man wird ihn vielleicht etwas eng finden, aber was er an Weite verliert, das gewinnt er an innerer Vollendung. Sie ſollten ſehen, mit welcher Wärme, Beſchaulichkeit, Wahrheit und unmittelbarer Naturtreue das Alles dargeſtellt iſt; der Beſchauer wird wunderbar ergriffen und gleich überzeugt; in dieſem Kreiſe gibt es keine Situation des Lebens, keine Geſtaltung des Menſchen, keine Erſcheinung der Natur, welche er nicht ſeiner feinfühligen Aufmerkſamkeit würdigt. Dabei zeichnet und malt er mit einer Durchführung, einer detaillirten Feinheit und einer anhaltenden warmen Begeiſterung, die eben ſo bewundernswürdig iſt, wie ſein ſinniges, naturbetrachtendes Gemüth. Das Ganze wie das Einzelne hat für ihn gleiche Bedeutung: den Grashalm, der ſpitz und keck, aber unbedeutend aus dem Boden ſproßt, behandelt er mit gleicher Liebe, wie die Gruppe, die den Augenpunkt des Gemäldes bildet. Nichts deſto weniger trifft der Blick nie auf erſtarrte und kleinliche Gegenſtände, wie es eine zu ängſtliche Durchführung oft mit ſich bringt; ein ſeltener Reiz der Harmonie

iſt über ſeine Bilder ausgegoſſen, ſie machen immer einen freundlichen, vollen und wohlthuenden Eindruck. Vielleicht könnte man mir hier einwerfen, daß nicht alle Oelbilder des Künſtlers dies Lob verdienen. Ich muß ſelbſt geſtehen, daß ich bei meiner Schilderung vorzüglich die Aquarelle im Auge hatte. Man findet dieſelben in Düſſeldorf in jedem Album, und ich glaube, von ihnen muß man den eigentlichen Maßſtab für ſeine Beurtheilung nehmen. Ich habe oft ſagen hören, Dielmann kenne die Natur zu gut und fühle ſie zu tief, als daß er ſie in Oelfarben wiedergeben könne, nur in der friſchen Zeichnung und nur im ſchnell hingeworfenen Aquarell wiſſe er ihre graziöſeſten Seiten zu entfalten. Es iſt gewiß viel Wahres an dieſem Ausſpruch. Seine Bilder zeigen, daß ſich das ſprödere Material, welches das Oelbild bedarf, nicht ſo leicht ſeinen Händen fügt. Vielleicht iſt auch ein Mißverhältniß zwiſchen der Auffaſſung und der Ausdauer des Künſtlers Schuld an dieſer Erſcheinung; er trinkt vielleicht nur den Schaum, nicht aber die Hefe des Bechers. Ich glaube, es würde überflüſſig und unnütz ſein, wenn man Dielmann den Rath geben wollte, den Kreis dieſer Darſtellungen zu erweitern und ſich namentlich dem dramatiſchen Bilde hinzugeben. Er wird ſeine Natur geprüft haben und kennen, er iſt mit Beſcheidenheit auf dem von Jugend an eingeſchlagenen Wege geblieben, und das iſt beſſer, als wenn er übermüthig und verwegen und folglich zu ſeinem Schaden ſich Bahnen eröffnet hätte, für die ſein Talent nicht paßt. Einen Tadel aber kann ich hier zum Schluſſe nicht verſchweigen: ich wünſche nämlich und eben ſo alle, die Dielmann kennen, daß er der Welt ein beſſeres Beiſpiel gebe, wie man mit einem großen Talente wuchern ſoll.

XXII.

Ludwig Knaus. C. Böttcher. A. Breitenſtein.

Auf dem Gebiete jenes Genres, welches ſeine Gegenſtände aus dem deutſchen Bauernleben nimmt, und welches zuerſt mit ſo vielem Glück von Jakob Becker und Dielmann angebaut worden iſt, ſind ſpäter wieder einige Künſtler aufgetaucht, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben. Als das hervorragendſte Talent muß hier jedenfalls Ludwig Knaus, geb. am 5. October 1829 zu Wiesbaden, genannt werden. Wenn es ſeinen Vorgängern gelungen iſt, die Schönheit, die Anmuth und Gemüthlichkeit in den bäuerlichen Geſtalten und ihrem Leben darzuſtellen, ſo ſtrebt dieſer Künſtler mehr darnach, das Landleben und ſeine Träger in ihrer Eckigkeit, Schärfe und Charakteriſtik zu erfaſſen, wobei er mitunter ganz eigenthümliche und eminente Wirkungen hervorbringt, mitunter aber auch einigermaßen über die Grenze des Darſtellbaren hinausſchreitet. Jedenfalls aber iſt er höchſt bedeutend durch ſeinen markigen Humor und durch die derbe Faſſung ſeiner Gegenſtände, die er dem Volksleben der verſchiedenſten Landſtriche entnimmt, während ſeine Vorgänger meiſtens Heſſen und Weſterwälder darſtellen. Was ihm dabei noch ganz beſonders zu Hülfe kommt, das iſt ein ganz ausgezeichnetes Farbentalent. Seine Manier in der Malerei ſteht in Düſſeldorf ganz vereinzelt da. Sie erinnerte bereits an die beſten alten Niederländer, als Knaus noch kein Bild jener Schule geſehen hatte. Seine Genoſſen bewundern ihn deshalb am meiſten, weil er eine Farbe gefunden hat, die in der neuern Zeit faſt ohne Beiſpiel iſt.

Das erſte Bild, an dem der Künſtler ſeine junge Kraft prüfte, war einem eigenthümlichen Brauche entnommen, der, ſo viel ich weiß, nur in Düſſeldorf zu Hauſe iſt. Am Martinsabend treibt ſich nämlich in den Gaſſen der Stadt die Jugend umher und Knaben und Mädchen tragen dabei ausgehöhlte an Fäden hängende Kürbiſſe, in denen Lichter brennen, in den Händen und ſingen ein Lied, das anhebt: Sanct Märten! In ſolchen Gruppen, die

oft allerliebſt ausſehen, iſt eine Luſt und ein Jauchzen ohne Ende. Dieſe Volksſitte hat Knaus aufgefaßt und daraus ein hübſches, wenn auch kein ausgezeichnetes, Werk geſchaffen. Es war eben nur eine Studie. Nach einer längeren Abweſenheit von Düſſeldorf, während welcher er als Jünger ſeiner Kunſt die Länderſtrecken zwiſchen Lahn und Main beſuchte, begann er dann ein Bild, welches nach ſeiner Beendigung die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Daſſelbe ſtellte einen heſſiſchen Kirmestanz unter einer weitverzweigten Linde vor dem Dorfe inmitten ſommerlicher Saatfelder dar. Die Muſikanten ſitzen in den Aeſten und laſſen aus dem Laubwerk heraus ihren luſtigen Reigen erklingen, während unter dem Baume ein buntes und tolles Treiben wogt und tobt. Es iſt ein Werk voll reicher Erfindung, welche ſich bemüht das ideale bäuerliche Leben mit dem eckigſten Humor zu verbinden. Alles was ein ſolches ländliches Feſt bietet, iſt mit Geſchick und Glück zuſammengeſtellt. Man ſieht dort den Stolz des Dorfes in kräftigen Jünglingsgeſtalten und die Zierde deſſelben in hübſchen roſigen Mädchen, aber auch die Originale aus der alten und jungen Bevölkerung fehlen nicht. Sie treiben nach ihrer Individualität Spiel und Zecherei, Tanz und Jauchzen. Rings ſchwillt ein kunterbuntes tolles Weſen. Auf dieſes Werk ließ Knaus einige kleinere Darſtellungen folgen. Allerliebſt war unter andern ein Bildchen, dem er den Titel der Naturphiloſoph gab. Daſſelbe ſtellt einen alten Bauern dar, der inmitten einer grünen ſonnigen Garteneinſamkeit ſeinen Bienenſtock beobachtet. Daran reihte ſich eine Dorfſchmiede von ſehr origineller Behandlung. Wir ſehen in einen dunkeln Raum. Auf der Eſſe lodert ein kleines Feuer, das zwei Kinder, die an derſelben kauern und in die Glut blicken, ſeltſam beleuchtet. Unterdeß hockt der Schmied, ein verkrüppelter Dorfvulkan, am Ambos und hämmert. Sein eigenthümlich geformter ſchlauer Kopf und die ihn umgebenden Thiergerippe, Medicinfläſchchen und Salbentöpfe bekunden, daß er zugleich als Thierarzt der Gemeinde fungirt. Beſonders charakteriſtiſch aber iſt der Rabe, der neben ihm auf dem Ambos ſitzt und dem Orte erſt recht das Anſehen eines geheimnißvollen Orakels gibt. Darauf

folgte wieder ein höchſt bedeutendes Werk, welches vom Düſſeldorfer Gallerieverein für ſeine Sammlung erworben worden iſt. Der Künſtler führt uns in demſelben eine Dorfſpielhöhle vor. Wir ſehen in der alten düſtern verrauchten Stube an einem Tiſche im Vordergrunde eine miſerable Bande, die Karten ſpielt und einen jungen Bauern rupft, der ſein letztes Gut zu verlieren ſcheint, obgleich ſein hübſches anmuthiges Töchterlein, welches wie ein Schutzengel erſcheint, ihm warnend an den Kleidern zupft. Im Hintergrunde erblickt man eine ähnliche Gruppe, die in daſſelbe traurige Geſchäft vertieft ſcheint und dabei zecht. Das ganze Bild enthält ein ſchreckliches Stück Culturgeſchichte mit verzweifeltem Humor. Weniger lobenswerth war ein anderes ſich daran anſchließendes Bildchen, das einen alten garſtigen Kerl mit einem wahrhaften Satyrgeſicht darſtellt, welcher einem Paar junger hübſcher Landdirnen den Hof macht. Die Sinnlichkeit des grauen Freiers tritt nur zu abſtoßend hervor. Auch ein Gefangener im mittelalterlichen Coſtume, der im Kerker eine Ratte füttert, bedarf nicht des allzugroßen Ruhmes, weil es zu graß gehalten iſt. Mit vielem Humor, aber mit weniger Gewiſſenhaftigkeit im Machwerk behandelt, erſcheint ferner eine Gerichtsſtube von Knaus, in welcher er das faule Schreibervolk perſiflirt. In dem gewölbten Gemache brütet heiße Sonnenhitze. Ein alter Federfuchs ruht ſüß entſchlummert in einem Lehnſtuhl, während ein junger Scribler zum Zeitvertreib Fliegen fängt und ein Dritter höchſt gemüthlich den Kiel über das Papier laufen läßt. Es iſt ſo ruhig in der Halle, daß ein Staar ruhig am Boden hinhüpft. Um die warmen Sonnentage zu bezeichnen, ſitzt der Laubfroſch im Waſſerglaſe ganz hoch. Die Situation iſt höchſt charakteriſtiſch, aber ſie läßt ſich beſſer vom Novelliſten beſchreiben, wie vom Maler ſchildern. Spätere Arbeiten greifen wieder umfaſſender in das Volksleben. Und hier verdient beſonders ein Bild hervorgehoben zu werden, welches bis jetzt ohne Zweifel die beſte Arbeit des Künſtlers genannt werden muß und überhaupt zu den glänzendſten Reſultaten der Schule gehört. Es iſt dies ein ländlicher Leichenzug zur Herbſtzeit mitten im Walde. Dem Sarge voran, der ſich dunkel gegen

die hohen Bäume abhebt, ſchreitet die ſingende Dorfjugend mit ihrem Schulmeiſter. Dieſe Mädchen und Knaben ſind reizende Geſtalten, voll ſo urſprünglicher lebendiger Schönheit, daß man ſie dem Künſtler, der mitunter ſo derb und eckig iſt, kaum zutraut. Ihnen folgen die älteren Mitglieder der Gemeinde in ernſten und würdigen Figuren. Rechts am Wege ſteht von einem Diener der Gerechtigkeit geführt ein Verbrecher, den der Beſchauer gern mit dem Ereigniß, das ſich vor unſern Augen aufrollt, in Verbindung bringen möchte, was ihm aber ſchwer gelingt, da der Künſtler durchaus abſichtslos verfahren iſt und höchſtens den Eindruck ſchildern will, den der Tod auf den Sünder macht. Allerdings iſt hier ein Fehler in dem Bilde, weil faſt Jedermann eine Beziehung vermuthet und ſich deshalb eine novelliſtiſche Verknüpfung herausphantaſirt, die er am Ende doch nicht zum Schluß bringen kann. Im Uebrigen iſt aber die Darſtellung höchſt bedeutend, weil ſie nicht allein eine durchaus gelungene Totalſtimmung an der Stirn trägt, ſondern auch ſo fertige entſchieden hingeſtellte Individualitäten aufweiſt, daß man ſtets mit neuem Intereſſe das Gemälde betrachtet. Faſt nicht minder intereſſant iſt ein Jahrmarkt, der an einem nebligen Herbſtmorgen vor den Thoren eines alten Städtchens ſtattfindet und aus einer Menge von verſchiedenen Gruppen beſteht. Während man im Hintergrunde die Kramladen erblickt, ſieht man im Mittel- und Vordergrunde ſehr ehrenhafte wohlgenährte Bauernariſtokraten, ſchachernde Juden, eſſende und trinkende Landleute und einen blinden Geiger von einem Mädchen geführt. Das Hauptintereſſe aber nimmt ein junger Dieb von wüſtem wilden Anſehen in Anſpruch, der über die Siebenſachen der Marktweiber ſtürzt, weil Polizei und Nachtwächter hinter ihm her ſind. Wünſcht man dem ganzen Werke auch etwas mehr Klarheit in der Anordnung, ſo ſtaunt man doch wieder über den Reichthum der charakteriſtiſchen Geſtalten, welcher der Anſchauung des Künſtlers entquillt. Das letzte Gemälde von Knaus behandelt eine hiſtoriſche Anekdote, nämlich die Fortführung des Grafen von Helfenſtein, während ſein Weib mit dem Knaben vor den Füßen der wilden Bauernführer liegt und um

die Befreiung des Gatten fleht. Auch hier ſind die Geſtalten der Aufrührer vortrefflich in ihrer ſcharfen giftigen Behandlung, während man ſeinen Adligen mehr innerliche und weniger äußerliche Vornehmheit wünſcht. Ich muß noch beſonders bemerken, daß Knaus auch einige ganz vortreffliche Portraits geliefert hat.

Wenn man bedenkt, daß der Künſtler noch nicht lange ein Zwanziger iſt und daß die genannten Bilder in der kurzen Friſt von vielleicht drei Jahren vollendet worden ſind, ſo wird kein Zweifel darüber herrſchen, daß wir es mit einer höchſt bedeutenden Erſcheinung zu thun haben. Allerdings kann man ſeinen Compoſitionen hin und wieder einen Mangel an Durchbildung nachweiſen, ja ſogar hier und dort einzelne Cruditäten vorwerfen, jedenfalls leuchtet aus ihnen aber eine große Fülle von Ideen hervor. Und das iſt doch am Ende die Hauptſache, denn die gerügten Mängel ſind nur Ausflüſſe einer zu ſtürmiſchen Jugend. Faſt noch mehr zeichnet ſich Knaus durch ſeinen Reichthum an Individualitäten aus, denen er ſtets ein höchſt eigenthümliches Gepräge zu verleihen weiß. Freilich iſt hier auch noch nicht die Schärfe und Feinheit der Ritter'ſchen Zeichnung vorhanden, ja er läuft mitunter ſogar Gefahr, in die Carikatur zu gerathen, ich zweifle aber nicht daran, daß ſein geſunder Takt ihn dieſe Klippen umſchiffen laſſen wird. Was endlich ſein Colorit angeht, ſo behauptet er auf dieſem Gebiete die eigenthümlichſte Stellung in der Schule. In Knaus beſitzt Düſſeldorf eine ſeiner beſten Hoffnungen. Seit dem letzten Herbſte ſtudirt er in Paris.

Ein weniger umfangreiches und kräftiges Talent, aber ein Streben voll Gediegenheit und Liebenswürdigkeit finden wir in den Arbeiten Chriſtian Böttcher's aus Imgenbroich bei Aachen, geb. am 9. December 1818. Derſelbe begann, wie Becker und Dielmann, ſeine Kunſtſtudien mit der Lithographie, die er ſpäter im Gefühl eigner Schöpfungskraft mit der Malerei vertauſchte. Seinen erſten Arbeiten laſſen ſich keine beſonders hervorſtechenden Eigenſchaften nachrühmen. Nachdem er bereits einen Blinden mit ſeinem Führer, Kinder in einem Korbe, und eine Heimkehr aus dem Felde gemalt hatte, erregte er zuerſt mit der Entlaſſung

eines Gefangenen aus dem Kerker größere Aufmerkſamkeit. Die Scene ſpielt zwiſchen düſtern Mauern, die durch eine Thür im Hintergrunde einen heitern Blick in das Freie geſtatten. Der Schließer entläßt den Sträfling, der von Weib und Kind in rührender Weiſe empfangen wird, indeß in der Ferne ein Soldat zuſchaut. Das Bild iſt in einer Zeit entſtanden, wo man in Düſſeldorf viele ſociale Stoffe behandelte. Trotz der gut dargeſtellten Affekte wirkt es aber doch nicht recht, weil der Zuſchauer ſich nicht klar über das Verbrechen wird, welches der Gefangene begangen haben kann. Der Künſtler hat bei der Löſung der geſellſchaftlichen Frage indeß keinen langen Halt gemacht und iſt zur Idylle zurückgekehrt, für welche ſeine Begabung auch recht eigentlich paßt. Beſonders glücklich hat er ſich namentlich in einer Reihe von kleinen Bildern bewieſen, die faſt ſämmtlich aus einigen Perſonen beſtehen. So zeigt er uns bald eine Mutter mit ihrem Kinde, die mit dem Hofhahn ſpielen, bald ein junges Weib, das an der Wiege ſeines Säuglings in der heimlichen Stube ſitzt, bald ein junges Ehepaar, das an der Thüre der Hütte mit dem Knaben koſt, bald eine Freierei, wie ſie auf dem Lande vorkommt, wenn der Burſch von der Arbeit heimkehrt und am Fenſter der Dirne plaudernd ſtehen bleibt, bald Kinder, die auf einem Schiebkarren durch den Wald fahren, und bald die Wohlthätigkeit, die eine Bauernfrau mit ihrem Kinde an einem Bettler ausübt. Alle dieſe kleinen Darſtellungen, die bald mehr oder weniger gelungen ſind, geben jedenfalls Zeugniß von der gemüthlichen Anſchauung des Künſtlers. Bedeutſamer aber entwickelt ſich Böttcher's Talent in einigen Gemälden von größerm Umfange, die ſich beſonders das Kinderleben zum Ziel geſetzt haben. Zunächſt iſt hier ein Bild zu nennen, welchem er den Titel: rheiniſche Dorfjugend gegeben hat. Wir befinden uns in einem Hofe, den rechts ein Bauernhaus und links ein Brunnen mit überſchattenden Bäumen begrenzt, während man im Hintergrunde durch das Thor eine Rheinlandſchaft erblickt. Im Mittelgrunde iſt ein Karren in vollem Anzug, welchen eine Menge Knaben und Mädchen jubelnd fortbewegt, von denen die meiſten die Pferde, einige aber auch die

Fuhrleute darſtellen. Dabei iſt es ein hübſcher Gedanke des Künſtlers, daß all dieſe Mühe dem kleinſten Kinde zu lieb geſchieht, welches, von der Mutter gehalten, mit ausgeſtreckten Aermchen auf der Achſe ſitzt, und daß der Großvater am Hauſe harrend vergnüglich dem Treiben der rothwangigen Nachkommenſchaft zuſchaut. So bildet das Ganze eine Darſtellung voll freundlicher Empfindung. Nicht minder anmuthig iſt die Heimkehr vom Schulfeſte, welche der Künſtler ſpäter malte. Wir ſehen hier in einer waldigen Gebirgsgegend einen Schulmeiſter mit breitkrämpigem Hut, der voll ſtillem Vergnügen die Flöte bläſt, während ihn ſeine Schule in verſchiedenen Gruppen umſchwärmt. Offenbar hat er mit den Kindern einen weiten Gang durch die Gegend gemacht, von dem die einen Blumen und Kränze, die andern ſelbſtbereitete Spielzeuge nach Hauſe bringen. Es fehlt dabei nicht an neckiſchem Humor, der ſich auf allerlei Weiſe äußert, indeß auch hier und dort wahrhaft idealiſche Kindergeſtalten zum Vorſchein kommen. Beſonders zu bemerken iſt, daß der Künſtler in dieſer Arbeit einen großen Fortſchritt in der Individualiſirung an den Tag gelegt hat. Einige andere Gemälde greifen auch in das Leben der Erwachſenen. Ganz hübſch iſt auf dieſem Gebiete ein Aelternpaar, das auf der Ofenbank mit dem nackten Kinde ſpielt. Beſonders ausgezeichnet aber iſt ein Abend im Schwarzwalde. Der Maler hat ſich hier das Innere eines Dorfes gedacht, in welches die von der Abendſonne beleuchteten Berge herabſchauen. Im Augenpunkte des Bildes gewahrt man einen Brunnen, aus welchem junge Dirnen ſchöpfen, während ältere Perſonen ihre Kühe und Pferde daran tränken. Zu den Mädchen ſind junge Burſche getreten, ein Liebesgeſpräch anzuknüpfen. Auch die Kinder, die ſtets einen ſolchen Ort lieben, fehlen nicht. In der Ferne erſteht man noch allerlei, was das Ende des Tages verkündigt. Die Heerde wird heimgetrieben, die Schnitter kehren mit dem hochgeladenen Wagen in's Dorf, in der Thüre eines Hauſes ſpringen die Enkel dem Großvater entgegen, an der Thür eines anderen ſitzt ein Bauer und dengelt die Senſe. Es iſt eine Compoſition voll reicher hübſcher Motive und glücklicher Ausführung.

Der Künſtler hat aber auch ein Bild geliefert, welches dem Soldatenleben angehört und einen Abend nach der Schlacht darſtellt. Eine weite Gegend, auf die der rothe in Wolken verſinkende Mond ein melancholiſches Licht wirft, dehnt ſich vor unſern Blicken. Im Vordergrunde liegt auf der braunen Haide die Leiche eines jungen gefallenen Gardiſten, die Marketenderin kniet weinend vor demſelben und ein graubärtiger Kamerad ſteht mit der Muskete wehmüthig daneben und läßt den Mantel über den Todten fallen. Die traurige Scene wird durch die Stimmung der Landſchaft trefflich erhöht. Auch dieſes Bild iſt durchaus gelungen. Trotz des letzten Gegenſtandes muß man Böttcher übrigens entſchieden einen Idylliker nennen, ſelbſt in dieſem Bilde iſt ein idylliſcher Anklang. Da man von dem Künſtler behaupten kann, daß er noch mit jedem Bilde einen Fortſchritt gemacht hat, ſo läßt ſich auch mit Recht eine noch glückliche Entwicklung von ſeinem Talente hoffen, beſonders da ſein Streben nach Individualiſirung, die ihm im Anfange mehr oder weniger fehlte, ihn nicht im Stiche läßt. In der Durchführung iſt er äußerſt fleißig und gewiſſenhaft. Sein Colorit könnte indeß kräftiger und ſaftiger werden.

Ein anderer Idylliker dieſer Gruppe iſt Alfred Breitenſtein, geb. in Düſſeldorf am 18. April 1822, der indeß noch viel jünger wie Böttcher, bis jetzt nur ganz einfache Gegenſtände behandelt hat, in dieſen aber mit einem ſinnigen freundlichen Talente aufgetreten iſt. Das einzige größere Bild von ſeiner Hand ſtellt Bauern dar, die vor den Schrecken des Krieges, der die fernen Dörfer der Ebene verſengt, flüchteten. Daſſelbe erſchien indeß mehr als eine Studie, denn als ein fertiges Gemälde. Ganz allerliebſt waren dagegen manche kleinere Darſtellungen aus dem friedlichen Dorfleben, von denen ich den Abſchied eines Rekruten von ſeinem Schatz, nach Auerbach's Tolpatſch, eine Mutter mit ihren Kindern vor der Hausthüre, einen Spaziergang alter und junger Bauern durch das Kornfeld, einen Großvater mit ſeinen Enkeln auf der weinlaubumrankten Haustreppe, ein altes Mütterchen das aus der Kirche kommt, einen blinden Großvater

mit ſeiner Enkelin auf dem Kirchhofe, ein Mädchen am Fenſter beim Spinnrad und plaudernde Bauern am Sonntag Nachmittag namhaft mache. Wie die Titel anzeigen, ſind die meiſten dieſer Arbeiten nichts anderes wie Zuſtandsbilder, bei denen der hauptſächliche Reiz nur in der Auffaſſung und Behandlung liegen kann. Für beides aber zeigt Breitenſtein ein entſchiedenes Talent, das ſich hoffentlich auch glücklich an größern Stoffen entwickeln wird. Für die Farbengebung beſitzt der junge Künſtler ebenfalls eine ausgeſprochene Begabung.

Mit den Malern, welche hauptſächlich Dorfgeſchichten behandeln, bin ich hier zu Ende. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die Nachfolger Knaus, Böttcher und Breitenſtein inſofern von den Vorgängern Becker und Dielmann ſich unterſcheiden, daß ſie zwar nicht ihre Stoffe, wohl aber ihre Coſtume weiter greifen. Während die Letztern faſt nur der alten Volkstracht in Heſſen und Naſſau nachgeſpürt haben, ſind die Erſtern bis in den Schwarzwald gegangen und haben namentlich aus der Grafſchaft Hauenſtein eine Art der Kleidung heimgebracht, die ſehr maleriſch iſt und ganz und gar an Schnitt und Farbe des Mittelalters erinnert. Da aber ein maleriſches Coſtume ſehr viel zu der Erhöhung in der Wirkung eines Bildes beiträgt, ſo liegt in dieſem Streben ein offenbares Verdienſt. Dazu kommt bei Knaus noch der beſondere Vorzug, daß er eine viel ſaftigere und markigere Farbe beſitzt, als ſeine Vorgänger, die übrigens auch nur im Beginn der Schule bei uns wirkten und ſich ihrerſeits durch feinere tüchtigere Zeichnung vor den jüngern Nachkommen hervorthun.

XXIII.

J. G. Meyer. A. Richter. F. Wieſchebrink. E. Geſelſchap.

An dieſe vortrefflichen Volksmaler ſchließen ſich einige Künſtler an, die ich als Darſteller des kleinbürgerlichen Lebens be-

zeichnen möchte, von denen J. G. Meyer von Bremen der Aelteste ist. Wir finden bei ihm die eigenthümliche Erscheinung, daß er sich im Beginn seiner Laufbahn der Darstellung alttestamentarischer Geschichten gewidmet hatte. Auf diesem Gebiete ist er sogar mit Glück aufgetreten. Seine lebensgroß ausgeführten Bilder: Elias Speisung in der Wüste durch den Engel, sein Abraham, Sarah, Hagar und Ismael, welche Sodom's und Gomorra's Untergang erblicken, so wie seine ausgeführten Skizzen: Christi Weheruf über Jerusalem und Moses Tod, haben ihrer Zeit entschiedenen Beifall geärntet. Mit Rücksicht darauf, daß diese Bilder die Jugendarbeiten des Künstlers waren, verdienten sie gewiß ein gerechtes Lob. War auch noch Manches an ihnen auszusetzen, so erschienen sie doch als Producte eines edel und erhaben auffassenden Talentes. Merkwürdiger Weise aber wendete er dieser Richtung plötzlich den Rücken. Es schien ihm nicht mehr zu behagen, der Jünger einer Kunstgattung zu sein, welche in vergangenen Zeiten schon so vollendete Werke hervorgebracht hatte, daß der spätere Verfolger derselben sich fast nur in verbrauchten Stoffen und althergebrachten Auffassungen bewegen kann. Der entschiedene Erfolg, den dagegen die Volksmalerei hatte, blieb dem klaren und einsichtigen Geiste Meyer's nicht verschlossen. Sein Herz öffnete sich dem lebendigen Volksleben der Gegenwart und sein Bildungsgang nahm einen plötzlichen Umschwung. Zu nicht geringem Erstaunen seiner Freunde ergab er sich mit einmal dem Genre und wurde beim Publikum in diesem Fache einer der beliebtesten Maler der Düsseldorfer Schule. Seine Gemälde stehen meistens in naher Beziehung zum ruhigen, friedlichen und heitern Familienleben. Besonders anziehend sind auf diesem Gebiete seine Kinderbilder, andere sind jedoch auch sehr tragischen Inhalts.

Sein erstes Genrebild stellte einen Weihnachtsabend dar. Hier spielt offenbar noch die biblische Richtung des Künstlers herüber. Wir werden nämlich in ein Zimmer geführt, in welchem eine anmuthige Kindergruppe staunend und lauschend um die freilich etwas zu christlich romantische Gestalt des Christkinds kauert, von welchem das Licht ausgeht, welches die Kleinen beleuchtet. Ich

glaube zwar, daß sich der heilige Abend noch viel besser und ausdrucksvoller darstellen läßt, wenn die Figur des kindlichen Heilands fehlt. Der Ausdruck der jugendlichen Freude kann auch offenbar ohne das Wunder entzücken. Indeß ist doch die Darstellung so einfach und bescheiden, daß man über den verfehlten Gedanken gern wegsieht. Eine andere Gruppe von allerliebsten Kindern, welche sich Märchen erzählen, hat der Kölnische Kunstverein vor längern Jahren als Vereinsblatt für seine Actionäre stechen lassen. Da ich einmal mit den Kinderbildern angefangen habe, so will ich gleich ein anderes anführen, welches indeß mehrere Jahre später gemalt wurde. Dasselbe zeigt uns zwei Kinder, die ihr schlafendes Brüderchen in der Wiege betrachten und gehört zu den besten Arbeiten des Künstlers. Ein anderes Gemälde gibt eine allerliebste und gemüthliche Darstellung des Blindekuhspiels. Wir sehen in eine Küche; die Thür, welche nach einem anliegenden Zimmer führt, ist geöffnet, hinter ihr und unter dem Spülsteine haben sich gesunde und hübsche Knaben und Mädchen versteckt. Ein ganz kleines Kind, dem die andern Schelme die Binde vor die Augen gelegt haben, tritt suchend mit ausgestreckten Händchen in den vordern Raum. Der erwartungsvolle Ausdruck in den Gesichtern und Bewegungen ist lebendig und frisch. Durch die offne Thür sieht man in die andere Stube; dort sitzen Mutter und Großmutter und lassen sich durch den angenehmen Lärm der geliebten jugendlichen Stimmen in ihrer Arbeit nicht stören. Ueber der ganzen Scene ist die warme Stimmung eines heißen Sommernachmittags ergossen. Bildet dieses Gemälde schon einen Uebergang in das weitere Familienleben, so gehören manche andere Bilder demselben ganz entschieden an. Hierher gehört unter andern der Wochenbesuch des Pfarrers bei einer Frau, welche, umgeben von lauter liebenden und pflegenden Personen, ihre Gesundheit wiederkehren fühlt bei geöffnetem Fenster und warmer Frühlingsluft. Ebenso muß hier genannt werden, das genesende Kind, das von seinen kleinen Genossen unterhalten wird, während die Mutter erfreut den kleinen Liebling betrachtet. Außerdem hat Meyer noch eine große Reihe von kleineren Darstellungen aus

dem häuslichen Kreiſe geliefert, welche ich nicht alle berühren kann.

Einige andere Gemälde des Künſtlers verlaſſen den engen Raum der Familienſtube und bewegen ſich in weiteren Kreiſen. Unter dieſen erfreute ſich der aus dem Befreiungskriege zurückkehrende Soldat eines beſondern Beifalls. Auf eine ſehr lebendige Weiſe führt uns das Gemälde die Scene vor, wie ein mit Ehren und Orden bedeckter Krieger in die ländliche Stube ſeines Heimatsortes tritt und von dem Jubel der Kinder, dem Staunen der Alten und der Liebe des Weibes, welches einen Säugling, den der Vater vielleicht noch gar nicht geſehen hat, auf dem Schooße hält, zugleich rührend und heiter empfangen wird. Dem Gedanken nach iſt dies eins der glücklichſten Bilder, welches Meyer gemacht hat. Die vielfachſten und intereſſanteſten Motive ſind darin mit Fleiß und Talent zuſammengeſtellt und geben dem Beſchauer Gelegenheit, ſich in novelliſtiſche Vermuthungen über die Geſchichte des einfachen Kriegshelden und ſeiner Familie zu ergehen. Mit gleichem Intereſſe wurde ſpäter Meyer's Amtsjubiläum eines Dorfpfarrers aufgenommen. Es iſt ein umfangreiches Bild mit einer Menge von Figuren und es geht darauf ſo feſtlich zu, wie es gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten der Fall iſt. Der würdige Jubelgreis, ſeine freudeſtrahlende Familie, die jungen und alten, männlichen und weiblichen Taufkinder mit ſubmiſſen Mienen und patriarchaliſch einfachen Geſchenken, das Alles iſt mit Geſchicklichkeit und Fleiß zu einem Ganzen verbunden, an deſſen Anblick ſich namentlich die Gemüthlichkeit und der Sinn für häusliche Freuden erquickt. Leidet der Gedanke des Bildes auch an jenem ſchon oft bei andern Künſtlern gerügten Fehler, nämlich daß das Ganze zu ſehr einer Parade gleicht, auf der die urſprünglichen Regungen leider meiſtens zu dreſſirt erſcheinen, ſo ſind doch in der Ausführung, welche die Individualitäten vortrefflich auseinander gehalten hat, die Klippen der Einförmigkeit vortrefflich umſchifft. Ein noch ſpäteres Bild behandelt eine hübſche Dorfgeſchichte. Der Sohn einer einfachen Förſterfamilie hat ſich zum Maler erſchwungen und kommt in den

Ferien nach Hauſe. Vater, Mutter und Geſchwiſter ſitzen daheim beim Frühſtück und ahnen nicht die Freude, welche ihnen bevorſteht. Ein junges Mädchen iſt aus dem Felde hereingekommen, wo ſie den Ankömmling geſehen hat, und erzählt, daß der Sohn im Anzug iſt. Zugleich aber ſtürmen auch ſchon rechts durch die Küche des Hauſes, die mit der Stube, in welcher wir die Frühſtückenden ſehen, verbunden iſt, die Burſchen des Dorfes und tragen ihren alten Kameraden wie im Triumphe auf den Schultern zu den Aeltern, während kleinere Buben, welche ſich zanken, wer Malkaſten, Palette und Staffelei tragen ſoll, vorausdrängen. Auch auf dieſem Bilde ſind die vielfachſten Motivirungen verſucht; das ſtumme Staunen und die lachende Freude ſind recht ergötzlich und vielſeitig dargeſtellt. Eine andere Frage iſt hier, ob der Jubel einfacher Dorfbewohner, die überdies mit ihren nüchternen Feldarbeiten beſchäftigt ſind, ſich plötzlich zu ſolcher Begeiſterung erheben kann, daß er zu einer Action ſchreitet, die ſonſt nur bei bachantiſchen Feſtlichkeiten cultivirterer Menſchenklaſſen Statt zu finden pflegt?

In das tragiſche Fach ſchlagen zwei Bilder von Meyer. Das erſtere derſelben ſtellt Ueberſchwemmte vor, die ſich vor den hereinbrechenden Fluten auf den Söller des Hauſes geflüchtet haben. Der Mittelpunkt des Bildes zeigt uns ein Gerüſte, unter dem ſchon das Waſſer droht. Auf demſelben erblicken wir die bleiche Wöchnerin mit ihrem Neugebornen. Verſchiedene Mädchen und Knaben umgeben ſie, denn der Himmel iſt mit reichem Segen in die Hütte des Armen getreten. Links ſteht die greiſe Großmutter und eine gerettete Ziege. Rechts an einem Fenſter lehnt der Mann und ſchaut in die von der Ueberſchwemmung bedeckte Gegend hinaus. Es iſt ein entſetzlich öder und trauriger Anblick; nur die Dächer und Giebel der fernen Häuſer überragen die endlos geſchwollene Flut. Ein weißes Tuch weht als Nothfahne in die Landſchaft und ſiehe: die Rettung iſt nahe. Ein Kahn kommt herangeſchaukelt, um die geängſteten, dem Untergange entgegenſehenden Leute aufzunehmen. Wer kann es leugnen, daß hier eine höchſt glückliche Idee zum Grunde gelegt iſt? Ueberall

bietet ſich Stoff zu leidenſchaftlich erregter Darſtellung. Die Aufgabe iſt glücklich gelöſt, denn das Bild drückt den Gedanken auf eine Weiſe aus, daß der Zuſchauer gleich die klarſte Anſicht über das Ereigniß gewinnt und im tiefſten Gemüthe erregt wird. Was ihm trotz dem zu wünſchen bleibt, das iſt etwas mehr Wildheit, denn die mächtig aufregende Scene kann dieſe Eigenſchaften vollkommen ertragen. Eine andere Arbeit gibt uns einen erſchütternden Blick in eine Feuersbrunſt. Wir ſehen in ein einfaches Gemach mit einem kleinen Bette, in welchem zwei allerliebſte Kinder in ruhigem, feſten, unſchuldigen Schlummer liegen. Die Thür im Hintergrunde iſt geöffnet, Dampf und Qualm dringen herein, die Flamme, die zwiſchen durchſchlägt, droht dieſen holden Geſichtern. Aber die Rettung fehlt auch hier nicht. Ein Weib, nur ſo leicht bekleidet, daß das Schamgefühl nicht verletzt wird, ſtürzt herein. Die Angſt, die Kinder verloren zu haben, weicht eben der Freude, ſie noch unverſehrt von dem freſſenden Elemente wiederzufinden. Dieſer Ausdruck iſt vortrefflich. So ſchrecklich der Gegenſtand erſcheint, ſo verſöhnt doch auch hier wieder die Rettung. In dieſe Gruppe von Bildern gehört auch noch der Traum des Gefangenen. Im Kerker ſchläft ein Mann auf hartem Lager, über ihm erſcheint die Geſtalt der Freiheit und führt an ihrer Hand das Weib und Kind des Gefetteten. Ich muß geſtehen, daß ich dieſe Allegorie nicht für beſonders glücklich halte.

Nach dieſen kräftigern Stoffen hat Meyer ſich wieder dem Kleinleben des Hauſes zugewendet, und es will mir allerdings ſcheinen, daß hier das eigentliche Feld ſeiner Thätigkeit liegt. Mit den reichen und gereiſten Erfahrungen, die er ſich nach Behandlung ſo mannigfaltiger Gegenſtände erworben hatte, mußte es ihm natürlich nicht ſchwer werden, neue und friſche Lorbeern auf einem Gebiete zu erwerben, das allerdings leichter zu cultiviren iſt. In der That iſt ihm dies auch gelungen. Seine letzten Bilder ſind meiſtens ſehr einfach in der Compoſition. Da finden wir zum Beiſpiel ein leſendes Mädchen, das aber eigentlich nicht lieſt, ſondern recht kokett mit ſeinem reizenden Geſichtchen aus einer Fülle von blonden Locken über das große Buch den Beſchauer anſieht,

während es den Strickſtrumpf fallen gelaſſen hat. Das Lokal iſt ganz einfach, am Fenſter ſtehen einige blühende Blumentöpfe und in dem Käfig ſingt der Kanarienvogel. Ein anderes ähnliches kleines Gemälde zeigt ein ſchreibendes Mädchen, das vor einer Hausthür ſitzt, die Bücher neben ſich, aber mit den Gedanken noch ganz bei der jugendlichen Wiſſenſchaft. Ein drittes endlich zeigt den Beſuch des Großvaters am Sonntag Morgen. In der feiertäglich geputzten Stube finden wir den Alten, der dem kleinen friſchen Enkel, welcher ihm von der Tochter entgegengehalten wird, Etwas mitgebracht hat. Dieſe kleinen Kunſtwerke ſind beſonders zu rühmen wegen ihrer meiſterhaften Ausführung. Sie erinnern an die vortrefflichen Cabinetſtücke der zierlichen Niederländer.

Sie werden ſich nach dieſen Andeutungen bereits ein Geſammtbild dieſes Talentes gemacht haben. Meyer iſt ein überaus fleißiger und thätiger Künſtler. Seine Regſamkeit hat ihn, wie wir geſehen haben, zu Verſuchen in den verſchiedenſten Richtungen der Genremalerei geleitet. Iſt es ihm nicht gelungen, überall den höchſten Preis zu erringen, ſo müſſen wir doch ſeine Unverdroſſenheit und ſeinen ſtarken Willen bewundern, der nie müde wurde, ſein Ziel zu erreichen. Dabei hat er von Jahr zu Jahr Fortſchritte im künſtleriſchen Machwerk gezeigt. Anfangs litten ſeine Bilder nicht ſelten an einer gewiſſen Schwächlichkeit; ſeine Ideen waren oft zu empfindſam, ſeiner Zeichnung fehlte die Entſchiedenheit und ſeine Farben erſchienen mitunter zu ſüß. Das Alles hat ſich bei ihm zu männlicher Friſche gewandelt. Trotzdem, daß das Publikum und beſonders das weibliche, ſtets entzückt von ſeinen zu weichen Darſtellungen war, hat er ſich doch blenden laſſen. Im Gegentheile, die Forderungen, die er an ſich ſelbſt ſtellte, wurden immer größer und energiſcher. Er wollte es auch den Männern recht machen und unter dieſen wieder beſonders den Künſtlern. Und ſo ſind denn in den letzten Jahren jene Bilder entſtanden, von denen ich zuletzt geredet habe und die, obgleich der Maler ſich offenbar eine Beſchränkung auferlegt hat, doch, was techniſche Vollendung angeht, zu den fleißigſten Werken gehören, welche in Düſſeldorf das Licht der Welt erblickt haben. Meyer lebt jetzt in Berlin.

An den Vorigen ſchließt ſich Adolf Richter, geb. 1813 zu Thorn. Nicht ſo verſchiedenartig und mannigfaltig wie Meyer, iſt er jedoch ein ſinniger und liebenswürdiger Maler. Zu ſeinen Compoſitionen wählt er meiſtens ſehr entſprechende Motive, mitunter hat er ſogar etwas Rührendes und Ergreifendes; dabei ſind dieſelben ruhig und natürlich gehalten. Sein erſter künſtleriſcher Verſuch behandelt Hermann und Dorothea. Ein anderes ſeiner Bilder führt uns in eine heitere Weinleſe, ohne indeſſen dem Winzerleben neue Seiten abzugewinnen. So lobenswerth dieſelben auch waren, ſo ſcheint es mir doch, daß dieſer Künſtler am glücklichſten in elegiſchen Stoffen iſt. Vortrefflich in der Erfindung iſt von ihm eine Darſtellung armer Kinder, die am kalten ſchneeigen Weihnachtsabend vor den Fenſtern eines hell erleuchteten Hauſes ſtehen, in welchem die Kinder der Reichen beſchenkt werden. Ganz hübſch, aber ohne beſondere Tiefe iſt ein Bildchen Richter's, auf welchem uns zwei Mädchen vorgeführt werden, die in der Bibel leſen, während hinter und neben ihnen zwei andere Geſpielinnen, von denen das eine ein Kind auf dem Arme trägt, den ernſten Sprüchen zuhören. Den Zuſchauer überkommt dabei das lebendige Gefühl eines Sonntags Nachmittags auf dem Lande. In einem großartigeren Gemälde ſcheint mir der Künſtler nicht ſo glücklich geweſen zu ſein. Daſſelbe ſtellt heſſiſche Auswanderer am Ufer des Meeres dar. Fürwahr ein mächtiger Gedanke für eine bildliche Ausführung! Solch ein Haufe weſterwälder Bauern, der bis dahin treu und anhänglich an der Scholle geklebt hat, in die weite, ihm bis dahin unbekannte Welt verſchlagen! Statt der Saatfelder, Wieſen und Nußbäume der Heimat, die nackten, ſandigen Dünen, in der Ferne die unendlichen Wellen des vielaufrauſchenden Meeres, die Leute ſelbſt voll Kraft und Hoffnung:

Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues fremdes Vaterland.

Ich muß geſtehen, das Bild hat meinen Forderungen nicht genügt. So großartige Gegenſtände verlangen eine ſeltene Kraft der Auffaſſung, Originalität in der Ausführung, Concentration der Gruppen und Charaktere. Man ſieht darauf hin und wieder Figuren,

welche an das Becker'sche Gewitter, aber leider nur als Nachahmung erinnern. Solche Ideen, so glücklich und großartig sie auch sonst sein mögen, sollten eigentlich nur von Malern unternommen werden, die auf der höchsten Stufe eines fertigen und bewußten Künstlerthums stehen. Richter aber hat bei einem solchen Versuch, wie es mir scheint, das Maß seiner Begabung verlassen. Darum glaube ich denn auch, daß er sehr wohl daran gethan hat, die Richtung der Familienbilder aufzunehmen. Auf diesem Gebiete hat er einige hübsche und rührende Bilder zu Tage gefördert. Das eine behandelt die Scene, wo ein protestantischer Geistlicher einer sterbenden Frau das Abendmahl bringt. Vielleicht ist indessen das dabei zu tadeln, daß der Gegenstand doch eigentlich aus dem katholischen Ritus übersetzt wurde. Ein anderes Gemälde behandelt unter dem Namen: das fünfte Kind, einen Moment in der Wochenstube. Um eine Wiege, in welcher das neugeborene Kind liegt, haben sich die Schwesterchen und Brüderchen gesammelt und bewundern in lauter Freude den kleinen Ankömmling. Der Vater, seines Zeichens ein armer Musikus, — darauf deuten das Horn und die Geige an der Wand, — scheint diese Lust nicht in gleicher Weise zu theilen, denn er denkt an das tägliche Brod und kratzt sich hinter dem Ohre. Das Sprüchwort: „An Gottes Segen, ist Alles gelegen" scheint wenigstens auf die allzureiche Nachkommenschaft nicht anwendbar. Ganz allerliebst ist auch ein kleines Bildchen, welches uns einen Kinderkreis vorführt, der sich vor dem Platzregen unter einen Karren und ein Thor flüchtet und dabei allerlei Schelmereien treibt. Ist hier der Humor glücklich angeschlagen, so hat dagegen das genesende Kind, welches die frische Frühlingsluft einathmet und mit seiner Bläße einen seltsamen Gegensatz zu seiner gesunden rothwangigen Schwester macht, eine elegische Stimmung. Was die Ausführung angeht, so bleibt sie oft hinter den wirklich innigen und tiefen Compositionen zurück. Wenn auch die Zeichnung correct genannt werden muß, so fehlt doch der Farbe das frische Leben. Im Colorit ist er offenbar zu braun und zu grau. Hätte er in dieser Beziehung einigermaßen entgegengesetzte Eigenschaften, so würde er bei sei-

nen äußerſt gemüthlichen Erfindungen gewiß auf größeren Erfolg rechnen dürfen. Richter iſt am 20. November 1852 in Düſſeldorf geſtorben.

Während Richter ſeinen Gegenſtänden meiſtens eine ernſte, elegiſche Seite abzugewinnen weiß, entwickelt Franz Wieſchebrink, geb. am 14. März 1818 zu Burgſteinfurt in denſelben häuslichen Gegenſtänden einen glücklichen Humor. Wie Meyer war er früher bibliſcher Maler und verſuchte ſich zuerſt an einem jungen Tobias, der vom Engel ermuthigt nach dem Fiſche greift, und an einer Befreiung Petri. Als er indeß merkte, daß auf dieſem Felde nicht ſeines Bleibens war, warf er ſich friſch in das Genre. Die religiöſen Einflüſſe wirkten hier inſofern fort, als ſein erſtes Bildchen aus dem Volksleben einen Geiſtlichen darſtellt, der mit ſeinem Meßner in dunkler kalter Winternacht einem Kranken die Sterbeſakramente bringt. Allein auch dieſen Ernſt, der ihm nicht Ernſt war, ſtreifte er bald ab und malte nun die Scene während eines Gewitters auf einem weſtphäliſchen Gehöfte. Wir ſehen hier im Mittelgrunde eine Gruppe von Bauern, die um einen Tiſch knieen und beten, während rechts die naßgewordenen Reiſenden in abenteuerlichen Kleidungen ſtehen und durch Thür und Fenſter den Verlauf des Wetters beobachten. Die Compoſition, die durch die Lampenbeleuchtung eine unheimliche Stimmung erhält, iſt reich und gelungen. Voll heiterer Komik iſt ferner der erſte Rauſch eines jungen bäuriſchen Ehemannes, der früh am Morgen von ſeinen Zechgeſellen in die Stube geſtoßen wird, wo ſein junges Weib ſchlafend an der Wiege der Kinder ſitzt. Von gemüthlicher Wirkung iſt dagegen ein kleines Mädchen, das in ärmlicher Kleidung an der Wiege ſeines Schweſterchens ein Schlummerlied ſingt. Sehr charakteriſtiſch erſcheinen ſodann ſeine naſchenden Kinder, die vor einem von ihnen geöffneten Schranke ſtehend, an einem Topfe mit Süßigkeiten lecken. Die kindliche Eigenſchaft des Naſchens iſt hier äußerſt bezeichnet und harmlos wiedergegeben. Ein anderes Bild, das der Künſtler den Schulzwang genannt hat, iſt ebenfalls voll guter Laune. Wir ſehen darauf einen heulenden Jungen, der von ſeinem Vater, einem

energiſchen Schuſter, zur Schule geſchickt wird, während die Mutter ihn mit einem koloſſalen Butterbrod beſchwichtigt. Zwei Familienbildern, von denen das erſte einen glücklichen Vater, der ſeinen Jungen herzt, und das andere ein junges Ehepaar, welches dem erſten Kinde das Laufen beibringt, ſind weniger glücklich. Dagegen bietet ein ſpäteres Bild, wo ein rother Junge genaſcht und den Milchtopf umgeſchmiſſen hat und ſeine unſchuldigen Geſchwiſter bei der hinzugekommenen Mutter anklagt, während er ſelbſt den Löffel hinter dem Rücken verbirgt, eine ganze Kindernovelle, die außerordentlich wirkſam wiedergegeben und trefflich ausgeführt iſt. Daſſelbe Lob verdient eine Nikolasbeſcheerung in einer Handwerkerfamilie, wo die Kinder alle ihre Belohnung erhalten haben, mit Ausnahme des kreiſchenden älteſten Jungens, auf deſſen Teller der heilige Mann eine Ruthe gelegt hat. Man könnte faſt Mitleid mit dem ungezogenen Burſchen haben, wenn die zur Seite ſitzende Großmutter nicht unter ihrer Schürze einen Teller mit einer nachträglichen Gabe herauszöge. Endlich iſt noch ein Bild von Wieſchebrink zu erwähnen, auf dem wir einen geneſenden Alten erblicken, dem ſeine Alte die erſte Pfeife anſteckt. Alle dieſe Gegenſtände ſprechen ſchon an und für ſich für heiteren geſunden Humor des Künſtlers. Seine Compoſitionen ſind nie ohne fröhliche Wirkung und haben dabei einen ungemeinen Gedankenreichthum, der beſonders in kleinen Zügen hervortritt. Sie erzählen uns meiſtens ganze Geſchichten. Leider ſind die Farben nicht immer eben ſo glücklich, denn ſie erſcheinen oft grau. Die Technik wird ihm eben ſchwer. Der Künſtler hat auch treffliche Randzeichnungen gemacht.

Wenn es ſich nur um gute Erfindungen handelte, ſo wäre auch **Ludwig Erdmann**, geb. 1820 zu Boedecke bei Paderborn, ein weſtphäliſcher Landsmann des Vorigen, ein trefflicher Künſtler, denn es fehlt ſeinen Compoſitionen faſt nie an drolligen Gedanken. Sein Hauptreichthum liegt in dieſer Beziehung noch in ſeinen Mappen. Zu den Stoffen, die er in Farben ausführte, gehört zunächſt ſein zufriedener Künſtler, nämlich ein Dorfanſtreicher, der die von ihm an die Wand der Stube gemalten Blumen bewundert

und dann ein Schuſter, der einem Vogel ein Stückchen pfeifen lehrt. Nach einer längern Abweſenheit, während welcher er in ſeiner Heimat Portraits malte, nach Düſſeldorf zurückgekehrt, lieferte er ein kleines Gemälde voll Humor, welches uns drei Betrunkene zeigt, die vom Jahrmarkt zurückkehren und durch einen Bach waten, während der Pfarrer und ſein Vikar ſehr mißbilligend von der Brücke zuſehen, welche die Seligen verfehlt haben. Auch ein Blumenfreund, der in ſeinen hübſchgehaltenen Garten tritt und mit Schrecken die eingedrungenen Ziegen erblickt, von denen die jüngſte ihm eine ſeltene Roſe entgegenhält, iſt gut erfunden. Erdmann bedarf übrigens noch bedeutender Studien, ehe er ein vollkommener Coloriſt wird.

Zum Schluſſe dieſer Gruppe habe ich noch einen Künſtler aufzuführen, der ſich erſt in der letzten Zeit dem häuslichen Kleinleben zugewandt hat und ſich dabei eines Erfolges erfreut, der ihn unbedingt in die erſte Reihe der hieſigen Künſtler ſtellt. Es iſt Eduard Geſelſchap, geb. 22. März 1814 zu Amſterdam, wohin ſeine Eltern während der Blokade ihrer Heimatſtadt Weſel geflohen waren. In den Anfängen des Künſtlers finden wir daſſelbe Irrlichteriren aus einer Richtung in die andere, wie wir es ſchon bei manchen bedeutenden Talenten angetroffen haben. Er verſuchte es mit dem romantiſchen Genre, der Geſchichte und ſogar mit bibliſchen Stoffen, jedoch ohne ſich auf dem einen oder andern Gebiete beſonders auszuzeichnen. Am wenigſten Erfolg hat er offenbar mit den Arbeiten der letzten Art gehabt, von denen eine Grablegung Chriſti und eine Anbetung der heiligen drei Könige zu erwähnen ſind. Jedenfalls fühlte ſich der Künſtler ſchon mehr zu Hauſe, wo er ſich der Romantik widmete, ſei es nun, daß er an die Poeſie oder an die hiſtoriſche Anekdote anknüpfte. Die Werke, welche hier beſonders erwähnenswerth ſein möchten, ſind Fauſt in der Studirſtube, Götz von Berlichingen vor den Rathsherren zu Heilbronn, Valentin aus dem Fauſt und Romeo und Julie in der Gruft. Eine Maskentoilette zweier Mädchen, welche die Abſicht haben, den Ball zu beſuchen, und eine Proceſſion, die aus dem Dome zieht, verdienen ſchon weniger der

Erwähnung, weil ſie in den Gegenſtänden nicht neu ſind und weil dieſelben in die erſte Zeit ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit fallen. Dagegen beweiſen zwei ſpätere Werke einen ganz vortrefflichen Fortſchritt. Zunächſt iſt hier die Auffindung der Leiche Guſtav Adolph's auf dem Schlachtfelde bei Lützen gemeint, ein Bild, das uns mit lebendigem und charaktervollen Schwunge in die Zeit des dreißigjährigen Krieges verſetzt, und ferner gehört hierher eine Gruppe von Soldaten aus derſelben Periode, die Nachts bei Fackelbeleuchtung ein Bacchanal in einer alten Kirche feiert. Dieſe beiden Bilder haben die offenbarſten Verdienſte, denn ſie geben den wilden und wüſten Geiſt jener abenteuerlichen Tage trefflich wieder und dürfen ſich ebenfalls in Beziehung auf das Machwerk ſehen laſſen.

So großes Lob dieſe Arbeiten aber auch verdienen mögen, ſo trat doch ein offenbarer Umſchwung ein, als Geſelſchap es unternahm, das kleinbürgerliche Leben zu ſchildern, denn dieſe Bilder bekunden, daß er ſich hier auf ſeinem heimatlichen Boden befindet. Gleichwohl finden ſich hier im Anfange auch einzelne Spuren romantiſcher Auffaſſung, denn in ſeinem Chriſtkindchen, das als überirdiſches lichtausſtrömendes Weſen in einer Bauernfamilie erſcheint, ſtellt er in kindlich naiver Weiſe Gegenſätze zuſammen, die ſich poetiſch eigentlich nur im Märchen und bildlich nur in der Arabeske darſtellen laſſen. Nichtsdeſtoweniger ärntete der Künſtler mit ſeinem Gemälde volles Lob, denn die Compoſition zeigte hübſche und ſinnreiche Gedanken und ein reines edles Maaß, und die Ausführung mußte in jeder Beziehung gerühmt werden. Vorzugsweiſe gelungen aber war die Individualiſirung des jugendlichen Lebens. Auf demſelben Gebiete, aber in durchaus natürlichen Verhältniſſen, trat Geſelſchap in einem Nikolasabend auf. Die Darſtellung dieſes Kinderfeſtes war überdies von der humoriſtiſchen Seite gefaßt. Am Niederrheine und zwar beſonders auf dem Lande, macht man ſich nämlich nicht ſelten den Spaß, den heiligen Nikolas in einer phantaſtiſchen Kleidung erſcheinen zu laſſen, um die guten Kinder zu belohnen und die ungezogenen zu ſtrafen. Einen ſolchen Moment hat der Künſtler gewählt und

bildlich dargeſtellt. Wir ſehen in eine große Küche; links ſitzt die Mutter, den Säugling auf dem Schooße und umgeben von einer blühenden Schaar von Mädchen und Knaben, denen ſie ſicherlich vom heiligen Manne erzählt hat. Unterdeß öffnet ſich rechts eine Thür, und umgeben von einem Haufen von Burſchen und Mädchen, die ſammt und ſonders die innerliche Luſt nicht verbergen können, erſcheint ein Junge, den eine hochgezipfelte papierne Mütze und ein vorgebundener Bart zum Sanct Nikolas ſtempelt, und der in der Wohnung des Bauern und ſeines Kinderkreiſes keine kleine Ueberraſchung bereitet. Dieſe Scene iſt lebendig und trefflich geſchildert, denn man ſieht ringsumher die verſchiedenartigſten Affekte. Zugleich hat das Bild eine eigenthümliche Lichtwirkung, da das Innere der Küche durch Lampenlicht erhellt wird, während der Mond durch die Thür ſeinen violetten Schimmer hereinwirft. Ein anderes größeres Gemälde des Künſtlers ſtellt eine Kinderwäſche am Samſtag Abend dar. In poetiſcher Beziehung hat mir dieſer Gegenſtand weniger gefallen, denn er wies zu viele nackte Körper auf, die überdies zu mächtig zuſammengekugelt in demſelben Kübel lagen. Im Uebrigen konnte man der Lokalität, welche die Wohnung eines Holzſchuhmachers wieder gab, ſo wie der Ausführung alles Lob ſpenden. Ganz trefflich waren dagegen einige in der Zwiſchenzeit angefertigte kleine Zuſtandsbilder. Dahin gehörte vor Allem ein Mütterchen am Spinnrad, das durch ſeine charakteriſtiſche Ausführung an die guten alten Niederländer erinnerte. Eben ſo hübſch erſchien ein alter Mann, der am Sonntag Morgen beim Ofen ſitzt und in der Bibel lieſt. Dann lieferte Geſelſchap eine kleine Eitelkeit voll allerliebſtem neckiſchen Humor. Wir ſehen hier nämlich ein ganz junges Mädchen, welches vor dem Spiegel ſteht und ſich mit den Kleidungsſtücken der Mutter ſchmückt. Hat der Künſtler uns auch das Geſicht der winzigen Kokette verborgen, ſo erblicken wir es doch in dem verrätheriſchen Glaſe, auf welches das Licht der Lampe fällt und geſtehen uns gern, daß die Züge voller Anmuth ſind. Eine ganz gute Komik entwickelt der Maler endlich in einem alten Großvater, der die Zipfelmütze auf dem Kopfe und Kartoffeln

ſchälend, an der Wiege ſeines Enkels ſitzt und denſelben in den Schlaf ſingt und wiegt. Die hauptſächlichſte Anerkennung verdient aber das Bildchen, welchem Geſelſchap den Titel gegeben: dies hat Chriſtkindchen der Mutter gebracht. Wir befinden uns nämlich in einer heimlich beleuchteten Wochenſtube. Links auf einem Tiſchchen ſteht der Chriſtbaum, der am geſtrigen Abend gebrannt hat. Ueber Nacht iſt aber ein neues Geſchenk angekommen. Die Frau des Hauſes liegt nämlich im Hintergrunde im Bette und vorn ſitzt die Großmutter und zeigt den andern Kindern, die ſich neugierig an ihren Schooß gedrängt haben, den jungen Ankömmling. Dieſe Gruppe iſt allerliebſt durch die friſchen frohen jugendlichen Geſichter, die ſich über das Brüderchen freuen. Die Stimmung iſt dabei überaus behaglich. Was aber überdies das zierliche Gemälde auszeichnet, das iſt die accurate treffliche Ausführung in Zeichnung und Colorit. Muß man in dem Gegenſtande den ſinnigen Künſtler liebgewinnen, ſo empfindet man vor ſeinem Fleiße und ſeiner Naturtreue die höchſte Achtung.

Wer ſich ſo ſpeciell mit dem Kinderleben beſchäftigt, wie Geſelſchap, der braucht ſchon von vorn herein nicht bange zu ſein, daß ihm ſein Publikum fehlt. In der Jugend liegt eben der Keim alles zukünftigen Weltlebens. Darum ſchauen wir ſo gern in ihre Entwicklung. Noch ſicherer aber darf der Künſtler auf Erfolg rechnen, wenn er ſolche Gegenſtände ſo friſch, munter und humoriſtiſch behandelt. Geſelſchap iſt derſelbe Künſtler, welcher den trefflichen Theodor Mintrop aufgefunden hat. Er lebt ſeit langen Jahren mit demſelben zuſammen und iſt ohne Zweifel von dieſer reinen edeln Natur influirt worden, während er dem ländlichen Künſtler wechſelsweiſe wieder tauſendfach mit Rath und That beigeſtanden hat. Wer dieſe beiden Freunde zuſammen leben und arbeiten ſah, der iſt gewiß von dieſem ſchönen Verhältniſſe auf das Freudigſte berührt worden. Geſelſchap geht ſicherlich bei ſeinem außerordentlichen Fleiße noch einer ſchönen Zukunft entgegen. Meiner Meinung nach muß er aber die Lampenbeleuchtung, auf welche er ſich früher hauptſächlich legte und die ihn ſo oft in der Wahl der Gegenſtände ſchwankend machte, vermeiden und dann

auch hauptſächlich kleine Maßſtabe für ſeine Gemälde nehmen, weil er ſich gerade durch ein feines Machwerk auszeichnet. Ueberhaupt iſt das ein Punkt, über den ſich mit vielen Genremalern rechten ließe. Jemehr Kunſtwerke ich geſehen habe, jemehr glaube ich, daß die alten Niederländer hier den rechten Takt halten. Wer ſeine Geſtalten in Bildern aus dem Volksleben ſo groß wie Robert machen will, der muß auch wie dieſer vorzugsweiſe der Schönheit nachgehen. In ſeinen letzten Arbeiten ſcheint mir aber Geſellſchap hier gerade auf dem rechten Wege zu ſein.

XXIV.

J. P. Hasenclever.

Nach dieſen Wanderungen durch das Volksleben komme ich zu dir, du eigenthümliche deutſche Pflanze, du edler, mächtiger, unübertrefflicher und unvergänglicher deutſcher Stockphiliſter, edel, ja, adelig, weil du mehr als ſechzehn Ahnen zählſt, mächtig, weil du überall im Vaterlande Bundesgenoſſen haſt, unvergleichlich, weil kein andres Volk Leute wie du aufzählen kann, unübertrefflich, weil ſelbſt der Hottentott dich nicht erreicht, unvergänglich, weil deine Exiſtenz zäher iſt als das wuchernde Unkraut, und deutſch, nun, weil du deutſch biſt. Wohin mein Auge ſieht, da biſt du ſchrecklicher Mann! Du ſitzeſt in den Staatsminiſterien und berathſt die Throne und wähnſt die Völker zu beglücken durch deine unübertrefflichen Zopfideen; du nimmſt die hohen Plätze der Bureaukratie im ganzen Vaterlande ein; du ſpreizeſt dich auf den Lehrſtühlen der deutſchen Univerſitäten und dankſt jeden Abend deinem Gott im Namen der Jugend, daß ſie tagtäglich deine Perrücke vor Augen hat. Und wie du deine Hände im ganzen Räderwerk des Staates haſt, ſo fehlſt du auch nirgendwo in der Geſellſchaft. Wie herrlich manifeſtirſt du dich als Junkerſeele mit Wappen, Pferden und Hunden, den ewigen Emblemen eines mittelalterlichen Feudalthums! Wie juckt dich da dein reines unverfälſchtes Blut,

das von Stamm zu Stamm ſo rein adelig geblieben iſt. Und endlich du, ehrbarer Bürgerphiliſter, du wahrhaftiger Schrecken der Menſchheit, du biſt jämmerlicher, als alle vorgenannten Sorten. Das Licht der Wahrheit könnte dir leuchten, die Luft der Freiheit könnte dich begeiſtern, denn es ſtehen dir alle Wege zur Bildung des Herzens und der Seele offen; aber du haſt Ohren und willſt nicht hören, du haſt Augen und willſt nicht ſehen. Die Trägheit iſt deine glänzendſte Eigenſchaft. In deiner ſtabilen Liebe für die Ruhe und Bequemlichkeit läſſeſt du den friſchen Hauch von Leben und Geſchichte nicht an dich kommen. Nur deine eigene kleine Perſon haſt du im Auge, was geht dich das Wohl der Menſchheit an, wenn du nur ſelbſt mit heiler Haut in deinem warmen Schlafrock ſitzeſt und deine Güter verwalteſt und mit Wohlgefallen wahrnimmſt, daß deine Goldhaufen wachſen? Was kümmern dich die Gedanken, welche die Zeit bewegen, wenn du im behaglichen Genuſſe die materiellſten Leckereien ſchlürfeſt? Philiſter von jeder Sorte, wer wünſchte dir nicht mit redlichem Herzen einen ehrlichen Tod durch Rattengift, zumal da jede Hoffnung ſcheitert, dich jemals zu bekehren von deinen zähen Thorheiten? Aber du biſt längſt unſterblich. Wenn du indeß jemals unterginge ſt, ſo bleibt dein Portrait eine lebendige und ſchreckende Warnung in den Bildern eines Düſſeldorfer Malers.

Ich meine hier J. Peter Haſenclever, geb. 18. Mai 1810 zu Remſcheidt. Nicht gleich von vorn herein hat derſelbe den Pfad betreten, auf welchem wir ihn gegenwärtig finden. Wie die größte Anzahl der andern Künſtler, hat er ſo zu ſagen Bilder gemalt, die gleichſam Präparationen zu ſeinen jetzigen Werken bilden. Gleichwohl erregten dieſe erſten Verſuche die beſten Hoffnungen für ſeine Entwicklung, indem ſich darin ein ungewöhnliches Talent für Individualiſirung zeigte, wenn auch die behandelten Gegenſtände gerade nicht hervorragend genannt werden konnten. Ich erinnere an ſeinen Nieſer und ſeine Jungen am Feuer. Schon mehr anſprechend war ſein Atelier mit den Bildniſſen einiger Düſſeldorfer Maler; namentlich intereſſirte es aus dem Grunde, weil die darauf dargeſtellten Perſönlichkeiten ſehr lebendig und

naturgetreu wiedergegeben waren; besonders war dies am Orte selbst der Fall, wo Jedermann bekannte Gesichter aus der Leinwand herauslachen sah. Freilich ist dies Interesse mehr an die Localität und Zeit gebunden, es ist vorzüglich das Portrait, das uns anspricht, ähnlich wie die Berliner Paraden von Krüger, auf denen wir allen Celebritäten und Curiosităten der Hauptstadt begegnen. Auch die Farbengebung Hasenclever's gewann ihm viele Freunde, man hatte im Publikum bald die Ueberzeugung, daß dem jungen Maler eine tüchtige Zukunft bevorstände.

Unser Künstler hat mehrere Jahre seines Lebens auf Darstellungen aus der Jobstade, dem bekannten komischen Heldengedichte, verwendet. Lassen Sie uns diesen Gedanken einer nähern Prüfung unterwerfen. Die Jobstade ist ein satyrisches Gedicht, aber sie ist es nicht im feinen Sinne classischer Kunst. Sie erinnern sich ohne Zweifel aus den Satyren des Horaz, wie dort ein Literat sich dem eleganten Dichter des Salons des Mäcen auf der offenen Straße zudringlich anheftet und ihn mit allerlei langweiligem Zeuge belästigt. Hier und in den übrigen geißelnden Gedichten des Römers stehen wir durchaus auf dem Felde natürlicher Ereignisse und Personen. Das ist bei Herrn Hieronymus nicht der Fall, zu ihm müssen wir gleich einige Grade tiefer steigen, in diesen Capiteln ist Alles roher, schwammiger und knotiger in den Gestalten und Situationen; statt attischen Salzes finden wir Pumpernickel, der übrigens in seiner Derbheit mitunter nicht übel ist. Mit Einem Worte: die Jobstade ist Caricatur. Solche Menschen, solche Situationen gibt es nicht, das Gedicht ist ein Zerrbild der Figuren und Zustände aus der Zeit des Dichters; ja, wir wollen zugeben, daß es selbst noch in unsere Periode passe: soll aber der Maler nach solchen Vorbildern arbeiten? Gewiß nicht, denn nach einer Caricatur darf nur eine Caricatur gemacht werden. Am Besten aber tritt das Zerrbild, in der Poesie wie in der bildenden Kunst, selbstständig auf und geht geißelnd auf die Sache los, über die es sich lustig machen will. Hasenclever hat diesen Mißgriff selbst verstanden und gewissermaßen umgangen, denn seine Bilder nach der Jobstade sind keine Zerrbilder: er hat

den ſimpeln Hieronymus veredelt, ſein Fehler iſt nur der, daß er die Bilder nach Capiteln aus dem genannten Buche getauft hat, ſonſt könnte man ſie eben ſo gut Scenen aus Philiſters Erdenwallen nennen, und als ſolche würden ſie uns gewiß außerordentlich gefallen.

Für's Erſte haben wir den Hieronymus Jobs, wie er als Student in den Ferien das väterliche Haus beſucht. Im glänzendſten akademiſchen Aufzuge iſt er durch die Zimmerthür getreten; die hinter ihm herankommende Mutter und die Geſchwiſter ſtaunen ſeine fremdartige Tracht an und wiſſen nicht, was ſie dazu ſagen ſollen; in die Stille und Ruhe von Schildburg drangen nie ein ſolcher Federhut, ſolche Kanonenſtiefel, ſolche Stulphandſchuhe und vor Allen nie das gefährliche Rapier und die Reitpeitſche. Und was ſoll erſt dieſe trotzige, geſpreizte Stellung? Der Student iſt als ein blöder Junge entlaſſen worden und kommt als ein Renommiſt zurück, da liegt das ganze Geheimniß. Der alte Jobs, der links in einem Lehnſtuhle ſitzt und an den ſich das erſchreckte jüngſte Mädchen ſchmiegt, kann vor Staunen nicht weiter rauchen. Rechts ſteht ein jüngerer Bruder des Heimkehrenden, der mit einem Schafe von Nürnberger Waare beſchäftigt war, und iſt nicht weniger erſtaunt. Die Phyſiognomieen des Vaters und des jüngſten Sohnes, des kleinen Nürnberger Schafes und eines natürlichen Hundes, die man ſämmtlich im Profil ſieht, haben eine auffallende Familienähnlichkeit. Im Ganzen iſt die Compoſition auch übertrieben und erreicht in ihrer caricirten Weiſe vielleicht am erſten das Original. Für meinen Geſchmack iſt Herr Hieronymus im Examen ſchon bedeutend beſſer. Es iſt daſſelbe Bild, vor dem in Berlin auf der Ausſtellung einſt eine vornehme Perſon ſtand und ihren Nachbar fragte: ob das nicht Leſſing's Huß vor dem Concil in Koſtnitz wäre. Hier haben wir den akademiſchen Prüfungsſaal, die ganze edle hochgelahrte theologiſche Facultät um den runden Tiſch, und vor demſelben ſteht der unglückſelige Examinand. Der Letztere bietet uns ſein Profil und zeigt darin gerade keine helleniſche Geſichtslinie, auch der Geſichtswinkel des olympiſchen Jupiter läßt ſich nicht nachweiſen. Er ſteht gerade ſo dumm

und verlegen in Ausdruck und Bewegung, daß man es ſich vortrefflich erklären kann: bei dieſer Antwort des Candidaten Jobſes entſtand ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Die kopfſchüttelnden Rächer an einer verſchwänzten Studienzeit ſind aber in der That ganz außerordentlich wackere, treffliche, alte Geſellen, von denen man die Analogieen noch heute auf allen deutſchen Univerſitäten trifft. Ja, das ſind Männer, gerade wie heut zu Tage: der Eine hat einen Katechismus der Unterſcheidungslehren geſchrieben, der Andere hat eine Symbolik zu Tage gefördert, der Dritte hat eine hundertſte Erklärung einer Stelle der Apokalypſe den neunundneunzig ſchon exiſtirenden hinzugefügt, und von dieſen Capiteln leben ſie nun das ganze Leben, wie der Dachs von ſeinem eigenen Fette. Dieſe unübertrefflichen, aber höchſt überflüſſigen Bücher, haben ihnen die Sinecuren eines deutſchen Katheders der Myſtik erworben, wenn ſie nicht durch andere myſtiſche Connexionen dazu gekommen ſind; der Staat zahlt, und der unglückliche Student, der am liebſten dieſe Langweiligkeiten ſchwänzt, zahlt auch, weil das Teſtat auf dem Collegienbogen figuriren muß, ja, der Aermſte wird ſogar von dieſen ſtockgelehrten Herren geprüft. Hasenclever hat ſie auf dieſem Gemälde vortrefflich dargeſtellt. Einige Schock von Vornirtheiten! Sie ſehen hier die zart- und ſelbſtgefällige, die ſtark-aufgeblaſene, die hoch- und demüthige, die wohlgenährte und die ſchwindſüchtige, die ſaftige und die ausgetrocknete, die blühende und die altersſchwache gelehrte Vornirtheit trefflich abgeſtuft neben einander ſitzen. Und dabei in allen Köpfen oder vielmehr Perrücken die Eitelkeit und Anmaßung einer grandioſen Infallibilität. Weh dir, armer Examinand, beſonders wenn du großartig, wie Hieronymus Jobs, nur das echte Burſchenthum in deinen Studien erſchöpft haſt, und nicht auf jede individuelle Meinung deines Profeſſors eingehen kannſt, gleichviel, ob die Collegen deſſelben ſogar die Köpfe darüber ſchütteln! Ein drittes Bild aus demſelben Cyklus ſtellt uns Hieronymus Jobs in der Schule vor. Sie gehört jedenfalls zu den feinern Werken des Künſtlers und erinnert in dieſem Sinne an die trefflichen Humorſtücke des Engländers Wilkie. Wir ſehen in das höchſt

dürftige, faſt ärmliche Lokal einer Dorfſchule, zur Linken ſteht der erhabene Lehrſtuhl mit dem weiſen Mentor, rechts wirbelt das Getümmel der bäuriſchen akademiſchen Jugend. Die ſcharfſinnige Beobachtung des Künſtlers hat in höchſt treffender Art die kleinen tollen Einfälle und neckiſchen Begebenheiten, deren wir uns noch ſo gern aus unſern Kinderzeiten erinnern, in verſchiedenen Gruppen hingeſtellt und zu einem allerliebſten Ganzen verbunden. Alle dummen Streiche, die wir einſt ſelbſt getrieben oder die wir unſere Schulgenoſſen ausüben ſahen, kommen uns hier wieder in's Gedächtniß. Während der Lehrer die Kinder im Buchſtabiren und Syllabiren übt, treiben dieſe die verſchiedenſte Kurzweil. Da prügeln ſich ſchon einige, andere ſind nicht weit davon, andere kitzeln ſich mit Brenneſſeln, andern werden Zöpfe angehängt, andere ſchmauſen. Oben aus einem Loch der Decke ſteckt ſogar eine freche Range den Kopf und wirft allerlei Schmutz auf ſeine Mitſchüler. Einen Zögling hat die Strafe bereits getroffen; derſelbe ſteht neben dem Katheder des Schulmeiſters und trägt einen hölzernen Eſel, aber er hat trotz Alledem ſeine Verkehrtheit nicht abgelegt, denn er ſtreckt die Zunge gegen die ganze Schule heraus. Dabei iſt Hasenclever in der Charakteriſtik der einzelnen Perſönlichkeiten, in den Verſchiedenheiten der Geſtalten und des Geſichtsausdrucks ſehr mannigfaltig zu Werke gegangen. Von den anſtändigen und hübſchgekleideten Amtmanns- und Pfarrerskindern hinab, bis zu den zerlumpten Sprößlingen des ärmſten Proletariers, ſteht hier eine Phalanx der künftigen Dorfgeneration, in deren Zügen man ſchon jetzt die weiteren Entwickelungen für das Bauernleben ſieht. Was hilft indeß alles Beſchreiben? Dieſen harmloſen Humor muß man ſehen, um ſich daran zu erquicken. Der einzige Fehler, den ich in dem Bilde finde, iſt vielleicht die allzu große Fülle von Kindergeſtalten, welche keinen Wechſel in den Linien geſtattet und dadurch eine gewiſſe Eintönigkeit hervorbringt. Später hat Hasenclever auch noch den Hieronymus Jobs als Nachtwächter zur Darſtellung gebracht.

Sie werden aus dieſen Vorſtellungen erſehen haben, daß ſich in den Hasenclever'ſchen Bildern der Humor als eine vorherrſchende

Eigenschaft geltend macht. Auch in seinen folgenden Gemälden, in denen er sich nicht mehr an den Dichter lehnt, sondern aus den Begebenheiten des Lebens seine Darstellungen nimmt, ist dies der Fall. Ein Bild, welches uns das Lesecabinet einer kleinen Stadt mit seinen langweiligen Philistern, die über den Zeitungen sitzen, vorstellt, hat mir in Betreff der Motive besser gefallen, als in Betreff der Ausführung, die mir nicht so fleißig und charakteristisch erschien, als wir es bei Hasenclever gewohnt sind. Im Gedanken waren übrigens die Philistergestalten so steif und originell erdacht, wie nur immer ein deutsches Krähwinkel sie aufzuweisen hat. Auch die beiden Raucher unseres Künstlers waren nicht ohne Interesse. Hier setzte der Künstler zwei Philister, die einander zürnen, an die entgegengesetzten Ecken eines Tisches und erklärte gleichsam aus den Rauchwolken, welche der Eine in spitzen, der Andere in stumpfen Säulen seiner Pfeife entlockte und als Brandopfer in die Lüfte blies, den spitzen und stumpfen Charakter des Einen und des Andern. In dieselbe Kategorie gehört die oft wiederholte Weinprobe des Künstlers. Die Scene spielt in einem großartigen Kellergewölbe, in denen eine Menge von riesenhaften Fässern liegt. Zwischen denselben hat sich eine Gesellschaft eingefunden von Alten und Jungen, von Philistern und Studenten, von feinen und groben Gestalten. Der dicke Küfer zapft gerade am Fasse und kneift gegen den wahrscheinlichen Besitzer ein Auge mit schelmischer Miene zu. Der Wein hat schon verschiedene Wirkungen hervorgebracht. Die wahrhaften Kenner sitzen noch mit prüfender Miene, aber mancher Andere hat schon zu tief in's Glas gesehen. Einige singen, Andere trinken Smollis, ein Dritter sitzt tiefsinnig da, er hat einen schweren Trunk, wie man zu sagen pflegt. Einer hat sich bereits so schwindlich gefühlt, daß er auf der Kellertreppe dem Tageslichte entgegenwackelt. An seinen zweifelhaft gestellten Beinen sieht man, daß seine Entfernung Noth thut. Das ganze Bild, dessen Beleuchtung von einer Lampe ausgeht, ist höchst ergötzlich und gelungen. Weniger kann ich die vier Temperamente des Künstlers loben, in welchen er versucht hat, den Cholerischen, Melancholischen, Phlegmatischen und Sanguini-

schen zu einer Gruppe zu verbinden. Das Bild sah zu doktrinär aus und war überdies nicht besonders gemalt. Einige kleinere Genrebilder sind dagegen sehr humoristisch. Das eine ist ein echtes Stück aus der Clauren'schen Thränen- und Seufzerzeit und stellt eine Sentimentale dar. Dieses kümmerliche Mädchen, mit dürftigen nackten Schultern, blickt entsetzlich melancholisch in den Mond. Das zur Seite stehende Bett beweist, daß sie sich schon zum Schlafen niedergelegt hatte, aber ihre weichliche Sehnsucht läßt sie nicht ruhen. Sie ist wieder aufgestanden und betrachtet nun abwechselnd den treuen bleichen Genossen im blauen Raume und das Portrait ihres geliebten Husaren, der schnurrbärtig über dem Bette hängt. Um ihre Seelenstimmung näher zu bezeichnen, liegt Clauren's Mimili als Lectüre zur Seite. In Betreff der Malerei ist indeß die nächtliche Dämmerung nicht duftig genug gehalten. Noch hübscher sind die Pfarrerskinder, welche am Sonntag Morgen ihre Aeltern, die man durch eine Thüre im hintern Zimmer beim Frühstück sitzend erblickt, nachahmen. Besonders der Junge, der des Vaters Rock, Hut und Perrücke angezogen hat und seinen Stock führt, ist sehr ergötzlich. Sein Schwesterchen als Frau Pastorin führend, schreitet er in pathetischem Schritte einem Tische zu, auf welchem Kirche, Häuser und Bäume in Nürnberger Waare aufgestellt sind. Er wandert als ehrwürdiger Pfarrer zur Predigt. Und siehe, seine Gemeinde ist auf dem Kirchplatze versammelt und besteht — hier liegt eben die Ironie des harmlosen Malers — aus einer Heerde von Nürnberger Schafen.

Hasenclever lieferte auch einige ernste Bilder, die man mit Fug sociale nennen kann. Er hat nämlich eine Spielbank, wie wir sie heut zu Tage leider noch in den vielen deutschen Bädern sehen, benutzt, um den Reichthum seiner verschiedenartigen Charaktere, wie sie ihm besonders eigenthümlich sind, daran zu knüpfen. Wir sehen hier gewiß in eine Menge von fünfzig Personen, welche sich um den grünen Tisch sammeln, theilweise, um die launige Glücksgöttin zu versuchen, theilweise, um den Wechselfällen des Spiels zuzusehen. Diese Darstellung bietet dem Künstler einen außerordentlichen Reichthum von Motiven. Welche Ab-

ſtufungen der Leidenſchaft finden wir hier! Hier ſehen Sie den Neuling, der ſcheu und betreten an den Spieltiſch tritt und ſich vor ſich ſelbſt ſchämt, daß er auf eine ſo unbegründete, unſittliche Weiſe das Glück probirt; dort ſehen Sie ſchon den weitern Fortgang der Leidenſchaft in verſchiedenen Geſtalten. Auf dem höchſten Punkte läßt der Gelddurſt die Geſichter anſchwellen, die Augen werden roth, die Haare ſind wild durchfahren, die Glieder zeigen krampfhafte Bewegungen, und daneben ſitzt wieder die raffinirteſte Spielluſt in hagern, blaſirten Geſtalten, die nur noch bei dem Rufe der Croupiers und dem Fallen der Karten aufzuleben vermögen, denn ſie haben alle andern wilden Genüſſe des Lebens bis auf die Hefe genoſſen und ſind ganz und gar ſtumpf geworden für die edeln Bewegungen der Seele; ſie ſchleppen ihre trocknen, abgelebten Glieder nur noch an die Bank, das Kartenſpiel iſt ihre Bibel geworden. Während nun hin und wieder die Zuſchauer ironiſch oder ernſt, mitleidig oder von Abſcheu erfüllt zuſehen, erblicken wir an andern Seiten wieder die trüben Effecte des Gewinnens und Verlierens. Hier tragen Studenten die goldene, leicht errungene Beute hinweg, dort ſtehen verzweifelte Männer, welche den Reſt ihres Vermögens dem blinden Zufalle vertraut und verloren haben. Entſetzliche Geſtalten! Vergebens werden die Taſchen unterſucht. Nichts kann das Verlorene einbringen. Und die Zukunft liegt öd, wüſt, leer vor der Seele, wie eine Saharah, die kein Ende nimmt. Was weiß dies Geſchlecht vom Fleiße, der einzig gegen alle Thorheiten des Lebens ſchützt! Auch die verſchiedenen Stände ſind trefflich auf dem Bilde charakteriſirt. Wer erkennt nicht den abgelebten Militär, den rohen und ungebildeten Junker, den dicken reichen Pachter, den unterthänigen Beamten, den flotten Studenten, den widerwärtigen Philiſter und den nichtswürdigen Pflaſtertreter? Sogar die Nationen werden in den verſchiedenen Perſönlichkeiten repräſentirt. Die Söhne Albions, Deutſchlands und Frankreichs ſind nicht zu verkennen, ja, die Reliquien des alten Iſraels ſind nicht vergeſſen. Die Localität entſpricht ganz dem Gegenſtande, es iſt ein Local im Rococoſtyl, an ſeinen Wänden ſehen wir ein Bild, das den Prometheus vorſtellt,

wie ihm der Adler die Leber ausfrißt. Dies Symbol iſt wohl annähernd, aber nicht gut gewählt, denn dieſe alte Sage hat eine andere Bedeutung. In einem andern zieht er noch mehr gegen die böſen und vernichtenden Folgen des Spieles zu Felde. Man gewahrt rechts im Hintergrunde den grünen Tiſch mit ſeinen verſchiedenartigen Croupiers und ſeinen Beſuchern, auf deren dürren, abgelebten Geſichtern alle Leidenſchaften ausgebrannt ſind. Im Vordergrunde erblickt der Beſchauer ein abſchreckendes Opfer ſeiner verderblichen Begierde. Da ſitzt in tiefer innerer Verzweiflung ein Mann, der Alles verloren hat. Sein Weib und ſein Kind, die zu ihm geeilt ſind, vermögen ihm keinen Troſt zu geben. Ihre Gegenwart peinigt ihn noch mehr, denn er hat ſie in's Verderben geſtürzt. Ganz anders hat der Dämon auf eine andere Gruppe gewirkt, die wir links im Hintergrunde erblicken. Es öffnet ſich die Thür in das Zimmer des Reſtaurateurs. Luſtige Studenten zechen dort beim Champagner, Andere ſtürmen mit ſtrotzenden Beuteln hinein und verkünden die Fortſetzung der bacchantiſchen Nacht. Aber auch dieſe Epiſode macht in der Reihe der Verknüpfung einen übeln Eindruck. Man ſieht keine harmloſe Kneiperei, man ſtarrt in ein thieriſches Gelage, dem man das Motto zurufen möchte: Wie gewonnen, ſo zerronnen. Hasenclever hat ſich hier eine ſchwierige Aufgabe geſtellt. Es konnte ihm nicht gelingen, dieſe drei Epiſoden harmoniſch zu verbinden. Außerdem hat der Künſtler noch ein humoriſtiſches Bild aus dem Kreiſe der Spielbanken gemalt, auf welchem Landleute, die das große Loos gewonnen haben, beginnen köſtlich zu leben. Namentlich amüſant iſt auf demſelben ein dicker Bauer, der den Champagnerpfropfen mit einem Korkzieher öffnen will.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß Hasenclever in all dieſen Beſtrebungen eine reiche und vielſeitige Begabung an den Tag gelegt und ſich einen weiten Ruf erworben hat. So ſehr ich dies anerkenne, ſo wenig kann ich ihn den Künſtlern erſter Reihe zurechnen. Der Grund dazu liegt vorzüglich in der Sphäre, in welcher er ſich als Maler bewegt. Seine Werke haben nur ſelten eine höhere ſittliche Tendenz. Nur hin und wieder wirkt

er durch ſeine freilich geſunde Satyre moraliſch; bei ſeinem Examen des Jobs überkommt uns ein Hohn gegen dieſe prüfenden Profeſſoren-Perrücken, und bei ſeiner Spielbank empfinden wir eine tiefe Verachtung gegen dieſes blaſirte und niedrige Geſindel, das ſich den Leidenſchaften des Geldes in einer thieriſchen Weiſe hingibt. Dieſe Wirkungen ſind aber nur negativ und deshalb von halber Kraft. Ich mahne hier an den Engländer Wilkie, mit welchem Hasenclever in ſeinem tüchtigen Streben nach Charakteriſirung viele Aehnlichkeit verräth. Nehmen wir zum Beiſpiel ſeine Pfändung, das iſt auch ein bürgerliches Stück, aber wie großartig hat der Genremaler hier die Tragödie aus dem häuslichen Leben entwickelt! Unſer Künſtler würde ganz anders wirken, wenn er ähnliche Stoffe behandelte. Und gilt es die Idylle des Hauſes, ſo verweiſe ich ihn auf das unvergleichliche Blindekuh-Spiel des Engländers. Hasenclever bringt uns zu wenig geſunde und ſchöne Naturen, ſeine Philiſter ſind hypochondriſche, kranke Menſchen, ſie ſind ſogar oft häßlich, dabei ähneln ſie ſich zu oft, wir können ſie wohl auf dem Bilde leiden, aber in der Wirklichkeit würden wir wenig geneigt ſein, ihnen eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Alle lebendigen und friſchen Regungen der Seele, welche ſich bei wirklichen Menſchen ſo geſund ausnehmen und uns wohlthun, kommen bei dieſem Geſchlechte in trüber Gebrochenheit zum Vorſchein. Der Künſtler möge dies bedenken; ſein charakteriſtiſches Talent kann nie genug gerühmt werden, wer wünſcht nicht, daß er es den würdigſten Gegenſtänden zuwendet! Ueber das Geſchick, mit dem der Künſtler zeichnet und malt, und mit dem er namentlich vortreffliche Lichteffecte hervorbringt, brauche ich keine Worte zu verlieren, denn wir haben es in dieſer Beziehung, wenn nicht quandoque bonus dormitat Homerus, mit einem Meiſter zu thun.

XXV.

Nachzügler im Genre.

Nach dieſen Künſtlern habe ich Ihnen noch einige Genremaler nachzutragen, deren Bilder keine ſo beſtimmte Richtung verfolgen oder deren Wege nicht ganz entſchieden ſind. Ihr Talent iſt entweder noch nicht ausgeſprochen oder es exiſtirt überhaupt nicht in allzugroßer Fülle. Man könnte ſich bei ihnen des Motto's bedienen: Multa sed non multum. Sie verſuchen vielerlei, aber es gelingt ihnen eben nicht viel. Findet man in ihren Werken auch alle ſchon oben genannten Richtungen vertreten, ſo erheben ſie ſich doch niemal zu jenen eklatanten Productionen, welche des Beifalls der Mitwelt und Nachwelt gewiß ſind. Was wir hier an Ausdehnung gewinnen, das verlieren wir an intenſiver Kraft. Innere Tüchtigkeit geht nicht mit dieſer Univerſalität Hand in Hand. Die Compoſitionen der nachgenannten Künſtler könnte man eher Arrangements nennen, in der Charakteriſtik ihrer Gedanken und in der Individualiſirung ihrer Geſtalten gehen ſie zu allgemein zu Werke. Ueberdies fehlt ihnen jener hohe, mächtige Schönheitsſinn, welcher manche Genrebilder, auch wenn ihnen das Intereſſe der Ideen fehlt, ſo anziehend machen. Das Beſte, was wir bei ihnen zu ſuchen haben, iſt am Ende der gute Wille, der ihren Beſtrebungen zu Grunde liegt.

Hierher gehören zunächſt einige Worte über Eduard Piſtorius aus Berlin, der zu den erſten Jüngern der Schule zählte und im Beginn derſelben häufig und nicht ohne Wohlgefallen genannt wurde. Die Bilder, die er in Düſſeldorf malte, ſind der buchſtabirende Knabe, der alte Spielmann, der Trinker am Faſſe, der Heringſchmauſer und die Kegelbahn. Für jene Zeit waren dieſe Werke allerdigs merkwürdig genug. Ihr Hauptverdienſt beſteht in einer großen Naturtreue, dagegen fehlt es ihnen durchaus an einer friſchen und freien Schöpfungskraft. Daß ſein Name vielleicht in jenen Tagen oft genannt worden iſt, verdankt er hauptſächlich dem Umſtande, daß er damals der einzige Düſſel-

dorfer Genremaler war. Während ſeine Genoſſen durch die Romantik ſchwärmten, begnügte er ſich mit dem einfachen Bauernleben. Und gerade das gefiel dem Publikum, daß er in richtiger Ahnung für das einfache Naturleben unzerſtörbare Sympathien zeigte. Fand es in Piſtorius auch am Ende nicht mehr als den einfachen Copiſten ohne Schwung und Poeſie, ſo blieb es doch oft noch lieber vor ſeiner Kegelbahn, als vor den duſtigen Bildern des Mittelalters ſtehen. Der Künſtler iſt ſpäter nach Berlin gegangen und hat noch viele Bilder in die Welt geſchickt, auf die aber wenig Rückſicht genommen worden iſt, wenigſtens iſt ſeit ſeiner Kegelbahn wenig die Rede mehr von ihm geweſen. Das Beſte an ſeinen Erfindungen waren meiſtens die Namen. Ich erinnere hier an ſeinen kranken Eſel und an ſeine kranken Stiefeln. Nach und nach iſt er ſo trocken in ſeiner Behandlung geworden, daß er ganz vergeſſen wurde. Vielleicht wäre es für ihn viel heilſamer geweſen, den engen Bezirk der Schule, wo Freunde und Genoſſen ſich liebreich der Schwächern annehmen, nicht zu verlaſſen. Eine große Weltſtadt wie Berlin, wo es heißt, auf eignen Füßen ſtehen, um ſich Bewunderung zu verdienen, iſt immer ein gefährlicher Prüfſtein für mittelmäßige und ſchwache Perſönlichkeiten. Iſt es doch in neuerer Zeit mächtigern Geiſtern und berühmtern Leuten, wie Piſtorius, dort übel ergangen!

Ein anderer Volksmaler aus dem Beginne der Schule iſt Heinrich Ruſtige aus Werl. Ich glaube daß bei ihm im Ganzen eine beſſere Begabung zu Grunde lag, aber es fehlte ihm leider überall an tiefer Durchdringung und Erſchöpfung der Gedanken und an gediegenem techniſchen Studium. Man hat ihm nachgeſagt, daß er derjenige Schüler der Düſſeldorfer Akademie ſei, der nach Achenbach die größte Productivität bewieſen habe. Offenbar ſoll dies ein Lob ſein und dennoch muß ich einen Tadel darin finden. Wenn ein Künſtler nicht zugleich vollendet iſt, dann hilft all das viele Schaffen nicht. Es ging bei ihm wohl in die Breite, aber es fehlt an Tiefe. Ruſtige entwickelte in Betreff ſeiner Stoffe in der That eine ganz ungewöhnliche Vielfältigkeit. Ich ſah von ihm Bilder aus allen Weltgegenden und

aus allen Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft. Bald ſind es Soldaten, bald Philiſter, bald Bauern, bald Tyroler, bald Ungarn, bald Quackſalber. In gleicher Weiſe verſuchte er ſich heute im komiſchen, morgen im ernſten Genre. Auch von dem Einfluß beſtimmter Vorbilder ſind ſeine Bilder ſelten frei. Mitunter erkennt man Heß, mitunter Schrödter, mitunter Becker oder ſeine Vorgänger, aber überall geht das Charakteriſtiſche des Vorbilds in einer gewiſſen Allgemeinheit unter. Zeichnung und Farbengebung in den Werken Ruſtige's ſtimmen ganz mit dieſen Eigenſchaften überein. Er hat übrigens Düſſeldorf ſchon ſeit langen Jahren verlaſſen, war eine Zeit lang Lehrer am Städel'ſchen Inſtitut in Frankfurt, wohnte dann in Mainz und befindet ſich gegenwärtig in Stuttgart, wo er Profeſſor der Akademie iſt und viele Anerkennung findet. Neben der bildenden Kunſt beſchäftigt er ſich daſelöſt mit literariſchen Arbeiten.

Als einen leider zu früh verſtorbenen Künſtler ſchließe ich hier Wilhelm Heine aus Düſſeldorf an. Seine frühen Proben beweiſen ein großes Talent für Charakteriſtik. Nachdem er einige Wilddiebe, Schmuggler und Landſtreicher nach der damaligen Mode der Schule an das Tageslicht befördert hatte, malte er einen Gottesdienſt in der Kirche des Gefangenhauſes. Die Gruppirung iſt hier gelungen und die Individualiſirung viel verſprechend. Die verſchiedenen Figuren und Köpfe zeigen eine große Vielſeitigkeit und Originalität. Leider aber befriedigt der Gegenſtand nicht die Anforderungen der Aeſthetik. Kaulbach's Narrenhaus iſt vielfach gerühmt worden, ich muß geſtehen, daß ich es nur als eine pathologiſche Erſcheinung anſehe, weshalb es mir immer den Eindruck macht, als wäre es eine Illuſtration zu einem mediciniſchen Handbuch über Geiſteskrankheiten. Hier iſt offenbar etwas Aehnliches vorhanden. Das Heine'ſche Bild konnte als Vignette einer Monographie über Gefangenhäuſer dienen. Spitzbuben und nichts wie Spitzbuben, das iſt zu viel für einen Geſchmack, der ſeinen Schönheitstrieb befriedigen will und nichts wie platte verworfene Gemeinheit findet. Der Künſtler iſt leider kurz nach der Vollendung des Gemäldes geſtorben. Mit gerei-

nigten Anſichten über die Kunſt hätte er bei ſeinem entſchiedenen Talente gewiß in der Folge treffliche Werke geliefert.

Das Schickſal eines frühen Todes hat Alexander Körner aus Braunſchweig mit ihm getheilt. Auch ſeine Bilder bewegen ſich auf dem breiten Boden des Landlebens, dabei entwickelt er in ihnen eine humoriſtiſche Tendenz. Mitunter iſt indeß ſeine Komik zu kindlich. Ich erinnere hier an freilich ſkizzenhafte Arbeiten, welche zum Beiſpiel Kinder darſtellen, die auf einem Hunde reiten oder ſich in einem Faſſe auf dem Schiebkarren fahren laſſen. Nicht viel beſſer im Gedanken iſt das Innere einer Förſterwohnung und ein preußiſcher Huſar, der mit ſeinem Pferde vor der Dorfkneipe Halt gemacht hat und von den neugierig aus dem Hauſe getretenen Bauern angegafft wird, aber dieſe kleinen Sachen hatten doch einige gut gearbeitete Einzelheiten aufzuweiſen. Das beſte Bild Körner's iſt jedenfalls ein Hochzeitseſſen, welches den Moment darſtellt, wo die Muſikanten hereintreten und von lautem Jubel der Anweſenden, die des langen Sitzens müde, nun endlich tanzen wollen, begrüßt werden. Dieſe Arbeit zeigte ein ſehr löbliches Streben. Bei manchen Perſönlichkeiten war eine feinere Individualiſirung verſucht, aber die derben poſſirlichen Geſtalten waren doch am Beſten gelungen. Namentlich unter den Muſikanten fanden ſich recht verrückte und vertrakte Figuren, über die man herzlich lachen konnte. Gleichwohl fehlen dem Bilde das Maaß und die Schönheit, welche erſt ein edles Genre zu Stande bringen. Die letzten Gegenſtände, welche er in Düſſeldorf malte, waren dem Leben des Arztes entnommen. Ich muß geſtehen, daß ich nie die rechte Poeſie finden kann, wo ich die Pathologie finde, und gehe deshalb über dieſe ſchlecht gewählten Stoffe hinweg. Körner hat, nachdem er den Rhein verlaſſen, lange Zeit in Paris zugebracht und iſt kürzlich in ſeiner Heimat geſtorben.

Manche andere Künſtler habe ich hier noch zu erwähnen, welche indeß entweder von geringer Bedeutung oder nicht zur völligen Ausbildung in Düſſeldorf gekommen ſind. Friedrich Buſch aus Düſſeldorf hat ganz hübſche und anſpruchsloſe Bildchen gemalt. Ziemlich trocken waren die Arbeiten von Julius

Knorr aus Königsberg. Eduard Friedrich aus Hannover erſchien dagegen ohne Bedeutung. Ebenſo E. H. Lotz aus Düſſeldorf. Fleißiger aber ohne beſondere Poeſie erſcheinen die Bilder von M. Bläſchke aus Strehlen. Von Joſeph Mingon aus Düſſeldorf weiß ich ebenfalls nichts beſonders Erhebliches zu ſagen. Ernſt Seidel hat einen Dorfmuſikanten dargeſtellt, der ſein in der Wiege liegendes Kind mit den Tönen ſeiner Geige beruhigt. Dann iſt noch Lilotte aus Weſtphalen hier zu nennen, der einen Bauer zu Pferde malte und ein Faß mitſchleppt. Auf dem Wege ſteht er nach dem Weiſer, die Tonne läuft aus und er meint, das Thier befriedige ein natürliches Bedürfniß, während ihm ſein Branntwein in den Sand läuft. Einige andere Genremaler der Gegenwart ſind Kels aus Düſſeldorf und A. Thorn, die Talent an den Tag legten, dann Touſſaint aus Königsberg, Hiddemann aus Düſſeldorf, deren Entwicklung noch in weitem Felde liegt.

Um aber dieſen Brief nicht gar zu inhaltlos zu ſchließen, erwähne ich hier noch Friedrich Voſer aus Halbau in Schleſien. Eigentlich iſt er mehr Portraitmaler, da er ſich jedoch auch im Genre verſucht hat, ohne indeß den erwähnten Richtungen anzugehören, ſo weiß ich keinen beſſern Platz für ihn. Jedenfalls überragt er aber alle eben genannten und zur vollen Entwicklung gekommenen Künſtler. Als Genremaler ſtrebt er vorzugsweiſe dahin, fein ausgeführte Cabinetsbilder zu liefern. Daß dabei nicht von tiefgreifenden Gegenſtänden die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt. Er wählt dazu meiſtens einzelne Figuren in eleganten Kleidungen und Umgebungen und bemüht ſich vorzugsweiſe, eine zierliche Ausführung zu erreichen. Es liegt am Tage, daß mit einer ſolchen Einſeitigkeit die höchſten Anforderungen der Kunſt nicht erfüllt werden. Soll ein wirklich ergreifendes Werk geliefert werden, ſo darf vor allen Dingen der Inhalt nicht fehlen. Dies iſt aber mehr oder weniger der Fall, in jungen Damen, die ſich zum Ball ſchmücken, und in Bauernmädchen, welche Sträuße tragen, wie Voſer ſie zu malen pflegt. Ungleich bedeutender iſt er dagegen in Portraits von kleinem Maßſtabe. Sie verhalten

ſich freilich zu denen von Sohn und Hildebrandt, wie ſich das Genre zur Hiſtorienmalerei verhält, aber ſie haben den Werth einer treuen, wenn auch keiner großartigen Auffaſſung und einer feinen, wenn auch keiner breiten Ausführung. In einer zahlloſen Reihe von Bildniſſen dieſer Art hat ſich Boſer als ein gewiſſenhafter, fleißiger und fertiger Künſtler erwieſen, der durch die frappante Aehnlichkeit, welche er ſeinen Perſonen mit dem Originale zu verleihen weiß, gewiß mehr Freude in den Kreiſen des Hauſes und der Familie verbreitet, als mancher bedeutendere Künſtler in weitern Umgebungen.

XXVI.

K. Hübner.

Eine eigenthümliche Klaſſe der Volksmaler bilden diejenigen, welche ſich mit der Schilderung der ſocialen Uebel beſchäftigen. Man hat in der jüngſten Vergangenheit von vielen Seiten her die mannigfachſten Bemühungen gezeigt, um die Aufmerkſamkeit auf das Proletariat und ſeine Lebensweiſe zu wenden. Dieſe Erſcheinung iſt eine naturgemäße. Der laute Wehſchrei, der aus den untern Schichten der menſchlichen Geſellſchaft heraufſtönte, konnte von einem Geſchlechte, das der Humanität vorzugsweiſe zu huldigen vorgibt, unmöglich überhört werden. Da ſich in der Literatur die Weltſtimmungen wiederſpiegeln, ſo war es natürlich, daß ſie ſich auch dieſes Thema's verſicherte. In Frankreich und England, wo die Culturſtufen einen ſchnellern Lauf gemacht haben, bildete ſich ſchon vor längerer Zeit eine ſociale Philoſophie aus. In gleicher Weiſe hat ſich die Belletriſtik dort auf die Lage der Parias der Geſellſchaft geworfen. Georg Sand, Eugen Sue und Boz ſind in glücklicher oder unglücklicher Art die Vertreter dieſer Richtung geworden. Dieſelbe hat auch in unſerm Vaterlande ein Echo gefunden. Selbſt in Auerbach's Dorfgeſchichten bilden die

ſocialen Conflikte ein hauptſächliches Moment, um von andern minder gelungenen Werken auf dieſem Felde zu ſchweigen. In den Gedichten Herwegh's und Freiligrath's ſind die ſocialen Lieder nicht ſelten. Kein Wunder, daß ſich dieſelbe Tendenz auch in der bildenden Kunſt geltend macht. Gerade dieſe Erſcheinung iſt aber der beſte Beweis für die Gültigkeit dieſer Richtung. Wenn ſich die ſociale Frage ſogar in die bildliche Darſtellung, die doch ſonſt ſehr ſpröde und ſcheu bei der Wahl ihrer Stücke verfährt und nur fertige Thaten, geſchehene Ereigniſſe, durchgearbeitete Ideen ergreift, dann iſt ſie ſicher von größerer Bedeutung, wie ſich viele Leute ſo gern weiß zu machen ſuchen. Ueber den äſthetiſchen Werth ſolcher Dinge mag man immerhin verſchieden denken. Es läßt ſich ſogar nicht läugnen, daß hier mancherlei zum Vorſchein kommen muß, was unſchön, beklemmend, zerſchmetternd iſt. Jedenfalls haben aber ſolche Darſtellungen einen hiſtoriſchen Werth für die Zukunft, indem ſie von unſerer Gegenwart Zeugniß ablegen werden. Intereſſant iſt es zugleich, daß die Düſſeldorfer Schule, welche einſt ſo tief in der Romantik ſteckte, gerade in ſo extreme Bahnen einlenken mußte.

Der erſte und beſte dieſer ſocialen Maler iſt **Karl Hübner**, geb. 17. Juni 1814 in **Königsberg**. Merkwürdiger Weiſe hat dieſer Künſtler lange Zeit ganz unbeachtet und unbedeutend in unſerer Stadt gearbeitet. Sein Fach war damals das idylliſche im Sinne der Becker- und Dielmann'ſchen Bilder, aber ſeinen Gemälden fehlte die Tiefe und Sinnigkeit, welche durch ſeine derbe und kräftige Manier nicht erſetzt wurde. Ich will nur an einige ſeiner Bilder erinnern. Eines derſelben ſtellte einen Brunnen dar, vor welchem ein kräftiger Bauernburſche ſtand, der in ſcherzhafter Weiſe zweien Mädchen, welche Waſſer holen wollen, den Zutritt wehrt. Die Art, wie er es thut, verräth indeß, daß er ſicherlich die eine derſelben lieber in die Arme ſchließen möchte, man lieſt in dieſer Scene: was ſich liebt, das neckt ſich. Ein anderes Bild zeigt uns eine Dorfſchmiede, in welcher der Eigenthümer, ein ſtarker und coloſſaler Sohn Vulkan's, einen jungen Bauernburſchen als Lehrling, der grün und ſcheu von ſeinem eben

auch nicht sehr beredten Vater, einem schlichten Landmanne, in die Welt geführt wird, mit jovialer Freundlichkeit empfängt. In der Schmiede bemerkt man bei Feuer und Blasbalg einen Gesellen, der sich neugierig nach dem Ankömmling umschaut. Rechts hinter dem Vater und Sohn sitzt eine Frau mit einem Korbe, der wahrscheinlich die Sachen des jungen Burschen enthält. Man sieht aus diesen Bemerkungen, daß solche Gegenstände kein besonderes Interesse bieten können.

Nach diesen Bildern trat ein plötzlicher Wendepunkt in dem Leben des Künstlers ein. Es ist nicht selten der Fall, daß Naturen, welche sich zu künstlerischen Schöpfungen neigen, lange Zeit auf Nebenwegen umherirren, bevor sie auf die rechte Straße gelangen. In dieser Beziehung scheint das Anlehnen an bestimmte Vorgänger auf einem Naturgesetze zu beruhen. Selbst bei den größten Genieen, bei Goethe und Mozart, ist dies der Fall. Wie viel natürlicher erscheint es, daß Künstler, die indeß niemals an jene riesenhaften Geister reichen, schon von Vorgängern eingeschlagene Töne variiren, bis es ihnen gelingt, das originelle Thema ihrer eigenen Seele zu entdecken. Nichts ist erfreulicher, als einer solchen Entwickelung im Leben eines Künstlers zuzusehen. Die Kräfte, welche früher oft wild und zwecklos in's Weite trieben, ordnen sich einer bestimmten Einsicht unter und in dieser Periode erhebt sich Lust und Muth für Arbeit in frischer Fülle. So war es denn, als Hübner durch die trostlosen Geschichten in Schlesien angeregt, seine Weber malte.

Wir haben die Darstellung eines Ablieferungstages der Fabrikate vor unsern Augen. Es wird mir vergönnt sein, eine kurze Beschreibung des Gemäldes zu geben. Der Künstler läßt uns auf der Leinwand zwei verschiedene Räume des Hauses sehen; der größere, rechts, scheint gleichsam die Vorhalle oder auch ein Magazin darzustellen, während der kleinere, links, ein comptoirartiges Cabinet bildet. In diesem letztern sehen wir alle Pracht und allen Luxus der Häuser-Ornamentik entwickelt; durch einen schweren seidenen Vorhang, der statt der Thür zwischen den beiden Räumen dient und zurückgeschlagen ist, trifft der Blick auf reiche dunkel-

rothe Tapeten und Wandverzierungen der üppigſten Art, als Bilder, Uhren, Büſten, und auf die theuerſten Möbel. An einem Tiſche iſt dort ein Mann mit Notizen beſchäftigt. Einen Knecht des Hauſes ſieht man Leinwandſtücke auf der Schulter hinwegtragen. Die Pracht dieſes Gemaches erſtreckt ſich theilweiſe noch in die vordere Halle, denn zunächſt dem eben beſchriebenen Zimmer liegen reiche Teppiche auf der Erde ausgebreitet, darauf ſtehen Tiſche mit koſtbaren Decken, und vor dieſen ſpielt die eigentliche Entwickelung der Tragödie. Wie ſticht die Scene, welche hier unſere Seele berührt, von jener Pracht ab! Die armen Weber haben vor dies Forum die Werke langer Wochen gebracht, um ein leichtfertiges Urtheil über die Arbeiten zu hören, an denen blutiger Schweiß klebt. An einem der Thürpfoſten lehnt nachläſſig ein junger eleganter Kaufmann, wahrſcheinlich ein Sohn des Hauſes, mit einem glatten, theilnahmloſen Ausdrucke des Geſichtes, aus dem die kalte Ueberzeugung hervorleuchtet, als könne es hier nicht menſchlicher zugehen. Die feinen Stutzerkleider, die Glacéhandſchuhe, die brennende Cigarre und die zierliche Reitpeitſche contraſtiren wunderbar gegen das einfache Elend der armſeligen Proletarier. An den beiden Tiſchen ſtehen die Fabrikanten im vollen Glanze ihres unangenehmen Amtes. Der Erſte, mehr im Vordergrunde ſtehende, iſt ein dicker patziger Mann in eleganter Kleidung. Aus der Taſche ſeines Hauspaletots ſieht ein Taſchentuch, auf dem der genauer forſchende Blick eine Zahl antrifft, welche an den wirklichen vielgenannten Namen eines ſchleſiſchen Fabrikanten erinnert. In der rechten Hand trägt er eine Loupe, er iſt eben mit der Unterſuchung eines Stückes Leinwand fertig geworden, aber er hat die Arbeit nicht gebilligt und wirft ſie mit einem Ausdruck unbegreiflicher Härte und Kälte dem elenden Verfertiger vor die Füße. Der arme Weber macht ſeine Remonſtrationen, ſein Weib ſinkt ohnmächtig auf den Boden; ein Knabe ſchmiegt ſich voll Angſt an die hingefallene Mutter, aber Alles vergebens; ſtatt Mitleid wird ihnen Hohn zu Theil. In dem Hintergrunde ſehen wir einen anderen Agenten der Fabrik, ebenfalls beſchäftigt mit der Loupe das Gewebe zu unterſuchen. Es iſt ein würdiges Gegenſtück des

Erſten, aber mager, ſpitz, häßlich, ein rechter Krippenbeißer, wie man zu ſagen pflegt. Ein Mann von mittlern Jahren und ſein Bube verfolgen mit geſpannter Aufmerkſamkeit den prüfenden Blick, der im nächſten Moment entſcheiden wird, ob die Arbeit Gnade findet oder verworfen wird. Mehr nach rechts, ungefähr im Mittelpunkt des Bildes, ſteht eine Gruppe, die aus zwei Greiſen, einer alten Frau und einem jungen Menſchen beſteht. Sie ſind eben mit der Ablieferung fertig geworden. Der Letztere zeigt den Anderen den erhaltenen Lohn, Alle finden ihn überaus gering, ſie ringen die Hände und ſchauen mit dem tiefſten Ausdruck des Schmerzes gegen Himmel. Man ſieht ihnen an, ſie haben Schulden, und das Geld reicht nicht hin, das Leben fürder in ehrenvoller Weiſe zu ſichern. Kein Weg führt aus dieſer Noth, aber was hilft alles Klagen! Rechts im Bilde bemerken wir noch zwei andere Gruppen, in denen ſich wiederum neue Motive äußern. Die vordere, welche dem Zuſchauer am nächſten iſt, zeigt uns einen alten Mann mit ſeiner Tochter und ſeinem Enkel. Sie ſitzen auf einer Kiſte, welche wahrſcheinlich ihre Arbeiten enthält, und ſollen erſt an die Ablieferung kommen. Mit betrübten, erwartungsvollen Mienen betrachten ſie ihre Genoſſen, denen es ſo ſchlecht ergeht. Wie werden erſt ihre Arbeiten aufgenommen werden? Gleich dahinter zunächſt der Thür ſehen wir zwei Männer, welche eben im Begriffe ſind, die Halle zu verlaſſen. In ihren Säcken tragen ſie zurückgewieſene Leinwand nach Hauſe, überdies aber zeigt der zürnende Ausdruck, daß der Sold ſchlecht ausgefallen iſt. Der Eine ballt in Wuth die Fauſt, der Andere erhebt ſeine Hand, als wollte er den Fluch des Himmels herunterrufen. Bei dieſen Figuren denkt man an die ſpäter entſtandenen Unruhen und Racheſcenen. Merkwürdiger Weiſe iſt hier der Maler zum Propheten geworden, denn das Bild wurde vor dem Aufſtand gemalt.

Hübner iſt ſeit jener Zeit recht eigentlich der Maler des Proletariats geworden. Er hat ſich nach dem Weh und Leid der unglücklichſten Claſſe unſerer Mitbrüder umgeſehen. Er hat ihre übermäßigen Anſtrengungen und getreue Pflichterfüllung während tag- und nachtlanger Arbeiten, ihre tiefen, ſtillen, unſäglichen Sorgen für Weib

und Kind und dabei ihr trübes, hartes, verwachtes, genußloſes Leben belauſcht und mit ſchreckenerregender Wahrheit dargeſtellt. Ich erinnere hier an ſein Gemälde: die Wohlthätigkeit in der Hütte des Armen, welches den ſchleſiſchen Webern auf dem Fuße folgte und uns in die Wohnung eines darbenden Arbeiters führt, welchem die letzten Hoffnungen, das vollendete Leinen bei dem Fabrikanten los zu werden, fehl geſchlagen ſind. Umgeben von ſeiner frierenden und hungernden Familie, ſitzt er verzweifelnd, dem äußerſten Elend Preis gegeben, als in der Geſtalt eines jungen Mädchens ein rettender Engel erſcheint, um Brod und Brand in das Haus des Unglücklichen zu tragen. Ich erinnere ferner an ein Bild, das nur einen alten Mann darſtellt, der ſich im Walde ein Bündel Holz geholt hat. Zu ſchwach für die große Laſt, iſt er vor Ermüdung auf einem Waldplatze, den die Strahlen der ſcheidenden Sonne goldig beleuchten, niedergeſunken. Ein Knabe, wahrſcheinlich ſein Sohn, iſt hinzugeſprungen, um ihn zu wecken, denn in der Ferne erſcheinen Jäger und Hund, denen der Holzfrevler nicht entgehen kann. In allen dieſen Darſtellungen finden wir die Mißverhältniſſe unſeres ſocialen Lebens lebendig und neu erfaßt.

Noch tragiſcher iſt das Jagdrecht, aber vielleicht zu grauſenhaft und ſchreckenerregend. Der Künſtler läßt uns in eine üppige Landſchaft ſehen, auf welcher alle Fülle und alle Kraft eines beginnenden ſegenreichen Sommers ausgegoſſen iſt. Im Hintergrunde trifft das Auge den Saum eines gewaltigen Forſtes. Rieſige Eichen und Buchen ſind dort zwiſchen Felſen üppig in die Höhe geſchoſſen und verbreiten mit ihren weitausgeſtreckten Zweigen einen lockenden kühlen Schatten. Rechts ragt ein Fels in das Bild, an den wie ein Schwalbenneſt eine Hütte, ein Bild der Ruhe und des Friedens, geklebt iſt. Den übrigen Raum zwiſchen dem Walde und der Hütte nimmt ein in ſchwellender Fülle wogendes Saatfeld ein. Wir befinden uns hier in der That an einem Platze, wo ſelbſt in eine gequälte Seele alle Ruhe und Seligkeit der Natur dringen könnte, ſo verſöhnend iſt das Bild dieſer ſchönen und großen Einſamkeit. Aber das ſoll nicht ſein. Entſetzen und

Schrecken ſind hier eingekehrt. Eine That der grauſenhafteſten Art iſt geſchehen. Der ruhige Beſitzer der Hütte, der mit Freude ſeine reichen Saaten einer glücklichen Aernte entgegenreifen ſieht, bemerkt eines Tages zu ſeinem Schrecken, daß ein Eber in ſeinen Acker eingebrochen iſt und ihm die Hoffnungen der Zukunft, die Nahrung für den Winter, das Saatkorn für das kommende Jahr zerſtört. Was liegt ſeinen Gedanken näher, als ſein Feld zu vertheidigen? Begleitet von ſeinem Sohne, eilt er mit ſeiner Büchſe hinaus und erlegt den rohen, ſchonungsloſen Feind ſeiner langen Tagewerke. Aber kaum verendet das Thier in ſeinem Blute, ſo treten aus dem Walde die Jäger des reichen Jagdherrn, der ſie in ariſtokratiſchem Aufzuge und mit anmaßender Miene auf einem Pferde begleitet. Sie erblicken den Frevler, welcher ihnen zu entfliehen ſucht, und da das formelle Recht auf ihrer Seite iſt, ſo trägt der dienſtbefliſſene Förſter kein Bedenken, dem Bauer eine Kugel nachzuſenden. Und der geübte Waidmann ſchießt nicht umſonſt, er trifft den Alten richtig in den Hals. Zu Tode verwundet, wirft er ſeine Flinte hinter ſich, der Hut iſt ihm entfallen, der Sohn zieht den bleichen, zuſammenknickenden Alten nach, um die ſichere Hütte zu erreichen. Wir haben die Gruppe in dieſem Momente vor den Augen, die Blicke des alten Bauers rollen gebrochen im Todeskampfe, der Junge ſtößt ein Geheul der Angſt aus. Indeß ſtehen die Jäger im Grunde des Gemäldes ruhig, kalt und theilnahmlos, die entſetzliche That nicht als Verbrechen anſchauend, weil ſie dazu berechtigt waren. Am Rande des Ackers aber liegt die todte Sau, die geringfügige Urſache der ſchwarzen That.

Ungleich milder und verſöhnlicher ſind die Auswanderer. Es iſt ein lebensvolles Stück jener großen Tragödie, die von der verlorenen Heimat handelt und die jene armen Europäer treibt, nach der neuen Welt überzuſiedeln.

Grüßt Land und Dorf zum letzten Mal,
Das Haus, das euch das Leben gab,
Den Berg, das Feld, den Fluß im Thal,
Im Kirchhof jedes liebe Grab.

Noch eine Hand voll Erde her,
Im Herzen der Erinn'rung Pfand:
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues freies Vaterland!

Vier Perſonen ſpielen im Vordergrunde des Bildes die traurige Scene. Der ernſte Vater, die innige Tochter, ein junges Kind, nehmen auf dem Kirchhofe Abſchied von einem Grabe. Sicherlich deckt der Hügel die zu früh heimgegangene Mutter. An der Kirchmauer lehnt ein Burſche, deſſen Herz für die Tochter zu ſchlagen ſcheint. In der Ferne zieht eine Reihe von Wagen, die in ihrer Freude mit der ernſten Gruppe, welche uns zunächſt beſchäftigt, ſeltſam contraſtirt. Und über dem Ganzen leuchtet der Himmel ſo blau und rein, die herrliche Landſchaft ſchwimmt im üppigſten Sonnenduft, die Auen ſind voll Korn, die Halden voll Wald, der ferne Strom voll Handel und Wandel. Aber für dieſe armen Fortziehenden hat die Erde nicht den reichlich fortſprießenden Segen. Nein, er blüht jenen keck dahin reitenden Jägern, die von dem unfernen Jagdſchloſſe kommend, mit vornehmen Anſtand in das Gefilde reiten.

Friſch auf, wem iſt die Fahrt noch ſchwer?
Leb' wohl, Europa's alter Strand.
Wir ſuchen über'm großen Meer
Ein neues freies Vaterland!

Weniger bedeutend im Gedanken, aber vortrefflich in der Ausführung iſt die Verlaſſene. Hier ſehen wir in das Innere einer Förſterswohnung und finden eine herzzerreißende Gruppe. Die tiefbewegte ſorgliche Mutter beſchäftigt ſich mit der verzweifelnden Tochter. In der Wiege lacht ein blühendes geſundes Kind, reizend, unſchuldig und unbewußt, daß es die Urſache dieſes Jammers iſt. Seine junge Mutter iſt eine Verführte, und der Verführer reitet eben, wie wir durch das offene Fenſter ſehen, mit ſeiner jungen Gemahlin keck und leicht am Saume des Waldes hin, über dem ſein elegantes Ahnenſchloß mit ſchlanken Thürmen hervorragt. Auch hier iſt wiederum ein tiefer Griff in unſere ſocialen Zuſtände geſchehen.

Hübner's Pfändung iſt das größte, aber nicht das gelungenſte Bild des Künſtlers. Die Compoſition zeigt zwar jene derbe Friſche, welche dem Maler des Volks zukommt, aber ſie entbehrt der Feinheit und Neuheit. Die bekümmerte unglückliche Familie und der kalte gefühlloſe Gerichtsvollzieher mit ſeinen rohen Helfershelfern, welche ſich des Hausgeräthes bemächtigen, bilden herzzerſchneidende Gegenſätze, während die hereineilenden Helfer mit dem rettenden Geldbeutel die trübe Scene freundlich ausſöhnen. Dieſe Gruppe hat indeß keine hervorſtechenden Eigenſchaften, in andern Theilen iſt die Erfindung dagegen viel lobenswerther. So erſcheint die taube Großmutter, welche an dem erlöſchenden Herde ſitzt, und der erſt ein Kind, das ſich an das ſchwerhörende Ohr legt, die Scene verſtändlich machen muß, äußerſt rührend und nicht minder ſind es die unſchuldigen Kinder, welche von den Wechſelfällen des Lebens nichts wiſſen und nur geängſtet erſcheinen, weil ſie die Aeltern vernichtet ſehen.

Von einer Menge ſpäterer tendenzloſer Genrebilder, z. B. einem ſchmollenden Ehepaar, einem Heirathsantrag vielfachen Ueberraſchungen und einem jungen Burſchen, der ſeine Familie verläßt, um in den Freiheitskrieg zu ziehen, kann ich füglich ſchweigen, weil Hübner ſich in den beſchriebenen Gemälden ungleich größer erwieſen hat. Es will mir überhaupt ſcheinen, als bewege er ſich am Glücklichſten in großartigen dramatiſchen Scenen, in denen die Leidenſchaft eine Hauptrolle ſpielt. Zum ruhigen und idylliſchen Genre fehlt ihm jenes feine Schönheitsgefühl und jene ſinnige Behandlung, welche ſolchen Darſtellungen erſt die rechte und letzte Weihe gibt. Aber ſelbſt in kräftigen Stoffen hat er ſich des Maßes im Schmerz und der edeln Bewegung im Zorn zu befleißigen. Was ihm ferner beſonders anzuempfehlen iſt, das iſt eine correcte und tadelloſe Zeichnung, gegen welche er nicht ſelten verſtößt. Seine Malerei iſt dagegen meiſt zu loben, denn ſie iſt ſtets dem Gegenſtand entſprechend derb, friſch, flott und draſtiſch. Als Landſchafter will ich ihn hier nicht beſonders aufführen. Sind auch ſeine Gegenden hinter den Genrebildern vortrefflich zu nennen, ſo gelingen ihm doch Landſchaften als ſolche nicht in gleicher

Weiſe. Ich glaube indeß, auch abgeſehen von dieſem Punkte, daß er eine der beachtungswertheſten Perſönlichkeiten der Düſſeldorfer Schule iſt.

Von untergeordneter Begabung iſt Peter Schwingen aus Godesberg auf demſelben Felde. Seine erſten Bilder bewegen ſich in den proſaiſchen Regionen des Landlebens. Es läßt ſich nicht verkennen, daß er mitunter recht charakteriſtiſche Griffe thut und dabei ſehr lebendig verfährt. Es ſcheint, daß er beſonders die Juden in ihren gerade nicht ſehr lobenswerthen Beziehungen zu den Angelegenheiten des Landvolkes darzuſtellen liebt. So ſehen wir auf einem Bilde die Scene, wie ein Iſraelit mit einem Weinbauer um ein Faß Wein ſchachert. Der Fuhrmann verſucht eben das Getränk. Man ſcheint über die Qualität zu ſprechen und über den Preis zu unterhandeln, indeß auf der Treppe des Hauſes Weiber und Kinder ſtehen und zuſchauen. Ein anderes Bild zeigt uns einen Juden, der dem Schmied des Dorfes die Nachricht bringt, daß er das große Loos gewonnen hat und ihm ſogleich einen großen Sack Geld in das Haus ſchleppt. Die Ueberraſchung des Gewinners, der Unglauben der Frau, die Wichtigthuerei des Collecteurs, der Reſpect des Jungen, der die Mütze vor dem reichgewordenen Glückskind abzieht, das Alles iſt nicht ohne Talent und Humor auf die Leinwand gebracht. Hieran reiht ſich ein Schmaus nach dem Gewinn des großen Looſes. Andere Gemälde will ich nur dem Titel nach anführen, nämlich das Vogelſchießen um ein fettes Schwein, Kinder, die ihren kranken Hund pflegen, die Wahrſagerin und der Martinsabend. Seine letzten Bilder ſind dagegen ſocialer Natur. Hierher gehört zunächſt das nicht verzollte Brod. Daſſelbe iſt eine derbe Satyre auf die Schlacht- und Mahlſteuer. Wir ſehen nämlich in das Thor einer Stadt. Steueraufſeher greifen mit brutalem Ausdrucke ein armes Bettelkind auf, das ein Laib Brod für ſeine Familie vorbeiträgt, während Jäger, die ſich Rehe nachſchleppen laſſen und die überdies von Wild ſtrotzende Taſchen umgehängt haben, unbefangen und ungehindert, ſogar ſalutirt von den Dienern des Geſetzes vorbeiziehen. Ob ſich dieſer Gegenſtand nicht beſſer für die Caricatur eignet, will ich nicht

unterſuchen. In einer Pfändung behandelte er einen ähnlichen Gegenſtand wie Hübner. Schwingen beſitzt viele unmittelbare Friſche in ſeinen Gemälden, man bedauert indeß, daß bei ſeinen guten Eigenſchaften der Geſchmack ſich nicht auf edlere Gegenſtände richtet. Es hätte hier vielleicht einer tiefen und reinen Leitung des jugendlichen Geiſtes bedurft, damit er zu den beſſern Genremalern gezählt werde. Im Portraitfach hat er eine Menge von lebendigen, wenn auch nicht eleganten Gemälden geliefert.

Ueber den Werth und Unwerth der ſocialen Richtung in der bildenden Kunſt ſind in der neuern Zeit verſchiedene Urtheile laut geworden. Ich kann mich durchaus nicht mit Denen einverſtanden erklären, welche dieſelbe in Bauſch und Bogen verurtheilen. Auch die alten Niederländer und die Spanier haben ähnliche Stoffe behandelt. Noch mehr iſt dies bei dem genialen Engländer Wilkie der Fall. Wohl aber iſt es rathſam, möglichſt vorſichtig in der Wahl der Gegenſtände zu ſein, zumal da wir unter den obigen Bildern Stoffe antreffen, welche ſich, Dank der fortſchreitenden Humanität, ſchon heute überlebt haben. Scenen, wie das Jagdrecht von Hübner, werden wohl nicht mehr in dieſer eclatanten Schreckhaftigkeit vorkommen, und es wird hoffentlich nicht lange mehr dauern, daß die Schlacht- und Mahlſteuer beſteht. Alsdann aber wird ein Bild, wie das von Schwingen, durchaus unverſtändlich ſein. Die Gegenſätze von Reichthum und Armuth hingegen werden ſo leicht nicht verſchwinden und es laſſen ſich an dieſes Thema ohne Zweifel noch ſehr erfolgreiche Variationen knüpfen. Nur handelt es ſich darum, die Aeſthetik nicht außer Acht zu ſetzen, denn Maaß und Schönheit ſind die erſten Bedingungen für den Werth von Kunſtwerken. Auch möchte den betreffenden Künſtlern zu rathen ſein, daß ſie zugleich andere dramatiſche Conflicte behandelten, denn in der Kunſt iſt das Suchen nach Tendenz gefährlich:

Man merkt die Abſicht und man iſt verſtimmt.

XXVII.

M. Artaria. G. Canton. A. Tidemand. E. Jerichau-Baumann. H. Kretſchmer.

Bevor ich meine Berichte über die Düſſeldorfer Genremaler ſchließe, habe ich Ihnen noch von einigen Künſtlern zu erzählen, welche theilweiſe als Einheimiſche, theilweiſe als Ausländer Gegenſtände behandeln, die eigentlich außer dem Bereiche des deutſchen Volkslebens liegen. Ich kann für ſie keine andere Kategorie finden, als daß ſie von ihren früheren Genoſſen in der Wahl ihrer Stoffe und Coſtume wenigſtens in ihren weſentlichſten Bildern abweichen. Dabei iſt indeß nicht ausgeſchloſſen, daß ſich nicht hin und wieder Anklänge an die ſchon genannten Maler wieder finden. Aber ich will mich hier nicht in Allgemeinheiten über den Charakter dieſer Maler verlieren. Sie werden ohnehin aus dem Verlauf meines Briefes ſehen, welches Geiſtes Kinder ſie ſind. Freilich wird mein Bericht etwas kunterbunt ausſehen, etwa wie eine Muſterkarte, aber ich glaube doch, daß die Farben Sie intereſſiren werden.

Wäre Mathias Artaria aus Mannheim nur in ländlichen Darſtellungen aus Tyrol aufgetreten, ſo würde ich ihm wahrſcheinlich ſchon eine Stelle unter den früher beſprochenen Gruppen angewieſen haben, weil jenes Ländchen doch eigentlich noch zu unſerm Vaterlande gehört. Aber er hat ſich nicht mit der Ruhe und dem Frieden jenes derben Stammes zufrieden gegeben. Er ſtellt ihn in Kampf und Streit vor und ſteht deshalb einzig in ſeiner Art da. Die Kämpfe der Schaaren, welche einſt unter dem Sandwirth Andreas Hofer und unter Speckbacher gegen die Franzoſen todesmuthig und keck die Büchſen führten, finden wir in ſeinen Bildern wieder. Eigentlich aber müßte ich ſagen, wir finden ſie in ſeinen Compoſitionen. So reich er an Entwürfen iſt, ſo iſt es ihm während ſeiner Anweſenheit am hieſigen Orte nicht gelungen, die Oelmalerei zu einer beſondern Vollendung zu bringen. Seine Zeichnungen, welche auf der Lein-

wand und unter dem Pinſel immer viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, erſchienen dagegen äußerſt friſch und lebendig. Die Momente waren ſtets richtig und ſcharf erfaßt, die Perſönlichkeiten mit großem unmittelbaren Leben hingeſtellt, die Gruppen voller Thätigkeit und Geſchloſſenheit und die Linien ſtets ſchön und abgerundet. Von ſeinen Arbeiten ſind mir eine Schlacht zwiſchen den Tyrolern und Franzoſen, und Tyroler, welche von einer Höhe auf den unten vorbeiziehenden Feind ſchießen, beſonders im Gedächtniß geblieben. Die erſtere iſt auch als Bild zur Ausführung gekommen und bietet eine überaus lebendige Scene. Wir befinden uns in einem Thale mit einem Dorfe. In der Ferne ragen in ſtiller Ruhe die Gletſcher, während unten der Kampfruf tönt und die Büchſe knallt. Im Vordergrunde ziehen in geordneten Reihen die kühnen Söhne Frankreichs heran, welche damals die Welt eroberten. Im Mittelgrunde ſehen wir ein Haus, das in Fenſtern, Gallerien und auf dem Dache von den hartnäckigen Männern dieſer Berge, denen ſich ſogar die Weiber anſchließen, ſtrotzt, welche den heranziehenden Feind mit einem Regen von verderblichen Kugeln und Steinen empfangen. Die zweite Darſtellung habe ich nur als Zeichnung zu Geſicht bekommen. Es iſt ein Häuflein ſchöner kräftiger Gebirgsſöhne, die auf einem Felſengipfel ſtehen, die Einen aufjauchzend über glückliche Schüſſe, die Andern noch zielend. Außerdem hat Artaria auch ein Bild aus der Zeit der Geuſen gemalt. Wir ſehen darauf einen Richter, welcher aufrühreriſchen gefangenen Niederländern das Todesurtheil vorlieſt. Auch dieſes Bild iſt voll dramatiſcher ernſter Wirkung. Der Künſtler hat Düſſeldorf ſchon längſt verlaſſen und wohnt gegenwärtig, nachdem er noch eine Reiſe nach Spanien gemacht hat, in ſeiner Vaterſtadt.

Eine ebenſo vereinzelte Stellung in der Schule hat Guſtav Canton aus Mainz eingenommen. Auch er nimmt ſeine Stoffe aus dem Hochgebirge, das Deutſchland von Italien ſcheidet. Aber ſeine Gemälde ſind nicht dramatiſcher, ſondern idylliſcher Natur. Sie treten als Zuſtandsbilder mit ſanften anmuthigen lyriſchen Stimmungen auf, welche an die Compoſitionen Dielmann's erin-

nern würden, wenn ſie nicht andere Coſtume und Gegenden zeigten und wenn ſie ſich mehr auf den Menſchen beſchränkten. Canton verbindet aber meiſtens die Natur der Alpen mit den Herden und Hirten, welche ihr eigentliches Leben bilden, und jeder dieſer Theile hat gleiche Berechtigung auf ſeinen Bildern. Iſt daher der Künſtler Landſchafts-, Thier- oder Genremaler? Er iſt keins von allen und doch wieder Alles in Einem. Nach dieſen Erklärungen kann ich mich der Mühe überheben, einige ſeiner Gemälde, die faſt immer denſelben Charakter an ſich tragen, zu beſchreiben. In einer gewiſſen Einſeitigkeit iſt er indeſſen ſehr gemüthlich und anſprechend. Seine Werke ſind zugleich mit Fleiß und Liebe gemalt, wenn man ihnen auch nicht nachrühmen kann, daß ſie durch beſonders brillante Farbengebung beſtechen. Außer ſeinen Sennern und Sennerinnen hat er auch einen humoriſtiſchen Zug von Fremden über das Hochgebirge geliefert, auf welchem namentlich die verſchiedenen Nationen, wie Engländer, Franzoſen und Deutſche charakteriſtiſch individualiſirt erſcheinen. Mehrere Radirungen aus dem Alpenleben ſind ihm ebenfalls gelungen. Man bewundert an ihnen die treffliche Zeichnung und die feine Ausführung.

Bei Weitem der Bedeutendſte dieſes Kreiſes iſt ein Maler des nordgermaniſchen Volkslebens. Er heißt Adolf Tidemand, geb. 14. Auguſt 1815 zu Mandal in Norwegen. Wenn ich mich unter den deutſchen Malern nach Parallelen mit ihm umſehe, ſo finde ich dieſe zunächſt in Becker und Dielmann. In Betreff der Innigkeit und Tiefe des Gefühls hat er mit dieſen die meiſte Verwandtſchaft. Es weht durch ſeine Bilder dieſelbe Liebe zum Volk und ſeinen Erlebniſſen und dieſelbe Treue, dieſe darzuſtellen. Die Gegenſtände, welche er wählt, kann man auch meiſtens in das Feld der ländlichen Idylle rechnen. Er ſucht ſich ſtets äußerſt ſinnige und anſprechende Situationen und ſtellt dieſelbe, je nach dem Gedanken des Stoffes, mit einer freundlichen Anmuth, mit einem elegiſchen Ernſt oder mit einer tiefen Größe dar, welche ihn offenbar als einen der beſten Düſſeldorfer Künſtler erſcheinen laſſen. Ueberdies fällt ſeine Entwickelung erſt in die letzten Jahre. In der kürzeſten Friſt hat er einen Reichthum von Talent bewieſen,

der zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Es mögen freilich die Blicke in den ſtillen Haushalt eines fremden aber ſtammverwandten Volkes auch nicht ohne einen beſondern Reiz für den Beſchauer ſein, jedenfalls iſt er aber auch ohnedies ein Künſtler von der größten Bedeutung.

Zuerſt der hiſtoriſchen Kunſt ergeben, malte er den Guſtav Waſa, der in der Kirche zu Mora in Dalekarlien die Bauern anfeuert, zu den Waffen gegen die Dänen zu greifen und die Ermordung des norwegiſchen Jarls Hakon durch ſeinen Sclaven in einer Höhle. Dieſe Gemälde waren indeß nur Vorläufer für das Genre. Und hier gedenke ich zunächſt eines Bildchens, welches er unter dem Titel: Norwegiſche Weihnachtsſitte, ausſtellte. Wir ſchauen in eine hochverſchneite wilde Gebirgsgegend, im Mittelgrunde ſteht ein Haus, an deſſen Giebel eine Garbe befeſtigt iſt. Eine Menge kleiner Vögel naht ſich von allen Seiten dem unerwartet gebotenen Futter, indeß unten in bunter Gruppirung eine Menge von Kindern ſteht, um dem Feſte der hungrigen zwitſchernden Thierchen mit ſtiller Herzensfreude zuzuſehen. Die Ausführung läßt indeß noch Vieles zu wünſchen übrig. Viel vollendeter in der Zeichnung und Malerei iſt eine kleine häusliche Scene, welche uns einen Bauer vorführt, der ſeinen Kindern auf der Geige vorſpielt. Es iſt hier eine Gutmüthigkeit auf dem Geſichte des wohlwollenden Vaters und eine Zufriedenheit in den Zügen der Kleinen, daß man ſie unmöglich unmittelbarer ausgedrückt finden kann. In einer Märchenerzählerin hat er ferner die unheimliche Spannung, die bei ſolchen Scenen vorzuherrſchen pflegt, vortrefflich wiedergegeben, während er in einer Hardanger'ſchen Rauchſtube den Humor walten läßt. Daran reihen ſich ferner einige kirchliche Vorgänge, die er in größeren Bildern ſchilderte. Das erſtere enthält einen Gottesdienſt in einer Kirche auf dem Lande in Norwegen und das andere eine Katechiſation, die ebenfalls in einem ſchlichten nordiſchen Gotteshauſe abgehalten wird. Beide Bilder enthielten ſchöne und charakteriſtiſche Züge. Eine eigentlich tragiſche Stimmung habe ich nur in einem kleinen Bilde des Künſtlers gefunden. Es ſtellt ein Aelternpaar vor, dem ein Mann, — iſt es der Sohn

oder Schulmeiſter, das bleibt unbeſtimmt, — einen Brief vorlieſt. Wir ſehen den Erſtern in das Geſicht, der Letztere wendet uns den Rücken. Das Schreiben muß ernſte Dinge enthalten, vielleicht bringt es die Kunde von einem geſtorbenen Kinde, denn auf den Zügen der Alten liegt eine unendlich rührende und doch gefaßte Traurigkeit.

Am großartigſten, bedeutendſten und umfaſſendſten erſcheint ein anderes Gemälde. Es iſt merkwürdiger, als alle vorgenannten Bilder, weil es ſo ganz aus der gewöhnlichen Art herausgeht und ſogar einzig in der Düſſeldorfer Schule daſteht. Daſſelbe führt uns nämlich eine Nachmittagsandacht norwegiſcher Bauern vor. Wie mir der Künſtler ſelbſt erzählte, ſo exiſtirt in ſeinem Vaterland eine Secte, welche ſich die haughianiſche nennt und kirchlicher als kirchlich, ſich nicht mit der gewohnten Sonntagsfeier begnügt. Dieſe Leute hangen beſonders feſt am buchſtäblichen Text der Bibel und kommen auch unter ſich noch zuſammen, wo denn ein Jeder, der es fordert, das Wort nehmen kann, wie der Geiſt es ihm eingibt. Eine ſolche Verſammlung haben wir in einem räucherigen norwegiſchen Bauernhauſe, deſſen weiter Raum das Licht durch eine Oeffnung des Daches erhält, vor den Augen. Ein junger Mann hat einen Stuhl beſtiegen, das Buch der Bücher in der Hand, eine ſeltſame Schwärmerei um Stirn, Auge und Mund. Er redet ſicher geweihte Worte, denn rings im Kreiſe lauſchen lautlos Greiſe, Männer, Weiber, Kinder, hier ſtehend, dort ſitzend, hier die Worte tief in ſich aufnehmend, dort an den Zügen des Redners hangend. Sogar ein Kranker, der rechts im Bette liegt, horcht in ſtummer Aufmerkſamkeit. Und zwar welche Schaar! Wie mächtig iſt die Eigenthümlichkeit dieſer Menſchen, welche abgeſchieden von dem Leben der civiliſirten Welt, in einem verſchollenen Winkel ihre Tage zubringen! Hier iſt nicht die Nüchternheit und Abflachung zu finden, welche die Nationen des mittlern Europa an ſich tragen, hier iſt nicht die Lebendigkeit, welche durch das Weſen des Südländers leuchtet, hier iſt der ſtarre gewaltige Norden. Dieſe Geſichter erinnern an die kantigen Granitgebirge und an die ſtillen dunkeln Seeen, welche ſich zwiſchen jenen dahin-

ziehen; ſie ſind ſchroff wie die erſten und tief wie die zweiten. Wie auf dem Antlitze des Wüſten-Arabers die Stille und Oede des heißen endloſen Sandes geſchrieben ſteht, ſo ſieht man auf dieſen Stirnen die wilde Kraft der Polargegenden. Selbſt die Frömmigkeit hat hier einen andern Charakter. Dieſer Sectenglauben iſt unbeugſam trotzige Feſtigkeit. Ein phantaſtiſcher Freund ſagte mir vor dem Bilde: Dieſe Männer ſehen wie nordiſche Löwen aus. Das Wort war durchaus treffend. Wenn uns Blicke in fremde und eigenthümliche Regionen geöffnet werden, ſo ſtehen wir oft in ſtiller Ueberraſchung, hier geſellt ſich mit Recht die Bewunderung dazu.

Die Revolution in Deutſchland trieb den Künſtler nach Vollendung dieſes Bildes in ſeine Heimat. Nach ſeiner Rückkehr von Norwegen, im Herbſt 1849, beſchäftigte ſich Tidemand mit einem für Oskarshall, das königl. Schloß bei Chriſtiania, beſtimmten Bilder-Cyclus, der im Ganzen aus zehn Gemälden beſteht, von denen acht eine kreisrunde und zwei eine längliche Form haben. Der Maler hat ſeine Arbeit norwegiſches Bauernleben genannt; ſeine Abſicht ging dahin, dem Landmann ſeiner Heimat ein künſtleriſches Geleite durch das ganze Leben zu geben. Auf der erſten Tafel führt er uns auf eine nordiſche Senne, wo der Hirtenknabe, an einen Fels gelehnt, die Flöte bläſt, während ihm zur Seite ein kleines Mädchen ſtrickt. Sie ſind ſich beſtimmt für den Lebenspfad, denn ſie kehren ſchon in der nächſten Darſtellung wieder, wo der Jüngling im heimlichen Stübchen um die Jungfrau freit. Das dritte längliche Bild beweiſt ſchon den Erfolg der Brautwerbung, indem er uns den Hochzeitszug vorführt, der eben an der Kirche anlangt. Im vierten Bildchen ſehen wir das Paar geſegnet: der Vater ſpielt mit dem Kinde, das die Mutter auf den Knieen hält. Das folgende Gemälde bildet zu dem vorigen einen ſcharfen Gegenſatz; denn hier hat ſich die Sorge in die Familie geſchlichen. Die Aeltern wachen bei trübem Lampenſchein an dem Bettchen des kranken Erſtlings. Die ſechſte Darſtellung führt uns den Mutterunterricht vor: die Mädchen müſſen ihre Lectionen aufſagen. Auf dem ſiebenten Bilde lehrt der Vater den Knaben Netze ſtricken. Das achte, wiederum

gröſsere Gemälde, ſtellt uns den phantaſtiſchen Anblick eines nächtlichen Fiſchfangs auf dem Fjord lebendig vor Augen. Die ganze Familie ſitzt im Kahn. Die Frau und die Mädchen rudern, der Vater und die Buben unterhalten die Fackeln und führen den Dreizack. Im vorletzten Bilde nimmt der jüngſte Sohn Abſchied, um in die weite Welt zu ziehen und ſein Glück zu verſuchen. Den Schluſsact endlich bilden die alten, grau gewordenen Aeltern, die ſtill und verlaſſen in ihrer Hütte ſitzen; ſie haben ihr Leben gelebt, der Kreislauf iſt abgelaufen. Einſt ſaſsen ſie als Kinder einſam auf den Bergen, jetzt ſitzen ſie als Greiſe einſam im Thal. Die Keime ſind zu Bäumen geworden, ſie haben Blüthen und Früchte getragen; ſie ſind wieder eingedorrt, ihre Zeit iſt vorüber.

Da dieſe Bilder als Fries dienen, ſo kann man wohl mit Recht die Frage aufwerfen: warum die Compoſitionen nicht geiſtvoll und reich durcheinander gewoben ſind? Ohne Zweifel liegt dieſe Schuld nicht am Maler, der Architekt hat ihm vorgearbeitet, Tidemand mußte ſich, als er in die Heimat kam, in die Intentionen des Baumeiſters fügen. Aber wenn das auch nicht der Fall iſt, wir müſſen jedenfalls die Individualität des Künſtlers ehren, denn er beſitzt jedenfalls das Talent, in ſich abgegrenzte Gruppen hinzuſtellen. Freilich ſieht die Sache ſehr einfach aus, ja ſie hört ſich noch einfacher an, wenn man ſich die Kunſtwerke beſchreiben läſst. Dem iſt aber nicht ſo. Die Groſsartigkeit des Gedankens liegt vorzugsweiſe in der klaren Auffaſſung des rechten Momentes ſeiner Stoffe, ſie liegt noch mehr in der Einfachheit der Mittel, die gleichwohl weiſe gewählt ſind, um bedeutſame Wirkungen hervorzubringen. Der Künſtler erwies ſich als ein groſser Pſychologe. In der Individualiſirung iſt er in der That wenig übertroffen worden. Man darf nur dieſen Bauer und dieſe Bäuerin am Krankenlager des Kindes ſehen, um einen Schauer durch Mark und Bein zu empfinden, man braucht nur die Mutter zu betrachten, wie ſie das vor ihr ſitzende liebenswürdige unſchuldige Mädchen prüft, um nichts wie Wohlbehagen und Genügen zu fühlen. Und wie mächtig iſt das letzte Bild, wo die Alten am Ende ihres geſegneten Lebens dennoch allein daſitzen! Ein Andrer

hätte hier Kinder und Kindeskinder hingemalt und lauter Luſt und Heiterkeit gezeigt. Tidemand iſt tragiſch, aber wahr geblieben. Die Sproſſen ſind abgefallen von dem Stamme, wie die reife Frucht vom Baume. Söhne und Töchter haben Vater und Mutter verlaſſen, um an der Seite der Gatten ein neues Leben zu bilden. So liegt die Größe des Künſtlers überall in der Naturtreue und Wahrheit. Und wie innig, keuſch und mächtig geht er dabei zu Werke! Man könnte vielleicht hier und dort ein größeres Schönheitsgefühl wünſchen, zumal wenn man an den Franzoſen Robert und an den Deutſchen Becker denkt. Aber was ſollen hier Forderungen, die nicht zu ſeinem Land und ſeinen Leuten paſſen? Der Künſtler bewegt ſich in den ſchroffſten Geſtaltungen germaniſcher Bildung, er thut es mit Leben und Macht. Was will man mehr?

Während Tidemand dieſen Fries dem architektoniſchen Zweck entſprechend auf Zink malte und zwar in ziemlich derber kräftiger Manier, führte er einzelne Compoſitionen deſſelben ſpäter auch als kleinere und fein durchgearbeitete Genrebilder aus, die ſich theilweiſe genau an die Originale anſchloſſen, theilweiſe geringe Veränderungen an den Tag legten. Namentlich ſind der erſte Unterricht, das kranke Kind und die Hausandacht eines alten Ehepaares, andere Verſionen der oben aufgeführten Darſtellungen aus dem Cyclus. Außerdem lieferte der Künſtler auch in der letzten Zeit noch verſchiedene anmuthige Arbeiten. Beſonders hervorzuheben iſt die Wohlthätigkeit, auf welcher eine wohlhabende Frau durch ihr kleines Töchterchen einer armen Familie einen Napf mit Suppe reichen läßt, der Abſchied eines jungen Ehepaars von den kranken Aeltern, zwei Knaben aus Mora in Dalekarlien, die auf der Spitze eines Hügels ſitzen und der Teufelsreigen nach einer norwegiſchen Sage. Während die drei erſten Bilder rein idylliſcher Natur ſind, trägt das letztere einen eigenthümlich phantaſtiſchen Charakter an der Stirn. In dem Vaterlande des Künſtlers ſpielen die Bauern nämlich einen Tanz, den ſie den Teufelsreigen nennen, weil er vom Vater alles Böſen herſtammen ſoll. Bei einer Hochzeit gab es einſt Streit. Der Bauer ging in den Keller, um neuen Meth zu zapfen. Da hörte er ſeltſame Klänge, er ſah ſich um und der

Schwarze ſaß auf dem Faſſe und ſpielte die Geige, indeß er mit dem Pferdefuß den Takt dazu klopfte. Dieſe Töne brachte der Bauer mit dem erhitzenden Getränke in den Kreis der Gäſte, in welchem bereits ein Erſchlagener lag. Er gab die Weiſe den Muſikanten an, und ſo wurde der ſataniſche Tanz erfunden, der noch heutigen Tages die norwegiſchen Landleute raſend machen ſoll. Der Künſtler hat dieſe Kellerſcene mit einem grandioſen und unheimlichen Humor erfaßt, den man ihm nach ſeinen lieblichen Genrebildern kaum zutrauen konnte. Zwiſchen dieſen Bildern liegen übrigens auch noch manche kleinere Arbeiten, auf die ich nicht zurückkommen kann, weil ich ſonſt zu weitläufig würde.

Schließlich muß ich noch einer anderen Richtung des Tidemand'ſchen Talentes gedenken. Derſelbe hat nämlich im Verein mit ſeinem Landsmann, dem trefflichen Landſchaftsmaler Hans Gude, eine Reihe von Idyllen aus ſeiner Heimat ausgeführt, welche durch ihre Anmuth, ſowie durch ihre künſtleriſche Vollendung, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben. Unter denſelben zeichnete ſich namentlich eine Hochzeit in zwei Verſionen aus. In beiden ſehen wir eine anmuthige Landſchaft, die ſich vor den Blicken hindehnt. Auf den Gipfeln der Berge ſitzt der ewig ſtarre Winter, während um ihren Fuß der juzendliche Lenz in der grünen hellen Vegetation und den friſchen Lüften jauchzt. Das Fjord zwiſchen den Hügeln liegt in ſanfter Stille und ſpiegelt wonnig den blauen Himmel wieder. Auf dem Waſſer im Vordergrunde ſehen wir Kähne, die ein frohes Hochzeitsgeleite tragen. Da ſitzen Braut und Bräutigam; die Fidel des Spielmanns und der Knall der Piſtole klingt in den eintönigen Ruderſchlag der Schiffer. Ringsum iſt Alles freundliches, inniges Behagen. Ein ähnliches ſchönes Bild war ein Fiſchfang auf dem Fjord. Auf einem Kahn im Vordergrunde erblicken wir einen Kreis von ſehr ſchönen rudernden Mädchen. Der Vater wirft das Netz aus, welches von entfernten Männergeſtalten nach dem Ufer gezogen wird. Dagegen zeigt ein norwegiſches Begräbniß einen ganz andern Charakter. Wir ſehen hier lauter traurige ernſthafte Gruppen, die eben im Begriffe ſind, den

Nachen, welcher den Sarg trägt, zu beſteigen. Andere Kähne durchgleiten ſchon die trübverſchleierte Flut, an deren Ueberſeite man das Kirchlein und den Friedhof erblickt. In denſelben ſitzen die Leidträger, welche die Todtenlieder angeſtimmt haben. Der Ton der Farben iſt wie ein Miſerere. Und welche ſchönen Linien überall! Ein ſeltenes Künſtlerpaar hat ſich hier in die Hände gearbeitet. Ueberall erfreut uns das harmoniſche Zuſammenklingen zweier Geiſter, von denen der Eine dem Genre, der Andere der Landſchaft angehört. Staunt man vor dem Bilde ſelbſt, ſo fühlt man ſich noch mehr erquickt durch zwei Dichter, deren Seelen auf denſelben Klang geſtimmt ſind.

Eine Menge von Vorzügen hat Tidemand's Bildern die allgemeine Aufmerkſamkeit und das ungetheilteſte Lob erworben. Neben der feinen Wahl der Gegenſtände muß die große Unmittelbarkeit der Charakteriſtik gerühmt werden. Der Zuſchauer ſucht hier vergebens nach einem Geſichte, das hohl und nichtsſagend, und nach einer Bewegung, die bedeutungslos wäre. Sowohl in der Darſtellung des Ganzen, als im Ausdrucke der einzelnen Perſönlichkeiten, iſt eine Meiſterſchaft entwickelt, welche den denkenden und fühlenden Künſtler verräth. Hier erzeugt und erklärt das Eine das Andere; Alles iſt mit Verſtändniß gewählt und dargeſtellt; ſelbſt das Kleinſte iſt nicht überflüſſig. Was aber am meiſten an dieſen Bildern feſſelt und erfreut, das iſt die lilienreine Keuſchheit, die ungeſchminkte Einfachheit, der Mangel an allem geſuchten und affectirten Weſen, die durchaus edle Haltung, die Großartigkeit in anſcheinend kleinen Stoffen. Wenn man ſolche unbefangen heitre und ernſte Scenen anſieht, ſo gewinnt man gleich die Ueberzeugung, daß dieſe Ideen und die Art ihrer Ausführung, nur in einem reinen ſchönen Herzen ihren Grund haben konnten. Es leuchtet einem alsbald ein, daß kein Sohn einer verzerrten Civiliſation ſolche Werke zu bilden im Stande iſt. Und ſo verhält es ſich denn auch. Tidemand hat Reiſen durch Italien gemacht und treffliche Studien von dort zurückgebracht, aber er bleibt der einfache ernſte Sohn des hohen Nordens, der uns aus ſeinem eiſigen Vaterlande die lieblichſten, ſinnigſten und

gemüthlichſten Situationen bringt, Situationen, welche wohl die Sehnſucht nach jenen entfernten Gegenden, deren Berge ſo kalt und deren Herzen ſo warm ſind, erregen können. Wer wünſcht dieſem ſchönen Künſtlergemüthe nicht die ungetrübteſte, harmloſeſte und freudigſte Fortentwicklung?

In der letzten Zeit iſt ein junger Skandinavier, Bengt Nordenberg aus Schweden, als Schüler Tidemand's mit großem Glück aufgetreten. Außer einigen kleinen Bildern hat derſelbe einen Nationaltanz aus Dalekarlien und eine Kirchenfeier aus derſelben Gegend mit bedeutendem Talent dargeſtellt. Beweiſt auch hin und wieder die Charakteriſtik noch einigermaßen den Anfänger, ſo ſind die Farbenaffecte doch ſchon ganz meiſterhaft, ſo daß man dem Künſtler eine ſchöne Zukunft prophezeihen darf. Ebenſo iſt hier noch Auguſt Plum aus Kopenhagen zu nennen, der während ſeiner kurzen Anweſenheit in Düſſeldorf mit ſeinem Talente einen Kupferſchmied mit ſeinem Geſellen malte.

Aus dem Norden bringe ich Sie nach Polen, aber ſtatt eines Führers nehmen wir eine Führerin, in der Perſon der Künſtlerin Eliſabeth Baumann, oder wie ſie jetzt heißt Jerichau-Baumann, aus Warſchau. Sie gehört ebenfalls zu den eigenthümlichſten und mächtigſten Talenten, welche in Düſſeldorf zur Entwickelung gekommen ſind. Als ſie den Entſchluß gefaßt hatte, ſich der Kunſt zu widmen, und zu dieſem Zwecke aus ihrer Heimat nach Berlin gekommen war, ſprachen ihr merkwürdiger Weiſe erfahrene und tüchtige Männer, nachdem ſie ihre Zeichnungen geſehen hatten, die Befähigung ab. Sie ließ ſich indeß nicht abhalten und ging an den Rhein, wo ſie mit einer ſeltenen Energie und einem raſtloſen Fleiße arbeitete. Das Sprüchwort, daß in ihrer Heimat die Frauen beſſere Männer ſind, wie die Männer ſelbſt, hat ſich bei ihr in eklatanter Weiſe als wahr gezeigt, denn es iſt gerade die kräftige Männlichkeit, welche ihre Werke vor denjenigen ſo mancher Maler vom ſtarken Geſchlecht auszeichnet. Ihr hauptſächliches Verdienſt beſtand von vornherein in einer energiſchen Anſchauung, Auffaſſung und Bearbeitung der Natur in ihren künſtleriſchen Beſtrebungen. Die von ihr hin-

geſtellten Perſönlichkeiten ſind voll Leben und Friſche bis in die kleinſten Züge hinein, ihre Individualiſirung iſt durchaus poetiſch bei der größten Naturtreue. Ich muß dabei bemerken, daß ſie ihre Genrebilder ſtets in voller Lebensgröße gemalt hat. Dieſer Umſtand veranlaßte mannigfache Vergleiche mit den Bildern von Sohn und Hildebrandt, deren Gemälde, wie ich auseinandergeſetzt habe, dem romantiſchen Genre angehören. Dieſelben fielen meiſtens zu Gunſten der Künſtlerin aus, denn ihre Werke wurzelten mehr auf dem Gebiete natürlicher Anſchauung, während die Behandlung derſelben nicht minder dichteriſch erſchien. Die Stoffe ſelbſt waren im Ganzen wenig dramatiſcher Natur. Ihr erſtes Bild ſtellte eine Braut im Hochzeitsſchmuck dar. Später malte ſie eine polniſche Mutter mit blühenden Kindern auf der Flucht durch ein goldnes Kornfeld. Die Gegenſätze lagen hier nur in dem geängſteten Weibe mit ſeinen armen Sprößlingen und der Natur, die in ſtillem Frieden die Fülle ihrer Schätze gedeihen läßt, aber man konnte dieſe Gruppe nicht ohne tiefe Rührung beſchauen. Tiefer und bedeutender erſchien eine Polenfamilie auf den Trümmern ihres abgebrannten Hauſes. Offenbar war hier in tiefer ſymboliſcher Deutung das Schickſal des armen Polen angedeutet. Dieſer in tiefem ſtarrem Schmerz hinbrütende Mann, dieſes angſtgequälte Weib mit ſeinem Kinde, das gleichſam wie das Lied: „Noch iſt Polen nicht verloren!“ hineinſchaute, hat Manche mehr gerührt, wie die Darſtellungen der trauernden Juden und des Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem. Nicht minder ergreifend und elegiſch waren drei Polen, welche ihr Vaterland verlaſſen. Bei all dieſen Darſtellungen dachte man an die herrlichen Polenlieder Platen's. Um jedoch auch eines anderen Gegenſtandes zu gedenken, nenne ich das Köpfchen einer Lorelei von ihrer Hand. Dieſes kleine ſingende Haupt mit einem grünen Schilfkranz im blonden Haare, iſt die beſte Darſtellung der ſüßen Fee, die ich geſehen habe. Es bildet die lebendige Verkörperung des tiefen Liedes von Heinrich Heine.

Eliſabeth Baumann, die ſeltſam geniale Künſtlerin, iſt ſchon vor längeren Jahren nach Italien gegangen. Ihr ungehemmt

fortſtrebender Geiſt konnte ſich nicht entwickeln, wenn er zu ſehr an der Scholle klebte. Mannigfache Berichte, welche über die Alpen kamen, beſtätigten ihr außergewöhnliches Fortſchreiten auf dem Gebiete der bildenden Kunſt. Sie hat ſich mit dem berühmten däniſchen Bildhauer Jerichau vermählt, den die Kunſtfreunde den Nachfolger Thorwaldſen's nennen. Im Jahre 1847, als die Unruhen den Aufenthalt in Rom nicht mehr rathſam machten, iſt ſie nach Dänemark gegangen und hat auf der Durchreiſe einige Zeit in Düſſeldorf zugebracht. Damals waren ihre Studienköpfe auf dem Galleriesaale ausgeſtellt. Ich muß geſtehen, ſie übertrafen Alles, was ich in dieſer Art geſehen habe. Kräftiger lebensvollere italiſche Geſichter gibt es nicht. Sie leben bis in die kleinſten Muskeln. Die ſchwarzen funkelnden Augen, die blaudunkeln Haare, die gebräunten Wangen der Romagna kann man nicht unmittelbarer und friſcher dargeſtellt ſehen. Und dabei ſind ſie in einer Zeichnung und mit einer Farbengebung hingeworfen, die dem genialen Pinſel Murillo's alle Ehre machen würden. Einige dieſer Bilder ſind geeignet, ihr einen Namen für alle Zeiten zu machen. Wie viel mehr wird ſie in alle Zeiten leben, wenn ſie auf dem betretenen Wege fortwandelt.

Und nun müſſen Sie noch einen Flug mit mir in den Orient machen. Aber kein Morgenländer, ſondern der Pommer Hermann Kretſchmer, geb. 20. Oct. 1811 in Anklam, iſt diesmal der Dolmetſch. Er iſt ein alter Schüler der Düſſeldorfer Schule und bewegte ſich Anfangs in den Regionen jenes romantiſchen Genres, das in Steinbrück ſeinen beſten und gediegenſten Vertreter gefunden hat. Seine Bilder aus jener Zeit gehörten ebenfalls zu den beſſeren. Das Rothkäppchen und das Aſchenbrödel, ſo wie andere Darſtellungen nach Märchen, ſind mit vielem Beifall aufgenommen worden, wenn ſie auch nach heutigem Maßſtabe an allen Mängeln der Schule leiden. Unbedeutender iſt ſein Wallenſtein als Aſtrolog. Dieſe Richtung ſchien indeß dem Künſtler auf die Dauer nicht zu behagen. Das Morgenland war ſchon einigermaßen Mode geworden. Viktor Hugo. Rückert und Freiligrath als Dichter und Horace Vernet als Maler hörten nicht

auf, Schilderungen aus dem Orient zu bringen und die mittelmäßigen Künſtlernaturen franzöſiſcher und deutſcher Nation ſahen willkommene Vorgänger in ihnen. Der Oſten blühte im Weſten und Norden. Kretſchmer hatte den Muth, einen Kreuzzug, freilich für ſich allein, zu wagen. Sie haben damals wahrſcheinlich in öffentlichen Blättern geleſen, daß er das Glück hatte, das Portrait des türkiſchen Sultans zu malen. Nach jahrelanger Abweſenheit kam er zurück und brachte hübſche Studien mit. Die Bilder, die er indeß begann, entſprachen nicht den gehegten Erwartungen, ſie erhoben ſich ſelten über das Niveau des Gewöhnlichen, denn ſie enthielten meiſt nur orientaliſche Sitten, Gebräuche und Coſtume, ohne einen tieferen inneren Gedanken.

Nur in einem Gemälde hat er ſich wirklich ausgezeichnet. Es iſt dies der Samum mit ſeinen fürchterlichen Schrecken. Eine Karawane hat Ruhe in der Wüſte gemacht, ein dickes Lederzelt war aufgeſchlagen, in und um daſſelbe hat eine Gruppe ihr Lager genommen. Da erbrauſt der Wind, dunkle Maſſen von glühendem Sand erheben ſich ringsum vom Boden und bilden die verderblichen wüſten Wolken, die den ewig ſonnigen Himmel der Sahara trüben. Der Sturm reißt die Wände des Zeltes in die Höhe, zerriſſene Zipfel flattern wild empor, der Stab, der nach Art eines Regenſchirms das Zelt in der Mitte hält, bricht von der Gewalt des tobenden Wetters; ein Mohrenknabe ſucht es mit Gewalt herunter zu ziehen, aber vergebens, er wird mit in die Höhe gezogen. Und wie wirkt der verderbliche Wind auf Menſch und Thier! Den Augenpunkt bilden zwei Araber, die der Kleidung nach von edelm Geſchlechte ſind, der eine ſtürmt erſchreckt, mit aufgehobenen Händen aus dem hintern Theile des Zeltes: die tragiſche Naturerſcheinung hat ihn ſtarr vor Furcht gemacht. Er ſchaut hinab nach einem Andern, dem Anſchein nach dem Häuptling des Zuges, der matt und theilnahmlos mit ſchlaffen Gliedern auf den Rücken geſunken iſt. Man ſieht es den Männern an, ſie erleben zum erſten Male dieſen Sturm im Meere der Wüſte, das ſie vielleicht zum erſten Male befahren. Vor ihnen kniet eine weibliche Figur, eine Odaliske, vielleicht die

Lieblingssklavin des Häuptlings, sie wendet dem Zuschauer den Rücken; in Betreff des Motives ist sie indeß die am wenigst sagende Gestalt des Bildes. Links hinter ihr trifft dagegen der Blick mit Freude auf eine Darstellung der zartesten Mütterlichkeit. Ein Weib schützt dort ihren Säugling gegen das Wetter, sie denkt nicht an sich selbst, sie hält dem Kinde besorgt ein Tuch vor den Mund, während ihr der Staub in's Gesicht schlägt und während ihre dunkeln Haare im Winde wehen; ein kleiner Knabe birgt sein Gesicht in den Falten ihres Kleides. Noch charakteristischer erscheinen die beigefügten Gruppen; rechts im Bilde liegt ein Kameel auf die Erde hingestreckt, die Augen sind geschlossen, aus den Nüstern dringt heißer Athem, auf seinem Rücken sind die Bedürfnisse der Reise aufgethürmt, vor ihm liegt sein Herr, er hat sich gekniet und mit den Armen unter dem Haupt auf die Erde geworfen. Links dagegen steht die Person, die uns am meisten interessirt: es ist ein Beduin, gehüllt in seinen weiten Wüstenmantel, mit dem er sein Gesicht bis an die Augen schützt, hinter ihm steht sein Pferd, er lehnt sich daran, und das edle königliche Thier krümmt sich nach der Stellung seines Reiters, während es zugleich seine Furcht nicht unterdrückt. Hier ist Mann und Pferd eins. Man denkt lebendig an Freiligrath's schönstes Lied:

O Land der Zelte, der Geschosse,
O Volk der Wüste, kühn und schlicht,
Beduin, du selbst mit deinem Rosse,
Bist ein phantastisches Gedicht.

Diese beiden letzten Männer sind die Wüste gewohnt, sie kennen die Grillen und Launen dieser wunderbaren Natur und sie stehen fest und kühn dagegen gewappnet in ihren Geistern, gleichwie der geübte Seefahrer am Steuer seines Schiffes, wenn der Sturm die Wellen peitscht. Ein Pferd, das hinter der Gruppe wilde Sprünge macht, scheint ein Lückenbüßer, man begreift nicht recht, was es bedeutet. Ja, ich möchte fast glauben, daß es zu lebendig ist, der Samum soll bei allen lebenden Wesen schon im Voraus eine entschiedene Schlaffheit der Glieder erregen; wenn

er da iſt, ſoll dies Gefühl auf das Höchſte ſteigen, wir merken davon nichts an dieſem einzelnen muthigen Renner.

Kretſchmer hat dieſe Naturerſcheinung und ihre Wirkung auf die Menſchen höchſt glücklich ergriffen und dargeſtellt. Wie Jordan in ſeinem Sturm am Strande und Becker in ſeinem Gewitter, hat er den Kampf der Elemente gegen das lebendige Weſen draſtiſch und ſpannend entwickelt. Welche reichen Situationen liegen in ſolchen Gedanken. Unendlich oft ſind ſie dargeſtellt, immer wieder erregen ſie neues Intereſſe. Die Phantaſie hat trotz der phantaſievollen Darſtellung noch unendlich viele Auswege. Wie wird es den Unglücklichen ergehen? Auf der einen Seite trübe Symbole:

Rings im Flugſand umgekommener Dromedare weiße Knochen!

aber auf der andern Seite wieder die Hoffnung auf friſches Leben. Dieſe Kinder können nicht untergehen, ſie werden durch die treuſte Mutterliebe gehütet, dieſe Männer können nicht verderben, ſie ſtehen zu kühn und erfahren dem Wetter gegenüber.

Ich nenne keine andren Bilder von Kretſchmer, weil er während ſeines Aufenthalts am Rhein keins mehr gemalt hat, welches dieſem an die Seite zu ſtellen war. Seit einigen Jahren wohnt er in Berlin, ohne daß die Kritik ſeinem Namen beſondere Rückſicht geſchenkt hat.

Das ſind die Düſſeldorfer Genremaler. Ich hoffe, Sie werden mit dieſer lebenskräftigen tüchtigen Phalanx zufrieden ſein. Leider haben von ihnen auch viele der Beſten den Ort, wo ihre Talente groß geworden ſind, verlaſſen. J. Becker iſt ſeit längern Jahren Profeſſor am Städelſchen Inſtitut in Frankfurt, ſein Freund Dielmann iſt ihm dahin gefolgt, Schrödter befindet ſich ebenfalls ſeit Kurzem dort, Artaria und Canton leben wieder in ihren Heimatſtädten, die Baumann iſt nach Kopenhagen übergeſiedelt und Knaus arbeitet in Paris. Das hindert uns aber nicht, ſie Alle als Düſſeldorfer Genremaler zu betrachten. Die ganze Gruppe hat überdies zweifelsohne das Beſte zum Ruhm der Schule beigetragen, denn meines Erachtens ſind gerade auf dieſem Ge-

biete die geſundeſten und friſcheſten Früchte des rheiniſchen Kunſtlebens gewachſen. Es iſt möglich, daß man die Hiſtorienmaler mit wenigen Ausnahmen ſchon in der nächſten Zukunft nicht mehr nennt, dieſe Volksmaler aber werden größtentheils fortleben und der Nachwelt einen ſchönen Beweis von dem Streben der Düſſeldorfer Kunſtſchule liefern. Meine Bedenken will ich aber auch nicht unterdrücken. Der Geſchmack unſrer Zeit für das Kleine und Süßliche in der Kunſt hat auch die hieſigen Genremaler mehr oder weniger angeſteckt. Dabei wird ſeit einigen Jahren etwas zu viel fabricirt und zu wenig gedichtet. Möge in dieſen Dingen, wie überhaupt in den falſchen Neigungen der Gegenwart, bald ein Umſchlag eintreten! Und ſo leite ich Sie denn hinüber zu den Landſchaftsmalern.

XXVIII.

Die ſtyliſtiſchen Landſchaftsmaler J. W. Schirmer, A. Weber und ihr Kreis.

Es iſt eine ſeltſame Erſcheinung, daß man nicht bei den Bewohnern reicher und großartiger Gegenden das lebendigſte Gefühl für Naturanſchauung findet. Die italieniſchen Kunſtſchulen haben von jeher wenig Landſchaften geliefert, wirklich berühmte Namen treffen wir faſt gar keinen unter ihnen. Auch die Poeten des Südens ergehen ſich ſelten mit Wohlbehagen in Naturſchilderungen, obſchon ihre blauen Meere, ihre mannigfaltigen Buchten, ihre felſigen Ufer und ihre wellenlinichten Gebirge überall dazu auffordern. Der ſüdliche Geiſt geſtaltet gern Alles dramatiſch und epiſch, die lyriſche Beſchreibung iſt nicht ſeine Sache. Homer nennt das Meer lieber und öfter vielaufrauſchend, wie dunkel, und ihm folgen die neuern Heroen der Dichtung, welche der Süden geboren hat. Der Nordländer verſteht das eigenthümliche Leben der Landſchaft beſſer aufzufaſſen und wiederzugeben, er vertieft ſich lieber in Naturanſchauungen, als der Süd-

länder. Woher rührt diese Erscheinung? Theilweise mag es daran liegen, daß der Reiche sich seines Reichthums nie recht bewußt ist, theilweise liegt der Grund aber auch darin, daß der Gang der Jahreszeiten an der Seele des Nordländers wechsel- und ereignißvoller vorübergeht.

Wie verschiedenartig spielen Winter, Lenz, Sommer und Herbst über die nördlichen Zonen dahin, bald mit heiterm, bald mit trübem Angesicht! Jeder Sonnenstrahl, jeder Gewitterschauer, jeder Regenbogen macht seinen Eindruck, während der Südländer unter stets blaugewölbtem Himmel seine sonnigen Länder und Meere betrachtet, ohne jene Bewegungen des Gemüthes zu empfinden, welche Farben, Düfte und Klänge dem Bewohner kühler Himmelsstriche erregen. Sehen Sie nur zu, wie gern der Dichter unsrer Zonen Ihrem Geiste eine ergreifende Stimmung aus der Natur vorführt. Sogar die Beschreibung des Südens gelingt ihm vorzugsweise. Wer hat Italien besser als Goethe, wer Spanien und die griechischen Inseln und Halbinseln mit leuchtendern Farben gemalt, als Byron? Gehen wir nach Irland, so besingt jedes Volkslied die smaragdene Insel, in Schottland tönt es Ihnen überall entgegen: Mein Herz ist im Hochland. Und auch in unsrem Deutschland, wie innig läßt da der Dichter sich die Natur beleben! Wie ist Goethe, Uhland, Heine, Lenau Eins mit ihr! Diese Poeten kennen ihre tiefsten und verborgensten Geheimnisse.

Damit mag es denn auch zusammenhängen, daß die Kunstgeschichte uns von jeher mehr bedeutende Landschaften aus dem Norden als aus dem Süden vorgeführt hat. Welche Namen, außer Salvator Rosa, hat Italien einem Poussin, Claude-Lorrain und Ruysdael entgegenzusetzen? Von der neuern Zeit will ich gar nicht mehr reden, in ihr gehört die Civilisation in Kunst und Wissenschaft nicht mehr den hesperischen Landen, sondern vorzugsweise Frankreich, Deutschland und England an. Die beiden ersten Länder können sich aber besonders einer blühenden bildenden Kunst rühmen, und namentlich ist das Feld der Landschaft vortrefflich in ihnen cultivirt. Welche Menge von Bildern

bietet dieſes Fach nicht alljährig im Pariſer Salon! Auf den deutſchen Ausſtellungen gehört dieſe Partie meiſtens zu den glänzendſten. Darſtellungen aus allen Ländern und Meeren, die der wanderluſtige Künſtler begierig aufſucht, begegnen dort dem ſuchenden Blicke. Die Münchener und Berliner bringen häufig lebendige Anſchauungen des Südens, die Düſſeldorfer haben ſich vorzugsweiſe mit der nordiſchen Natur befreundet, obſchon auch bei ihnen Italien, die Schweiz und Tyrol nicht ausgeſchloſſen ſind. Die rheiniſche Kunſtſchule darf übrigens im Ganzen ſtolz auf ihre Landſchaften ſein, denn ſie hat für dieſen Zweig vortreffliche Talente gefunden und gebildet.

Der Entwicklungsgang der Düſſeldorfer Landſchaftsmalerei hat eine entſchiedene Aehnlichkeit mit demjenigen der hiſtoriſchen und Genrekunſt. Ihre Anfänge ſind naturaliſtiſch-romantiſch. Das Princip der getreuen Nachahmung der Natur war durch die Lehre und das Vorbild gegeben und ging demgemäß auch in dieſen Zweig der Kunſt über. Die Landſchaften der rheiniſchen Niederungen und Gebirge zogen natürlich die erſte Aufmerkſamkeit der jungen Zöglinge auf ſich, denn man ſtellt das am liebſten dar, mit deſſen Eindrücken man aufgewachſen iſt. Aber die platte Nachahmung genügte nicht, man mußte den Bildern auch ihr poetiſches Recht geben. Was lag alſo näher, als die Stimmungen der damals geltenden Romantik darüber zu hauchen. Es entſtanden demgemäß eine Menge von Burgen, Mühlen, alten Städtchen, duftigen Wäldern, einſamen Teichen mit oder ohne Staffagen, die indeß, wo ſie erſchienen, ſämmtlich an die Geſtalten des Mittelalters oder die Geſellen und Burſche der Volkslieder erinnerten. Im Ganzen kann man den damaligen Producten keinen beſonders hohen Werth beilegen, denn ſie hatten zu viel jugendliche Einfachheit, mitunter aber waren ſie doch in ihrer harmloſen Unbefangenheit äußerſt poetiſch. Die Leiter der damaligen Zeit ſind Leſſing und Schirmer, ihre Nachfolger beſtanden in einer kleinen Schaar.

In den nächſten Jahren wuchs das Häuflein immer mehr an. Der Rhein und die umliegenden Gegenden waren ſchon in

einer Art ausgebeutet, daß man anfing, ſich nach Darſtellungen mit andern Motiven zu ſehnen. Der muntere wanderluſtige Sinn, der gewöhnlich dem Landſchafter innewohnt, wußte bald Rath zu ſchaffen: man machte nunmehr weitere Ausflüge in die benachbarten Länder. Schirmer, der Lehrer des Faches, ging mit einem guten Beiſpiele voran, denn er fühlte, daß der kleine Kreis der Anſchauungen, welcher in ſeinen Klaſſen herrſchte, erweitert werden müſſe. Er unternahm Reiſen nach der Normandie und der Schweiz. Andere weniger bedeutende Schüler ſuchten ſich Stoffe in Tyrol. Am meiſten aber wurde die neue Richtung gefördert durch Andreas Achenbach, der, erſt eben eingetreten, ſchon zu den größten Erwartungen berechtigte. Mannigfache Reiſen in ſeinem jugendlichen Alter, die er mit ſeinem Vater machte, hatten in ihm das Talent der friſchen lebendigen Auffaſſung geweckt und gebildet. Als er ſich der Kunſt geweiht hatte, war er raſtlos in ſeinen Bemühungen, er ſtudirte das Meer in den Niederlanden, er durchſtreifte Norwegen mit ſeinen wilden öden Gebirgen, er ging als einer der berühmteſten Maler ſpäter nach Italien. Ihm hat die Düſſeldorfer Landſchaftsmalerei ihre Vielſeitigkeit vorzugsweiſe zu verdanken.

Aber nicht allein die Natur in engern und weitern Kreiſen übte ihren Einfluß auf unſere Landſchaftmaler: auch die alte Kunſt in den Vorbildern eines Nikolas Pouſſin, eines Ruysdael und eines Claude Lorrain zeigte im Verlaufe der Zeit ihre entſchiedenen Einwirkungen. Es geſchah dies, als die Reflexion, welche ſtets in reiferen Jahren eintritt, einen Einfluß gewann und aufforderte, auch der Vergangenheit und ihren Reliquien denjenigen Tribut zu bringen, welcher ihnen zukam. Man ſtudirte nun in Gallerien fremder Städte, man machte ſich mit den Principien früherer Anſchauungen bekannt, man philoſophirte über die Kunſt der Landſchaft und man machte neue Verſuche, es den Alten gleich zu thun. Auch hier hat Schirmer das Verdienſt der erſten und vielſeitigſten Anregung. Ihm zur Seite ſtanden dabei mehrere junge Künſtler, welche ſchon an andern Orten ihre Studien gemacht hatten und als fertige Maler nach Düſſeldorf kamen.

Nach der Verſchiedenartigkeit der Beſtrebungen kann man die Düſſeldorfer Landſchaftsmaler demnach in drei Klaſſen theilen, welche ſchon in den obigen Andeutungen liegen. Die Erſtern ſind die Stimmungsmaler mit untergeordnetem Naturalismus, die Zweiten ſind die Naturaliſten mit zurücktretender Stimmung, die Dritten ſind die hiſtoriſchen oder ſtyliſtiſchen Landſchafter. Nach dieſen Abtheilungen will ich Ihnen die Künſtler dieſes Zweiges vorführen. Uebrigens iſt mit dieſem Namen durchaus nicht geſagt, daß der Eine oder Andere nicht in das eine oder andere Feld übergreife. Hoffentlich wird Ihnen das bei der Beſprechung der einzelnen Maler klar werden. Vielleicht möchten Sie fragen, welche Richtung den Vorzug verdiene. Ich muß geſtehen, daß ich ſie alle drei in gleicher Weiſe liebe. Auch werden wir in jeder derſelben ausgezeichnete Künſtler finden.

Ich beginne mit den hiſtoriſchen oder ſtyliſtiſchen Landſchaftsmalern, indem ich bei ihnen einen gewiſſen Anklang an die geſchichtliche Kunſt finde. Was ich unter dieſer Richtung verſtehe, das wird Ihnen ohne Zweifel klar, wenn ich Sie an die Bilder eines Pouſſin erinnere. Sie wollen die Natur in großartiger Weiſe, gleichſam in Symbolen ſprechen laſſen. Darum ſehen wir denn auch in denſelben einen gewiſſen architektoniſchen Bau der Linien. Da iſt keine Stelle, welche ein Gewicht einnimmt, die nicht zugleich ihr Gegengewicht hätte. Sowohl in den Maſſen, welche die Berge und Bäume bilden, wie in den Lichtſtellen, welche in Ebenen und Lüften beſtehen, zeigen ſie Proportionen. Die Conturen ſind dabei frei von allen Schroffſeiten, ſie gehen gewöhnlich in weichen und edlen Schwingungen in andere über. In gleicher Weiſe ſind Licht und Schatten vertheilt, daß nicht das eine dem andern ſchadet, daß ſich Alles wechſelſeitig belebt und erhöht. Gewaltige und mächtige Augenpunkte zu gewinnen, welche das Intereſſe des Zuſchauers ganz in Anſpruch nehmen, das iſt eine Hauptaufgabe dieſer Richtung der landſchaftlichen Kunſt. Hinter dem bildenden Poet ſteht gleichſam der bildende Denker, der dichteriſche Schwung muß erſt die Feuerprobe der Reflexion beſtehen.

Wie ich ſchon bemerkte, iſt Johann Wilhelm Schirmer,

geb. 5. Sept. 1807 zu Jülich, derjenige Künſtler, welcher dieſe Richtung in Düſſeldorf begründete. Bevor er indeß dahin gelangte, hat er ſelbſt verſchiedene Phaſen durchgemacht, denn gerade in ihm hat ſich der geſchichtliche Gang, den ich Ihnen bereits oben zu charakteriſiren ſuchte, am auffallendſten offenbart. Durch ſeine Stellung als akademiſcher Lehrer mag er ſich vielleicht theilweiſe aufgefordert geſehen haben, Alles zu verſuchen, um das Beſte zu behalten. Theilweiſe liegt aber auch die raſtloſe unermüdliche Forſchung in ſeinem Geiſte begründet. Schirmer iſt eine derbe, äußerſt thätige ſtrebſame Natur. Ich glaube er kann mit Recht ſagen: Nulla dies sine linea. Es iſt unglaublich, welch eine Menge von Studien, Zeichnungen und Bildern faſt zu jeder Periode ſeines Lebens entſtanden ſind, merkwürdig iſt es dabei, wie viele verſchiedenen Perioden von Praxis und Theorie ſich darin zeigen. Es gibt faſt keine Anſchauung der Natur, keine Weiſe der Darſtellung, keine Art des Materials bis zu Farben und Pinſel hin, in und mit denen er nicht ſeine Experimente gemacht hat. In der Verfolgung ſeiner Zwecke iſt er faſt zum Naturforſcher landſchaftlicher Darſtellungen geworden.

Zuerſt waren es die einfachen und doch ſo reizenden Landſchaften des flachen Niederrheins, welche ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Nach der Anſicht vieler Kunſtverſtändiger hat er ſich ſogar in denſelben am meiſten ausgezeichnet. Sie behaupten, daß er jene Gegenden, welche ihm von Jugend auf ſo recht in's Herz gewachſen waren, auch als Gemälde am vortrefflichſten wiedergegeben habe. Ich erinnere mich in der That aus jener Zeit noch manches anmuthigen Bildchens. Bald war es ein Schilfteich mit einem anlehnenden Walde oder ſanften Hügeln, im Glanze des Frühlingsgrüns oder in reiferen Herbſtfarben, bald eine alte Burg an einem dunkeln Waſſer, bald ein Saatfeld in der Mittagsſonne, bald eine Mühle im Walde nach dem Gewitterregen, bald waren es andere ähnliche Gegenſtände. Dabei war das Detail mit einer Aufopferung an den Stoff, mit einem Fleiß und einer Liebe hingeſtellt, von der man überraſcht werden mußte. Die innige Pietät für die Natur verſchaffte dem Künſtler einen raſchen Ruhm, man

kann sagen, seine treue Anhänglichkeit und sein klares Verständniß der Heimat hatte ihm denselben zunächst erworben; dann aber förderten die romantischen Stimmungen, die er über seine Bilder zu ziehen wußte, nicht weniger die Anerkennung, welche ihm das Publikum zollte.

Dieser Periode folgte indeß bald der Naturalismus, der theilweise durch das großartige Talent Achenbachs in die Schule gebracht wurde, theilweise aber auch in jener Zeit lag, welche die Romantik abzustreifen begann. Schirmer, der für alles Neue empfänglich war, entzog sich dieser Bewegung nicht. Während er sich früher begnügt hatte, mit seinen Schülern an Rhein und Ahr, in der Eifel und auf dem Hundsrücken Studien zu sammeln, machte er nunmehr eine Reise an die Kalksteinufer der Normandie. Ein Jahr später bereiste er die Schweiz, um die kolossale Natur der Hochalpen in seine Bilder zu fesseln. Auch damit noch nicht befriedigt, begab er sich in späterer Zeit nach Italien, um in dem heimatlichen Lande der Kunst seine Bildung zu vollenden und blieb dort mehr als ein Jahr. Die Hauptresultate aller dieser Ausflüge waren eine Menge von höchst ausgezeichneten meisterhaften Studien, die besonders für den praktischen Künstler von dem größten Interesse sind. Vortreffliche Zeichnung, gediegene Färbung und großartige Auffassung der Natur bilden ihre unverkennbaren Tugenden. Dagegen kann ich nicht sagen, daß die nach diesen Entwürfen gearbeiteten Bilder immer durchaus gelungen waren. Seine Ufergemälde aus der Normandie, seine Darstellung der Jungfrau, seine Quelle der Egeria, sein Tivoli, seine Bilder aus der Campagna sind allerdings sehr bemerkenswerth, aber sie sind nicht erschöpfend. Man findet in ihnen nicht ganz und gar Natur und Länder wieder, denen sie entnommen sind. Als naturalistische Bilder sind sie nicht treu und wahrhaftig genug dargestellt, als Dichtwerke nicht poetisch genug aufgefaßt. Der hauptsächliche Grund, daß diese Arbeiten im Allgemeinen nicht den Beifall seiner früheren fanden, liegt aber wohl ohne Zweifel an der Hast, mit welcher der Künstler die verschiedenartigsten Gegenden durchstreifte, um dieselbe sogleich zu verarbeiten. Es gehört ein gewaltiges

Genie dazu, um ſolche Gegenſätze in einem Athem zu überwältigen. Iſt das aber nicht vorhanden, ſo bedarf es eines langen vieljährigen Aufenthalts voller Beobachtung und Hineinleben in die Landſchaft, damit die Bilder, welche die Seele klar und wahr aufgefaßt hat, auch in Leinwand erſcheinen.

Aber aus all dieſen verſchiedenartigen Eindrücken und überdies aus dem Studium der franzöſiſchen Landſchafter iſt in dem Geiſte des Künſtlers eine Richtung entſtanden, welche ich oben die ſtyliſtiſche oder hiſtoriſche Landſchaftsmalerei genannt habe. Zuſammengeſetzt aus den Gegenden Deutſchlands, der Normandie, der Schweiz und Italiens hat ſich in ſeiner Seele gleichſam eine neue Natur geboren, die ihm einzig und allein eigen iſt. Betrachtet man die letzten Bilder Schirmer's, ſo kann man nicht mehr ſagen, ſie gehören dieſer oder jener Gegend an. Sie ſind der allgemeine Ausdruck für beſtimmte Stimmungen, oder, wenn man will, Gedanken. Man ſieht, er ſtrebt darin nach einem gewiſſen ſymboliſchen Bau der Compoſition in groſſartiger Geſtaltung der Linien, nach der klaren Darſtellung eines gewaltigen Naturausdrucks. Dabei bewegt er ſich bald im Flachland, bald in den Gebirgen. In der Compoſition ſind dieſe Gemälde meiſtens wunderbar ſchön und groß. Sie rufen uns oft die erhabenſten Momente vor Augen. Zuweilen aber findet man im Detail der Arbeit nicht mehr die frühere Innigkeit und Treue, den Fleiß und die Ausdauer, dieſes wunderbare Aufgehen der Künſtler in ſeinem Gegenſtande. Einzelne Partieen erſcheinen allerdings mit einer ſeltnen Bravour gemacht, an andern Stellen aber trifft man mitunter auf Derbheiten, welche von der allzuheftigen Haſt des Meiſters zeugen. Dieſe Schwankungen zwiſchen Vollendung und Mängeln haben eine ziemliche Weile fortgedauert. Erſt in der jüngſten Zeit ſcheint der Künſtler den Gipfel erreicht zu haben, denn ſeine letzten Arbeiten ſtehn nicht allein über allem Tadel erhaben, ſie gehören auch den erhabenſten gediegenſten Werken auf dieſem Gebiete. Sie tragen den Stempel vollendeter edler Meiſterſchaft. Leider verſteht die Gegenwart ſolche Bilder nicht wie man es wünſchen muß.

Schirmer ist aber nicht allein ein ausgezeichneter Oelmaler, er hat auch eine Menge der trefflichsten Aquarelle geliefert. In diesen, wie in seinen Studien, erweist sich erst recht die unendliche Fruchtbarkeit seines Geistes. Wie er in den letztern an den Tag legt, daß er die Natur in tausend Situationen zu belauschen versteht, so thut er in den erstern dar, daß ihre Situationen sich in noch reicherer Fülle in seiner Seele abspiegeln. Wie ein nimmermüder Quell seine Ströme, so ergießt er sich in endlosen Dithyramben der Landschaft. Jeder Versuch, mit einer Beschreibung aufzutreten, muß an der Fülle des Stoffes scheitern. Noch bedeutender tritt der Künstler in seinen Radirungen auf. Hier ist er wiederum so zu Hause, daß man glaubt, dies Fach sei sein eigenstes Gebiet. Während sein Colorit vielleicht zuweilen Etwas zu wünschen übrig läßt, zeigt sich hier seine markige Kraft in tiefer Conception und entschiedener Zeichnung, voll der männlichsten Fülle. Seine Derbheit, die im Oelbilde mitunter als Fehler auftritt, wird hier zur schönsten Tugend. Nach diesen Mittheilungen werden Sie eingestehen, daß Schirmer eine der beachtungswerthesten Erscheinungen der heutigen Kunst ist. Nicht allein als Poet wird er glänzen, auch für die Kunstgeschichte wird er stets ein Licht sein, sein Beispiel wird für akademische Studien niemals verloren gehen.

In diese Reihe gehört auch August Weber, geb. 10. Januar 1817 zu Frankfurt. Meiner Meinung nach ist er, wenn auch nicht so naturgetreu und vielseitig, doch in seiner Beschränkung zuweilen gerundeter wie sein Vorgänger. Schirmer hat sich für die Richtung gebildet, Weber ist dafür geboren. Er hat sich nicht erst wie Jener in die historische Anschauung der Natur hineinphilosophirt, er sieht die Natur mit seinem geistigen Auge nicht anders, er offenbart seinen stylistischen Sinn ganz von selbst in seinen Landschaften. Auch ist er in seiner Richtung kein Schüler Schirmer's, er ist vielmehr Autodidakt, denn man kann eben so wenig sagen, daß er sich die Alten zum Vorbild genommen hat. Wie Buffon gesagt hat, der Styl ist der Mensch, so kann man von einem Bilde Weber's sagen: Diese Landschaft ist Weber wie er

leibt und lebt. So hat man denn auch bei ihm niemals irgend ein Schwanken wahrgenommen. In seinen ersten Versuchen wie in seinen letzten vollendeten Bildern, hat er stets jenen großartigen stylistischen Sinn an den Tag gelegt, der uns bei seinen Werken so sehr erquickt, weil er das Produkt einer unbefangenen ungekünstelten Auffassung ist.

Stellt man sich die Frage, woher Weber die Urbilder seiner Landschaften genommen habe, so besinnt man sich vergebens auf ihre eigentliche Heimat, obgleich man stets glaubt, sie in früherer Zeit gesehen zu haben. Oft kommen sie mir sogar vor, als wären sie mir im Traume erschienen, oft auch gedenke ich dabei an Gegenden, die ich vielleicht in vergangenen Tagen flüchtig durchfahren habe und von denen mir die Motive frei von allem Beiwerk im Gedächtniß stehen geblieben sind. Diese einsamen Waldstellen, an denen ein stiller Fluß wellenlos hinzieht, und diese wüsten Haiden, über denen die Gewitterwolken ihre dunkeln Schlachten kämpfen, diese regennassen Ebenen, aus denen sich hier und da ein Gehöfte mit seinen Baumgruppen erhebt, diese wilden Gebirgseinsamkeiten, in welche von den Gipfeln alte Burgen herabschauen, erinnern vorzugsweise an unser Vaterland. In andern Bildern möchte man sich dagegen mehr nach den obern Theilen Italiens versetzt sehen. Wir begegnen hier jenen stolzen üppigen Bäumen, wie sie ein südlicheres Klima emportreibt, jenen breiten und gedehnten Ebenen, welche mit ihren großartigen Ruinen an italienische Bildung erinnern und jenen breitgestreckten edeln Gebirgslinien, die man meistens jenseits der Alpen zu finden pflegt. Jedenfalls hat aber nur die Ahnung den Künstler bestimmt, solche Gegenstände zu behandeln, da er sehr wenige Reisen gemacht, Italien aber niemals zu Gesicht bekommen hat. Eben so tüchtig wie in der Formation ist Weber in den Stimmungen, welche er über seine Gemälde legt. Es sind in der Regel großartige harmonievolle Akkorde der Natur, welche uns daraus entgegenklingen. Ganz wunderbar hat er die melancholisch betrachtungsvolle und dennoch beruhigende Stimmung in einer Landschaft dargestellt, wo er zwischen Bergen mit Kastanienwald einen stillen Strom dahinleitet.

Die erſte Morgendämmerung möchte kaum beſſer darzuſtellen ſein, wie er ſie einem herrlichen Gebirgsbilde wiedergegeben hat. Im Vordergrunde links ſehen wir eine kräftige Baumgruppe, die Mitte füllt ein ſtiller dunkler See aus, die Ferne bilden Gebirge, die in unbeſtimmten Nuancirungen verſchwinden. Hinter einer großartigen Ruine, welche wir in der Weite erblicken, ſteht man die erſten Streifen des noch fernen Morgenlichtes, das indeß einen magiſchen Schimmer über die Gegenſtände des Bildes wirft und ihnen den ſeltſamen Reiz der allertiefſten Ruhe verleiht. Eben ſo ausgezeichnet finden wir die volle warme Pracht eines Sommermittags auf mancher Landſchaft ausgegoſſen, welche uns zwiſchen mächtigen Ulmenbäumen den Blick in eine von leichten Hügeln durchbrochene Ebene, mit einer Ausſicht auf eine überaus edle Gebirgskette geſtattet. Und ſehen wir uns endlich nach einem bewegten Bilde um, ſo treffen wir dies in einer kleinen Haidedarſtellung. Aus dem ebenen braunen Boden ragen nur einzelne windgepeitſchte Bäume und eine Hütte, deren Rauch im Sturm zerfährt. Die dunkeln Wolkenmaſſen haben ſich in ihrem raſchen Flug geſpalten und laſſen ein jähes Licht vom Himmel in die wüſte Landſchaft fallen. Aehnliche epiſche breite Darſtellungen finden wir noch auf einer Menge von Tafeln. Beſonders intereſſant ſind auch ſeine Mondſcheingemälde mit ihrem duftigen halben Lichte. Einen noch größern Reichthum von trefflichen Gedanken findet man in den Aquarell-Mappen des Künſtlers. Sie bilden gleichſam die Samenkörner für künftige Früchte. Schwerlich aber werden ſie alle inſofern zur Reife kommen, als ſie zu künftigen Oelbildern beſtimmt ſind, denn ihre Zahl iſt zu groß. In Geiſt und Charakter haben ſie entſchieden dieſelben Eigenſchaften, wie die genannten Oelbilder. Sie zeigen in der Compoſition überall große erhebende Momente und tief eindringende umfaſſende Stimmungen. Nicht minder verdienen einige Lithographien des Künſtlers die vollſte Aufmerkſamkeit.

Faßt man demnach das Princip der Weber'ſchen Darſtellungen zuſammen, ſo muß man geſtehen, daß er die Landſchaft concentrirt, potenzirt, erhöht und weiter gedichtet hinſtellt. Er faßt

gewöhnlich Vieles in Eins zuſammen und rundet es zu einem einheitlichen Totaleindruck ab. So dichtet er nicht die Natur, ſondern er dichtet die in ſeine Seele aufgenommene Natur nach ſeiner eigenen Individualität um. Und wie er dabei nach immer künſtleriſcher Vollendung des Gedankens in allen ſeinen Bildwerken ringt, ſo ringt er nicht minder nach der reinſten und klarſten Form. Seine Zeichnung iſt vortrefflich und ſeine Farbengebung durchaus gediegen, ernſt und den großartigen Gegenſtänden entſprechend. Nur könnte die Natürlichkeit oft ſchlagender ſein. Er müßte mehr Studien nach der Natur malen. Bedenke ich übrigens die merkwürdigen Fortſchritte, welche er noch in den letzten Jahren gemacht hat, ſo iſt es allerdings wahrſcheinlich, daß er einer noch ſchöneren Entwickelung entgegen geht.

Der talentvollſte jüngere Maler der ſtyliſirten Landſchaft iſt Auguſt Keßler aus Thorn. Die Zahl ſeiner Bilder iſt noch nicht beſonders groß, weil der Künſtler ſich noch in frühen Jugendjahren befindet, aber es ergibt ſich aus ihnen das untrügliche Reſultat, daß er ebenfalls für dieſe Richtung geboren iſt. Seine Compoſitionen ſind voll großer mächtiger Empfindung, ſowohl in ihrem ſymmetriſchen Bau, wie in den Stimmungen, welche ihnen Leben verleihen. Ebenſo meiſterhaft erſcheinen ſie in der Zeichnung. Nur die Farbengebung könnte man friſcher und lebendiger wünſchen, denn man kommt durch ſie mitunter auf den Gedanken, das Bild ſei nicht recht in die Farbe hineingedacht. Bei der Jugendlichkeit des Künſtlers läßt ſich indeß vermuthen, daß ſich dieſer Fehler immer mehr beſſre. In jedem Fall gehört Keßler zu denjenigen Talenten, von deren Zukunft man ſich viel verſprechen darf. Dieſelbe Richtung wird auch von Adolf Hönnighaus aus Crefeld verfolgt. Offenbar iſt auch er ein ſinniger poetiſcher Künſtler, dem aber die Handhabung des Materials ſchwer wird. Seine Compoſitionen ſind ſchön gedacht und empfunden, aber ſelten mit derſelben Fertigkeit behandelt, wie gerade die Landſchaftsmalerei es erfordert. In den letzten Jahren war er meiſtens in Italien. Einen ganz jungen Künſtler, Heinrich Ludewig aus

Marburg, der denſelben Weg eingeſchlagen hat, will ich ebenfalls anführen, indeß mit dem Bemerken, daß ſeine Entwicklung noch im Schooße der Zukunft liegt.

Bin ich auch hier mit den eigentlichen Düſſeldorfer ſtyliſtiſchen Landſchaften zu Ende, ſo würde es doch unfreundlich ſein, wenn ich einige Künſtler vergeſſen wollte, welche als Jünger derſelben Richtung unſere Gartenſtadt längere Zeit beſuchten und in der That Bilder geliefert haben, denen ſich die Vortrefflichkeit nicht abſprechen läßt. Da ich als Deutſcher die Pflicht habe, möglichſt gründlich zu verfahren, ſo darf ich Sie auch allerdings von einigen Zugvögeln unterhalten, deren Kunſt eigentlich unter andern Einflüſſen geboren ward, aber die man doch gern erſcheinen und ungern ſcheiden ſieht. Jedenfalls ſind es Schwalben, die uns des Sommers gedenken laſſen.

Eine beſondere Beachtung verdiente unter dieſen Zugvögeln Adolf Carl aus Hamburg. Wenn ich nicht irre, ſo kann man ihn einen Jünger der Münchener Schule nennen, wenigſtens hat er ſich lange dort aufgehalten. Die erſten Bilder, welche dieſer Künſtler in Düſſeldorf malte, erregten vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit der hieſigen Akademiker. Er führte ihnen darin die ganze Pracht der Gegenden aus Salzburg, Tyrol und Oberitalien vor Augen. Zugleich waren ſeine Landſchaften ſo künſtleriſch, ich möchte ſagen architektoniſch durchdacht und aufgebaut, ſeine Alpengebirge waren ſo ſchön und fein gezeichnet, in ſeiner Vertheilung von Berg, Waſſer und Land war ein ſo vortreffliches Maaß beobachtet und die Perſpective ſtufte ſich in den vorgeführten Geländen ſo ſcharf und überlegt ab, daß man dieſen Compoſitionen nur Bewunderung zollen konnte. Ueberdies hatte der Künſtler einen ſeltſamen Farbenzauber über ſeine Landſchaften geworfen, der um ſo mehr wirkte, als er ihnen meiſtens den Charakter einer großartigen Ruhe verlieh. Wie freute man ſich, neben ſeinen Alpen, die ihre Häupter ſtolz in die reinen Lüfte erheben, die niedrigen wald- und weinbedeckten Berge zu ſehen! Die blauen Flächen der Seeen, in denen ſich Berge und Städte ſpiegelten, locken zur Fahrt, und man wandert mit Luſt durch die waldbedeckten Ebe-

nen, aus denen ſich Schlöſſer und Dörfer erhoben. Der Reiz einer vollendeten Harmonie lag auf dieſen Werken und machte den Künſtler, der offenbar ein ariſtokratiſches Element in ſeiner Malerei entwickelte, äußerſt intereſſant. Später, als Carl unermüdlich neue Bilder ſchuf, wollte man dieſen Eigenſchaften nicht mehr dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren laſſen, denn er wiederholte ſich zu ſehr in der Conſtruction ſeiner Compoſitionen und in denſelben Stimmungen und Färbungen, die man mitunter ſogar zu ſüß nannte. Ich will nicht läugnen, daß auch ich etwas Wahres in dieſen Aeußerungen fand, aber ich möchte doch nicht allein nach den Werken, die mir zu Geſicht gekommen ſind, den Werth des Künſtlers beſtimmen: ſeine letzten Arbeiten waren ohne Zweifel Ergebniſſe ſeiner letzten Studien. Er hat Düſſeldorf bald wieder verlaſſen, um in Italien weiter zu arbeiten. Dort iſt er in Rom in ſchönen frühen Jahren an einem Herzleiden geſtorben, zu früh für die Kunſt, auf deren Gebiet er noch herrliche Schätze heben konnte, aber ſicher mit dem Nachruhm, daß ſeine Bilder zu den eleganteſten der neuen Zeit gehören.

An ihn reiht ſich als Paſſant in Düſſeldorf Bernhard Fries aus Heidelberg, der Bruder des rühmlich bekannten verſtorbenen Landſchaftsmalers. Er war während ſeines hieſigen Aufenthalts noch ſehr jung und keineswegs vollkommen durchgebildet. In ſeinen Arbeiten gefielen beſonders die einzelnen Partieen, aber dieſe auch ganz beſonders. Seine Motive waren theilweiſe der Umgegend von Heidelberg, theilweiſe der italieniſchen Natur entnommen. Die Bilder bekundeten in ihren ſchönen Linien und ernſten Stimmungen ein Talent für großartige Compoſitionen. Wie es mir ſchien, klebte ihnen aber mitunter zu ſehr der Staub der Schule und der Dunſt der Theorie an. Ueberdies litt Manches in Gedanken und Ausführung an einer zu großen Haſt. Dadurch gewannen ſeine Werke oft etwas zu Wildes und Dithyrambiſches, das gerade bei dieſer reflectirenden Richtung am Wenigſten vertragen wird. Ob ihn Studien nach friſcher Naturanſchauung von ſeiner zu großen Schnelligkeit geheilt und ihm die ganze gediegene Geſundheit verliehen haben, kann ich nicht ſagen, weil ich

in den letzten Jahren nichts mehr von ſeiner Hand geſehen habe.

Auch der däniſche Landſchaftsmaler Ludwig Gurlitt iſt hierher zu zählen. Streifen ſeine Bilder auch ſchon in den Naturalismus hinüber, ſo ſtehen ſie doch auch der styliſtiſchen Richtung nicht allzu fern. So viel ich weiß, malte er während ſeines hieſigen Aufenthalts nur eine größere Landſchaft nach Motiven aus Jütland, aber dieſe intereſſirte mich in einer Weiſe, daß ich wohl wünſchte, mehrere Gemälde dieſes Künſtlers geſehen zu haben. Sie führte den Beſchauer in ein hügelreiches Land. Keine einzige ſchroffe Form, überall milde Wölbungen und Biegungen der Linien, an den Höhen friſche Buchenwälder und rothblühendes Heidekraut; Hünengräber liegen hier und dort, nach den Niederungen hin dehnen ſich fette Weiden, breite ſtille Waſſer, Flüſſe, denen die See mit ihren Fluten, anſcheinend vor undenklichen Zeiten geholfen hat, ihr Bett auszubreiten, durchſchneiden es nach verſchiedenen Richtungen, Segelkähne fahren durch die ſtillen Flächen, drüber eine ruhige freundliche Luft mit mächtigen Wolken, aber faſt bleich und farblos, wie ſie den Gegenden eigen iſt, die mehr nach Norden liegen. Ein ganz eigenthümlicher Typus! Man ſieht, der Künſtler hat den Charakter der Gegend vortrefflich getroffen, denſelben aber erhöht und erweitert. So muß zweifelsohne das ganze Land ausſehen; ſo ſtill, groß und doch anmuthig ſetzt es ſich noch lange Meilen fort. In Zeichnung und Colorit zeigte ſich der Künſtler ſehr bedeutend. Gurlitt ging von hier nach Italien und lebt gegenwärtig in Berlin.

Das ſind die Vertreter dieſer Richtung. Ich muß ſie beinahe alle bedeutend nennen. Die Reflexion in jedem Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft begnügt ſich nie mit den kleinen Proben. Aufkeimend aus einem tiefen ruhigen Geiſte gebiert ſie den Gedanken und verfolgt ſeine Ausführung gewöhnlich bis in die letzten Conſequenzen. Fleiß und Ausdauer ſind ihre natürlichen Genoſſen. Je fruchtbarer aber der Grund iſt, auf welchem ſie wächſt, je reicher die Individualität, welche ihr Leben und Entwickelung gibt, deſto vorzüglicher gedeiht die junge Pflanze. Unter den Dichtern finden

ſich ähnliche Naturen. Von den Franzoſen möchte ich Lamartine und von Deutſchen Platen hierher zählen, und da bedarf es denn keines weiteren Lobes.

XXIX.

Die naturaliſtiſchen Landſchaftsmaler A. Achenbach, O. Achenbach, H. Gude und ihr Kreis.

Habe ich der vorigen Gruppe die Poeſie der Reflexion zugeſprochen, ſo finde ich bei den naturaliſtiſchen Landſchaftsmalern die Poeſie der Wahrheit, der Kraft, der Fülle. Jede Dichtung, welche in den Anſchauungen der unmittelbaren Natur und des unmittelbaren Lebens ihren Grund und Boden hat, iſt für die Gegenwart die wirkſamſte, weil ſie im Sinne der Gegenwart aufgefaßt, auch für dieſelbe verſtändlich iſt. Die ſogenannte hiſtoriſche Landſchaft fordert ſchon tiefere Studien, ſie will, daß man viel geſehen und verglichen hat, bevor man zum eigentlichen Verſtändniß kommt. Bei den naturaliſtiſchen Bildern gibt ſich daſſelbe ohne alle Mühe, man braucht nur um ſich zu ſehen und man findet überall Anknüpfungspunkte in dem organiſchen Leben und Weben, welches uns umgibt. Freilich hat aber auch der Naturalismus verſchiedene Stufen und Phaſen. Auf der niedrigſten offenbart er ſich als eine flache, platte Nachahmung, auf der höchſten hat er neben der Treue auch das Ideal der Schönheit vor Augen. Unter dieſer Form gewinnt er die Berechtigung wahrhaftiger edler Poeſie. Wir werden bei den folgenden Künſtlern beide Formen verſchieden nach den verſchiedenen Individualitäten antreffen.

Und jetzt geben Sie Acht, denn es ſteigt ein Meteor am Himmel der Landſchaftsmalerei auf! Sie errathen ohne Zweifel, daß ich Ihnen Andreas Achenbach, der am 29. Septbr. 1815 in Kaſſel geboren iſt, aber ſtets in Düſſeldorf lebte, vorzuführen

gedenke. Indem ich über ihn reden will, wünſche ich mir wohl etwas von ſeiner friſchen Beweglichkeit und ſeiner kräftigen Urſprünglichkeit. Die hellen Farben ſeiner Palette und ſein blühender Pinſel würden meiner Charakteriſtik gute Dienſte thun. Was für ein herrliches Talent! Welche Jugendlichkeit, welcher ewig friſche Wechſel! Mit einer unendlichen Schnelligkeit wirft er ſeine Bilder auf die weiße Leinwand. Voll ſtiller Bewunderung habe ich ihn oft hinter ſeiner Staffelei geſehen, immer munter und freundlich, voll von guten luſtigen und witzigen Einfällen, und dabei ſchwingt er ordentlich den Pinſel. Man kommt heute zu ihm und findet ihn vor einer weißen Leinwand oder vor einer ſolchen, auf der ſich die Farben chaotiſch mengen, eine rudis indigestaque moles, nach drei Tagen beſucht man ihn wieder und die Blicke ſchwelgen in einem bezaubernden Bilde. Seine Productivität überſteigt faſt alle Glaublichkeit. Es iſt merkwürdig, was in dieſer verhältnißmäßig jungen Künſtler-Laufbahn für eine Menge von Werken liegt. Wenn ich ihn bei der Arbeit erblicke, kommt mir oftmals der Gedanke, wie Achenbach ſeine Landſchaften, müſſe Rubens ſeine Hiſtorienbilder gemalt haben, ſo flott, ſo leicht, ſo munter, ſo genial geht ihm Alles von der Hand.

Sein künſtleriſches Streben läßt ſich in mehrere Perioden eintheilen. In ſeinen erſten Werken finden wir den Charakter der Rheingegenden wieder, welche damals in allen Landſchaften der Schule florirten. Er ſtudirte wie die Genoſſen in den Ebenen des Niederlandes, an der Ahr, in der Eifel und auf dem Hundsrücken. Aber ſchon damals, in ſeiner erſten künſtleriſchen Jugend, machte ſich ein Element in ſeinen Verſuchen geltend, welches nicht in dem damaligen Princip der Schule lag. Man fand nämlich bei ihm ſtatt der romantiſchen eine viel natürlichere, lebensfriſchere Auffaſſung. Die klingende, muſikaliſche und duftige Bearbeitung der Natur hatte ſich ſeiner Sympathieen weniger zu erfreuen, er behandelte ſeine Gegenſtände bei Weitem materieller, ohne darum aber minder geiſtreich zu ſein. Im Gegentheil entwickelte er von vornherein eine bei Weitem größere Vielſeitigkeit als ſeine Umgebung und gab dadurch, obgleich er faſt noch kaum in den Jüng-

lingsjahren ſtand, Veranlaſſung zur mannigfaltigſten Anregung. Sein großes Talent fand die ausgezeichnetſte und unbedingteſte Anerkennung. Mit großer Freude gedenke ich noch mancher Landſchaften aus jener Zeit, unter denen ich das Siebengebirge, das Rolandseck, die Rheinfähre, eine Moorgegend und beſonders St. Goar nenne.

Seine raſtloſe Lebendigkeit fand indeß bald nicht mehr den erforderlichen Nahrungsſtoff in einer verhältnißmäßig engen Umgrenzung. Die Eindrücke, welche er auf frühen Reiſen mit ſeinem Vater geſammelt hatte und die unverlöſcht in ſeinem Gedächtniſſe ſtanden, tauchten ſchon in der erſten Periode oft in ſeinen Entwürfen mit friſchen Farben auf. Aber damit war er nicht zufrieden. Neue Reiſen ſollten ſeiner Kunſt den Stoff liefern. Und da war es vorzugsweiſe das Meer, welches ihn anzog. Die gewaltige Großartigkeit des Oceans in ſeinem Sturm und in ſeiner Ruhe, erregte immer die größten Sympathieen in der Seele des Künſtlers, denn es iſt offenbar eine Aehnlichkeit zwiſchen beiden vorhanden. Sie gleichen ſich in ihrer Tiefe, in ihrem Ungeſtüm, in ihrer Kraft, in ihrer Poeſie. Auf mehreren längern Ausflügen ſtudirte er die See an der holländiſchen, engliſchen, ſchwediſchen und norwegiſchen Küſte. Ich glaube, daß ſelbſt wenige holländiſche Maler ihn in Darſtellungen des niederländiſchen Strandes, ſeiner Dünen und Städte übertroffen haben, obgleich dieſelben doch im offenbaren Vortheil gegen ihn ſind, indem ſie in jener Natur geboren und erzogen wurden und folglich die tiefſten Eindrücke derſelben erhalten mußten. Man kann keine lebendigeren Uferſcenen zu Geſicht bekommen, wie er ſie malt. Bald iſt es ein Stück einſamer Düne mit einem Leuchtthurme oder mit harrenden Gruppen und der in ewiger Bewegung hinrollenden Brandung, gegen welche die Boote ankämpfen, bald iſt es eine Einfahrt in einen Hafen mit mächtigen Pfählen, zwiſchen denen die Lootſen ihren Weg ſuchen, bald iſt es eine einſame Strecke am Meer, die nur durch das Rollen der Wogen und einſame Möven belebt wird, und bald ſind es noch andere Scenen, wobei Schiffe, Boote und Matroſen zugleich eine bedeutungsvolle Rolle ſpielen. Iſt Achenbach ſchon

in dieſen Darſtellungen ausgezeichnet, ſo iſt er unübertrefflich, wenn er die felſigen Küſten, wie ſie namentlich Norwegen bietet, mit dem Ocean verbindet. Ich weiß in der That keinen Künſtler, der es ihm in dieſer Beziehung gleich thäte. In ſolchen Bildern zeigt er wahrhaft gigantiſche Züge. Der Kampf der im Sturm wild aufbrauſenden Wogen mit den ſchroffen zackigen Granitmaſſen, welche ſich in Urzeiten daraus erhoben, iſt ebenſo ergreifend wie gewaltig. Der Zorn des Himmels, der ſein Angeſicht dabei gewöhnlich mit dunkelgeballten Wolken umhüllt, ſtimmt durchaus zu dieſem Streite auf der Erde, in welchem zertrümmerte Schiffe und zerbrochene Maſten als ſeine Siegestrophäen gegen die Klippen geſchleudert werden. In manchen Bildern führt uns der Künſtler auch mitten in die See und zeigt uns Schiffe im gefährlichen Kampfe mit den Elementen. Am intereſſanteſten in dieſer Beziehung war ſeine Darſtellung des Präſidenten, des bekannten Dampfſchiffs, das ſpurlos verſchwunden iſt und von dem die Sage geht, daß es zwiſchen den Eismaſſen, welche der Nordpol im Sommer in den atlantiſchen Ocean ſchickt, zermalmt worden ſei. Er zeigt uns hier den rieſigen Dämpfer von Eisgebirgen umgeben, dem Untergang nahe. Ein ſchrecklicher Anblick! Was bei all dieſen Marinen ſo überraſchend großartig wirkt, das iſt das dramatiſche Leben, welches der Künſtler der Natur einhaucht. Da lebt jeder Tropfen Waſſer in den mächtigen Fluten und jedes Stückchen einer Wolke, die am Himmel dahinbrauſt. Das iſt die furchtbar toſende Leidenſchaft, die uns aus dieſen wilden hochaufwogenden Wellen entgegenziſcht, es iſt der ſtarre unerbittliche Tod, der aus dieſen geſpenſtiſchen Eisſchollen und aus dieſen dunkeln harten Uferfelſen lautlos entgegenſtarrt; das ſind die unergründlichen Wege des Schickſals, die hinter dieſen undurchdringlichen Nebeln verborgen liegen, und das iſt der ſüße Frieden, die holde Verſöhnung, welche uns aus dieſen ſpiegelglatten blauen Meerflächen entgegenſcheint. Ueberdies gibt ihnen das Schiffsleben, das beinahe überall als Staffage dient und das dem Künſtler wie dem beſten Genremaler gelingt, ein erhöhtes Intereſſe.

Ebenſo großartig iſt der Künſtler als Maler der norwegiſchen

Natur aufgetreten. Dieſe wilden, unbeſteigbaren Felſenberge und Klippen, dieſe Föhrenwälder, dieſe ungebändigten Ströme, die in tauſend Waſſerfällen über die Berge dahinbrauſen, ganze Tannen und Granitblöcke im Sturze mit ſich reißend, die in's Land tiefeinſchneidenden Buchten, welche der Nordländer Fjorde nennt, dieſe ſtarrenden Eisberge, dieſe unwirthlichen Haiden, auf denen das Elenthier ſtreift, dieſe Scenen voll mächtiger ungebändigter Naturkraft, bald wechſelnd im kalten düſtern Lichte des Nordens, bald mit geheimnißvollen Nebeln bedeckt, ſind ganz und gar geeignet, einen mächtigen, originellen Geiſt zu feſſeln. Hier, wo die Adler horſten, ſcheint Achenbach ſo recht zu Hauſe zu ſein. Er hat die ſchönſten und mannigfaltigſten Motive aus jenen wilden, ſeltſamen Gebirgen behandelt und darin eine Lebendigkeit und Friſche der Auffaſſung, eine Gewalt der Farbe entwickelt, die immer neue Bewunderung erweckt. Am erhabenſten iſt er wohl nach dieſer Seite hin in einer Nordlandſchaft aufgetreten, welche der hieſigen Gallerie gehört. Wir ſehen uns an einen Fjord verſetzt. Rechts und links ragen ſteile Bergkegel faſt ſenkrecht aus dem Waſſer hervor, das ſich in tiefer ſpiegelglatter Stille dehnt. Rechts am Strande ſteht eine Tanne, ſonſt gewahrt man wenig von Vegetation. Die Berge laſſen im Hintergrunde eine Durchſicht, welche uns den Blick auf einen Gletſcher geſtattet, der im vollen Sommerlichte ſtrahlt, während im Vorderraum alles dunkel und glanzlos erſcheint. Dieſe klare Stelle blickt durch den Spalt der Berge und ſpiegelt ſich herüber bis in den Vordergrund des Waſſers, dadurch kommt eine eigenthümliche wunderbare Stimmung in das Bild, die noch dadurch erhöht wird, daß wir in der Luft ähnliche Gegenſätze gewahren. Denn auch dort wechſeln dunkle Wolken und tiefblauer Himmel ab. Es iſt eine mächtige gewaltige Einſamkeit, umgeben von den Conturen einer rieſenhaften Schöpfung. Das einzige organiſche Leben rührt von einer großen Menge von Seemöven und einem fernen Kahn, der eine glänzende Furche hinter ſich läßt, her. Für meinen Geſchmack iſt es eins der bedeutendſten landſchaftlichen Bilder, die ich jemals geſehen habe.

Auf einer ſeiner letzten großen Studienfahrten hat Achenbach

Italien beſucht und ungefähr zwei Jahre dort zugebracht. Seine Meiſterſchaft hat ſich ebenfalls nach ſeiner transalpiniſchen Reiſe in glänzender Weiſe bewährt, denn nach derſelben finden wir in ſeinen Werken die gleich großartige Auffaſſung der Sprache der Natur, die gleich kräftige Auffaſſung in der Zeichnung der Formen und Linien und die gleiche Kühnheit und Kraft in der Farbengebung, die wir ſchon ſo oft zu bewundern Gelegenheit hatten. In allen weſentlichen Eigenſchaften, welche den Künſtler machen, iſt er derſelbe geblieben. Dennoch ſind ſeine italieniſchen Bilder vielleicht die am wenigſten gelungenen, beſonders wenn man ſie in ihrer Totalität betrachtet. Die Gründe dieſer Erſcheinung ſind nicht ſchwer zu enträthſeln. Wie ſchwierig iſt es ſchon an und für ſich, in die Eindrücke einer neuen Natur ſich hineinzuleben! Wie viel ſchwieriger mag es aber ſein, bei einem dem Norden ſo entgegengeſetzten Lande, wie Italien, wo die Formation der Länder und der Meere und beſonders die Einwirkung des Lichtes ſo durchaus verſchieden iſt. Und dann müſſen Sie hinzunehmen, daß der Künſtler ſein Leben lang eine ſchroffe, wilde, zackige Landſchaft behandelt hatte. In der That, bei dem größten Genie iſt hier die Aengſtlichkeit und Zaghaftigkeit zu entſchuldigen. Dieſe zeigte ſich denn auch offenbar in vielen Gemälden mit italiſchen Motiven. Achenbach ſtand namentlich in den erſten Bildern dieſer Art nicht über ſeinem Stoff, ſondern er ließ ſich von demſelben beherrſchen. Aber das war auch gewiß der Fall, als er aus Norwegen zu Hauſe kam. Nicht gleich nach ſeiner Rückkehr hat er die vollkommenſten Leiſtungen geliefert, er hat erſt ſtudirt und verſucht, er hat erſt lange Jahre jene Eindrücke jener Gegenden wiederzugeben geſtrebt, ehe er zu den koloſſalen Reſultaten gelangte, in denen wir jetzt eine ewige Zierde der Landſchaftsmalerei erblicken. Und ſo ſind auch ſeine letzten Bilder ſchon ungleich vollendeter. Die Natur Hesperiens hat ſich in ſeiner Erinnerung geläutert und gerundet, die Idee tritt immer glänzender hervor, ſeitdem er nicht mehr mit dem Material kämpft. Ziehe ich nun gleichwohl im Ganzen ſeine norwegiſchen Landſchaften mit ihrer ungeſtümen Wildheit vor, ſo muß ich doch geſtehen, daß einige italieniſche äußerſt intereſſant

waren. Hierher gehört unter andern ſein Veſuv, den er in Rom malte. Dieſes Gemälde leidet noch an jener beſprochenen Befangenheit, der man es anſieht, daß der Künſtler mit heiliger Scheu an das Werk ging, aber es iſt eine Feinheit in den Formen und Farben erſtrebt, die wahrhaft rührend genannt werden muß. Viel freier tritt er ſchon auf in einer reizenden Anſicht von Palermo. In ſeinen Cyklopenfelſen erſcheint er endlich ſo keck und energiſch, wie in ſeinen kühnſten Nordbildern. Auch den Aetna hat er trefflich wiedergegeben.

Gegenwärtig malt Achenbach Alles in Allem. Was er geſehen hat, das iſt ihm für alle Zeiten gegenwärtig. Er greift wie ein reicher Mann in ſeinen Säckel und zieht heraus, was ihm beliebt. Da wechſeln denn die feuchten Fluten des Meeres mit den hohen Eichenwäldern des Vaterlandes, da ſieht man bald ein Stück des düſtern ſchroffen Nordens und bald ein Stück des farnſchönen milden Südens. Selbſt als Architekturmaler hat er ſich ausgezeichnet. Alle jene Länderſtrecken die er durchzogen hat, ſind mit tiefen unerlöſchbaren Farben in ſein Gedächtniß eingeprägt. Er producirt faſt nur aus der Erinnerung. Dabei gibt es hier keinen Künſtler, welcher der Natur treuer iſt. Und darin liegt denn auch der Grund, daß ich ihn als den Führer der naturaliſtiſchen Richtung hingeſtellt habe. Wenn man ihm überhaupt einen Vorwurf machen kann, ſo beſteht derſelbe darin, daß er mitunter etwas zu ſtofflich verfährt. Seine übergroße Bravour verführt ihn hier zu Extravaganzen, in welchen wir die Compoſition und die Stimmungen ſeiner Bilder einigermaßen vernachläſſigt ſehen. Nimmt er dagegen alle Kraft ſeines Talentes zuſammen, dann ſind ſeine Werke in allen dieſen Beziehungen unübertrefflich. In manchen Bildern erfüllt er alle Forderungen, die man an einen ſtyliſtiſchen oder hiſtoriſchen Landſchaftsmaler machen kann, in der vollkommenſten Weiſe und dabei gibt er ihnen ſo entſchiedene poetiſche Stimmungen, daß ſie tief in die Seele des Beſchauers eindringen. Dies iſt aber darum um ſo mehr der Fall, weil der vollendete künſtleriſche Gedanke in vollendeter künſtleriſcher Form zum Vorſchein kommt. Hier iſt er nach den Umſtänden milde oder ſtür-

miſch, gemüthlich oder großartig, aber immer dramatiſch lebendig. In ſeinen beſten Bildern iſt ſein Talent Genie. Seine merkwürdig naturwahren Darſtellungen ſind alsdann durchſtrömt von einer mächtigen großartigen Individualität. Es blitzt alsdann Etwas durch ſeine Arbeiten, welches ihn über alle Künſtler der Schule erhebt.

Eine andere Richtung der Achenbach'ſchen Muſe darf ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſelbe hat manchen Leuten die Galle und noch mehreren das Zwerchfell in Bewegung geſetzt und beſteht in ſeiner großen Bravour im Carikiren. Seine Leichtigkeit in dieſem Fache läuft mit ſeinem Humor in die Wette: in den Jahren der übermüthigen Jugend war der Künſtler wegen dieſes Talents ſogar gefürchtet. Da ergab ſich kein lächerliches Ereigniß, da erſchien keine komiſche Figur, Achenbach verfaßte ein Zerrbild darauf. Es gibt hier wenig Leute, die ſich nicht über die Caricaturen der hieſigen Kunſtjünger, die in einem Fries von vier Blättern dargeſtellt waren, über diejenige eines hieſigen Theaterkritikers, eines übertreibenden Schauſpielers, des witzigen Carnevals-Comité's und einiger hieſigen Champagnertrinker gefreut haben. So verzerrt auch die Darſtellungen erſchienen, ſo erkannte doch Jeder bald die Originale heraus, denn die Charakteriſtik war eminent und des Lachens kein Ende. In der letzten Zeit hat er ſich auch mit Glück im politiſchen Zerrbild verſucht. Die meiſten ſeiner guten luſtigen Einfälle ſind indeß nur ſeinen nähern Freunden bekannt geworden. Viele betrafen private Verhältniſſe und waren deshalb ſchon von ſelbſt von der Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen. Andere zu ſcharfe und draſtiſche Darſtellungen blieben in den Mappen des Künſtlers liegen, weil er zu gutmüthig war, um ſie zu publiciren. Betrachtet man demnach die ganze Thätigkeit des Künſtlers, ſo findet man eine Reihe von Reſultaten, die zu den beſten gezählt werden können.

Sein jüngerer Bruder Oswald Achenbach, geb. 2. Febr. 1827 zu Düſſeldorf, zeigt ebenfalls ein ſchönes feines Talent. Wenn er auch gerade nicht an dieſe Stelle gehört, weil er theilweiſe Styliſt iſt, ſo nenne ich ihn doch hier, weil die Brüder ſich wenigſtens in der Landſchaftsmalerei begegnen und weil derſelbe

überdies in ſeiner erſten Periode ein getreuer Nachfolger ſeines natürlichen Vorgängers und Lehrers war. In der letzteren Zeit iſt er dagegen ſo ziemlich den Einflüſſen deſſelben entwachſen. Was ihn vorzugsweiſe auszeichnet, das iſt ſein edles Compoſitionstalent, das nur im Dienſte maßvoller Schönheit wirkt und ſchafft, ſo daß er in dieſer Beziehung eigentlich der früheren Gruppe angehört. Er hat einen äußerſt feinen Sinn für correcte Zeichnung, harmoniſche Färbung und poetiſche Stimmungen an den Tag gelegt. An die Stelle der Kraft tritt bei ihm die des weichen Gefühls, an die Stelle der kühnen Wildheit, die ſanfte Gemüthlichkeit. Er hat in der jüngſten Vergangenheit vortreffliche Bilder im Charakter der italieniſchen Gegenden geliefert, die eben ſo ſehr von dichteriſcher Auffaſſung wie geſchickter Technik zeugten. Bald führt er uns an einen See im Charakter des Lago di Como oder des Lago Maggiore, bald läßt er uns Stücke der Lombardei ſehen, bald bringt er uns in die öde Campagna, bald ruhen wir mit ihm an alten Brunnen oder wir beſchauen zerbröckelte Bauwerke römiſcher Vorzeit. Faſt immer aber beſchränkt er ſich auf Italien, während ſein Bruder uns durch ganz Europa führt. In vielen kleinen und großen Aquarellen hat er ebenfalls Zartheit und Anmuth bewieſen. Uebrigens ſteht er erſt in der beſten Entwickelung und allem Anſcheine nach haben wir noch vieles Gute von ihm zu erwarten.

Ein anderer jüngerer Künſtler, Albert Flamm aus Köln, hat große Aehnlichkeit mit Oswald Achenbach. Zugleich iſt er faſt denſelben Weg gegangen, indem er nicht frei von den Einflüſſen Andreas Achenbach's geblieben iſt und überdies ſich ebenfalls der Darſtellung Italiens befleißigt. Indeß iſt er weniger poetiſch und in der Ausführung oft zu decorativ. Früher hat derſelbe auch ſehr anmuthige deutſche Bilder geliefert, in welchen er den Hauptwerth auf die Stimmung zu legen ſchien. Vielleicht könnten wir übrigens ihn ſowohl wie Oswald Achenbach mehr den Stimmungsmalern zuzählen als den Naturaliſten. Innerlich ſind ſie es wenigſtens geweſen, wenn ſie ſich auch äußerlich mehr der letzteren Gruppe angeſchloſſen haben. Um indeß hier ein

endgültiges Urtheil zu fällen, müſſen wir noch einige Zeit warten, zumal der Künſtler die letzten Jahre über den Alpen zugebracht hat.

Die Lorbeeren dieſer Gruppe theilt mit Andreas Achenbach der Norweger Hans Gude, geb. 1825 in Chriſtiania, ſowohl wegen ſeines kräftig ausgeprägten Naturells, als wegen der hohen Vollendung ſeiner Werke. Er iſt ebenfalls einer jener Künſtlernaturen von Gottes Gnaden, ihm iſt eine Begabung verliehen, von der man mit Recht ſagen kann, daß der Geiſt Gottes ſie angehaucht hat. Aus ſeinen Gemälden weht dem Beſchauer die naturwüchſige Urſprünglichkeit an. Kein hieſiger Landſchaftsmaler hat wohl je, gleich ihm, an die Genialität des ältern Achenbach erinnert. Uebrigens iſt er doch nicht ſo vielſeitig. Seine friſche Begeiſterung nimmt ſich nur Stoffe aus ſeinem Vaterlande, deſſen kaum geahnte Heldennatur aber in ſeinen Bildern unzweifelhaft einen noch unmittelbareren Eindruck macht, wie alle Bilder, welche ich von deutſchen Künſtlern geſehen habe. Man überzeugt ſich gleich, daß ſeine Wiege in dieſen Thälern geſtanden hat, daß er ſich als Knabe auf dieſen Fjorden umherſchiffen ließ und daß ihm dieſe nordiſchen Gletſcher in die Schulſtube guckten. Um eine Natur auf dieſe Weiſe im Bilde zu bemeiſtern, muß man in ihr geboren und erzogen ſein; daß dies hier der Fall iſt, ſieht man im Großen und Kleinen.

Gude hat ſich an den verſchiedenartigſten Aufgaben verſucht und jede mit Glück gelöſt. Alle Beſtandtheile ſeiner heimatlichen Gegenden, Felſenblöcke, Eisgebirge, grüne Birken- und dunkle Tannenhügel, tiefe ſtille Seeen und brauſende Waſſerfälle ſind ihm wunderbar gelungen. Welche kühne gewaltige Schauer bot jenes Bild, welches der Künſtler: auf dem norwegiſchen Hochgebirge nennt. Wie ſtolz und mächtig ragt dieſer zackige Granitkamm mit ſeinen Gletſchern in die kühle Hochlandsluft! Feſt eingebändigt durch das Geſtein fließen die Bergſtröme in die Tiefe und ſammeln ſich zu einem See im Vordergrund, den eben eine Heerde Elenthiere durchwaten will. Das Ganze muthet uns an, wie ein wilder Dithyrambus der Natur, der in den unbezwinglichſten

Klängen dahinrauſcht. Einige haben dem Bilde den Vorwurf gemacht, es ſei zu ſehr Epiſode. Mag es immerhin ſo ſein, aber es iſt eine Epiſode, die voller und mächtiger ergreift, als manches Epos, denn ſie enthält die ganze ungezügelte Macht eines großen und ergreifenden Herzens. Eben ſo großartig und in der Compoſition noch vollkommener iſt eine Hochlandslandſchaft, welche uns einen endloſen umfaſſenden Blick in ein weites Gletſchergebiet mit tauſend aufregenden Alpenkegeln geſtattet, die ſich in die Ferne hinziehen. Den Vordergrund bildet die Fläche eines Berges, auf welchem wir Rennthiere gewahren, die das einzige Lebende in dieſem öden, wilden, aber entzückend ſchönen und gewaltigen Bilde ſind. In einem andern Gemälde ſtellt er die furchtbar herrliche Pracht eines norwegiſchen Waſſerfalles in ſo kühner und gelungener Ausführung dar, daß man daſſelbe kühn neben Ruysdael ſtellen kann. Und dann führt er uns wieder in düſtre Schluchten, in denen Waſſer zwiſchen mächtigen Felſen ſchäumt, oder auf Höhen, über welche der Sturm hingebrauſt hat, mit ſeiner Wucht die Fichten dahinſchmetternd, welche nun als Waldleichen am Boden liegen, oder er läßt uns einen Blick in weite waldige Lande thun, die in der Abend- oder Morgendämmerung ſchwarz daliegen, während ſich die rothen Farben des Himmels in ſtillen Seeen ſpiegeln. Wollen Sie endlich einige mildere Scenen, ſo führe ich Sie vor ein Bild, das uns den Norden im Sommer vorführt. Tief in einer Schlucht, an einem ſtillen einſamen Bergſee, ſehen wir eine arme Bauernhütte, umgeben von goldenen Kornfeldern, die eben zum Mähen reif, zwiſchen Granitblöcken angelegt ſind. In andern Landſchaften bringt er uns zu anmuthigen grünen Fjorden, an denen die Vegetation in warmer Fülle gedeiht, während ſich im Hintergrunde als Gegenſätze die Eisberge erheben. Ich habe hier nur wenige Bilder berührt, um Ihnen einen Begriff von den Gegenſtänden zu geben, die dieſer vortreffliche Künſtler behandelt. Auch außerdem hat er eine merkwürdige Fruchtbarkeit an den Tag gelegt. Daß er mit ſeinem talentvollen Landsmanne Tidemand gleichfalls viele Bilder malte, iſt ſchon früher erwähnt worden.

Der Geiſt, der in den Werken Gudes lebt, iſt der Geiſt der frohen Jugendlichkeit und der freundlichen Anmuth. Das erſtere iſt natürlich, denn der Künſtler hat trotz der Reife ſeiner Bildung, noch nicht das dreißigſte Jahr überſchritten, das zweite iſt dagegen eine ziemlich neue Erſcheinung. Achenbach hatte ſeinen nordiſchen Landſchaften den Charakter des tiefen Ernſtes und der trüben Melancholie verliehen. Die Nebel, welche er ſo häufig darüber gießt, die dunklen Berge und die düſteren Tannen, geben ihnen oft geſpenſtiſche Elemente, wie wir ſie auch wohl bei Oſſian finden. Gude ſcheint es dagegen recht darauf anzulegen, ſeinem Vaterlande auch den Ruf der Gemüthlichkeit und Behaglichkeit zu gewinnen. In dieſer Beziehung iſt es in der That wunderbar, wie herrlich er den Frühling darzuſtellen weiß. Ich kenne keinen Maler, der es beſſer verſtände, durch Zeichnung und Farbe den Mai in die Seele der Beſchauer zu rufen. Freilich liegt dies in der Natur der Dinge. Bei uns iſt der Lenz zu flüchtig, in acht Tagen ſind ſeine Reize gewöhnlich verwiſcht, und Land und Himmel ſind über dieſen Bildungsproceß hinaus. Will der Künſtler dieſe Momente beobachten und erfaſſen, ſo ſind ſie ſchon vorüber. Dem Nordpol näher iſt dies anders. Der ganze Sommer iſt dort ein Frühling und dann iſt dieſer Frühling ſo äußerſt einfach in ſeinen Zeichen. Eine in ihren Formen beſchränkte Vegetation, eine gelinde Luft und das Schmelzen des Eiſes, das ſind ſeine einzigen Signale. Wie charakteriſtiſch aber hat Gude dieſe Dinge aufgefaßt! In den meiſten ſeiner Bilder ſieht man das Aufblühen der Natur aus den Feſſeln des Winters. Und unter dieſem Symbole will ich Ihnen auch den Künſtler darſtellen. Wie für uns, die wir ihm die vollſte Bewunderung zollen, ſei es für ſeine eigene Entwicklung ein Prophet des Frühlings.

Gude hat auch einige junge Norweger als Schüler aufzuweiſen, welche vortrefflich begabt ſind. Leider iſt einer derſelben, H. A. Cappelen, im vorigen Jahre als vierundzwanzigjähriger junger Mann geſtorben. Derſelbe zeigte eine mächtige großartige Begabung, indem er einige Bilder aus ſeinem Vaterlande lieferte,

die ſich durch tiefe und düſtere Stimmungen auszeichneten und ſo originell gefaßt waren, daß ſie keine Parallele zuließen. Als ein ſehr fein fühlendes Talent hat ſich unter ihnen auch Erich Bodom erwieſen, der in einigen freundlichen Darſtellungen ſeines Vaterlandes, ein eben ſo großes Talent für tüchtige Compoſition, wie für gewiſſenhafte Malerei an den Tag gelegt hat. Sehr gewiſſenhaft, aber nicht ſo begabt, erſcheint endlich M. F. Bagge in ſeinen ſämmtlichen Bildern.

Die großen Erfolge, welche Achenbach ſchon früher mit ſeinen norwegiſchen Bildern erreichte, veranlaßten einen ſehr talentvollen Künſtler, ihm auf derſelben Bahn zu folgen. Es iſt dies A. Leu aus Königsberg, von dem manche Bilder exiſtiren, welche man beim erſten Anblick für Werke von Achenbach halten möchte. Wir finden bei ihm dieſelben Gegenſtände in denſelben Formen und Haltungen, und mit denſelben Farben und Strichen wiedergegeben. Hätte er nicht einen ſo großartigen Vorgänger, ſo würde man ſeine Bilder, die namentlich in Beziehung des Machwerks vollendet zu nennen ſind, jedenfalls noch mehr bewundern. Aber auch ohne dies, verdient er in die erſte Reihe geſtellt zu werden, wenn ſich auch nicht läugnen läßt, daß er in ſeinen Stimmungen einſeitiger iſt und ſich öfter wiederholt. Uebrigens hat er doch ſchon vor Gude, als Achenbach die nordiſche Natur ſtets ernſt und düſter hinſtellte, ein heiteres Element hineingebracht und Bilder geliefert, in denen man den Frühling des Nordlands blühen ſah. Seine Fruchtbarkeit und ſein Fleiß ſind ebenfalls in hohem Maaße anzuerkennen.

Vor einigen Jahren hat Georg Saal aus Koblenz ebenfalls eine Reiſe in den Norden gemacht, um uns ſein Hochland darzuſtellen. Derſelbe beſchäftigte ſich früher, nicht ohne guten Erfolg, mit deutſchen Landſchaften. Er wagte es, beſonders kräftige Natureffecte wiederzugeben und wurde namentlich anerkannt, weil er Sonnenuntergänge in Gewitterbeleuchtungen mit Kühnheit und Glück darſtellte. In dieſer Beziehung waren ſeine Bilder vom Laacher See und einige Motive vom Schwarzwald intereſſant, weil ſie die entſchiedenſten Färbungen, deren die Landſchaft fähig

iſt, wiedergaben und zugleich anmuthige Stimmungen enthielten. Ueber die Entwicklung des Künſtlers ſeit ſeiner letzten Reiſe, läßt ſich noch kein beſtimmtes Urtheil fällen. Ich kann gerade nicht ſagen, daß mir ſeine norwegiſchen Bilder einen großen Eindruck gemacht haben. Auch hat er Düſſeldorf jetzt ſchon längere Zeit verlaſſen.

Einige andere Künſtler der naturaliſtiſchen Richtung holen ſich ihre Motive meiſtens in der Schweiz und Tyrol. Hierher gehört unter Andern Rudolf v. Normann aus Stettin, der manche hübſche Veduten geliefert hat, in welchen weniger eine großartige Auffaſſung, als vielmehr die große Naturtreue und der ſeltene Fleiß hervorſticht. Früher dem Soldatenſtande angehörend, hat er ſich der Kunſt erſt in reifern Jahren gewidmet und allerdings verhältnißmäßig ſehr achtungswerthe Arbeiten geliefert. Franz Hengsbach aus Werl beſchäftigt ſich meiſtens mit Landſchaften aus Tyrol. Seine Gemälde ſind von ſehr verſchiedenem Werth. Mitunter hat er wirklich hübſche Bilder geliefert, die ſich durch Zeichnung, Farbenharmonie und Perſpective vortrefflich empfahlen, oft iſt er aber auch unkünſtleriſch und trocken. Friedrich de Leuw aus Gräfrath, der ebenfalls hierher gehört, legt eine große Strebſamkeit und einen rühmenswerthen Eifer an den Tag, ſeine Darſtellungen ſind aber oft etwas zu derb und kräftig. An dieſen ſchließt ſich noch Wilhelm Portmann aus Düſſeldorf, der früher in ſeinen rheiniſchen Landſchaften glücklich war, und jetzt treffliche Schweizerbilder malt. Ein jüngerer von den hierher gehörigen Alpenmalern iſt J. W. Lindlar, ein fleißiger und getreuer Nachahmer der Natur. Am talentvollſten aber erſcheint in Schweizerlandſchaften Graf Kalkreuth, der in der letzten Zeit ganz ungewöhnliche Fortſchritte gemacht hat. Er verſteht es vor Allem, die großartigen Verhältniſſe der Alpennatur wiederzugeben, dabei ſchmücken Kraft, Fülle und Anmuth ſeine Bilder, die überdies mit großer Bravour gemalt ſind. Endlich iſt hier noch Leonhard Rauſch aus Jülich zu nennen, der ſich ebenfalls durch Fleiß und Naturtreue auszeichnet. Uebrigens iſt im Fache der

norwegiſchen und ſchweizeriſchen Landſchaften in der letzten Zeit von den mittelmäßigen Talenten viel geſündigt worden. Der falſche Geſchmack des Publikums, der einer gewöhnlichen Alpenlandſchaft mit ihren Gletſchern, Matten und Seeen den Vorzug vor den tiefern Stimmungsbildern gibt, hat auf dieſem Gebiete eine wahre Fabrikation hervorgerufen, welcher der echte Kunſtfreund nur ein baldiges Ende wünſchen muß, zumal da dieſe Bilder meiſtens ganz falſch behandelt werden, weil ſie faſt niemals die rechten Verhältniſſe in den Höhenmaßen treffen und deshalb dem echten Kenner einen kleinlichen Eindruck machen. Es iſt ſchon ein merkwürdiges Zeichen, für die Schwierigkeit, die auf dieſem Felde liegt, daß die erſten Meiſter der Landſchaft ſich faſt gar nicht an die Alpen gewagt haben. Zu koloſſale Dinge dürfen auf dieſem Gebiete eben ſo wenig behandelt werden, wie Rieſen auf einem Geſchichtsbilde. Wie mir ſcheint, hat ſelbſt A. v. Humboldt, den ich ſonſt zu den Erſten rechne, nicht wohl daran gethan, die Landſchaftsmaler zur Darſtellung der Tropenwelt zu ermuthigen.

Ich ſchließe hier noch einige Waldmaler an, welche ebenfalls dieſer Gruppe angehören. Der Erſtere iſt Guſtav Lange aus Mühlheim am Rhein. Seine Bilder ſind meiſtens im größerm Maßſtabe entworfen und beweiſen eine kräftige, energiſche Auffaſſung der deutſchen Eichen und Buchen. Dabei iſt er mitunter glücklich in Stimmungen. Wäre ſeine Zeichnung geſchmackvoller und ſeine Farbe gewählter, ſo würde ſeine Derbheit ohne Zweifel noch mehr anſprechen. Franz Schielking aus Weſtphalen gehört einer jüngern Generation an. Auch er hat einige gute Waldbilder im kräftigen Style geliefert und iſt nebenbei vielſeitiger als Lange, indem er auch manche andere hübſche Landſchaften im Charakter der tyroler Gegenden geliefert hat. Ohne Zweifel iſt dies Behandeln mannigfaltiger Gegenſtände der Landſchaft, ſtets von großem Nutzen geweſen, denn ſie bildet Urtheil und Geſchmack, während eine zu große Einſeitigkeit leicht in Monotonie verfallen läßt. Schielking iſt noch in der Entwicklung begriffen. Ferner muß hier noch Richard Burnier aus Holland

genannt werden, der in der letzten Zeit mit recht braven Waldpartieen aus ſeiner Heimat aufgetreten iſt, in denen ſich ein elegantes und leichtes Talent zeigt, das ſich indeß vor allzugroßer Flüchtigkeit zu hüten hat.

Sehr anerkennenswerth ſind zwei andere Maler, die ſich hauptſächlich mit der Natur des Niederlandes beſchäftigen. Karl Hilgers aus Düſſeldorf erfreut ſich einer überaus leichten und gefälligen Darſtellung und einer fruchtbaren Phantaſie. Es exiſtiren zwar auch manche Bilder im Charakter des Rheins und der Eifel von ſeiner Hand, am glücklichſten iſt er indeß ſtets in Landſchaften der Ebene geweſen. Namentlich zeichnet er ſich in Winterbildern aus. Manche ſeiner Kirchen und Schlöſſer im Schnee, ſeiner Burghäuſer, die in eisbedeckten Teichen liegen, ſeiner Haiden- und Waldbilder im kalten Winternebel ſind vortrefflich gearbeitet. In allen Farben, die beſonders in ſeinen Lüften ſehr leicht und durchſichtig erſcheinen, findet man eine große Klarheit und Harmonie. Auch ſeine Gebirgs- und Sommerlandſchaften verdienen volle Anerkennung, jedoch ſind mir die Winterbilder lieber. Bei dieſen großen Vorzügen, die in ſeinen Aquarellen faſt noch mehr hervortreten, wünſcht man indeß dem Künſtler mehr Tiefe der Gedanken. Nicht ſo leicht und elegant, aber gediegener, iſt Karl Adloff aus Düſſeldorf. In frühern Jahren hat er ſich ebenfalls vorzugsweiſe mit rheiniſchen Landſchaften beſchäftigt, die von großer Naturtreue und zarter Nachbildung zeugten. Seit der letzten Zeit iſt er aber ganz und gar zum Maler holländiſcher Scenerieen geworden. Die niederländiſchen Städte mit ihren Kanälen und Schiffen, die unabſehbaren Weiden mit ihren Heerden und Windmühlen, das ſind die einfachen Gegenſtände, welche ſich ſtets im wechſelnden Intereſſe bei ihm wiederholen. Nie fehlt ihnen ein gewiſſer Reiz, denn die charakteriſtiſchen Stimmungen, welche er drüber zu gießen weiß, die Feinheit der Zeichnung, welche er nicht vergebens anſtrebt, und die reinliche Behandlung des Colorits, geben ſeinen Gemälden mannigfache Anziehungspunkte. So verleiht er einfachen Gegenſtänden eine poetiſche Färbung. Seine Arbeiten würden an Canaletto

erinnern, wenn der ſüdliche Himmel und die klare Luft Venedigs darüber leuchtete. Daß indeß der holländiſche Norden plumper iſt, als das Leben der adriatiſchen Seeſtadt, iſt nicht die Schuld des Künſtlers. Adloff hat, wie Hilgers, auch hübſche Winterlandſchaften geliefert.

Einen fleißigen und gewiſſenhaften, aber etwas proſaiſchen Marinemaler nenne ich Ihnen in H. Mevius aus Breslau. Talentvoller und vielſeitiger ſcheint ſich auf dieſem Gebiete F. Hünten aus Hamburg zu entwickeln, der ſich ebenfalls den ältern Achenbach zu ſeinem Vorbilde genommen hat. Endlich iſt noch der Schwede Larſon zu nennen, deſſen in der letzten Zeit ausgeſtellte Bilder ein ganz ungewöhnliches Talent verrathen. Derſelbe iſt bis jetzt hauptſächlich in Marinen aufgetreten, hat aber auch treffliche Bilder aus den nordiſchen Gebirgen zu Stande gebracht.

Auf alle dieſe Künſtler hat Andreas Achenbach einen größern, oder geringern, vielleicht oft unbewußten Einfluß geübt. Dem Talente nach ebenbürtig iſt wohl nur Gude, aber auch dieſer theilt nicht ſeine Vielſeitigkeit. Manche Andre ſind ſehr anerkennenswerth in ihren Leiſtungen, Einige aber ſind auch nur flache und gewöhnliche Nachahmer der Natur. Bei den Letzteren iſt der Naturalismus ohne Zweifel eine gefährliche Sache, denn er führt zur platten poeſieloſen Dekorationsmalerei, ſo ſehr er auch in ſeiner höchſten Ausbildung und Potenz das Lob des Kenners verdient. Viele der in dieſem Briefe genannten Maler mögen ſich dieſen Satz zu Herzen nehmen und nicht mindern Werth auf eine gediegene Compoſition und auf eine dichteriſche Stimmung legen, wie auf das getreue Copiren der von der Natur geſtellten Aufgaben. Nur auf dieſem Wege können Werke entſtehen, deren Exiſtenz, weil ſie wahrhaft künſtleriſch ſind, auch für die Zukunft geſichert iſt.

XXX.

Die landſchaftlichen Stimmungsmaler A. Laſinsky, W. Poſe, H. Funk, P. H. Happel, W. Klein, A. Michelis.

Wenn Sie einen Rückblick auf die ſchon behandelten Landſchaftsmaler werfen, ſo werden Sie finden, daß ſich bei den Styliſten ein gewiſſes epiſches und bei den Naturaliſten ein gewiſſes dramatiſches Element geltend macht. Die noch übrig bleibenden Stimmungsmaler möchten dagegen mehr ein lyriſches Princip vertreten. Sie ſuchen ihre Stoffe gar nicht oder doch nur mit wenigen Ausnahmen außerhalb der Gränzen des Vaterlandes. Es ſind die deutſchen Berge, Ebenen, Flüſſe, Thäler, Haiden, Wälder und Sümpfe, welche ſie darſtellen. Dazu iſt bei Allen das Streben vorwaltend, ihren Bildern entſchiedene Stimmungen zu geben. Gelingt dies freilich auch nur bei den Beſſeren, ſo ſind doch auch die Bemühungen der Schwächeren anzuerkennen. In ihren Werken weht oft dieſelbe Luft, welche uns aus den Liedern der beſten Lyriker, an denen unſre Heimat reicher iſt, wie irgend ein andres Land der Welt, entgegenklingt. Bei manchem Geſang von Goethe, Uhland, Heine und Lenau haben wir daſſelbe Gefühl, wie bei dieſen Landſchaften. Sie ſind dem Principe treu geblieben, welches die Anfänge der hieſigen Kunſt bezeichnet. Man darf ſie deshalb auch wohl romantiſch im guten Sinne nennen. Leſſing und Schirmer ſind die Hauptvorbilder. Der Letztere hat ſich, wie wir geſehen, im Laufe der Zeiten anderen Beſtrebungen hingegeben, der Erſtere dagegen iſt dem einmal betretenen Pfade treu geblieben. Und ſo ſteht er auch heutigen Tages noch als der unſichtbare Chorführer da. Seinem Beiſpiele folgend, haben denn auch die nachfolgenden Künſtler die verſchiedenſten Stimmungen des eignen Herzens, die Ruhe, den Frieden, den Sturm, die Behaglichkeit, die Raſtloſigkeit in ihren Winter-, Sommer- und Herbſtbildern aufgefaßt und wiedergegeben.

Ich gehe bis auf die Anfänge der Schule zurück. Zunächſt begegnet uns Adolf Laſinsky aus Koblenz. Selbſtſtändig neben Schirmer und Leſſing ſtehend und mit ihnen aufwachſend, zeichnet er ſich namentlich aus durch die Wahl origineller Gegenden und effectreicher Stimmungen. Seine Darſtellung aber hatte mitunter etwas Herbes. Sehr lebendig ſteht mir noch ſeine Vedute des alten Schloſſes Eltz, das in einem Nebenthale der Moſel liegt, vor Augen, obſchon gewiß zwanzig Jahre ſeit jener Zeit vorüber gegangen ſind. In der That hat die Burg aber auch in ihrem alterthümlichen Zuſtande etwas äußerſt Ueberraſchendes. Wenn man ſie ſieht, ſo glaubt man, irgend eine meiſterhafte Schilderung aus Walter Scott belebe ſich vor den Blicken. Zuſammengethürmt in den Bauſtylen vielfacher Jahrhunderte, haben die hinziehenden Zeiten ſie mit ſeltner Achtung inmitten des Thalkeſſels und der waldbedeckten Berge verſchont. Laſinsky hatte die ganze Scenerie in die rothe Pracht eines glühenden Sonnenunterganges getaucht und ihr als Hintergrund eine ſchwere Gewitterluft gegeben. Es war dadurch ein äußerſt draſtiſches, wirkungsreiches Bild entſtanden. Ein andres Bild führte den Beſchauer in eine Felſenſchlucht, wo ein müder alter Mann auf einem Holzbündel ſaß. Auf einem dritten Gemälde zeigte er eine Winterlandſchaft mit einer Burg im Mondſchein, an deren Eisfelſen man ein Paar hungrige Wölfe erblickt. Auch ſpäter noch ſah ich Landſchaften von Laſinsky mit ähnlichen Motiven und Effecten, welche ſämmtlich den Stempel einer Originalität an ſich trugen, die indeß zuweilen etwas geſucht erſchien. Offenbar hatte Leſſing's damalige bizarre Richtung großen Einfluß auf den Künſtler. Seit langen Jahren hat er Düſſeldorf verlaſſen und lebt gegenwärtig in Köln, wo er unter andern das Panorama der Stadt gemalt hat. Staffeleibilder von ihm habe ich nicht mehr geſehen und kann deshalb nichts über ſeine letzte Entwicklung ſagen.

Wenn wir nunmehr zu den Schülern Schirmer's in ſeiner urſprünglichen Richtung übergehen, ſo kommt uns gleich ein zahlreiches Häuflein entgegen, das nicht müde wird, die mittelalterlich romantiſchen Landſchaften des Rheines und der anliegenden

Gelände zu behandeln. Unter der Gruppe, welche ihn zuerſt umgab, iſt Wilhelm Voſe, geb. 9. Juli 1812 zu Düſſeldorf, einer der Ausgezeichnetſten. Die erſten Entwickelungen ſeines Talentes waren beſonders glücklich, in der Zeichnung zeigte er große Zartheit und Delicateſſe, und in den Färbungen offenbarte ſich dieſelbe Feinfühlichkeit. Seine erſten Bilder trugen meiſtens den Charakter des Rheines und der Eifel, in allen Darſtellungen dieſer Gegenden war er eigenthümlich und wahr. Die Stimmungen, welche er über ſeine Landſchaften goß, waren ſelten groß und hervorſtechend, aber deſto gemüthlicher, ſie gewannen durch ihre freundliche, anſprechende Natürlichkeit. Ich nenne unter ſeinen erſten Bildern die Linde bei Geroltſtein in der Eifel, die Mühle an der Ahr, Erpel am Rhein, die Burg am See und Falkenſtein im Taunus. Alle dieſe Gemälde bewieſen eine reizende Naivetät. Der Künſtler hat ſpäter Reiſen nach Tyrol und Italien gemacht, aber ſeine Landſchaften aus der ſchroffen Alpen- und milden italieniſchen Natur entſprachen nicht den Erwartungen. Er hat jene Scenen in keiner Weiſe überwältigt. Voſe iſt zu ſehr ein Kind ſeiner Heimat, als daß er ihre Eindrücke jemals auf Koſten anderer Gegenden aufopfern könnte. Es ſcheint mir ſogar, als habe ſeine feine Naivetät in fremden Ländern einen harten Stoß erhalten.

Zu meinen Lieblingen gehört Heinrich Funk, geb. 12. Dec. 1809 zu Herfort in Weſtphalen. Seine Leiſtungen haben viele Verwandtſchaft mit denen Voſe's. Man ſieht den Werken Beider an, daß ſie ihren Urſprung denſelben Anſchauungen, Geſinnungen und Zeiten verdanken. Meiner Meinung nach ſteht Funk indeſſen höher, denn ich ſehe in ſeinen Bildern ein ſo inniges Verſtändniß der Natur, wie man es nur bei den beſten Künſtlern findet. In ſeinem Herzen findet die ſchöne große Gotteswelt den lebendigſten Wiederhall. Berg, Wald, Flur und Strom, welche die mächtige Form einer weiten Landſchaft bilden, begeiſtern ihn, aber die kleinen rothen und blauen Blumen, die im Vordergrunde ſtill am am Wege ſtehen, entbehren darum nicht ſeiner Aufmerkſamkeit; er weiht dem Großen wie dem Kleinen ſeine tiefſte Liebe. Bei manchen Künſtlern kommt einem mitunter der Gedanke, daß ſie

auch wohl zu etwas Anderem gut geweſen wären, bei Funk hat man alsbald die Ueberzeugung, daß er nur zum Landſchafter geboren iſt. Wenn es auch etwas romantiſch klingt, ſo glaube ich doch, von ihm ſagen zu dürfen, daß ſeine Seele aus lauter Landſchaften beſteht. Die erſten Bilder, welche er dem Publikum übergab, zeugten von Streifzügen durch die Eifel. Die wilde einſame, durch vulkaniſche Bewegungen zerriſſene Natur jener Gegenden ſchien ihn beſonders anzuziehen. Weite wüſte Gegenden, Haideländer von Thalſchluchten durchſchnitten, aus denen ſich hie und da Granitblöcke erheben, nur hin und wieder durch das Grün einer Steineiche, Ginſter und hohes Halmgras belebt, höchſtens ein Stück Burgruine oder eine Kapelle als Zeichen menſchlichen Wirkens, ein Hirt mit ſeiner am Abhange weidenden Heerde, das waren die Beſtandtheile dieſer Landſchaften, die er durch Licht und Schatten gewöhnlich in jene düſtern Stimmungen brachte, welche die Jugend vorzugsweiſe liebt. So lange Funk in Düſſeldorf war, hat er nur Bilder in dieſem Charakter zu Tage gefördert. In Frankfurt, wo er ſchon ſeit längern Jahren lebt, ſcheint er einer verſöhnenden und mildern Richtung zu folgen. Freilich habe ich ſeit jener Zeit nur wenig Gelegenheit gehabt, ſeine Arbeiten zu Geſicht zu bekommen, die wenigen aber, die ich ſah, legten Zeugniß ab, daß die düſtre melancholiſche Jugendanſchauung verſchwunden war. In einem dieſer Gemälde waren die Motive der anmuthigen reizenden Natur des Mainthals entnommen. Den Hintergrund bildete das Taunusgebirge mit ſeinen wahrhaft ſchönen Wellenlinien, mit ſeinen von Obſt- und Kaſtanienbäumen bedeckten Abhängen, mit ſeinen mächtigen Schloßruinen, mit ſeinen ſich hineinwindenden Wieſenthälern. Im Vordergrunde dehnte ſich eine reiche Ebene hin, Dörfer, Fruchtgärten, Aehrenfelder bedeckten ſie, der helle Sonnenhimmel glänzte darüber, als Staffage wandelte eine ſonntäglich geputzte frohe Schaar hinein. Noch ſpäter ſah ich in Frankfurt eine Tyrolerlandſchaft von Funk. Auch auf dieſem fremderen Gebiete bewährte er die bekannte liebenswürdige Meiſterſchaft; die mächtigen Eispaläſte der Berge, die weiten blauen Seeen, die Wald bedeckten Ebenen, aus denen Land-

häuſer und Ortſchaften tauchen, ſprechen in tiefſter Seele an. Und doch beſuchte Funk vielleicht nicht für längere Zeit jene Gegenden, als mancher andre Künſtler. Warum gelingt ihm wohl die Darſtellung beſſer? Soll es bloß das Talent thun? In dieſem Falle glaube ich, daß es noch weit mehr die Liebe iſt. Wer wie Funk die Natur liebt, den liebt ſie in gleichem Maaße wieder.

Dem Kreiſe der beiden vorigen Maler gehören noch manche Andre an, deren Individualitäten aber keineswegs ſo bedeutend erſchienen, daß ſie eine beſondere Charakteriſtik zuließen. Sie verfolgten nur dieſelbe Richtung und treten in der Form als Nachahmer auf. Hierher gehören der früh verſtorbene Friedrich Ehemant aus Frankfurt, Karl Breslauer aus Warſchau, Chriſtian Heerdt aus Frankfurt, F. A. Kiesling aus Potsdam, Leopold Schloſſer aus Berlin, der in jungen Jahren an der Schwindſucht ſtarb, und Karl Dahl aus Berlin, deren Bilder faſt ſämmtlich den Ufern des Rheines entnommen ſind und der romantiſchen Anſchauung entſprechen. Merkwürdiger Weiſe haben indeß auch alle dieſe Landſchafter, wie die romantiſchen Genremaler, mit Ausnahme des Letztern, welcher der Kunſt untreu geworden iſt, Düſſeldorf verlaſſen, ſo daß man auch faſt ſagen kann, dieſer einſt ſo friſche Zweig ſei der Schule abgeſtorben.

Eine folgende Generation, welche theilweiſe ſchon in der eben beſprochenen Periode Wurzel gefaßt hatte, iſt ſchon freier von romantiſchen Einflüſſen und ſucht die Poeſie mehr in den natürlichen Stimmungen der Gegend, ohne das mittelaltrige Beiwerk der alten Schlöſſer und Kapellen. Zunächſt zähle ich Ihnen einige Waldmaler auf. Leider iſt der talentvollſte und vielverſprechendſte von ihnen, Friedrich Wichert aus Düſſeldorf, in früher Jugend geſtorben. Seine frühe Begabung für runde volle Compoſition, tiefe Stimmungen und naturtreue Ausführung ließen eine ungewöhnliche Entwickelung erwarten. In ſeinen Eichen, Buchen und Tannen zeigte ſich eine große Verwandtſchaft mit den Arbeiten Leſſing's. Er war gleich anziehend in ſeinen Sommer- und Winterbildern, die von dem wunderbar friſchen Natur-

gefühl des Künstlers zeugten. Auch seine Zeichnungen sind meisterhaft. Man kann das Waldleben nicht getreuer und frischer dargestellt sehen. Eine langwierige trostlose Krankheit hat das frische, hoffnungsvolle Leben abgeschnitten, bevor es zur vollen Ausbildung gekommen war. Ein anderer guter Waldmaler ist Ludwig Scheins aus Aachen. Freie Waldplätze, Sumpf- und Moorgegenden, Haiden, Strauch- und Hochwald weiß er in verschiedenen Beleuchtungen und meistens in melancholischen Stimmungen in anziehender Weise wiederzugeben. Seine Bilder haben zwar häufig eine ziemliche Aehnlichkeit untereinander, aber sie interessiren doch gewöhnlich, obgleich sich in ihnen eine gewisse Schwermuth der Auffassung kund gibt. Ferner reiht sich an die vorhergehenden Joseph Hülser aus Kleinenbroch, der leider auch schon gestorben ist. Seine Bilder sind im Ganzen freundlicher und ansprechender, indem auch die gemüthlichen Seiten des Waldlebens bei ihm ihre Berechtigung finden. Endlich ist hier noch zu nennen J. F. Runge aus Bremen, der mit kräftigerm männlichern Sinne die grüne Baumwelt auffaßt als seine vorhergehenden Collegen. Uebrigens ist er in Düsseldorf nicht zur vollen Entwickelung gekommen, indem er nach kurzer Anwesenheit wieder aus der Schule ausschied. Als Baummaler können hier ferner noch einige ältere Maler, namentlich Arnold Schulten aus Düsseldorf und Heinrich Koch aus Krefeld, genannt werden, welche ebenfalls manche anerkennenswerthe Bilder geliefert haben, die indeß auch in weitere Kreise hinübergreifen, aber das unverkennbare Streben an sich tragen, vorzugsweise den Baumschlag wiederzugeben. Schulten hat sich in der letzten Zeit auch in glücklichen Veduten der Schweiz versucht. Zu den Waldmalern gehört endlich noch Constantin Schmidt aus Mainz, ein Landschafter, der voll poetischer Empfindung ist, dem aber das Machwerk sehr schwer wird. Aus manchem seiner Gemälde weht einem in der That der herbe Duft der Eichen und Buchen höchst wohlthuend entgegen, wozu namentlich die tiefgefühlten Stimmungen, die er seinen Compositionen zu geben weiß, beitragen. Fehlte ihnen nicht mitunter zu sehr das Gepräge der Vollendung im harmonischen Zu-

ſammenhange, dann würde er ſicher unter den beſten Namen genannt werden.

Die noch übrig bleibenden Landſchaftsmaler greifen ihre Gegenſtände vielſeitiger. Ihnen ſind nicht allein die Ueberbleibſel des Mittelalters allein vollgültig, auch bewegen ſie ſich nicht vorzugsweiſe im Waldleben, ſondern ſie beſchäftigen ſich mit allen Aeußerungen der landſchaftlichen Natur und ſind deßhalb theilweiſe auch naturaliſtiſch in ihren Bildern. Man könnte ſie faſt idylliſche Landſchafter nennen. Schon bei den erſten Schülern Schirmer's machte ſich dieſe Richtung geltend. Friedrich Heunert aus Soeſt, der manche zierliche Veduten geliefert hat, Auguſt Becker aus Ballenſtädt, der glücklich in friſchen Anſichten war, Joſeph Haecke aus Mülheim, der ſehr viele rheiniſche Bilder lieferte, und Wilhelm John aus Berlin, der ebenfalls die Umgegend der Künſtlerſtadt vielfach zu ſeinen Darſtellungen benutzte, ſind ſchon damals die Vertreter dieſer Weiſe. Bei Keinem von ihnen hat ſich indeß ein recht poetiſcher Schwung geltend gemacht, wenn man auch ihrem Fleiß und ihrer Ausdauer das beſte Lob ertheilt. Vielſeitiger und begabter iſt ſchon O. R. Jakobi aus Königsberg, der eine große Menge von Landſchaften lieferte, in welchen man die Leichtigkeit und Geſchicklichkeit, ſich an beſtimmte Vorbilder anzuſchließen, bewundern muß, wenn man ſich auch nicht verhehlen kann, daß ihnen die rechte Originalität abgeht.

Einen wahrhaft vortrefflichen Vertreter findet dieſer Zweig zunächſt in Peter Heinrich Happel, geb. 26. März 1813 zu Arnsberg, einem Künſtler der ältern Reihe, der indeß erſt, wie es bei der derben weſtphäliſchen Natur oft vorkommt, in ſpäterer Zeit zum eigenthümlichen Durchbruch ſeines Talentes gekommen iſt. In früheren Jahren waren ſeine Werke meiſtens melancholiſch und düſter, erſt neuerdings iſt er mit einer ſeltenen Heiterkeit und Behaglichkeit aufgetreten. In ſeinem Weg zum Walde hat er eins der anmuthigſten Bilder geliefert, die ich jemals geſehen habe. Die Compoſition iſt im Ganzen einfach: Im Vordergrunde ein Bach mit einer Brücke, rechts und links grüne Waldränder, im Mittelgrunde das Dorf mit der Kirche, im Hintergrunde

Berge mit blauem Duft, über Allem wölbt ſich ein blauer Sonnenhimmel. Aber welche Harmonie in den Farben, welche Stimmung in der Landſchaft! Wie wohl muß es der Forelle ſein, die in dieſem Waſſer ſchwimmt, wie fröhlich muß der Vogel ſingen, der in dieſen Zweigen wohnt! Und wie glücklich fühlen ſich die Landleute, die durch den warmen ſchönen Sonntagsmorgen zur Kirche wandern. Nicht minder vortrefflich wirkt eine Landſchaft, die uns eine bergichte Waldgegend im hohen Sommertage vorführt. Vorn und rechts ſteht eine Kapelle, überſchattet von einer breitverzweigten hundertjährigen Linde, links ſieht man einen buchenbewachſenen Abhang hinab, im Hintergrunde dehnen ſich breitgeſtreckte waldige Bergrücken mit Ruinen. Landleute im heſſiſchen Coſtume kommen aus dem Kirchlein, wo ſie dem Gottesdienſt beiwohnten. Ringsum ſieht man nur ſchwellende Sommerpracht, vorn iſt das hellſte, wärmſte Licht, hinten neblige heiße Abdämpfung. Man kann nicht leicht eine poetiſchere Darſtellung finden, in welcher ſich das Märchenhafte des Ideals und die Wahrheit der Ausführung beſſer verbanden. Andere Bilder des Künſtlers behandeln die offene Natur der Ebene, der Fruchthügel, der Kornfelder und Wieſen. Unter andern hat er eine große Landſchaft im Charakter der Bergabhänge des Odenwaldes mit dem daran ſtoßenden Rheinthal geliefert, welche in Arrangement und Ausführung vortrefflich genannt werden mußte. Noch ſchöner für meinen Geſchmack waren einige Aerndtebilder mit goldenen Fruchtfeldern. In dem einen ſehen wir eine Prozeſſion mit Fahnen durch die Saaten ziehen, in einem andern erblicken wir einen mit Garben vollgehäuften Wagen, den rüſtige Schnitter umgeben. Daß Happel indeß auch eines großartigen Schwunges fähig iſt, beweiſt eine ſeiner letzten Landſchaften, welche uns eine See inmitten von Bergen, auf denen alte Trümmer ragen, und von ſtillen Wäſſern führt. Im Ganzen gefallen mir indeß ſeine idylliſchen Scenerieen beſſer, weil er in denſelben überhaupt weniger Rivale hat und weil ſie einzig in ihrer Art ſind. In ihnen findet man recht die Bilder für das deutſche Gemüth. Happel iſt der Maler des deutſchen Sommers.

An ihn ſchließt ſich Wilhelm Klein, geb. 18. September 1821 zu Düſſeldorf, mit einem gleichfalls anmuthigen und liebenswürdigen Talente. Er iſt ein vortrefflicher Maler poetiſcher Stimmungen. Viele Beſchauer mögen vielleicht an den feinen ſinnigen Arbeiten des Künſtlers vorübergehen, weil ſie nicht durch lebendige Farbenpracht beſtechen. Wer aber als echter Freund der Natur gewohnt iſt, ſie in ihren trüben, wie in ihren heitern Launen zu betrachten, der kann ſich nicht enthalten, bei den Bildern dieſes jungen Künſtlers an Scenen zu denken, die ſich ihm unvergeßlich eingeprägt haben. Wenn es nicht einigermaßen paradox klänge, ſo könnte man ſagen, dieſe Bilder müſſe man mehr mit dem Herzen, als mit den Augen anſehen. In der Auffaſſung der Natur entwickelt er eine große Vielſeitigkeit. In Berg, Thal, Fluß und Garten iſt er in gleicher Weiſe zu Hauſe. Seine Motive ſind ſämmtlich der milden Natur der hügeligen und ebenen Rheingegenden entnommen. Bald iſt es die Eifel, bald das Siebengebirge, bald das bergiſche Land, welches ihm Stoffe an die Hand gibt. Dabei zeigt er ſich gleich geſchickt, den Morgen, Mittag und Abend, den Regen und den Sonnenſchein, den Sommer und den Winter über ſeine Bilder zu ziehen. Nicht ſelten iſt dabei eine ſanfte Melancholie zu gewahren, welche jener nicht unähnlich iſt, die wir ſo gern in Leſſing's Landſchaften wiederfinden. Nur iſt es ſchade, daß ihm häufig jene markige, kräftige und fertige Männlichkeit abgeht, die ſein Vorbild immer auszeichnet. Etwas mehr Keckheit und Selbſtvertrauen, ja eine gewiſſe Koketterie, würden ſeinen Bildern ſehr zu Nutze kommen. Die ſchönen Fortſchritte indeß, welche er in der letzten Zeit, beſonders was die charaktervolle Farbengebung angeht, offenbar gemacht hat, verſprechen eine fortſchreitende glückliche und erfolgreiche Entwicklung.

Auch der jüngere Nachwuchs derjenigen Landſchaftsmaler, welche dieſer Klaſſe angehören, beſitzt noch manche ſchöne Talente. Am Hervorragendſten iſt indeß Alexander Michelis, geb. 25. Dec. 1823 zu Münſter, ein Künſtler von dem entſchiedenſten Talente, der, obſchon er noch in der Entwicklung begriffen iſt,

doch jetzt ſchon vor allen Andern dieſer Reihe — mit Ausnahme Leſſing's — glänzt. Nicht allein der Geburt, ſondern auch ſeinem künſtleriſchen Charakter nach, iſt es ein echter Sohn der rothen Erde. Soviel ich weiß, hat er ſich faſt nur an weſtphäliſchen Motiven verſucht; in all ſeinen Bildern auf dieſem Gebiete lebt und athmet aber auch ſein Heimatland in unverkennbarer draſtiſcher Weiſe. Bald führt er den Beſchauer in die braune Haide hinaus, deren Herz man pochen zu hören glaubt, bald zeigt er uns den grünen Wald mit ſeinen herrlichen Eichſtämmen und gehauenen Lichtungen, bald bringt er uns zu einem einſamen Gehöfte oder Dorfe, an welches ſich der Kamp mit ſeinen grünen Wieſen lehnt, bald ſtehen wir vor einem ſtillen Weiher, in deſſen tiefem Waſſer ſich das Schilf und die Bäume ſpiegeln, bald ſehen wir von einem erhabenen Punkte in ein auf- und abfallendes Hügelland, bald auch führt er uns an ſtill dahinziehende Flüſſe, von deren Ufer wir ferne Wälder und blaue Berge gewahren. Der Storch, die Ziege, das Schaaf und das Rind ſind ſeine Staffagen. In den Stimmungen und Beleuchtungen iſt er höchſt mannigfaltig. Er verſteht ſich eben ſo gut auf den Frieden des Abends, das Leben des Morgens und die Ruhe des Mittags, wie auf Regen und Sturm. Oft ſetzt er mit der größten Kühnheit die mächtigſten Contraſte in ſeine Lüfte. Und dabei wirken ſeine Gebilde ſo urſprünglich und unmittelbar, daß man ſich in die Wirklichkeit verſetzt glaubt. So iſt er ein Künſtler, der aus der ſchönſten und tiefſten Empfindung ſchöpft. In ſeinen Gemälden liegt Etwas von jener ſeltſamen ergreifenden Art, die man in den Gedichten Freiligrath's und der Annette von Droſte-Hülshof findet, wenn dieſe Poeten ihr Vaterland beſchreiben. Michelis iſt ein Dichter, der ſich ihnen würdig anreiht. Daß er bis jetzt noch wenig genannt worden iſt, liegt wohl an dem Umſtand, daß es wenig feinfühlige Augen für die geheimen Reize der Landſchaft gibt. Die meiſten Leute bewundern lieber Gemälde mit Curioſitäten, gleichviel ob das Naturgefühl auch heilig gehalten worden iſt. Wer mit einem ſolchen Sinne vor die Arbeiten des Künſtlers kommt, der wird ihnen freilich wenig Geſchmack abgewinnen, wer

aber tiefer hineinſchaut, dem muß ſich ihr Herz erſchließen. Michelis iſt auch ein Meiſter in der Darſtellung, denn er geht breit und voll zu Werke. Das Einzige, was beſſer ſein könnte, das iſt die gewiſſenhafte Ausführung der Details.

Ein Amerikaner, T. W. Withridge, geb. 1820 in Cincinati, iſt ebenfalls außerordentlich glücklich als Maler der norddeutſchen und beſonders der weſtphäliſchen Natur aufgetreten. Wahrſcheinlich findet er in dieſen grünen Gegenden unſeres Vaterlandes die beſten Erinnerungen und Anknüpfungen an ſeine Heimat. Die Anzahl der von ihm vollendeten Bilder iſt bis jetzt noch ziemlich gering, weil er ſich erſt ſpät der Kunſt gewidmet hat, aber ſie zeugen von einem ſo tüchtigen, zähen und tiefen Studium, daß man ſie mit der größten Freude betrachtet, zumal da ſie ſich auch in der Compoſition, Zeichnung und Farbengebung höchſt vortheilhaft auszeichnen. In ähnlicher Weiſe erſcheint Valentin Ruths aus Hamburg mit ſeinen niederdeutſchen Bildern ſehr hervorſtechend. Auch er weiß eigenthümlich tiefe Stimmungen in ſeinen einfachen Scenerieen zu fixiren, und wird gewiß, wie ſeine ſinnigen Anfänge vermuthen laſſen, ein trefflicher Landſchafter. Gleich ihm verſpricht Herzog aus Bremen eine gute Entwicklung. Hermann Both aus Danzig hat ebenfalls manche feingeſtimmte Darſtellungen im Charakter des Niederrheins und der Oſtſeeufer geliefert, die theilweiſe idylliſch und heiter, theilweiſe düſter und melancholiſch erſcheinen, und die zu den beſſern Arbeiten auf dieſem Gebiete zu rechnen ſind. Im gemüthlichen Genre deutſcher Berggegenden ſind ferner die Landſchaften von Balduin Wolff aus Warmbrunn in Schleſien zu loben. Julius Zielke aus Danzig legt ein ziemlich hübſches praktiſches Talent an den Tag. In C. Jungheim aus Düſſeldorf finden wir eine ähnliche, aber gemüthlichere Begabung. Georg Jabin aus Braunſchweig zeigt eine große Leichtigkeit, aber er malt zu viel und verflüchtigt dadurch ſein Talent. Dann ſind auch noch S. Janſen aus Aachen und K. Fiſcher aus Danzig zu nennen. Beſonders aber muß ich noch Auguſt v. Wille's aus Kaſſel gedenken, der in einigen Waldbildern mit romantiſcher

Staffage ein sehr großes Talent für klare und poetische Fassung der Landschaft bewiesen hat, der sich aber vor zu decorativer Ausführung zu hüten hat. Die Figuren auf seinen Gemälden sind von großem Leben in Composition und Bewegung. Ein endgültiges Urtheil über diese jungen Leute wird man indeß erst in der Zukunft fällen können.

Wenn ich bei der naturalistischen Landschaftsmalerei geltend gemacht habe, daß ihre Leistungen mitunter vom Publikum überschätzt werden, so muß ich von den Stimmungsmalern leider das Gegentheil sagen. Es ist dies ein trauriges Zeichen der Zeit und beweist, wie wenig die Natur im Ganzen noch verstanden wird. Was wissen die meisten Leute von den tiefen Geheimnissen, die Morgen, Mittag und Abend, Licht und Schatten über die einfachsten Gegenden werfen? Die Wenigsten haben das heimliche Weben in Wald, Feld und Haide beobachtet. Der eigentliche Pulsschlag der Landschaft entgeht ihnen. Ich glaube, daß die Touristenwuth hier Vieles verdirbt und den Geschmack darauf hinleitet, so daß unsre Künstler nicht genug mittelmäßige Alpenbilder liefern können, während die viel besseren, gediegeneren und tieferen Stimmungslandschaften keine Käufer finden. Wünsche ich irgendwo eine Reaction, so ist es im Kunstgeschmack, der nur zu sehr auf die Dekoration hinaussteuert.

XXXI.

C. Scheuren.

Nunmehr habe ich noch eines Künstlers zu gedenken, der ganz und gar vereinzelt unter den Landschaftsmalern dasteht. Ist er Stylist, Naturalist oder Stimmungsmaler? Ich wüßte es in der That nicht zu sagen. Er ist Keins und doch wieder Alles von diesen. Wir begegnen in ihm einem schwungreichen, poesievollen Phantasten, der mit genialischen Gaben versehen, in allen

Gebieten umherfliegt, an den schönsten Blumen und Früchten naſcht und ſich Alle nach ſeiner augenblicklichen Laune zu eigen macht. Die Natur hat ihn mit wahrhaft verſchwenderiſchen Gaben ausgeſtattet. Allen ſeinen Werken ſieht man eine erſtaunenswerthe Leichtigkeit des Schaffens an. Zeichnung, Colorit und Stimmung ſtreiten darin um den Vorzug. In ſeinen kleinſten und flüchtigſten Arbeiten bewundert man die elegante feinfühlende Hand und den ſprudelnden Gedankenſchatz eines Geiſtes, der ſich niemals ausgibt. Er iſt ſein eigener Lehrer und Schüler, keinen anderen Inſpirationen folgend, als denen ſeiner eigenen Seele, und demnach guter freundlicher Genoſſe von Allen. Ich meine Caspar Scheuren, geb. 22. Auguſt 1810 zu Aachen, einen der älteſten Vertreter der Schule, den ich aber jetzt erſt nenne, weil ich für ſeine höchſt originelle Stellung bis jetzt keinen Platz wußte, und weil ich die Landſchafter gern mit einem der beſten Jünger ihrer Richtung beſchließe.

In einer endloſen Menge von Oelbildern hat er ſeinen dichteriſchen Geiſt bewährt. So ſollten Sie manche ſeiner niederrheiniſchen Landſchaften ſehen. Wie einfach iſt da die Compoſition! Eine weite Ebene dehnt ſich vor Ihrem Blicke, bedeckt von Wieſen und Fruchtfeldern, hier und dort erheben ſich friedliche Hütten, luſtige Windmühlen mit einzelnen Baumgruppen, oder über kleine Wäldchen ſehen Sie die Zinnen einer alten Burg, ein großer ruhiger Fluß, auf dem im leichten Windhauche Segelboote hinfahren, durchſchneidet das Terrain nach irgend einer Richtung. Und dann bringt er uns eine blanke ſpiegelebene Waſſerfläche zur Anſchauung, im Vordergrunde gewahrt man Kähne mit Kriegsvolk im Koſtume der Waſſergeuſen, während in der Ferne aus herbſtlichen Wäldern ein Schloß auftaucht. Ein anderes Mal bringt er den Beſchauer auf einer braunen Haide mit allerlei Geſindel, mit Räubern und Zigeunern zuſammen. Wir befinden uns ferner mit ihm in felſigen Gebirgen, wo er auf pittoresken Umgebungen allerlei Krieger zeigt. Stille verborgene Waldplätze mit einſamen Hütten im Gewitterlicht, Mühlen in friſcher grüner Einſamkeit mit rauſchenden Bächen ſind ihm nicht

minder zu Dienſte. Und endlich ruht man mit ihm aus in verſchollenen Waldgegenden, in denen es einem ganz zauberhaft zu Muthe wird, ſo daß man faſt glaubt, man müſſe ein Eichendorff'ſches Lied in der Ferne hören. Eine Reiſe nach Oberitalien hat ihn auch zu ſüdlichen Darſtellungen veranlaßt. Ich glaube indeß, daß ſein Weſen mit allen Fäden in Deutſchland und zwar am Rheine wurzelt. Sie werden ſchon aus dieſen Andeutungen erſehen haben, daß der Künſtler, ähnlich wie Leſſing, häufig Figuren und Gruppen in ſeine Landſchaften bringt, nur daß dies noch phantaſtiſcher und bunter geſchieht. Mitunter tritt er aber auch entſchieden als romantiſcher Genremaler auf und zwar meiſtens mit mehr Schwung und Poeſie, als Diejenigen, welche ſich zu dieſem Fache bekennen. Er führt uns in die Zellen, Kirchen und Kreuzgänge der Mönche und in die Grüfte und Hallen der Ritter, und behandelt auch dieſe Dinge mit einem eigenthümlichen Schmelz. Freilich iſt er am größten in der Landſchaft. Beſonders reizend iſt auch ſein Machwerk. Man muß ſtaunen über dieſen Frühling, der ſich wonnig und ſonnig über ſeine heitern Bilder legt und aus jedem Stückchen Erde, Baum und Luft den Beſchauer anblickt. Man muß zuſammenſchauern bei ſeinen Herbſtblättern, man muß melancholiſch werden vor ſeinem einſamen trüben Winter. Wie leicht und flockig malt er das Laubwerk der Bäume! Was er aber am klarſten, duftigſten darzuſtellen verſteht, das ſind ſeine Lüfte. In dieſer Beziehung iſt ihm kaum ein anderer Künſtler zu vergleichen. Wie iſt bei ihm der Himmel ſo blau, wie gehen ſeine Wolken auseinander! Da finden ſich nie ſchwerfällige und geklebte Maſſen. Man ſieht ordentlich das lebendige Treiben und Jagen der Lüfte.

Nicht minder vollendete Eigenſchaften entwickelt er in ſeinen Zeichnungen und Aquarellen. Hier iſt er aber neben dem Landſchafter noch Arabeskenzeichner, und gerade auf dieſem Gebiete beweiſt er eine noch größere Genialität. In wohlerdachten Combinationen würfelt er die fabelhafteſte Gedanken zuſammen und ordnet und vertheilt ſie in verſchiedenartige Felder, ſo daß nach und nach ein Bau entſteht, welcher uns das bunteſte Gemiſch von tauſendfarbigen ſchillernden Gedanken zur Anſchauung bringt. Viele

dieſer Entwürfe ſind als Albumblätter in den Privatbeſitz übergegangen, andere findet man in ſeiner eigenen Werkſtätte. Eine Illuſtration ſchildert unter andern Waldſtimmungen, eine andre bietet das Titelblatt zu den Zeichnungen ſeiner italieniſchen Reiſe. Für den ärztlichen Verein des Regierungsbezirks Düſſeldorf hat er ein Blatt entworfen, welches die Symbole des mediciniſchen Lebens durch alle ſeine Phaſen auf eine höchſt geiſtreiche und geſchmackvolle Weiſe ausſpricht. Ein ähnliches Diplom hat er für den hieſigen Männergeſangverein angefertigt, in welchem Sänger und Geſang verherrlicht werden. Andere Blätter dienen als Titel zu größern Werken, z. B. zu dem norwegiſchen Bauernleben von Tidemand und zu den verſchiedenen Jahrgängen des Düſſeldorfer Künſtleralbums, oder ſie geben ſich als Gedenkblätter wie die Arabeske über Düſſeldorf und das Düſſeldorfer Geſangfeſt. Aber er iſt auch noch in höhere Regionen geſtiegen, indem er drei Aquarelle lieferte, in denen er die größten Dichter: Shakeſpeare, Goethe und Schiller durch die Geſtalten ihrer Dichtungen verherrlicht. Endlich hat er einige Balladenſtoffe mit großer Feinheit in geiſtreichen Arabesken behandelt. Dahin gehören die Genovefa, eine Dichternatur von Alf. Meißner und das Schloß am See nach meiner in der Lorelei enthaltenen Dichtung. In allen dieſen Arbeiten wetteifern Geſchmack, Eleganz und Gedankenfülle. Zugleich iſt Scheuren ein trefflicher Führer der Radirnadel. Ein von ihm herausgegebenes Heft gibt das beſte Zeugniß von ſeinem ſchöpferiſchen, reichen, elaſtiſchen Künſtlergemüthe. Zugleich iſt die Behandlung dieſer leider etwas zu ſehr aus der Mode gekommenen Kunſtgattung in hohem Grade überraſchend. In Gedanken iſt ſtets das rechte Maaß gehalten, mit wenigen feſten und charakteriſtiſchen Strichen ſind die Zeichnungen hingeworfen, ſo daß ſie immer einen maleriſchen Eindruck machen. So hat ſich Scheuren nach allen Seiten hin als ein reicher vortrefflicher Künſtler erwieſen, dem man vielleicht den einzigen Vorwurf machen kann, daß er mitunter zu raſch und flüchtig arbeitet, dem man aber auch alsdann nicht abſprechen kann, daß ſich hinter ſeinen Fehlern noch größere Tugenden offenbaren, nämlich die Tugenden eines genialen Geiſtes. Jedenfalls würde

es ihm sehr gut thun, wenn er mitunter mehr an dem ewig quellenden Brunnen der Natur schöpfte.

Und so hätte ich denn mit den Landschaftern abgeschlossen. Vielleicht werden Sie finden, daß ich in den Charakteristiken derselben kürzer aufgetreten bin, als in meinen Berichten über die Historien- und Genremaler. A. und O. Achenbach, Schirmer, Weber, Scheuren Michelis und Gude gegenüber, die zu den Glanzpunkten der Schule gehören und über sehr vielen ihrer andern Collegen stehen, mag dies allerdings auffallen. Sie werden mir aber auch zugeben, daß es unendlich schwer ist, den Eindruck der Landschaften wiederzugeben. Eine noch so getreue Beschreibung solcher Bilder kann es am Ende nicht thun. Man muß die Stimmungen darlegen, welche in den Seelen der Künstler und in ihren Werken vorwalten. Das ist aber fast eben so unmöglich, wie den Inhalt eines Tonstücks in Worten abspiegeln. Ich will schon herzlich gern zufrieden sein, wenn es mir gelungen ist, Ihnen nur annäherungsweise ein objectives Bild der ganzen Richtung und ihrer einzelnen Vertreter vorzuführen. Soviel ist indeß gewiß, die Werke dieses Kunstzweiges in Düsseldorf werden in der Zukunft am wenigsten untergehen.

XXXII.

Die Architekturmaler.

Als ein besonderer Zweig der Landschaft ist die Architektur-Malerei zu betrachten. Wo die Nachahmung der lebendigen Natur so trefflich gelungen ist, da kann man schon von vornherein zweifeln, daß jene ebenfalls gedeiht, die ohnedies schon deshalb eine secundaire Kunst ist, weil sie sich mit der Abbildung einer in sich vollendeten Kunstgattung beschäftigt. Hier am Rhein gibt die Landschaft überall die lebendigste Anregung, trotzdem daß es auch nicht an den herrlichsten alten Baudenkmalen fehlt. Wer an seinen Ufern überhaupt frischer künstlerischer Anschauung fähig ist,

der wird ſich auch lieber an die organiſchen wie an die anorganiſchen Bildungen der Schöpfungen halten. Analog dieſem Satze machen wir ſtets die Erfahrung, daß es meiſtens die Bewohner vernachläſſigter kahler Gegenden ſind, die ſich dieſem Fache vorzugsweiſe widmen. Die Architekturmalerei blüht denn auch beſonders in Belgien und im nördlichen Frankreich und Deutſchland.

Sehen wir uns nun nach den hieſigen Vertretern dieſer Richtung um, ſo begegnen wir zunächſt einem Künſtler, der den Landſchaftern am nächſten ſteht. Es iſt Gottfried Pulian aus Meißen, welcher die Architektur mehr von ihrer genrehaften Seite auffaßt und meiſt alterthümliche Häuſer und Straßen, ſowie zerfallende Kirchen darſtellt, ohne indeß zugleich die lebendige Vegetation, welche ſich als friſcher Schmuck in ſolche Scenerieen drängt, zu vermeiden. Die Naivetät ſeiner Auffaſſung und der Fleiß und die Treue ſeiner Darſtellungen machen dieſe Portraitbilder von ergrauten und bemooſten Mauerwerken, über welche gleichwohl der Himmel freundlich und wohlwollend hereinſchaut, ſehr anziehend. In ähnlicher Weiſe, aber nicht ſo trefflich, arbeitet Joſeph Minjon aus Düſſeldorf, der manche hübſche Veduten von Rhein- und Moſelſtädtchen geliefert hat. Die übrigen Architekturmaler folgen einem mehr antiquariſchen Pfade. Adolf Wegelin aus Cleve, ein Künſtler aus der frühſten Zeit der Schule, führte uns meiſtens in das Innere von Kirchen. Seine erſten Bilder waren ohne beſondere Bedeutung und ſeine ſpätere Entwickelung konnte ich nicht verfolgen. Karl Em. Conrad aus Berlin hat einige nennenswerthe Gemälde im romaniſchen und altgothiſchen Style geliefert, deren Urbilder man meiſtens in Köln und Neuß findet und welchen eine wiſſenſchaftliche Conſtruction zum Grunde liegt. Noch mehr der wiſſenſchaftlichen Richtung gehört Rudolf Wiegmann aus Hannover an, ein gebildeter Architekt, tüchtiger Kunſtſchriftſteller und Profeſſor der Architektur an der hieſigen Malerſchule. Seine Arbeiten beſchränken ſich indeß auf eine geringe Anzahl. Ich habe bisher nur eine Darſtellung des Coliſeums in Rom zu Geſicht bekommen. Alle vorher genannten Künſtler jedoch werden überragt durch Ludwig Tacke aus Braunſchweig, der

zwar nur wenige Bilder geliefert hat, in diesen aber desto vollendeter aufgetreten ist, denn er paart die wissenschaftliche Treue mit dem poetischen Schwunge. Sein großes Bild, den Kölner Domchor mit mittelalterlicher Staffage vorstellend, kann in der That vollendet genannt werden.

So wäre denn dieser Zweig der Düsseldorfer Schule, der übrigens wenig dem Geschmack des deutschen Publikums entspricht, gerade nicht von der höchsten Bedeutung. Ich glaube auch kaum, daß er sich jemals großer Sympathieen erfreuen wird. Man sieht dies schon am Wirken der Künstler selbst. Wiegmann, dessen Persönlichkeit wohl die bedeutendste ist, beschäftigt sich offenbar lieber und häufiger mit andern Dingen. Conrad ist zugleich Zeichnenlehrer an der hiesigen Realschule und auf diese Weise mannigfach in Anspruch genommen, Pulian endlich, der sich freilich ausschließlich auf die Malerei legt, nähert sich in manchen Beziehungen den Landschaftsmalern, und in Betreff Tacke's ist zu bemerken, daß er auch Figuren zu malen versteht.

XXXIII.

Die Thiermaler.

Was die Thiermalerei angeht, so hat dieselbe verhältnißmäßig sehr wenige Vertreter in der hiesigen Schule gefunden. Ich gestehe Ihnen übrigens von vorn herein, daß ich kein großer Freund dieser Künstler bin. Selbst der Apis der Holländer, wie man wohl den berühmten Stier von Paul Potter im Museum des Haags genannt hat, konnte mir keine göttliche Verehrung abnöthigen. Bei den geistreichsten Schaafgesichtern des belgischen Verboekhoven bin ich gleichfalls ungerührt geblieben und vor den genialen Löwenjagden des Horace Vernet habe ich eher ein naturhistorisches als ein künstlerisches Interesse gefühlt, wie mir denn auch Freiligrath's Löwenritt in der Literatur durchaus nicht

denſelben Eindruck macht, wie Stücke, in denen er menſchliches Leben behandelt. Sie werden denken, die prächtigen Hunde des Engländers Landſeer machen eine Ausnahme. Ich läugne durchaus nicht, daß ſie mich außerordentlich intereſſiren, aber geſtehen wir ein, daß die feine perſiflirende Ironie, welche ſeine Darſtellungen auf ſociale Zuſtände enthalten, unſere Aufmerkſamkeit zunächſt und zumeiſt in Anſpruch nimmt. Wir ſehen in dieſen feinen Wachtelhündchen elegante Ladys und in dieſen Windſpielen ſentimentale oder blaſirte Dandys. Der Engländer, der die Phyſiognomien ſeiner Celebritäten kennt, findet vielleicht noch nähere Beziehungen, uns erregen ſchon die allgemeinen Anſpielungen, die ganz eminent ausgedrückt ſind, die herzlichſte Lachluſt.

Erſcheinungen wie die genannten, ſind übrigens immer außerordentlich bemerkenswerth. Es thut mir leid, daß ich Ihnen in Düſſeldorf nicht ähnliche Thiermaler vorſtellen kann. Guſtav Zick aus Koblenz beſchäftigte ſich, während er hier arbeitete, vorzugsweiſe mit wilden Thieren, die überdies den heißen Zonen angehörten. Er iſt vor langen Jahren nach Berlin gegangen und lebt jetzt, ſo viel ich weiß, in ſeiner Heimat. Fr. Simmler aus Geiſenheim ſtudirte ebenfalls in den Anfängen der Schule auf der Düſſeldorfer Akademie, iſt aber dann auch nach Hauſe zurückgekehrt. Derſelbe hat einige fleißige Viehſtücke geliefert, die indeß in Betreff der Behandlung von Zeichnung und Farbe einigermaßen trocken waren. Ein geſchickter Schüler von ihm war Chriſtian Grabau aus Bremen, der jetzt als Zeichenlehrer in ſeiner Vaterſtadt lebt.

Talentvoller ſind die Thiermaler einer ſpätern Periode. Einer derſelben, Friedrich Happel, geb. 23. Mai 1825 zu Arnsberg in Weſtphalen, kann ſogar als ausgezeichnet genannt werden. Seine Bilder ſind meiſtens dem Leben des deutſchen Waldes entnommen, deſſen Treiben er auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe belauſcht und außerordentlich charakteriſtiſch dargeſtellt hat. Beſonders viele Darſtellungen hat er Reinicke, dem ſchlauen Fuchſe, gewidmet, deſſen Familienleben und Jagdabenteuer er vielfach und zwar mit einer beſondern Feinheit malte. Seine Füchſe auf der Lauer, im Spiel mit den Jungen, beim Jagen und in der Ruhe

ſind treffliche Bilder. Mit gleicher Bravour hat er den Iltis beim Hühnerfang dargeſtellt. Ebenſo lieferte er gute Bilder aus dem Leben des Hirſches und des Rehes, die er uns in den mannigfachſten Situationen vorführte. Schließlich verdienen ſeine Geier und Falken, die um Haſen oder anderes Gethier kämpfen, das entſchiedenſte Lob. Dabei iſt er auch ein Meiſter in der Kunſt, todtes Wild zu malen. Happel hat außerdem auch manche hübſche Jagdgenrebilder geliefert. Er beweiſt überall, daß er den Haushalt des deutſchen Wildes mit ſeinem Auge beobachtet hat. Als tüchtiger Jäger und ſcharfer Schütze hat er ſich eben viel in Wald und Feld, auf Haiden und an Flüſſen herumgetrieben und auf dieſe Weiſe allerlei Dinge geſehen, welche die Gelegenheit andern Leuten nicht zeigt. Zudem liegt ſeine Heimat im ſogenannten weſtphäliſchen Sauer- oder Süderland, wo einſame Länderſtrecken der Beobachtung viele Erfahrung an die Hand geben.

An Happel ſchließt ſich ferner Siegmund Lachenwitz aus Köln. Derſelbe greift ſeine Stoffe noch weiter, indem er nicht allein das Katzengeſchlecht in Löwen, Tigern und Panthern, das Hundegeſchlecht in Wölfen, Füchſen und Hunden, das deutſche Wild in Hirſchen, Rehen, Haſen und Kaninchen, ſondern auch die Hausthiere Pferde, Rinder und Schaafe und ſogar alle Sorten Vögel behandelt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß er dies Alles mit großer Lebendigkeit erfaßt. Seine Studien ſind aber nicht ebenſo tief, wie ſeine Gegenſtände ausgebreitet ſind. Zeichnung und Individualiſirung könnten ohne Zweifel oft gediegener und feiner ſein. Dagegen gelingt ihm die Malerei ſehr wohl. Seine Fruchtbarkeit iſt aber wahrhaft zu bewundern.

Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung iſt ferner Guſtav Süs aus Rombeck bei Rinteln an der Weſer. Erſt ſeit einigen Jahren Mitglied der hieſigen Schule, beſchäftigt er ſich hauptſächlich mit der Darſtellung von ſogenanntem Federvieh und unter dieſem hauptſächlich mit Hühnern, Enten, Gänſen, Tauben, Störchen und Singvögeln. Freilich iſt er dabei auch Genremaler und liefert als ſolcher ganz hübſche Bildchen, auf denen indeß das Gevögel die Hauptrolle ſpielt. Noch wenig erfahren im Malen,

hat er indeß eine Menge trefflicher und humoriſtiſcher Zeichnungen angefertigt. Ueberdies iſt er auch als Kinderſchriftſteller aufgetreten und hat ſeine Bücher, die bei Brönner in Frankfurt, Julius Buddeus in Düſſeldorf und Winkelmann in Berlin erſchienen ſind, ſelbſt mit allerliebſten Illuſtrationen ausgeziert. Man ſieht in ihnen, daß er der Natur wie dem Kinderleben ſehr nahe ſteht und die jüngſte Jugend in ganz eigner Weiſe zu unterhalten weiß.

XXXIV.

Die Maler des Stilllebens.

Nach all dieſen flüchtigen Wanderungen wird uns das Stillleben nicht übel bekommen. Ich denke indeß noch nicht auf der faulen Haut zu liegen, ich will Sie nur zu den Malern geleiten, welche ſich mit dem Zweige der Malerei beſchäftigen, den man gewöhnlich Stillleben zu nennen pflegt. Nun weiß ich aber nicht, ob Sie dieſem Gebiete den Namen Kunſt angedeihen laſſen. Ich für meinen Theil habe einige ſtarke Bedenken dagegen. Echte wahre Kunſtwerke ſtellen nicht allein organiſche Gebilde dar, ſie müſſen auch lebendige, ſeeliſche Beziehungen haben und neben dem Wohlgefallen zugleich die Leidenſchaft erregen; darum gehört die Hiſtorie und das Genre, ja, ſelbſt die Landſchaftsmalerei, der Kunſt an, auf ihrem eigentlichen Höhepunkt erregen ſie Stimmungen im Geiſte. Aber das iſt nicht der Fall, wenn der Künſtler Blumen, Obſt, Wild und zierliche Modegeräthſchaften dem Auge vorführt, möge die Anordnung auch noch ſo elegant, die Farbe noch ſo leuchtend und naturtreu, die Zeichnung noch ſo frappant ſein. Man kann dabei erſtaunt und überraſcht ſein, aber Haß, Zorn, Liebe, Begeiſterung kann man nicht fühlen, es ſei denn, der Beſchauer wäre ein Feinſchmecker oder Quincailleriehändler. Ich betrachte das Stillleben gleichſam wie Ornamentik. Solche Gemälde paſſen am beſten zur Verzierung von Stuben in Speiſehäuſern, ganz ähnlich wie die aus Wild, Obſt und Blumen beſtehenden Sculp-

tur-Arabesken an der Maison dorée auf dem Boulevard des Italiens in Paris durchaus als Aushängeſchild des darin wohnenden Reſtaurants dienen. Es iſt ein großer Irrthum, wenn man meint, die Mittel bedingten das Kunſtwerk, nein, das thut nur der Inhalt. Ein warmes lebendiges Menſchenantlitz, friſch auf die Leinwand geworfen, iſt mir lieber, als hundert todte Schnepfen und Haſen, wenn ſie auch noch ſo meiſterhaft gemalt ſind.

Wenn wir indeß einmal das Stillleben gelten laſſen, ſo müſſen wir den Vertretern deſſelben aus der Düſſeldorfer Schule alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sie ſind in ihrer Art wirklich vortrefflich. Man darf ſie faſt den beſten niederländiſchen Malern dieſes Faches an die Seite ſtellen. Bei dieſen iſt vielleicht die effectvolle Darſtellung, bei jenen die Naturtreue vorzuziehen. Johann Wilhelm Preyer aus Eſchweiler hat in einer großen Menge von eleganten Gemälden ſich beſonders damit beſchäftigt, Blumen und Früchte nebſt brillanten kryſtallenen oder elfenbeinernen Geſchirren darzuſtellen. Jacob Lehnen aus Hinterweiler, der vor einigen Jahren ſtarb, behandelte im Anfang ſeiner künſtleriſchen Laufbahn dieſelben Gegenſtände, ſpäter hat er ſich mehr den Feinheiten und Leckereien des Traiteurs gewidmet. Sein todtes Wild, ſeine Auſtern und Hummer mögen ſchon manchem Schlemmer den Mund wäſſerig gemacht haben. Aus der jüngern Generation reiht ſich Johann Willms aus Düſſeldorf würdig an dieſelben. Auch er übt ſeinen Pinſel mit großem Erfolg an Gegenſtänden, welche Zunge und Gaumen kitzeln und dem Magen nicht ſelten ſchaden. Soll ich noch eine Parallele ziehen, ſo gebe ich Preyer den Preis der Eleganz in ſaftigen friſchen Farben, Lehnen den Preis der muſterhafteſten minutiöſen Durchführung, Willms den Preis der Kraft und Fülle. Ferner iſt hier noch Ludwig Holthauſen aus Uerdingen zu nennen, ein fleißiger und geſchickter Blumenmaler, der ſich auch in einzelnen Genrebildern verſucht hat. Ganz unbedeutend in demſelben Fache war Emil Schartmann aus Berlin, der ſich nur kürzere Zeit in Düſſeldorf aufhielt.

Mehr kann ich nicht wohl über dieſe Maler ſagen, woran ihnen ſelbſt übrigens ſehr wenig liegen mag; ſie werden ſich zu

tröſten wiſſen, wenn ich mir die Freiheit nehme, zu ſagen, daß mir ihr Fach nicht durch und durch zuſagt. Ihre Bilder gehen nichts deſto weniger ab, wie warme Semmel, denn es gibt noch Menſchen genug, denen Darſtellungen aus dem Stillleben lieber ſind, als die Stanzen Raphael's. Ich möchte dieſe Philiſter am liebſten die Holländer der Menſchheit nennen. Was wiſſen ſie von der Poeſie des glühendſten Auges, der herrlichſt gewölbten Stirn, des ſchwellendſten Mundes? Was rührt ſie die mächtigſte Gebirgslandſchaft, die blaueſte Seefläche, der reichſte Blüthenbaum? Die lebendige Natur iſt ihnen ein Buch mit ſieben Siegeln. Aber eine todte Schnepfe, ein rother Hummer, eine reife Birne, eine geknickte Roſe, punktirt und fein gepinſelt auf die Leinwand gebracht, das ſind Dinge, die einen Enthuſiasmus erregen, um aus der Haut zu fahren. Nun, die Herren werden vielleicht die Stickerei eines jungen Mädchens nicht minder bewundern. Indeß, es muß auch ſolche Käuze geben, ich gehöre nicht dazu und freue mich deſſen. Ohne Zweifel kennen Sie die Erzählung von dem griechiſchen Maler, der Früchte und Obſt in einer ſolchen Vollkommenheit darzuſtellen wußte, daß die Vögel aus den Lüften hinflogen und danach pickten. Ich habe mir immer dabei gedacht, daß die griechiſchen Vögel dümmer waren, als die griechiſchen Menſchen. Vielleicht verbirgt dieſe Anekdote in ſymboliſchem Gewande einen Grundſatz der Kunſttheorie.

Dieſe ſind übrigens die letzten Oelmaler, von denen ich Ihnen zu berichten habe. Die letzten Gruppen ſind einigermaßen dürftig ausgefallen. Ich halte dieſen Umſtand indeß eher für glücklich als für unglücklich, denn mir ſcheinen die Architektur-, Stillleben- und Thiermaler untergeordnete Zweige der Kunſt im Ganzen und Großen. Mögen immerhin einzelne Talente vortreffliche Arbeiten in dieſer Beziehung geliefert haben, mögen manche ſogenannte Kunſtfreunde von ſchlechtem oder curioſem Geſchmack ſogar vorzugsweiſe dafür ſchwärmen, ich werde mich nie beſtimmen laſſen, ihrem Beiſpiele zu folgen, ſo gern ich auch bereit bin, wirklich vortreffliche Arbeiten in dieſem Genre zu bewundern. Und deshalb freue ich mich, daß ſich die bei Weitem größere Anzahl der hie-

ſigen Künſtler in Regionen bewegt, welche mit ihrer Lebensfähigkeit überall an den Tag treten und die mannigfaltigſten elaſtiſchen Bildungen zulaſſen.

XXXV.

Die Kupferſtecher.

Die Bildhauerkunſt iſt in Düſſeldorf gänzlich leer ausgegangen, ſie hat weder Lehrer noch Schüler. Eben ſo wenig iſt die praktiſche Architektur, welche in Preußen freilich mehr dem Nützlichkeitsprincipe, als der Schönheit dient, an der Akademie verteten. Wenn es auch der Stadt nicht an geſchickten Bauleuten fehlt — und ein ſolcher iſt auch der Profeſſor Rudolf Wiegmann, der unter andern die Häuſer von Schadow, Sohn und Schirmer gebaut hat — ſo gehören ſie doch nicht zu den neuerfindenden Künſtlern, am Allerwenigſten aber zu der Düſſeldorfer Schule, welcher dieſe Blätter vorzugsweiſe gewidmet ſind. Dafür aber beſitzen wir eine kleine Schaar von Kupferſtechern, die allerdings große Aufmerkſamkeit verdient, weil ſich unter ihnen Männer befinden, welche zu den beſten Vertretern der deutſchen Kupferſtecherkunſt gehören. Sind ſie auch nicht zu den urſprünglich productiven Poeten zu rechnen, ſo ſtehen ſie doch gleichſam als ſehr achtungswerthe Ueberſetzer und Vervielfältiger derjenigen Werke da, welche als Gemälde oder Cartons von meiſterhaften Händen unſere Geiſter erfreuten.

An ihrer Spitze ſteht der Profeſſor Joſeph Keller, geb. im März 1815 zu Linz am Rhein, mit ſeinen Schülern. In ſeiner Manier vertritt er mehr die zeichnenden als die malenden Kupferſtecher, jedoch hält er ziemlich die Mitte zwiſchen Beiden, ſo daß man dieſelbe zwiſchen die Darſtellungsart von Longhi und Amsler ſtellen kann. Er iſt ein überaus feiner und gewiſſenhafter Zeichner und führt deshalb auch den Grabſtichel mit einer großen Sicherheit und Schärfe. Hauptſächlich auf den ſeeliſchen Ausdruck der Geſtalten heftet er ſein Augenmerk. Seine erſten Blätter waren nach der Theologie und Philoſophie der Bonner Fres-

ken gearbeitet und zeigten eine ziemlich trockene Manier. Farbiger trat er in ſeinem raſenden Roland nach Julius Hübner auf. Sehr vollendet iſt ſeine Madonna nach Deger. Außerdem ſtach er einige Blätter nach Zeichnungen von Overbeck und Steinle. Im Auftrage des rheiniſch-weſtphäliſchen Kunſtvereins hat er ſich mehrere Jahre in Rom aufgehalten, um dort einen Stich der Disputa von Raphael zu beginnen. Die Zeichnung, welche er nach dieſem herrlichen und tiefſinnigen Gemälde anfertigte und nach Deutſchland brachte, iſt über alle Maßen gelungen. Jedenfalls wird dieſe Arbeit zu den beſten Blättern der Kunſt gehören. Nach ſeiner Heimkehr hat er noch die Dreieinigkeit nach Raphael und die Evangeliſten nach Overbeck und einen Chriſtus im Schoße der Maria nach Ary Scheffer geſtochen. Alle ſeine Stiche zeichnen ſich durch ein überaus feines und gebildetes Gefühl aus.

Einer ſeiner beſten Schüler iſt ſein Bruder **Franz Keller**. Derſelbe hat den Nikolaus von der Flüe und den guten Hirten nach Steinle gefertigt, iſt Mitarbeiter der bei Schulgen in Düſſeldorf erſcheinenden Darſtellungen aus dem Evangelium, von Overbeck und hat für den Kunſtverein den Tod Barbaroſſa's nach Rethel gearbeitet. Ein noch feineres Talent finden wir in **Friedrich Ludy** aus Bonn, der ebenfalls Darſtellungen aus dem Evangelium und einen ſchönen Stich nach Mintrop geliefert hat. Er excellirt durch graciöſe Zeichnung und delikate Behandlung. Seine Entwicklung verſpricht eine ſehr glückliche zu werden. **A. Glaſer** aus Dorſten verdient ebenfalls einer vorzugsweiſen Erwähnung. Er iſt der Kupferſtecher des engliſchen Grußes nach Deger und der kleinen Madonna nach demſelben Künſtler. **Heinrich Nüſſer** aus Düſſeldorf und **Franz Maſſau** aus Köln lieferten gute Beiträge zu den Darſtellungen aus dem Evangelium. Der Erſtere hat auch ein ſehr ſchönes Blatt nach R. Jordan gegeben. **Wilhelm Overbeck** aus Bielefeld hat eine Auferſtehung geſtochen und arbeitet jetzt in Wittenberg an einem Portrait Luther's. Talentvolle Anfänger ſind **H. Kipp** aus Wetzlar und **Rudolf Stange** aus Düſſeldorf. Beide haben Blätter für den hieſigen Heiligenbilder-Verein geliefert, welcher neben ſeinem Verdienſt um die Verbreitung guter und ſchöner

klarer Stiche auch inſofern ein gutes Inſtitut iſt, als er faſt allen dieſen Künſtlern Gelegenheit gegeben hat, die jungen Kräfte zu üben. Die Namen der Maler, welche die Vorbilder hergegeben haben, und die Titel der vervielfältigten Gegenſtände, bezeichnen meines Erachtens ſo ziemlich den Geiſt dieſer Schule.

Ziemlich in demſelben Sinne arbeitet Friedrich Auguſt Pflugfelder aus Hannover, der noch aus der Cornelianiſchen Schule ſtammt und mit dieſer übereinſtimmend mehr auf die Zeichnung, als auf die maleriſchen Effekte in ſeiner Kunſt gibt. Seine Arbeiten behandeln die Erweckung des Lazarus nach dem Altarbilde Johann von Calkar's in Calkar, Chriſtus an der Säule nach Jul. Hübner und die Kreuztragung nach Overbeck. Ueberdies arbeitet er ebenfalls an dem genannten Werke von Schulgen.

Unabhängig von dieſer Richtung hat ſich Xavier Steifenſand aus Kaſter, ein früherer Schüler Felſing's, ausgebildet. Wenn er auch nicht die ſichere künſtleriſche Zeichnung Keller's beſitzt, ſo hat er doch vor ihm die farbige maleriſche Behandlung des Stiches voraus. Während Keller häufig nach Zeichnungen und Cartons arbeitet, wählt er Gemälde zu ſeinen Zwecken. Auch bewegt er ſich nicht vorzugsweiſe in den bibliſchen Regionen. Seine beſten Stiche dieſer Art ſind: das Gewitter nach Jacob Becker, Friedrich II., den Peter da Vineis vergiften will, nach Schrader und die Mirjam nach Köhler. Mehr in der Manier der Keller'ſchen Schule erſcheinen dagegen Daniel in der Löwengrube nach Rethel, Hirt und Hirtin nach Vendemann und die Madonna nach Overbeck. An ihn ſchließt ſich Auguſt Hoffmann aus Elberfeld, welcher während ſeiner Düſſeldorfer Anweſenheit Hagar in der Wüſte nach Steinbrück, die Kirchengängerin nach Blanc, den Raub eines polniſchen Fürſten nach einer Handzeichnung von Leſſing, die ſchmerzenreiche Mutter nach Schadow und Huſſitenpredigt von Leſſing geſtochen hat. Derſelbe lebt gegenwärtig in Berlin. Ferner gehört in dieſe Reihe Theodor Janſſen aus Oſtfriesland, welcher bis jetzt einige Bilder nach Haſenclever bearbeitete, unter denen drei kleinere Darſtellungen aus der Jobſtade, die Raucher und ein großer vortrefflicher Stich

des Examens des Hieronymus Jobs zu nennen iſt. Auch hat er ein hübſches Blatt nach Jordan geſtochen. Endlich iſt hier noch zu nennen W. Oelſchig aus Berlin, der in ſeinem Stiche nach dem Lootſenexamen von Jordan den Beweis geliefert hat, daß er beſſer wie alle die Genannten mit dem Grabſtichel zu malen verſteht und in dieſer Beziehung ganz aus der Schule herausgeht. Er hat Düſſeldorf verlaſſen, um in Dresden Heinrich V. und den Papſt Paſchalis zu ſtechen. Philipp Baumann aus Warſchau kann auch noch hier genannt werden, ſeine Entwicklung muß man indeß noch abwarten.

Ein vortrefflicher Kupferſtecher für Landſchaft und Architektur iſt Wilhelm von Abbema aus Krefeld. Früher Maler, hat er ſich in der letzten Zeit ganz dieſer ſchwierigen Kunſt ergeben. Einige Bearbeitungen von Leſſing'ſchen Landſchaften und ein großes Blatt des Kölner Doms ſind in der That vortrefflich. Von den Arbeiten Schirmer's, Scheuren's und Steinbrück's auf dieſem Felde habe ich ſchon geſprochen. Daß Schrödter und Sonderland auch zu ſtechen und zu radiren verſtehen, wiſſen Sie ebenfalls. Eigentlich aber könnte ich hier noch die meiſten Düſſeldorfer Künſtler anführen, denn die ſchon mehrfach genannten Lieder und Bilder und das deutſche Künſtleralbum, welche bei Buddeus erſchienen ſind, enthalten derartige Verſuche in der Radirkunſt von den verſchiedenartigſten Meiſtern.

Ich habe abſichtlich dieſen Theil der Künſtler in aller Kürze abgemacht, weil ſich die Arbeiten derſelben faſt in allen Händen finden. Uebrigens muß ich auch geſtehen, daß mich eine ſecundär nachbildende Kunſt, ſo ſehr ich die fleißigen Künſtler, die ſich ſolchem mühſamen Werke unterziehen, achte und ehre, nicht beſonders begeiſtern kann, zumal wenn mir die Gelegenheit geboten iſt, an den Quellen ſelbſt zu nippen. Am liebſten iſt ſie mir noch dort, wo ſie originell ſchaffend mit dem eigenthümlichen Material auftritt, wie bei Schrödter, Scheuren und Schirmer. Als Nachbildung größerer und erhabener Gemälde dient ſie faſt immer als Erinnerung und kann deshalb nur in den vollendetſten Muſtern, wie bei J. Keller, wahrhaft begeiſtern. Darum muß ich ihre

Produkte Ueberſetzungen nennen, denn ſie erfreuen und hauptſächlich durch das, was uns im Original unzugänglich iſt. Aber was man bei ihren Vertretern nie genug bewundern kann, das iſt ihr Fleiß, ihre Ausdauer, ihre zähe Enthaltſamkeit, die ſelbſt während langer Jahre nicht müde wird, denſelben Gegenſtand tagtäglich zu behandeln.

XXXVI.

Schluß.

Und ſo bin ich denn am Schluſſe meiner Arbeit angelangt, die indeß trotz aller angeſtrebten Vollſtändigkeit hier und dort eine Lücke aufweiſen mag. Die mehr als fünfundzwanzigjährigen Reſultate der rheiniſchen Kunſtſchule liegen vor Ihren Augen, in ſo weit ich ſie kenne und in ſo weit ich ſie darzuſtellen vermochte. Vielleicht bedarf es hier noch einer Entſchuldigung, daß ich gruppenweiſe und nicht chronologiſch zu Werke gegangen bin. Ich glaubte indeß, auf dieſe Weiſe am beſten den Geiſt der Schule wiederzugeben. Wäre ich von Generation zu Generation, wie ſie hier ihre Ausbildung genoſſen haben, fortgeſchritten, ſo hätte ich die Richtungen kraus und bunt durcheinander würfeln müſſen, und mein Bild hätte jener Klarheit entbehrt, welche ich ihm zu geben wünſchte. In gleicher Weiſe habe ich es vermieden, biographiſche Notizen in weiterem Umfange mitzutheilen. Wo Sie dieſelben gefunden haben, da dienten ſie nur zur Erklärung der künſtleriſchen Individualitäten. Einestheils hätten mich vollſtändige Lebensbeſchreibungen zu weit geführt, anderntheils wäre ich wohl mit der Maſſe des Stoffes in Conflict gerathen. Mein hauptſächlicher Zweck war eine objective Haltung gegenüber den Künſtlern und ihren Werken.

Ueber das Gedeihen und Wachsthum der Schule wird übrigens, wenn auch weniger hiſtoriſch wie kritiſch betrachtet und berichtet wurde, kein Zweifel mehr bei Ihnen herrſchen. Habe ich auch keine Generationen angeführt, ſo beweiſt doch der reiche Vorrath von Namen den ſtetigen Zufluß von jungen ſtrebenden Perſönlichkeiten. Die nördlichen Partieen Deutſchlands haben fort-

während eine Menge von jungen Leuten nach Düſſeldorf geſchickt. Obgleich in Berlin, Dresden und Frankfurt Malerſchulen exiſtiren, ſo iſt doch ſelbſt in den dieſe Städte umgebenden Landſtrecken ein fortwährendes Hinwenden an den Rhein bemerklich geweſen. Was München für Süddeutſchland, das iſt unſre Stadt für Norddeutſchland geworden. Aber der Ruf der Akademie ging auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Von den germaniſchen Ländern haben Norwegen, Schweden, Dänemark und England, von den ſlaviſchen, Rußland und Polen ihre Söhne zum Studium hierher geſandt. Sogar über den atlantiſchen Ocean iſt die Tüchtigkeit der Lehranſtalt gedrungen und hat uns viele Nordamerikaner zugeführt. Iſt dies Paris und Rom gegenüber möglich, ſo kann Düſſeldorf ſich wahrhaft gratuliren.

Aber die Schule hat nicht allein empfangen, ſie hat auch abgegeben. Mannigfache Colonieen ſind von ihr ausgegangen und haben ihre Anſchauungen, Ideen und Erfahrungen an andre Orte verpflanzt. In Dresden haben gegenwärtig die Apoſtel der niederrheiniſchen Malerei faſt hauptſächlich das Feld inne. Eduard Bendemann, Julius Hübner und Adolf Ehrhardt ſind Profeſſoren der dortigen Akademie. Ihnen haben ſich v. Oer, Reinick, Nerenz und Plüddemann angeſchloſſen. Indeſſen glaube ich nicht, daß die dortige Entwicklung ſo glücklich und vielſeitig geweſen iſt, als an ihrem Stammſitze, denn jene Künſtler ſind zu ſehr Vertreter der Romantik geblieben, welche bei uns nach und nach ganz verſchwunden iſt. Auch in Frankfurt am Städel'ſchen Inſtitut finden wir Pflanzen vom Düſſeldorfer Samen. Jakob Becker iſt dort Profeſſor der Malerei, ſein Freund Dielmann folgte ihm an den Main, und neuerdings hat auch Schrödter ſich dahin übergeſiedelt. Außerdem wirken die Landſchafter Poſe und Funk mit ihnen vereint. Das lebendigere Genre der Volksmalerei hat auf dieſe Weiſe einen Sitz in Mitteldeutſchland gefunden und wird ſich dort hoffentlich fortentwickeln. Außerdem ſind noch manche junge Leute als Lehrer oder Privatmaler über ganz Deutſchland zerſtreut, die einſt im alten Schloſſe zu Düſſeldorf die jungen Kräfte übten. Es möchte nutzlos ſein, ihre Wege zu verfolgen,

auch wenn ſie mir nicht ſo ſehr aus den Augen gerückt wären, wie es wirklich der Fall iſt.

Werfen Sie nun einen Blick auf die Bedingungen, unter welchen die Düſſeldorfer Schule das Licht der Welt erblickt hat und aufgewachſen iſt, ſo müſſen Sie geſtehen, daß dieſen gegenüber die ganze Erſcheinung dieſer kleinen Kunſtwelt eine wunderbare genannt werden muß. Herrſcht in Rom ein gewaltiges Kunſtleben, ſo reichen ſich dort Vergangenheit und Gegenwart die Hand, um den Kunſtfreund anzuziehen und den Künſtler zu feſſeln. Paris, die rieſenhafte Stadt, iſt für ſich eine Welt, welche der Kunſt tauſend Lebensquellen öffnet, die namentlich in Reichthum, Nationalität und Vorbildern beſtehen. München endlich iſt durch einen kunſtliebenden Fürſten groß geworden, der ſein ganzes Leben lang keine Scheu getragen hat, den Künſtlern mit vollen Händen zu ſpenden. Das Alles war in Düſſeldorf nicht der Fall. Seine Beſtrebungen haben faſt einzig und allein ihre Wurzeln im Volke geſchlagen. Nur der Kunſtverein, eine volksthümliche Aſſociation, und die Privatleute allerwärts ſind ſeine Förderer und Beſchützer geweſen.

Ferner hat die Schule aber auch den Beweis geliefert, daß es keiner großen artiſtiſchen Apparate bedarf, um eine Kunſtblüthe hervorzubringen. Sie wiſſen, wie arm die Schule an trefflichen künſtleriſchen Hülfsmitteln iſt. Dies hat ſie auf jenen naturaliſtiſchen Pfad gebracht, der ſie offenbar vor mancher todten und bequemen Nachahmung behütete. Damit ſoll aber keineswegs geſagt ſein, daß großartige Muſter überhaupt zu verwerfen ſind. Im Gegentheil glaube ich, daß die Benutzung derſelben die größten Vortheile mit ſich bringen kann, aber dieſe Benutzung muß äußerſt vorſichtig und weiſe geſchehen. Ich habe in meinen Berichten verſchiedene Beiſpiele angeführt, daß bedeutende Talente der Düſſeldorfer Schule in Italien vor Raphael und Michel Angelo ihre Eigenthümlichkeit eingebüßt haben. Ebenſo ſieht man dem Colorit der meiſten Belgier zu ſehr die Einflüſſe der flamändiſchen Schule an, ſo findet ſich in München ein gewiſſes ſtereotypes Princip in der Compoſition wieder. Dieſe Vorbilder fehlten hier

am Niederrhein. Die Natur mußte der Anfang und das Ende ſein, und darauf hin hat die Schule ihre Zeichnung und ihr Colorit ziemlich eigenthümlich erfunden.

Alle dieſe Umſtände haben übrigens auf den geiſtigen Ausdruck bedeutend eingewirkt. In ihnen liegt der hauptſächlichſte Grund, daß der Schule der hiſtoriſche Geiſt abgeht. Wenn man behauptet, ſie beſitze keine geſchichtlichen Maler, wie wir ſie unter den Münchener Künſtlern finden, ſo trage ich keinen Augenblick Bedenken, in dieſen Ausſpruch einzuſtimmen. Damit iſt freilich viel verloren. Unſer Vaterland und unſre Zeit war aber bis jetzt überhaupt ſehr wenig hiſtoriſch. Wo ſind denn unſre Geſchichtsſchreiber, unſre Dramatiker und Epiker? Selbſt bei den Schülern des großen Meiſters Cornelius, welche die Hiſtorie ſo hauptſächlich für ſich in Anſpruch nehmen, findet man mehr Phraſen, wie Thaten. Ihre Stoffe ſind leider ſehr oft ohne Wahrheit, ihre Geſtalten ohne Ueberzeugung. Ihren Bildern fehlt es meiſtens an Fleiſch und Bein und darum auch an der allgemeinen Verſtändlichkeit und Popularität. Nur zu oft fühlt man vor ihren Werken, daß ſie auf Beſtellung gemalt und daß ſie nicht aus einer gluterfüllten Seele gequollen ſind. Eben darum liebe ich manche Werke von Leſſing, trotz ihrer genrehaften Bearbeitung mehr, weil ich fühle, daß dieſe Gruppen, Geſtalten, Charaktere und Mienen in einem urſprünglichen, durch ſich ſelbſt inſpirirten Geiſte ihren Grund haben. Die Popularität derſelben beweiſt übrigens auch, daß ſie tiefere Wurzeln im Volke geſchlagen haben, als jene der künſtleriſchen Bildung nach höher ſtehenden Werke.

Was dagegen das Genre und die Landſchaft betrifft, ſo ſteht die Düſſeldorfer Schule unbedenklich am höchſten in Deutſchland. Hier iſt ſie der Rieſe, der ſtets mit ſeiner Mutter, der Erde, in Berührung ſteht, hier hält ſie feſt an dem Princip des Naturalismus, hier iſt ſie friſch, urſprünglich, vielfältig, hier quillt ihr Leben in tauſend verſchiedenen Geſtaltungen. In meinen Mittheilungen werden Sie auch gefunden haben, daß ich bei dieſen Partieen am meiſten Liebe und Luſt entwickelt habe. Uebrigens glaube ich, daß es Jedem ähnlich ergeht. Das ganze Publikum freut

ſich am meiſten vor den Werken dieſer Art. Man mag ſagen, was man will, das Sprüchwort iſt doch wahr: Vox populi, vox dei. Haben die Düſſeldorfer nun freilich auf dieſem Gebiete die größte Vielſeitigkeit entwickelt, ſo ſoll damit nicht geſagt ſein, daß ſie nicht auch eine künftige Berechtigung zur geſchichtlichen Kunſt haben. Wie Savigny behauptet, unſre Zeit habe keinen Beruf zur Geſetzgebung, ſo möchte ich nicht ſagen, unſre Zeit könne keine hiſtoriſchen Kunſtwerke ſchaffen. Hoffentlich werden wir wieder einmal ein geſchichtliches Volk, wie wir es vor Zeiten waren. Dann wird uns auch die Geſchichte in Bild, Drama, Epos nicht fehlen.

Damit dieſe frommen Wünſche aber in Erfüllung gehen, iſt es durchaus an der Zeit, daß die Regierung mehr für die hieſige Schule thue, wie beſonders in der letzten Zeit geſchehen iſt. Vor allen Dingen bedarf die alternde Akademie einer Erfriſchung im Lehrperſonal und in ihren Einrichtungen. Mag immerhin von Schadow, Sohn und Schirmer das Zeichnen und Malen gut gelehrt werden, es iſt aber auch nöthig, daß an einem ſolchen Inſtitut in der Geſchichte, Kunſtgeſchichte und Literatur von tüchtigen Leuten unterrichtet werde, damit ein höherer Schwung in die Ideen, die zu genrehaft ſind, komme. Ueberdies könnte es nicht ſchaden, wenn gleichfalls Lehrer für die Genremalerei und Sculptur angeſtellt würden. Und könnte nicht die Hiſtorienmalerei dann und wann durch Beſtellungen, die der Staat gibt, gefördert werden? Große Geſchichtsbilder malt höchſtens die Jugend in's Blaue hinein. Mich dünkt, hier iſt eine heilige Pflicht vorhanden. Wenn der Staat die hieſige Kunſtſchule am Ende auch nur wie eine induſtrielle Anſtalt betrachtet, die viel Geld in's Land bringt, ſo muß er ihr unter dieſem Titel die gehörige Berückſichtigung zu Theil werden laſſen. Wir wollen indeß hoffen, daß er um der Kunſt ſelbſt willen ſeine Aufmerkſamkeit auf eine Anſtalt richte, die jetzt ein viertel Jahrhundert lang die beſten Früchte getragen hat!

Register.

	Seite
Abbema, W. v.	377
Achenbach, And.	334
Achenbach, Oswald	341
Andreae, Karl	42
Artaria, Math.	303
Bagge, M. T.	346
Bary, Ad.	42
Baumann, Ph.	377
Beck, Aug.	170
Becker, Aug.	357
Becker, Herm.	179
Becker, Jacob	236
Bendemann, Ed.	29
Bennert, Karl	194
Benfinger, Amalie	160
Benson, Baron	157
Bewer, Clemens	158
Blanc, Lud.	195
Bleibtreu, Georg	162
Bodom, Erich	346
Boser, Fried.	291
Both, Herm.	361
Böttcher, Ehr.	257
Bottomley, W.	194
Breitenstein, A.	260
Breslauer, L.	355
Burnier, A.	348
Busch, Fr.	290
Camphausen, Wilh.	163
Canton, G.	304
Cappelen, H. A.	345
Carl, Adolf	331
Chauvin, Aug.	41
Clasen, Karl	84
Clasen, Lor.	86
Conrad, K. G.	367
Coudres, L. des	179
Dahl, Karl	355
Deger, Ernst	46
Dielmann, Jac.	248
Ebers, Emil	230
Ehemant, Fried.	355
Ehrhardt, Ad.	40
Eibe, A.	179
Erdmann, Ludw.	271

	Seite
Fay, Joſ.	71
Ficlgraf, K.	195
Fiſcher, K.	361
Flamm, Alb.	342
Friederici, Jul.	44
Friedrich, Ed.	291
Fries, Bernh.	332
Funk, Heinr.	353
Geſellſchap, Ed.	272
Glaſer, A.	375
Grabau, Chr.	369
Gräff, J.	157
Greven, Ant.	195
Götting, J. P.	39
Gude, Hans	311, 343
Gurlitt, Ludw.	333
Haach, Lud.	42
Hacke, Joſ.	357
Happel, Fried.	369
Happel, P. H.	357
Haſenclever, J. P.	277
Heerdt, Chr.	355
Heithecker, W.	39
Heine, Wilh.	269
Hengsbach, Franz	347
Herrmann, Karl	39
Herzog	361
Heubel, Aler.	41
Heunert, Fr.	357
Hiddemann	291
Hildebrandt, Theod.	16, 180
Hilgers, Karl	349
Hoegg, Joſ.	223
Hoffmann, Aug.	376
Hogell, F.	194
Hönnighaus, Ad.	330
Holthauſen, Ludw.	372
Hübner, Julius	22
Hübner, Karl	293
Hülſer, Joſ.	356
Hünten, Fr.	350
Hünten, E.	170
Huroll, Aut.	195
Ihler, Ed.	42
Ittenbach, Fr.	48
Jabin, Georg	361
Jacob, J.	195
Jacobi, O. M.	357
Janſen, S.	361
Janſſen, Th.	376
Jerichau-Baumann, Eliſabeth	313
John, Wilh.	357
Jordan, Rudolf	215
Jungheim, C.	361
Kalkreuth, Graf	347
Kannengießer, Georg	178
Kehren, Joſ.	55
Keller, Franz	375
Keller, Joſeph	16, 374
Kels, Franz	291
Keßler, Aug.	330
Kiederich, Paul	149
Kiesling, F. A.	355
Klein, Wilh.	359
Knaus, Lud.	253
Knille, Otto	162
Knorr	157
Knorre, Jul.	291
Koch, Heinr.	356
Köhler, Chr.	17, 34
Kolbe	12
Körner, Aler.	290
Kretſchmer, Herm.	315
Krienen, H.	39
Lachenwitz, Sigm.	370
Lange, Guſt.	348
Larſon	350
Laſinsky, Ad.	352

	Seite
Laſinsky, Guſt.	194
Lehnen, Jac.	372
Leiſſing, Karl Fried.	89
Leu, A.	346
Leutze, Emanuel	135
Leuw, Fried. de	347
Lilotte	291
Lindlar, J. W.	347
Lotz, E. H.	291
Ludy, Fried.	375
Ludewig, Heinr.	330
Maaßen, Th.	55
Martens, Luiſe von	180
Marterſteig, Fr	158
Naſſau, Fr.	375
Nengelberg, Otto	40
Nevius, H.	350
Meyer, J. G.	262
Michelis, Alex.	359
Michelis, Fr.	196
Mingon, Joſ.	291, 267
Mintrop, Theodor	56
Molitor, J.	55
Mosler	12
Mosler, Dominik	55
Mücke, Heinr.	17, 75
Müller, Andr.	48
Müller, Karl	48
Nerenz, Wilh.	194
Nießen, Joſ.	43
Nordenberg, Bengt	313
Normann, Rud. v.	347
Northen, Adolf	170
Nüſſer, Heinr	375
Oelſchig, W.	377
Oer, Theobald v.	193
Overbeck, Wilh.	375
Piſtorius, Ed.	287
Pflugfelder, Fr. Aug.	276
Pläſchke, M.	291
Plüddemann, H.	83
Plum, Auguſt	313
Portmann, Wilh.	347
Poſe, W.	353
Preyer, J. W.	372
Pulian, Gottfr.	367
Rauſch, Leonh.	347
Reimer, Georg	223
Reinick, Rob.	43
Rethel, Alfred	64
Rethel, Otto	43
Richter, Ad.	268
Ritter, Henry	224
Roeting, Jul.	161
Runge, J. F.	356
Ruſtige, Heinr.	288
Ruths, Valentin	361
Saal, Georg	346
Schadow, Wilh. von	13, 20
Schall, R.	55
Schäfer	12
Schartmann, Emil	372
Scheins, Ludw.	356
Scheuren, C.	363
Schielking, Fr.	348
Schirmer, J. Wilh.	16, 323
Schleſinger, Felix	223
Schloſſer, Leop.	355
Schmidt, Conſt.	356
Schmitz, Herm.	195
Schnitzler, Toni	180
Schrader, Jul.	155
Schrödter, Adolf	198
Schulten, Arn	356
Schwingen, Pet.	301
Seidel, Ernſt	291

	Seite
Sell, Chr.	162
Settegast, Jos.	54
Siegert, Aug.	160
Simmler, Fried.	369
Sohn, Karl	16, 171
Sonderland, J. B.	211
Stahl, C.	157
Stange, Rud.	375
Steifensand, X.	376
Steinbrück, Eduard	187
Steinfurth, H.	179
Stenbock, Graf Magnus	195
Stilke, Herm.	78
Strahlendorff, C. F.	55
Streckfuß, Karl With.	194
Süs, Gust.	370
Tacke, Ludw.	367
Teichs, Ad.	195
Thelott	12
Thorn, A.	291
Tidemand, Adolf	305
Touſſaint	291
Vautier, Benjamin	223
Vogel, Pet.	195
Volkhardt, Wilh.	152
Voß, Jac.	157
Weber, Aug.	327
Wegelin, Adolf	367
Weiß, Fried.	196
Whitridge, T. W.	361
Wichert, Friedr.	355
Wiegmann, Rud.	17, 367
Wiegmann-Hanke, Marie	180
Wieſchebrink, Franz	270
Wille, A. von	361
Willms, Joh.	372
Wintergerſt	12
Wittich, Heinr.	196
Wolff, Balduin	361
Zick, Guſt.	369
Zielke, J.	361
Zimmermann, Adolf	41
Zwecker, Joh. Bapt.	195

Gedichte

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Erſtes Bändchen.

Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

12, 211

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Hannover,
Carl Rümpler.
1857.

Mein Herz ist am Rheine!

Liederbuch

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Hannover,
Carl Rümpler.
1857.

Weihe.

Da liegen sie gesammelt
Die Lieder, die ich sang,
Gejauchzt, geklagt, gestammelt
Im Jugendherzensdrang!
In bunter Schaar gemahnen
Sie mich dem Strauße gleich,
Gepflückt auf wilden Bahnen
Im Wald- und Feldbereich.

Vielleicht iſt mir gelungen
Manch Lied von beſſrer Glut,
Doch was ich hier geſungen,
Es iſt mein liebſtes Gut.
Die Blätter legen offen
Hoch, tief, verſtimmt und rein,
Mein Glauben, Lieben, Hoffen,
Mein Leben und mein Sein.

Süß war der Lenze Koſen
Und hart der Winter Zorn,
Hold meiner Liebe Roſen
Und ſcharf der Liebe Dorn;
Treu hielten's die Genoſſen,
Der Wein quoll ſchäumend hell,
Und früh und ſpät gefloſſen
Kam mir der Liederquell.

Dem Ton verlorner Glocken,
Der fern vom Walde zieht,
Verwehten Blüthenflocken
Gleicht dir wohl oft mein Lied.
Doch meiſt durchwebt die Klänge
Dein Bild in Licht und Luft:
Du haſt die ſchönſten Sänge
Geweckt in meiner Bruſt!

Drum ſollen ſie dich ſchmücken,
Du meiner Fahrten Ziel!
Heil, wenn ſie dich beglücken,
Mein liebes Herzgeſpiel!
Heil, findeſt du den Sänger
Darin der Liebe werth,
Die er von dir je länger
Je lieber nur begehrt!

Heut ziehen vierzig Jahre
Ob meinem Scheitel hin,
Zum Lebensgipfel fahre
Ich friſch mit heiterm Sinn.
Deß richt ich auf ein Zeichen,
Doch nicht von Stein und Erz!
Laß dir das Denkmal reichen:
Dies Büchlein iſt mein Herz!

Köln, den 5. März 1856.

W. M.

Mein Herz ist am Rheine!

I.

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn,
O wo ich geſchwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter grüngoldiger Strom,
Euch Schlöſſer und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im ſchwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im ſonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felſengeſtein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit jauchzender Bruſt,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Luſt!
Dich grüß ich, o theures, o wackres Geſchlecht,
Die Frauen ſo minnig, die Männer ſo recht!
Eur Streben, eur Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket mit wonnigem Glühn!
O möget ihr immer dieſelben mir ſein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz iſt am Rhein!

II.

Wie wild die Wolken wallen,
Wie jagt der Sturm hinein!
Horch, Regenſchauer fallen,
Die Schloſſen ziſchen drein!
Rings hör ich laut beklagen
Solch Wetter, ſolchen Wind;
Ich kann es gut ertragen,
Weil's Frühlingsboten ſind.

Es ſäubert erſt der Regen
Der Erde düſter Haus,
Die luſt'gen Stürme fegen
Den alten Winter draus:
Mit ſanften lauen Lüften,
Mit goldnem Sonnenſchein,
Mit Liedern, Blumen, Düften
Tritt dann der Lenz herein.

III.

Die Nacht iſt mir geweſen,
Ich ſäh ein Engelein,
Das ſegnete mild lächelnd
Ringsum die Lande ein.

Es fiel ein ſanfter Regen,
Als früh ich aufgewacht,
Und als ich ausgegangen,
Lag Alles in Blüthenpracht.

IV.

Den Berg umglüht ein Sonnenſtrahl,
Ein lauer Hauch erwärmt die Luft,
Es ſingt ein Finke durch das Thal,
Im Garten ſpür ich Veilchenduft.

Was ſchlägſt du Herz ſo friſch und wild?
Das iſt noch nicht des Frühlings Luſt.
Und iſt er's nicht, wogt doch ſein Bild
Mir reich in ahnungsvoller Bruſt.

V.

Der Winter war ein Despot dem Landen,
Rings hielt er alles in Eisesbanden,
Die Vögel schwiegen, die Blumen sanken,
Die ganze Erde wollte erkranken.

Wie ärmlich kam der Lenz gebettelt!
Mit Lüftchen hat er es angezettelt,
Er flüsterte leis mit Vögeln und Bäumen
Und machte sie willig in allen Räumen.

Nun schossen auf einmal die Blumen alle,
Es tönte die Erde vom Vogelschalle;
Der Alte floh vor der Jungen Gewalten,
Er dachte sich im Gebirg noch zu halten.

Nachstürmte der Knabe, er hat ihn bezwungen
Und rings den Landen die Freiheit errungen:
Die Bäume und Vögel sonder Schranken,
Sie singen und duften die freisten Gedanken.

VI.

Welch ein Lärmen rauſcht daher!
Singen, Muſiciren, Leiern!
Hei, des Frühlings Wiederkehr
Kommt der Vögel Oper feiern!

Und der Wald iſt Bühnenraum:
Lichtung hier und dort Verſtecke,
Zur Kuliſſe dient der Baum,
Und der Himmel dient zur Decke.

Sei gegrüßt du Lerchenſchaar,
Treffliche Orcheſtergeiſter!
Amſeln ſingen Chöre klar,
Und der Storch iſt Taktſtockmeiſter.

Kuckuck iſt der Intrigant,
Und die Eule der Gelehrte,
Krähe ſpielet als Pedant,
Gans ſingt Mütter, treubewährte.

Auch der Dompfaff kommt voll Scham
Prieſterlich im Prachtgewande:
Doch ſein Wort macht keinen Gram
In der loſen luſt'gen Bande?

Horch, da ſchlägt die Nachtigall,
Die geliebte Primadonne!
Ihre großen Arien all
Singen in die Herzen Wonne.

Welchem Helden blüht das Glück?
Wen nur feiert das Getriebe? —
Frühling iſt der Held vom Stück,
Welches heißt: Triumph der Liebe!

Sieh, da kommt der friſche Fant,
Anmuthsvoll grüßt der Geſelle,
Blumen wirft aus voller Hand
Er der Oper und Kapelle.

VII.

Wär mir bald der Tod beſchieden,
Jetzt im Lenze möcht ich ſterben,
Um ein Grab mir ſtill zufrieden
In der Frühlingserde zu erwerben.

Alle Lieder, die von Liebe
Und von Lenz durchs Herz mir wehen,
Würden dann als Blumentriebe
Noch aus meinem Grabe ſtill erſtehen.

VIII.

Nun iſt die holde Maienzeit,
Warm geht die Luft, ſüß weht der Duft.
Nun komm heraus, du braune Maid,
Die langerſehnte Stunde ruft!
Sieh mild herab auf mein Geſchick,
Den Gram und Kummer, löſe ſie
Mit einem Wort, mit einem Blick,
Du ſüße liebliche Marie!

Du thateſt mir ſo hold Gewalt,
Daß ich für dich in Lieb' entglüht,
So wonnig biſt du von Geſtalt,
So voller Anmuth von Gemüth.
Bei dir wird arm, was hoch und reich,
Ein heller-Weſen ſah ich nie;
Du ſtehſt ob jeglichem Vergleich,
Du ſüße liebliche Marie!

Das iſt ſchon lange Jahre lang,
Daß ich dir trage dieſen Sinn:
Zu Luſt und Tanz und zu Geſang
Bin ich gefolgt dir immerhin.
Und fehlteſt du bei Feſt und Spiel,
Dann ohne mich wohl lachten ſie:
Du warſt der ſtillen Wünſche Ziel,
Du ſüße liebliche Marie!

O treib mit ihm nicht länger Scherz,
Der gern ſein Leben für dich giebt!
O quäle länger nicht mein Herz,
Das einzig fehlt, weil es dich liebt!
Ach, ohne deine Liebe, Maid,
Geneſt die wunde Seele nie:
Heil' mich in dieſer Maienzeit,
Du ſüße liebliche Marie!

IX.

Vor des Liebchens kleinem Fenſter
Weckt ich Nächtens auf die Blüthen.
Ei, wie ſie vor Scham und Schrecken
Ob der Ueberraſchung glühten!

Morgen, duft'ge Sommerkinder,
Laßt in eurem Kelch ſie leſen,
Daß ich, ſie im Traum zu grüßen,
Nächtens vor dem Haus geweſen.

X.

Bei dem frohen Pfänderſpiele
Hatt' ich jüngſt mich gern vergangen:
Das gegebne Pfand zu löſen,
Mußt' ich hangen und verlangen.

Und ich ſtreckte aus die Hände,
An der Wand ſtand ich befangen,
Zitternd ſprach ich: Wer befreiet
Mich vom Hangen und Verlangen?

Auf ſprang da die feine Kleine,
Und ich küßt' ihr Lipp und Wangen;
Lang noch hätt' ich gern geſtanden,
So zu hangen und verlangen!

Doch ſeitdem hat glühend Feuer
Mein aufpochend Herz gefangen;
Ich verbrenne, löſt das Mädchen
Nicht mein Hangen und Verlangen.

XI.

Deine Räthſel ſind errathen,
Süßer Frühling, ſonder Mühen:
All das Singen, Duften, Blühen,
Deiner luſtdurchrauſchten Staaten.

Als ich heimging dieſen Morgen,
Hauchten noch durch alle Bäume
Ahnungsvolle Mondnachtträume,
Nicht den Sinnen mehr geborgen.

Was mir dunkel war noch geſtern,
Ich verſtand Viol' und Roſen.
Welch ein Kichern, Necken, Koſen
Der verliebten Blumenſchweſtern!

Und ich hörte rauſchend ſchallen
Kecke Vogelabenteuer:
Dichteriſch voll Glut und Feuer
Sangen ſie die Nachtigallen.

Wie die Dinge ſich entfalten? —
Ei, ihr wüßtet gern die Märe! —
Nimmer war ich in der Lehre
Bei Merlin, dem weiſen Alten!

Doch ich durft' es ihr geſtehen,
Mund gedrängt zum ſchönſten Munde! —
Und ſo kam mir weiſe Kunde:
Lieb' iſt alles Frühlingswehen!

XII.

Wer will nach Zahl, wer will nach Zeit
Die ſüßen Küſſe meſſen?
Ach, in des Küſſens Seligkeit
Iſt alle Welt vergeſſen!
O Liebe, Wonne, Jugend, Glück,
Will ſich im Kuß vermählen!
Gib mir den Kuß, nimm ihn zurück:
Eins werden drin zwei Seelen!

Ein heller Garten jedes Herz,
Und Blumen unſre Lippen!
Wer würde müd, mit ſüßem Scherz
Den Honig dort zu nippen?
Wie Bienen in die Kelche, Kind,
So ſind wir drein verſunken —
So emſiglich — und endlich ſind
Die Seelen wonnig trunken!

XIII.

Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm
An dieſer bewachſenen Halde:
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wieſenthal unten am Walde!

Wildblühende Blumen ſprießen umher,
Rings fließen ſüße Düfte,
Ohne Rauſchen raget der Bäume Meer
Hoch in die ſonnigen Lüfte.

Nur Amſelſchlag einſam und weit,
Und Falkenſchrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit
Als im Waldthal graſende Rehe!

Natur, in dein Leben, ſtill und kühl,
Liege ich ſelig verſunken:
Ein ſüßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

XIV.

Sah ich ſie ſonſt zum Platze gehn,
Da lief auch ich zur Gaſſen,
Ich wollt' nach meinem Schatze ſehn
Und nicht den Gruß verpaſſen.
Doch das herzliebe Angeſicht
Iſt ſchelmiſch und verſteckt ſich,
Ich dacht', zieh du den Schleier dicht,
Ich weiß: die Liebe neckt ſich!

Sonſt ſprach ich wohl manch ſüße Wort,
Wenn ich ſie 'mal getroffen,
Doch warf ſie Wort und Grüße fort,
Als hätt ich nichts zu hoffen.
Sie that ſo ernſt, ſie that ſo kalt,
Mein armes Herz erſchreckt ſich;
Und doch klopfts drinnen mit Gewalt:
Ich weiß: die Liebe neckt ſich!

Jetzt darf ich ihr von Stirn zu Mund
Glückſelig Küſſe nippen,
Doch mach ich's oft der Dirn zu rund,
Dann ſchließet ſie die Lippen.
Bei Gott, noch wird das Herz mir ſchwer:
Das ſchlimme Kind erkeckt ſich!
Doch denk ich hin, doch denk ich her,
Ich weiß: die Liebe neckt ſich!

XV.

Auf eines Berges Höhen,
Da ſteh ich hingebannt:
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendſtill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem dunkelm Blau:
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Weſten wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar.
Es ſtrahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang:
Sie winkt den Abendſegen
Das weite Land entlang.

In Stadt und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leiſen hellen Schwingen
Verhallt der ſüße Sang;
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann ſchweigt es in den Lüften,
Des Weſtens Roth vergeht,
Von ſüßen Blumendüften
Nur ſteh ich rings umweht;
Der ſchöne Tag verglühte,
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh ich im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

XVI.

Aus deinem lieben Munde
Vernahm ich's tauſendmal:
In meiner Augen Grunde
Sähſt du des Himmels Strahl.

Doch ſeh ich in den deinen
Die Welt ſo groß und weit,
Den Himmel und die Erde
Und ihre Seligkeit.

XVII.

Es läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Maiabend war geſtern und Maitag iſt heut,
Und geſtern da war ich noch ledig und leer,
Heut führ ich mein Mailieb am Arme daher.

Mein Mailieb, o geſtern, wie war es ſo ſchön,
Wie blaute der Himmel, wie grünten die Höhn!
Wir Burſche, wir zogen zum Walde hinaus,
Und brachten im Jubel den Maibaum nach Haus.

Bald ragt' in die Luft er am Schützenhof dort,
Da wurden verſteigert die Mädchen vom Ort.
Wer auf dich geboten? Ich bin's nicht allein;
Du wareſt die Theurſte, — die Theurſte war mein!

Zu ſorgen für dich, war zu kurz mir die Nacht:
Dir hab ich die prächtigen Maien gebracht,
Ich ſtellte dir Blumen vor Fenſter und Thor,
Ich ſang dir mit Freunden den herrlichſten Chor.

Nun läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Schallmeien und Flöten, ſie klingen uns heut;
Nun bringe den Strauß mir, ich bringe den Kranz,
Mein Mailieb, o folge mir fröhlich zum Tanz!

Und wenn auch, mein Mailieb, die Bohnen verblühn,
Uns ſoll nicht mit ihnen die Liebe verglühn,
O nenne dich, Herzlieb, dann fürder auch mein!
Ich bin und bleibe in Ewigkeit dein!

XVIII.

Es zieht herauf die ſtille Nacht,
Und decket alles Land;
Groß ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgeſpannt.
Es gehet weich und lau die Luft,
Rings ſchlummert Blum und Baum:
O nur ein Klang, o nur ein Duft,
Ein leiſer Schöpfungstraum!

Das iſt für mich die ſüße Zeit,
Mein dunkles Herz erglüht,
Und Frieden, Schönheit, Seligkeit
Durchfühlen mein Gemüth.
Mein kühles ernſtes Herze lacht,
Das Tags erſtarret ſtand:
Mein dunkles Herz, die dunkle Nacht,
Sie ſind ſich ja verwandt.

XIX.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen!
Doch was die Liebe iſt, mein Kind,
Das mußt du mich nicht fragen!

Wer wahrhaft liebt, der hat nicht Zeit,
Sie in das Wort zu binden;
Wer einſt geliebt, dem liegt es weit,
Er wird es nicht mehr finden.

Was ſoll das Wort? — Den ſel'gen Blick,
Den ſtillen Druck der Hände,
Den heißen Kuß erſchöpfſt du nicht,
In Worten ohne Ende.

O liebe nur, o liebe nur,
O ſeufze, ſchmachte, weine,
O juble, lach'! — in Allem bleibt
Die Lieb die ewig eine.

Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,
Laß Herz am Herzen ſchlagen!
Doch was die Liebe iſt, mein Kind,
Das mußt du mich nicht fragen!

XX.

O komm hervor, du holdes Bild,
Aus meines Herzens Schreine!
Es war am Ruder, wo ich ſtand,
Die ſchönſte Nacht am Rheine:
In klarer Tiefe floß der Strom,
Die Luft in Balſamreine,
Und dämmrig lagen Berg und Thal
Im weichen Vollmondſcheine.

Doch vor mir klang im ſchlanken Kahn
Ein lautes Jugendleben,
Die friſchen Häupter waren grün
Umgränzt mit Sommerreben,
Die ſchönſte Roſe ſchwamm im Wein,
Den voll der Rhein gegeben:
Friſch ſchlürfte rings der Jünglingskreis,
Die Mädchenſchaar mit Beben.

Ein Knabe ſang das hellſte Lied
Das ſtimmt zur ſel'gen Stunde,
Von Liebe, Freundſchaft, Freiheitsglück
Enthüllt' es tiefe Kunde.
Die Herzen löſte all der Sang,
Es klang von jedem Munde:
Ein heller Strahl ins dunkle Land
Aus unſerm jungen Bunde.

Und feierlich lag rings Natur
In großem ernſten Schweigen;
Sie wollte höher im Gebirg,
Im Strom ſich tiefer zeigen.
Es war, als wollt' in unſre Luft
Sich Erd und Himmel neigen:
O Jugend, Liebe, Freundſchaft war
So hold und ſchön uns eigen!

XXI.

Vir genüber ſelig trunken
Sitz ich träumend manche Stunde;
Du mit lächelnd ſüßem Munde
Fragſt, warum ich ſo verſunken?

Ach in deinen tiefen blauen
Lieben Augen liegt mein Sinnen,
Zu erſchauen wähn ich drinnen
Helle blühnde Himmelsauen.

Drin iſt mir die Luſt gewähret,
Mich zu ſehn im eignen Bilde:
Zu verſöhnter ſtiller Milde
Hat dein Blick mich hold verklaret.

XXII.

Klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und biſt du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

Einſt holten wir Burſche die Birke voll Muth,
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Mir lachteſt du, Herzlieb, verſtohlen heraus.

Das Feſt ging vorüber, da gabſt du zur Stund
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund;
Mein warſt du, o Schatz, und, o Schatz, ich war dein:
Wir wollten verbunden in Ewigkeit ſein.

Und ſieh, nicht umſonſt ſtand die Roſ' auf der Haid,
Ich brachte den Strauß dir, du wonnige Maid;
Wir theilten zur Ernte den Tanz und das Lied,
Wir ſchnitten die Trauben und wurden's nicht müd.

Jetzt ſtürmet der Winter ſo kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir ſitzen zu Hauſe: Ein Herz und Ein Sinn!
Im Herzen iſt Sommer, blüht Liebe darin!

O klingender Frühling, du ſelige Zeit!
Und kehrſt du, für ewig vereint ſind wir beid:
Wir liebten uns geſtern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

XXIII.

Die ſtolzen Berge ſtrecken
Dunkel die Häupter empor,
Und Felſenzacken recken
Wie Arme draus hervor.

Am Berge düſtert und träumet
Der Wald ſo wunderbar,
Im Thale flüſtert und ſchäumet
Rauſchend die wilde Ahr.

Die Gegend ſchaut mich ſo dunkel
Geſpenſtiſch unheimlich an,
Plötzlich mit lichtem Gefunkel
Betritt der Mond die Bahn.

Die Wellen zittern und beben,
Er küßt ſie mit goldenem Kuß;
Da ſeh ich tanzen und ſchweben
Badende Elfen im Fluß.

XXIV.

Im grünen Wald, im grünen Wald,
Da mag ich gerne ſchweifen,
Und durch die Eichen und Buchen bald,
Bald durch die Tannen ſtreifen.

Das iſt ein friſches Rieſengeſchlecht,
Es ſind meine Freunde die Bäume;
Und daß ſie mich lieben von Herzen recht,
Sind keine thörichten Träume.

Sie ſtrecken die grünen Hände hervor,
Wenn ich im Wald erſcheine,
Sie wiegen mich in den Armen empor
Zu friſcher Lüfte Reine.

Da wird mir ſo heimlich, ſo wohl zu Muth,
Als wollten mich Märchen umdüſtern;
Und fröhlich ſchwillt und quillt mein Blut,
Derweil die Bäume flüſtern.

Sie ſagen mir, daß ſie im Boden ſchaun
Das kriechende Volk der Zwerge,
Wie ſie von Demanten und Gold erbaun
Paläſte inmitten der Berge.

Sie ſagen, daß ſie den Himmel ſehn
Mit ihrer Kronen Wipfel,
Und daß für die weite Erde wehn
Als Freiheitsfahnen die Gipfel.

XXV.

Wir ſaßen unter dem Laubdachzelt
Der duftigen wilden Roſen
Und hatten vergeſſen die ganze Welt
Unter dem Küſſen und Koſen.

Da weckt uns das Wetter in jäher Macht,
Abwechſelnd mit Sonnenfunken,
Und baute des Regenbogens Pracht
In die Wolken ſtrahlentrunken.

Wohl war der liebe Gott uns gut,
Seine Wolken weinten Zähren,
Seine Lüfte lächelten hell in Glut,
Unſern jungen Bund zu ehren.

Und daß er feſt und ewig ſei,
Hat er gebaut den Bogen,
Den einſt er als Zeichen guter Treu
Durch den lichten Aether gezogen.

XXVI.

O Liebesſegen
All überall!
Auf allen Wegen
Des Frühlings Schall:
Rings blau die Lüfte,
Die Erde grün,
So friſche Düfte,
So volles Blühn!

Nun komm, begrüße
Den Maienſtrahl,
Schwärm mit, o Süße,
Durchs helle Thal!
O laß uns ſtehen
In Wald und Feld,
Vom Berge ſehen
Weit in die Welt!

Der Lerche Lieder
Wehn um die Höh,
Wir ſitzen nieder
Im weichen Klee,
Von Blüthenzweigen
Licht überdacht:
Wie blüht ſo eigen
Der Erde Pracht!

Wir ſind verſunken
In ſtiller Luſt,
Wir neigen trunken
Uns Bruſt an Bruſt:
Und die Ergüſſe
Der Liebe ſind
Nur ſüße Küſſe,
Nur Blicke, Kind.

So ganz ergeben,
Ich dein, du mein! —
Ein einig Leben
Webt in uns zwein!
O ſchönſte Triebe
Im Weltenall!
O Lenz, o Liebe,
Allüberall!

XXVII.

Ich danke nicht für dieſe Lieder,
Mir ziemt es dankbar dir zu ſein!
Du gabſt ſie mir, ich gebe wieder,
Was einſt und jetzt und ewig dein.

Dein ſind ſie alle ja geweſen,
Aus deiner lieben Augen Licht
Hab ich ſie treulich abgeleſen.
Kennſt du die eignen Lieder nicht?

XXVIII.

Der Sommerabend ſchauet
So ſtill aufs Erdenreich,
Tiefer der Himmel blauet,
Des Weſtens Roth wird bleich.

An den Bergen verglühet
Der goldne Abendſchein.
Still heimlich rauſchend ziehet
Unten der tiefe Rhein.

Es duften Reben und Roſen
Um das freundliche Haus,
Liebliche Mädchen koſen
Von dem Balkon heraus.

Sie ringen und umſchlingen
Sich ſpielend Bruſt an Bruſt,
Saiten und Lieder erklingen
Und wecken verſchollene Luſt.

Ich wandle auf und nieder
Mit meinem ſeligſten Traum:
Verklungen ſind längſt die Lieder,
Ich weiß es ſelber kaum.

Und wie ich erwache, dunkelt
So groß mich an die Nacht,
Der Himmel ſterndurchfunkelt,
Die Berge in ruhiger Pracht.

XXIX.

Wie ich jüngſt mit langem Kuſſe
Mich aus deinen Armen wand,
Sah ich eine helle Thräne,
Die im treuen Blick dir ſtand.

Und ſie fiel in meine Seele,
Schwoll empor zum vollen See,
Schwoll zum Ocean von lauter
Liebesluſt und Liebesweh.

XXX.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu ſchwärmen unbefangen!
Das Jahr iſt voll — des Herbſtes Zoll,
Wir wollen ihn empfangen!
Er rauſcht mit Klang und mit Geſang,
Er glänzt im Sonnenſtrahle,
Sein Ueberfluß lockt zum Genuß
Hinaus in Berg' und Thale.

Dort haltet an mit eurem Kahn,
O nehmt mich mit, Geſellen!
Die Wimpel wehn, die Ruder gehn,
Fort auf den grünen Wellen!
Die Waſſerbahn hinab, hinan,
Voll blähn die Segelflügel!
O dort zum Strand, o dort zum Land,
An jenen Rebenhügel!

Dort ziehn ſie hin in hellem Sinn
Mit Körben und mit Tonnen,
Und ihr Gemüth iſt froh erglüht
Zu vollen Erntewonnen.
O laßt mich ein in eure Reihn,
Winzer und Winzerinnen!
Ich habe Muth und friſches Blut,
O laßt mich mit euch winnen!

Die Traube lacht in ſchwerer Pracht,
Augen und Herz zu weiden;
An deiner Seit, du ſüße Maid,
Laß mich die Traube ſchneiden!
Da binden ſich ſo wonniglich
Gefühle, Worte, Lieder:
Vom Aug' ein Gruß, vom Mund ein Kuß,
O nimm, o gieb ſie wieder!

Im Rebenkranz nun komm zum Tanz!
Flöten und Geigen klingen,
Vom Lichterſtrahl erglänzt der Saal,
Laß uns den Reigen ſchwingen!
Der Becher blinkt, der Zecher trinkt
Den goldnen Wein vom Rheine;
Thu mir Beſcheid, du ſüße Maid:
Ich Deiner und du Meine!

Nun Arm in Arm, umſchlungen warm,
Laß uns die Nacht genießen!
Rings Feuer glühn, Raketen ſprühn,
O hör ſie jauchzen, ſchießen!
Allüberall nur Freudeſchall:
O ſel'ge volle Stunde!
Der Himmel zeigt ſich hold geneigt
Rings unſerm jungen Bunde.

Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,
Zu ſchwärmen unbefangen!
Das Jahr iſt voll — des Herbſtes Zoll,
Wir wollen ihn empfangen!
O Rebenblut in goldner Flut
Hat ſprudelnd er gegeben,
Und meiner Bruſt Zier, Segen, Luſt:
Ein ſel'ges Liebeleben!

XXXI.

Vater, Mutter, laßt das Klagen,
Laßt die Thränen, Schweſter, Brüder!
Auch die Freunde — ach, ſie ſchlagen
Traurig ihre Augen nieder.

Wollt' ich klagen, wollt' ich weinen,
Wie viel Thränen müßten fallen!
Ihr doch ſcheidet nur von Einem,
Und ich ſcheide von euch Allen.

XXXII.

Auf dem ſchlanken Kahne fuhren
Luſtig wir hinab den Rhein:
Thal und Berg und Burg erglänzten
Blau im duft'gen Morgenſchein.

An den Ufern Thürm' und Städte,
Blitzend ſchien die Sonne drauf,
Bunte, ſonntagsfrohe Menſchen
Grüßten jauchzend unſern Lauf.

Auf dem Decke klangen Lieder,
Jubelnd kreiſte der Pokal;
Leicht dem Augenblick ergeben,
Dachte Keiner ſeiner Qual.

Alle hatten ſich gefunden
In dem ſüßen frohen Spiel;
Auf der Fluten Strömung lauſchend,
Stand ich einſam an dem Kiel.

Wolken, Vögel ſah ich fliegen
Durch des Himmels blaue Pracht,
Und ich hab in weicher Sehnſucht
Deiner, fernes Lieb, gedacht!

XXXIII.

Im fernen Weſten weileſt du,
Und ich im Oſten fern,
Ich finde weder Raſt noch Ruh,
Bei dir fänd' ich ſie gern.
O als wir einſt gelacht, geſcherzt,
In ſtiller Seligkeit,
O als wir uns geküßt, geherzt,
Wohl war es ſchöne Zeit!

Viel Berge ſtehn, viel Flüſſe gehn,
Viel Monde ſind bis hin,
Doch über Zeiten, Länder, Seen
Steht nur nach dir mein Sinn.
O über Tag, o über Nacht,
Iſt ſchwer um dich die Bruſt,
Von dir geträumt, an dich gedacht,
Hab ich in Leid und Luſt.

Und Alles mahnet mich an dich,
Der Wald, der Strom, die Au:
Du ſchauſt mich an ſo wonniglich
Aus Blume und aus Thau,
Du ſingſt mich an im Vogelſang,
Du hauchſt mich an in Duft;
Wir ſchwärmten ja viel Tage lang
In milder Frühlingsluft.

Zur Wolke und zum Vogel blick
Ich in die Lüfte hin,
Und tauſend Liebesgrüße ſchick
Ich dir aus treuem Sinn.
Ach, immer denk ich nur zurück
An ferne Seligkeit:
Mein Stern, mein Himmel und mein Glück!
Wohl war es ſchöne Zeit!

XXXIV.

Es ſtreckt der Wald die Zweige ſo grün
In den blauen Frühlingsmorgen,
Die Gipfel im duftigen Lichte blühn,
Die Stämme im Schatten geborgen.

Da ſprengen die luſtigen Reiter herein,
Die flatternden Fähnlein fliegen;
Es ſchmettern der Hörner Lieder darein,
Die klingend im Walde ſich wiegen.

Und wie es wallt, und wie es ſchallt
In brauſendem Jugendgeflute,
O du ſtolzer grünender Frühlingswald,
So waldgrün wird mir zu Muthe!

XXXV.

Auf des Berges höchſter Stelle
Stehet friedlich die Kapelle,
Winket weit mit frommem Gruße
In die Thale längs dem Fluſſe.
Auf den mächt'gen Felſenhöhen
Bleibt der Wandrer ſinnend ſtehen,
Nach der Heimath ſtill zurücke
Suchen ſich den Weg die Blicke,
Gehn zur Fremde ſtill befangen,
Halb voll Hoffen, halb voll Bangen. —
Dünkt mich doch, auf meinen Bahnen
Soll mich hier das Kirchlein mahnen,
Andachtsvoll hineinzutreten
Und in Demuth dort zu beten:
Heim den Meinen reichen Segen,
Heil für mich auf fremden Wegen!

XXXVI.

Iſt der laute Tag verſchollen
Mit des Lebens regen Fluten,
Schaut ins Land der ſtille Abend,
Wie mit Heil'genſcheinesgluten.

Aus den Städten, aus den Dörfern
Klingen Vesperglocken nieder,
Singen für die müden Menſchen,
Für die Erde Schlummerlieder.

Und der Dämmrung Silberſchleier
Steiget aus des Rheines Spiegel,
Windet ſich durch Bergesſchluchten
Um die blühnden Rebenhügel.

Nur die ſtolzen Siebenberge
Glühn im rothen Abendſtrahle,
Und erglühend glänzen größer
Stolzer ſie in alle Thale.

Schönes Land, du Land der Heimath,
Meiner trauten, lieben, ſüßen,
Nur vorüberfahrend kann ich
Dich aus vollem Herzen grüßen!

XXXVII.

Du lagſt im frühlingsgrünen Schein
Dereinſt, o Erde, ausgeſpannt,
Gleichwie geſchmückt mit Edelſtein,
So glänzte blumenleuchtend dein Gewand.

Als Freier zog der Lüfte Schwarm
Aus Oſt und Süd zu dir heran,
Sie herzten, küßten dich ſo warm,
Doch keiner hielt bei dir auf ſeiner Bahn.

Du biſt jetzt alt, ſie ziehn zurück
Als Stürme laut aus Weſt und Nord,
Vergeſſen iſt ihr Liebesglück,
Sie ſpotten dein und ziehen brauſend fort.

Der Himmel blieb dir treu allein,
Er hat umhüllt ſein Angeſicht,
Bedeckt des Sonnenauges Schein
Mit dumpfen ſchweren Wolken ſchleierdicht.

XXXVIII.

Auf die ſtille Erde ſenket
Sich die Chriſtnacht groß hernieder,
Und ich geh, verhüllt im Mantel,
Durch die Straßen auf und nieder.

Kerzenreiche Weihnachtsbäume
Seh ich in den Zimmern ſtehen,
Und an einem lichten Fenſter
Kann ich nicht vorübergehen.

O wie jauchzen rings die Kinder
In dem Glanz der hellen Kerzen!
Luſt durchglüht den Blick der Aeltern!
Jubelvoll ſind alle Herzen!

An des Vaterhauſes Freuden
Denk ich, während ſtill ich kehre;
Träumend zieht es durch die Seele:
Wenn ich doch ein Kind noch wäre!

Tolle Wünſche! — Sind es Thränen,
Die mir aus dem Aug' gebrochen? —
Ach ein Kind bin ich geworden,
Wie ich leis den Wunſch geſprochen.

XXXIX.

O welch ein ödes leeres Land!
Kein Berg, kein Thal, ein dürrer Sand,
Nicht Roſen und nicht Eichen!
Der Lenz iſt da, ich kenn ihn nicht;
Der Erd', des Himmels Angeſicht,
Hier trägt es andre Zeichen.

O welche kalte ſtolze Schaar
Der Liebe fremd, des Glaubens bar,
Voll Zweifel und voll Rügen!
Wie prunken ſie mit Geiſt und Herz;
Doch kann ich mich in ihren Scherz,
In ihren Ernſt nicht fügen.

Wie ſchön war doch die Jugendzeit!
Wie ſchön die Heimath, die ſo weit
Mit allen Liebeswegen!
Hier ſchleich ich kalt und leer dahin,
Als wenn zerknickt dem jungen Sinn
Jugend und Liebe lägen.

XL.

Was half die Glut, was half der Duft
Der Roſen und der Nelken? —
Sie mußten in der Winterluft
Verwelken, ach, verwelken! —
Was half in Luft und Strauch und Baum
Der Vögel ſüßes Singen? —
Die Liebe mußt' ein duft'ger Traum
Verklingen, ach, verklingen! —
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod, —
Ach, Alles wird er zwingen!

Was halfen nun der jungen Bruſt
Der Liebe helle Wonnen? —
Längſt iſt der Blick' und Küſſe Luſt
Zerronnen, ach, zerronnen. —
Was half der Wort' und Schwüre Schaum
In ſeligem Umſchlingen?
Die Liebe mußt' ein duft'ger Traum,
Verklingen, ach, verklingen! —
Der Schönheit droht
Der Tod, der Tod, —
Ach, Alles wird er zwingen!

XLI.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu hehr:
Sie iſt ja wie der Himmel hoch,
Tief wie das tiefe Meer!

Die Bruſt gebiert ſie froh und frei,
Sie leuchtet drin mit Himmelsglanz,
Sie will nicht Gold und Edelſtein,
Nein, Liebe voll und ganz.

In ihrem träumeriſchen Reich
Trug ich der Krone dunkeln Schein,
War ich ein König, mächtig, ſtolz,
Ein König, mein und dein.

Doch warſt im goldnen Zauberland
Du nicht die milde Königin:
Um Liebe haſt du nicht geliebt,
Ich weiß nicht deinen Sinn.

Ich weiß nicht deinen ſtolzen Sinn
Und reiß mich blut'gen Herzens los. —
Nimm, liebeleere Nacht, mich auf,
Unheimlich, düſter, groß!

Doch fern vereinſamt, wie ich bin,
Ich glüh in eigner Liebe Licht,
Ein König bleib ich auch allein,
Und Könige betteln nicht.

Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,
Denn Liebe iſt zu groß, zu hehr:
Sie iſt ja wie der Himmel hoch,
Tief wie das tiefe Meer!

XLII.

Was hat die rothen Roſen
So welk gemacht?
Das that des Sturmes Toſen
In kalter Nacht!

Was ich ſo ſcheu, verblödet,
Verdüſtert bin?
Mir hat das Herz verödet
Dein ſchroffer Sinn!

XLIII.

Weh, daß mir goldne Morgenpracht
Im Lenz der Jugend hell geglüht,
Daß mir das Leben hold gelacht
Mit Klang und Duft in mein Gemüth,
Daß ich dem Freund in junger Luſt
Die Hand gedrückt zu ew'gem Bund,
Daß ich geruht an liebſter Bruſt,
Daß ich geküßt den ſchönſten Mund!

Weh, daß wohin ich muthig ſchoß,
Wo ich des Lebens Feld durchjagt,
Die Blüthe brach, die Frucht genoß,
Wie es dem jungen Sinn behagt!
Es kam die Zeit, die böſe Zeit,
Wo ich entſagen muß in Schmerz:
Die ſüßen Träume liegen weit,
Die Welt iſt leer und todt das Herz!

Weh, daß das Daſein nicht zerbricht,
Gleich einem Tag voll Tropenpracht:
Erſt plötzlich Farbe, Glut und Licht,
Dann plötzlich dunkle Sternennacht!
Wenn Jugend, Luſt und Lieb' uns ſtirbt,
Dann hat das Leben nichts als Noth.
Glückſelig Jeder, der erwirbt
In freud'ger Jugend friſchen Tod!

XLIV.

Du haſt an der Liebe Verrath geübt!
Und weißt du, was du gethan?
O, Himmel und Erde haſt du betrübt,
Und die Rache, ſie kommt dir an!

Dann fühlſt du mit deinen Augen nicht mehr,
Wie die Sonne herrlich lacht,
Wie Berg, Thal, Strom ſo weit und hehr,
Wie ſo lockend die Erdenpracht!

Am Veilchenduft iſt die Luſt dir vergällt,
An der Roſen rothem Schein,
Du ſiehſt die ſchlanken Lilien entſtellt;
Natur iſt für dich zu rein.

Es ſtört dir den Schlaf des Sproſſers Lied,
Das durch die Nachtluft klingt,
Dieweil der Ton, wie ſo treu er zieht,
Deine Untreu ins Herz dir ſingt.

Und, ach, das reinſte Menſchengeſicht
Du hältſt es für falſch und ſchlecht.
O übe an dir das ſtrenge Gericht,
Du übſt es an dir mit Recht!

Ach Gott, als der letzte Frühling ſchied,
Da warſt du mir gut und treu,
Und jetzt — weh dem, der die Liebe verrieth! —
Einſt nagt dir am Herzen die Reu!

XLV.

Wir ſind bleich und krank geworden,
Seit wir ſo geſchieden leben;
Doch begegnend glühn wir beide,
Wagen nicht das Haupt zu heben.

Ach, begegnend jezuweilen,
Glühen Augen uns und Wangen,
Blühn die Lippen, wie vor Zeiten,
Als wir liebend uns umfangen.

In der Glut, ach, ſcheint nur wieder
Alte längſtverlorne Liebe:
Aus dem Herzen in das Antlitz
Steiget ſie geſpenſtiſch trübe.

XLVI.

Leiſe umwebt die Sternennacht
Rings das gewalt'ge Himmelszelt,
Träumeriſch ſchifft der Mond und wacht
Ueber der dunkeln Welt;
Ein Friedensengel zieht umher,
Gießt Schlummer erdenwärts.
Ich ziehe ruhlos, ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr mein Herz!

Oede und leer ſteht nun das Haus,
Einſtens durchwallt von Licht und Duft,
Keine Muſik mehr haucht es aus
In die balſamiſche Luft;
Und wo ſie ſprach, iſt Alles leer,
Verrauſcht iſt Spiel und Scherz.
Ich ziehe ruhlos, ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr mein Herz!

Unten da blüht die Linde reich,
Aber ich lehn mich nicht mehr dran,
Und mein Geſang, ſo ſehnſuchtsweich,
Ziehet nicht mehr zum Altan.
Ich ward verſchmäht! Was will ich mehr
Als ſchwelgen tief im Schmerz?
Ich ziehe ruhlos, ſtumm und ſchwer:
Du liebſt nicht mehr mein Herz!

XLVII.

Fahre wohl, du lieblich Kind,
Lieblich aber lieb nicht mehr!
All die Treu iſt in den Wind,
Und mein Herz iſt mir ſo ſchwer!

Deiner Rede wunderbar
Hab ich doch ſo raſch getraut,
Auf die Stirne, hell und klar,
Hab bewundernd ich geſchaut.

Auch dein tiefes Auge glüht
Noch wie ſelig Sternenlicht,
Und die Scham ſo ſüß erblüht
Schwand von deinen Wangen nicht.

Ach, es war auch nur das Herz,
Wo die Falſchheit glüh geloht.
Lieb, o Lieb iſt allerwärts,
Nur im Herzen iſt ſie todt.

Fahre wohl, du lieblich Kind,
Lieblich aber lieb nicht mehr!
All die Treu iſt in den Wind,
Und mein Herz iſt mir ſo ſchwer!

XLVIII.

Wie hat noch geſtern in fröhlichem Schein
Der Himmel gefunkelt, die Erde gelacht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Hat Himmel und Erde düſter gemacht.

An der Linde geſtern da nannt' ich ſie mein,
Wir ruhten umſchlungen, vom Baum überdacht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Heut hab ich die Stunden mit Warten verbracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut hab ich die Stunden mit Warten verbracht.

Ich gab ihr geſtern die Roſe rein,
Sie war von Düften und Farben entfacht;
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Heut finde ich Dornen ſtatt blühender Pracht.
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Heut finde ich Dornen ſtatt blühender Pracht.

O geſtern die Schwüre: du mein, ich dein!
Ich glaubt' an der Treue ewige Macht!
Ueber Nacht da brach ein Froſt herein,
Vorbei! — Nimm dich in der Liebe in Acht!
Ueber Nacht, über Nacht,
Wer hat es gedacht?
Vorbei! — Nimm dich in der Liebe in Acht!

XLIX.

Ob ſie meiner noch gedenket,
Wie es Nachts vor Zeit geſchehen,
Nun ich ſtreife gramverſenket
Durch die Länder, durch die Seeen?
Ob ſie meiner noch gedenket?

Ob ſie noch die Lampe zündet,
Meinen Leuchtthurm an den Scheiben,
Der im Dunkel mir verkündet,
Daß ich kommen ſollt' und bleiben?
Ob ſie noch die Lampe zündet?

Ob ſie noch die Weiſen ſinget
In dem Mondenſchein zur Laute,
Daß das Thal von Liedern klinget,
Die der Freund ihr einſt vertraute?
Ob ſie noch die Weiſen ſinget?

L.

Ich ruh nicht in den Nächten,
Ich ruh nicht an den Tagen;
Es treibt mich ohne Raſten,
Durch Berg und Thal zu jagen.

Da ſeh ich ſchwarze Wolken
Am ſchwarzen Himmel fliegen,
Da ſeh ich die dunkeln Lande
Geſpenſtiſch verworren liegen.

Da hör ich der Vögel Lieder
Schmerzlich und ſchreiend ſchallen,
Da ſeh ich Trauerblumen
Von blühenden Bäumen fallen.

Und düſtre Schattengeſtalten
Verfolgen mich durch die Räume,
Wahnſinnig machen den Kopf mir
Verwilderte wüſte Träume.

O könnt' ich noch einmal ſehen
Die tiefen frommen Augen,
Und Frieden, Seligkeit, Segen
Aus ihrem Himmel ſaugen!

LI.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken luftig hin,
Im Feld und Bäume blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich ſeh hinüber ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vöglein jubeln drin,
Blühende Jungfraun ſingen
Durch helle Gärten hin:
Ich lauſche hinaus ſo trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin.
Was ſoll ich Armer geben?
Der Schmerz iſt mein Gewinn:
Ich traure krank und trübe,
Und alles um meine Liebe,
Von der ich geſchieden bin.

Ich kann es dir nicht ſagen,
Wie ich ſo verloren bin,
Mein Herz iſt mir zerſchlagen,
Zerriſſen iſt mein Sinn:
Ich bin ſo krank und trübe,
Dahin iſt meine Liebe,
Mein Leben iſt dahin!

LII.

Stilles Wähnen, ſüßes Wähnen,
Daß ſo hold die Blumen ſprießen,
Ach, von meinen heißen Thränen,
Die auf deinem Grabe fließen,
Daß mit deiner Blicke Sehnen
Mich die Blumenaugen grüßen
Und ein Seelenband noch ſchließen! —
Stilles Wähnen, ſüßes Wähnen! —

LIII.

Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie roth,
Die Birke iſt kahl, grün war einſt ihr Kleid; —
Einſt ging ich zu zwei'n, jetzt geh ich allein, —
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!
O weh, o weh,
Weh über den Herbſt und die liebloſe Zeit!

Der Fink iſt verſtummt, einſt ſang er ſo hell,
Die Nachtigall ſchlug, jetzt ſchweiget ſie müd; —
Einſt ſang ich zu zwei'n, jetzt ſing ich allein
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied.
O weh, o weh,
Von meiner verlorenen Liebe ein Lied!

Einſt blühten die Roſen, jetzt welkten ſie all,
Voll Duft war das Kraut, jetzt zog er heraus; —
Einſt pflückt' ich zu zwei'n, jetzt pflück ich allein,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß.
O weh, o weh,
Es wird ein dürrer, ein duftloſer Strauß!

Die Welt iſt ſo öd, einſt war ſie ſo ſchön,
Einſt war ich ſo reich, jetzt bin ich voll Noth; —
Einſt ging ich zu zwei'n, jetzt geh ich allein; —
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!
O weh, o weh,
Mein Lieb iſt falſch, o wäre ich todt!

LIV.

Ich zieh ſo allein
In den Wald hinein. —
O ſieh, zwei Falter fliegen,
Sie tummeln ſich durch die Luft,
Und wenn ſie ruhen, da wiegen
Sie ſich in der Blumen Duft. —
Und ich bin ſo allein
Voll Pein!

Ich zieh ſo allein
In den Wald hinein. —
O ſieh, zwei Vöglein erſchrocken
Entſtieben dem warmen Neſt,
Doch ſingen und ſuchen und locken
Sie hoch ſich im Geäſt. —
Und ich bin ſo allein
Voll Pein!

Ich zieh ſo allein
In den Wald hinein. —
O ſieh, zwei Rehe ziehen
An der grünen Halde zumal,
Und wie ſie mich ſehen, fliehen
Sie fern in Berg und Thal. —
Und ich bin ſo allein
Voll Pein!

LV.

Wenn jemals du im Unglück weinſt,
Komm, ruh an meinem Buſen aus;
Wenn du dich je verloren meinſt,
Iſt meine Bruſt dein Heimathhaus!

Hier triffſt du noch den Sonnenſchein,
Den keine Wolke dir entzieht:
Dein Hand und Herz, getreu und rein,
Bis mir der letzte Athem flieht!

Was wär die Liebe auch, mein Herz,
Blieb ihr nicht treu der heil'ge Gott,
Hielt ſie nicht feſt in Luſt und Schmerz,
Trüg' ſie nicht ſiegreich Ruhm und Spott?

Ich weiß es nicht, — was liegt auch dran —
Ob du mich kalt verrathen haſt!
Das weiß ich nur, dich bet ich an,
Doch niemals werd ich dir zur Laſt!

Ich weiß, daß meine Liebe ſiegt,
Denn ſie iſt heilig und gefeit;
Ob nie mein Herz an deinem liegt,
Sie ſieget über Raum und Zeit.

Wenn jemals du im Unglück weinſt,
Komm, ruh an meinem Buſen aus;
Wenn du dich je verloren meinſt,
Iſt meine Bruſt dein Heimathhaus!

LVI.

Nicht an die Orte taugt mein Sinn,
Wo friſch im Lenz die Jugend ſchwärmt,
Ich zieh durch ſtille Gärten hin,
In jungen Jahren, alt, verhärmt;
Ich trink im Lenz den Thränenwein,
Ich feir' allein die Trauerzeit,
Als Gäſte ruf ich mir herein
Die Schatten der Vergangenheit.

Wie duftig rings die Kräuter blühn!
Ach, jede Pflanze macht mir Noth!
An Freunde mahnt das Immergrün: —
Die Einen falſch, die Andern todt! —
Die Roſe ſpricht mit dunkler Glut,
Daß längſt die Liebe über iſt;
Die Myrthe trübt mir ganz den Muth,
Ach, weil du mir verloren biſt!

LVII.

Welch öd Revier, verwildert, ſchön,
Von Schilf und Ried durchſproſſen,
Umkränzt von ſchwarzen Waldeshöhn,
Vom Bergfluß jäh durchfloſſen!

Unheimlich wird der Abend wach,
Die grauen Nebel wallen,
Der Strom, der wüſt das Thal zerbrach,
Fängt lauter an zu ſchallen.

Dazwiſchen tönt des Wildhuhns Schrei,
Es lockt an dieſer Stätte,
Die junge Brut lockt es herbei
Der weitverſprengten Kette.

Und ſicher iſt es, daß ſie all
Auf dieſen Ruf erſcheinen.
O könnte meiner Stimme Schall
So, was ich lieb', vereinen!

LVIII.

Wir wuchſen in demſelben Thal,
Wir wohnten nahe Haus bei Haus,
Wir ſuchten uns vieltauſendmal
Und fanden uns Tag ein, Tag aus.

Gebet und Märchen, Lied und Spiel,
Das Alles lernten wir vereint,
Wir lachten und mir jauchzten viel,
Und haben oft auch ſtill geweint.

Ich wuchs zum Jüngling, du zur Maid,
Wir träumten noch denſelben Traum,
Und ſuchten treu wie allezeit
Den Sitz am oft umſpielten Baum.

Dort ruhten wir am Abend oft,
So voll, ſo warm, ſo reich die Bruſt!
Wie ward geahnt, wie ward gehofft
In flüſternd liebeſel'ger Luſt!

Wir wurden dennoch liebemüd
Und zogen beide ferne fort:
O du verglüheſt tief im Süd,
Und ich vereiſe hoch im Nord!

Was hat gebannt uns Land von Land? —
Wir wiſſen's nicht und glühn vor Scham —
Du fehleſt mir, ich fehle dir,
Und beide welken wir vor Gram!

LIX.

Blüthenweiß beſtreuet ſchaute
Durch das Fenſter ich die Länder,
Drüber hell der Himmel blaute. —
Sind's des Frühlings Blüthenbänder? —
Ach ein Reif war's, in der Sonne
Warmem Strahl iſt er verſchwommen,
Und beklommen
Dacht' ich an vergangnen Frühlings Wonne.

Schöne Zeiten ſtiegen nieder:
Helle Blicke, heiße Küſſe!
Ruhten ſüß umſchlungen wieder! —
Sind's der Liebe alte Grüße? —
Ach ein Traum war's, den der Sonne
Früher Strahl hinweggenommen,
Und beklommen
Dacht' ich an vergangner Liebe Wonne.

LX.

Das iſt die Stadt, ſo wie vor Zeit
Ich ſie zurückgelaſſen:
So lagen rings in Dunkelheit
Die hohen Giebelgaſſen,
So ragte dort in ernſter Pracht
Der Dom zum Himmelsbogen,
So kam die weiche Sommernacht
Auf linder Luft gezogen.

So quoll der Roſenduft, ein Meer,
Von Mädchenfenſtern nieder,
So ſangen von den Gärten her
Die Nachtigallenlieder,
So hat vom Markte nimmermüd
Der Brunnen einſt gerauſchet,
So klang das Lied, das ſüße Lied,
Dem fern ich oft gelauſchet.

Daſſelbe Bild! — doch an die Bruſt
Schlägt es nicht wie vor Jahren,
Als ich voll Jugendmuth und Luſt
Ins Leben bin gefahren.
Dahin iſt meiner Tage Stern,
Jugend und Lieb vergeben!
Mir lieget fremd und kalt und fern,
All dieſes junge Leben.

LXI.

Ach, als mich band der Schönheit Macht
Vor Zeit in Luſt und Schmerz,
Das war ein Glück, als Tag und Nacht
Ich dein gedacht, mein Herz!
Ich nippte ſchon in Seligkeit
Manch ſüßer Stunden Schaum,
Doch war des Lebens hellſte Zeit
Der jungen Liebe Traum!

Als ich dich ſah, ich ſtand berauſcht
Wie unterm Maienbaum,
Wo man des Frühlings Klängen lauſcht,
Bedeckt von Blüthenflaum.
Dein lieber Blick, dein weiches Wort,
Noch iſts mein Lebensglück;
Ich gäb' um goldnen Zauberhort
Die Stunden nicht zurück.

Das war ein Glück, als in die Bruſt
Ich dir mein Nachtlied ſang;
Erröthend bebteſt du vor Luſt,
Daß drin dein Name klang.
Mein Lied tönt beſſer jetzt gereiht,
Dem Hörer mehr zu Dank,
Ich bin nach Liedern alter Zeit,
Nach junger Liebe krank.

Vielleicht ruft mich zum goldnen Tiſch
Einſt lächelnd das Geſchick,
Luſt, Ehre, Ruhm kredenzt es friſch
Mir bald mit heiterm Blick;
Zurück ſchau ich ſehnſüchtig weit
Nach ferner Jugend Saum:
Mir war des Lebens hellſte Zeit
Der jungen Liebe Traum!

LXII.

Du pflückſt die Blätter ab dem Roſenſtrauch,
Daß er noch einmal blüh' im Herbſteshauch;
In Sturm und Wind laß ſie nicht blühen, Kind,
Wenn ihre Schweſtern all geſtorben ſind!
Laß welken, laß welken!

Zerſtöre nicht der Lieb Erinnerung,
Daß neue Lieb im Herzen werde jung!
Sie blüht nicht hell in ſpäten Jahren, Kind,
Wenn ihre Mitgefühl' erloſchen ſind.
Laß welken, laß welken!

LXIII.

Ach, wenn du durch die fremden Schaaren gehſt,
Wie traurig iſt's, daß du alleine ſtehſt!
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen!
Die treuen Augen, die dich einſt beglückt,
Die ſüßen Stimmen all, die dich entzückt,
Sie ſind dir fern, das Grab hält ſie umfangen.

Ziehn ſchönere Geſtalten auch vorbei,
Du kennſt ſie nicht, dir iſt es einerlei,
Ihr ſonnig Lächeln macht dein Herz nicht pochen;
Ihr ſprühnder Blick brennt andre Seelen wund,
Zu andern Ohren ſingt ihr blühnder Mund:
Du aber fühleſt doppelt dich gebrochen.

Und wenn auch Einer freundlich zu dir ſpricht,
Die alten guten Herzen ſind es nicht,
Die einſt du ſahſt mit dir ins Leben ſteigen;
Oft klingt ein Seufzer klagend aus der Bruſt,
Du fragſt: Wo ſind ſie, Freunde, Jugend, Luſt? —
All deine Antwort iſt ein dumpfes Schweigen!

Und zaubert Bilder ſelbſt die Phantaſie,
Die kalten Schatten, ach, belebt ſie nie,
Du ſtarrſt auf todte Lippen, Augen, Wangen;
Kein Segenſpruch ertönt dir, wie du flehſt!
Wie traurig iſt's, daß du alleine ſtehſt:
Du fühlſt, die Jugendwunder ſind vergangen!

LXIV.

Ueber die Haide brauſet mein Roß,
Ich gebe ihm Zügel und Sporen. —
Wohin? — Ein heimathsloſer Genoß
Hab ich mein Ziel verloren!

Ueber mir ſchwirrt mit ängſt'gem Schrei
Ein Vogel durch trübe Lüfte. —
Wohin? — Längſt ſind die andern vorbei,
Er ſucht ſie durch Wald und Klüfte.

Drüben ein Hirſch das Kraut durchrennt,
Er ſteht, er wittert, er ſchwindet. —
Wohin? — Er forſcht von der Herde getrennt,
Daß er im Nebel ſie findet.

Ueber die Haide brauſet mein Roß,
Ich gebe ihm Zügel und Sporen. —
Wohin? — Wann find ich trüber Genoß,
Was ich alles verloren?

LXV.

Ich liebe dich noch immer
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendſchimmer
Am fernen Himmelsſaum.

Dein Bild in meinem Herzen
Der Wolke gleicht es dort,
Die lauen Winde ſcherzen
Sie leis im Aether fort.

Dein Denken iſt mir labend
Wie ſüßer Roſenduft,
Der voll am Sommerabend
Durchweht die warme Luft.

Von dir zu reden, klinget
Mir wie ein ſüßes Lied;
Das ferne Echo ſinget,
Es nach, bis es verzieht.

Ich liebe dich noch immer
Wie einen hellen Traum,
Wie duft'gen Abendſchimmer
Am fernen Himmelsſaum.

LXVI.

Haſt du von den Fiſcherkindern
Das alte Märchen vernommen,
Die auf dem ſchwanken Kahne
Allein ins Meer geſchwommen?

Sie pflückten ſich Waſſerroſen,
Sie ſangen der Lieder viele,
Sie herzten und küßten einander
In ſüßem Wechſelſpiele.

Sie haben den Strand verloren,
Als ſich der Tag entſchwungen,
Sie kehrten nimmer wieder;
Ihr Name iſt verklungen. —

Und weißt du: wir ſind die Kinder,
Die Maid du, ich der Knabe;
Das Meer iſt unſre Liebe,
Die ward uns längſt zum Grabe.

LXVII.

Stets ſei dein Wort ſo hold und gut,
So huldreich mild ſei ſtets dein Blick!
Doch, ach, wird dieſe reine Glut
Jemals erleichtern mein Geſchick?

Die Seel' iſt todt; des Frühlings Luft,
Der Sonnenſtrahl, das Blüthenmeer,
Und dieſer balſamvolle Duft,
Mir trifft er längſt das Herz nicht mehr!

Und ſelbſt ein Menſchenangeſicht
Voll Jugend, Liebe, Wonne, Glück,
Bringt meinem dunklen Herzen nicht
Den hellen Jugendmuth zurück.

Ich ſeh die Welt ſo todt und leer,
Das Leben duft- und farbenlos,
Der Geiſt iſt mir ein Wüſtenmeer,
Dem Sonnenbrand und Sturme bloß.

Ach, Herz und Sinn hat ausgeſtrebt,
Ich weiß nicht mehr von Haß und Huld,
Ich hab mein Leben all verlebt;
Da iſt verlorne Liebe ſchuld!

O folterte ſie noch das Herz
Mit ſtillem Gram, mit tiefer Pein!
Ich wollte jubeln; denn wo Schmerz,
Da tritt auch noch die Luſt herein.

Doch, ach, es ſchaut Erinnerung
Und Zukunft dumpf und ſchwer mich an,
Ich wandle, bin ich auch noch jung,
Alt, öd und kalt ſchon meine Bahn.

O dieſe Kälte! welch ein Loos!
Sie iſt der ſchwerſte Fluch dem Sinn.
Ich ziehe ruh- und hoffnungslos,
Ein Ahasver, durchs Leben hin.

Stets ſei dein Wort ſo hold und gut,
So huldreich mild ſei ſtets dein Blick!
Doch, ach, wird dieſe reine Glut
Jemals erleichtern mein Geſchick?

LXVIII.

Ach, eine dunkle Blume iſt mein Herz!
Es blüht gleich der Viol der Sommernacht,
Nachts ſchließt es auf des Kelches trübe Pracht,
Nachts haucht es aus der Düfte Balſamſchmerz.

Und jubelt Morgens Berg und Wald und Au,
Da ſteht es ſtill und träumt in ſich hinein,
Und tief darin bricht ſich der Morgenſchein
In Thränen, meiner dunkeln Blume Thau.

LXIX.

O nimmer vergeß ich den ſonnigen Tag,
Als ich an deinem Buſen gelacht;
Als ich dir am pochenden Herzen lag,
O nimmer vergeß ich die heiße Nacht!

Dein Auge ſtrahlte ſo ſicher und warm
Wie Sonnenlicht in den Nebeltraum,
Und es umrankte mich feſt dein Arm,
Wie liebende Reben den Ulmenbaum.

Dein Wort, es rauſchte mächtig und wild
In meine junge begeiſterte Bruſt:
Du ſchönes köſtliches Menſchenbild,
Du gabſt mir die erſte unendliche Luſt!

Doch was du mir gabſt, du haſt es zerſtört!
O daß ich mich gab in deine Haft!
Du haſt mich zum wilden Wahnſinn bethört,
Du Weib, ſo mächtig und zauberhaft!

Und immer noch denk ich an dich zurück
Berauſcht von Liebe, durchzuckt von Haß;
Du biſt mein Unheil, du biſt mein Glück!
So folgt mir dein Bild ohn' Unterlaß!

O nimmer vergeß ich den ſonnigen Tag,
Da ich an deinem Buſen gelacht;
Als ich dir am pochenden Herzen lag,
O nimmer vergeß ich die heiße Nacht!

LXX.

Als der Frühling die Kränze um Baum und Strauch
So friſch und grün geſchlungen,
Da gingen wir durch den Maienhauch.
Recht Herz an Herz gedrungen.
Jetzt geh ich hier, jetzt gehſt du dort,
Und die Blätter fallen welk und verdorrt,
Und der Herbſt brauſt über die Erde.

Als der Frühling erweckt den Vogelſchwarm,
Zu ſingen die ſchönen Lieder,
Da klang unſer Wort ſo duftig und warm
Von Herzen zu Herzen wieder.
Jetzt geh ich hier, jetzt gehſt du dort,
Und die Sänger ſind über die Berge fort,
Und der Herbſt brauſt über die Erde.

LXXI.

Ein Heil kamſt du gezogen
In meine trübe Welt,
Du warſt mein Regenbogen
Auf dunkelm Himmelszelt. —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Du wareſt mir der Morgen
Nach wilder Wetternacht,
Du haſt mein Herz geborgen
In deiner Sonnenpracht. —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Ein Wort aus Himmelshöhen
Warſt du mir wunderbar;
All Wirrſal mußt' vergehen,
Mein Geiſt ward froh und klar. —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

Ich denk an dich noch immer
Gleichwie an all mein Glück;
Die Zeiten bringen's nimmer,
Ach, nimmermehr zurück! —
Ach Gott, daß dieſes Lieben
Hinweggetrieben,
Daß all die ſüße Zeit
Weit, ach, weit!

LXXII.

Ich zieh auf Haiden öd und leer,
Im Weſten glüht das Abendroth,
Drein baun von Wolken dumpf und ſchwer
Sich Thürm' und Zinnen ſchwarz und todt.

Mir iſt das Herz ſo müd von Qual,
Ich bin der alten Pein ſo ſatt:
O könnt' ich ziehen übers Thal
In jene dunkle Todtenſtadt!

LXXIII.

Wieder grünen dieſe Thale,
Ach, als wäre nichts geſchehen:
Muß ich nicht im Maienſtrahle
Einſam zwiſchen Wundern gehen?

Bunte Frühlingsvögel tauſchen
Schmetternd ihre wilden Lieder;
Ach, ich zieh mit ihr zu lauſchen,
Nicht mehr ſelig auf und nieder.

Blüthenbäume ſtreuen Flocken,
Auen duften, Wieſen glänzen;
Doch ich darf die blonden Locken
Nicht mehr mit den Blumen kränzen.

Volle Waſſerfälle ſchäumen
Stets noch zwiſchen Fels und Rüſtern,
Nicht mehr hör ich an den Bäumen
Ihre ſüße Stimme flüſtern.

Weh, verrauſcht ſind Küſſ' und Gluten,
Hin der holden Liebe Schimmer!
Hingeſtrömt, wie dieſe Fluten
Nimmer kehren, kehrt ſie nimmer!

Ach, was zeigſt du deine Schätze,
Frühling, einem Geiſt voll Schmerzen?
Oede ſind die ſchönſten Plätze
Einem öden wunden Herzen!

LXXIV.

In ſchwarzen Föhrenhallen
Zieh ich durch wild Geſtein;
Die grauen Nebel wallen,
Die Regenſchauer gießen,
Die Bäche voller fließen,
Die Waſſerfälle ſchrein.

Es iſt ſo finſter ſchaurig
In dieſer engen Schlucht,
Die Stimme rings wie traurig!
Angſtlaute allwärts klingen,
Da kann auch ich's nicht zwingen:
Es ſchreit mein Schmerz nach Luft!

LXXV.

Wenn ausgepocht dies müde Herz
Und tief im kühlen Raſen ruht,
Dann faßt dich doch vielleicht ein Schmerz,
Daß ihm entfloh die heiße Glut;
Du denkſt der Zeit, wo du als Stern
Erleuchtet ſeine Dunkelheit,
Wo du in Lebenswüſten fern
Ihm gabſt ein freundliches Geleit.

Und dein erweichtes Herz durchklingt
Ein Lied, das einſt der Freund dir ſang;
Drin fühlſt du, wie geſangbeſchwingt
Sein junger Geiſt nur dich umſchlang,
Wie kein Gebet der Lipp' entquoll,
Das nicht zuerſt für dich gefleht,
Und wie ſein Segen liebevoll
Für alle Zukunft dich umweht.

Und du verzeihſt, was ſtürmiſch einſt,
Was thöricht jung ich alk geirrt,
Ich ſeh die Thräne, die du weinſt,
Die meine Fehler löſen wird.
Und freudig dann geſühnet ſchwebt
Mein ſtilles Bild vor deinem Sinn:
Du fühlſt, daß ich für dich gelebt,
Daß ich für dich geſtorben bin!

LXXVI.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück,
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

O wie ſchnell erſteht
Der Blumen Duft!
O wie ſchnell verweht
Ihn die leiſe Luft!

O wie ſüß erklingt
Ein Liebeslied!
O wie leicht beſchwingt
Es wieder flieht!

O wie hold beglückt
Ein heller Traum!
O wie ſchnell entrückt
Seiner Bilder Schaum!

O die Knospe blüht!
Und ein Augenblick,
Dann iſt verglüht
Ihr Lenzgeſchick.

O du ſüße Zeit,
Junger Liebe Glück!
O du liegſt ſo weit,
Kehrſt nie zurück!

LXXVII.

Stets weiter wird die Einſamkeit,
Je höher ich zum Gipfel ſtrebe,
Kein grünes Pflänzlein mehr gedeiht,
Hier wächſt nur noch des Steins Gewebe.
So wird das Daſein hart,
Kalt, öde und erſtarrt,
Je länger ich das Daſein lebe.

Stets dämmerhafter liegt zurück,
Schau ich mich um, die weite Ferne:
So forſch ich wohl nach Luſt und Glück,
Ich ſuch der Jugend helle Sterne.
O wie das blaſſer blinkt!
O wie das troſtlos ſinkt!
Hilf Muth, daß ich das Altern lerne!

LXXVIII.

Was ſoll dieſelbe Liebe ſein,
Die einſt dein Mund mir ſchwor?
O ſprich mir nicht von Maienſchein,
Wenn hart die Erde fror!

Sonſt warſt du doch ſo mild und gut,
Jetzt biſt du ſchroff und ſcharf!
Denk, daß der Veſtaflamme Glut
Der Sorge ſelbſt bedarf!

Was heilig iſt, das duldet nicht
Die Kälte und den Spott;
Die Lieb iſt himmliſch Gotteslicht,
Und heilig ſchuf ſie Gott.

Und wer ſie pflegt, ſei er auch ſchwach,
Ihm heget Niemand Groll,
Man ſieht ihm Fehl und Mängel nach,
Weil er des Gottes voll!

Mit Nachſicht leitet man ein Herz,
Ob tauſendfach es fehlt,
Und nicht wenn man mit Gram und Schmerz
Es peinigt und entſeelt.

Doch biſt du ſchroff und biſt du kalt,
Ich hadre dennoch nicht,
Ich weiß nur, daß mir öd und alt
Das Herz im Herzen bricht.

LXXIX.

Verklungen ſind des Tages Stimmen
In Thal und Fluten,
Dort am tiefblauen Berg verglimmen
Die Abendgluten.

Der ſtille Wald ſtellt ein ſein Flüſtern,
Der Strom ſein Rauſchen.
Welch ſeltſam mäliges Verdüſtern!
Welch weites Lauſchen!

Horch, Schmerzensruf! — Ein Vogel ſtreifet,
Vom Neſt verirret.
So ſchreit mein Herz, das lieblos ſchweifet,
Von Angſt verwirret.

LXXX.

Herrlich, hohe Sommerzeit,
Kamſt du letztes Jahr,
Da in Liebesſeligkeit
Ich verſunken war!

O wie hat der Lindenduft
Süß mein Herz berauſcht,
Als wir durch die Abendluft
Schwur und Kuß getauſcht!

Von Johannisfunkenglut
War der Pfad erhellt,
Als ihr Blick dem jungen Muth
Däuchte eine Welt!

Bei den Weiden war's ſo kühl
An des Weihers Rand;
Doch es ſchwoll ſo zauberſchwül
Unſrer Herzen Brand.

Das iſt Garten, das iſt Teich,
All die alte Pracht;
Doch die ſchöne Welt iſt bleich,
Himmelslicht iſt Nacht!

Herrlich, hohe Sommerzeit,
Kehrteſt du zurück;
Aber kalt ward mir die Maid,
Todt iſt mir das Glück!

LXXXI.

Ach, es kämpft mein Geiſt mit finſtern Mächten
Wie der Schiffer weit im Meer verſchlagen. —
Warſt du einſt doch Sonne meinen Tagen,
Sternbild warſt du meinen tiefen Nächten!

Deine Seele galt mir als Buſſole,
Sicher ſtand am Steu'r ſie als Pilote —
O wie ſtolz ſaß ich im kleinen Boote!
Kühnlich ſegelt ich von Pol zu Pole!

Nimmer kümmerten mich Sturm und Wellen,
Mochten wüſt die Ungewitter drohen,
Jäh die Donner rollen, Blitze lohen;
Muthig fühlt' ich alle Pulſe ſchwellen.

Seit mir deine Führung ward genommen,
Iſt mein löſchend Lebenslicht am Sinken,
Denn es kann kein ſchlimmres Loos mir winken,
Weil das ſchlimmſte Loos mir ſchon gekommen.

LXXXII.

Ging die Liebe ſtill zur Ruh,
Lege nicht die Stirn in Falten!
Die ich pflegte, machteſt du
Reuelos und herb erkalten!
Klage nicht!

Da ich ſtarr wie Winter lag,
Kam dein Wort wie Lenzespochen.
Ach, der Seele Maientag
Haſt du froſtig kalt gebrochen!
Klage nicht!

Da in Wolken hing mein Geiſt,
Gab dein Blick mir Sommerlüfte,
Und dann warfſt du wieder dreiſt
Mich in nebeltrübe Schlüfte!
Klage nicht!

Da ein dürrer Baum ich ſtand,
Gab dein Kuß mir Blüth' und Lieder,
Ach, dann warf mich deine Hand
Wie vom Blitz getroffen nieder!
Klage nicht!

Deckt mein Herz der Winter zu,
Mußte alle Glut erkalten,
Ging die Liebe ſtill zur Ruh,
Lege nicht die Stirn in Falten!
Klage nicht!

LXXXIII.

Die Lande liegen in dickem Duft,
Herbſtlich verhüllt ſind Thal, Fluß, Hügel,
Die Wandervögel durchſchreien die Luft,
Nach Süden trägt ſie der rauſchende Flügel;
Vom Baum auf der Haide fällt Blatt auf Blatt,
Das klingt, als weine die Erde beklommen;
Nun der Lenz hin, iſt ſie lebensſatt. —
O weh! o weh, der Winter will kommen!

Ich ziehe dumpf und ſtill meine Bahn,
Und mühe mich gegen Träume vermeſſen:
Der Jugend Luſt, der Liebe Wahn,
O könnt' ich die Küſſe und Lieder vergeſſen!
Ein Windhauch weht ins Geſicht mein Haar:
Graulocken dazwiſchen, ich ſeh es beklommen.
So liebesarm und ſo hoffnungsbar!
O weh, o weh, der Winter will kommen!

LXXXIV.

Du biſt doch arm, ſo reich du ſcheinſt,
Weh dir, o weh!
Und ob du lachſt, du weinſt vereinſt,
Weh dir, o weh!
Statt reicher Liebe wähltest du
Leichtſinnig armen Glanz,
Du ſuchteſt in der Pracht dir Ruh'
Und du verlorſt dich ganz.

Vom dumpfen Rauſch erwachſt du ſchwer,
Weh dir, o weh!
Dann fühlſt du, wie dein Leben leer,
Weh dir, o weh!
Die Schaar, die glänzend dich umſchwärmt,
Du ſiehſt ſie arm und kalt,
Du ſinnſt auf alte Zeit verhärmt,
Zur Rückkehr, ach, zu alt.

Dir fehlt, was hoch beſeelt, ein Herz,
Weh dir, o weh!
Weich für die Luſt, ſtark für den Schmerz,
Weh dir, o weh!
Schlaflos bringſt du die Nächte hin
In irrer wirrer Noth,
Und dem du Alles warſt — ich bin
Längſt fern dir oder todt!

LXXXV.

Ich zieh auf Waldeswegen,
Es rieſelt leis der Regen,
Ein weißer Nebel quillt;
Nicht ſingt durch dürre Aeſte
Das Heer der Frühlingsgäſte —
O Herz, das iſt dein Bild!

Ich komm zum ſchwarzen Weiher,
Den wallend ſtill der Schleier
Des dichten Dufts umſchwillt;
Er ſtrahlt in ſeinen Fluten
Nicht klare Himmelsgluten —
O Herz, das iſt dein Bild!

Ich wandre in die Auen,
Ach, auch die Felder grauen,
Todtſtarr liegt das Gefild.
Blumen und Halme ſtarben,
Die Welt iſt trauerfarben —
O Herz, das iſt dein Bild!

LXXXVI.

Auf meinem Weſen ruht ein Fluch,
Auf meinem Leben liegt ein Bann!
Ihn neid ich, der ein Leichentuch
Und eine kühle Gruft gewann.

Keck war mein Muth und hoch mein Drang,
Ich flog zum höchſten freiſten Ziel,
Doch was der Geiſt erſtrebt, mißlang,
Und was die Hand berührt, zerfiel.

Die Menſchen liebt' ich treu und warm,
Doch keiner hielt mir herzlich Stand,
Kein Treulieb lag mir je im Arm,
Es drückte mir kein Freund die Hand.

Das thut, mir fehlt das rechte Wort,
Die rechte That zur rechten Zeit,
Bald reißt ein wilder Trotz mich fort,
Bald hemmt mich ſtarre Sprödigkeit.

Und nah ich ſcheu und ſtürm ich kühn,
Nie bin ich ein willkommner Gaſt,
Ich muß verſiechen und verblühn:
So iſt das Leben mir zur Laſt.

Mit Gott und Welt kam ich zum Bruch,
Daß nimmer ich geſunden kann.
Auf meinem Weſen ruht ein Fluch,
Auf meinem Leben liegt ein Bann!

LXXXVII.

In dunkeln Träumen ſchweift mein Geiſt
Oftmals an eines Abgrunds Schlucht,
Darüber dumpfig laſtend kreiſt
Die Finſterniß mit ſchwerer Wucht.

Iſt es der Wahnſinn, der dort lockt?
Streckt draus uralte Nacht die Fauſt?
O wie das Herz, das angſtvoll ſtockt,
Vor meiner Seele Abgrund grauſt!

LXXXVIII.

Mir war das Herz ſo wund und krank,
Ich fühlte mich weh und beklommen,
Da lenkt' ich zum Wald den einſamen Gang,
Wo oft mir Ruhe gekommen.

Und ſieh, es ſprach der Eichenbaum:
Trübſeliger Freund, geſunde!
Hoch ſtrecke dein Haupt in den Himmelsraum,
Stark greife Wurzeln im Grunde!

Die Birke meinte: Schau an mein Laub,
Es rauſcht und zittert und flüſtert,
Dem lockenden Leichtſinn ſei nicht taub,
Dann ſtehſt du nicht ſo umdüſtert!

Die Weide ſagte: In leiſem Schmerz
Verlebe ich meine Tage,
O tröſt dich an mir, du trauriges Herz,
Mir dient zur Wonne die Klage!

Der Tannenbaum rauſchte ſo tief und ernſt:
Du darfſt die Hoffnung nicht laſſen!
Ich grüne ſtets; friſch auf, daß du lernſt,
Das Leben friſch zu erfaſſen!

So ſprachen die Treuen, mir aber war
Das enge Herz erweitert.
Du alter Wald, wie wunderbar,
Haſt du mir die Seele erheitert!

LXXXIX.

Still weht die Nacht längs dem Waldesſaum,
So einſam!
Da geht durchs Gezweig ein Rütteln. —
Willſt du mir alter Eichenbaum,
So einſam,
Deinen Gruß herunterſchütteln?

Still weht die Nacht längs dem Felderrain,
So einſam!
Da tönt aus dem Korn ein Klingen. —
Willſt du Lerche, ſüßes Vögelein,
So einſam,
Einen tröſtlichen Traum mir ſingen?

XC.

Wohl froh iſt in der Maienflur
Das Duften und das Blühen;
Doch kommt der Winter, laß es nur
Verglühen, ja, verglühen!
Und herrlich ſind die Lieder all,
Die durch die Lenzluft gehen;
Doch wird es kalt, ſo laß den Schall
Verwehen, ja, verwehen!
Natur erſchafft
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen!

Und wird dir falſch ein liebes Herz,
Will dir ein Freund entſagen,
Ach, blut'ge Thränen weint dein Schmerz,
Doch darfſt du nicht verzagen!
Du mußt im Leben ſüße Luſt
Und freud'gen Segen ſehen!
Laß Muth und Hoffnung nie der Bruſt
Verwehen, ja, verwehen!
Der Geiſt erſchafft,
Voll Kraft, voll Kraft
Ein neues Auferſtehen!

XCI.

Du ſtille Einſamkeit ſei mir geprieſen,
Die ſüß im Frühlingsabend um mich thauet,
Wo friedeſelig dämmern Flur und Wieſen,
Wo ſtolz und mächtig das Gebirg ſich bauet!

Es wälzt der Strom ſo tief und licht die Wogen,
Es ragt der Wald von Finſterniß umdunkelt,
Es blinket Stern an Stern am Aetherbogen:
O wie ſo weit und tröſtungsreich es funkelt!

Wenn Erd' und Himmel in einander ſchwellen,
Dann hör ich tief die heil'gen Brunnen rauſchen,
Die heilig durch die ernſte Seele quellen,
Des Herzens Nachtigallen kann ich lauſchen.

Und alle düſtern finſteren Gewalten
In milde Sühne müſſen ſie zerfließen;
Zwieſprach kann ich mit allen Himmeln halten
Und wieder Frieden mit der Erde ſchließen.

XCII.

Den Zweig an den Hut,
In die Kehle das Lied,
Ins Herz frischen Muth,
Denn der Tag erglüht!

Mein Wandergenoß
Ist der Morgenwind,
Er scheuchet den Troß
Der Nebel geschwind.

Und in duftigem Glanz
Blüht ringsum die Welt,
Dunkler Wälder Kranz,
Saatwogendes Feld.

Dort hinter den Höhn
Wallt schimmernd das Meer,
Lustig segelnd gehn
Schiffe drüber her.

Städt' und Dörfer erstehn,
Entschleiert vom Duft,
Vögel und Glocken wehn
Durch die stille Luft.

Und Leben und Kraft
Ueberall, überall!
Das wirket, das ſchafft
Duft, Farbe und Schall.

Ich habe voll Luſt
Mein Herz ausgeſpannt,
Es ſpiegelt die Bruſt
Himmel, Meer und Land.

Der jungen Natur
Schau ich ſtets ins Geſicht.
Friſch, folge der Spur,
So alterſt du nicht!

XCIII.

Aus der Wolken ſchwarzer Wetterſchlacht
Zuckt ein jäher glüher Blitz hervor,
Aus der Frühlingsgärten ſtiller Nacht
Steigt ein Nachtigallenlied empor.

Wie durch Schatten bricht ein funkelnd Licht,
Wie durch Schweigen tönt ein ſüßer Klang,
Glüht der Liebe wonniges Geſicht
Mir durchs Herz auf nächt'gem Wandergang.

XCIV.

O könnt' ich einmal dich als Roß,
Du goldne Sonne, reiten,
Und dürften dann als ſchwarzer Troß
Die Wolken uns begleiten!

Und möchte hinter uns der Nord
Die wilde Peitſche knallen,
Und ließ er, ging es ſtürmend fort,
Das laute Horn erſchallen!

Ha, in dem Saus, ha, in dem Braus,
Im Klang der mächt'gen Lieder,
Zög' in des Meeres goldnes Haus
Ich jubelnd mit dir nieder.

Gleich dir, ſo wollt' ich baden mich,
In tiefſter Fluthen Kühle,
Gleich dir, wollt' ich entladen mich
Der dumpfen Erdenſchwüle.

Und ſtiegen wir im Oſt empor
In frühen Morgenſtunden,
Wär frei das Aug' vom düſtern Flor,
Heil wär das Herz der Wunden.

XCV.

Auf, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus!
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

Wer mag an die Scholle
Gefeſſelt ſein?
Duftgrünende Erde,
Blauer Himmel iſt mein!

Hochfelſige Berge,
Fruchtſchwellende Thale
Durchſtreif ich im hellen
Goldſonnenſtrahle.

Ich baue kein Haus,
Ich ſäe kein Feld,
Meine Wohnung iſt rings
Die endloſe Welt.

Ich pflanze keine Rebe,
Ich preſſe keinen Wein;
Der ſchäumende Becher
Iſt mein, iſt mein!

Ich pflege keinen Baum,
Ich erwarte keine Blüth,
Ich haſche die Frucht,
Die über mir glüht.

Ich freie kein Weib
Zu trägem Genuß,
Ich liebe vom Roß
Den flüchtigen Kuß.

Ich liebe den Freund
Bei Schwert, Trunk und Scherz;
Doch bind ich mich nimmer:
Fahr wohl, Bruderherz!

Ich will nicht die Ruh,
Ich will nicht die Raſt,
Ich bin der Minute
Schnellflüchtiger Gaſt.

Fort, tummle dich, Hengſt,
Im wildeſten Braus!
Ich will in die Welt,
In das Leben hinaus!

XCVI.

Jubelnd ſitzen wir und trinken
In den duft'gen Rebenlauben,
Voller Ahnung reifend blinken
Ueber uns die goldnen Trauben.

Und die warme Sommerſonne
Strahlt vom blauen Himmelsdome,
Strahlet ob der Laube Wonne,
Ob den Landen, ob dem Strome.

Und die Berge heben prächtig
Ihre rebengrünen Kronen,
Graue Felſen ſtarren mächtig,
Drauf die alten Burgen thronen.

Wie im Selbſtbewußtſein ſpiegeln
Sich die Lande in dem Rheine:
Mit den Thälern, mit den Hügeln
Wogt er fort in blauem Scheine.

Aber Berg und Burg und Laube,
Und des Rheines tiefe Fluten
Spiegelt mir der Sohn der Traube
In des Römers goldnen Gluten.

Klare, lichte Bilder blühen
In dem Spiegel dieſer Becher,
Aber doppelt fröhlich glühen
Drin die jugendmuth'gen Zecher.

XCVII.

Iſt das des Schenken geprieſen Haus?
Es ſieht doch gar ſo düſter aus,
Es heißet drin zum goldnen Mond,
Wohl glaub ich, daß die Nacht hier wohnt.
Giebt's denn keine beſſre Schenke im Ort? —
Trag nur das Bündel wieder fort!

Doch halt, da öffnet ſich die Thür!
Ein roſig Mägdlein tritt herfür,
Ja, dieſer Augen Sternenſchein,
Er lockt mich in die Nacht hinein,
Daß ich den Wein da eben probier. —
Mit meinem Bündel warte hier!

Ein helles Kelchglas bringſt du da,
Wie ich noch nie ein ſchönres ſah;
Fürwahr, der Wein iſt klar und gut!
Er glänzt und wärmt wie Sonnenglut!
Ei, hier iſt Sonn- und Tagesſchein! —
Hier bleib ich, bring das Bündel herein!

XCVIII.

Wenn ich in meinen Becher ſeh,
Da ſtrahlt mir erſt die Sonne,
Wenn ich die Welt als Zecher ſeh,
Dann liegt die Welt in Wonne.
Wär nicht im Wein der Wahrheit Licht,
Bei Gott, dann gäb' es Klarheit nicht:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

Ganz wird da, was zerriſſen war,
Was trüb iſt, kommt zur Reinheit,
Und was zerſtückelt Wiſſen war,
Das baut ſich ſchnell zur Einheit,
Ja, alle Weisheit liegt im Wein,
Sie kommt und ſieht und ſiegt im Wein:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

Ich kenne nicht mehr Haß und Neid,
Hab ich mein Maaß getrunken:
All Jammer flieht ſo blaß und weit,
Es ſprühn nur Liebesfunken,
Ich habe dann mein minnig Lieb
Noch doppelt innig ſinnig lieb:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

Ach nüchtern wahrlich trieb ich Spott
Mit frevelnder Geberde,
Doch bei dem Weine lieb ich Gott,
Den Himmel und die Erde,
Es blüht mir dann das ganze Sein
In Farbe hold, im Glanze rein:
Im Wein, im Wein iſt Wahrheit!

XCIX.

Heut hatt' ich ſchlechten Zeitvertreib,
Weil ich mich nicht geſegnet:
Beim Ausgang iſt ein ſteinalt Weib
Gleich garſtig mir begegnet;
Das Omen gab auf Blut und Herz
Mir einen ſtarken Drucker,
Ich dacht': Heut giebt's nicht Muth und Scherz
Für einen armen Schlucker!

Und wie ich mir Kamraden ſuch,
Kommt Einer hergetreten
Und ſpricht wahrhaftig wie ein Buch
Mir vom Kaſtein und Beten,
Zum Kirchgang will bekehren mich,
Der Ducker und der Mucker.
Wie hatt' ich da zu wehren mich,
Ich armer guter Schlucker!

Gleich drauf da läuft ein Andrer an
Und klebt mir an der Sohle,
Von trocknem Wiſſen ſprach der Mann
Mit übertrocknem Kohle.
Fatale Silbenſtecherei
Von einem Sternengucker!
Ich floh die Kopfzerbrecherei,
Ich armer guter Schlucker!

Der Dritte, welcher quer mir kam,
Schwatzt mir von Mädchenlippen,
Von Liebesſcham und Herzensgram
Und ſüßem Küſſenippen.
Ich dachte gleich, laß haspeln ihn
Wie Honig und wie Zucker,
Ich muß das Süßholzraspeln fliehn,
Ich armer guter Schlucker!

So lag mir heut an meinem Gang
Charybdis neben Scille!
Gerettet hat mich Tugenddrang
Und Gottes güt'ger Wille.
Ich ſitz im tiefen Keller nun:
Fort Zucker, Gucker, Mucker!
Und muß den Trunk nun ſchneller thun
Als echter guter Schlucker!

C.

Was Wandern könnt' ich gar nicht ſchön
Mir denken,
Gäb's in den Thälern, auf den Höhn
Nicht Schenken.
Und bin ich auf der Wandrung draus,
Und ſtreckt die Kneip' das Schild heraus,
Thu ich die Mütze ſchwenken
Und hin die Tritte lenken.

Auch für die Schenke gäb' ich kaum
'Nen Heller.
Läg' unterm Haus nicht weit am Raum
Der Keller,
Und reihte ſich nicht Faß an Faß
Voll edelm reinem goldnem Naß.
Da ſtürm ich polternd munter
Die alte Trepp' hinunter.

Doch, ach, was ſoll der Fäſſer Rund
Ohn' Krahnen,
Könnt' ich den Weg mir durch das Spunt
Nicht bahnen,
Und würd' nicht Flaſch' und Becher voll,
Und nicht im Haupt der Zecher toll!
Dem echten Strolch und Strömer
Giebt's nie genug der Römer!

Ei, ei, du ſchlanke Kellnerin,
Du murreſt!
Was fährt dir plötzlich durch den Sinn?
Du knurreſt?
Bei Gott, ich unterließ den Gruß!
Komm her, da haſt du einen Kuß!
Doch nun vor allen Dingen
Muß ich den Becher ſchwingen!

CI.

Was redet ihr mir vom Gefühl,
Vom kühlen und vom ſchwülen?
Iſt heiß der Kopf, die Flaſche kühl,
Das iſt das wahre Fühlen! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Dein ſüßes Händedrücken
Iſt zum Entzücken!

Was redet ihr mir vom Geſicht,
Vom Blick in Thal und Auen?
Es giebt nicht ſchöner Farb' und Licht,
Als in den Wein zu ſchauen! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
In deine Augenſterne
Seh ich ſo gerne!

Was ſprecht ihr vom Gehör im Ohr
Vom Tönen und vom Singen?
Kein hellres Läuten klingt empor
Als wie vom Gläſerklingen! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Durch deiner Stimme Klänge
Wird's Herz mir enge!

Was ſchwatzet ihr mir vom Geruch?
Iſt euch ſo fein die Naſe?
Der beſte Duft, das iſt mein Spruch,
Quillt aus dem vollen Glaſe! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Der Hauch aus deinem Munde
Giebt gute Stunde!

Was aber denkt ihr vom Geſchmack,
Ihr feinen Schmecker eben?
Ich habe mich mit Sack und Pack
Dem Schmack des Weins ergeben! —
Die Schenkin meint es anders zwar —
Ei, das iſt klar:
Der Kuß von deinen Lippen
Iſt ſüß zu nippen!

CII.

Vor dem verlornen Paradies,
Da ſchwatzen auch die Pfaffen!
Doch, liebe Freunde, glaubet dies,
So iſt es nicht beſchaffen!
Kommt in den Sonnengau am Rhein,
Da ſtrömt der Wonnenthau im Wein:
Am Rheine lieget Eden!

Da braucht ihr nach dem Lebensbaum
Nicht kreuz und quer zu ſuchen,
Er wächſt und ſprießt in jedem Raum
Euch ohne Straf' und Fluchen,
Das ſind die goldnen Reben gut,
Die geben Muth, die geben Glut:
Am Rheine lieget Eden!

Kein Satan iſt's, der euch verführt,
Zu koſten und zu nippen,
Die Frucht macht euch das Herz gerührt
Und löſet Zung' und Lippen.
Fürwahr, es ſpricht kein Spott aus euch,
Es ſpricht ein guter Gott aus euch:
Am Rheine lieget Eden!

Ihr brauchet da kein Feigenblatt,
Ihr greift nach Rebenkränzen
Und laßt von grünen Zweigen ſatt
Den Kranz ums Haupt euch glänzen.
Euch treibt kein zorn'ger Engel aus,
O nein, euch gehn die Mängel aus:
Am Rheine lieget Eden!

CIII.

Ich weiß ein holdes Jungfräulein,
Das mir beſtrickt die Sinne zur Minne,
Es wohnt am Stein im Sonnenſchein,
Doch nicht am Rhein und nicht am Main:
Das iſt die Blume der Moſel!

Ihr Weſen wie die Sonne glüht,
Es iſt ihr Aug' ſo wonnig und ſonnig,
Ihr Duft iſt ſüß wie Roſenblüth,
Ihr Mund nur Feuerküſſe ſprüht:
Wie lockt die Blume der Moſel!

Schließ ich mit ihr den Liebesbund,
So iſt mir neues Leben gegeben,
Mir wird ſo frei im Herzensgrund,
Und lauter Weisheit ſpricht mein Mund:
Das thut die Blume der Moſel!

CIV.

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Vom Felſen ſpringt herab der Quell
Im Thal eint er dem Strom ſich ſchnell,
Und beide ziehn zum Ocean. —
Nein, Freund, das iſt nicht meine Bahn,
Denn in dem großen Waſſerpfuhl
Iſt mir's zu tief, iſt mir's zu kuhl!

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Die Wolken ziehn am Himmelsſaum,
Die haben guten Reiſeraum,
Doch ach, ſie ſchwinden fern im Duft. —
O nein, ich flieg nicht in die Luft,
Zu ſchweben ohn' Geſtalt und Leib,
Das iſt ein ſchlechter Zeitvertreib!

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Die Vögel fliehn von Zweig zu Zweig,
Von Berg zu Berg durchs Lüftereich,
Nach Süden geht's von Ort zu Ort. —
O nein, mit euch zieh ich nicht fort,
Bei Quell und Beer' geht ihr zu Gaſt,
Was nicht für meinen Schnabel paßt!

Das iſt ein fröhlich Wandern —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

Ich geh an meinem Wanderſtab
Das Land hinauf, das Land hinab,
Doch lieb ich's nicht allein zu thun.
Mit guten Burſchen ziehn und ruhn,
Und jauchzen, ſingen laut beim Wein,
Das iſt die Wanderluſt am Rhein!

Das iſt ein fröhlich Wandern! —
Wohin, wohin? —
Von einem Ort zum andern
Steht mir der Sinn!

CV.

Da Gott den Menſchen ſchuf aus Lehm,
Schien er ihm gar nicht angenehm,
Der Erdenkloß blieb ungeſchlacht,
Bis er ihm auch den Geiſt gemacht.

Zu ſpenden ihm des Geiſtes Kraft,
Erdacht' er einen geiſt'gen Saft,
Den er in Trauben wachſen ließ;
Die krönten erſt das Paradies.

So gab er uns ein Beiſpiel fein,
Auf daß wir pflegen guten Wein,
Um draus zu ſchlürfen allermeiſt
Kraft, Schönheit, Wahrheit, Freiheit, Geiſt!

CVI.

Was uns die Türken gehen an? —
O nennt mir das nicht Flauſen!
Ich find es lobeſam und gut,
Zu trinken rothes Türkenblut
Vom Rhein zu Asmannshauſen!

Wer will die arge Heidenſchaft
In dieſer Art nicht mauſen!
Ich ſchade ohne Sold der Brut,
Trink unverdroſſen Türkenblut
Vom Rhein zu Asmannshauſen!

CVII.

Ihr glaubt, im Land der Trauben
Gäb's Nichts wie Luſt und Pracht?
Dort giebt's, ihr könnt es glauben,
Viel Beſtien ungeſchlacht!
Und ich muß auf- und abwärts ziehn,
Die Unthier zu bekämpfen,
Als treuer Paladin.

Von Baſel bis nach Köllen,
Was ich Gefahr beſtand!
Ein Gang durch alle Höllen
Giebt nicht ſo heißen Brand.
Und was ich dort vom Durſte litt,
Das läßt ſich gar nicht ſagen,
Ich litt auf Schritt und Tritt.

Bald ſaß ich in den Zähnen
Von einem goldnen Leun,
Bald ſah ich Bären gähnen,
Nach mir mit Zähnedräun,
Auch einem ſchwarzen wilden Schwein
Hing ich im rothen Rachen
Und thät nicht einmal ſchrein!

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Ein Hirſch mit kräft'gem Pralle
Nahm mich auf ſein Geweih,
Ein Adler mit der Kralle
Hob in ſein Neſt mich frei,
Die Bruſt ſtieß mir ein Pelikan,
Und unter ſtarke Flügel
Warf mich ein weißer Schwan.

Ja ſelbſt von großen Rieſen
Kam ich zu Grund ohn' Scham.
Gott ſei dafür geprieſen,
Daß ich davon noch kam!
Daß ich davon das Leben trug
Aus ſo viel Hauptgefahren,
Gott dank ich's nie genug!

Du fragſt mich, guter Bruder,
Was Beute ich gemacht?
O ja, manch ſchönes Fuder
Ward mein auf dieſer Jagd! —
Und wie ich ward geſund und friſch?
Wenn ich den Rauſch verſchlafen,
Ward heil ich unterm Tiſch!

CVIII.

Was iſt ein ſchöner Lug und Trug:
Ich trieb's mit Vagabunden,
Ich hätte nicht am Tag genug,
Ich ſchwärmt' auch nächt'ge Stunden!
Mein Umgang iſt ſehr ungemein,
Fromm, vornehm, hoch, galant und fein:
Es ſind die beſten Kunden!

Das Pfaffenvolk iſt vielbekannt
Und ſäet gute Saaten:
Ich beichte Hochheims Domdechant,
So iſt mein Heil berathen;
Meß' und Gebet hab ich gehabt
Bei dem Johannisberger Abt:
S' ſind ſtämmige Prälaten!

Mit Rittern geh ich weltlich um,
Die zählen hundert Ahnen,
Und wir ſtudiren um und um
Stammbäume, Wappen, Fahnen:
Erbach, Steinberger, Rüdesheim
Streun in mich guter Sitten Keim
Auf hohen Adelsbahnen.

Und die ich liebe, iſt ein Weib
Gar köſtlich anzuſchauen:
Ich danke ſüßen Zeitvertreib
Zu Worms der lieben Frauen,
Sie füllt die Bruſt mit hoher Luſt;
So bin ich mir des Glücks bewußt,
Mich herrlich zu erbauen.

Drum iſt es ſchnöder Lug und Trug:
Ich trieb's mit Vagabunden,
Ich hätte nicht am Tag genug,
Ich ſchwärmt' auch nächt'ge Stunden:
Mein Umgang iſt ſehr ungemein,
Fromm, vornehm, hoch, galant und fein:
Es ſind die beſten Kunden!

CIX.

Wie ich verthan den ganzen Tag? —
Ei, tiefer Wiſſenſchaft ich pflag:
Ich hab ſtudirt Aſtronomie! —
Und wo und wie? —
Ei, in der Kneip' zum Sonnenbild,
Wo Wein in runden Tonnen quillt,
Und hoch das Herz in Wonnen ſchwillt! —
Ich hab ſtudirt die Wiſſenſchaft
Beim Rebenſaft!

Wie mir der Abend dann verging? —
Oblag ich rieſig ſchwerem Ding:
Ich hab ſtudirt Aſtronomie! —
Und wo und wie? —
Ei, in der Kneip' zum hellen Mond,
Was wohl ſich dem Geſellen lohnt,
Der gern bei Weinesquellen wohnt! —
Ich hab ſtudirt die Wiſſenſchaft
Beim Rebenſaft!

Wie ich verbracht die ganze Nacht? —
Ich hab ein ſchweres Fach durchdacht:
Ich hab ſtudirt Aſtronomie! —
Und wo und wie? —
Ei, in der Kneip' zum hellen Stern,
Der Wein iſt ſeiner Keller Kern,
Dafür geb ich die Heller gern! —
Ich hab ſtudirt die Wiſſenſchaft
Beim Rebenſaft.

CX.

Der dicke Wirth, das iſt ein Gauch,
Die Kehl' iſt ihm ein offner Schlauch,
Ein tiefer Keller iſt ſein Bauch:
Er kann es thun und laſſen!

Und neulich rief ihn der Paſtor
Und hielt ihm all ſein Trinken vor,
Und meint', er ſei ein arger Thor,
Er ſoll das Saufen laſſen!

Da lächelte der dicke Wirth,
Er lächelte ganz unverwirrt
Und ſprach: Mein guter Seelenhirt,
Ich kann es thun und laſſen!

Da war der Pfaff ganz hocherfreut,
Und ſagte: Herrlich, daß euch's reut,
Drum machet gleich den Anfang heut
Und thut den Trunk verlaſſen!

In Lachen da der Wirth ausbricht,
Auf Bauch und Flaſche zeigt der Wicht
Und ſpricht: Herr Pfarrer, ſeht ihr nicht,
Hier kann ichs thun und laſſen!

Seht her, mein Bauch das iſt ein Schlauch
Und gutgeſpickt der Beutel auch!
Der dicke Wirth das iſt ein Gauch,
Er kann es thun und laſſen!

CXI.

Jawohl, ich bin ein guter Chriſt,
Dieweil der Wein am beſſen iſt,
Wo Chriſtenleute wohnen!
Der Rhein, Tockai, Bordeaux, Burgund,
Xeres, Florenz, ſind guter Grund,
Dort blühn der Weine Kronen.

Doch ging zu Grund das Chriſtenland,
Dann wär' die Rettung bei der Hand,
Ich flöh' zu den Turkmanen:
In der Hellenen Sonnenſchein
Wächſt Cypern- und wächſt Chioswein,
Dort lebten meine Ahnen!

Und nähm' das neuſte Teſtament
Von Herren Allah auch ein End
Nebſt Mohameds Marotten,
Zum Cap der guten Hoffnung gleich
Hinzög' ich in des Capweins Reich,
Zum Land der Hottentotten.

CXII.

Ich weiß ein Mittel echt und gut,
Und plagen euch die Sorgen,
Dann nehmt es friſch, es ſchwellt den Muth
Und ſcheucht die Pein bis Morgen.
Und ob ihr wie die Unken ſeid,
Aus trauriger Verſunkenheit
Hebt es euch hoch zur Trunkenheit!
Das Mittel ſind die Weine
Vom Rheine!

Ich weiß ein Mittel echt und gut
Und ſeid ihr ſcheu und blöde,
Dann nehmt es friſch, es treibt das Blut
Aus ſeiner dumpfen Oede.
Aus zimpriger Verlegenheit,
Von Frohſinn, Luſt und Segen weit,
Erwacht ihr voll Verwegenheit! —
Das Mittel ſind die Weine
Vom Rheine!

Ich weiß ein Mittel echt und gut,
Und ſeid ihr grimm und zornig,
Dann nehmt es friſch, es jagt die Wuth,
Eur Herz bleibt nicht mehr dornig.
Aus düſterer Verkleiſterung,
Verdrießlicher Bemeiſterung

Flammt auf ihr in Begeiſterung!
Das Mittel ſind die Weine
Vom Rheine!

Ich weiß ein Mittel echt und gut,
Und was euch immer fehle,
O nehmt es friſch, es gießt euch Glut
Hell allzeit in die Seele.
Die gallige Beſeſſenheit,
Die trotzige Vermeſſenheit
Verſchwinden in Vergeſſenheit!
Das Mittel ſind die Weine
Vom Rheine!

CXIII.

Ob ſie's auch preiſen ſüß und weich,
Ich will noch nicht ins Himmelreich,
Doch winkt mir Einer, folg' ich gleich:
Das iſt Sankt Peter von Wallportzheim!

Dreht er den Himmelsſchlüſſel fein,
Stürm ich in ſein Revier hinein,
Da ſchenkt er mir den rothen Wein:
Das iſt Sankt Peter von Wallportzheim!

Und bald liegt mir die Erde weit,
Ich weiß nicht mehr von Raum und Zeit,
Er führt zur ew'gen Seligkeit:
Das iſt Sankt Peter von Wallportzheim!

CXIV.

Iſt das die Kneip', die uns erfriſcht?
Laßt ſehn den Schild, er iſt verwiſcht
Vom Regen, Sturm und Wetter!
Jedoch da tritt der Wirth herfür
Und ſtellt als Schild ſich an die Thür!
Ei guten Tag, Herr Vetter!

Ei, ei, ein rothfriſch Angeſicht,
Die Naſe ſtrahlt Karfunkellicht,
Der Mann wird nett und netter,
Sein Auge ſieht mich freundlich an;
Der Anblick hat mir's angethan:
Ich trete ein, Herr Vetter!

Jetzt macht mir guten Zeitvertreib!
Die Lederſchürze um den Leib! —
Der Leib wird immer fetter! —
Und Pump' und Meſſer in der Hand!
Bei Gott, er regt ſich recht coulant! —
Zum Keller nun, Herr Vetter!

Es macht der Durſt mich bleich und blaß!
Doch ſieh, ſchon reiht ſich Faß an Faß,
Dort liegen die Erretter!
Sie ſind ſo mild, ſie ſind ſo wild!
Ihr ſeid ein prächt'ges Wirthshausſchild,
Gott lohn' es euch, Herr Vetter!

CXV.

Ihr fragt: was als Politikus
Ich von dem Staate meine?
Ei, ich bin nur ein Kritikus
Im Reich der edeln Weine.
Und giebt ein Land mir echten Trank,
So ſag ich ihm auch rechten Dank:
Es leben alle Völker!

Schmeckt mir der Wein aus deutſchem Gau,
Vom Rheine, Maine, Necker,
Aus Ungarn und aus Oeſtreichs Au,
Und iſt er duftig lecker,
Dann kenn ich weiter keinen Grimm
Und denk: es iſt doch gar nicht ſchlimm
In all den Monarchieen!

Und fließt mir Wein aus Frankreichs Land,
Champagner und Burgunder,
Dann komm ich gleich aus Rand und Band:
Bei Gott, das iſt kein Plunder!
Sind auch die Monarchieen gut,
Ich trink mich dann voll Luſt und Muth
Friſch zum Republikaner!

Lacrimae Chriſti wachſen rein
Im herrlichen Italien,
Und ſchenkt man die ins Glas mir ein,
Vergeß ich die Lappalien:
Die Curie iſt kein Sündenpfuhl,
Hold bin ich dann dem heil'gen Stuhl
Und ſchwärme für das Pabſtthum!

Die Griechenweine auch ſind hold
Auf jenen ſel'gen Inſeln.
Strömt Chios- oder Cypergold,
Dann ſchweigt der Staatskunſt Winſeln.
Ihr Herrſcher auch, der Großſultan,
Scheint mir ein ganz charmanter Mann,
Ich werde ſchier zum Türken!

Und ſchenkt man mir noch Xeres ein,
So wird im Haupt mir ſpaniſch,
Denn mein Princip iſt bei dem Wein:
Nicht tückiſch, puritaniſch!
Und giebt ein Land mir echten Trank,
So ſag ich ihm den rechten Dank:
Es! eben alle Völker!

CXVI.

Wohl iſt des Weines Wiſſenſchaft
Voll ſeltner Tief' und Schwere,
All meinen Fleiß, all meine Kraft
Weih ich der edlen Lehre.
Doch ſind bis jetzt Präludien
All meinen tiefen Studien
Vor jedem Flaſchentiſche.

Des Weines Schmack war erſt mein Ziel,
Den wollt ich expliciren,
Und mondenlang trank ich ſehr viel,
Ihn zu analyſiren.
Und oftmals hatt' ich's ſchier heraus,
Doch plötzlich ging das Licht mir aus,
Und ich lag unterm Tiſche.

Dann lockte mich des Weines Duft,
Ihn deutlich zu erfaſſen,
Und in der tiefen Kellerkluft
Durchforſcht' ich ganze Maſſen,
Und wenn ich faſt zu Ende war,
Blieb's mir im Kopfe nicht mehr klar,
Und ich lag unterm Tiſche.

Zuletzt hab ich erforſcht den Geiſt,
Enträthſelnd ſtill ſein Weſen.
Mein Gott, wie hab ich kühn und dreiſt
Die Flaſchen all durchleſen!
Doch ſtand ich fertig vor dem Ziel,
Da trieb der Teufel ſchnöd ſein Spiel,
Und ich lag unterm Tiſche.

Iſt auch geſcheitert der Verſuch,
Treu will ich Schüler bleiben,
Und wenn ich's weiß, ein großes Buch
Von dem Geheimniß ſchreiben.
Dann enden die Präludien,
Dann krönen ſich die Studien,
Und ich lieg unterm Tiſche!

CXVII.

Weisheit giebt das Leben,
Leben giebt die Kraft,
Kraft giebt uns der Reben
Goldenfluth'ger Saft!

Darum Wein getrunken,
Dem die Kraft entſtammt,
Daß des Lebens Funken
Strahlenſtrömend flammt!

CXVIII.

Schenkt ein, ihr Mädchen, den Kräuterwein
In des Waldes heimlichem Dunkel!
Durch die hohen Gipfel bricht goldig herein
Der Abendſonne Gefunkel.
Aus Gras und Blumen ſteigt der Duft,
Die Bäche ſchäumen und wallen,
Die Falken hört ihr in blauer Luft,
In den Büſchen die Nachtigallen!

Habt Acht! Jetzt thut ſich der Zauber kund,
Ihr braunen und blonden Becher!
Schaut in der Römer tiefen Grund,
Schaut in die funkelnden Becher!
Durchblickt die Gewinde ſcharf und licht,
Die blumig das Glas umkränzen,
Da ſeht ihr das wunderſame Geſicht
In dem goldnen Tranke glänzen!

Voll Kraft der alte Vater Rhein
Mit dem Kruge, dem Ruder, dem Kranze!
Und vor ihm ſein Sohn, der König Wein,
Im blühenden Jugendglanze!
Sein Auge ſo klar, ſeine Stirne ſo kühn,
So ſtolz die grüngoldige Krone!
O Jugend und Leben und Fülle blühn
Des Rheines herrlichem Sohne!

Die reizendſten Mädchen umgeben ihn
Mit hellen und dunkeln Haaren.
Wen wird er ans Herz in Liebe ziehn?
Wir möchten es all erfahren.
Er umarmt des Waldes züchtiges Kind,
Das iſt Jungfrau Waldmeiſter.
Wie das Herz ihr ſchlägt, wie das Aug' ihr rinnt!
Sie ſpürt aller Freude Geiſter!

Zu Füßen liegt ihm voll Luſt und Leid
Erdbeerchen, das kleine, holde,
Und hinter ihm prangt die italiſche Maid,
Pomeranze, im Kleid von Golde!
Ein fränkiſcher Held bringt Perlen zum Zoll,
Champagner heißt er mit Namen:
Weinkönig vom Rhein grüßt liebevoll
Den Ritter und die Damen!

O köſtlicher Trank, o holder Verein!
Iſt das Zauberbild zerfloſſen,
So trinket den duftigen Kräuterwein,
Ihr freudigen Jugendgenoſſen!
Stoßt an! es ſteht die weiteſte Luſt
In euren Augen geſchrieben!
In die Maiwelt klingt wie aus Einer Bruſt:
Hoch lebe, was wir lieben!

CXIX.

Brütet nur, ob meinen Liedern,
Krittelt nur, ihr feinen Richter!
Sollt mir's einmal doch bekennen:
Seht, auch Dieſer war ein Dichter!

Heißt es nicht, man ſoll am Grabe
Eines luſt'gen Spielmanns holpern?
Ei, da ſoll von euch noch Mancher
Ueber meinen Hügel ſtolpern!

Und dann ſteh er auf und fluche
Dem nichtswürdigen Gelichter!
Hat er doch bekennen müſſen:
Drunten Der war auch ein Dichter!

CXX.

Sonſt hing der Himmel über mir her
Voll lauter Geigen,
Jetzt ſeh ich hinein das Sternenheer
Und die Sonne ſteigen.

Sonſt ſah ich nicht Wald und Wieſe und Feld
Vor lauter Bäumen,
Jetzt ſtieg mir auf die Schönheit der Welt
Aus den Jugendträumen.

CXXI.

Wie lockend iſt's, mit Nichts die Zeit verſäumen,
Den glühnden Tag, die kühle Nacht durchſtreifen,
Am Boden ruhend nach dem Himmel greifen,
Und an den Dingen leis vorüberträumen!

Wie ſelig, lauſchen auf der Vögel Singen
Und im Vorüberſtreifen Blumen pflücken,
Nach Faltern haſchen, ſich nach Früchten bücken,
Im Bade mit kryſtallnen Wellen ringen!

Wie lieblich iſt es, edle Lieder nippen
Im Kreiſe blühnder Mädchen, glühnder Becher,
Zu ſchlürfen bald aus goldenfluth'gem Becher,
Bald feſtzuſaugen ſich an rothen Lippen!

Ihr wißt, der Gunſt des Augenblicks ergeben,
Der leichten Stunden Honig nicht zu koſten!
Unnützes Treiben nennt ihr's — mögt ihr roſten! —
Noch blüh ich jung und heiß es ſüßes Leben!

CXXII.

Jetzt komm ich in den Frühlingsſtrahl
Vom eiſigen Gebirg geſtiegen,
Da ſeh ich blüthenweiß das Thal
Wie eine große Blume liegen.

Und jauchzend werf ich mich hinein
In all die Düfte, Hauche, Lieder;
Im wunderbaren Maienſchein,
Stürz' ich mich Herz zum Herzen wieder!

CXXIII.

Mit dem blauen Federhute
Schwenkt der Frühling durch die Lüfte
Und er rufet: Laue Tage
Bring ich euch in eure Grüfte!

Seinen blüthenweißen Mantel
Wirft er ab in Wald und Auen
Und er rufet: Kommet Alle
Meine junge Schönheit ſchauen!

Und die ſüße Stimme kleidet
Er in Nachtigallenlieder
Und er rufet: Buſch und Kornfeld
Geb ich euch zum Koſen wieder!

CXXIV.

Waldeinſamkeit! Ins ſchwellende Moos,
Da ſtreck ich mich hin, hoch über mich groß
Wölbt grün ſich das Dach von Zweigen;
Rings wilde Blumen blühn — und kühn,
So ſtürzt ſich der rauſchende Bach durchs Grün:
Sei gegrüßt du Jugendreigen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Jugend ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! O du friſche Schau!
Durch der Blätter Spiel des Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel!
Und die Wolken fliegen daher — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Wipfel.
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Freiheit ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amſel als Herold zieht und ſchwirrt,
In den Gipfeln ſinget ſie ſonnig,
Aus den Höhen der Falke ſchreit — und weit
Herauf träumt die alte und ſüße Zeit:
O Liebe, du grüßeſt ſo wonnig!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie der Wald rings ſpricht:
Grüngoldene Strahlen und dämmerndes Licht
Und Duften und Rauſchen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — und ſchnell
Durchtönen die Seele Geſänge mir hell!
Friſchauf, in den Wald ſie zu ſchwingen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, Trariro,
Wie bin ich der Lieder ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

CXXV.

Und webt der Frühling durch die Luft,
Du Thor, nimm dich in Acht!
Dein Herz wacht auf, ſobald er ruft:
Die alte Liebe erwacht.

Du ſtarrer winterlicher Baum,
Dich dacht' ich lange todt;
Nun blühn dir voll im Frühlingstraum
Die Zweige weiß und roth!

Mein Vögelein, du ſchwiegſt ſo lang,
Stumm ſchien die ſüße Bruſt;
Nun ſingſt du deinen alten Sang
In wunderſamer Luſt!

Mein Herz, du lagſt ſo öd und kalt,
So baar von allem Muth;
Nun zuckt durch dich mit Allgewalt
Die alte Liebesglut.

Was hilft es, wenn die Weisheit ruft:
Du Thor, nimm dich in Acht!
Es webt der Frühling durch die Luft:
Die alte Liebe erwacht.

CXXVI.

Als geſtern aus dem Fenſter ich geſehn,
War's Winter noch in Himmel und Gefilde;
Sie ſah mit mir den trüben Tag verwehn,
Ein friſches Kind in ahnungsloſer Wilde.

O ſieh, ein ſeltſam Wunder kam die Nacht!
Es träufte mild und ſtill ein warmer Regen:
Nun blaut der Himmel, Berg und Thalgrund lacht,
Die weite Erde thaut im Frühlingsſegen.

Und ſieh das Kind, wie ſtolz wuchs es heran!
Der Keim hat ſich zur Blume hell erſchloſſen,
Schamhaft vertieft ſtaunt ſich das Mädchen an:
Zur Jungfrau iſt das Kind die Nacht entſproſſen.

CXXVII.

Wie die Wolken nun verflattern,
Leuchten ringsum Strahlenfluten;
Doch die Farben in den Hügeln
Zünden meines Herzens Gluten.

Wie ich immer an dich denke,
Wie ich fühle für dich immer,
Weicht die trübe kalte Stimmung,
Und die Welt füllt Sonnenſchimmer.

CXXVIII.

Ich ſah ſie im Winter Tag ein, Tag aus,
Da ſaß ſie am Fenſter ſo munter;
Zweigloſe Bäume umſtanden das Haus,
Ich blickte hinauf, ſie herunter.
Und lag die Erde auch nackt und kahl,
Stets konnten die Blicke ſich finden;
Jetzt brachen die Knospen im Frühlingsſtrahl.
Ach Gott, es grünen die Linden!

Und ganz entſchwand ſie, denn dicht als Wehr
Wölbt ſich des Laubwerks Bogen,
Sie füttert am Fenſter die Vögel nicht mehr,
In die Lenzluft ſind ſie geflogen.
Ich ſuche vergebens die ſüße Geſtalt
Bei den Blätter- und Blumengewinden,
Das blühet im Garten nun mannigfalt:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Wohl grüßt ſie noch friſch wie der junge Tag
Am Fenſter den glänzenden Morgen,
Ich ſeh ſie nicht mehr, wie ich ſuchen mag,
Und lebe den Tag voll Sorgen.
Des Abends verbirgt ihren Schatten der Baum,
Ich möchte vor Spähen erblinden,
Die Nachtruh iſt hin und der ſüße Traum:
Ach Gott, es grünen die Linden!

Manch Paar ſchwärmt ſelig das Thal entlang;
Ich ſcheu mich vor allen Leuten:
Mir iſt, ſie wollen aus meinem Gang
Mein ſelig Geheimniß deuten!
O Lenz, was ſoll mir dein grünes Reich,
Lange Tage, die nimmer ſchwinden?
Ich tauſchte dich mit dem Winter ſogleich:
Ach Gott, es grünen die Linden!

CXXIX.

Wir fuhren über den tiefen See,
Rings wehte die rothe Abendglut,
Ich wußte kein Leid, ich kannte kein Weh,
Friſch war mein Sinn, hoch war mein Muth.

Da ſah ich in den Wellen tief
Ein wunderbar zauberhaft Geſicht,
Das ſeltſam ſich ins Herz mir rief:
O Gott, den Blick vergeß ich nicht!

O Gott, es war nur ein Spiegelbild:
Im Kahne neben mir ſaß die Fee!
Sie goß in die Seele ſchmerzlich wild,
Mir endlos unnennbares Weh.

CXXX.

Ich ruh in der Bäume luft'gem Gezelt,
Wo roſige Blüthen aufs Haupt mir fallen,
Wo rings die leuchtende Frühlingswelt
Erklingt von ſchmetternden Nachtigallen.

Zwei Mädchen ſingen die Gärten entlang
Ein Lied, das ich vor Zeiten gedichtet,
Aus ſchwellender Jugend ein heller Geſang,
Er war an mein erſtes Lieb gerichtet.

Und ſieh, die alte prächtige Zeit
Glänzt zauberiſch durch die Seele wieder,
Mich umrauſchen aus Bergen und Wäldern weit
Geheim die Worte, die Küſſe, die Lieder.

Ich verſtehe wieder der Blumen Duft
Und der Vögel lautes Koſen und Scherzen:
O ziehet der Frühling durch Erde und Luft,
Da treiben Blüthen die ſtarrſten Herzen!

CXXXI.

Du ziehſt ſo ſchweigſam und verſchloſſen
Geheimnißvoll auf ſtillen Wegen;
Ob ich mich mühe unverdroſſen,
Verhüllt bleibt deiner Seele Segen.

Ein Perlenfiſcher möcht' ich ſteigen
Zu deines Herzens reichen Schätzen;
Doch willſt du nicht den Weg mir zeigen
Zu des Gemüthes Wunderplätzen.

Ein kecker Bergmann möcht' ich brechen
Zu deines Geiſtes Edelſteinen;
Doch was die Minen auch verſprechen,
Du läßt den Demant nicht erſcheinen.

So ſtreif ich aufgeregt durchs Leben,
In dem mir alle Reize ſtarben.
Du kannſt mir jeden Reichthum geben
Und arm und bitter muß ich darben.

CXXXII.

O weh, daß ich es trage
Geheim in tiefer Bruſt,
Die herzlich holde Plage,
Die ſchmerzlich bittre Luſt!
Du biſt ſo lang, ſo lange
Schon meines Lebens Licht;
Doch wie ich nach dir bange,
Mein Kind, du weißt es nicht.

Mein Leid treibt mich die Tage
In Wald und Feld hinaus,
Nachts trag ich meine Klage
Still einſam um dein Haus.
Mich drängt es ſtets, zu ſehen
Dein liebes Angeſicht;
O wollteſt du's verſtehen!
Mein Kind, du weißt es nicht.

Wie manche Blüthen ſterben
Verwelkt in meiner Hand,
Die Lieder, ach, verderben,
Die ich für dich erfand!
Ich konnte nie dir ſagen,
Was laut das Herz mir ſpricht:
Das Träumen, Jubeln, Klagen,
Mein Kind, du weißt es nicht.

Ich denk es Nächt' und Tage,
Ich ſag es nie genug:
Es pocht im Herzensſchlage,
Es haucht im Athemzug:
Stets bleib ich dir ergeben,
Bis einſt das Herz mir bricht,
Selbſt über Zeit und Leben;
Mein Kind, du weißt es nicht!

CXXXIII.

Mein Blick folgt deinen Schritten oft von ferne,
Du ziehſt ſo ſicher durchs bewegte Leben;
Ob neben dir ſie bangen, ob ſie beben,
Du wandelſt feſt gleich einem ſchönen Sterne.

Du lernteſt nicht, du hatteſt alle Sitte,
Und übſt ſie ſo ergeben und beſcheiden.
Wen mag nicht deine ſüße Anmuth weiden,
Da dir die Demuth folgt auf jedem Tritte?

Daß immer dir die keuſche Schönheit bliebe!
Du biſt ſo rein an Leib und an Gemüthe!
Auf daß ein hell Geſchick ſie gütig hüte,
Erblühe, Jungfrau, dir die rechte Liebe!

CXXXIV.

Ruht ihr Bücher, ruht ihr Schriften!
Nicht im Hauſe kann ich bleiben:
Blau ins Zimmer winkt der Himmel
Drin die Frühlingswolken treiben.

Und es dringen durch das Fenſter
Muntre Klänge, laue Lüfte,
Neckiſch zwitſchernd grüßt die Schwalbe,
Süß verlockend wehen Düfte.

Und ich wandre in die Gärten.
Muß ich noch vom Winter träumen?
Nein, der Schnee in meinen Haaren
Fällt von blühnden Apfelbäumen.

Lauſchend ſteh ich in den Büſchen,
Tauſend Vögel ſchmettern Lieder,
Auf dem Teich im Sonnenblitzen
Segeln Schwäne auf und nieder.

Doch ich irre unſtet weiter,
Bis ich in den Lauballeen
Einen Hut mit grünem Schleier
Und ein farbig Kleid geſehen.

Roſ'ge Lippen, blonde Haare,
Blaue Augen voller Güte!
Und mir ahnt, ich hab gefunden
Meines Maien rechte Blüthe.

CXXXV.

Ich bring die Roſe dir voll Licht und Luſt,
Sie war der Liebling einſt der Nachtigall,
Im Mondlicht ſprang erröthend ihre Bruſt,
Als ſüß erklang des ſcheuen Vogels Schall.

Ihr junges Leben nimm in treue Hut
Und ſprich ihr zu ein innig tiefes Wort!
So glaubet ſie bei deiner Rede Flut,
Noch ſäng' der ſüße Sproſſer, immerfort.

CXXXVI.

Magſt du dich ſpröd mir zeigen
Hier in des Saales Glanz,
Magſt du dich Andern neigen
Mit Luſt bei Spiel und Tanz:
Das läßt ſich all verſchmerzen,
Kühl' immer deinen Muth,
Mir ſchlägt's im tiefen Herzen:
Mein Kind, du biſt mir gut!

Und mach ich Tags die Runde
An deinem Fenſter hin, —
Du kenneſt ſchon die Stunde,
Verſtohlne Lauſcherin —
Du harrſt an der Gardine,
Zur Wange geht dir's Blut,
Holdſelig glänzt die Miene:
Mein Kind, du biſt mir gut!

In deinem Haus die Lieder,
Die du mir neulich ſangſt,
Sie tönten alle wieder,
Daß du in Liebe bangſt.
Ich ging — und eine Roſe
Fand ich in meinem Hut.
Wer gab ſie wohl, du Loſe?
Mein Kind, du biſt mir gut!

Wir ſchwiegen ſtets bis heute,
Wir hielten oft uns fern,
Doch ſagen alle Leute:
Wir hätten uns ſo gern!
Birg länger nicht die Flammen,
Nicht berg ich mehr die Glut!
Laß lodern uns zuſammen:
Mein Kind, du biſt mir gut!

CXXXVII.

Ich wandre in die Nacht hinein,
Ich wandre von dir fern,
Doch vor mir zieht mit lichtem Schein
Ein guter Stern.

Der gute Stern der Liebe lacht
Vor mir ſo rein erglüht,
Da blüht auch in der dunkeln Nacht
Hell mein Gemüth.

CXXXVIII.

Auf deines Hauſes kühlem Schwellenſtein,
Von zweier Bäume Laubwerk überdacht,
Da ſitz ich ernſt und ſtill gedankenvoll
Um Mitternacht.

Die Frühlingserde dämmert vor dem Blick,
Fern prangt der Wald in friſcher Blättertracht,
Nah liegt der mondbeglänzte tiefe Teich
Um Mitternacht.

Rings ſchallt der Nachtigallen volles Lied,
Ein Schwanenpaar zieht Kreiſe träumend ſacht,
Auf leisbewegter Luft webt Klang und Duft,
Um Mitternacht.

Und Alles ſtrebt zum klaren Himmel hin,
Er dehnt ſich groß in Mond- und Sternenpracht,
Die Erd' umgebend, die ſich zu ihm ſehnt,
Um Mitternacht.

Da träum ich, daß ich Erd', du Himmel biſt!
Was lebt und webt, in meinem Geiſt entfacht,
Das ſammelt ſich in dir, mein Himmel du,
Um Mitternacht!

CXXXIX.

Du ſtreifteſt hinab, ich ſtreifte hinauf,
In den blühenden Roſenhecken,
Wir ſahn uns und ſchlugen die Augen auf,
Wir ſtanden verworren vor Schrecken;
Wir ſagten verſteint uns kein einziges Wort,
Wir waren gleichwie gebannt an den Ort:
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und ein langer Blick gab Alles kund:
Wir lagen innig umſchlungen,
Und Bruſt an Bruſt und Mund an Mund,
Es war der Zauber bezwungen;
Wir wußten es ſeit undenklicher Zeit:
Du mein, ich dein in Ewigkeit!
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und als wir uns wanden Arm aus Arm,
Wie wir anders fühlten und dachten!
So groß, ſo voll, ſo reich, ſo warm!
Daß die Augen weinten und lachten.
Kühl ward von Thränen das heiße Geſicht,
Wir trockneten ſie, dann ſahn wir ſo licht.
Was wollt ihr pochenden Herzen?

Und ſchweigend und redend zogen wir hin,
Wir lebten ein neues Leben:
Du gingſt eine junge Königin,
Ich ein junger König daneben!
Und die Vögel und Blumen die wußten es all:
Das war ein Grüßen von Duft und Schall!
Was wollt ihr pochenden Herzen?

CXL.

Stern und Mond am Himmelsdom
Halten ſtille Vigilie,
Glanzvoll ſchimmert Gefild und Strom,
Und die Gärten enthauchen Arom,
Süße ferne Emilie!

Doch die Seele öffnet ſich mild
Wie der Kelch der Lilie,
Glänzender Himmel, umduftet Gefild,
Alles webet hinein dein Bild,
Süße ferne Emilie!

CXLI.

Von deinem rothen blühenden Mund
Hab ich die erſten Küſſe,
Aus deiner erwachenden Jungfraubruſt
Hab ich die erſten Ergüſſe.

Aus deinem weichen blonden Haar
Schnitt ich die erſten Locken.
Ich juble laut, doch du, mein Kind,
Du zitterſt ſtill erſchrocken.

Mir iſt, als hätt' ich im lichten Mai
Das erſte Veilchen gefunden,
Als hätt' eine Roſenknospe vor mir
Sich duftend zur Blume entwunden!

Mir iſt, als hört ich in lauer Nacht
Die erſte Nachtigall ſingen!
Was ahnt für Lenz und Sommer die Bruſt?
Was Segen werden ſie bringen?

O zittre nicht, du ſüße Maid,
Ich bin berauſcht in Wonne;
Mein Leben war in Nacht gehüllt,
Du biſt meine Morgenſonne!

Und Mund an Mund und Herz an Herz
Laß ruhen und ſelig gedrungen:
Die Küſſe, die Schwüre, das blonde Haar,
Sie halten mich ewig umſchlungen!

CXLII.

Verflattert ſind die rothen Gluten
Rings auf Gebirg und See und Thalen,
Heimgehn die Boote auf den Fluten,
Der Dörfer ſtille Lichter ſtrahlen.

Der Glocken Ave iſt verhämmert,
Die rings am Strand ſich Antwort gaben.
Die weite müde Erde dämmert,
Sie will ſich in die Nacht begraben.

Doch ſeh ich noch von Purpur blühend
Die Wolken durch den Himmel ſchwanken:
So fliegen raſtlos liebeglühend
In meiner Seele die Gedanken.

CXLIII.

Heis der Liebe nachzugehen
Bringt Gefahr in dieſen Tagen:
Heute haben alle Bäume
In dem Garten ausgeſchlagen.

Und der Halme Spitzen drängten
Sich entgegen mir gleich Spießen,
Und ſogar die weichen Knospen
Fingen mächtig an zu ſchießen.

Als ich floh, fiel goldner Regen
Mir herab auf Stirn und Wangen,
Seitwärts ſpringend ward von Winden
Ich noch kettengleich umfangen.

Endlich fand ich mich gerettet, —
Ach, da bin ich gar geſtorben. —
Doch, ich habe für mein Leben
Heil, mein holdes Lieb erworben!

CXLIV.

Wo die Nachtigall ſingt, da die Roſe blüht,
Iſt Alles gut geworden!
Es giebt allein dem berauſchten Gemüth
Der Lenz den Frühlingsorden.

Nicht bei Spiel und Tanz und bei Luſt und Glanz
Im feſtlich erleuchteten Saale,
Es ſpringet im Frühling die Knospe ganz,
Und ſie ſpringet mit einem Male.

Jetzt biſt du erlöſt, jetzt kam dir das Heil
In endloſen Seligkeiten,
Und Farbe und Duft wird der Seele zu Theil
Für ewige helle Zeiten.

Wie friſch es von Stirn und Augen ſchaut!
Dein Daſein iſt Gottesſegen!
Und wir bringen der lieben ſüßen Braut
Holdfreundliche Herzen entgegen!

CXLV.

Drüben blinkt das Landhaus freundlich
Aus den grünen Rebenranken,
Doch ich laſſe auf dem Rheine
Heimathwärts mein Schifflein ſchwanken.

Flatternd grüßt ihr Tuch vom Fenſter,
Flatternd grüßet meins vom Kahne;
Ach, ſo lang wir uns erblicken,
Winket Grüße jede Fahne.

Doch ſobald wir uns entſchwunden,
Send ich ihr die weiße Taube,
Und der ſchnelle Liebesbote
Trifft ſie bald in duft'ger Laube.

An den Flügeln hängt ein Blättchen
Mit verliebten holden Scherzen:
Alſo ſendet tauſend Grüße
Liebſtes Herz dem liebſten Herzen.

CXLVI.

Nun iſt er da, der ſchöne Fant,
Zieht froh gegrüßt durch altes Land,
Er weckt durch Wald und Feld und Luft,
Der Vögel Lied, der Blumen Duft;
Voll Sehnſucht muß ich fern dir ſein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Da ſteh ich unterm Apfelbaum,
Er ſtreut aufs Haupt mir Blüthenſtaum:
Ich beug' herab ſein erſtes Blatt,
Von grüner Hoffnungsfarbe ſatt;
Mit ſchnellen Zügen ſchreib ich drein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Dort ſchießt die Schwalbe hin in Eil,
Ein luft'ger ſchneller Frühlingspfeil;
Sie ſenkt ſich in die Lüfte tief,
Ich geb ihr meinen grünen Brief,
Daß er dich grüß' am fernen Rhein:
Und ich bin ewig, ewig dein!

Wenn ſich mein Vogel niederſchwingt,
Und dir die frohe Botſchaft bringt,
Dann ſtehſt du wohl im Gartenland,
Zerpflückſt die Blumen mit der Hand,
Und frageſt ſie: Gedenkt er mein?
Und ich bin ewig, ewig dein!

CXLVII.

Es legt ſich groß die Frühlingsnacht
Auf dieſe Gärten und Terraſſen:
Stolz ragen in des Himmels Pracht,
Der Rieſenbäume dunkle Maſſen,
Der Vollmond ſchifft ſo leuchtend klar,
Daß alle Sterne rings erblaſſen,
Die Marmorbilder wunderbar
Beleben ſich, wohin ich ſchreite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

O ſieh, die Königsburg voll Glanz!
Weithin läßt ſie Muſik erſchallen!
Springbrunnen, ſieh, im leichten Tanz,
In mondbeglänzte Teiche fallen!
Die düfteſchwangre Luft trägt klar
Das lange Lied der Nachtigallen,
Dort giebt ein ſchlankes Schwanenpaar
Im Abendglanz ſich das Geleite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Und ſieh, ein frühlingstrunkner Schwarm
Wallt durch die grünen Dämmerungen!
Hier hat ein freudig Jauchzen warm,
Dort ſich ein volles Lied erſchwungen.
Und weiter ſtreift manch ſelig Paar,
Befriedigt Herz an Herz gedrungen;
Das ſtiehlt den Blick von jener Schaar;
Daß er mit Segen ſie begleite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

Was ich geſehen und erlauſcht,
Geſchah dein denkend dieſe Stunde!
Ich bin von Klang und Duft berauſcht,
Da leuchtet es herauf vom Grunde:
Sieh, eine Roſe wunderbar!
Die weih ich meinem Liebesbunde,
Sie künde, daß getreu ich war,
Wird ſie auch welk, dir in die Weite:
Ich bin beglückt, wie wär beglückt ich gar,
Gingſt du, mein Lieb, an meiner Seite!

CXLVIII.

Mein kühner Falk, mein kühner Falk
Mit ſchwankem ſchlankem Flügel,
Mein Bote ſei, mein Bote ſei,
Fern über Thal und Hügel!

Ein Dichter ſpricht, ein Dichter ſpricht,
Da wird die Luft dir heiter,
Und Sonnenſtrahl und Frühlingsduft,
Die werden dir Begleiter.

Wohlauf zum Oſt, zum grünen Rhein
Sollſt heben du die Schwingen,
Und Grüße an ein treues Herz
Vom treuen Herzen bringen!

Bei des Fenſters Blumen triffſt du ſie
Oder im Frühlingsgarten,
Nach Weſten ſpäht ſie öfters hin,
Um Grüße zu erwarten,

O ſag ihr, daß ich freudig mich
In Lebensluſt verſenke,
Doch daß kein Augenblick vergeht,
Wo ich nicht an ſie denke.

Wo ich nicht ſage: ich bin dein
Fern über Thal und Hügel!
Mein kühner Falk, wohlauf zum Rhein
Mit ſchlankem ſchwankem Flügel!

CXLIX.

O weh um deinen hellen Blick,
Der wohl mich ſucht, doch mich nicht trifft,
Indeß verſchlagen vom Geſchick
Nach dir mein Geiſt die Luft durchſchifft!
O weh!

O weh um dein geliebtes Wort,
Mir gilt's, doch hör ich nicht den Klang,
Indeß ich Grüße immerfort
Dir ſende fern das Land entlang!
O weh!

O weh um deinen ſüßen Kuß,
Den gern ich ſchlürfte und nicht kann,
Weil ich dir ferne wandern muß
In trübem winterkaltem Bann!
O weh!

CL.

Ob du meiner mehr gedenkeſt,
Ob ich deiner mehr gedenke,
Ob du beſſer dich mir ſchenkeſt,
Ob ich beſſer mich dir ſchenke?
Ach, die heimlich ſüßen Fragen
Pochen oft ans Herz uns beiden!
Doch wer wird die Antwort ſagen?
Wer den holden Streit entſcheiden?

Schaffeſt du daheim im Hauſe
In gewohnter reger Weiſe,
Giebt dein Geiſt zu meiner Klauſe
Sich wohl friſchen Muths zur Reiſe.
Wandl' ich durch das heiße Leben
Steilen Weg mit flücht'gen Füßen,
Ziehet oft mein Geiſt beineben,
Das geliebte Kind zu grüßen.

Laß uns ob dem Mehr nicht ſtreiten,
Ob dem Weniger nicht hadern,
Denn dieſelben Triebe gleiten
Beiden glühend durch die Adern!
Denk ich deiner, denkſt du meiner,
Traue fröhlich dem Geſchicke!
Denkt des Anderen nur Einer,
Iſt's im rechten Augenblicke.

Du, o Wonne, biſt mir Sonne,
Glück und Luſt ins Daſein glühend!
Bin ich Sonne dir, o Wonne,
Liegt das Herz, wie Frühling blühend.
Wolkengleich laß nie Gedanken
Trüben unſres Himmels Schimmer!
Glaube, nur die Schatten ſchwanken,
Und die Sonne leuchtet immer!

CLI.

Als wandernd ich ging an Bergeshang,
Da war es ſo trüb den Abend entlang,
Nur der Weſt ſtand roth in Gluten,
Und ſo dunkelernſt lag Wald und Feld,
Es ſchien, als wollte die ſchöne Welt
Vertrauern und verbluten.

Als wandernd ich von dir Abſchied nahm,
Da war dein Weſen ſo voller Gram,
Nur dein Antlitz ſtand in Gluten.
Und ſo dunkelernſt war mir die Bruſt,
Als wollte das Herz nach all der Luſt
Vertrauern und verbluten.

CLII.

O daß die Tage über ſind,
Wo ich an deiner Seite ſaß
Und Menſch und Welt und Zeit und Werk
In deinem weichen Arm vergaß!

Da ſahn wir früh am Morgen uns
Und doch zu ſpät für unſre Glut,
Wir ſchieden erſt um Mitternacht
Und doch zu früh dem heißen Blut.

Da klagten wir um jeden Tag,
Weil er zu ſchnell für uns entfloß,
Und wir verwünſchten jede Nacht,
Weil ſie uns ſchied, mein Herzgenoß.

Wir klagten um die Liebe ſelbſt,
So ſehr uns ihre Allmacht band,
Weil ſie doch nie ſo mächtig war,
Daß ſie die Zeit in Feſſeln wand.

Doch denk ich nun entfernt von dir
An jeden Augenblick zurück,
Ich gäbe manch einſamen Tag
Für eine Stund bei dir, mein Glück.

O daß die Tage über ſind,
Wo ich an deiner Seite ſaß,
Und Menſch und Welt und Zeit und Werk
In deinem weichen Arm vergaß!

CLIII.

O ſäßen wir auf ſchlankem Kahn,
Im Windhauch flög' das Segel fort,
Wir ſuchten durch den Ocean
Nach einem friedeſel'gen Ort.

Uns ſchreckte nicht der Wogen Wuth,
Birgt Tod auch ihre blaue Bruſt:
O warme Liebe glüht voll Muth,
Der Tod verſchont die Liebesluſt.

Wir ſcheuten nicht der Zeit Gewalt,
Dorrt ſie auch friſche Geiſter gern:
Nicht unſre Herzen macht ſie kalt,
Sie ſcheucht nicht junge Liebe fern.

Nur fort vom Menſchen-Haß und Neid,
Wo hell im Frieden blüht das Land:
Wir ruhten ſelig einſam weit,
Am ſchönen wilden Inſelſtrand!

CLIV.

Der Abend dämmert ſtill ins Land,
Südwärts geht auf ein lichter Stern,
Nach jener Gegend iſt ſein Stand,
Wo du nun weilſt, dem Freunde fern.

Mich lockt ſein ſchönes helles Licht,
So ſeltſam, zauberhaft und tief,
Weil ſüß er wie dein Auge ſpricht,
Und ſo ins Herz dein Bild mir rief.

Ich träume, daß zu dieſer Zeit,
Du ſchauſt nach ihm im Sternenkranz,
Und daß ſein eignes Licht er leiht
Aus deiner Blicke mildem Glanz.

Drum wird mir wohl und frei zu Muth
Bei dieſes Himmelsboten Strahl,
Als zögſt du ſelber hold und gut
Mit mir durch dieſes ſchöne Thal.

CLV.

In heil'ger Sonntagsfeier
Ruht ringsumher die Welt,
Der Morgen mit duft'gem Schleier
Umwebet Wald und Feld.

Die Kirchenglocken wehen
Ueber die goldne Saat,
Und durch das Kornfeld gehen
Die Beter auf ſtillem Pfad.

Der Falter ruht in den Blüthen,
Die Biene ſummet kaum,
Als wollten ſie mit behüten
Den Feſttag im weiten Raum.

Ich ſehe allwärts die Herzen
Der Andacht angeflammt,
Und halte in meinem Herzen
Für dich ein Liebesamt.

CLVI.

Am Felſen ſprudelt die Quelle,
Es ſchöpfet daran eine Maid,
Und froh ſchwatzt ihr ein Geſelle
Von köſtlicher Roſenzeit. —
Wo mag die Herzallerliebſte mein
Jetzt ſein?

Es klingen Flöten und Geigen
Am Dorf vom Lindenplatz,
Dort ſchwinget in luſtigem Reigen
Der Burſche den ſüßen Schatz. —
Wo mag die Herzallerliebſte mein
Jetzt ſein?

Es trägt der Rhein einen Nachen
Drin ſitzen Bräut'gam und Braut,
Sie ſingen und jauchzen und lachen
Beim Hochzeitsglockenlaut. —
Wo mag die Herzallerliebſte mein
Jetzt ſein?

CLVII.

Wie ich wallte mit rüſtigem Schritt
Einſam auf Felſenwegen,
Rauſchte plaudernd die Quelle mit,
Flüſſen und Meeren entgegen;
Heimathwärts, heimathwärts
Suchte ſie wie ein pochendes Herz
Ihren ſeligſten Segen.

Ueber mir ſchwirrte des Kranichs Zug
Brauſend in Flügelſchlägen,
Wie die Sehnſucht tönte ſein Flug
Warmen Süden entgegen;
Heimathwärts, heimathwärts
Suchte er wie ein pochendes Herz
Seinen ſeligſten Segen.

Als ich ſchaute ins Abendthal
Von des Gebirges Stegen,
Leuchtete mir der Lichterſtrahl
Treuſter Liebe entgegen;
Heimathwärts, heimathwärts
Suchte das lautaufpochende Herz
Seinen ſeligſten Segen.

CLVIII.

In den lauen Maiennächten
Steh ich oft am Lindenbaume,
Und ich ſchaue nach dem Fenſter,
Wo du ruhſt in ſüßem Traume.

Durch den tiefen Himmel ſchiffet
Leis der Mond im Silberglanze,
Goldne Sterne glühn unzählig
Nah und fern in hellem Kranze.

Durch die Lüfte geht ein Weben
Still auf unſichtbaren Schwingen,
Ruhig ziehn des Rheines Wellen,
Die im Traume heimlich klingen.

Aus der Stadt entfernten Gaſſen
Wehn Geſänge hin und wieder,
Gärten ſenden mit den Düften
Weiche Nachtigallenlieder.

All dies Leben iſt Begleitung
Zu dem holden ſchönen Traume,
Denn ich träum vor deinem Hauſe
Hingelehnt am Lindenbaume.

Und der holde Traum, er heißet:
Daß ich dein bin alle Zeiten,
So wie geſtern und wie heute,
So in alle Ewigkeiten!

CLIX.

Der Bliß erhebt am Horizont
Die rothen Feuerflügel,
Daß ich weithin ſehen gekonnt
Ueber Wald und Hügel.
Ferne blinkte dein Haus
Ueber das Land hinaus,
Du ſüßes Liebherz!

Mir durch die glühnde Seele fliegt
Ein blitzend helles Strahlen,
Daß ſie ſeltſam offen liegt
Mit den Höhn und Thalen.
Ueber allem ſo mild
Stehet dein holdes Bild,
Du ſüßes Liebherz!

CLX.

Sieh, wie das Land im Mailicht lacht!
Komm mit, mein Lieb, zum Kahn!
Durch Wieſenufer trägt uns ſacht
Der breite Fluß die Bahn;
Er ſpiegelt auf der tiefen Bruſt
Des Himmels ſtolzen Dom,
So fließt er ruhig, ſelbſtbewußt,
Der ſtille grüne Strom!

Aus Blüthenwäldern längs der Flut,
Da grüßet Ort auf Ort,
Der Buchwald, der auf Hügeln ruht,
Keimt friſch im Laubwerk fort.
Und wie der Hauch vom Strande her
Mit leiſen Flügeln rauſcht,
Da weht ein Duft durchs Lüftemeer,
Der wonnig uns berauſcht.

Vom Dorfe, wo den Maienbaum
Die Jugend friſch umſpringt,
Ziehn Lieder in den Frühlingstraum,
Das rings das Thal erklingt:
Die Weidenflöte tönt vom Bach,
Das Maihorn ſchallt vom Wald,
Und alle Berge klingen nach,
Die Luft, die rings erſchallt.

Dort zieht die milden Hügelreihn
Ein einſam Paar hinan,
Es winkt mit Tüchern nach dem Rhein,
Wir grüßen aus dem Kahn.
Sie hoch am Berg, wir tief im Thal
Sind glücklich ohne Neid:
Es brachte uns der Maienſtrahl
Die ſüße Seligkeit.

CLXI.

Nun liegt ſo ſonntagsklar die Welt,
Die Glocken über Wald und Feld
Sind alle ſtill geworden,
Kein Vogel ſingt in Luft und Baum,
Und doch klingt es im weiten Raum
Von ſeligen Akkorden.

Ich ſitze bei dir, Bruſt an Bruſt,
Von Liebe, Seligkeit und Luſt
Iſt alles ſtill geworden.
Genug des Worts im ſchönſten Reich!
Und zwiſchen uns klingt's voll und weich
Von ſeligen Akkorden.

CLXII.

Oft magſt du doch mich ernſthaft ſehn,
Ruhn wir umſchlungen Bruſt an Bruſt;
Ich leugn' es nicht, die Sorgen wehn
Dann über meine Blüthenluſt.

Doch glaube nimmer, daß den Geiſt,
Der kleinſte Zweifel je beſchleicht!
All Erdenglück hab ich zumeiſt
In deiner ſüßen Lieb erreicht.

So ſteht der Gärtner auch am Beet,
Das ſeine ſchönſten Blumen trägt,
In Angſt, das noch ein Nordwind weht,
Der ihm die Knospen wüſt zerſchlägt.

So ſteht der Bauherr vor dem Haus,
Deß Giebel eben fertig ragt,
Beſchwörend Blitz und Wetterbraus,
Dem er im Glück entgegen zagt.

Weil ich ſo ganz glückſelig bin
In deiner Liebe, theures Herz,
Lenk ich zum Ernſte wohl den Sinn
Nach ſüßem Plaudern, leichtem Scherz.

Ein frommes Opfer iſt's allein,
Den guten Göttern dargebracht!
Im Glück gedenk des Unglücks ſein,
Sühnt jede böſe Schickſalsmacht.

CLXIII.

Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und ſo krank!
Nie hat mir ſo hell das Leben gelacht!
Mir iſt, als hätte ein Zaubertrank
Mich überſelig trunken gemacht.
Wie drängt es! Ich ſehe die Erde ſo grün,
Frei friſch die See, tief blau die Luft!
Was glänzend und hoch, was klingend und kühn,
O wie es die Seele lockt und ruft!

Mir iſt als wüchſen Flügel dem Geiſt,
Als flög er hoch und weit und wild,
Wie der Falke, der durch die Lüfte kreiſt,
Hoch über Strom und Wald und Gefild.
Ihr Thoren, was iſt euch vom Himmel bewußt!
O harrt auf die ewige Seligkeit!
Ich trage den Himmel in meiner Bruſt:
Sei gegrüßt, du ſüße Liebeszeit!

CLXIV.

Auf ſchwindelndem Pfad, den kaum Wer betrat,
Sind wir auf die Höhen geklommen;
Die Andern, mein Glück, ſie blieben zurück,
Sie konnten nicht mit uns kommen.
Wir ſtanden allein im wilden Geſtein,
Auf dem nackten felſigen Gipfel:
Hoch der Himmelsdom, tief der rauſchende Strom
Und üppige Waldeswipfel.

Wie kühn war es dort! Steil ragte der Ort,
Ich umſchlang dich feſter und feſter:
Wir ſahn, meine Zier, in das Waldrevier,
In der wilden Tauben Neſter;
Es blinkte herauf im Jugendlauf
Der Fluß aus dem grünen Thale:
Wie er floß, wie er ſchoß, der Wildniß Genoß,
Ueberblitzt vom goldenen Strahle!

Grüne Einſamkeit! Wie hoben ſo weit,
So hoch ſich die jungen Geiſter!
Bruſt an Bruſt gepreßt, umſchlungen feſt!
O Liebe, du ſüßer Meiſter!
Glückſel'ger Moment! Wie die Glut uns brennt
Hier zwiſchen den hohen Klippen!
Langer langer Gruß, langer langer Kuß
Auf die rothen ſchwellenden Lippen!

Horch auf, wie es rauſcht! Wir ſind belauſcht!
Welch Singen und Klingen und Schwirren!
Mit grüßendem Schrei ſchießt der Falke vorbei,
Die Taube mit wildem Girren!
Es flüſtert im Wald, daß es heimlich ſchallt,
Flußwellen ſpringen und klingen!
Wo die Liebe ſich grüßt, wo die Liebe ſich küßt,
Kommt Alles Huldigung bringen!

CLXV.

Komm ich auch noch ſo früh zu dir,
Du haſt nach mir doch ſchon geſpäht,
Dann ſchmälſt du mich, o ſüße Zier:
Du kommſt zu ſpät, zu ſpät!

Wenn Mitternachts ich ſcheiden muß,
Dann ſchickſt du fort mich nur mit Müh.
Ich ruf beim tauſendletzten Kuß:
Ich geh zu früh, zu früh!

CLXVI.

Gönn mir in deinen Blick die Schau
So endlos lang und tief und innig!
Es lockt dies feuchtverklärte Blau
Den Geist so treu und liebesinnig.

So fühlt man einsam wohl im Feld,
Wenn Sonntags blau die Lüfte strahlen,
Ein Sehnen nach der Himmelswelt,
Die uns der Kindheit Märchen malen.

So lockt uns wohl der blaue See
Im Sommermorgen spiegeleben,
In dem der Fischer all sein Weh
Geendet lächelnd mit dem Leben.

Nein, schöner noch als Luft und Flut
Regt unbegrenzt dein Blick mein Sehnen,
Weil tief ein menschlich Herz drin ruht,
Das Leben giebt mit Lust und Thränen.

CLXVII.

So hab ich aus dem lauten Saal
Dich auf die lichten Höhn gerettet:
Wir ruhen überm breiten Thal,
Glückſelig Arm in Arm gekettet.
Es ſtreift der Blick zum Grunde fort,
Wir durften ſel'ge Luſt dort trinken;
Er ruht auf dieſem heitern Ort,
Wo ſtille Freuden heimlich winken.

Tief unten liegt das blanke Haus,
Umkränzt von dichten Laubengängen,
Wo uns entgegen quoll ein Braus
Von treugemeinten frohen Klängen,
Wo mancher Brautgruß uns gerauſcht
Beim lauten Ton der Freudenſchüſſe,
Wo warme Blicke wir getauſcht,
Gewechſelt freudige Ergüſſe.

Wohl haben ſie den Geiſt entzückt
Aus edeln Herzen dieſe Grüße;
Doch tiefer fühl ich mich beglückt
Einſam mit dir hier, meine Süße.
Hier, wo ſo ſtill die Lüfte wehn,
Die Lerche nur uns überklimmet,
So hoch, ſo einſam, ungeſehn!
Wie das zur jungen Liebe ſtimmet!

Hier kann ich tief und ſtill und lang
Dir ſchaun in die geliebten Augen:
Hier darf ich deines Worts Geſang
Küſſend von rothen Lippen ſaugen!
Die grünen Zeugen, Wald und Feld,
Sie ruhn in weitem Abendſchweigen;
Wir jauchzen in die ſchöne Welt,
Daß wir ſo glücklich ganz uns eigen!

CLXVIII.

Mag ich auch nicht mit dir reden,
Immer ſind's die ſchönſten Stunden,
Schlürft mein Aug' aus deinem Antlitz
Süßer Liebe ſtille Kunden.

Ob die ſommerhellſte Landſchaft
Friedenſelig mich beſchwichtet,
Mehr fühl ich den Geiſt befruchtet,
Wenn dein Bild ihn hold durchlichtet.

CLXIX.

In Thränen war dein Blick verſchwommen,
Als ich zu ſpät vor dir erſchienen;
Und als ich endlich doch gekommen,
Da ſtrahlten lächelnd deine Mienen.

So glänzt in tief umhüllter Gegend
Ein Sonnenblick voll lichter Wonne,
So ſtill verſöhnend, tief bewegend.
O nie verliſcht die alte Sonne!

Doch glaube, jene hellen Tropfen,
Sie floſſen wahrlich nicht vergebens:
Sie machten hoch das Herz mir klopfen,
Sie fielen in den Sitz des Lebens.

Wie klare Perlenſchnüre reihen
Sie ſich in meiner Seele Gründen:
Was dir entlehnt, komm ich dir weihen,
Als Lied geht's neue Lieb dir künden.

CLXX.

Das iſt die helle Frühlingszeit!
Horch, wie vom Gebirg der Kuckuck ſchreit,
Sieh, wie die Schwalben ſchießen!
Erquicke dich an der lauen Luft,
An der Felder Grün, an der Wälder Duft,
An der wilden Blumen Sprießen!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

Aus Laubwerks Grün, aus Blüthen-Glanz,
O laßt uns weben den heitern Kranz
In die blonden fliegenden Locken!
Die Höhen entlang am grünen Rhein
Laß ſingend uns wandern im Sonnenſchein,
Hoch über Flöten und Glocken!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

In blühenden Lauben ruhen wir aus
Und füllen im luftigen Frühlingshaus
Den hohen kryſtallenen Becher.
O wirf die lichten Blumen hinein:
Hoch dir, hoch mir im duftigen Wein,
Wir liebeſeligen Zecher!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

Und endet das Lied, iſt der Becher zu Grund,
So gieb mir den rothen ſchwellenden Mund
Zum ſeligſten höchſten Genuſſe!
Was Lied und Klang, was Glanz und Licht!
So ſelig ſchwärmt ſich im Lenze nicht,
Wie in der Liebſten Kuſſe!
Mein Lieb herbei,
Im wonnigen, ſonnigen, ſüßen Mai,
So friſch und frei
Zu ſingen, zu trinken, zu küſſen!

CLXXI.

Laß ruhen hier uns an der Halde
Im heißen Sommermittagsſtrahl!
Hier hoch der Saum vom Buchenwalde,
Dort Blicke durch Gebirg und Thal.
Rings Wieſengründe, Felsgeſteine,
Weinhügel, Wald und Saatenfeld!
So dehnt im hellſten Sonnenſcheine
Dem Blick ſich weit und weit die Welt.

Und Stille rings! Die Mittagsglocken
Sind nah und ferne ſchon verhallt,
Kein Baum bewegt die grünen Locken,
Und keines Vogels Stimme ſchallt.
Es ſchlug die Mittagszauberſtunde! —
Daß wir nicht Sonntagskinder ſind!
Dann wär uns klar, wie in der Runde
Sich Zauber hier und dort entſpinnt.

Wir ſähn im Wieſengrunde ſchweben
Der muntern Elfen leichten Kranz,
Wie ſie im Lüfteleben weben
Verſchlingend ringend ihren Tanz;
Wir ſähn im Quell die Nixen baden
Der weißen Glieder üpp'ge Pracht,
Des luft'gen Geiſterkleids entladen,
Vom Schlaf zu Scherz und Spiel erwacht.

Gekleidet in des Sommers Farben,
Zög' auch die Kornfrau wohl vorbei,
Mit blauen Blumen, gelben Garben,
Im Kreis der Mädchen ſchwärmend frei.
Durch Wald und Felſen ſähn wir ſchlüpfen
Die Zwerge neckiſch aus und ein,
Bald keuchen ſchwer, bald luſtig hüpfen
Mit Gold und funkelndem Geſtein.

Wer weiß, ob wir vielleicht nicht fänden
Ein koſtbar Stück vom Geiſtergut,
Ein Wünſchelreis aus Feeenhänden,
Gar Fortunatus ſeltnen Hut?
Vielleicht hätt' einen Schatz verloren
Ein Gnom im Zwergenkönigs Sold!
Und wir — Glücksvögel oder Thoren —
Wir jauchzten heim mit rothem Gold!

Das Alles iſt uns nicht beſchieden,
Und Sonntagskinder ſind wir nicht:
Uns raubt kein Schatz des Lebens Frieden
Und der Natur erquickend Licht!
Komm wieder in das Thal hinunter!
Arm wie zuvor ziehn wir zurück!
Wir denken frei und ſchaffen munter:
Das iſt des Lebens einzig Glück!

CLXXII.

In der Nacht, in der Nacht — wie ſo ſüß es ſich lauſcht,
Wo die Linden duften, der Spingquell rauſcht,
Wenn drüben im Hauſe die Thüre klirrt,
Und ein Licht durch die mächtigen Fenſter irrt!
Und im Garten, da flötet die Nachtigall ſacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht — und es ſchallet ein Tritt,
Und es rauſchet ein Kleid und das Herz ſchlägt mit!
O Bangen, Verlangen, o ängſtliche Luſt!
Wir fliegen und liegen uns Bruſt an Bruſt!
Und im Garten, da flötet die Nachtigall ſacht,
In der Nacht, in der Nacht!

In der Nacht, in der Nacht — und Mund an Mund
Und Herz an Herz! du ſelige Stund!
Und das Flüſtern und Koſen! — wir leben nie Sein! —
Bis der Oſten ſich röthet, da flieht ſie hinein.
Und im Garten, da flötet die Nachtigall ſacht,
In der Nacht, in der Nacht!

CLXXIII.

Vom Erkerfenſter ſchauen
Wir in die Sommernacht,
Wo tauſend Welten bauen
Des Sternenhimmels Pracht.
Die ſieben Berge kränzen
Das Thal in ſtolzer Schaar,
Die Auen duften, glänzen:
Der Mond zieht hoch und klar.

Oft ſtreift ein feurig Glühen
Die Gipfel hier und dort,
Johannisfunken ſprühen
Im blühnden Garten fort:
Zuweilen ſpielen Lüfte
Leis durch dein Lockenhaar,
Sie tragen Rebendüfte:
Der Mond zieht hoch und klar.

Es träumet, wie wir lauſchen,
Ein Vogel noch im Strauch,
Des Rheines Wellen rauſchen
Leis hin im Abendhauch.
Ein Boot! Horch Schiffer ſingen
Flußmärchen wunderbar,
Die Felſen wiederklingen:
Der Mond zieht hoch und klar.

Wir ſtehen ſtill umſchlungen
In warmer nächt'ger Luft,
Die Seelen ganz durchdrungen
Von Klang und Licht und Duft;
Die Herzen pochen nächtig,
Wir glühn, ein ſelig Paar:
Die Sommernacht, wie prächtig!
Der Mond zieht hoch und klar.

CLXXIV.

Hoch um die Bergeskuppen wehn
Zerflatterte Wolkenfetzen.
Wie ſie am Wandesrande ſich drehn!
Wild weiß ſie der Sturm zu hetzen.
Und die Welt iſt ſo ſchwarz, ſie kennt ſich nicht,
Denn ihr gebricht das ſelige Licht,
Das Licht der heiligen Sonne.

Mir iſt im Haupt ſo wüſt und empört,
Seit ich von dir geſchieden.
Ich ſeh ſo verworren und zerſtört,
Die Welt ohne Troſt und Frieden.
Mein Herz iſt ſo düſter, ich kenne mich nicht,
Denn mir gebricht das heilige Licht,
Das Licht deiner heiligen Augen.

CLXXV.

Am Waldplatz, wo ſie am Morgen ſaß,
Da lag ich am Abend im duftenden Gras,
Wie zum Schlafe die Augen geſchloſſen.
Hoch rauſchten die Wipfel, fern klang der Bach,
Da kam mir, was Kraut und Blumen ſprach,
Gar wonnig ins Ohr gefloſſen.

Es ſagte die wilde Roſe am Hag:
Die hier uns beſuchte am frühen Tag,
Will ich mein Schweſterlein grüßen;
Sie prangt ſo luſtig, ſo lachend, ſo roth,
Keine Dirne im weiten Thale bot
Den Morgen mir gleich der Süßen.

Das Veilchen, das duftig die Nacht erblüht,
Sprach liſpelnd aus ſinnigem treuem Gemüth:
Sie freut ſich am Großen und Kleinen;
Sie hat mich ſo treulich angeblickt,
O möcht', eh der frühe Tod mich knickt,
Sie oft noch im Wald erſcheinen!

Die Lilie im Frühlingsdüftemeer,
Sie wiegte ſich hin, ſie wiegte ſich her,
Auf ihrem ſchlanken Stengel,
Und hauchte: So rein iſt das holde Kind,
Daß meine Blätter nicht leuchtender ſind;
Sie iſt der lieblichſte Engel!

Dann that noch mit würzeſtrömenden Mund
Maiblume die duftenden Worte kund,
Zu reden von ihrem Ruhme:
Ob ihr Lieblichkeit, Luſt und Reinheit preiſt,
Ich preiſe den reichen köſtlichen Geiſt
An der holden Schweſterblume.

Da hielt ich es länger nicht mehr aus,
Ich ſprang durch der Bäume grünes Haus
Und jauchzte mit lautem Tone:
Ihr Vögel in dieſem hohen Wald,
Nun ſingt, daß es weit in die Welt erſchallt:
Mein, mein iſt der Blumen Krone!

CLXXVI.

Iſt auch noch ſo lockend ſüß die Frucht,
Endlich wird die Sättigung dir kommen,
Stumpf ſiehſt du der Zweige goldne Wucht;
Eine Frucht allein iſt ausgenommen.

Das Verlangen wächſt dir beim Genuß,
Im Genuſſe wächſt der Drang des Strebens;
Pflückſt vom lieben Mund du Kuß um Kuß:
Das iſt goldne Frucht vom Baum des Lebens.

CLXXVII.

Kennſt du von dem Wundervogel
Nicht die alte ſüße Sage?
Nur ein Tag iſt ihm gegeben,
Daß er juble, daß er klage.

Und dann hebt zur Himmelsſonne
Er der Lieder wilde Wonnen,
Früh nach Oſten, ſpät nach Weſten
Singt er zu dem Strahlenbronnen.

Sinkt der Tag, dann folgt im Fluge
Er der Sonne goldbeſchwinget,
Tönt und ſteigt, bis in den Lüften
Ihm die Liederbruſt zerſpringet.

Selig Loos! O könnt' ich einzig
So um deine Liebe werben,
Unaufhaltſam, und dann müde
In den hohen Liedern ſterben!

CLXXVIII.

Du gehſt geſchmückt mit Gold und Edelſteinen.
Wirf weg die Pracht, mein ſüßes liebes Leben!
Die dir ſich in lebend'ger Fülle einen,
Nicht kann der todte Schmuck die Reize geben.

Viel ſchöner blitzt dein Aug von hellen Funken,
Wenn deine Seele dichteriſch erglühet,
Und drin die Luſt bacchantiſch zitternd ſprühet:
So können Krondemanten nimmer prunken.

Durchflochten iſt von blaſſen Perlenkränzen
Dein weiches Haar in leuchtenden Gewinden.
Sieh, andre Perlen möchten heller glänzen,
Die nicht im Meerſchooß kühne Schiffer finden!

Die Thränen ſind mir liebre Augenweide,
Die dir im Auge leuchten mit Gefunkel,
Wird ſchmerzlich es im Mitgefühle dunkel:
Das iſt, mein Kind, dein eigenſtes Geſchmeide!

CLXXIX.

O reiche mir nur den Mund zum Kuß!
Wer will in der Liebe geizen?
Du wandelst doch stets im Ueberfluß
Von anmuthsvollen Reizen.

Du blühst wie die rothe Rose doch,
Die nie ein Falter umgaukelt,
Die kein keck küssendes Lüftchen noch,
Ihr Düfte entwendend, geschaukelt.

In deiner Genossen lieblichen Kranz
Trittst du so unangetastet,
Daß leuchtend auf deiner Schönheit Glanz
Jedwedes Auge rastet.

Daß ich dich geküßt, weiß ich allein,
In einsam seliger Stunde;
Ich weiß es allein, daß ganz du mein,
Doch sieht es dir keiner am Munde!

CLXXX.

O hätt' ich, fern von Hof und Haus,
Auf wilder Haide dich gefunden,
Verirrt im Schnee und Sturmgebraus,
Mein Mantel hätte dich umwunden!
Dein tiefer träumeriſcher Blick,
Der milde Reiz in deinem Weſen,
Sie ketteten dann mein Geſchick:
Auf ewig wär ich dein geweſen.

Du wäreſt mit mir heimgekehrt,
Geſchirmt vom Drang der kalten Flocken:
Dort hätteſt du am warmen Heerd
Gelöſet deine feuchten Locken;
Wir hätten ſtill den dunklen Wein
Aus hohem Deckelglas getrunken:
Es wär ein neuer Lebensſchein
Erglüht in deines Auges Funken.

Manch Bild hätt' ich dir vorgeführt,
Mit Märchen deinen Geiſt erheitert,
Es hätte dich mein Lied gerührt
Und dir das dunkle Herz erweitert;
Beſiegt wärſt du an meine Bruſt
Geſunken voll von Wonn' und Wehmuth!
Dann dankt' ich mir die Liebesluſt,
Die ich dir danke nun in Demuth!

CLXXXI.

Da lockte mich heut ein ſeltſamer Klang
Tief in des Waldes Räume.
Ich ging einen irren, wirren Gang
Durch die grüne Nacht der Bäume.
Wie lang und wie weit ich umher gekreiſt,
Ich weiß es nicht, es umwebten den Geiſt
Die bunteſten Märchenträume.

Hoch tönten die Gipfel, tief rauſchte der Quell
Mit zauberiſch klingendem Tone.
Ich war wie verhext! Ein Fels lag hell
Im Lichtglanz gleich einem Throne,
Drauf ruht' in der Laube von Farrenkraut
Die verzauberte grüne Schlangenbraut,
Auf dem Haupte die güldene Krone.

Mir verwirrten die klugen Augen den Sinn,
Es blitzt' in den Blicken ein Funken,
Zweizackig zuckte die Zunge hin,
Mir war ſo ſchwindelnd und trunken.
Und hätt' ich das rechte Wort gewußt,
Entzaubert wäre mir an die Bruſt
Die ſchönſte Maid geſunken!

Und ich ruhte wohl im leuchtenden Schloß,
Tränk' Wein aus purem Golde,
Ich hätte der jungen Königin Troß
Als junger König im Solde!
Gott dank, daß ich das Wort nicht gekannt!
Ich ſtürmte zurück in das ſonnige Land
Und bin dir erhalten, du Holde!

CLXXXII.

Es brauſt der Winterſturm in Wuth,
Der Strom liegt eisgefangen! —
Immerzu! Mir kühlt ſich nicht die Glut,
Ich habe noch eben ſelig geruht
An heißen Lippen und Wangen!

In Nebel liegt das verſchneite Land,
Der Himmel iſt rings umdunkelt! —
Immerzu! Mir iſt die Seele voll Brand,
Da jüngſt ſie das hellſte Licht empfand,
Das aus treuen Augen gefunkelt!

CLXXXIII.

Du fragſt, warum ich ſo fleißig bin
Und Tag und Nacht mich mühe?
Es iſt eine neue Wiſſenſchaft,
Für die ich im Herzen glühe.

Ich ſuche raſtlos hin und her
Für meine Gedanken die Lettern,
Doch ſtehen die dunkeln Zeichen nicht
Auf alten vergelbten Blättern.

Es wachſen in Wald und Wieſe und Flur
Die blühenden duftenden Chiffern,
Und wenn ich ſie habe, werden ſie dir
Manch tiefes Wort entziffern.

Die Veilchen und die Vergißmeinnicht,
Sie ſollen dir lieblich koſen,
Doch ſchönere Dinge enthüllen dir
Die Nelken und die Roſen.

CLXXXIV.

Ich glaube, wenn dir Schönheit, Jugend, Luſt,
Mit der du hold mir leuchteſt in die Bruſt,
Mit einem Male mir im Arme ſchwände;
Nähm' dir ein Zauber all die Lieblichkeit,
Wie Gaben, welche Feeenhand verleiht:
O dich umſchlängen feſter nur die Hände!

Laß fliehn der Liebe heißen wilden Muth,
Sie leuchtet dann mit milder ew'ger Glut,
Gleich wie der Tempellampe heil'ge Flammen;
Wie Epheu rankend um die Säulen ſteigt
Und enger drum die treuen Aeſte zweigt,
So wachs ich inniger mit dir zuſammen.

O prüfe mich, auf daß dein Herz mir traut!
Nicht während blühend friſch dein Auge ſchaut,
Und nimmer Thränen feuchten dir die Wangen,
Wie Gold erweiſt ſich erſt die holde Treu,
Wächſt zum geliebten Herzen täglich neu,
Gleich Frühlingsgrün, lebendiges Verlangen.

Erfuhr die Bruſt der rechten Liebe Drang,
Dann liebt ſie auch das ganze Leben lang,
Anfang und Ende ſind für ſie verloren.
So ſchaut die Sonnenblume auf zum Licht,
Sie bleibt dieſelbe, wenn der Strahl zerbricht,
Und wenn er blinkt aus goldnen Morgenthoren.

CLXXXV.

Wenn dir blond die Locken fliegen,
Kennſt du kein Gefühl von Sorgen,
Welt und Leben ſiehſt du liegen
Wie den grünſten Frühlingsmorgen;
Jubeln, Singen, Schwärmen, Hoffen,
Das ſind deiner Seele Triebe,
In das Herz, das heiter offen,
Kehrt als ſüßer Gaſt die Liebe.

Du empfängſt ſie, ach, mit Beben,
Pflegſt ſie weinend, pflegſt ſie lachend,
Weihſt ihr all dein Thun und Streben,
Tage träumend, Nächte wachend;
Doch es trägt der Strom vorüber,
Kehrend nie, die Roſenblüthe,
Auch dein Leben zieht ſich trüber,
Flieht die Jugend dem Gemüthe.

Aber iſt verwelkt die Blume,
Sind die Becher ausgetrunken,
Wohl dir, glüht im Heiligthume
Deines Herzens treu der Funken,
Ging dir nicht auf rauhen Wegen
Innigkeit und Liebe ſcheiden,
Blieb die Liebe dir ein Segen
Auch im ſchmerzlich bittern Leiden!

Ob der Süd von Blumen glänze,
Farben wirken nicht und Düfte
Wie im Norden, wo für Kränze
Karg die Erde, karg die Lüfte.
Ach, die Liebe wird vergehen,
Weiß ſie nur von Glück und Scherzen;
Mag in Wonne ſie erſtehen,
Heilig wird ſie erſt durch Schmerzen!

CLXXXVI.

Wen im Tode du berühreſt,
Der erwacht geſund im Leben,
Lächelſt du dem armen Blinden,
Sonnenlicht wirſt du ihm geben,
Sprache leiheſt du dem Stummen,
Jauchzen muß der Taube heben:
O wie ſchmückſt du mir das Daſein!
Wie voll Wundern liegt mein Leben!

CLXXXVII.

Und ich bin dein und du biſt mein,
Wir weiden unter den Roſen!
So hörte man im hohen Lied
Schon König Salomo koſen.

Auch er lag gern an wogender Bruſt,
Von liebenden Armen umſchlungen
Von Taubenaugen überwacht,
Von flüſternden Worten umſungen.

Das Lockenhaar, das über ihm hing,
Ließ er durch die Finger gleiten,
Er drückte noch lieber die ſchneeweiße Hand
Als die rauſchenden Harfenſaiten.

Auch er lag gern mit küſſendem Mund
An roſigen Lippen und Wangen,
Und ward der Schmeichelworte nicht müd,
Hielt er ſeinen Schatz umfangen.

In duftigen Lauben, auf Bergeshöhn,
Sang jauchzend er ſeine Liebe;
Wie mir ſo zogen ihm durch die Bruſt,
Lichthelle leuchtende Triebe.

In alter und neuer Liebe gilt,
Daſſelbe Küſſen und Koſen:
Und du biſt mein und ich bin dein,
Wir weiden unter den Roſen!

CLXXXVIII.

Hemme nicht des Herzens Zug
Zum holden Liebesſpiel,
Denn lieben kann man nie genug,
Geſchweige denn zu viel!

Was thut's, drück ich die Hand dir wund,
Preß ich dich Bruſt an Bruſt,
Küß ich dir brennend auf den Mund!
O ſolcher Schmerz iſt Luſt!

Was ſoll's, verwirr ich ſtets dein Ohr
Mit Rede und Geſang,
Jauchz' ich aus voller Seel' empor:
O Wonn' iſt ſolcher Drang!

Drum hemme nicht des Herzens Zug
Zum holden Liebesſpiel,
Denn lieben kann man nie genug,
Geſchweige denn zu viel,

CLXXXIX.

An deiner Bruſt nur kann ich ſchlafen,
Sonſt ſind ich keinen Frieden mehr;
Und ruh ich nicht bei dir im Hafen,
Dann fluth ich hin auf hohem Meer,
Dann wandr' ich ſtill wie Mond und Sterne
Wachſam entlang die Sommernacht:
O Flüſſ' und Lüfte, nah und ferne,
Sie ſagen dir, ich hab gewacht.

Auf deines Zimmers Fenſterſcheiben
Da lag ſo blank des Mondes Glanz;
Im Garten unten mußt' ich bleiben,
Rings ſchlief dein heller Blumenkranz.
Ich ruhte auf der Bank; die Kronen
Bewegte träumend mancher Baum,
Die Vögel, die im Laubwerk wohnen,
Sie ſangen unbewußt im Traum.

Ich ſtreifte vor der Lerche Liedern
Und vor dem Morgenroth im Feld:
Wie regte da mit üpp'gen Gliedern
Dem Tag entgegen ſich die Welt!
Die Sonne kam, es gingen Lüfte,
Licht ſtrömte über Land und Strom,
Es ſchwollen Lieder, wogten Düfte
Vollquellend durch den Weltendom.

All das geheimnißvolle Weben,
Mein Kind, haſt du im Schlaf verſäumt;
Und doch vielleicht hat ſüßres Leben
Durch deine Seele ſtill geträumt.
Die Seligkeit ließ mich nicht ſchlafen,
Die Liebe trieb den irren Fuß;
Ich hatte nicht geruht, da trafen
Mich hold dein Morgenkuß und Gruß.

CXC.

Wo wir einſt zuſammenſaßen,
Süße Spiele ſüß beginnend,
Wort und Küſſe koſend wechſelnd,
Sitz ich einſam ſinnig ſinnend.

Blaue Ferne ladet lockend
Geiſt und Herz zur Fahrt gewinnend,
Denn dort weilſt du, mir entſendend
Die Gedanken inrig ſpinnend.

Nur die Zeit nenn ich gewonnen,
Mir mit deinem Bild verrinnend:
Ach, das Schönſte ſind auf Erden
Treue Herzen minnig minnend!

CXCI.

Von den Bäumen regnet der Blüthenſchnee,
Ich ſchau in den ſonnigen Garten,
Da unten wandelt mein ſchlankes Reh,
Der duftenden Blumen zu warten.

Sie ſtreift an den farbigen Beeten hin
Im luftigen Roſakleide,
Wie die Blumen mehr iſt die Gärtnerin
Meine ſüße Augenweide.

Ich halte nicht mehr in der Stube aus:
Die Treppe hinab mit dem Winde!
Fahrt wohl, ihr Bücher, im dumpfen Haus,
Ich fliege zu meinem Kinde!

Sie ſieht mich und flieht mich und zieht mich nach
Laut lacht ſie, mich fröhlich zu necken;
Bald iſt ſie am Teiche, bald iſt ſie am Bach,
Bald hinter den grünen Hecken.

Doch immer verräth ſie das roſige Kleid,
Es ſchimmert wie die Blüthenflocken.
Jetzt merk ich, du willſt mich, o ſchöne Maid,
In die fernſte Laube verlocken!

Ich hab dich! Nun laß uns den Morgen entlang
Im Grünen plaudern und koſen,
Zur Seite erklingt Lenzvögelgeſang
Rings duften die Maienroſen!

CXCII.

Du fragſt ſo oft, du fragſt ſo gern,
Warum ich die Augen dir Stern um Stern
Viel hundertmal im Tage küſſe?

Mein Herz, das hat wohl manchen Grund:
Klar ſelig ſind ſie alle Stund
Und locken mich unwiderſtehlich.

Dann küßt' ich dir, du holdes Kind,
Die Seele drin ſo gerne blind,
Auf daß du blind mich lieben müßteſt.

Und endlich küſſ' ich ſie ungeſtillt,
Weil ſie mir zeigen mein eignes Bild
Verklärt von Seligkeit und Liebe.

XCIII.

Wenn ich dich: mein liebes Herz!
Sollſt du drauf nicht pochen!
Nicht für dich, es iſt für mich
Dieſes Wort geſprochen.

Dir geſchenkt hab ich mein Herz
Und ſein funkend Brennen,
Und was mir gehört, das darf:
Liebes Herz ich nennen.

CXCIV.

Nun ſteigt auch ſtill der Mond herauf,
Er findet dich am Fenſterlein:
Ich grüße dich durch ſeinen Strahl,
Du grüßeſt mich durch ſeinen Schein.

Derſelbe Himmel überm Haupt,
Dieſelbe Erde unterm Fuß,
Und zwiſchen uns im Dämmerraum
Ein einz'ger ſüßer Herzensgruß!

CXCV.

Dieſes Sommerabends Glühen,
In die Seele wirft es Flammen,
Wilde Roſendüfte ſprühen
Ueber meinem Haupt zuſammen,
Durch des Fenſters Rebenhänge
Fluten Nachtigallenlieder:
In dem Klang- und Duftgedränge
Ganz gelöſt ſind mir die Glieder.

Mädchen, wie die Stirn dir leuchtet!
Ach, dein Lächeln wirft mir Stricke,
Und dein Auge iſt gefeuchtet,
Und es brennen deine Blicke;
Leiſe wirre Laute klinget
Deines Mundes Perlenpforte!
Wie es mir im Herzen ringet,
Ach, ich ſtammle ſelbſt nur Worte!

Laß mich löſen dir die Locken,
Dieſe goldgewundnen Schlangen,
Daß ſie bebend, wie erſchrocken,
Auf den Marmorgliedern hangen!
Laß mich küſſen dir die Lippen,
Laß mich küſſen dir die Augen,
Laß mich von dem Nacken nippen,
Laß mich volle Wonnen ſaugen!

Ach, dein Athem brennt wie Gluten,
Deine Adern kochen mächtig,
Und dein Busen wogt in Fluten,
Und dein Auge dunkelt nächtig! —
Mag die Wand auf ewig fallen! —
Gieb dich ganz, nimm ganz mich wieder! —
Mein, mein, mein! — Die Nachtigallen
Singen jubelnd Hochzeitslieder!

CXCVI.

Jetzt fühl ich erst, wie du mich gebannt
In deines Zaubers Schranken:
Ich bin je weiter im fremden Land,
Je näher bei dir in Gedanken.

Wie ich an dich gekettet bin,
So bindet man nimmer mit Erzen:
So fern ich wandre her und hin
Bei dir bin ich im Herzen!

CXCVII.

Heut kam ich an der Wieſe daher,
Wo wir geſtern geruht und die Stelle war leer;
Nur das hohe Gras war rings zerdrückt,
Und die wilden Roſen lagen zerpflückt.
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

Mir klangen durchs Herz die Lieder all,
Die zu zweien wir ſangen mit fröhlichem Schall;
Ich dachte an jegliches ſüße Wort,
Das froh mir gewechſelt am einſamen Ort.
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

Ich dacht' an der Blicke brennende Glut,
Ich dacht' an der Küſſe rauſchende Flut,
Mir brannte das Haupt, mir glühte der Mund:
Noch eine ſo ſonnige, wonnige Stund!
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

Und iſt es denn Sünde, wenn man ſich liebt
Und ſelig Leben an Leben giebt?
Wie's die Blume that, wie's der Vogel trieb,
So thaten und thun wir noch oft, mein Lieb!
So heimlich! — die Welt erfährt es nie! —
Tririli, tririli,
Der Vogel entflog, der im Baume ſang,
Der verräth uns nicht, mein Lieb, ſei nicht bang!

CXCVIII.

Das ich täglich mehr dich liebe,
Sag ich dir zu mancher Stunde,
Doch du lächelſt dann wie zweifelnd,
Denn unmöglich ſcheint die Kunde.

Freilich lieb ich dich nicht heißer,
Denn mein Herz liebt ja unſäglich,
Doch ich zähl die Liebestage,
Und ſo lieb ich mehr dich täglich.

CXCIX.

Wie lieblich grollt dein schöner Mund
Nach flüsternd süßem Gekose! —
Und ziert die Rose Farbe und Duft,
So ziert auch der Dorn die Rose.

Und reizend ist dein Aug' im Zorn
Nach Blicken, liebetrunken! —
Und schmückt den Himmel des Aethers Blau
Ihn schmückt auch der Blitze Funken.

Ja, sei mir mitunter ein wenig schlimm,
Wenn gute Stunden verrinnen:
Des Mannes Stolz ist's, täglich neu
Sein Weib sich zu gewinnen!

CC.

Wenn ich dir sagen muß ein gutes Wort,
Mein süßes Herz, dann laß mich gleich dich küssen,
Und küß auch mich, mein süßes Herz, sofort,
Hast du ein gutes Wort mir sagen müssen.

Ein heil'ger Brief sei jeder liebe Laut,
Den wechselseitig wir ans Herz uns legen,
Auf den wir, daß ihn Niemand liest und schaut,
Des Kusses anmuthsvolles Siegel prägen.

CCI.

Wie könnt' ich deiner je vergessen sein?
Bei dir nur sind ich Segen, Glück und Frieden!
Verloren fühl ich mich, bin ich allein,
Gleichwie von Erd' und Himmel abgeschieden.

Ich lebte nicht, da ich dich nicht besaß,
Besitzend dich, begann ich erst zu leben,
Wie ich gewirkt, wirkt' ich mit falschem Maaß,
Das rechte Werk hast du mir erst gegeben.

Ich war nur halb, bevor ich dich geliebt,
Seit du mich liebst, ergänzte sich mein Wesen.
O hoch Gefühl, das nimmermehr zerstiebt,
Wenn Mann und Weib in Liebe Eins gewesen!

CCII.

Der Frühlingstag schlägt hell die Augen auf,
Entzückt zeigt ihm die junge Welt sein Bild,
Es blitzet aus des Rheines frischem Lauf,
Aus jedem Demanttropfen im Gefild.

Mich schaut dein Blick mit holder Liebe an,
Mein stilles Wesen spiegelt ihn sofort,
Die Miene sagt, wie du mir's angethan,
Wie du bezaubert mich, sagt jedes Wort.

CCIII.

Der Storch iſt längſt hinuntergekreiſt,
Jetzt baut er am Giebel ſein keckes Neſt,
Und die Schwalbe hat auch genug gereiſt,
Sie hänget ihr Haus am Simſe feſt.
Und der Lenz macht die Welt ſo ſchön!
Nun gieb mir die Hand:
Wir ziehn aus der Berge Höhn
In das ferne Niederland!

Und hörſt du den Bach, der neben uns ſchwillt?
Er ſtürmet in jugendfriſchem Strahl.
Und ſiehſt du die Wolke, die vor uns quillt?
Sie zieht befruchtend und ſegnend ins Thal.
Und der Lenz macht die Welt ſo ſchön!
Nun gieb mir die Hand:
Wir ziehn aus der Berge Höhn
In das ferne Niederland!

Dort ſchuf ich die Hütte dir hell und traut,
Aus Blüthenbäumen raget das Dach,
Dort iſt's, wo Storch und Schwalbe baut,
Und den Garten befruchten Wolke und Bach.
Und der Lenz macht die Welt ſo ſchön!
Nun gieb mir die Hand:
Wir ziehn aus der Berge Höhn
In das ferne Niederland!

CCIV.

Einſt ſtreift die Zeit dir eiſig kalt
Der Jugend Blüthe ab,
Sie bricht die wonnige Geſtalt,
Die friſch Natur dir gab,
Sie welkt den ſchwellend ſüßen Mund,
Der küſſend einſt geglüht,
Sie löſcht der Augen blühnden Grund,
Die Grüße einſt geſprüht.

Ach, ausgelacht und ausgeweint
Hat ſich dein freud'ger Geiſt;
Der Winter geht, der Lenz erſcheint,
Mein Kind, kaum daß du's weißt.
Und wenn der Zufall dir dein Bild
Zeigt in des Sees Flut,
Du kennſt dich kaum und trauerſt mild,
Daß hin die ſüße Glut.

Mein Kind, dann ſchau in meine Bruſt,
Dort ſtehſt du tief und treu,
In Jugend, Innigkeit und Luſt,
In Lieb und Freude neu.
Mein Geiſt wahrt deiner Blicke Muth,
Der Locken goldne Pracht;
So hält ob der vertrauten Glut
Der Tempelhüter Wacht.

Und in Gedanken alter Zeit
Kehrt uns der Muth zurück,
In Liedern, die ich dir geweiht,
Ertönt der Jugend Glück.
O wär es unſer Schwanenſang,
Käm' beiden dann der Tod,
Wir flöhn mit Flügelſchwang und Klang
Aus aller Erdennoth!

CCV.

Der Herbſt iſt da in Strauch und Baum,
Es fallen die dürren Blätter!
Was thut's? — Ich ſehe dein Angeſicht
Voll hellem Frühlingswetter.

Der Herbſt iſt da in der grauen Luft,
Die Wolken und Nebel wogen!
Was thut's? — Mir kommen aus deinem Blick
Nur Frühlingsſtrahlen geflogen.

Der Herbſt iſt da in Sturm und Wind,
Die Regenſchauer fallen!
Was thut's? — Ich höre aus deinem Mund
Nur Frühlingslieder ſchallen.

CCVI.

Kühn trägt das Boot uns in die Flut,
Ein weiter Schauplatz liegt die Welt,
Wir ſteuern friſch mit jungem Muth,
Ob trüb die Luft, ob lichterhellt.
Wir ſchauen öfters ans Geſtad,
Zum Raſten ladet mancher Ort,
Doch flüchtig rollt der Zeiten Rad,
Wir rollen mit, drum fort, nur fort!

Trifft rauh der Regen, kalt der Wind,
Uns hebt die Hoffnung, die uns eint.
Schmieg dich im Sturme feſt, mein Kind,
Und lächle, bis die Sonne ſcheint!
Und bricht der goldne Strahl herein, —
Wir wiſſen, flüchtig iſt ſein Licht, —
Doch freu dich, er iſt dein und mein!
Und wenn er ſchwindet, klage nicht!

So kommen wir zum Ocean,
Der alle Lebensſtröme trinkt,
Wo Glück und Glanz und Schmerz und Wahn
In weiter Leere öd verſinkt.
Auch jene Stunde noch iſt reich,
Gehn Herz an Herzen wir hinab,
Und ſinken wir umſchlungen weich
Stets treu uns in daſſelbe Grab!

CCVII.

Weil dir ſo ſtill beſcheiden blüht
Der Reize weißer Roſenkranz,
Weil dir ſo keuſch die Schönheit glüht,
Füllſt du das trunkne Herz mir ganz.

O du gemahnſt mich wie der Strom,
Der tief und breit und ſilbern lacht,
Tags ſpiegelnd blauen Himmelsdom,
Nachts ſpiegelnd glühnde Sternenpracht.

Tief unter ſeiner mächt'gen Flut,
Da glänzt der Minen goldne Luſt,
Da glänzt der Edelſteine Glut;
Er überſtrömt ſie unbewußt.

Doch kränzen in Beſcheidenheit
Ihn Wieſenufer, grün und licht,
Fruchtreiche Hügel ſind ſein Kleid:
Es kümmert all der Schmuck ihn nicht.

Weil dir ſo ſtill beſcheiden blüht
Der Reize weißer Roſenkranz,
Weil dir ſo keuſch die Schönheit glüht,
Füllſt du das trunkne Herz mir ganz.

CCVIII.

In der Kammer überſchleicht mich die Nacht
Trüb einſam mit ſchweren Stunden,
An der Stelle, wo wir gekoſt und gelacht
In ſeliger Liebe verbunden.

Mir fehlt der Hauch, der mich angeglüht,
Die Bruſt, die an meiner wallte,
Der Mund, der ſüße Küſſe geſprüht
Und wilde Worte lallte.

Mir fehlt dein ſüßer ſchwellender Leib,
Dein holdes, berauſchendes Weſen:
Krank bin ich nach dir, du liebes Weib,
Durch dich nur kann ich geneſen!

Wie fiebernd greife ich oft nach dir
Und faſſe in leere Räume;
Oft halte ich dich in Liebesbegier, —
Auffahr ich im Reich der Träume.

Und lang dann lieg ich erregt und verwacht
Und blute aus Sehnſuchtswunden. —
In der Kammer überſchleicht mich die Nacht
Trüb langſam mit ſchweren Stunden.

CCIX.

Es hüllt ſich ſtromentlang
Das Thal in Dunkel ein,
Und Abendglockenklang
Weht überm tiefen Rhein.

Baarhaupt vorübergeht
Der Landmann, ſchlicht und gut,
Und ſtellt ſich im Gebet
Aufs Neu in Gottes Hut.

Nun iſt die ſtille Stund,
Wo Alles Ruh gewinnt.
Ich bet aus Herzensgrund
Daheim für Weib und Kind.

CCX.

Alles liegt in dichtem Dufte,
Strom und Burg und Stadt und Au,
Ohne Licht und Wolkenſchatten
Ruht die Welt im Nebelthau.

Und mir wäre wie der Gegend
Trüb und düſter, farblos, grau,
Trüg ich nicht im treuen Herzen
Hold das Bild der liebſten Frau.

CCXI.

Holdſelig wechſelnd Minneſpiel,
Reich biſt du ſonder Maaß und Ziel!
Und wenn auch Tinte rings das Meer,
Ein Pergament der Himmel wär,
Und Schreiber ſchrieben hundert Jahr,
Es würd' nicht offen und nicht klar,
Wie du mir thuſt ſo wunderbar,
O Minne, o Minne!

Holdſelig wechſelnd Minneſpiel,
Reich biſt du ſonder Maaß und Ziel!
Und hab ich dich, klingt's mir im Ohr
Wie Geigenlaut, wie Vogelchor,
Ich ſeh wie in die grünſte Au,
In rothen Roſen blitzt der Thau,
Ich ſchwebe wie im Himmelsblau,
O Minne, o Minne!

Holdſelig wechſelnd Minneſpiel,
Reich biſt du ſonder Maaß und Ziel!
Es iſt wie Honig mir im Mund,
Wie Himmelreich im Herzensgrund!
Da ich am liebſten Herzen lag,
Da hellſter Seligkeit ich pflag,
Sind tauſend Tage wie ein Tag,
O Minne, o Minne!

CCXII.

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächst und ſchwillt die Frucht am Baume;
Die Lerche ſchweigt, die Biene nur
Schwärmt blühnden Linden froh entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur:
Das thut, ſie reift im Sommerſegen!

Von Rebenranken überdacht,
Schaun wir ins Rheinthal ernſt verſunken;
So wie die Welt von Sommerpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn ſo ſicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie iſt ſo wonnig, voll und warm:
Das thut, ſie reift im Sommerſegen!

Inhalt.

		Seite
I.	Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land!	3
II.	Wie wild die Wolken wallen,	4
III.	Die Nacht iſt mir geweſen,	5
IV.	Den Berg umglüht ein Sonnenſtrahl,	5
V.	Der Winter war ein Despot dem Landen,	6
VI.	Welch ein Lärmen rauſcht daher!	7
VII.	Wär mir bald der Tod beſchieden,	8
VIII.	Nun iſt die holde Maienzeit,	9
IX.	Vor des Liebchens kleinem Fenſter	10
X.	Bei dem frohen Pfänderſpiele	11
XI.	Deine Räthſel ſind errathen,	12
XII.	Wer will nach Zahl, wer will nach Zeit	13
XIII.	Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm	14
XIV.	Sah ich ſie ſonſt zum Platze gehn,	15
XV.	Auf eines Berges Höhen,	16
XVI.	Aus deinem lieben Munde	17
XVII.	Es läuten die Glocken ihr volles Geläut,	18
XVIII.	Es zieht herauf die ſtille Nacht,	19
XIX.	Tief Blick in Blick, heiß Mund an Mund,	20
XX.	O komm hervor, du holdes Bild,	21
XXI.	Dir gegenüber ſelig trunken	22
XXII.	O klingender Frühling, du ſelige Zeit!	23
XXIII.	Die ſtolzen Berge ſtrecken	24
XXIV.	Im grünen Wald, im grünen Wald,	25
XXV.	Wir ſaßen unter dem Laubdachzelt	26
XXVI.	O Liebesſegen	27
XXVII.	O danke nicht für dieſe Lieder	28

		Seite
XXVIII.	Der Sommerabend ſchauet	29
XXIX.	Wie ich jüngſt mit langem Kuſſe	30
XXX.	Heraus, heraus, kommt aus dem Haus,	31
XXXI.	Vater, Mutter, laßt das Klagen	33
XXXII.	Auf dem ſchlanken Kahne fuhren	34
XXXIII.	Im fernen Weſten weileſt du,	35
XXXIV.	Es ſtreckt der Wald die Zweige ſo grun	36
XXXV.	Auf des Berges höchſter Stelle	37
XXXVI.	Iſt der laute Tag verſchollen	38
XXXVII.	Du lagſt im frühlingsgrünen Schein	39
XXXVIII.	Auf die ſtille Erde ſenket	40
XXXIX.	O welch ein ödes leeres Land!	41
XL.	Was half die Glut, was half der Duft	42
XLI.	Um Liebe ſoll nicht gebettelt ſein,	43
XLII.	Was hat die rothen Roſen	44
XLIII.	Weh, daß mir goldne Morgenpracht	45
XLIV.	Du haſt an der Liebe Verrath geübt!	46
XLV.	Wir ſind bleich und krank geworden,	47
XLVI.	Leiſe umwebt die Sternennacht	48
XLVII.	Fahre wohl, du lieblich Kind,	49
XLVIII.	Wie hat noch geſtern in fröhlichem Schein	50
XLIX.	Ob ſie meiner noch gedenket,	51
L.	Ich ruh nicht in den Nächten,	52
LI.	Ich kann es dir nicht ſagen,	53
LII.	Stilles Wähnen, ſüßes Wähnen,	54
LIII.	Die Haide iſt braun, einſt blühte ſie roth,	55
LIV.	Ich zieh ſo allein	56
LV.	Wenn jemals du im Unglück weinſt,	57
LVI.	Nicht an die Orte taugt mein Sinn,	58
LVII.	Welch öd Revier, verwildert, ſchön,	59
LVIII.	Wir wuchſen in demſelben Thal,	60
LIX.	Blüthenweiß beſtreuet ſchaute	61
LX.	Das iſt die Stadt, ſo wie vor Zeit	62
LXI.	Ach, als mich band der Schönheit Macht	63
LXII.	Du pflückſt die Blätter ab dem Roſenſtrauch	64
LXIII.	Ach, wenn du durch die fremden Schaaren gehſt,	65
LXIV.	Ueber die Haide brauſet mein Roß,	66
LXV.	Ich liebe dich noch immer	67
LXVI.	Haſt du von den Fiſcherkindern	68

		Seite
LXVII.	Stets ſei dein Wort ſo hold und gut,	69
LXVIII.	Ach, eine dunkle Blume iſt mein Herz!	70
LXIX.	O nimmer vergeß ich den ſonnigen Tag.	71
LXX.	Als der Frühling die Kränze um Baum und Strauch	72
LXXI.	Ein Heil kamſt du gezogen	73
LXXII.	Ich zieh auf Haiden öd und leer.	74
LXXIII.	Wieder grünen dieſe Thale	75
LXXIV.	In ſchwarzen Föhrenhallen	76
LXXV.	Wenn ausgepocht dies müde Herz	77
LXXVI.	O du ſüße Zeit,	78
LXXVII.	Stets weiter wird die Einſamkeit,	79
LXXVIII.	Das ſoll dieſelbe Liebe ſein,	80
LXXIX.	Verklungen ſind des Tages Stimmen	81
LXXX.	Herrlich, hohe Sommerzeit,	82
LXXXI.	Ach, es kämpft mein Geiſt mit finſtern Mächten	83
LXXXII.	Ging die Liebe ſtill zur Ruh,	84
LXXXIII.	Die Lande liegen in dickem Duft,	85
LXXXIV.	Du biſt doch arm, ſo reich du ſcheinſt,	86
LXXXV.	Ich zieh auf Waldeswegen,	87
LXXXVI.	Auf meinem Weſen ruht ein Fluch,	88
LXXXVII.	In dunkeln Träumen ſchweift mein Geiſt	89
LXXXVIII.	Mir war das Herz ſo wund und krank,	90
LXXXIX.	Still weht die Nacht längs dem Waldesſaum,	91
XC.	Wohl froh iſt in der Maienflur	92
XCI.	Du ſtille Einſamkeit ſei mir geprieſen,	93
XCII.	Den Zweig an den Hut,	94
XCIII.	Aus der Wolken ſchwarzer Wetterſchlacht	95
XCIV.	O könnt' ich einmal dich als Roß,	96
XCV.	Auf, tummle dich, Hengſt,	97
XCVI.	Jubelnd ſitzen wir und trinken	99
XCVII.	Iſt das des Schenken geprieſen Haus?	100
XCVIII.	Wenn ich in meinen Becher ſeh,	101
XCIX.	Heut hatt' ich ſchlechten Zeitvertreib,	102
C.	Das Wandern könnt' ich gar nicht ſchön	104
CI.	Was redet ihr mir vom Gefühl,	105
CII.	Vor dem verlornen Paradies,	107
CIII.	Ich weiß ein holdes Jungfräulein,	108
CIV.	Das iſt ein fröhlich Wandern! —	109
CV.	Da Gott den Menſchen ſchuf aus Lehm,	111

		Seite
CVI.	Was uns die Turken geben an? —	111
CVII.	Ihr glaubt, im Land der Trauben	112
CVIII.	Das iſt ein ſchöner Lug und Trug:	114
CIX.	Wie ich verthan den ganzen Tag? —	115
CX.	Der dicke Wirth, das iſt ein Gauch,	117
CXI.	Jawohl, ich bin ein guter Chriſt,	118
CXII.	Ich weiß ein Mittel echt und gut,	119
CXIII.	Ob ſie's auch preiſen ſüß und weich,	120
CXIV.	Iſt das die Kneip', die uns erfriſcht?	121
CXV.	Ihr fragt: was als Politikus	122
CXVI.	Wohl iſt des Weines Wiſſenſchaft	124
CXVII.	Weisheit giebt das Leben,	125
CXVIII.	Schenkt ein, ihr Mädchen, den Kräuterwein	126
CXIX.	Brütet nur, ob meinen Liedern,	128
CXX.	Sonſt hing der Himmel über mir her	128
CXXI.	Wie lockend iſt's, mit Nichts die Zeit verſäumen	129
CXXII.	Jetzt komm ich in den Frühlingsſtrahl	130
CXXIII.	Mit dem blauen Federhute	130
CXXIV.	Waldeinſamkeit! Ins ſchwellende Moos	131
CXXV.	Und webt der Frühling durch die Luft,	133
CXXVI.	Als geſtern aus dem Fenſter ich geſehn,	134
CXXVII.	Wie die Wolken nun verflattern,	134
CXXVIII.	Ich ſah ſie im Winter Tag ein, Tag aus,	135
CXXIX.	Wir fuhren über den tiefen See,	136
CXXX.	Ich ruh in der Bäume luft'gem Gezelt,	137
CXXXI.	Du ziehſt ſo ſchweigſam und verſchloſſen	138
CXXXII.	O weh, daß ich es trage	139
CXXXIII.	Mein Blick folgt deinen Schritten oft von ferne,	140
CXXXIV.	Ruht ihr Bücher, ruht ihr Schriften!	141
CXXXV.	Ich bring die Roſe dir voll Licht und Luſt,	142
CXXXVI.	Magſt du dich ſpröd mir zeigen	143
CXXXVII.	Ich wandre in die Nacht hinein,	144
CXXXVIII.	Auf deines Hauſes kühlem Schwellenſtein,	145
CXXXIX.	Du ſtreifteſt hinab, ich ſtreifte hinauf,	146
CXL.	Stern und Mond am Himmelsdom	147
CXLI.	Von deinem rothen blühenden Mund	148
CXLII.	Verflattert ſind die rothen Gluten	149
CXLIII.	Leis der Liebe nachzugehen	150
CXLIV.	Da die Nachtigall ſingt, da die Roſe blüht,	151

		Seite
CXLV.	Drüben blinkt das Landhaus freundlich	152
CXLVI.	Nun iſt er da, der ſchöne Fant,	153
CXLVII.	Es legt ſich groß die Frühlingsnacht	154
CXLVIII.	Mein kühner Falk, mein kühner Falk	156
CXLIX.	O weh um deinen hellen Blick,	157
CL.	Ob du meiner mehr gedenkeſt,	158
CLI.	Als wandernd ich ging an Bergeshang,	159
CLII.	O daß die Tage über ſind,	160
CLIII.	O ſäßen wir auf ſchlankem Kahn,	161
CLIV.	Der Abend dämmert ſtill ins Land,	162
CLV.	In heil'ger Sonntagsfeier	163
CLVI.	Am Felſen ſprudelt die Quelle,	164
CLVII.	Wie ich wallte mit rüſtigem Schritt	165
CLVIII.	In den lauen Maiennächten	166
CLIX.	Der Blitz erhebt am Horizont	167
CLX.	Sieh, wie das Land im Mailicht lacht!	168
CLXI.	Nun liegt ſo ſonnenklar die Welt,	169
CLXII.	Oft magſt du doch mich ernſthaft ſehn,	170
CLXIII.	Mein Herz iſt ſo leicht und ſo froh und ſo frank!	171
CLXIV.	Auf ſchwindelndem Pfad, den kaum Wer betrat,	172
CLXV.	Komm ich auch noch ſo früh zu dir,	173
CLXVI.	Gönn mir in deinen Blick die Schau	174
CLXVII.	So bab ich aus dem lauten Saal	175
CLXVIII.	Mag ich auch nicht mit dir reden,	176
CLXIX.	In Thränen war dein Blick verſchwemmen,	177
CLXX.	Das iſt die helle Frühlingszeit!	178
CLXXI.	Laß ruhen hier uns an der Halde	180
CLXXII.	In der Nacht, in der Nacht — wie ſo ſüß es ſich lauſcht,	182
CLXXIII.	Vom Erkerfenſter ſchauen	183
CLXXIV.	Hoch um die Bergeskuppen wehn	184
CLXXV.	Am Waldplatz, wo ſie am Morgen ſaß,	185
CLXXVI.	Iſt auch noch ſo lockend ſüß die Frucht,	186
CLXXVII.	Kennſt du von dem Wundervogel	187
CLXXVIII.	Du gehſt geſchmückt mit Gold und Edelſteinen	188
CLXXIX.	O reiche mir nur den Mund zum Kuß!	189
CLXXX.	O hätt' ich, fern von Hof und Haus,	190
CLXXXI.	Da lockte mich heut ein ſeltſamer Klang	191
CLXXXII.	Es brauſt der Winterſturm in Wuth,	192
CLXXXIII.	Du fragſt, warum ich ſo fleißig bin	193

		Seite
CLXXXIV.	O glaube, wenn dir Schönheit, Jugend, Luſt.	194
CLXXXV.	Wenn dir blond die Locken fliegen.	195
CLXXXVI.	Wen im Tode du berührest, ...	196
CLXXXVII.	Und ich bin dein und du biſt mein, ...	197
CLXXXVIII.	Ohemme nicht des Herzens Zug	198
CLXXXIX.	An deiner Bruſt nur kann ich ſchlafen.	199
CXC.	Wo wir einſt zuſammenſaßen, ...	200
CXCI.	Von den Bäumen regnet der Blüthenſchnee.	201
CXCII.	Du fragſt ſo oft, du fragſt ſo gern, ...	202
CXCIII.	Nenn ich dich: mein liebes Herz!	203
CXCIV.	Nun ſteigt auch ſtill der Mond herauf, ...	203
CXCV.	Dieſes Sommerabends Glühen, ...	204
CXCVI.	Jetzt fühl ich erſt, wie du mich gebannt	205
CXCVII.	Heut kam ich an der Wieſe daher, ...	206
CXCVIII.	Das ich täglich mehr dich liebe, ...	207
CXCIX.	Wie lieblich grollt dein ſchöner Mund	208
CC.	Wenn ich dir ſagen muß ein gutes Wort, ...	208
CCI.	Wie könnt' ich deiner je vergeſſen ſein?	209
CCII.	Der Frühlingstag ſchlägt hell die Augen auf, ...	209
CCIII.	Der Storch iſt längſt hinuntergekreiſt, ...	210
CCIV.	Einſt ſtreift die Zeit dir eiſig kalt	211
CCV.	Der Herbſt iſt da in Strauch und Baum, ...	212
CCVI.	Kühn trägt das Boot uns in die Flut, ...	213
CCVII.	Weil dir ſo ſtill beſcheiden blüht	214
CCVIII.	In der Kammer überſchleicht mich die Nacht	215
CCIX.	Es hüllt ſich ſtromentlang	216
CCX.	Alles liegt in dichtem Dufte, ...	216
CCXI.	Holdſelig wechſelnd Minneſpiel, ...	217
CCXII.	So warm und herrlich liegt die Welt, ...	218

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Gedichte

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweites Bändchen.

Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

12, 211

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Hannover,
Carl Rümpler.
1857.

Gedenk verſchollner Tage!

Erinnerungsbuch

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Hannover,
Carl Rümpler.
1857.

Weihe.

Gedenk verſchollner Tage
Durchblättr' ich alte Schrift,
Die ſchier wie eine Sage
Mir in die Seele trifft.
Schrieb ich denn ſelbſt die Lettern?
Sie ſchaun ſo fremd mich an!
In den vergelbten Blättern
Folg ich verlorner Bahn.

Verwehte Stimmen laden
Mich drin zu Wieſ' und Feld,
Zu weiten Seegeſtaden,
Zu Wald und Haidewelt.
Ihr flüſternd leiſen Kunden,
Wie ſüß iſt eure Spur!
Gern lag ich alle Stunden
Am Herzen der Natur.

Manch liebliches Begegnen
Taucht farbig aus dem Dunſt!
Wie konnt' ich's beſſer ſegnen
Als durch die Liederkunſt!
Ihr ſinnigen Geſtalten,
Wie ihr mir wieder ſtrahlt!
O laßt im Bild euch halten,
Wie es der Dichter malt!

Horch, deutſche Grüße tönen
Für Männer ſtark und grad,
Der Heimath echten Söhnen,
Getreu in Rath und That!
Zu Gräbern ging ich wallen,
Wo grün die Eiche ſtand:
Ich lieb und ehr vor allen
Mein deutſches Vaterland!

Vielleicht unnütz Beginnen
Und eitles Reimeſpiel,
Entſproſſen ſtillem Sinnen,
Find ich der Sprüche viel,
Stillleben aus der Klauſe,
Kleinbilder von dem Heerd:
Glück, wem im eignen Hauſe
Das Paradies beſcheert!

Dir, die auf reinen Wegen
Dies Eden mir gebaut,
Das Frieden, Freude, Segen
Mir in die Seele thaut,
Dir laß mich fröhlich geben
Die Blätter alter Zeit:
Mein ganzes innres Leben,
Es iſt ja dir geweiht!

Köln, den 12. Juli 1856.

W. M.

Stilleben der Natur.

Maiſtrauß.

I.

Wie liegt die Welt ſo brütend ahnungsvoll,
Der Jungfrau gleich, die eben aufgeblühet,
Und der vor Sehnſucht mild der Buſen ſchwoll,
Weil der Verlobung ſie entgegen glühet!

Bald lacht ihr blaues Himmelsauge mild,
Bald hüllt es ſich in leichte Wolkenſchleier,
Und große Thränen tropfen ins Gefild,
Bald dehnt ſie ſich in mächtig ſtiller Feier.

Getroſt! ſchon naht der Frühling Bräutigam
Und wirft dir um die leuchtenden Gewänder,
In lauter Luſt verlodert jeder Gram,
Und Duft und Sang erfüllen rings die Länder!

II.

Wenn Thier und Pflanze nun der Lenz beſchickt,
Die Kräuter ſprießen und die Vögel proben,
Dann wird des Frühlings Herold bald erblickt,
Im höchſten Baumgezweige ſingt er oben.

Die Amſel iſt's, ſie preiſt in jungem Muth
Hoch ob der Erde über allen Wipfeln
Die holden Wunder, die der Frühling thut
In Feldesweiten und in Waldesgipfeln.

III.

Rothwangig friſch naht mir ein Bettelkind,
Den erſten Veilchenſtrauß mir freundlich reichend;
Sein Wort iſt wie der Duft der Blume lind,
Sein Auge tief, den blauen Kelchen gleichend.

Was trifft wohl ſchöner die erfreute Bruſt:
Thut es dies Menſchenantlitz luſterleuchtet,
Im ſchönen Lenz des Elends unbewußt?
Thut es der Strauß, von Morgenthau gefeuchtet?

So kommt uns ähnlich aus der Armuth Hand
Die Maienluſt mit lächelnder Geberde:
Hinbrütend erſt im Winterſchneegewand,
Gibt uns den reichen Lenz die arme Erde.

IV.

Das Maienlicht durchſchimmert Wald und Feld,
Vom jungen Grün erglänzen Thal und Hügel,
Es übt die Lieder der umlenzten Welt,
Durch Land und Lüfte wandernd, das Geflügel.

O, wie der Duft von friſchen Pflanzen thaut!
Die Halme ſchießen und die Knospen ſpringen!
Der Vogel, der am Neſte freudig baut,
Er thut ſein Werk mit wonniglichem Singen.

Wie wunderbar, verſchloſſen, tief, geheim,
In dieſem Thal welch brütend ſtilles Ringen!
Es webt zur reifen Frucht, zum künft'gen Keim,
Draus tauſend ew'ge Lenze neu entſpringen.

Wär ich die Lerche nun in blauer Luft,
Ob all den Wundern ſchwärmend hinzukreiſen,
Und dieſen Lenz in warmem Aetherduft
Betrachtend und genießend laut zu preiſen!

V.

Der Storch mit ſeinem Weib iſt heimgekehrt,
Der Hütte, wo er friedlich baut, zum Feſte.
Ob Sturm und Regen auch daran gezehrt,
Friſch ſchafft das Paar an ſeinem alten Neſte.

Man ſagt, wo ſie am ſchlanken Giebel baun,
Bereitet ſich dem Haus ein ſtiller Segen:
Kein Blitz ſchlägt ein, geſegnet ſind die Fraun,
Und Mann und Kindern hüpft die Luſt entgegen.

Der Armuth Dach, ſo heilig und geweiht,
Sie ſuchten's hier, die Freude dran zu binden.
Doch nein — hier wohnt ſchon die Zufriedenheit!
Sie kamen wohl, um hier das Glück zu finden.

VI.

Der Nachtigallen wilde Lieder ziehn
Wollüſtig auf der lauen Nachtluft Schwingen,
Getragne dunkle ſtolze Melodien,
Die durch die ſchwarzumhüllten Gärten klingen.

Ich horche, an den Lindenbaum gelehnt,
Hinüber auf die wogend reichen Lieder —
Ach, was der langgezogne Ton erſehnt,
Klingt tauſendfach in meinem Geiſte wieder.

Ich weiß nicht, tönet Jammer oder Luſt
Mir draus zum wunderbar ergriffnen Herzen?
Doch reine Sühne kehrt mir in die Bruſt:
Zu Seligkeiten macht der Lenz die Schmerzen!

VII.

Von Kindern iſt bedeckt der Wieſengrund,
Die durch den Glanz der Sonne heiter wallen;
Sie ziehn in Feierkleidern hell und bunt
Und laſſen jauchzend oft die Stimmen ſchallen.

Sie ſelbſt wie Flocken, die ein warmer Hauch
Geſchüttelt von den roſ'gen Blüthenbäumen,
Sie ſuchen nach des Frühlings altem Brauch
Sich Wieſenblumen in den grünen Räumen.

Was tragt ihr da? O, Himmelsſchlüſſel ſind's!
Sie halten mir die Primeln hoch entgegen.
So nennt das Volk ſie mit dem Mund des Kinds,
Sie öffnen ja des Frühlingshimmels Segen.

VIII.

Horch, die Erinnerung ferner Jugendzeit!
Da ziehen hin des Dorfes jüngſte Söhne!
Die Weidenflöten tönen laut und weit —
Sind ſie auch rauh, ich liebe dieſe Töne.

Und kümmert ſie nicht Takt und Melodie,
Die Knaben ſind die Frühlings-Muſikanten.
Es klingt wie Vogellieder-Harmonie,
Die neubegrünte Wälder hell entſandten.

Seltſame Zeit! Nicht die lebend'ge Bruſt
Allein läßt ihre laute Wonne ſchallen,
Der ſtumme Zweig wird ſelbſt erweckt zur Luſt
Und muß mit Tönen in die Freude hallen.

IX.

Schließt auch der Tag die müden Augen zu,
Endlos will ſeine Luſt ſich noch verlängern:
Volltönig ſtört Geſang des Dorfes Ruh,
Die Lieder ſind's von ländlich friſchen Sängern.

Den jungen Dirnen ſind ſie zugedacht,
Die ahnungsvollen Herzens ſie belauſchen;
Still trinkt ſie ein die balſamduft'ge Nacht,
Auf lindem Hauch ſie in das Land zu rauſchen.

Volkslieder ſind's, ſo luſt- und wehmuthreich,
Recht aus dem Innern der Natur entſprungen,
Bald tändelnd, muthig, froh, bald trauernd weich!
Das tiefe Menſchenherz hat ſie geſungen.

Schweigt auch das Lied, noch lange bleib ich wach,
In ſüßen Jugendträumen mich zu wiegen.
So rauſcht am Thor dem Tag die Linde nach,
Ob ihrer Vögel Lied auch längſt geſchwiegen.

X.

Auch auf dem Friedhof zog der Frühling ein,
Die lieben Gräber hat er nicht vergeſſen,
Und ſchaut ſo recht verſöhnlich hell und rein
Durch kalten Epheu, traurige Cypreſſen.

Das Veilchen und die Primel quillt hervor,
Das üpp'ge Gras umſprießt mir rings die Füße;
Mir iſt, als brächte mir der duft'ge Chor
Der unvergeſſnen Todten traute Grüße.

Sie ſprechen tiefer zur Erinnerung,
Als dieſe kalten ſteingehaunen Male.
Am treuſten hält die Angedenken jung
Natur in ihrem ewig jungen Strahle.

XI.

Vor meinem Fenſter baut ein Schwalbenpaar,
Das windig zwitſchernd hin und wieder ſchwirret;
Leichtſinnig luſtig plaudernd immerdar,
Schafft es doch unermüdet, ungeirret.

Ich ſchau ſein Treiben oft in ſtiller Ruh,
Da wird mir wohl, ob ſie mich neckend rieſen,
Als flüſterten ſie Räthſel bunt mir zu,
Die Kinder aus dem Land der Hieroglyphen.

Ihr Vögel aus dem fabelhaften Süd,
Was ſollen die prophetiſch fremden Klänge?
Ihr macht die aufgeregte Neugier müd,
Wer dolmetſcht mir die unbekannten Sänge?

Man ſagt, wo Schwalben niſten, folgt das Glück:
Ich ſeh euch zu mit ſeligem Vertrauen.
O, dürft ich, ziehet ihr im Herbſt zurück,
Wie ihr auf die gebaute Hütte ſchauen!

XII.

Ich lieg im duft'gen Graſe hingeſtreckt,
Zu Haupt die roſenhellen Apfelbäume
Mit quellend vollen Blüthen ausgeſteckt,
Und drüber endlos tiefe Himmelsräume!

Nur leichte Frühlingswolken ziehn durchs Blau,
Nur Schwalben ſchießen längs den hellen Zweigen —
Horch! auch ein Lied. Ob der umglänzten Au
Seh ich die Lerche liederſchmetternd ſteigen.

Mir iſt ſo freudig, leicht und klar der Geiſt,
Als hätt' ihn Licht und Klang und Duft gewoben!
Ruh ich auch tief im Grün, er ſchwärmt und kreiſt
In ungemeſſnen Schöpfungsweiten oben.

Bilder der Haide.

I.

Starr, unabſehbar, regungslos und braun,
So dehnen ſich dahin die dürren Sennen,
Begränzt im Süd durch weite flache Aun,
Im Nord durch Hügel, die im Abend brennen.

Am Himmel ziehn geballte Wolken ſchwer,
Hier roth beglüht, dort maſſenhaft umdüſtert;
Der Sturmwind brauſt gewaltig ſie daher,
Der mir am Fuß im Haidekraute flüſtert.

Gedorrte Blätter wirft er mir ums Haupt. —
Wo wuchſen ſie auf grünen Waldeswegen,
Die von den Mutterwipfeln frech geraubt,
Verlorne Kinder, wüſt die Welt durchfegen?

Mir wird ſo troſt- und heimathlos zu Muth,
Wie ich verhüllt dem Sturm entgegenſtreite,
Als weht' ich, ſolch ein Blatt, aus Sonnenglut
Fort in die todte, herbſtesſtarre Weite.

II.

Ein Geier ſchwebt gedehnten Flügelſchlags,
Scharfblickend kreiſt er ob den Haidewüſten
Er ſuchet ſich die Beute dieſes Tags
Mit unabwendbar trotz'gen Mordgelüſten.

Wo weilſt du blut'ges Opfer, ſcheues Thier,
Daß ruheſtörend ich dir Rettung rieſe?
Spricht keine Ahnung denn vom Feinde hier?
Umſonſt, umſonſt! — er ſtürzet in die Tiefe.

Es taucht mir auf ein düſtres Lebensbild:
So ſchlägt wohl das Geſchick ob uns die Schwingen,
Wir ſehn es nicht, wie dies getroffne Wild,
Und fühlen erſt ins Herz die Krallen dringen.

III.

Dort aus der braunen Oede ragen grün
Der Tannengruppen freundliche Oaſen,
Beſtreut von Lichtern, die durch Wolken glühn;
Smaragden gleich inmitten von Topaſen.

Mein Herz, nicht ganz vergeh in trübem Muth,
Biſt du in einſam weites Leid verſunken:
Es überraſcht dich noch mit heller Glut
Der holden Freude nie verlorner Funken.

IV.

Seltſame Schau hier auf dem öden Pfad!
Ein Wagen kommt, die müden Roſſe keuchen,
Im hohen trocknen Sande knarrt das Rad:
Und doch ein Bild, die Sorgen all zu ſcheuchen.

Denn blühende Geſichter ſchauen draus,
Und in die Lüfte wehen grüne Schleier,
Der Becher kreiſt, es klingt ein Lied heraus,
Und mein gepreßter Buſen athmet freier.

So naht uns wohl in krankem, wüſtem Schlaf
Der holde Traum mit lächelnder Geberde,
So ſtreift, wo ich nur Einſamkeiten traf,
Ein reizend Märchen hier die düſtre Erde.

V.

Raſch eilt vorbei der flutgeſchwollne Bach,
Der Haide einz'ger, ängſtlich wilder Rufer.
Ach Gott! kein Himmelsblau, kein Blätterdach
Erglänzet drin, kein Schilf umweht das Ufer.

Mit keiner Blume ſpielet er am Saum,
Kein Fiſch entſpringt den traurig grauen Wellen;
Er denkt an einen alten Waldestraum,
Und eilt ſich ſchönern Orten zu geſellen.

So iſt es mir! Im einſamen Gemüth
Erkrankten und vergelbten die Gedanken.
O dürft' ich wiederum, wo Leben blüht,
Mein dunkles Herz um heitre Herzen ranken!

VI.

Sieh! im Gehölz verlieret ſich der Weg,
Und mich umdüſtern Eich- und Kieferwipfel;
Mit Freude folg ich mehr betretnem Steg,
Da glänzt ein weißes Burghaus durch die Gipfel.

Der ſchlanke Bau, die Thürme hochbedacht,
Sie ſpiegeln ſich im ſtillen, glatten Weiher,
Steinlöwen ſtehen an den Thoren Wacht,
Und auf den Zinnen halten Tauben Feier.

Ich trete ein, mir wird des Gaſtes Recht,
Und Wein und Brod erquicken mich beim Mahle;
Es knüpft ſich der Geſpräche bunt Geflecht,
Und Lieder heben ſich beim Lichterſtrahle.

Ich ruh beglückt von wilden Wegen aus,
Und holde Träume halten mich umfangen;
Ich ſcheide ſegnend von dem frohen Haus,
Das frei den unbekannten Gaſt empfangen.

Gehobnen, frischen Muthes wandr' ich fort,
Und mich umgeben wieder weite Haiden.
Dank jedem treuen Blick und guten Wort:
Am besten sühnt der Mensch doch alle Leiden!

VII.

Die Lüfte halten matte, träge Rast,
Die Haide liegt in grauen Leichenschleiern,
Der Himmel steht, ein düstrer Trauergast:
Natur schaut so verwacht, veraltet, bleiern.

Kalt, duft- und blüthelos liegt Kraut und Strauch,
Kein Vogel lenkt vorbei die raschen Flüge;
Den Tannenbaum am Weg durchweht kein Hauch,
Es senkt der Tod sich auf der Erde Züge.

Kein Flüstern tönt im Schilf, glatt liegt das Moor,
Als ob kein Kräuseln mehr den Fluten tauge;
Sie sind zu matt — der Sumpf schaut aus dem Rohr
Gleich wie des Lands gebrochnes dunkles Auge.

VIII.

Am Himmel steht der Mond mit blassem Glanz,
Zerrissne Wolken flattern rasch vorüber
Und halten einen wirren, düstern Tanz,
Bald liegt die Haide heller und bald trüber.

Rings auf dem mattbeglänzten Flächenraum
Seh ich die rieſ'gen Wolkenſchatten fliegen,
Als wär von einer Geiſterſchlacht der Traum
Lebendig vor die Sinne mir geſtiegen.

IX.

Wie Knaben, pflegend ihrer Herde Hut,
Sie ſind daran, ein Feuer ſich zu ſchüren;
Rauchſäulen qualmen aus der rothen Glut,
Hoch in die Lüfte, wo ſie ſich nicht rühren.

Ich ſtehe ſtill und hab des Bildes Acht,
An meine Jugend will es mich erinnern:
So flammte auch, von friſcher Luſt entfacht,
Voreinſt die helle Glut in meinem Innern.

Wie iſt es jetzt? Ach Gott! die Flamm' erliſcht,
Und dunkel wird es, wo der Funken ſprühte!
Doch ſieh, der dumpfe Rauch ſteht unverwiſcht
Dort in der Luft. — Das iſt mein trüb Gemüthe.

X.

Wie Haideſchenke ladet mich herein,
Ich trete in die niedre, dumpfe Stube:
Die blinde Ahne lullt den Enkel ein,
Blauäugig lacht vom Bett der friſche Bube.

Sie ſingt ein melancholiſch ernſtes Lied
Eintönig, in gebrochnen, trüben Gängen;
Mein Geiſt, der ſchon auf dunkeln Wegen zieht,
Wird mehr umdunkelt von den müden Klängen.

Und eine Thräne fällt mir in den Trank.
Du armes Kind, mit deinen blühnden Gliedern!
Iſt dir dies karge Leben wohl zu Dank
In dieſen Räumen und bei dieſen Liedern?

Blüht dir die Schönheit, die Natur durchhüpft,
Schwillt dir das Leben je, das goldne, volle?
Du haſt das Recht, doch, ach! das Schickſal knüpft
Dich ewig wohl an dieſe träge Scholle!

XI.

Längſt ſah das Himmelsaug' in trübem Muth,
Jetzt fängt es an in Weinen hinzutropfen,
Und immer dichter wird die Thränenflut,
Und nichts vermag den Trauerquell zu ſtopfen.

Da iſt es mir auf meinem ſtillen Gang,
Als hört' ich laut das Herz der Haide pochen:
Des Himmels Weinen und der Erde Klang
Sprich: trüb mir von zwei Herzen, die gebrochen.

XII.

Vorüber zieht der Wandervögel Flug,
Sie rauſchen über mir mit ſchlanken Flügeln;
Ein Edelhirſch durchſtreift mit ſicherm Zug
Die Haide heimwärts nach den wald'gen Hügeln.

Der Abend kommt, und aus der Niederung
Erhebt ſich fabelhaftes Dunſtgebilde.
Ich bin am Forſt, mich faßt ein neuer Schwung,
Ich laß mein Träumen und die öde Wilde.

Dort ſeh ich, wie der kühne Senner ſchwirrt,
Herb weht der Duft der Buchen und der Eichen!
Und ſeine Lämmer weidet dort der Hirt, —
Volksglaube ſagt: Es iſt ein gutes Zeichen!

Strandmuſcheln.

I.

Ich wandre längs dem gelben Dünenſtrand,
Hinſchauend auf die endlos weiten Wellen:
Fern zieht ein Schiff, von Segeln hell umſpannt,
Das muntre Winde raſtlos ſeewärts ſchwellen.

Es fährt hinaus zum weiten Ocean,
In alle Welt fährt es mit kühnem Hoffen!
Und wie ich folge ſeiner ſtolzen Bahn,
Hat tiefe Sehnſucht mir die Bruſt getroffen.

O könnt' ich ſo in blaue Fernen ziehn,
Verlaſſen Haus und Heimath frei und heiter!
O könnt' ich alſo in die Welt entfliehn,
Weit in die Welt und weiter, immer weiter!

II.

Die Düne ſchauſt du hier, die Brandung dort,
Hier grüßen ſich die Meere und die Länder;
Im Sande wuchert ſpärlich Riedgras fort,
Gebild der See umkreucht der Fluten Ränder.

Doch mahnt die Schau des Pflänzchens dir den Geiſt
An üpp'ge Ebnen, wo die Saaten reifen,
An Bergpaläſte, drob der Adler kreiſt,
An Cederforſten, wo die Hirſche ſchweifen.

Und die Koralle, die der Flut entſpült,
Sie führt dich zu den ungemeſſnen Gründen,
Wo wild der Haifiſch wächſt, die Robbe wühlt,
Und Muſcheln reiches Perlenlicht entzünden.

O Einſamkeit, ſo ſeltſam, ernſt und groß,
Wie weißt du die Gedanken doch zu leiten!
So wächſt uns oft in öder Nächte Schooß
Ein Bild der unbegrenzten Ewigkeiten.

III.

Dichtgrauer Nebel deckt das weite Meer,
Dichtgrauer Nebel hüllet ein die Lande,
Die Schau der Düne wird vom Strand mir ſchwer,
Schwer wird die Schau des Meeres mir vom Strande.

Zu Haupt mir flattert einſam müd im Flug
Die Möve hin mit ängſtlichem Geſchwirre,
Unſicher kreuzt ſie hin auf ihrem Zug,
Als ob ſie fern, heimathverloren irre.

Mir aber iſt es anders nicht zu Muth.
Unſtet, verloren flattern die Gedanken;
Sie ſuchen Ziele, wo es wohl ſich ruht,
Und müſſen weiter ohne Obdach ſchwanken.

IV.

Stolz wölbet ſich des Himmels Prachtazur,
Die Waſſer glänzen weit und ſpiegeleben,
Am Strande ſeh ich keines Menſchen Spur,
Kein Segel ſeh ich auf dem Meere ſchweben.

Mein Nachen ſpielet plätſchernd leis hinaus:
Ich ſtarre in der Luft gewalt'ges Schweigen,
Ich ſtarre in der Fluten ſtolzes Haus;
Die Sonntagsſtille weht mich an ſo eigen.

Mir wird ſo märchenhaft, als müßt' ich grau
Verſunkne Städte auf dem Grund erblicken,
Als müßten Glocken aus kryſtallnem Blau
Herauf mir wunderbare Töne ſchicken.

V.

Blaß ſteigt der Mond am Horizont herauf
Und bricht ſein Bildniß in der Brandung Wellen,
Es klinget dort im ſteten Wogenlauf
Wie unbeſtimmter Töne ſeltſam Schwellen.

Unheimlich gehn mir Sagen durch den Sinn,
Seejungfraun ſcheinen mir am Strand zu baden:
Mit weißen Gliedern ſchwimmen ſie dahin,
Uralte Lieder ſingend den Geſtaden.

VI.

So oft die friſchen Morgenwinde wehn,
So oft der Abend decket Meer und Lande,
Seh ich ein buntes Leben hier erſtehn:
Es naht des Dorfs Bewohnerſchaft dem Strande.

In regen Gruppen ſtehn ſie rings umher,
Der Fiſcher Fahrt am Morgen ſtill zu ſegnen,
Am Abend harrend froher Wiederkehr,
Um heißerſehnten Segeln zu begegnen.

Seltſamer Ort! Leicht ward hier manches Herz,
Das in die Weite bebte tiefbekümmert;
Hier weinte aus ſich mancher herbe Schmerz,
Wenn hart ein Lebensglück die Flut zertrümmert.

Vergebens ſucht das Auge, lauſcht das Ohr,
Kein Zeichen zeuget rings von Luſt und Schmerzen.
Die Düne ſchweigt, die Brandung wallt empor:
Es klagt Natur nicht mit dem Menſchenherzen.

VII.

Die koloſſale Flut dehnt ſich hinaus
Von tiefer wolkenſchwerer Nacht umdunkelt,
Gleichwie im Takt rauſcht fort der Wogenbraus,
Die Häupter, die ſich brechen, glanzumfunkelt.

Es iſt, als ob der alte Ocean
Noch einen lichten Traum vom Tage träume,
Aufleuchtend ſprühn mich ſeine Augen an,
Zu Flammengarben wurden ſeine Schäume.

VIII.

Mit großem feuerrothem Auge ſchaut
Der Leuchtthurm in das regungsloſe Dunkel,
Der Schiffer, dem vor Riff und Sandbank graut,
Sieht fern im Meer das leuchtende Gefunkel.

Und friſche Hoffnung blüht ihm durch die Bruſt,
Er faßt das Steu'r mit froherregten Sinnen:
Aufs Neu wird er des Weges ſich bewußt,
Er wird ſich holdes Leben neu gewinnen.

So ſtrahlt der edeln Seele ernſt und groß,
Schwankt ſie auf düſtrer Lebenswege Fluten,
Als Stern die Wahrheit aus des Irrſals Schooß
Und läßt das hartgepreßte Herz ermuthen.

IX.

Der Ocean liegt ſtill und groß und hehr,
Die Sonne ſinkt in die kryſtallnen Fluten,
Da baut ſich eine Brücke übers Meer
Aus lichten Strahlen und aus goldnen Gluten.

Hinüber zieht gedankentief mein Sinn,
Den ſüße Märchenträume heiter wiegen;
Mir wird, ich ſäh im Lichtglanz fernehin
Mit goldnem Strand die ſel'gen Inſeln liegen.

Sommerblumen.

I.

Der ſtolze Himmel glüht tiefſommerblau,
Nur eine Wolke ſegelt in die Weiten;
So warm und duftig ruhen Wald und Au,
Die Sonne glänzt auf Berg- und Thalgebreiten.

Ich wandle durch des Kornes üppig Beet:
Es wogt im Morgenhauche gleich dem Meere,
Und Blüthenſtaub ſüßduftend ringsum weht,
Im Kuß befruchtend neigt ſich Aehr' an Aehre.

O ahnungsvolle Stille der Natur!
Gleich dir liegt oft der Geiſt in ſanftem Frieden,
Sich ſelbſt befruchtend träumt und webt er nur;
Erwacht er dann, ſind Lieder ihm beſchieden.

II.

Wie iſt in dieſem Wald die Nacht ſo grau!
Rings ziehen Nebel mit mir um die Stämme.
Ob nach Natur, der lebenden, ich ſchau,
Es baun ſich vor das Auge dichte Dämme.

Kaum find ich Pfade an des Waldes Saum,
Lichtſtreifen, roth und golden, dämmern öſtlich,
Der Tag wäſcht aus den Blicken ſich den Traum:
Der freie Jugendheld erwacht ſo köſtlich.

Und tauſendſtimmig ſpricht es aus den Höhn,
Wie Singraketen Lerchenlieder ſteigen;
Die ſonſt in Sträuchern ſchmettert ihr Getön,
Die Nachtigall ſingt hoch in Eichenzweigen.

Wie rauſchend es dem Licht entgegen zieht!
Es feſſelt keine Macht die ſüßen Stimmen;
O unvergleichlich, machtvoll tönt das Lied,
Das jubelnd klingt, wenn ferne Lichter glimmen!

III.

Tief aus der Saaten wogend gelbem Meer
Schwingt ſich die Lerche auf mit wilden Liedern,
Sie ſteigt und ſteht und rufet hin und her,
Und überall hört ſie den Sang erwiedern.

Und ſchmetternd hoch in blauer lauer Luft
Grüßt ſie die Wolken, ihre Fluggenoſſen;
Es halten als Geſpiel im Saatenduft
Die Kräuter und die Blumen ſie umſchloſſen.

Längſt vor dem goldnen Frühroth iſt ſie wach,
Und flattert leicht dem jungen Tag entgegen;
Sie ſchwingt ſich Abends noch der Sonne nach,
Und jedes Lied klingt wie Gebet und Segen.

Sie trinkt im leuchtend hellen Aetheraum
Die Freiheit ein mit vollen ſel'gen Zügen;
Sie träumt von ihr im Neſt am Apfelbaum,
Kehrt müd ſie heim von ihren hohen Flügen.

O ſelig Loos, ſo frei in Luft und Flur
Das Leben klingend, ſingend hinzuweben!
Solch einen Liederſommer gebt mir nur,
Und fürder will ich mich des Sangs begeben!

IV.

Jetzt iſt die Welt ſo voller Luſt und Pracht,
So farbumkleidet und ſo duftumfloſſen,
Daß neidiſch ſie der Tag mißgönnt der Nacht,
Der Strahlenheld dem düſteren Genoſſen.

Sank längſt ſein Sonnenaug' im Aetherraum,
Schaut über das Gebirg er leis im Norden —
Ein heller Streif — als ſucht er noch im Traum,
Was Blüth' und Lied, die hold er ſchuf, geworden.

Johannisfunken ſchickt er ſprühend aus,
Die, ſeine Hüter, Wald und Au durchſchwärmen;
Zu raſten gönnet er ſich kaum im Haus,
Bald kehrt er, Luft und Ströme zu erwärmen.

So ſchafft ein edler Geiſt, wie hier der Tag,
Soll ihm ein rechtes Tagewerk entſprießen:
Wie auch der rechte Held nicht ruhen mag,
Wenn ſich zu kurzem Traum die Augen ſchließen.

V.

Die Luft iſt ſchwer mit Wettern zugedeckt,
Es ragen ſchwarz die waldgekrönten Hügel,
Empor am düſtern Horizonte ſtreckt
Der Blitz zuweilen rothe Feuerflügel.

Es iſt ſo ſchwül im weiten dunkeln Raum,
Am Teich vermag ich Kühlung nicht zu ſaugen,
Unheimlich ſchaut mich an aus Strauch und Baum
Die Finſterniß mit den Geſpenſteraugen.

Horch auf, ein Schlag! Der ferne Donner rollt,
Im Walde reget ſich des Winds Geflüſter!
Ich jauchze, ob die Schöpfung zuckend grollt:
Ein Lebenszeichen iſt's im trüben Düſter!

VI.

Jetzt bricht der Sturm mit wilder Macht herein,
Ans Fenſter pochen windgeſchlagne Aeſte,
Ich ſchau im gelben gift'gen Blitzeſchein
Des Flachlands Weiten, des Gebirgs Paläſte.

Der Donner dröhnt dahin in ſtolzer Wucht,
Die dickgeballten Wolkenmaſſen jagen,
Nachtvögel irren fort in wirrer Flucht,
Geängſtet von dem Heimathneſt verſchlagen.

Ich zage mit in dieſem Rieſenſtreit,
Drin Wolk' und Wind und Blitz und Donner wallen.
Dann flieht die Furcht! Ich hör in Freudigkeit
Aufs dürre Land großtropfig Regen fallen.

VII.

Wie köſtlich ſolch ein Sommermorgen blaut,
Wenn es die Nacht hindurch mit Macht gewittert,
Wenn Berg und Thal erquickt zum Himmel ſchaut,
Von Thau-Demanten blitzend überzittert!

Mit neuer Kraft ſtreckt ſich der Halm hervor,
Die Blume wieget ſich mit friſchen Farben,
Die Lerche tummelt ſchmetternd laut empor,
Als reiften ihre Lieder Frucht wie Garben.

Dann liegt die Erde wie ein blühend Weib,
Das junger Mutterluſt entgegen ſtrahlet,
Das, weil geſegnet iſt ihr holder Leib,
Mit ihrem Segen weltbeglückend prahlet.

VIII.

Goldflammenglutig hielt der Sommertag
Wald, Wieſe, Garten, Auen rings umfangen,
Das gelbe Kornfeld Abends ſchmachtend lag,
Die Bäume ließen müd die Zweige hangen.

Und Kühlung ſucht ich durch die Mitternacht,
Ein leiſer Nebel hatte ſich erhoben,
Und alles ſchwamm in Duft, was hell gelacht,
Kaum glänzten mir die goldnen Sterne oben.

Hinſtreifend durch das Grün griff ich hinein,
Und Halm und Zweig, gebadet, aufgerichtet,
Flog durch die Hand. Sieh, rother Tagesſchein!
Die Lerche ſteigt, die ſchon ihr Lied ihm dichtet!

Natur, Natur, du treues Mutterherz,
Du ſchlägſt ſie wohl, doch heilſt du auch die Wunden!
O könnte ſo von ſeinem tiefen Schmerz,
Wenn ihn das Leben traf, der Menſch geſunden!

IX.

Da lieg ich oft in ſtiller Abendzeit
Am Hügel in der alten Linde Schatten;
Die ferne Landſchaft dehnt ſich groß und weit,
Die Berge glühn, umduftet ſind die Matten.

Der Baum, der jährlich friſche Zweige ſchießt,
Ein hoher Greis, doch ſtets in Jugend blühend,
O wie er reich die Blüthenpracht erſchließt,
Aus tauſend Dolden volle Düfte ſprühend!

Und ruhig wird's in ſeinem Gipfel nicht,
Denn zahllos ſummen Bienen in den Zweigen;
Die Vögel zwitſchern dort im Abendlicht,
Das Neſt umtanzend laut im Liederreigen.

O glich' ich, wenn in altre, ſolchem Baum!
Wie er ins Licht, möcht' in die Zeit ich ragen,
Wie er hinſchauet in des Landes Raum,
So möcht' ins Aug' ich ſchauen unſern Tagen!

O wüchſ' ich ſo im Frühling immerfort,
Trüg' ich gleich ihm in jedem Sommer Blüthen!
O böt' ich ſo den grünen Zufluchtsort,
Um ſichre Neſter vor dem Sturm zu hüten!

O ſchöpfte Honig dann die jüngre Schaar
Aus meines Geiſts friſchblühender Erfahrung!
Umklängen dann mich Lieder friſch und klar,
Der künft'gen Zeiten helle Offenbarung!

Herbſtblätter.

I.

Wie Sommerfäden fliegen durchs Gefild,
Vom Baum zu Baum, von Halm zu Halm ſich ſpinnend,
Im Tag erglänzend, ſeltſamlich Gebild, —
Spielwerk der Knaben — doch mich macht es ſinnend!

Sind's Reſte von des Sommers klarem Kleid,
Das er zerriß und in die Lüfte ſtreute?
Webt draus ihr Leichentuch des Herbſtes Zeit,
Da nun die Erde wird des Todes Beute?

Der Weiſe, der zum Grund der Dinge dringt,
Mag ſpöttelnd wohl an ſolchem Bild ſich weiden;
Mir aber durch die tiefe Seele ringt
Ein trüber Traum vom Sterben und vom Scheiden.

II.

Es zeigen farbiger wie je zuvor
Die Blumenbeete rings die bunten Mienen:
Die Aſtern ſtehn altjüngferlich im Flor,
Matronenhaft geſchminkt die Georginen.

Und leuchten ſie auch üppig glutenſatt,
Wer ſetzt in dieſe eitle Pracht Vertrauen?
An balſamreichen Düften ſind ſie matt,
Wie ſie durchweht voreinſt die Frühlingsauen.

Es ſtreuet ihnen friſch aus ſüßem Mund
Kein Vogel mehr der Lieder holden Segen,
Und ihrer Kelche honigloſem Grund
Fliegt keine Biene emſiglich entgegen.

III.

Durchs Fenſter ſtreut die Sonne Strahlengold,
Es grüßt die Landſchaft duftvoll durch die Scheiben,
Der Nebel theilt ſich, der im Thale rollt:
O laß herein der Lüfte friſches Treiben!

Betrogen durch den Anblick öffn' ich friſch,
Da wirft der Wind, der höhniſche Geſelle,
Ein dürres Rebenblatt mir auf den Tiſch,
Und in der Bruſt verſiecht der Freude Welle.

So glaubst du wohl ein ſchlafend Kind zu ſchaun,
Du naheſt ſtill der Purpurkiſſen Weiche
Im dämmernden Gemach. O ſchimm Vertraun!
Getäuſchtes Herz, du findeſt eine Leiche!

IV.

Die Schwalben ſammeln ihre junge Brut,
Die reich der deutſche Sommer hat geboren.
Sie wiſſen es, der Nord iſt ihnen gut:
Als Gottgeſchöpfe hat er ſie erkoren.

Sie ſchwärmen mir ums hohe Giebelhaus,
Laut zwitſchern dort die Jungen mit den Alten;
Bald fährt der Zug hoch in die Luft hinaus,
Bald kehret er am Simſe Raſt zu halten.

Was ſoll dies ſtets erneute muntre Spiel?
O plaudern ſie, die Gaſtfreundſchaft zu ehren?
Sind's Märchen wohl vom fabelhaften Nil,
Wohin ſie zu den Winterneſtern kehren?

Es tönt, als ſegneten ſie dieſes Land,
Indem ſie fröhlich ſchwirrend drüber kreiſen,
Als freuten ſie ſich jubelnd im Verband,
Sich rüſtend zu den Land- und Meeresreiſen.

V.

Auf Stoppelfeldern noch ein Schmetterling!
Er zieht durch kalte Luft mit müden Flügeln;
Der Honigkelche ſüße Zeit verging,
Vergebens ſucht er Blumen längs den Hügeln.

Und täuſcht ihn auch am Strauch ein rothes Blatt,
Es fehlt der Saft, der ihm Erquickung brächte;
In dürre Halme ſinkt er ſterbensmatt,
So tödtet ihn der Froſt der rauhen Nächte.

Was trauteſt du auch trügeriſcher Glut,
Du armer Spätling des verrauſchten Lebens?
Nur einmal blüht die Zeit dem Jugendmuth;
Iſt ſie vorbei, dann kommſt du ſtets vergebens.

VI.

In wunderbaren Farben glüht der Wald,
Gewohntes Grün dient nicht als Kleid den Zweigen;
Sie blicken rings ſo bunt und mannigfalt,
Als wollten ſie voll Blumenpracht ſich zeigen.

Und näher tret ich an des Forſtes Saum,
Zu forſchen an den alten Gipfeläſten:
Da ſtreut tiefgoldne Röthe durch den Raum
Die Sonne von dem Abendthron im Weſten.

Und wie vor Scham erglühet das Revier:
Es prahlt der karge Herbſt mit reichen Farben,
Auf todten Blättern liegt des Lebens Zier.
Ach all die ſüßen Frühlingskeime ſtarben!

VII.

Was rauſchet über mir in trüber Luft
Wie raſchgeſchwungner Flügel breite Züge?
Ich ſchau hinauf — hoch in des Tages Duft,
Da ziehn der Wandervögel weite Flüge.

Zuweilen gellt ihr lauter wilder Schrei.
Sind es des Winters langgezogne Klagen?
Ziehn ſie mit einem Jubelruf vorbei,
Daß rauſchend ſie zum Süd die Schwingen ſchlagen?

Ich weiß es nicht, doch ahnend fühl ich ſchon
Den Geiſt im Winter meines Nords ermüden:
Es lockt ein Märchen mit Syrenenton
Der ewigblühnde ſonnenvolle Süden.

VIII.

Die alten Pfade geh ich Tag für Tag:
Es ſind dieſelben Felder, Hecken, Bäume.
Doch wie ich ſehnſuchtsvoll auch ſuchen mag,
Ich finde nirgend mehr die alten Träume.

Der Reif, der über Nacht gewaltet hat,
Erglänzet matt im Morgenſonnenſcheine,
Und den Alleen entrieſelt Blatt um Blatt,
Es klingt ſo trüb, als ob die Erde weine.

Ich ſeh der eignen Seele dunkles Bild,
Es ſind erfroren ihre Jugendtriebe:
Es ſtarb dahin dies blühende Gefild,
Im blühnden Herzen ſtarb die ſchöne Liebe.

IX.

Oft ſeh ich leichte raſche Wolken wehn,
Umſchleiernd trüb den Mond, den ſtillen bleichen,
Als wollten ſie beſcheiden, ungeſehn
Vorbei ſich an der nächt'gen Stille ſchleichen.

So flieht die wüſte Welt ein troſtlos Herz,
Das, weil es keine Freude kann erwerben,
Verborgen hinzieht in gepreßtem Schmerz,
Um ungeſehn und unbeklagt zu ſterben.

X.

Wie ich im Garten jeden Winter that,
So füttr' ich meine kleinen Vögel wieder,
Die, längſt entbehrend reicher Sommerſaat,
Hinflattern mit zerſtiebendem Gefieder.

Es iſt ſo ſtumm die liedervolle Bruſt,
Ich ſeh in kahlen Zweigen rings ſie trauern.
Klingt auch ein Ton, wo rauſcht die alte Luſt?
Es iſt nur Kummer, drin ſie fröſtelnd ſchauern.

Ach anders war es, als ihr wonnevoll
Entgegenſangt des Frühlings jungem Segen!
Auch anders war es, als mein Lied erſcholl
Auf lenzumblühten hellen Liebeswegen!

XI.

Da ſchreitet ernſt und trüb ein Leichenzug,
Ein graues Bild im grauen Nebeltage;
Hoch durch die Lüfte ſchwirrt der Raben Flug,
Am Boden hör ich dumpfe Liederklage.

In Frühlingstagen, wenn die Erde klingt,
Da peinigt recht das Herz ein ſolch Begraben;
Wir weinen, daß der Tod den Geiſt bezwingt:
Er konnte noch ſo ſchöne Tage haben.

Doch jetzt wie anders! Selbſt an Leben karg,
Iſt uns, er ſei zur rechten Zeit geſchieden;
Die Schollen klingen tröſtend auf den Sarg,
Des Dorfes Kirchhof liegt in ſtillem Frieden.

XII.

Des Sommers letzte Roſe blüht allein
Im herbſtdurchſtürmten ſterbensmüden Garten,
Die ſüßen Schweſtern mit dem Frühlingsſchein,
Die duftigen Genoſſen all erſtarrten.

Mir pocht ans Herz das traurig ſchöne Bild.
Du blühnder Sprößling im verdorrten Leben,
Entreiß ich dich dem froſtigen Gefild? —
Doch wem ſoll ich die letzte Roſe geben?

O ſieh, es kommt der Sturm mir kalt zuvor,
Er bricht die Blätter, gibt ſie raſch den Winden. —
So iſt's mit meines Herzens Blumenflor,
Sie ſtiebten hin, um nie ſich mehr zu finden.

XIII.

Wie ich vom Herbſt betrübt und traurig bin,
Such ich zur Sühne mir ein kindlich Weſen,
Dem ich die Jugendluſt, den leichten Sinn
Im offnen Augenpaar vermag zu leſen:

So ſchön als wie des Frühlings Roſenglut,
Erſcheinen friſche Lippen mir und Wangen;
Es klingt mir hell der Worte junger Muth
Wie Nachtigallen, die im Maien ſangen.

So ſüß als wie der holde Veilchenduft
Iſt mir ein Gruß aus innigem Gemüthe:
Mich freut nicht blühnde Welt und blaue Luft
Wie eine friſche liebe Menſchenblüthe.

XIV.

Wie nun durch Berg und Thäler die Natur
Ermattet ſinkt zu langem Winterſchlummer,
Beginnt zu grünen manche weite Flur
Und wirket Hoffnung in den Sterbekummer.

Kornſaaten ſind es, welche voll Vertraun
Der Landmann ſtreute in die dunkeln Schollen;
Uns neue Freuden in das Herz zu baun,
Sind ſie in trüber Zeit dem Keim entquollen.

Getroſt! mag immer mit dem Schneegewand
Der kalte Winter dieſes Grün bedecken,
Aufſteht der Lenz, der ſtets noch auferſtand,
Mit Lerchenſang ins Leben ſie zu wecken.

Sonette.

I.

Wie freut mich dieſe volle Jugendblüthe,
In der die hochgewachſnen Formen prangen,
Die dunklen Haare und die roſ'gen Wangen,
Das Lippenpaar, das für den Kuß erglühte!

Die Augen voller Luſt, Verſtand und Güte,
Das Lächeln, das dein Antlitz ſüß umfangen,
Gang und Bewegung, frei und unbefangen,
Sie deuten mir das lieblichſte Gemüthe.

O Sterne, Vögel, Blumen, Himmel, Sonnen,
Und was ſonſt dieſen holden Wundern gleichet,
Wie füllt ihr Anblick uns das Herz mit Wonnen!

Doch wenn ein ſolches Bild den Geiſt beſchleichet,
Iſt jene Seligkeit alsbald zerronnen:
Hier hat Natur den Gipfel ja erreichet!

II.

Wölbungen der Stirne, welche ragen
Groß, hoch und klar aus dunklen Lockenwellen!
O Augen, welche bald ſich leuchtend hellen,
Und bald von fernen tiefen Träumen ſagen!

O zwiſchen Wangen, die zum Wettſtreit fragen
Die Roſen all, der Lippen ſüße Schwellen,
Wo tiefe Seligkeiten friſchauf quellen,
Und dieſes Haupt, vom ſchlankſten Leib getragen!

Ein hold Gemüth, dem Ernſt, dem Scherz ergeben,
Das Güt' und Herzlichkeit zum Sitz erkoren,
Und das die Lieb' und Anmuth tief durchweben!

Ein Weib ſo ſchön, ſo tugendreich geboren,
Hat ſo durchgriffen meines Geiſtes Leben,
Daß ich, betrachtend es, mich ſelbſt verloren.

III.

Nur aus der Ferne kann ich dich beſchauen!
Dann ruhn die tiefen ſel'gen Blicke lange
Auf Haar und Augen und auf Lipp' und Wange
Und auf den Gliedern, die ſich herrlich bauen.

Zu nahen dir, beſaß ich nie Vertrauen,
Zu dir zu reden, iſt das Herz mir bange;
Nie ward berührt von deiner Stimme Klange
Mein furchtſam Ohr, du Zierde aller Frauen!

Es leben andre frei und ungebunden
In deinem Kreis; es ſagt dir der Verwegne
Leicht, heiter, friſch, was er für dich empfunden.

Doch ich, von deiner Schönheit trunken, ſegne
Von ferne dich; ich preiſe ſchon die Stunden,
Du ſchönes Kind, worin ich dir begegne.

IV.

Mich ſelber hab ich nun ſo ganz verloren,
Ich ſchau in mich und kenne mich nicht wieder.
Wo ſind die frohen Thaten, ſüßen Lieder,
Die unbefangen einſt der Geiſt geboren?

Dein denk ich, wenn aus goldnen Morgenthoren
Der Tag erhebt ſein ſtrahlendes Gefieder;
Dein denk ich, ſinkt die dunkle Nacht hernieder.
Es iſt ein Wahn und doch, wie gern erkoren!

Mir ſelber fremd, kann ich mich nicht verſtehen,
Mein Wort ſchier fürchtend, brüt ich hin in Schweigen,
Ich bebe faſt, mein Spiegelbild zu ſehen.

Doch mag ich gern mich ein Verlorner zeigen;
Statt meiner iſt — o Heil, das es geſchehen! —
Ein hohes, liebes, holdes Bild mein eigen.

V.

Wie ſind die alten Zeiten doch vergangen!
Nicht fröhlich kann ich durch die Welt mehr ſingen;
Nach einem Ziel nur mag die Seele ringen:
Du biſt's, an der die Wünſche alle hangen.

Und ſeh ich dich, ſo glühen mir die Wangen,
Bei dir zur Rede kann ich ſchwer mich zwingen:
Es lahmen plötzlich mir des Geiſtes Schwingen,
Ich bin mir ſelbſt benommen, ſcheu befangen.

Nur fernher ſucht mein forſchend Aug' dich immer,
Dann küſſen ſich die Blicke jezuweilen.
O trennte ſolch Begegnen doch ſich nimmer!

O dürfte Lipp' an Lippe küſſend eilen!
O flüchtete in dieſer Stunde Schimmer
Sich Seel' in Seel', um ewig dort zu weilen!

VI.

Nie werd ich handeln gegen Recht und Sitten;
Drum was ich thue, ſei mir unbenommen.
Nie ſahſt du über Maß mich gehn und kommen,
Nie über Maß mich folgen deinen Schritten.

Was geht's dich an, ſteh in der Nächte Mitten
Ich vor dem Hauſe, wo du wohnſt, beklommen?
Was geht's dich an, will mir dein Bild nur frommen?
Was geht's dich an, wenn ich um dich gelitten?

Nie wird mein kühnres Wort ſich zu dir wagen:
Stets magſt du freudig ungeſtört erhören,
Was, die mit Rang und Reichthum prunken, ſagen.

Ein ſchlichter Sänger bin ich; mir gehören
Nur ſtille Lieder, Laſten leicht zu tragen,
Und Lieder werden dir die Ruh nicht ſtören!

VII.

Du ziehſt in Schönheit wie die Nacht, Maria,
Geheimnißreich, gewaltig, hehr und prächtig!
Das reiche Haar umwallt dich dunkelflechtig,
Die Augen blühn wie Sternenpracht, Maria!

O träumeriſche Sternenpracht, Maria!
So blüht der große Himmel klar allnächtig,
Du ziehſt in Herrlichkeiten zaubermächtig
Und unbewußt doch deiner Macht, Maria!

So folg ich ſtille deinen ſtolzen Pfaden,
Bezaubert ganz und meiner ſelbſt vergeſſen
Und übervoll von dir die Bruſt, Maria!

O dürft' ich nur vor dir das Herz entladen
Von den Gefühlen, die mich drängend preſſen!
Endloſes Leid, endloſe Luſt, Maria!

VIII.

Bald voller Jubel hoch empor getragen
Und bald im ſtillem Kummer faſt vergangen,
Bald freud'gen Lebens voll und bald befangen,
Bald unſtet, bald voll herzlichem Behagen!

Die Nächte träumen, wachen an den Tagen,
In Aengſten voller Muth, in Luſt voll Bangen,
Gepeinigt von des Zweifels gift'gen Schlangen,
Nach tauſend Zeichen forſchen voller Zagen!

Auf hoffnungsödem Meer der Sehnſucht gleiten,
Nur unbeſtimmten Wünſchen hingegeben,
Dann wieder feſte Plane ſtark bereiten!

In einem Bilde ſich zu ſammeln ſtreben,
Und ſonſt verlieren ſich in Raum und Zeiten! —
Ich liebe, ach, und lebe dieſes Leben!

IX.

In deine Augen bin ich oft verſunken!
So tief, ſo wunderbar ſah ich noch keine:
Sie leuchten bald in keuſcher frommer Reine,
Sie ſprühen bald von feurig lichten Funken.

In ihrer Ruhe und in ihrem Prunken,
So gleichen ſie dem edeln Demantſteine,
Der bald nachahmt des Waſſertropfens Reine,
Bald leuchtend ſprüht von farb'gem Glanze trunken.

Ich ſeh dich drin die ganze Seele tragen;
In Luſt und Leiden ſind ſie gleich entzündlich,
Daß ſie getreu von jeder Stimmung ſagen.

Eins nur iſt dunkel, forſch ich auch allſtündlich:
Wenn meine Augen dich um Liebe fragen,
So bleibt dein Gegenblick mir unergründlich.

X.

An jene Liebe mag mein Geiſt nicht denken,
Die ſich gefällt in kleinlich ängſt'gem Trachten,
Der Liebſten Wünſche taglang zu beachten,
Die des Empfangens nur gedenkt beim Schenken.

Mir giebt die Lieb' ein freud'ges Deingedenken,
Mir blüht in ihr ein inniges Betrachten:
Die Lieb' in dir, dich in der Liebe achten,
Dahin allein mag ſich mein Geiſt verſenken.

Mit Glanz und Schönheit kann ich nicht beglücken;
Drum mögen Andre tändelnd mit dir ſcherzen
Und dich mit Ehre, Prunk und Ruhme ſchmücken.

Was frommts, will meine Armuth oft mich ſchmerzen?
Mein Troſt iſt: wer bewahrt voll von Entzücken,
Gleich mir, dein edles hohes Bild im Herzen!

XI.

Nur in der Nächte heimlich ſtillen Träumen
Wagt es die Seele Bilder ſich zu ſchmücken,
Die, ach, nur kurze holde Zeit beglücken,
Bis aus dem Oſt des Tages Strahlen ſchäumen.

Wir wandeln ſelig unter Blüthenbäumen,
Dort wag ich leis die Hände dir zu drücken,
Mund ſchwillt an Mund in himmliſchem Entzücken.
So ruhn wir an des Stromes Blumenſäumen!

Ach, kommt der Tag mit ſeinem kalten Leben,
Iſt meine Seele trübe, wund, zerſchlagen,
Daß ſie geträumt, was nimmer ſich begeben.

Doch iſt geſtählt ſie, Schlimmres zu ertragen,
Sie wird die Liebe zu beenden ſtreben, —
Will's das Geſchick — mit männlichem Entſagen!

XII.

Ich habe doch das höchſte Glück genoſſen,
Ich brauche vor dem Tod nicht mehr zu beben;
Was ewig jung hält durchs verwirrte Leben,
O, dieſer Zauber hat ſich mir erſchloſſen.

In dir ſah ich, von Jugend hold umfloſſen
Die ew'ge Schönheit; göttlich, heiter, eben,
Hat ſie den Himmel mir ins Herz gegeben,
Den heil'gen, wahren, dem ſie ſelbſt entſproſſen.

Geſegnet ſeiſt du, denn mein ſchönſtes Hoffen
Hat ſich in dir erfüllt; und das Verderben
Vermeidet mich, ſeit mich dein Blick getroffen.

Wer Schönheit ſah, fürwahr, er kann nicht ſterben,
Ihm ſteht ein volles reiches Leben offen:
Sie preiſend muß er Ewigkeit erwerben.

XIII.

O gält' es Kraft und Muth, dich zu erringen,
Ich würde nimmer müd um dich zu ſtreiten,
Ich wollte ſegeln durch des Meeres Weiten,
Der Alpen höchſte Zacken überſpringen.

Und könnten dich erfechten ſcharfe Klingen,
Ich wollte gegen ganze Heere reiten;
Und ſchreckten Zauber mich von allen Seiten,
Dein Bild im Herzen, würd' ich ſie bezwingen.

Doch ſelten heiſcht die Liebe kühnes Wagen;
Wer kann, was ihr gefällt, wohl recht erkunden?
Wer kann, was ſie begehrt, wohl recht erfragen?

Den ſüßeſten Verein hat oft gebunden
Ein einzig Wort voll ſüßem bangem Zagen. —
O wer ſolch holdes Zauberwort gefunden!

XIV.

Wenn du mich liebſt, laß mich nicht fürder bangen!
Wozu dies ſtrenge herriſche Verhalten?
Gib warme Blicke endlich nach den kalten,
Statt ſpröder Starrheit zeige mir Verlangen!

O laß mich nicht in böſen Zweifeln hangen
Ob deiner Stirne hochgelegten Falten!
Was ſcheinſt du Andre höher noch zu halten,
Wenn du ins Herz mein Bildniß haſt empfangen?

Fern liegt die Härte jungfräulicher Scheue,
Drum laß die nicht gefühlte Kälte ſchwinden,
Sonſt trifft dich endlich ſelber bittre Reue!

O ſolch abſtoßend Weſen kann nicht binden
Mein unerfahrnes Herz, das ſo voll Treue,
Wie du wohl ſchwer ein zweites möchteſt finden.

XV.

Zu bald verlaß ich dieſe Zauberkreiſe,
Nicht ohne Wünſche hab ich ſie durchzogen;
Wie hoch begeiſtert oft mein Herz geflogen,
Ich ſchwieg, nur meinem Lied vertraut ich leiſe.

Heil dir! O könnte deines Dichters Weiſe
Das lenken, was hoch überm Himmelsbogen
Das Schickſal groß und feſt und klar gepflogen,
Dann fiel dein Loos wohl dir und mir zum Preiſe!

Geſcheh es nie; doch wenn dir einſt im Leben
Verwehn des Glaubens und der Liebe Lichter,
Die Frauenherzen hold als Troſt gegeben,

Lies dieſe Lieder, die ich dir zu ſchlichter
Erinnrung gab. Ich würde freudig beben,
Wär dir's ein Troſt, daß dich geliebt ihr Dichter.

XVI.

Ach, fern von dir, iſt mir das Herz zerſchlagen,
Aus trüben Augen kann ich kaum mehr ſchauen,
Die Sonne blinkt ſo matt, die Lüfte grauen,
Und nebeldumpf dahin die Wolken jagen.

Die Vögel ſingen ſchmerzlich tiefe Klagen,
Braun ſtarrt der Berg und düſterfarb die Auen,
Es ſchleicht der Fluß ſo klanglos durch die Gauen:
Mir dehnt ſich Stund an Stund zu langen Tagen!

Hinaus, mein Herz, zu hohen Bergeswegen! —
Ich ſchau ins Land, wo ſich die Pfade breiten,
Die zu dir gehn, dem liebſten Ort entgegen.

Ach, wie die Vögel ziehn, die Kähne gleiten,
Auf Wald und Bergen ſich die Wolken regen:
Ich weine ſtill gedenkend alter Zeiten!

XVII.

Je mehr ich ſtrebe mich zu überwinden
In dieſer Liebe, ach, je mehr verſtricke
Ich mich hinein; je mehr ich dieſe Blicke
Vergeſſen will, je mehr möcht' ich ſie finden.

Ich ſeh die Ruh mir immer weiter ſchwinden,
Je mehr ich ſie erſtreite vom Geſchicke;
Sie flieht mich ſelbſt im kurzen Augenblicke,
Trotz allen Kämpfen läßt ſie ſich nicht binden.

Das iſt der Liebe wunderbares Weſen!
Wen ihr allmächt'ger ſcharfer Pfeil getroffen,
Der wird trotz allen Mitteln nicht geneſen.

Er kann nur einzig dann Erlöſung hoffen,
Wenn er der Liebe, die ihn hold erleſen,
Ans Herz ſich ſchmiegt, hingebend, warm und offen.

XVIII.

Ach, oft ergreift mich wohl ein wildes Bangen,
Die Seele möchte ſtrömen laut in Klagen,
Daß dieſe Liebe, die mein Herz getragen
Als helle Blüthe, ohne Frucht vergangen.

Scheu und verblödet ſchwieg ich mein Verlangen;
Denn, ach, in dieſen buntgeſchminkten Tagen
Was gelten Herzen, die für Schönheit ſchlagen?
Reich mußt du ſpenden, willſt du reich empfangen.

Wer mag in ſolcher üpp'gen Zeit nicht beben,
Die mit Begierde nur nach wilder neuer
Zerſtreuung ſucht, um raſch dahin zu leben?

Mir dient zum Troſt, daß immer ich mit treuer
Begeiſterung der Wahrheit war ergeben,
Treu hütend reiner Liebe heil'ges Feuer!

XIX.

Wie trag ich dieſes Glück? Die Zeiten ließen
So ſchlimm ſich an. Wie heiter ſie ſich wenden!
Ich wähnte Lieb' und Treue zu verſchwenden,
Ich dachte nie befriedigt zu beſchließen.

Jetzt darf ich gar das höchſte Glück genießen.
An ihrer Bruſt beginnen und vollenden
Die Tage ſich; ich ſeh von allen Enden
Den reichſten Segen in mein Leben fließen.

Wie das mir kam? Ich ſtand mit ihr alleine,
Wir wechſelten in langem Blick die Kunde
Von unſrer Liebe, und ſie war die meine.

Dann lag zu langem Kuſſe Mund an Munde!
Sie floh hinweg, daß ſie im Stillen weine.
Das war der Anfang zu dem ſchönſten Bunde.

XX.

Du frageſt mich, warum die Lieder ſchweigen,
Die unabläſſig ſonſt dem Geiſt entquollen?
Nichts hab ich mehr zu wünſchen und zu wollen:
Das Glück, nach dem ich rang, iſt ganz mein eigen.

Am liebſten mögen wilde Lieder ſteigen
Aus Herzen, weichgeſtimmten, ſehnſuchtsvollen,
Aus Seelen, die voll Gram verſchmähet grollen;
Und Leid und Sehnſucht kann ich dir nicht zeigen.

Ich plaudre, tändle, herze, ſcherze, küſſe,
Du gibſt mir Antwort, Bruſt an Bruſt gedrungen:
Das ſind des Lebens lieblichſte Genüſſe.

Heil mir, daß ich der Einſamkeit entſprungen!
Mehr werth iſt mir, als alle Liedergüſſe,
Das kleinſte Wort, das deiner Lieb' entklungen!

XXI.

Ach Alles, was du einſt mit mir gefühlet,
All die Beſeligungen dieſer reichen
Und holden Liebe, hat mit allen Zeichen
Die Zeit von deinem Weſen abgeſpület.

Was im Begegnen uns voreinſt durchwühlet, —
Ein Zittern, Beben, ach, ein ſchnell Verbleichen,
Ein ſchnell Erröthen im Vorüberſchleichen, —
Du denkſt nicht dran, ſo biſt du abgekühlet.

Mein Bildniß mochte immer dir entſchwinden:
Denn meinem Weſen iſt nicht eingeſchrieben
Reiz, Anmuth, Schönheit, Glück, um dich zu binden.

Doch Eins iſt immer ſchmerzhaft mir geblieben:
Weh dir, dir fehlt das ſchöne Nachempfinden
Für unſrer Jugend volles erſtes Lieben!

XXII.

Laß ruhn auf deinen Zügen meine langen
Begier'gen Blicke, wo einſt manche Stunde
Sie ruhten, als in ſel'gem Liebesbunde
Glückſelig Geiſt den Geiſt in ſich empfangen!

Laß ruhn den Blick auf deinen ſchönen Wangen,
Wo meine lagen, auf dem ſüßen Munde,
Wo meiner ſchwoll, in deiner Augen Grunde,
Wo Seele ſich an Seele feſtgehangen!

Ich wünſche nichts, als leis heraufzuſchwören
Die bleichen Schatten längſtvergangner Stunden;
Schmerzſel'ge Luſt will mich dazu bethören.

Ach, ich erlebe, was ich einſt empfunden:
Die alten Schwüre wähn ich neu zu hören,
Und brennend bluten all die alten Wunden!

XXIII.

O zürne nicht; wenn ich nach deinen Tritten
So wie vor Zeiten noch die meinen lenke,
Wenn ich in Flur und Gärten mich verſenke,
Die ich ſeit langen Tagen nicht durchſchritten;

Wenn ich vor deinem Hauſe oft inmitten
Der tiefen Nächte ſteh! Daß ich dich kränke,
Geſchieht es nicht; doch ſchmerzt es dich, bedenke,
Was ich um dich nicht alles ſchon gelitten!

Was geht's dich an! Du brauchſt nicht mehr zu lauſchen,
Du hörſt von mir nicht fürder Huldigungen,
Nicht Wünſche, Herz um Herz mit mir zu tauſchen.

Ich folge dir, um an Erinnerungen
Glückſel'ger Zeiten ſtill mich zu berauſchen;
Ach, ſtatt der Luſt hält Wehmuth mich umſchlungen!

XXIV.

Es ſcheinet faſt, du haſt die Zeit vergeſſen,
Als wir uns ſuchten einſt an allen Tagen,
Bis wir nach langem Wunſch im Arm uns lagen,
Nach Willen uns zu küſſen und zu preſſen;

Wo wir geſchieden Nächte lang geſeſſen,
In ſtillen Thränen, bald voll bittern Klagen,
Von ſel'ger Luſt bald voll. Bis zum Entſagen
War Freude und war Kummer unermeſſen.

O leugne nicht, daß Liebe das geweſen,
Was du mir weihteſt; menſchlich edle Einheit,
Sie ſchmückte dein jungfräulich keuſches Weſen.

Dich lockte, ach, des Glanzes eitle Kleinheit,
Als ſpäter du im Buch der Welt geleſen;
Die Liebe floh dir mit der Seele Reinheit.

XXV.

Als ſchönſtes liebſtes Bild muß ich dich nennen,
Das mir ins Leben fiel; du haſt vor allen
Dem jugendheitern Sinn voreinſt gefallen;
Drum ging nach dir mein Trachten und mein Rennen.

Du lehrteſt mich die ſüße Liebe kennen
Und haſt erhöret meines Herzens Lallen:
Wir bauten einer Liebe Tempelhallen;
Ach, wir gedachten nimmer uns zu trennen!

Ich hab dir froh geopfert all mein Leben;
Die heiligſten Gefühle und Gedanken,
Mein Sein war ganz dir ſelig hingegeben.

Ach, du vergaßeſt es! Dein leichtes Schwanken,
Es ließ ein Herz, — Gott mög es dir vergeben! —
Das froh wie keines war, zum Tod erkranken.

XXVI.

Es war zu jeder Zeit umſonſt mein Streben
Zu forſchen, ob aus innerm Seelendrange
Du mich verlaſſen, ob in hartem Zwange
Du fremder Ueberredung nachgegeben.

Doch kühn darf ſich das Wort zu dir erheben,
Daß du ein Herz verſchmäht von gutem Klange
Und einen Geiſt, dem in des Lebens Drange
Die Schönheit und die Freiheit rechtes Leben.

Verwachte Nächte und verweinte Tage
Lag ich dem Gram in harten dürren Armen;
Ich litt um dich, wie nimmermehr ich's ſage.

Doch fleh ich nicht um niedriges Erbarmen.
Einſt blüht der Geiſt aufs Neu: durch Leid und Plage
Kann ja die reiche Seele nicht verarmen!

XXVII.

Wer will verlorne Liebe nicht beklagen!
Ich ſag es laut, ich mußte ſie beweinen,
Und dennoch will mir oft als Glück erſcheinen,
Ach, unſrer Seelen zeitiges Entſagen.

Ich hätte mich zuletzt noch langen Tagen
In dir geirrt; anhangend nur dem Kleinen,
Dem Mittelmäß'gen mußteſt du erſcheinen,
Wo mir das Herz für Großes nur geſchlagen.

Jetzt blieb die Liebe nur für kurze Zeiten,
Doch Roſen glich ſie, hellen Lenzgeſchenken,
Die ſich durch klangdurchtönte Gärten breiten.

Und will ich in Erinnrung mich verſenken,
So bleibet ſie, ſo lang mir Tage gleiten,
Dem Geiſt das freudenreichſte Angedenken.

XXVIII.

Leb wohl, leb wohl auf alle Erdentage!
Ich will dich nun für ew'ge Zeiten meiden,
Erſtorben iſt die Liebe in uns beiden,
Wir ſind uns todt, und ich, mein Kind, entſage.

Nicht Liebeswünſche, Liebesluſt und Klage
Erklingt dir fürder; magſt du froh dich weiden
Am ſüßen Leben, magſt du bitter leiden,
Ich thu nach dir nun fürder keine Frage.

Doch weih ich meine Bruſt noch zum Altare:
Du ſtehſt darin in jungfräulicher Reine,
Der Gürtel ſchmückt den Leib, der Kranz die Haare.

Ruh keuſch und hell in dieſem feſten Schreine!
Als meiner erſten Liebe Bild bewahre
Ich dich in ewig heil'gem Glorienſcheine.

XXIX.

Als ich dich liebte, liebteſt du nicht wieder,
Du ſaheſt leiden mich, den Wunden, Armen,
Ach, ohne Mitgefühl und ohn' Erbarmen;
Da ſtarb mein Herz, es ſchwiegen ſeine Lieder.

Zu einem Andern flog mit Glanzgefieder
Dein junger Sinn; du hoffteſt zu erwarmen
In des Geliebten lebensvollen Armen,
Doch floh er dich und bog dein Leben nieder.

So ſehn wir wieder uns nach langen Tagen
Verhärmt, vergrämt; wir haben gleiche Leiden,
Ach, um verlorne Liebe nun getragen!

Es hat den Andern Keiner zu beneiden,
Wir ſehn verſöhnt uns an mit bangem Zagen:
O, ſchöne junge Liebe ſtarb uns beiden!

XXX.

So mußte dieſe Liebe denn entſchweben:
Im Wind zerſtoben iſt das ſel'ge Scherzen!
Die Herzen todt! Ich zünde an die Kerzen:
Ich will das Leichentuch noch einmal heben.

Die Jugend hin, der beſte Theil vom Leben!
Zerriſſen, ach, der beſte Theil vom Herzen!
Einſt doppelt froh durch dich, dann voller Schmerzen!
Allein jetzt gilt es länger nicht zu beben.

Zum letzten Mal red ich von alten Tagen,
Nicht länger ſchwelg ich in verrauchten Wonnen,
Den Schmerz will ich mit Luſt nicht fürder tragen!

Leb wohl, leb wohl, zerronnen iſt zerronnen!
Der Jüngling iſt dahin, die Lieb' zerſchlagen,
Doch iſt die Freiheit und der Mann gewonnen!

Elegien.

Silvan an Melusine.

Also begrüß ich dich wieder, du schöne gesegnete Gegend,
Herrliches Land, wo ich einst selige Tage verlebt;
Hier vom mächtigen Kamm des Gebirges begrüß ich dich wieder
Wo ich dir scheidend voreinst traurige Grüße gewinkt!
Herrliches Land, seitdem sind manche der Jahre verschwunden:
Aelter erschein ich, doch du wahrtest die vorige Pracht!
O wie heget dich Mutter Natur! In blühender Jugend
Dehnst du dich sommerlich hin, schwellend im dichtesten Grün!
Ja, das ist mein Bild, so wie ich's im Herzen getragen
Dauernde Jahre mit stets dauernder Liebe und Lust!
Ja, das ist mein Bild: weithin die bergichten Lande,
Reizende Wildniß, rings wälderumkränztes Gebiet.
Haidige Höhe, abwechselnd mit mächtigem Felsengesteine,
Heben sich keck empor; unten im tiefen Geklüft
Gehen in brausenden Fällen die perlenden Bäche und finden
Ruh erst tief in des Sees kühler und dunkeler Flut.
Drüben am Abhang hebt mit heimlichem steinigem Giebel
Sich das Jägerhaus still aus dem Buchengezweig.
Liebliche Stätte, an dir belebt sich froh die Erinnrung!
Leben durchdringt aufs Neu, was mir ein Traum schon erschien.

Denn dort lebt' ich die ſeligſten Tage, o himmliſche Zeiten,
In den Armen gewiegt kräftiger, ſchöner Natur,
Rings umgeben von guten und ſorglos freudigen Menſchen
Und am meiſten beglückt durch das anmuthigſte Kind.
Meluſine! du ſel'ge Geſtalt, zu lieblich und duftig,
O für das Leben zu hold, wurdeſt du faſt mir zum Traum.
Meluſine! ſo laß mich dich nennen, ſo nannt' ich dich immer,
Deine Erſcheinung durchweht mich wie ein Märchengebild.
Ach, du gabeſt mir Segen, Geſundheit, heiteren Frieden
In der bedrängteſten Zeit, welche das Leben geſandt. —
Müde der Welt und krank, ſo ließ ich die Wogen des Lebens,
Wo ich das leckende Schiff lange vergebens geſteurt.
Satt der Verkehrtheit der Menſchen, entfloh ich zum gütigen Herzen
Unſerer Mutter Natur, daß die verwundete Bruſt
Dort geneſe an Licht und Luft, an Farben und Düften,
Daß ſie durchquelle in Kraft, Glauben und Liebe aufs Neu.
Alſo durchritt ich dieſes Gebirge und ſuchte die Hütte,
Wo ich verbliebe die Nacht, wenn ich am Tage geſchwärmt.
Abgeirret vom Pfad, der dort gen Norden ſich hinzieht,
Wo am Rande des Waldes heitere Dörfer ſich reihn,
Kam ich tiefer ins Waldgebirg. Stets mächtiger, höher
Hob ſich mit mooſigem Stamm Eiche und Buche empor,
Wilder umgab das Geſtein mich rings mit rieſigen Quadern,
Raſcher durch das Gebüſch gingen die Bäche zu Thal;
Schweigen bedeckte den Wald, kein Holzſchlag ſcholl durch die Landſchaft,
Kein verhallender Schuß zeugte, daß Jäger mir nah.

Immer verwachſener wirrte der Weg ſich, rings im Gehölze
Fand ſich kein höherer Platz, frei zu erſpähen den Pfad.
Leuchtend im Weſten verſchwamm der Abend in goldenen Gluten,
Läſſiger ging das Roß, müde vom dauernden Ritt.
Und ſchon war ich gefaßt die Nacht im Walde zu bleiben —
Gerne — ſie ſtieg ſo warm, voll und balſamiſch herauf.
Horch, da träumte ein Lied! vollklingende herrliche Töne!
Lieblichen Wohllauts voll ging der gezogene Sang
Durch das grüne Revier der Wipfel; wie Lieder der Kindheit
Fern aus verſchollener Zeit traf er das weiche Gemüth.
Raſch vom Sattel mich ſchwingend, am Zügel das Roß hinführend,
Nahť ich mich leiſe dem Ort, wo ich die Klänge vernahm.
Seitwärts lag vom Wege ein Brunnen, in Quader gefaſſet
Saftig von Epheu umrankt, duftig von Flieder umblüht;
Dran auf ſteinerner Bank ſaß ſingend das liebliche Mädchen,
Während ſie Blumen der Zeit fügte zum ſinnigen Kranz.
Tief verſunken in Farben und Düfte und Klänge, ſo ſchien ſie
Ein phantaſtiſches Bild, das nicht der Erde gehört.
Lang in geflochtenen Zöpfen entquollen die dunkelen Haare,
Schwarz und groß wie erſtarrt ruhte im Kranze der Blick,
Während zierlich bewegt die Finger die Blumen verbanden,
Während der liebliche Mund ſchwellend ſich formte zum Lied.
Ach, und wie fein gegliedert, der Kopf, die Geſtalt und die Füße!
Durch das ſeltſame Kleid jeglicher Reiz noch erhöht!
Faltig der bräunliche Rock, anſchwellend das grünliche Mieder:
Halb ſchon Jungfrau, halb ſchien ſie ein harmloſes Kind.
Mit dem Liede zugleich vollendete ſie das Geflechte.
Meluſine! ſo rief ich in Verwunderung aus.

Lächelnd ſchaute ſie auf, nicht ſtaunend des fremden Geſellen,
Furchtlos ſprang ſie heran, lud mich zum ſprudelnden Quell:
Du biſt müde und heiß, es keucht dir das Roß, komm trinke!
Süße Erquickung quillt dir aus der perlenden Flut!
Und mit liebem Geplauder, ſo bot ſie den kühlenden Trunk mir,
Fragte mich hin und her, fragte mich dieſes und das,
Hieß mich dann, anfaſſend den Zügel, aufs Roß ſie heben,
Und auf ſteinigem Pfad ging es den Hügel hinan.
Und ſie erzählte mir froh vom Haus im Walde, vom Vater,
Der ein Jäger, allein dort mit der Tochter, mit ihr,
Lange gewohnt, ein trefflicher Mann an Herzen und Seele;
Sie beſtelle das Haus, pflege er draußen der Jagd,
Abends erzähl' er ihr Märchen und leſ' ihr alte Geſchichten,
Immer nur friſche, und nie gingen die Lieder ihm aus.
O wie ſie ſorglos ſprach! Gleich Tönen verklangen die Worte,
Und voll Anmuth war aller Bewegungen Maß,
Wie auf dem Pferde ſo leicht und ſicher ſie ſaß und allwärts
Sich bewegte, als ob täglich ſie ritte das Roß.
Roſig ſpielten indeß die Lichter des Weſtens, gedämpfet
Durch das leuchtende Grün, auf der verklärten Geſtalt.
Welch ein Wundergebild! Ich ſtaunte und ſtaunte von Neuem
Schweigend mit Aug' und Ohr, bis wir zum Hauſe gelangt.
Dort trat friſch aus der Thür der alte, der würdige Waidmann,
Hieß willkommen den Gaſt, drückte ihm kräftig die Hand,
Lud ihn zu Tiſch und Bett, als wenn er lange ihn kännte,
Schlecht und recht. — Wie gern hört' ich ſein herzlich Geſuch!
Keck und leicht ſprang dann vom Pferde die Tochter und brachte
Raſch es zum Stall, doch ich folgte dem Alten ins Haus.

O wie heimlich begrüßte der Ort! Die dämmrigen Stuben
Prangten von altem Geräth, tüchtig von Eichen geſchnitzt,
Bildwerk ferner vergangener Zeit umzierte die Schränke,
Und manch Edelgeweih ſtarrte am bräunlichen Sims.
Schwankendes Licht erfüllte den Raum, grün nickten die Zweige
Biegſamer Buchen herein, und aus dem Weſten die Glut
Stahl ſich durchs Laub in einzelnem Strahl, beglühend die Wände:
Wunderbar märchenhaft wehte es durch das Gemach.
Und dort blieb ich Gaſt viel glückliche Monde; zu ſchnell nur
Schwanden ſie, ungezählt reihte zum Tag ſich der Tag.
Abend um Abend verging bei einfach kräftigem Mahle
Unter des Alten Geſpräch, unter der Tochter Gekoſ'.
Schöne Geſchichten, geleſen aus Büchern im kräftigen Volkston,
Zeigten der Zauberer Macht, Helden mit Drachen im Kampf,
Liebliche Mädchengeſtalten, Paläſte und Gärten und Hütten,
Freude und Schmerz, Muth, Zorn, Freundſchaft und Liebe und Treu.
Und dazwiſchen ertönten die lieblichſten Lieder der Heimath,
Tief und innig im Klang ſang ſie das ſeltene Paar:
Grauſen und Luſt und Freude und Angſt berührten mich regſam,
Ja, mir ward zu Muth wonnig, als wär ich ein Kind.
Aber noch ſchöner vergingen die Tage, die ſonnigen, heitern,
Wenn mit dem Kinde allein ich durch die Gegend geſchweift.
O Waldeinſamkeit und mooſige ſtämmige Bäume,
Wechſelnd in Schatten und Licht, flüſternder Blätter Geräuſch!
Ferne das Lied der Droſſel, am Grund ſüßduftige Blumen!
Rings umſungen, umblüht, tauchte dein Leben herauf.

Meluſine, dein Leben, des Geiſts tiefinnerſte Bildung
Drang ans Licht, und dann bin ich dir ſinnig gefolgt
Rings in Berg und Thal zu Pflanzen und Steinen und Bächen:
Jegliches war dir bekannt, jegliches lebte nur dir.
Wenn du erſchienſt, ſo warſt du unter den Blumen die Blume,
Ungeſchickt im Gang knickte ſie nimmer dein Fuß,
Alle begrüßten dich rings, ſie ſchienen nach dir ſich zu bücken,
Hold an Farben und Duft waren ſie dir wie verwandt.
Und die Bewohner des Walds, die vielfach ſingenden Vögel,
Keiner verließ in Furcht Neſt und Gezweige vor dir:
Doppelt in Freude erklang ihr Lenzlied, wenn du erſchieneſt;
Die Waldtaube, ſie flog girrend dir oft auf das Haupt.
Auch das ſchüchterne Wild, ſchnellfüßige Hirſche und Rehe,
Kannten vor dir nicht Scheu, ließen ſich führen am Haupt,
Leckten die ſtreichelnde Hand; ſie ahnten die harmloſe Seele,
Die die Gefahren nicht kennt, der die Gefahren nicht dräun.
Angſtvoll ſah ich dich oft auf mächtigen Wipfeln; die Zweige,
Welche ein Andrer geknickt, trugen dich ſicher und leicht.
Hoch auf Felſen erblickt' ich dich, kletternd nach duftigen Blumen,
Und auf ſchwindelndem Pfad eilteſt dem Falter du nach.
Ja zur Waſſerroſe, die über der bläulichen Seeflut
Schneeig geblüht, trug leicht oft dich ein ſchwankendes Brett.
Und in Allem erſchienſt du ſo unbefangen und ſicher,
So feinfühlig und klug, innig vertraut der Natur.
O du belauſchteſt ſie wohl in ihrem geheimen Geſetzen:
Alles war dir bekannt, was mir ein Wunder erſchien.
Zwiſchen dem kindlichen Spiel, wenn du die phantaſtiſchen Sträuße
Wandeſt und wenn du mit Brod farbige Vögel gelockt,

Und am mooſigen Stamm der Eiche dein zierliches Köpfchen
Ruhte, da quoll dir vom Mund tiefer und tiefer das Wort.
Wahrlich, du ſchieneſt beſeelt vom Geiſt der Natur, du wareſt
Herrliche Prieſterin ihr, welche die Sprüche bewahrt,
Klar und dunkel, ſo wie ſie im ewigen Wechſel der Formen
Mächtig an Fülle und Geiſt ſtets ſich erklärt und verhüllt.
Aether, Geſtirne und Erde, rings hatteſt du alles durchdrungen,
Jeglichem Wunder vertraut, warſt du Poet und Prophet.
Doch du ſelber erblühteſt das lieblichſte Wunder; als Wunder
Hab ich dich angeſtaunt immer, du reizendes Bild!
Und ſo war ich Genoß dir ſchöne beſeligte Wochen,
Als ein Bruder, ein Freund, oder wie nenn ich es nur,
Dieſes Gefühl, das ſüße, das ich dir im Buſen getragen,
O für Geſchwiſter zu nah, o für die Liebe zu weit?
Ja, ich liebte dich ohne den leiſeſten Wunſch des Beſitzes,
Alſo liebet man Stern, Himmel und Leben und Luft,
Alles was Daſein giebt und Freude und helle Begeiſtrung,
Wo wir nicht wünſchen die Form, wo nur der duftige Geiſt
Ganz das Herz einnimmt und alle Gedanken beſchäftigt:
Tag und Nacht erfreut ſind wir des lieblichen Ziels.
Und ſo denk ich, war ich dir werth, du köſtlicher Liebling:
Senkt' ich doch oft dir ein Wort tief in den Buſen hinein,
Lehrte dich manchen Geſang, der noch nachklingt in der Seele,
Und dir das Bild des Freunds in die Erinnerung ruft.
O du haſt ja die Thränen getheilt, du haſt ja den Seufzer
Nicht verhalten, als hart Leben und Pflicht mich berief,
Haſt im Kuſſe gezittert — im Einzigen! — Süße Gewohnheit
Hatte mit goldenem Band Seele an Seele geknüpft! —

Dann noch ein Druck der Hand dem Alten und nun in den Sattel!
Sturmſchnell jagte ich fort, flüchtig! So ſcheidet der Mann!
Aber vom anderen Hügel, bei jeglicher Lichtung des Weges
Hielt ich und grüßte zurück, ſchaute das winkende Tuch,
Bis mir auf dieſem Gebirg der letzte der Grüße vergönnt war. —
Leb wohl, ſelige Zeit, wälderumdunkeltes Land!
Meluſine, du Kind voll Schönheit an Leib und an Seele,
Immer bewahrte mein Geiſt friſch und lebendig dein Bild —
Und ſo kehrt' ich zurück nach Jahren, begierig als Jungfrau
Dich, die Gute, zu ſehn, welche als Kind ich verließ,
Mich des Wachsthums freuend an Geiſt und Körper, noch einmal
Zu verleben die Zeit, die mir die ſeligſte war.
Leer, ach, fand ich das Haus, verſchwunden die herrlichen Menſchen;
Hohl klang Nachhall nur, als ich mit pochender Bruſt
An die Thüre geklopft. Erkundigung holt' ich im Dorfe;
Wenig nur wußten ſie dort: ferne nach ſüdlichem Land
Sei der Förſter gezogen, woher er auch einſtens gekommen,
Mit ihm die Tochter, die kaum Einer im Dorfe gekannt. —
Meluſine, wo biſt du, wo ſoll ich dich ſuchen, du Holde?
Niemals drängte das Herz alſo wie jetzt mich zu dir,
Da ich nicht weiß, wo du biſt. Ach, alle die ſeligen Plätze,
Wo wir vor Zeiten geweilt, hab ich durchforſchet nach dir,
Hab in den Wald den Namen gerufen, in klagendem Echo
Seufzte mir nach das Geklüft. Gute, wie fehlteſt du hier!
Gramvoll wandre ich wieder, ach, unbefriedigt und herzleer,
Noch unſel'ger wie einſt, als ich zum Scheiden hier ſtand.
Dennoch ruf ich Segen herab auf dich, du reizende Wildniß,
Die mir den Liebling gehegt, die mir den Liebling gezeigt.

Grünet ihr Bäume und rauſchet ihr Bäche und ſtarret ihr Felſen
Und erquicket wie mich Jeden, der krank euch beſucht!
Meluſine, auf dich, die Entſchwundene, ruf ich Segen!
Inniggeliebtes Geſchöpf, Heiterkeit, Frieden und Glück
Träufe dir ſtets auf den Pfad entlang das verſchlungene Daſein!
Sei dir das Leben ſo hold, wie die Natur es dir war!
O erfaß es wie ſie, die ſanft dich am Herzen gehütet!
Mißgunſt, Neid und Verdruß, Häßlichkeit bleibt dir fern!
Wahre dir Glauben und Liebe und Frömmigkeit, Sitte und Schönheit!
Unangetaſtet erblüh' ewig dein köſtlicher Geiſt!
Und ſo geb' mir dereinſt das Geſchick, dich wieder zu ſehen,
Hold und geneigt, es gewähr', daß wir dieſelben noch ſind:
Jung und heiter an Herz und Seele, ſo wie wie vor Zeiten
Voll glückſeliger Luſt Wälder und Felſen durchſchwärmt,
Daß wir uns freuen wie früher, erzählen und jubeln und ſingen,
Eins noch im Gefühl und im Gedanken noch Eins!
Und ſo lebet mir wohl, ihr waldigen Lande; du Liebling!
In verſchlungenem Bild wahret euch ewig mein Herz!

Felix an Mathilde.

Auf und gedenke des Lieds! Ich habe mit emſigem Vorwurf
Oft mich ſelber gemahnt an das gegebene Wort.
Auf und gedenke des Lieds! Stets klang es im Geiſte mir wieder,
Dacht' ich der herrlichen Zeit, wo ich dir nahe gelebt.
Leicht war jenes Verſprechen, mir blühten die ſonnigſten Tage,
In der Freude Genuß hebt ſich von ſelbſt der Geſang.
Ach, wie hat ſich's geändert! Ich ſitze dem Ernſte des Lebens
Ernſt genüber. Es mahnt mächtig ſein mächtiger Blick,
Für das Leben zu ſchaffen. Er bannt die lieben Genoſſen,
Kunſt, Poeſie und Muſik ſcheucht er dem werdenden Mann.
Ach, ſtets ferner erſcheinen die leuchtenden Göttergeſtalten,
Und wie aus ſtillem Verſteck ſchweifet nur heimlich der Blick
Hin zu ihnen, ſich labend an ihren unſterblichen Gliedern.
Doch ich ſchweige davon, denn, o, des niedrigen Volks
Niedriger Tadel, er fände kein Ende, ich würde verketzert,
Reicht' ich wieder dem Bund blühender Muſen die Hand.
Nacht iſt's jetzt, trüb brennt die Lampe, in einſamer Stube
Lauſchet und ſieht kein Menſch! — Auf, und gedenke des Lieds! —
Sieh, ſo tönt es mir wieder im Ohr. Ich rufe der Muſe.
Aber gehorcht ſie dem Ruf, welche von ſelber einſt kam

Ungerufen und ſtets willkommen dem ſchwärmenden Jüngling,
Der an der ſchwellenden Bruſt laut ihr gelacht und geweint?
Ja, ſie hört, ſie kommt, ſie führt mich hinaus, ſie rufet
Jeglichen ſchönen Moment meinen Gedanken zurück,
Und vor allem die Stunden, die letzten, die ſeligen, heitern,
Eh ich mit Schmerzen den Kreis herrlicher Menſchen verließ.
Prächtig erblühte der Tag im Strahl vollglühender Sonne,
Blau des Himmels Gezelt, ſommerbefruchtet das Land!
Auf und hinaus! ſo erſcholl's. Bald trug der geſellige Wagen
Uns aus der Gaſſen Gewirr, froh von der Menge durchwogt,
Hin durch die Gärten, die reich geſchmückt mit Villen und Baumwerk
Rings umgeben die Stadt. Muthig in rüſtigem Lauf
Flogen die Roſſe dahin. Die Ausſicht dehnte ſich freier:
Vor uns erhob das Gebirg, herrlich von bläulichem Duft
Uebergoſſen, die Kronen im Strahle des ſonnigen Mittags;
Jegliche Linie war wellig und reizend geformt.
Wohl bewunderten wir die Pracht und flogen durch Felder,
Welche der goldenen Saat üppige Fülle durchwallt.
Freundliche Dörfer, ſie blieben zurück, wo an duftender Linde
Nahe der Kirche die Schaar kräftiger Bauern geſchwatzt
Von dem Segen des Jahrs, indeß die Mädchen und Burſche
Plaudernd an Thür und Thor Scherze und Herzen getauſcht.
Blühende Mütter ſaßen und pflegten die blühenden Kinder,
Unter dem Weinſtock hier, welcher die Hütte umrankt,
Dort auf der Bank vor der Thür, im Fenſter; ſie lachten und zeigten
Sich die Kleinen gemuth, Hoffnungen künftiger Zeit.
Ja, ich gedenke des Mahls, des ländlichen, immer mit Freude,
Wo die Najade ſich zeigt perlend in ſprudelnder Flut,

Sie, der Troſt und die Wonne der Siechen. Uns war ſie nicht nöthig,
Gott ſei Dank! Das Brod mundete uns und der Wein
Recht von Herzen. So ziemt es der friſcheren Jugend! Die Rede
Regte lebendig und froh ſich in dem munteren Kreis.
Ernſthaft wehrte das Wort der würdigen Mutter dem Scherze,
Wenn er zu keck ſich erhob; doch es erfriſchte mit Witz
Wieder der Vater die Luft: der Strom, von Dämmen gehalten,
Stürzet nur freudiger fort, wenn er die Feſſel beſiegt.
Thorheit trieb ich genug: ich rächte mich tödtlich an Weſpen,
Während ich ſtachelnd ſelbſt dir die Geſchwiſter geneckt,
Die anmuthigen Kinder. Dann brachen wir auf ins Gebirge,
Jeglicher ſchönere Platz wurde begierig geſucht.
Prachtvoll war der Weg, beſchattet von mächtigen Bäumen,
Hier durch den Wieſengrund, drüben hinauf an dem Berg,
Durch das vereinſamte Städtchen, dort wuchert auf ſonnigen Straßen
Still das Gras; dann ging's auf das verfallene Schloß.
Weiter und weiter! In Feld und Wald, da ſammeln wir Blumen,
Leicht im Vorübergehn mehret ſich mälig der Strauß.
Und dann ruhen wir aus am ſanftanſtrebenden Hügel:
Ruhig und ſtill war der Ort, mächtig umher die Natur!
Rings Kaſtanienbäume, darunter die blühende Haide,
Weithin zeigte dem Blick ſich das geſegnete Land
Stolzer im Heiligenſcheine des Abends. Da unten das Mainthal,
Ferne die Thürme der Stadt — Göthe berühmt ſie als Sohn —
Drüben der Odenwald, Bergſtraße und Melibokus,
Rechtshin ſtrömet der Rhein durch das gelobteſte Land,
Reich an Frucht und Reben und reich an duftigen Märchen,
Heimath kräftigen Volks. Heimath! ſo nenn ich ihn auch!

Ueberſäet die weiten Gelände mit Städten und Dörfern,
Schlöſſern und Domen. Wie groß zeigte ſich Alles dem Geiſt!
Gott ſo nah, allnah ſein tiefer gewaltiger Odem!
Rings Ein Sein! Es ſchwieg plötzlich die fröhliche Schaar.
Gleichwie betend gingen wir fort, in ſtiller Betrachtung:
Dieſe Stille durchzog uns wie ein hehrer Choral!
Erſt im Thale begann aufs Neue das Leben. Die Jugend,
Wenn ſie kaum ihn verlor, findet ſich wieder zum Scherz.
Dunkel erhob ſich die Nacht, wir fanden uns wieder im Wagen
Und die Roſſe voll Muth flogen dahin wie zuvor.
Dann erhob ſich Geſang, er liebet die Lüfte des Abends,
Durch die balſamiſche Nacht klinget beſeelter das Lied.
Weißt du, es waren Geſänge, ſo ſingt ſie das Volk in der Heimath?
Tief in Luſt und in Leid treffen ſie immer das Herz. —
Alſo verſchwand uns der Tag; doch iſt ſein Bild mir geblieben,
Farbig, lebendig und tief füllt es noch immer die Bruſt.
Und mit dem Bilde gedenke ich deiner! Holdſelige Jugend
Schmückte dich lieblich, noch mehr Liebe zur ſchönen Natur.
Freudig belebt erging ſich dein munteres Weſen in Allem,
Was mit üppiger Luſt Thal und Gebirge dir bot.
Hier zur Ausſicht warſt du die Erſte; im Laufen und Springen
Pflückteſt du Blumen dir ab, ſangſt du ein ſinniges Lied.
Unbefangenes Kind, bewahre dir immer die Liebe
Zu der Mutter Natur; aber betrachte ſie ſtets
Nur aus glücklichen Augen, und nahn einſt prüfende Stunden,
Ruhe ihr treu an der Bruſt, Tröſterin wird ſie dir ſein,
Wie ſie mir öfter es war. Es treffe dich nimmer ein Schickſal:
Fröhlich, wie jener Tag dehne dein Leben ſich hin!

So verdient es dein Weſen! Das ſind die Wünſche des Dichters,
Die er von ernſteren Höhn herzlich ins Leben dir ruft.
Sieh, ſo hat mich die Muſe geführt, nun ſcheidet ſie wieder,
Trüb verglühet der Docht, dunkeler ſenkt ſich die Nacht.
Auf und gedenke des Lieds! Ich löſe das alte Verſprechen,
Und mein Wunſch bleibt: Luſt, Friede und Segen mit dir!

Walter an Emma.

Wie, mein Kind, ich ſollte dir zürnen, daß du mich verſchmäheſt?
Trag ich nicht ſelber die Schuld, wenn du mir Liebe verſagſt?
Ach, die Grazien ſchritten mir herb an der Wiege vorüber:
Holdanmuthiger Reiz, heitere fröhliche Luſt,
Jegliches ſüße Geſchenk, das lieblich das Weſen verkläret,
Haben ſie ſtrenge verſagt. Ach, mich begabte der Ernſt,
Dieſer dunkle Genoſſe mit ſchweigender, denkender Miene!
Nein, du liebeſt ihn nicht, und du verwirfſt ihn mit Recht!
Doch wie ſoll ich verſchmerzen, daß du dein Herz mir verweigerſt?
Wahrlich ein hartes Geſchick hat mir das Leben verhängt!
Dauernde Jahre gedachte ich dein als der holdeſten Sonne,
Die mit milderndem Glanz freundlich ins Leben mir ſchien.
Nie vermeint' ich den wärmenden Strahl zu entbehren, ich wähnte
Forthin werde mein Geiſt, wie er es lange gethan,
Selige Blüthen an deiner erquickenden Seele entfalten.
An Gefühl und Verſtand fördert den Menſchen der Menſch;
Und die Guten, ſie thun es zumeiſt: du biſt von den Beſten!
Wie du gefördert mich haſt, dank ich dir nimmer genug.

Nur mit Wehmuth gedenk ich des Kreiſes, wo du dich bewegteſt.
So durchtönet den Geiſt oft ein verklungenes Lied,
Das wir in früheren Tagen gehört, die Wunder der Freude,
Wecket es wehmuthvoll wieder im träumenden Geiſt.
Stets die lieblichſten Seiten enthülleſt du: dir in der Seele
Spielten verſchieden und neu immer die Färbungen hin.
Friſch und lebendig verfolgteſt du ſtets die ſinnigen Reden,
Und es gebar dein Geiſt manches empfundene Wort,
Das verſtändig und klug den freundlichen Lippen entſtrömte
Und dir jegliches Herz, jeglichen Geiſt dir gewann.
O, wie freuteſt du dich der Dichtkunſt goldner Gebilde,
Die der Poet mit Kraft dir vor die Sinne geführt:
Kühne Gedanken der Welt, urkräftige große Geſtalten,
Drang und Leidenſchaft, mächtig und üppig gemalt
Im melodiſchen Vers, hintragend die hehren Gefühle!
Eingang fanden ſie gleich, pochten ſie dir an die Bruſt.
Oftmals laſeſt du ſelbſt; froh hätte der Dichter gelächelt,
Hätt er ſein duftiges Lied dir von der Lippe geſchlürft.
Und wie leuchtete dir aus den ſonnigen Augen die Seele,
Wenn der Töne Geiſt ſchwellend uns wogte ins Ohr!
Mächtige Harmonien der hohen gewaltigen Meiſter,
Auf der Begeiſtrung Meer trugen ſie friſch uns hinaus!
Oft entlockteſt du ſelbſt den Saiten bezaubernde Klänge,
Und ich lauſchte mit Luſt deinem beflügelten Lied,
Das mit heimlichem ſüßem Geſang die Seele umwebte.
Ach, es regte das Herz ganz in den Tiefen mir auf!
Dann gedenk ich auch noch der ſeligen Gänge im Freien,
Als wir in jauchzender Schaar ſtreiften durch Auen und Wald.

Scherzende Mädchen gesellt und scherzende Jünglinge, zogen
Unter Gesang und Spiel wir in die blühende Welt.
Unvergeßlich von allem erscheint mir der Tag, der beglückte,
Wo wir das felsige Thal tief im Gebirge besucht.
Weißt du? es war im Mai, im Mond der stolzen Befruchtung,
Voll von Wärme und Luft schaute der Himmel herab.
Ueppig im Laubwerk wogte der Wald, die schwellenden Felder
Farbig mit Blumen vermischt, starrten von Aehren und Klee,
Blüthenflocken entfielen den Bäumen, und lauliche Lüfte
Führten den üppigen Duft leicht wie auf Flügeln hinweg.
Aus den Büschen erklangen die wilden Lieder des Sprossers,
Und der Lerche Gesang tönte aus blaulichter Luft,
Während die fabelhafte Gesandtin des Südens, die Schwalbe,
Zwitschernd ein fremdes Gespräch über die Häupter uns strich.
Aber wir schritten zum Wald, nachdem wir genossen der Fernsicht,
Ebene, Hügel und Thal weit bis zum silbernen Rhein.
Traulich empfing uns das Buchengemach, grüngoldene Strahlen
Fielen vom Himmelsgezelt spielend als Lichter herein.
Enger und steiler so zog sich der Pfad, doch hemmten die Mühen
Nicht das Lied in der Brust, nicht auf den Lippen den Scherz.
Ich geleitete dich in die Schlucht, durch Höhlen und Spalten,
Hoch von Felsengestein sahen wir unten den Bach.
Welch ein Ringen und Klettern! Wir pflückten uns dennoch die Blumen,
Die als Teppich dem Wald lieblich gebreitet der Mai.

Endlich ruhten wir aus am Waſſerfalle, die Fluten
Stürzten aus wildem Geklüft jugendlich rauſchend hervor.
Kränze zu winden bemühten ſich rings die lieblichen Mädchen,
Hier für blondes Gelock, dort für ein dunkeles Haupt.
Aber wir ſelbſt bereiteten dann den köſtlichen Maiwein,
Und die getrennt ſich geführt, einte der lachende Kreis.
Wie holdſelig erſchienſt du mir damals vor allen Geſtalten!
Jegliche Luſt der Natur, jeglicher Jubel der Schaar
Spiegelte doppelt verklärt in deinem Weſen ſich wieder:
Du verſtandeſt zumeiſt Frühling, Geſänge und Luſt.
Hell durchflocht das goldene Haar dir der Kranz Maiblumen
Und du ſaheſt ſo hold, freudig bewegt in den Kreis.
Wie auf dem Felſen du ſaßeſt, erhoben über die Andern,
Schienſt du die Fee des Thals meinem begeiſterten Blick.
Oftmals, wenn ich dich ſah, ſchlug friſch mein Herz dir entgegen,
Gänzlich verlor ich es dort, gänzlich gehörte es dir!
Und es iſt dir geblieben! In allen Lagen des Lebens
Hat ſich dein Geiſt mir mild, ruhig und köſtlich erprobt.
Liebten ſie dich nicht zumeiſt, die holden Geſpielen der Jugend,
Legte nicht ſtill ihr Gefühl jede dir froh an die Bruſt?
Du bewahrteſt ſie treu, die geheimnißvollen Geſchenke.
Was ein pochendes Herz eben ſich ſelber geſtand,
Erſte Gefühle der Liebe, die Schätze und Wunder der Seele,
Deinem freundlichen Sinn wurden ſie ſelig vertraut.
Und du wußteſt ſo mild, ſo klug zu rathen, zu helfen,
Denn für Schmerzen und Leid hatteſt du ſinnigen Troſt.
So auch warſt du im Hauſe der Liebling: deine Geſchwiſter
Wendeten Wort und Blick immer am liebſten an dich.

Wohl verdienteſt du das: dein mildes verſöhnendes Weſen
Band ſo friedlich und hold immer den freundlichen Kreis.
Sieh, ſo hab ich dein Weſen belauſcht; voll menſchlicher Reinheit,
Edel und keuſch und treu zeigte ſich immer dein Geiſt,
Sittſam, ſchämig und ſtill wie unbewußt der Verdienſte,
Die auf jeglichen Schritt gerne das Leben dir gab!
Schönere Formen hab ich geſehen, mir hätte ſich manche
Ueppig erblühte Geſtalt wohl in Liebe geneigt;
Aber ich ſuchte ſie nicht: die einfach menſchliche Seele,
Die mir dein Wandel gezeigt, nahm mich auf immer dahin.
Glaub es mir, wonnige Maid, wohl hätteſt du mir am Herzen
Glücklich und friedlich geruht; fröhlich mit kräftiger Hand,
Fröhlich mit männlichem Geiſt, ſo hätt' ich dich ſchützend umfangen,
Leben in Freude und Leid, innig und treulich getheilt!
O wie hätt' ich geküßt dir vom Auge die Thräne des Kummers,
O wie hätt' in die Luſt jubelnd ich mit dir geſtimmt!
Muthvoll, feſt, hingebend, dich ganz in der Seele verſtehend,
Einen getreuern Genoß findeſt du ſicher nicht mehr!
Ja, die Liebe, die froh ich dir bot, entwuchs der Erkenntniß!
Wie ich die Blume gepflegt — Alles, ach, Alles umſonſt!
Und ſo ſcheid ich von dir, ich ſcheide von dir mit den Wünſchen,
Wie ſie, obgleich er gekränkt, heget ein edeler Geiſt.
Lebe beglückt in Fülle des Wohlſeins, Fülle der Freude,
Schmücke dein Leben hinfort Kunſt, Poeſie und Muſik!
Schaue mit glücklichem Blick in den ewigen Wechſel der Zeiten:
Jeglicher Winter ein Lenz, jeglicher Sommer voll Frucht!

Und das Geſchick erſeh dir den Freund, ſo herrlich an Gaben,
Daß er mit Geiſt und Hand tägliche Kränze dir flicht!
Sehne dich nie nach der Zeit, wo ich dir zu Seite gegangen!
Der ſie nimmer vergißt, weiht dir entſagend dies Lied!

Begegnungen.

Pauline.

Als Blume hab ich immer dich gekannt,
Doch deinen Namen find ich nirgendwo.
Die Roſe biſt du nicht, wie ſehr du ihr
An Glanz und Duft, Geſtalt und Fülle gleichſt;
Das Veilchen nicht, wie in Beſcheidenheit
Auch ſtille blüht und duftet dein Gemüth;
Nicht Tauſendſchön und Nelke, wenn dein Geiſt
Auch ihren Regenbogenfarben gleicht;
Und nicht das liebliche Vergißmeinnicht,
Wie ſehr es deiner Augen Abbild iſt;
Die Lilie nicht, obgleich du ſchlank wie ſie
Und unſchuldsvoll wie ihre Farbe biſt;
Selbſt nicht der Lotos, wenn du auch gleich ihm
Jedweden, welcher ſeinen Anblick nur
Und ſeinen Duft genoß, mit Zauberei —
Daß nie er von dir ſcheiden mag, — umſchlingſt.
Als Blume hab ich immer dich gekannt,
Doch deinen Namen find ich nirgendwo.
Nie ſah ich deines Gleichen. Kann's auch ſein?
Wo wär die Blüth', die alle Tugend eint,

Drin einzeln jede ihrer Schweſtern prangt?
Als Blume hab ich immer dich gekannt:
Du biſt die ſchönſte, reinſte, edelſte,
Der Blumenſchweſtern einz'ges Urbild nur!

Coronata.

Oft treibt es mich zum dunkeln Wald aus der Genoſſen wildem Schwarm,
Dort leg ich der Erinnerung mich in den ſüßen weichen Arm;
Sie ſchaut ſo träumeriſch mich an und führt mich über Zeit und Raum:
Sie flüſtert mir im Herzen wach der Jugendliebe ſchönen Traum.

Da tauchet Bild auf Bild herauf: der Frühling klingt und blinkt herein,
Der Himmel ſchwingt ſein blau Panier, die Erde wogt in grünem Schein,
Der Garten blüht, es zittert rings der Roſenduft ſo voll und weich,
Mich küßt das Lied der Nachtigall, mein junges Herz ſchlägt ahnungsreich.

Und plötzlich ſteheſt du vor mir im Schwanenkleid der Jugendluſt,
Du walleſt ſchlank und leicht und hehr, von goldnem Haar umweht die Bruſt.
Wie Himmel hoch, tief wie das Meer, ſtrahlt deiner Augen blauer Schein.
O könnt' ich ſchwingen mich hinauf, o könnt' ich ſtürzen mich hinein!

Und fürder folg ich raſtlos dir; und ob dem Munde fehlt das Wort,
Der Blick, des Herzens Bote, trägt zu dir mir die Gefühle fort.
Am Blick entflammet ſich der Blick, am Herzen zündet ſich das Herz.
O ſüßer Jugendliebe Luſt! Du weinſt im Glück, frohlockſt im Schmerz!

Und ſieh! dort aus der Wälder Grün, dort aus des Sees blauer Flut
Taucht wieder ſich dein Väterſchloß, die Thürme ſtehn in Abendglut,
Aus jenem Erker klingt ein Lied und eine Harfe tönt dazu:
Es zieht ſo dunkel ſehnſuchtswund rings durch der Thäler tiefe Ruh.

Ich nahe, — lauter ſchlägt das Herz, — du biſt's, umblüht vom Blumenflor.
Du ſiehſt mich — wallend grüßt das Tuch; ich ziehe durch das hohe Thor.
Ich wechſle mit den Grüßenden laut jubelnd des Willkommens Kuß:
Aus weiter Ferne trifft auf dich der ſcheuſte, doch der liebſte Gruß.

Geheime Luſt! wir finden uns bewußt und wieder unbewußt!
Es ruhet ſelig Hand in Hand und Mund an Mund und Bruſt an Bruſt,
Es rauſchet durch die Säle hin, es flüſtert durch der Hallen Rund:
Die hellſte Thräne weinſt du froh und ſcheu dem ſüßgeflochtnen Bund.

Bald ſtehn wir, wo die Linden blühn, wo plätſchernd der Springbrunnen rauſcht;
Wir tragen Sträuße in der Hand, die wir in frohem Scherz getauſcht;
Bald ſpielen auf der Wieſe wir im Sonnenſchein ein blumig Spiel:
Wohl ſind der Mädchen manche hold, doch du biſt aller Wünſche Ziel!

Bald reiten wir zum Wald hinaus. Dich trägt ſo ſchlank und leicht das Roß,
Zur Seite jubelt manches Lied für dich der liebende Genoß.
So düſter heimlich iſt der Weg durch dieſer Eichen ſtolze Pracht,
Fern eine Waldhornmelodie klingt durch der Bäume Dämmernacht.

Bald führ ich dich zum Berg, du ſiehſt im Sonnenſchein die Lande glühn:
Weit größer, reicher ſieh mein Herz im Lichte deiner Liebe blühn!
Bald fahr ich dich hinaus im See, die weißen Schwäne vor uns her:
Doch weiter ziehn wir träumend hin auf der Gedanken Liebesmeer!

Der Kuß — die Roſe! — Lebe wohl! — Ach ferne dämmernd liegt die Zeit!
Doch glänzt der Blick, die Wange blüht, die dunkle Bruſt wird voll und weit.
O ſchönes holdes Jugendlieb, begeiſtert öffnet ſich der Mund,
Und thut des Herzens ferne Luſt nachklingend dir in Liedern kund.

O ſitzeſt du im Erker dann, gleich mir auffriſchend Schmerz und Luſt,
Und ſteigſt bei Lied und Saitenſpiel erinnernd in die eigne Bruſt:
Dann horche, wenn der Abendwind zum Ohr dir meine Lieder trägt,
Und denke an ein edles Herz, das dir in edler Liebe ſchlägt!

Clara.

Du ſtolzes Herz, o trotze nicht
So ſieggewohnter Macht entgegen!
Wenn dir das Leben Roſen flicht,
Dann wandle nicht auf Dornenwegen!
Mich täuſchſt du nicht, ich ſehe klar,
Dir iſt die Liebe hold begegnet:
O fühl es tief, o fühl es wahr,
Daß dich das ſchönſte Glück geſegnet!

Erſcheine nicht ſo kalt und ſpröd,
O ſchaue nicht ſo ernſt und dunkel;
Denn keine Wüſte ſtarrt dir öd,
Dich grüßt ein leuchtendes Gefunkel.
Du haſt bis jetzt geträumt, gelauſcht
An ſel'ger Kindheit Luſtgeſtaden,
O ſieh, wie nun das Leben rauſcht:
Du biſt ins Paradies geladen.

Entbiet dem Lebenslenz den Gruß,
Wie du dem Erdenlenz ihn sangest,
Als du geschürzt mit leichtem Fuß
Durch Feld und Berge jauchzend drangest!
Wie schwärmtest du durch Wald und Au,
Bestreut von frühen Blüthenflocken!
Wie ruhtest du in holder Schau,
Umkränzt mit Grün die blonden Locken!

Wie ist dir jedes Lied so hold,
So tiefgefaßt ins Herz gedrungen!
Wie einer Harfe Saitengold
Hat deine Seele nachgeklungen.
Kein Strahl von einem glühen Stern
Erschien dir, der vergebens brannte:
Du hast die Wunder nah und fern
Erkannt, du blühende Bacchante.

Der Erdenlenz, er ist so schön,
Doch schöner blüht der Lenz der Liebe:
Tritt froh auf deines Lebens Höhn,
Das Herz, die Rose, schießt in Triebe!
Schau in geliebte Augen kühn,
Schau tief in treugerührte Züge!
Sahst du die Welt so jemals blühn,
Dann sprich: ich fröhne eitler Lüge.

O lauſche auf der Liebe Wort,
Geflüſtert durch des Laubgangs Hallen!
Es reißt die Seele mächt'ger fort,
Als tauſend laute Nachtigallen!
Was will des Himmels klarſter Strahl,
Der in den Mai ſich warm ergoſſen?
In junger Liebe lichtem Saal
Stehſt du, von Glorienglanz umfloſſen.

O ſchau nicht ernſt, o thu nicht kalt,
Treu pflege die geliebten Sorgen!
Es hat ſich vor der Allgewalt
Der Liebe Keiner noch geborgen.
Glückſel'ges Leid, ſchmerzſel'ge Luſt,
Wer hat ihr tiefes Meer ermeſſen?
O laß dich an die heil'ge Bruſt
Des erſten Lebens heilig preſſen!

Der Dichter mahnt dich weiſ' und tief:
Er denkt ſo gern der ſchönſten Zeiten,
Als ihn die ſüße Liebe rief
Zu endlos hellen Seligkeiten.
O tritt in dieſe Tage ein,
Fromm demuthsvoll das Herz entzündet,
Als ob im klarſten Himmelsſchein
Ein Engel dir das Heil verkündet!

Veronika.

Auf deinem Weſen ruht ein leiſer Schleier:
Er hält dich von der äußern Welt geſchieden,
Dahinter führſt du ſtille fromme Feier
Mit leidbewegter Bruſt, doch voller Frieden.

Du ſteheſt oft ſo groß und ſtarr in Träumen,
Gleichwie erfaßt von heimlichen Gewalten;
Mag rings der Freude voller Becher ſchäumen,
Du ſchauſt wie nach unſichtbaren Geſtalten.

In deine Seele biſt du ganz verſunken,
Als wollten dort ſich neue Wunder bilden;
Nur ſelten ſprüht im Blick ein glühes Funken
Aus deines Geiſts entlegenen Gefilden.

Es lächeln wohl die Lippen ſüß und ſchmerzlich,
Es formen Worte ſich am ſchönen Munde;
Wir harren dann im Kreiſe treu und herzlich,
Doch Keinem gönnſt du die geheime Kunde.

Wenn unſre Hände treu ſich nach dir ſtrecken,
Wenn unſre Worte freundſchaftlich dir flüſtern:
Sehn wir dich wie aus tiefem Traum erſchrecken,
All unſre Tröſtung kann dich nur umdüſtern.

Du fliehſt gar, die freundlich dich umweben,
Mit wundervollern Weſen zu verkehren:
Nur Sterne, Blumen, Düfte ſind dein Leben,
Nur Lieder können deinen Blick verklären.

Als ob dein Geiſt an keinen Wechſel dächte,
So pflegſt du deine lieben holden Sorgen:
Du flichſt ſie in den luft'gen Traum der Nächte,
Sie wachen mit dir auf am frühen Morgen.

Doch hält dein Geiſt ſich noch ſo feſt verſchloſſen:
Mir dämmert auf, was in der Tiefe brütet,
Ein ſtiller Forſcher löſ' ich unverdroſſen
Geheimniſſe, auch doppelt treu gehütet.

Dein Weſen aber mahnt mich an die Tage,
Die ahnungweckend vor dem Frühling kommen:
Der Himmel führt ob dunklen Wolken Klage,
Die Erde liegt in dickem Duft verſchwommen.

Doch Jeder fühlt: bald wird durch alle Räume
Duft, Sang und Farbe zauberglühend ſprechen!
So glaub ich, wird durch deine ſtillen Träume
Aufjauchzend bald der Lenz der Liebe brechen,

Agnes.

Du mahneſt mich der Knospe gleich,
Die vor der Blüthe ward gepflückt,
Die nie an Duft und Farben reich
Geſtrahlt, beglückend und beglückt;
Mir iſt, du wärſt ein dürftig Reis
In eines Waſſerglaſes Bann,
Das, ſcheint die Sonn' auch ſommerheiß,
Doch nicht den Kelch entfalten kann.

Gleichwie im Treibhaus wuchſeſt du,
Man gab dir eben Licht und Luft,
Und ſpärlich Wärme noch dazu,
Und nannte Welt dir deine Gruft.
Ja, eine Welt, wie ſie behagt
Jungfräulicher Beſcheidenheit!
Daß draußen eine Sonne tagt,
Sahſt du durch Scheiben trüb und weit.

Du ſahſt den Vater ſtets als Tropf,
Wie er im rothen Gold gewühlt,
Die Mutter, die an Wäſch und Topf
Und an der Magd den Muth gekühlt.
Freundinnen wurden dir erlaubt,
Ach, alte Jungfern, fromm und kalt,
Auch gar, zu bilden Herz und Haupt,
Brevier und Betbuch mannigfalt.

Drei Oehme und der Muhmen vier
Lud man dir ein zum Weihnachtsfeſt,
Man ſprach davon ſechs Wochen ſchier
Und lebte lang vom Tafelreſt.
Sonſt gab es wenig Wechſel mehr
Als noch ein Kleid zum Wiegentag;
Du hörteſt, ſalbungsvoll doch leer,
Engherzigkeit nur blöd und zag.

Als dir die Zeit der Reiſe kam, —
Du zähltest eben zwanzig Jahr, —
Gab man dir heut den Bräutigam
Und morgen ging es zum Altar.
Du nahmſt ihn nach der Aeltern Schluß,
Weil keinen Mann du je gekannt,
Und kalt blieb Handdruck, Blick und Kuß;
Doch häufte Schätze dieſes Band.

Der Reichthum, der dir angeſtammt,
Umgiebt dich rings mit glühem Licht;
Doch ruhſt du nicht auf deinem Sammt,
Du trinkſt aus deinem Golde nicht.
Dein Gatte geht der Habgier Bahn,
Du wirkſt und ſchaffeſt müd zu Haus:
Nie klopft die Freude bei euch an,
So geht's Tag ein, ſo geht's Tag aus.

Doch fürcht ich ſehr, du ahneſt einſt,
Was du im trüben Bann verſäumt;
Oft iſt es mir, daß du noch weinſt,
Weil du ſo rathlos haſt geträumt,
Als trete einſt dir vor den Blick
Des fernen Glückes grünes Land,
Als fühlteſt du noch dein Geſchick,
Daß du im Leben lebſt verbannt.

Du Knospe ohne Farb' und Duft,
Ins Waſſerglas dahingeſtellt,
Schau nimmer, wenn der Frühling ruft,
Mit offnem Kelche in die Welt!
Wenn zu der Leidenſchaften Tanz
Dein Herz erwacht und zitternd bebt,
Dann fühlſt du erſt dein Unglück ganz,
Dann fühlſt du, daß du nie gelebt!

Johanna.

Sie war vergebens all die Blüthenpracht,
Die deine junge Seele hell durchlacht,
Als dich der ersten Liebe Glut durchzittert!
Ach, keinen Anklang fand dein schlimm Geschick.
Jetzt stehst du da, umflort den treuen Blick,
Mit Gram das demuthsvolle Herz verbittert.

Wohl lockend war's, als reich und hoffnungsvoll
Dein frischer Geist in frische Blüthen schwoll,
Als hätte drüber sich der Lenz ergossen;
Als strömten tausend Düfte draus empor,
Als jauchzte schmetternd draus ein Lerchenchor
Vom Liebehimmelsäther lau umflossen.

Wohl lockend war's, als du in tiefer Nacht
Am laubumwebten Fenster lang gewacht
Und mit den Sternen hoch im Raum geflüstert;
Als mit dem Sprosser Seufzer du getauscht,
Als nach den Schwanen du im Teich gelauscht
Und nach dem Springquell, von Jasmin umdüftet.

Wohl lockend war's, wenn du am frühen Tag
Die Au durchschwärmt, die leis umduftet lag,
Um in der Blumenkelche Glut zu schauen;
Als doppelt tief du deine Lieder sangst,
Als stammelnd du nach neuen Worten rangst,
Um ihnen deine Seele zu vertrauen.

Was du gedacht, geredet und gethan,
Du folgtest stets dem einen holden Plan,
Der Lieb' ein heilig Opfer treu zu bringen.
Du suchtest stets dein heißgeliebtes Bild:
Es grüßte dich aus Land und Lüften mild,
Aus jeder weichen Stimme hellem Klingen.

Und Alles, Alles hin! O trübes Loos!
Ob du gefühlt auch rein und ernst und groß,
Dich sollte keine Gegenliebe laben.
All deine schöne, reine Seligkeit,
Gedanken, meerestief und himmelweit,
Du mußtest sie als Leichen still begraben.

Drum quält dich jetzt dein düsteres Geschick.
Drum stehst du da, umflort den treuen Blick,
Von Gram das demuthsvolle Herz verbittert.
Doch nein, o nein! o senke nicht das Haupt,
Stets unverloren bleibt, was du geglaubt,
Was du gefühlt, wird nimmer dir zerknittert!

Die Lieb iſt höher noch als was man liebt,
Es war die Schlacke nur, was jetzt zerſtiebt,
Doch das Metall erglüht in hellern Funken.
Fürwahr, dein Geiſt iſt lichtes edles Gold!
War dir der Liebe Gegenſtand nicht hold,
Mit deinem Herzen geht die Liebe prunken.

Auguſte.

Ein Zauber iſt's, dich zu betrachten
In deiner Schönheit dunkelm Licht:
Du ſtrahlſt, ſo wie aus tiefen Schachten
Der glühende Karfunkel bricht.
Du wallſt in purpurnen Gemächern,
Umwogt von weiter Kleiderpracht,
Umgrünt von ſchlanken Palmenfächern,
Glanzſtreuend, doch ein Bild der Nacht!

Und rings umſtaunt dich weich und lüſtern
Die üppige Bewundrerſchaar,
Anbetend hörſt du faſt ſie flüſtern
Vor deiner Reize Hochaltar.
Es neidet dich, wer dir nicht huldigt,
Begeiſtert hoch für Geiſt und Leib;
Und doch wirſt du von mir beſchuldigt,
Mir biſt du ein verlornes Weib.

Den reinen Geiſt kann nichts verdunkeln:
Mir ſchmeichelt nicht der goldne Saal,
Der Spiegel tauſendfaches Funkeln
Und Seid' und Sammt in bunter Wahl;
Schlägt dein Gewand auch edle Falten,
Du biſt doch müde, lahm und matt,
Müht Mund und Blick ſich friſch zu walten,
Dein Geiſt iſt dennoch lebensſatt.

Du ſtaunеſt, daß ich kühn dir ſage
Dies nüchtern kalte, wahre Wort.
O Gott, du hatteſt beſſre Tage
In deines erſten Lebens Port!
Ich ſah dich, als die Liebe leuchtend,
Ein Blitz, zuerſt ins Herz dir traf,
Als Thränen, dir den Blick befeuchtend,
Geſcheucht der Kindheit ſel'gen Schlaf.

Du jauchzteſt hell aus bangen Sorgen,
Des Zweifels Nebel war zerſtiebt.
O ſonnenvoller Lebensmorgen!
Du liebteſt und du warſt geliebt!
Wie wogte dein erblühnder Buſen,
Wie flog dein dunkles Rabenhaar!
Du fuhrſt, ſo fahren junge Muſen
In Maientage frühlingsklar.

Es hatte deiner Seele Funken
Entglüht des reinſten Dichters Geiſt,
Und ſchwärmend und begeiſtrungstrunken
Haſt du die Luft mit ihm durchkreiſt.
Mit ihm an Sternen hinzuſchweben,
Mit ihm zu ruhn im Märchenzelt:
Das war dein einz'ges ſüßes Leben,
Verſchollen warſt du für die Welt.

Wen hat der Zweifel wohl beſchlichen,
Daß je verrauſche dies Gefühl?
Und doch iſt deine Lieb' erblichen:
Du wurdeſt ſtill, du thateſt kühl;
Du trateſt, pflicht- und treuvergeſſen,
Mit einem Andern hin vor Gott!
Dich kalt an kalte Bruſt zu preſſen,
Die Schätze bot! Pfui, welch ein Spott!

Verkauft haſt du die junge Seele,
Verkauft den Leib an üpp'gen Glanz;
Daß nun das Glück dir ewig fehle,
Du fühlſt es tief, du fühlſt es ganz.
Drum ſchmücket auch bei aller Fülle
Dein Weſen nicht der Unſchuld Strahl;
Ob dich auch ſchminkt die ſchönſte Hülle,
Es trägt die Stirn ein Sündenmal.

Sucht auch dein Wort, dem oft ich lausche,
Die alte frische Jugendkraft:
Mir klingt es nicht im glüben Rausche,
Den einst dir lieh die Leidenschaft.
Strebt auch dein Auge hell zu glühen,
Wenn dich umtanzt der flinke Scherz:
Man sieht dir's an, du mußt dich mühen. —
Mich rührt kein Blick, wenn kalt das Herz!

O wärst du, wie du warst, geblieben:
Arm, ohne Schmuck, doch schuldlos, rein!
Dann ständest du nicht wie vertrieben
Aus deines Edens Frühlingsschein.
Nun quält dich allezeit die Reue,
Niemals gesühnt durch Glanz und Pracht:
Du brachst die Liebe, brachst die Treue,
Verlornes Weib, du Bild der Nacht! —

Deutsche Grüsse.

An Alexander von Humboldt.

Wir ſetzen lauſchend uns zu deinen Gäſten,
Uns wird, wir zögen fern zu andern Zonen
Im heißen Süd, wo blühnde Palmenkronen
Uns überwölben mit den ſchlanken Aeſten.

Du führſt uns zu des Himmels Sternpaläſten,
Wo hoch im Aether tauſend Welten thronen,
Enthüllſt das Land, ſo weit die Menſchen wohnen,
Weiſt uns zu Meeren und Gebirgesfeſten.

Du lehrſt verſtehn uns Thier und Stein und Pflanze
Und zeigeſt mit tiefſinnigem Durchdringen:
Einheitlich im Gewalt'gen wie Geringen
Blüht die Natur in ewig ſchönſtem Kranze!

Stets ſtrahlt dein Wort in künſtleriſchem Glanze!
O Wundermann, welch Land ließ dich entſpringen?
Heil uns, das wir in dir den Deutſchen ſingen,
Iſt deine Heimath auch die Welt, die ganze!

Auf Karl Immermann's Grabe.

Grün liegt die Gruft, ernſt ragt das Mal, von frommer Hand liegt drauf ein Kranz!
Ach, eine hohe Marmorſtirn, ein Blick voll friſchem Lebensglanz,
Ein ſcharfer Mund voll kühnem Witz, und Züge menſchlich, edel, rein,
Ein ſtolzer, kräft'ger Gliederbau ruht unter dieſem ſtummen Stein.

Ein Dichter war es, der hier ſchläft, der treu im Herzen, klar im Geiſt,
Ein weißer liederreicher Schwan, ob ſeiner Mitwelt einſt gekreiſt;
Dem, als ob unſern Häuptern hehr, ſein Sang mit friſchem Schlag gerauſcht,
Mit Stolz, daß er ein Deutſcher war, das weite Vaterland gelauſcht.

Er ſtand, ein rechter Sohn der Zeit, ſo wie ſie ihm vor Augen lag:
Von alten Tagen träumend bald und bald vom Auferſtehungstag,
Verſtimmt oft im Entwicklungswerk, dann auf errungne Bildung ſtolz,
Gab ſie ſein Lied. Er ſchnitt mit Kraft die Bolzen ſtets aus ganzem Holz.

Den Alten ſang er manches Lied aus fernem duft'gem Sagenkreis,
Doch hell, ureigen, blühend klang's, ein wahrer Dichter ſang es heiß;
Die Jugend jauchzte froh mit ihm ins Feld lebend'ger Gegenwart,
Er gab Gedanken frei und groß, Geſtalten hold und eiſenhart.

Ihr ſprecht: Doch hat er oft geirrt. Es irrte auch die Zeit erkrankt,
Als ſuchend hin und her das Ziel, das ganze deutſche Land geſchwankt.
Propheten gab's, ſie waren falſch; er aber ſtand, des Volkes Bild.
Hat er gleich ihm geirrt, erſtrebt hat er die Wahrheit ernſt und mild.

O ſtänd' er mit uns, wo wir ſtehn, an neuer Zeiten goldnem Thor,
Er trüg' uns kräftig, wie er war, ein Held das weiße Banner vor!
Wo das Jahrhundert muthig ſucht auf friſchen Bahnen freien Ruhm,
Er ſänge dort als ein Prophet der Zukunft helles Menſchenthum!

Ach, daß in blühnder Männerkraft, im beſten Muth ihn traf der Tod,
Da aus dem Vaterlande ziehn Mißtrauen, Zwieſpalt, Kleinheit, Noth,
Da wir in der Geſchichte Feld voll Hoffnung neue Samen ſtreun;
Wie würd' er friſcher Arbeit ſich, wie blühnder Kampfgenoſſen freun!

Wir müſſen ſtolz gedenken ſein, er that nach ſeines Geiſtes Kraft!
Wie zog er muthig, grad geſinnt, wie ſchuf er ernſt und ehrenhaft!
Wie war er ganz und immer Mann! So hat er ſchönſtes Lob erreicht,
So trägt ſein reines Bild die Welt. Dem Todten ſei die Erde leicht!

An C. F. Leſſing.

Als Jüngling hab ich oft im Geiſt verzückt
Vor deiner Bilder ſtolzer Pracht geſeſſen;
Dich kannt' ich nicht, doch ſeliger beglückt
Hat Niemand deine Dichterkraft gemeſſen.
Und dann als Gaſt und Freund an deinem Heerd
Hab ich durchforſchet deiner Erndten Segen:
Mehr warſt du mir mit jeder Tafel werth
Auf deines Daſeins ſchöpferiſchen Wegen.

Ein ſchöner Pfad! So wandelt ihn der Mann,
Der Kraft bewußt und ſicher ſeines Zieles.
Mit jedem Schritt ſteigſt höher du hinan,
Enthüllſt in Vielem Eins, in Einem Vieles.
Du weißt zu faſſen Leben und Natur,
Es ſind dir Bücher nicht mit ſieben Siegeln;
So weit ich folgte deines Strebens Spur,
Ich ſah Geheimniſſe dich ſtets entriegeln.

Es laſſen dich, den frommen Forſcher, gern
In ihre Wunder Erd' und Himmel ſchauen,
Tiefſinnig, weiſ' belauſchſt du nah und fern
Die Lüfte, Wolken, Seen, Gebirge, Auen.
Wie hell der Sonnenſchein die Welt belacht,
Wie über Haid' und Wald die Stürme brechen,
Den Blumenmorgen und die Wetternacht
Läßt du lebendig aus der Leinwand ſprechen.

Du führſt uns in der Sage grüne Welt;
Die Heimath zählt uns zu den treuſten Söhnen,
Wer ruht nicht gern im bunten Märchenzelt,
Wer mag der Vorzeit edle Dichtung höhnen?
Die Lieb' und Freundſchaft hat ein ewig Recht
An Zeit und Kunſt. So war's in allen Tagen,
So wird es ſein; ſo haſt du dem Geſchlecht
Der Zeit zur Luſt erweckt die Heldenſagen.

Ein Leiter an das hehre Weltgericht,
Enthüllſt du ernſt uns der Geſchichte Rollen:
O hör uns jubeln laut mit dir im Licht,
Sieh in der Finſterniß uns mit dir grollen!
Du giebſt Geſtalten recht von Fleiſch und Blut,
Nicht hohle Formen, leer und aufgeblaſen;
Du lehrſt Gedanken voller Flammenglut,
Dafür begeiſtert in den Tod zu raſen!

Nicht blinden Eifer hebſt du auf den Schild,
Nicht Glaubenswuth trägt dir die weiße Fahne,
Für die Vernunft begeiſtert, freundlich, mild,
Löſchſt du die Fakeln aus dem ſtarren Wahne.
Aus deinen Bildern ſieht uns groß bewußt
Die Freiheit an mit lebensvollen Augen!
Heil euch! könnt ihr aus der Geſchichte Bruſt
Des Menſchenthums gewalt'ge Triebe ſaugen!

Und ſtrotzend kleidet deine Phataſie
Dein Werk ſtets in urkräft'ge eigne Farben;
Die freiſte Form fehlt großen Geiſtern nie,
Sie mangelt dort, wo enge Seelen darben.
Du ſteheſt feſt in deinem Gegenſtand,
Du ziehſt bald trauernd ernſt, bald ernſt und heiter:
Und in die Kunſt griff mächt'ger ſtets die Hand,
Stets in das Leben drang dein Auge weiter.

Was kümmert um den Raben ſich der Schwan!
Ob Neid dich höhnt, ob Unverſtand dich tadelt,
Du wandelſt ſicher klar die Sonnenbahn,
Durch Wahrheit, Freiheit, Menſchenthum geadelt.
Mitwelt und Nachwelt winden dir den Kranz,
Denn du verſteheſt Leben und Geſchichte,
Ein Sohn der Zeit! Mit ewig hellem Glanz
Glühn in die Zukunft deiner Kunſt Gedichte!

An Graf August von Platen-Hallermünde.

Rühmt der Deutſche ſeine Dichter fröhlicher Begeiſtrung voll,
Platen, o dann bringt er immer deinem Geiſte hohen Zoll;
Rühmt er ſeine freien Sänger, viele nennt er nicht mit Luſt,
Dann entquillt dein ſtolzer Name erſt mit Wonne ſeiner Bruſt.

Wen'ge ſind, wie du, des Kranzes reiner, wahrer Seelen werth,
Wen'gen hat, wie dir, gedienet auch die Leier als ein Schwert,
Wen'ge ſtrebten, dir gleich, raſtlos nach Vollendung ihrer Kunſt,
Wen'ge ſtanden bei der Wahrheit, bei der Freiheit ſo in Gunſt.

Harmlos waren nicht die Zeiten, denen in den wilden Schooß
Hart dich das Geſchick geworfen; Kampf und Schlachtruf war ihr Loos.
Was ein Sängerherz erquicket, Frühling, Liebe, Freundſchaft, Wein,
War verklungen, und du mußteſt in den Streit des Tags hinein.

Denn der Dichtkunſt Zaubertempel ſtand verwildert, wüſt und öd!
Schlechte Meiſter in Gedanken, Form und Sprache hart und ſpröd —
Brüſteten ſich an den Säulen; Kämpfer für der Schönheit Gott,
Peitſchteſt du ſie aus den Hallen; deine Geißel war der Spott.

Und dann ſangſt in ſtolzen Rythmen du dein klangerfülltes Lied,
Strotzend voll von Weltgedanken, die der Geiſt dir reich beſchied.
Und du zeigteſt — oft gewaltſam, oft verſtimmt und voll Verdruß —
Wie man um die reine Muſe denkend, trachtend werben muß.

Wie verſtandeſt du der Völker reiches Leben groß und klar,
Brachteſt Dornen jeder Knechtſchaft, jeder Freiheit Roſen dar!
Um die Stirn der Menſchenhelden wandeſt du den Lorbeerkranz,
Dante gleich triebſt du zur Hölle der Deſpoten eiteln Glanz.

In der Kunſt war es die Schönheit, der du Tag und Nacht geweiht,
In dem Leben wars die Freiheit, die du in des Tages Streit
Trotzig, ſtark und feſt vertheidigt, ſtets ein ehrenhafter Mann,
Der bei Dichtern, der bei Helden einen ew'gen Platz gewann!

Und doch hat dich nicht verſtanden blöden Sinns dein Mitgeſchlecht.
Ha, der Dichterling und Sklave wies den freien Mann zurecht!
Wundenvoll die edle Seele, arg zerfleiſcht das ſchöne Herz,
Trugſt du nach den hellſten Fluren, nach Italien, deinen Schmerz.

Doch was war damit gebeſſert? Ach, dich heilte nicht das Land,
Ueber deſſen Aun und Bergen leuchtend ſich der Himmel ſpannt;
Sinnend zogſt du durch die Städte, träumend gingſt du längs der See!
Die Natur und die Geſchichte löſten nicht dein großes Weh.

Was auch half es ſie zu ſcheuchen, war die Sorge dein Genoß?
Denn ſie ſtieg mit dir zu Schiffe, ſchwang ſich hinter dich aufs Roß.
Flohſt du auch die theure Heimath, nimmer flohſt du deine Noth;
Deine tiefe ſtille Sorge gab dir einen frühen Tod.

An Trinakria's Geſtaden liegt ein Platz am ew'gen Meer,
Klingend bricht ſich dort die Woge, die Cypreſſe raget hehr,
Dort im Grabe ruhſt du, Dichter! Aber für dein Martyrthum
Blühet jetzt im deutſchen Volke feſt und groß dein ew'ger Ruhm.

An Jakob Becker von Worms.

O wie mich dieſer Anblick weidet!
Wen führſt du her an deiner Hand?
Es iſt die Muſe, ſchlicht gekleidet
Als ſüßes liebes Kind vom Land!
Kurz ſind die Röcke, prall das Mieder
Und bänderreich der breite Hut,
Das Auge lacht, friſch blühn die Glieder:
Wie ſteht die Bauerntracht ihr gut;

Wir folgen ihr und dir mit Wonne
Zum dichten Wald, ins grüne Feld,
Wir freuen uns der goldnen Sonne
In deiner morgenfriſchen Welt;
Wir ziehen ſcherzend mit den Dirnen
Und jauchzend mit den Burſchen hin,
Die klaren Blicke, reinen Stirnen,
Der luſt'ge Muth behagt dem Sinn.

Und unter weitverzweigten Bäumen
Ruhn wir am ſchatt'gen Brunnen aus,
Im Abend ſchwelgend ohne Säumen
Führſt du das Volk vom Werk nach Haus;
Hier ziehts vorbei: die Männer, Greiſe,
Die Fraun und Kinder halten Raſt:
Es ſchleichen Scherz und Spiel zum Kreiſe,
Die Lieb' iſt junger Herzen Gaſt.

Sie zeigſt du uns in ſchlichten, vollen
Geſtalten, die beſeligt blühn:
Du läßt ſie ſchmollen, läßt ſie grollen,
Um wärmer bald geſühnt zu glühn.
Mit deinem Kirmeßbau'r im Rauſchen,
Da taumeln wir zum Heimathdach,
Mit deinem Mädchen ſehn und lauſchen
Von fern wir den Soldaten nach.

Dann führſt du uns zum Feſt der Schnitter:
Im hohen Saatfeld. Welche Schaar!
Wild zieht herauf das Ungewitter,
Es zuckt ein Blitz, fern brennt es klar.
Des Dorfes Kirche ſteht in Flammen,
Furcht hemmt die Glieder, ſtarrt den Blick;
Sie ſtürmen alle jäh zuſammen:
Wen traf das furchtbare Geſchick?

Dann malſt du uns, vom Blitz erſchlagen
Am Eichenſtamm, den Schäfer todt;
Die es vollbracht, die Wolken, jagen,
Die Leiche lächelt frei der Noth.
Doch vor ihm ringen ſie die Hände,
Sein Weib bricht hin im Angſtgeſchrei,
Die Herde blökt, ob ſie empfände,
Daß ſie beraubt des Hüters ſei.

Wir ſehn den heimgekehrten Krieger
Am Grab der Eltern trauernd ſtehn;
Der nie geweint, dem wackern Sieger
Will ſchier das Auge übergehn.
Dann läßt du hold das Leben liegen
Voll Liebe, Freundſchaft, Elternluſt
Du trau'rſt an Särgen, ſingſt an Wiegen
Und ſtimmſt zu Luſt und Leid die Bruſt.

Der Dörfer ſtilles, reiches Leben,
Ein Fluß, der lacht, der Wogen ſchlägt,
Du kennſt das Jubeln, kennſt das Beben,
Das tief das Herz im Kittel trägt;
Wie herrlich weißt du zu berichten
Von Haus und Heerd, aus Wald und Flur!
Du giebſt in farbigen Gedichten,
Der vollen Menſchenbruſt Natur!

O dichte fort in ſolchen Bildern,
Das iſt Geſchichte groß und wahr:
Das Leben deiner Zeit zu ſchildern,
Haſt du geſchaffen immerdar!
Ob Andre andres Ziel erſonnen,
Du malſt der Heimath Herrlichkeit!
Du haſt für dich das Volk gewonnen,
So lebeſt du für alle Zeit!

An Friedrich Overbeck.

Köln. August 1855.

Sei uns willkommen,
Herrlicher Meiſter,
Hier in des Rheines
Grünen Gefilden!
Sei uns willkommen,
Meiſter in frommen,
Heil'gen Gebilden!

Sei uns willkommen,
Kämpfer und Gründer
Blühenden Aufſchwungs
Bildender Strebung,
Der mit Genoſſen
Muthig entſchloſſen
Sprach die Erhebung!

Alternde Satzung
Habt ihr gebrochen,
Hoch zu der Sonne

Flogen die Geiſter!
Kunſt iſt erſtanden
Rein aus den Banden:
Ihr ſeid die Meiſter!

Und mit Begeiſtrung
Nahmſt du den Griffel,
Schufeſt des Himmels
Hehre Geſtalten:
Wie ſie in Fülle,
Seligkeit, Stille
Rings ſich entfalten!

Herrlicher Künſtler,
Keiner vergleichet
Dir ſich in Bildern
Heil'ger Geſchichte;
Keiner im Sehen,
Fühlen, Verſtehen
Heil'ger Geſichte!

Hoch dir, o Künſtler!
Mögen dich leiten
Ueber die Alpen
Schützende Geiſter!
Noch an die Tiber
Kling' es hinüber:
Hoch dir, o Meiſter!

An Jakob und Wilhelm Grimm.

Es zog die alte Kunde:
Tief liegt im deutſchen Wald
In grüner Eichen Runde
Ein Steinbild, hehr und alt,
Das Haupt ſo ſtolz und prächtig,
Voll kühner Kraft der Leib,
Im Ausdruck ſieghaft mächtig:
Es iſt das ſchönſte Weib.

Doch auf den Gliedern breiten
Sich Moder, Schutt und Staub,
Es ward im Gang der Zeiten
Schier des Vergeſſens Raub.
Und leiſe ging die Klage,
Nur Guten ging ſie nach,
Es ward ſchier eine Sage
Das Weib Germania.

Da tratet ihr ins Leben,
Das beſte Bruderpaar,
Voll friſchem Jugendſtreben,
Mit Geiſtern kühn und klar.
Ihr habt den Eid geſchworen,
Zu wandern Hand in Hand,
Zu ſuchen, was verloren,
Zu finden, was verſchwand.

Der Heimath Berg und Fluren
Sahn bald euch auf der Fahrt,
Zu forſchen nach der Spuren
Von alter deutſcher Art.
Man ſah euch gehn und klettern
Zu Stadt und Schloß ſofort,
Ihr laſt vergelbte Lettern,
Vernahmt verſchollnes Wort.

Uralte Bücher ſchloſſen
Euch manch Geheimniß auf,
Es wandte unverdroſſen
Zu Nachbarn ſich eur Lauf;
Den Volksmund ließt ihr ſprechen:
Wie er von Kunden quoll!
So kam in Strom und Bächen
Euch Weisheit wundervoll.

Und treue Schüler gingen
An eurer Seite bald,
Zu jenem Weib zu bringen
In dem verlornen Wald.
So fandet ihr die Eichen,
Das heil'ge Rauſchen tönt,
Und in des Bilds Bereichen
Ward eure That gekrönt.

Schon iſt ſein Mund euch offen,
Viel hat er euch vertraut:
Reich über alles Hoffen
Iſt deutſcher Sprache Laut.
Im Haupt gingt ihr enthüllen
Den Glauben und das Recht,
Die mächtig ſchon erfüllen
Der Heimath neu Geſchlecht.

Und erſt wie ſchön und tröſtlich
Iſt der Germania Herz!
Brauch, Sitten, Spiele köſtlich
Hegt es zu Leid und Scherz,
Es ſchwillt von hohen Mären,
Von Liedern ſüß erblüht:
Glanzvoll muß ſich verklären
Der Heimath reich Gemüth.

Wie wird erſt Alles prangen
In Schönheit, Größe, Kraft,
Wenn, was ihr angefangen,
Zu Ende iſt geſchafft!
Es zieht die alte Kunde,
Wenn ganz das Bild ſich hebt,
Daß Deutſchland jene Stunde
Ein neues Leben lebt.

Es iſt das ſtolze Leben
Der Einheit, Freiheit, Pracht,
Vor andern Völkern heben
Wir Geiſt und Schwert mit Macht!
Laßt Dank euch, Brüder, ſagen:
Ihr ſchuft den beſten Theil!
Drum blüht in ſpäten Tagen
Euch Ehre, Ruhm und Heil!

An Ludwig Uhland.

Geſchützt durch grüne Reben
Vor goldnem Sonnenſchein,
Lieg ich im Sommerleben
Am Hügel überm Rhein
Und halte deine Lieder,
Still blätternd in der Hand,
Und leſend fühl ich wieder,
Was ich vor Zeit empfand.

Ja, das ſind echte Töne,
Entſtrömt der deutſchen Bruſt,
Voll klarer Seelenſchöne
In Stolz und Leid und Luſt!
So ſchallt des Volksmunds Singen
Schier ein Jahrtauſend lang,
So muß es weiter klingen
Im rechten deutſchen Sang!

Doch, ach, auf andern Bahnen
Zieht heuer unſer Lied!
Weh, daß man von den Fahnen
Des Vaterlandes ſchied!
Sie wollen deutſche Dichter
Und deutſche Männer ſein?
Wird einſt die Zukunft Richter,
So ruft ſie donnernd: Nein!

Sind wir im Monat Spörkel?
Giebt's tolle Faſtnachtszeit?
Welch kunterbunt Geſchnörkel
Von lauter Seltſamkeit!
Nach fremder Tracht zu haſchen,
Zu ſuchen Auslandsdunſt,
Kopfhängen, Würze naſchen,
Das iſt nicht deutſche Kunſt!

Genug ſind die Hellenen
Und Römer nachgeahmt,
Des Alterthumes Scenen
Stehn all ſchon eingerahmt.
Was einſt den großen Meiſtern
Der Griechen Maaß verliehn,
Heut ſieht man nur noch kleiſtern
Copieen nach Copien.

Araber, Perſer, Juden
Verdeutſcht — wir ſehen's gern!
Sie ſelbſt im Kaftan finden,
Macht kopfſcheu vor den Herrn.
Die Türken und Chineſen,
Wir halten gern ſie weit,
Und auch das Slawenweſen
Paßt nicht in deutſch Gebreit.

Es locken uns die Andern
Nach Süd und Weſt zur Fahrt;
Zu den Romanen wandern,
Iſt ſchon verbrauchte Art.
Selbſt fern im Urwald ſuchen
Sie ihre Stoffe auf.
Wir Heimathstreuen fluchen
So wirrem Geiſteslauf.

Uns gilt ein andres Streben,
Uns ſtrahlt ein höher Ziel:
Wir pflegen deutſches Leben
Im deutſchen Liederſpiel.
Wenn fremd der Dichter ſinget,
Da iſt auch fremd ſein Herz,
Statt daß es Freude bringet,
Bringt es der Heimath Schmerz.

Der Krieger mit der Wehre,
Der Bauer mit der Hand,
Der Lehrer mit der Lehre
Soll ſtehn zum Vaterland!
Viel größer, feſter, ſtrenger
Iſt es des Künſtlers Pflicht!
Entartet nicht, ihr Sänger,
Vergeßt die Heimath nicht!

Noch brauſen unſre Flüſſe,
Noch rauſchet unſer Wald,
Süß thun der Maien Küſſe,
Weib, Freundſchaft, Wein Gewalt,
Noch weiſen Stadt und Mauern
Zu der Geſchichte Pfad:
Laßt Held und Volk nicht trauern,
Auf, ſinget ihre That!

In grau und jungen Tagen
Lockt deutſches Leben hold:
Sucht nach den alten Sagen,
Nach neuer Stoffe Gold!
Und hebt ihr Liederweiſen,
So thut's im deutſchen Ton:
Die Zukunft wird nur preiſen
Der Heimath echten Sohn!

Recht aus des Volksthums Weſen
Iſt dein Gedicht erblüht:
Wir ſingen, ſagen, leſen
Dich, Uhland, nimmermüd!
Du Meiſterbild, aufs Neue
Mit altem Ruhm beglückt!
Seht, wie die deutſche Treue
Im deutſchen Liede ſchmückt!

An Ernſt Moritz Arndt.

Du treuer Mann, nimm unſern Dank,
Du trafſt im Lied das rechte Wort,
Das ward im deutſchen Heimathſang
Vergangenheits- und Zukunftshort!
Es ſangen's Jüngling, Mann und Greis
In Luſt und Leid ins Land hinein,
Fraun, Jungfraun ſangen's laut und leis:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Und als im wilden Monat März
Der alte Bund in Scherben brach,
Da pochte heiß des Volkes Herz,
Gelöſt aus langer Pein und Schmach.
O Deutſchland, du biſt frank und frei!
So rief die Donau und der Rhein,
Vom Belt zur Alpe ſcholl ein Schrei:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Es kam noch kaum zur rechten Schlacht,
Wo aber blieb denn das Geſchlecht,
Dem nur das Schwert verlieh die Macht,
Herkommen nur verlieh das Recht!
O wie der eitle Glanz zerſtob,
Die Herzen matt, der Muth, wie klein,
Der heuchleriſch das Lied erhob:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Es ſtieg ein heller Tag empor
Glanzvoll wie Sieg und wie Triumph:
O wie da Jeder kühn verſchwor
Die alte Spaltung trüb und dumpf!
Das Volk ſelbſtherrſchaftsherrlich trat
Zuſammen feſt in Männerreihn:
Auf der Gedanke werde That!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Durch Gott und Volkes Gnaden ſaß
Zu Frankfurt dann das Parlament.
Ein Deutſchland! Richtſchnur war's und Maaß.
Ein Deutſchland! Anfang war's und End.
Die Männer ſandten alle Gaun
Und alle Stämme an den Main,
Den neuen Heimathſtaat zu baun:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Sie ſchufen raſch die Reichsgewalt
Und gingen nimmer krumm und ſchief,
Weil jugendfriſch und greiſenalt
Des Volkes Stimm' aus ihnen rief.
War's auch ein Johann ohne Land,
Gleichviel, denn Stand und Nam' iſt Schein,
Er hat zur Loſung ſich bekannt:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Doch wie geſchehn „der kühne Griff"
Und neue Ruh im Reiche wuchs,
Da dreht der Wind, es ſchnob und pfiff,
Es regt ſich wieder Wolf und Fuchs.
Ein Sondergeiſt ging düſter um,
Sich ſchnöden Eigennutz zu weihn,
Er nahm den hellen Aufſchrei krumm:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Parteien tobten wüſt und wild,
Schwer ward manch Herz, trüb mancher Blick.
Was ſoll die Form? Der Geiſt iſt Schild!
Was Monarchie und Republik!
Die Einen wühlten mit Gewalt,
Die Andern heulten krächzend drein,
Indeß der einz'ge Heerruf galt:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Der Wühler köderte mit Brod,
Rief: „Diebſtahl iſt das Eigenthum!“
Der Heuler rief: „Was thut uns Noth,
Als unſrer Stämm' und Stämmchen Ruhm!“
Und hier im Volk, dort im Palaſt
Gab's neuer Spaltung wirre Pein.
Fluch dem, der ſeine Mutter haßt!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Viel älter iſt Germania
Als der einſeitig blöde Trutz!
Fürs ganze Vaterland ſteht da,
Ob Oeſtreich, Preußen, ob Vaduz!
Und thut ihr's nicht, iſt's Anarchie,
Die nie der Himmel wird verzeihn,
Denn den Verrath vergiebt er nie:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Gottlob, das Parlament hielt Stand,
In Rollen ſchrieb's das neue Recht:
Die Satzung für das deutſche Land,
Den Hort dem künftigen Geſchlecht.
Das Werk iſt unſer Heiligthum,
Und ew'ger iſt's als Erz und Stein,
Draus wächſt dereinſt der Heimath Ruhm:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Einſt ſtrahlt der Tag in Roſenglanz
Trotz Lug und Trug und Liſt und Streich,
Dann ſteht es auf, einheitlich, ganz,
Das uralt hehre deutſche Reich!
O alter Arndt, dein Sang tönt weit
An Belt und Alpe, Donau, Rhein!
Gott ſchirm' das Reich in Ewigkeit:
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Geſtalten.

Erwin.

O selig volles Künſtlerthum,
Das mir erfüllt den Geiſt,
Das Anmuth, Schönheit, Freiheit, Ruhm
Mich friſch zu ſuchen heißt!
Ich ſchweife nach dem Ideal,
Hell, jugendvoll und ſchön,
Und tauch aus tiefem Erdenthal
Zu lichten Himmelshöhn.

O wie verklärt ſich mir die Welt
Aus halbem trübem Licht!
Ich ſehe Wald und Berg und Feld
Als herrliches Gedicht.
Lockt mich der Menſchheit weit Gewühl
Herab auf ſeinen Pfad,
Blüht mir erhaben ihr Gefühl,
Veredelt ihre That.

Für mich giebt's keine Feſſeln mehr,
In denen mancher ſchleicht:
Das ird'ſche Gold iſt mir zu ſchwer,
Scheinehre mir zu leicht.
Hei, blödes Volk, dem eine Laſt
Stets an den Sohlen klebt!
Der Künſtler iſt der Gottheit Gaſt,
Weil Gottheit ihn umwebt!

Glückſel'ger Flug der Phantaſie,
Du heller Genius,
Verſage mir im Leben nie
All deiner Liebe Kuß!
Heb mich in deine Himmel weit
Aus enger Erdenhaft!
O Segen, Glück und Seligkeit
In freier Künſtlerſchaft!

Hermann.

Dreijähr'ge Kerkerhaft! O bittres Leben,
O trübe, dumpfe, ſchwere Einerleiheit!
Warum, warum? Es war des Geiſtes Streben
Des Vaterlandes Ehre, Ruhm und Freiheit!

Lebt wohl, ihr Räume mit dem kalten Lichte,
Der feuchten Luft, den Spinnen und den Motten,
Wo Hohn die eigne Stimme, wenn das dichte
Gewölb das Wort nachhallt mit hohlem Spotten.

Ihr habt geſiegt! Mir iſt die Kraft gebrochen,
Hohl ſtiert mein Aug' ob den gebleichten Wangen,
Welk iſt das Fleiſch, gebogen meine Knochen.
Und doch friſchauf! Der Geiſt blieb ungefangen!

Dreijähr'ge Kerkerhaft! O bittres Leben,
Du trübe, dumpfe, ſchwere Einerleiheit!
Und doch friſchauf, es bleibt des Geiſtes Streben
Des Vaterlandes Ehre, Ruhm und Freiheit!

Natur, Natur, an deinen blühnden Brüſten
Laß ruhen mich, den Müden, Kranken, Wunden!
Oaſe du in heißen Lebenswüſten,
In deiner Einſamkeit laß mich geſunden!

Sieh da, der Lenz! Hei, wie dem friſchen Jungen
So voll die warmen goldnen Strahlenhaare
Ums Sonnenantlitz flattern! Reich geſchlungen
Hält er ums Haupt des Himmels Tuch, das klare.

Und ums Barett, das leichte, blaue, fliegen
Lichtweiße Wolken ihm wie helle Bänder,
Am Berg kommt luſtig er herabgeſtiegen,
Und vor ihm zieht ſein Athem durch die Länder.

Er wallt durch Berg und Thal und längs dem Fluſſe,
Er ſucht die Freunde, die ihn faſt vermuthen;
Mit ſeiner warmen Lüfte friſchem Kuſſe
Weckt er das graue Land, die eiſ'gen Fluten.

Sieh, wie aus Winterfeſſeln Alles bebet!
Der Wald ſchießt aus, es grünen rings die Auen,
Die Bäume blühen farb- und duftbelebet,
Die Seen, des Himmels klare Spiegel, blauen.

Und durch den Aether gießt er ſeine Düfte,
Den Vögeln löſet er der Zungen Schweigen:
Sie ſteigen ſchmetternd in die blauen Lüfte,
Sie ſitzen jubelnd in den grünen Zweigen.

Das iſt des Lenzes ſtürmiſches Umarmen!
Es drückt ſo jugendmächtig mich zum Herzen.
Wir ſahn uns lange nicht! — O hab Erbarmen,
Denn ich ward alt, die Liebe macht mir Schmerzen.

Du willſt den Quell der alten ſüßen Lieder,
Den längſt verſtockten, mir im Geiſte wecken?
O laß ihn ſchlummern, löſ ihn nimmer wieder,
Die wilden Sänge möchten dich erſchrecken!

Hinaus, hinaus, zum höchſten Bergesgipfel,
Hinaus, mich ſchmerzen die verharrſchten Narben!
Wo Felſen ragen, wo der Eichen Wipfel
Zum Himmel ſtreben, wird das Herz nicht darben.

Und gleich dem Winde flieh ich das Gewühle
Und kleiner Menſchen übermüth'ge Wege,
Die mir entweihn die ewigen Gefühle,
Die ich für meine Heiligthümer hege.

Bald weht mir's in der Höhe durch die Locken,
Gott ſelber tritt im Hauche mir entgegen,
Ich harre ſeiner Größe ſtill erſchrocken,
Er zeigt mir ſeiner Schöpfung vollen Segen.

Wie reich erglänzen rings die Erdenthale,
Geſtreckte Hügel, kordurchwogte Felder,
Die Flüſſ' und Seen im goldnen Sonnenſtrahle,
Das Hochgebirg im Schmuck der grünen Wälder!

Hier breiten größer ſich der Erde Lande,
Der Himmel ſenkt ſich lichter auf mich nieder,
Hier in der Freiheit knüpfen ſich die Bande
Zu Erd' und Himmel und zu Menſchen wieder!

Allein, allein! So war es nicht vor Jahren!
Hier trieb ich's einſt mit brauſenden Genoſſen,
Auf leichten Fähren ward der Strom durchfahren,
Gebirg und Thal durchſtürmt auf ſchnellen Roſſen.

Wo ſind ſie hin, mit denen ich geſungen,
Gezecht, geſpielt, gefochten manche Stunde,
Als uns die helle Jugend froh umſchlungen? —
Ich frage ſcheu und höre dunkle Kunde.

Der Edle, der der Forſchung deutſcher Sitten,
Des deutſchen Lied's, der Sprache ſich ergeben,
Er hat im Unmuth längſt das Meer durchſchnitten,
Im Urwald träumt er von der Heimath Leben.

Das Bruderpaar? — Sie liebten Waldesdüfte,
Die höchſten Höhn erklommen ſie verwegen
Und ſangen helle Lieder in die Lüfte —
Sie ſind im Kerker herbem Tod erlegen.

Und er, der ſchöne Zögling des Homeros,
Er träumte nur von Hellas Geiſt und Lande?
Wohl ihm, er fiel im Griechenkampf ein Heros,
Lorbeer umblüht ſein Grab an Joniens Strande!

Und Einer? Ach, wir haben ihn verloren,
Er hat verläugnet unſrer Jugend Streben,
Die heilgen Eide hat er falſch verſchworen,
Und niederm Dienſt iſt Herz und Haupt ergeben!

Allein, allein! Ich bin allein geblieben
Und zünd ob manchem Grabe düſtre Kerzen,
Mein Klagelied ſchallt dumpf für viele Lieben,
Doch ſchallt's aus treuem freiheitsglühndem Herzen.

Wie find ich im Gewühl mich oft alleine,
Mich macht ſo leer der Menſchen leeres Leben,
Da wandl' ich in die ſchattendüſtern Haine,
Wo tauſendjähr'ge Eichen ſtolz ſich heben.

Wie ſpricht Natur doch dort ſo voll und kräftig!
Mein Ohr erquickt das Lied der Nachtigallen,
Den Blick zu ſtärken iſt das Grün geſchäftig,
Den Geiſt erfriſchet Gottes leiſes Wallen.

In ſtiller Andacht muß ich ernſt mich neigen,
Da rauſchen laut die hohen heil'gen Wipfel,
Ich ſchwing hinauf mich an den kräft'gen Zweigen,
Bald ruh ich in der höchſten Eiche Gipfel.

Dort ſchaukelt mich im grünen Arm der Bäume
Der Abendwind hoch überm Dampf der Klüfte,
Durchs Spiel der Blätter ſchau ich Himmelsräume
Und athme friſche freie Himmelslüfte.

Und deckt die Thäler längſt der Nacht Gefieder,
Da jubl' ich laut noch in den ſchwanken Aeſten,
Da ſing ich meine ſüßen Jugendlieder,
Beſtrahlt vom goldnen Abendlicht im Weſten.

Erinnr' ich mich an alte Wonnetage,
Die Zeit der jungen Kraft, des friſchen Muthes,
Dann denk ich gerne noch an ein Gelage
Voll Liederluſt, voll Luſt des Rebenblutes.

Und um die ſtille mitternächt'ge Stunde
Verließen wir des Rebengartens Sitze,
Und ſingend zogen wir im Brüderbunde,
Voran die Fackeln, zu des Berges Spitze.

Wir zündeten ein Feu'r in den Ruinen,
Es ſpiegelte die Glut ſich tief im Rheine,
Der Berg, die Burg, der Wald war roth beſchienen,
Die Nacht erwachte von dem hellem Scheine.

Dort ſtanden wir, vereinte Freundesreihen,
Die Blicke ſtrahlten Herzensgluten wieder,
Der Wein quoll in das Feu'r, den Bund zu weihen,
Wir ſangen unſrer Heimath Zukunftslieder.

Schwarz, Roth und Gold! So ward das Band geſchlungen!
Wie Donner klang es auf zum Himmelsdome,
Die Eichenwipfel haben mitgeſungen,
Und jubelnd rauſcht' es drein vom alten Strome.

O nein, die Menſchen werd ich nimmer haſſen,
Noch glüht die Liebe reich in meinem Herzen,
Doch kann ich mit der Liebe nicht mehr praſſen,
Zum Lohn erhielt ich Kränkungen und Schmerzen.

Ich fliehe nur die kalten Angeſichter,
Ich fluche nicht, verlernt' ich auch zu ſegnen.
Und doch erglänzte nie mein Auge lichter,
Als jüngſt bei einem lieblichen Begegnen.

Ich ſchwärmte Abends in den dunkeln Hainen
Und fand ein Kind, das ſich im Forſt verloren,
Ich hörte bitterlich von fern es weinen,
Als ich erſchien, war bald ſein Leid beſchworen.

Wie freut' ich mich der jungen ſchlanken Glieder,
Des holden Lächelns und der ſüßen Worte!
Ach, milde keuſche Unſchuld ſah ich wieder,
Mir war, ich ſtünd' an Paradieſespforte.

Des Menſchen Urbild durft' ich wieder grüßen,
Ich mußte jauchzend laut das Kind umfaſſen,
Zum Dorfe bracht' ich es und ſchied mit Küſſen. —
O nein, die Menſchen kann ich noch nicht haſſen!

Jetzt laſſet mich die Fenſter ſchwarz verhangen,
Der Sarkophag erhebe ſich umſchleiert,
Zwölf Kerzen ſollen brennend um ihn prangen:
Treu ſei dem Freund das Todtenfeſt gefeiert!

Fünf Jahre ſind's, daß ich begrub den Todten. —
Wie kann das Leben, das die beſte Fülle
Zu ſolchem Meiſterſtücke aufgeboten,
So eitel enden, fliehend ſolche Hülle?

Schlank, ſtolz und biegſam war er aufgeſchoſſen,
Blau war ſein tiefes frommes treues Auge,
Es war die Bruſt von blonden Haar umfloſſen:
Wer ſagt, ob Mild', ob Trotz dem Munde tauge.

Er dacht' und fühlte viel, doch ſprach er ſelten,
Er liebte mehr die raſchen kühnen Thaten,
Ob Fürſt, ob Bettler, gleich mußt' es ihm gelten,
Der nie des Rechts, der Treu, der Pflicht entrathen.

Er hatte früh ſich vor der Welt verſchloſſen
Und lebte nun als Jäger in den Forſten,
Dort ſah er frei die grünen Eichen ſproſſen,
Dort ſah er frei die kühnen Adler horſten.

Drum blieb ſo warm und waldgrün ſein Gemüthe,
Sein Geiſt hat Adlerflügel ſtets geſchlagen.
Wie hat erquickt mich dieſes Geiſtes Blüthe!
Ich ſuchte ihn in gut und böſen Tagen.

Er lenkt' allein den trotz'gen Muth mir ſinnig,
Und ich erkannte einzig ihn als Richter,
Denn ſeine Seele war echt, tief und innig!
Ach, ewig hin! — Wie brennen trüb die Lichter!

Auf wilden Roſſen mag ich gerne jagen,
Wenn windesſchnell ſie durch die Straßen brauſen,
Daß glühe Funken aus den Steinen ſchlagen,
Daß Bart und Locken um das Haupt mir ſauſen.

Ich lenke gerne das Geſpann der Viere,
In Wildheit ſtürmend gleich des Nordens Winden,
Den Boden rühret faſt der Bauch der Thiere,
Und geiſterhaft ſeh Berg und Thal ich ſchwinden.

Im Sturme ſegl' ich gerne auf dem Fluſſe,
Wenn Flut' auf Fluten rings die Waſſer ſtarren,
Das Segel neiget ſich zum Wellenkuſſe,
Es heult der Sturm, des Fahrzeugs Raaen knarren.

Und gerne ſchwimm ich im empörten Wellen,
Wenn naß durch das Geſicht die Haare triefen,
Wenn mich die Wogen auf und nieder ſchnellen,
Und ich doch Meiſter bin auf jähen Tiefen.

Ihr ſtaunt mich an und rufet: Wie vermeſſen! —
Kleinmüthige, laßt euch mein Thun nicht rühren!
In dieſem Sturme kann ich euch vergeſſen
Und einen Hauch von Gottes Freiheit ſpüren!

Hoch auf dem Berge, nicht im dunkeln Grunde
Sollt ihr nach meinem Tode mich begraben,
So kann der Geiſt zur ſtillen Geiſterſtunde
Im luft'gen Flug auf freien Höhn ſich laben!

Pflanzt mir zu Häupten eine ſchmucke Eiche!
In Trauerweiden kann mein Geiſt nicht leben,
Im deutſchen Baume will zum Lüftereiche
Er, der ſich nimmer beugte, ſtolz erheben!

Zum Bergesgipfel bin ich jüngſt gegangen
Und habe drauf den alten Thurm erklommen.
Hinaus ins Land zu ſehn, war mein Verlangen,
Doch Alles war in Nebel rings verſchwommen.

Der Inſel gleich ſah aus dem grauen Meere
Des ſtolzen Berges Krone ich getragen.
Es brachen ſich im Wald der Wolken Heere
Gleichwie im Uferſchilf die Wellen ſchlagen.

O Zauberland im Lüfte-Oceane!
Es rauſchten um mich her die ſtolzen Bäume,
Hoch über mir des Himmels blaue Fahne! —
Ich träumte wieder alte Dichtungsträume.

Durch eine Wolkenſchichte nur geſchieden
Von meiner Quäler tiefen Regionen —
Wie war ich ruhig! — Dreifach reicher Frieden,
Kann über Sternen ich mit Sel'gen wohnen!

Du haſt, o Nacht, den dunkeln Thron beſtiegen,
Den ſterndurchblitzten Mantel umgeſchlagen,
Ich ſeh dein ſchwarzes Haargeflechte fliegen,
Das ernſte Aug' iſt milde aufgeſchlagen.

Und wie du blickeſt auf die weite Erde,
Da will der Frieden überall ſich zeigen,
Es ruht die Luſt, es ruhet die Beſchwerde,
Und Alles ſinket in des Schlummers Schweigen.

Und wie ich dich betrachte tief und lange,
Taucht mir im Geiſte auf die ſtille Ahnung,
Als wäreſt du, wonach ich ſehnlich bange,
Ans Land der Ruh mir eine ſtille Mahnung.

O einmal könnte noch die Seele blühen,
Es glänzte wieder jugendfriſch die Miene,
Die Lippe würde hell von Liedern ſprühen,
Das wäre, wenn der rechte Held erſchiene!

Der rechte Held der Freiheit und der Wahrheit! —
Die Stirn glänzt Hoheit und das Auge Tugend,
Und Wehr und Waffen ſind ihm Licht und Klarheit,
Stolz eilt er einſt zum Kampf für Recht und Tugend.

Es ſtehn um ihn die Guten kampfbegeiſtert,
Sie ſchaaren freudig ſich zu blanken Zügen,
Sein ſieghaft Wort hat jedes Herz bemeiſtert,
Sie folgen ſeiner Banner Adlerflügen.

Er führt ſie durch der Erde blühnde Thale
Auf kühnen Roſſen. Ihre Hörner ſchallen,
Die Helme blinken hell im Sonnenſtrahle,
Im Morgenwind die Federbüſche wallen.

Ob ſie im Oſten reiten oder Norden,
Ob ſie im Weſten ſtreiten oder Süden,
Im Kampf mit blanken Heeren, ſtrupp'gen Horden
Wird nimmermehr das Jugendheer ermüden.

Und ſtört der Feind auch oft ihr edles Schaffen,
Sie ſchlagen ſich im einzig heil'gen Kriege,
Sie tragen die gefeiten heil'gen Waffen,
Sie ſiegen die geweihten heil'gen Siege.

Feigherz'ge Knechtſchaft ſinkt zerbrochen nieder,
Tyrannen liegen blutig auf dem Sande,
Zur Heimath zieht das Heer beim Klang der Lieder,
Der Held voran, im Friedensprachtgewande.

Er pflanzt die Fahnen auf der Berge Spitzen
Der Welt zum Gruß und ſcheidet dann von Allen,
Indeß die ernſten Augen ſelig blitzen
Und goldne Locken um die Bruſt ihm wallen.

Mein Herz, was pochſt du zitternd bei dem Bilde?
Fürwahr, dein Frühling iſt nicht ganz zertreten!
O würde wahr der Spruch der Dichtergilde,
Daß Dichters Worte Worte des Propheten!

„Und einſt des Abends kam ein Sturm gezogen,
Nie war ſolch Wettern, ſolches Blitzeziſchen,
In Flammen ſtand der weite Himmelsbogen,
Der Donner rollte dröhnend laut dazwiſchen.

Da zog er aus nach ſeiner wilden Weiſe:
Wie prangten hoch im Blitz die edlen Glieder,
Wie blinkten hell der Augen dunkle Kreiſe!
Fern im Gebirg verklangen ſeine Lieder.

Den Schlaf verſcheuchten Donner uns und Blitze
Und mir die Furcht, die ſich um ihn erregte.
Da ſahen Brand wir auf des Berges Spitze
Und zogen hin, als ſich das Wetter legte.

Wir fanden blitzentzündet dort die Eiche,
Die allem Sturm getrotzt ſchier tauſend Jahre,
Erſchlagen lag am Fuß des Jünglings Leiche,
Das Antlitz bleich, verwirrt des Bartes Haare.

Die Augen ſtarrten noch im Tode glühend,
Um Bruſt und Antlitz rollten reich die Locken,
Der Baum als Todesfackel brannte ſprühend —
Wir ſahn das Schauſpiel ſchweigend nnd erſchrocken.

Wir gruben ihm ein Grab am Bergesgipfel:
O welch Geſchrei die Vögel rings erhuben!
Welch Rauſchen zog da durch des Forſtes Wipfel,
Als wir im Boden ihren Freund begruben!

Und Alle ſprachen: Seltſames Erſcheinen!
Die Achſeln zuckte Mancher wohl verborgen.
Ich mußt' ihm eine ſtille Thräne weinen,
Und blutroth hub die Sonne ſich im Morgen."

Reinhart.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Zwar fliegt ums Haupt mir grau und alt
Der Locken ſonſt ſo dunkle Flut,
Matt iſt der Blick, welk die Geſtalt,
Doch ſag mir Einer, was es thut?
Seht nur den alten Weinſtock hier!
Er wölbt zur duft'gen Laube ſich,
Der Blätter und der Blüthen Zier
Trägt er noch ſtolz und jugendlich.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Welch Bild dort durch des Laubwerks Grün!
Da liegt die Welt voll Sonnenſchein,
Stolz ſeh ich rings die Lande blühn,
Und glänzend ziehn den blauen Rhein.
Ich ſehe Kähne auf der Flut
Mit windgeſchwellten Segeln fliehn,
Die Burg, die grau am Berge ruht,
Schaut, wie ſie weit und weiter ziehn.

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Groß ſaugt ſich die Erinnerung
Am Blick aufs jugendblühnde Land:
Hier war ich unter Burſchen jung,
Hier ſchloß ich manches Freundſchaftsband;
Hier zog ich jagend in den Wald,
Hier lenkte ich den leichten Kahn,
Hier hat mein Jugendlied geſchallt,
Hier führte ich den Reigen an!

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

O allerſchönſte, liebſte Zeit,
So kehreſt du auch mir zurück!
Ich grüß dich, ewig theure Maid!
O herzlich Leid, o ſchmerzlich Glück!
In meinen Arm, an meine Bruſt!
Stets blüht der Liebe Allgewalt.
Mein biſt du, jugendfriſche Luſt,
Iſt auch das Haupt mir grau und alt!

Laß ſchäumen, laß fließen die goldene Flut,
Gieb, Knabe, mir ſprühenden glühenden Wein!
Ich trinke mir Leben und Liebe und Muth,
Ich trinke mir köſtliche Jugend hinein!

Walter.

Und reiten wir ins Gefild hinein,
Liegt ſtill noch die Erde im Nebelſchein:
Es rauchet der Fluß, es dampfen die Felder,
Noch ſchlafen die luſtigen Vögelein,
Blauduftig liegen die Berge und Wälder.
Friſchauf!

Da ſchallt vor dem Zuge der Hörner Laut
Und wecket des Tages prächtige Braut:
Sie blinket hervor an den Höhen, die Sonne;
Und wie ſie rings in die Lande ſchaut,
Erwachet Alles in jubelnder Wonne.
Friſchauf!

Die Blumen erſtehen aus duftigem Traum,
Im Morgenwind ſchüttelt die Zweige der Baum,
Die Lerchen entſchweben mit Wirbeln und Singen;
Es glänzet des Landes unendlicher Raum,
Und drüber die Morgenglocken erklingen.
Friſchauf!

Durchs Städtchen geht es in Saus und Braus,
Die Mädchen ſchauen verſchlafen heraus;
Wir grüßen hinter den Lädchen die Schönen.
Wenn Andre erwachen, da ziehn wir nach Haus!
Die Roſſe ſtampfen, die Hörner ertönen!
Friſchauf!

Dietrich.

Ich grüße dich blaues unendliches Meer!
Wie dehnſt du ſo weit und gewaltig die Bruſt!
Die Lande der Erde umgürteſt du hehr,
Du ſpielſt mit den Wolken des Himmels in Luſt.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Waſſern ruht!
So flieh ich das Leben, vergeſſe die Zeit!

Hier herrſchet kein Fürſt, hier waltet kein Recht,
Als was in dem Herzen von Ewigkeit glüht,
Und gleich iſt der König und gleich iſt der Knecht:
Gleich machen die Fluten ein jeglich Gemüth.
Die heilige Freiheit, ſie waltet noch hier,
Wenn längſt ſie den Städten und Ländern entflohn.
Du Freiheit, der Fluten urewige Zier,
Ich bin dein treuer, ausdauernder Sohn!

Mich trug auf dem Meere die Mutter im Leib,
Es kreuzte der Vater im Ocean draus,
Und ferne gebar mich das muthige Weib
Im Windegetoſe, im Wellengebraus.
Drum lieb ich die wogende Heimath ſo ſehr,
Ob brauſend ſie brüllt, ob friedlich ſie ruht:
Mir macht das Getobe die Träume nicht ſchwer,
Nicht trübet es hoch auf dem Maſt mir den Muth.

Schon fünfzig Jahre durchflog ich das Meer,
Bald lag es in Ruhe, bald ſchäumt' es im Wind;
Und laſſen möcht' ich es nimmermehr,
Ich bleibe des Oceans ſtürmendes Kind.
Ich haſſe die Städte, ich fliehe den Strand,
Ich ſchweif auf dem Schiffe hinauf und hinab;
Ich nenn euch, ihr Fluten, mein Vaterland,
Ich will euch auch nennen mein endloſes Grab.

Ich grüße dich, blaues unendliches Meer!
Wie dehnſt du ſo weit und gewaltig die Bruſt!
Die Lande der Erde umgürteſt du hehr,
Du ſpielſt mit den Wolken des Himmels in Luſt.
Blau oben die Lüfte, blau unten die Flut,
Der Himmel ſo nah und die Erde ſo weit,
Und Ruh, wo der Blick auf den Waſſern ruht!
So flieh ich das Leben, vergeſſe die Zeit!

Friedel.

I. Auf der Wanderſchaft.

Die Luft iſt warm, der Himmel blau,
Mich hält's nicht mehr im Haus.
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Ade, ich zieh hinaus!

Im Sommer und im Winter bin
Zum Werk ich froh bereit;
Doch wenn die Schwalbe kommt und geht,
Das iſt die Wanderzeit.

Ich komme, flüchtiger Geſell,
Du Schwalbe, hoch und fern!
Das Maien- und das Erntefeſt
Das ſehn wir beide gern.

Im Frühling blüht es draus und drin,
Die Erde und die Bruſt,
Im Herbſte ſchwelgt das muntre Volk
In ſeiner Ernte Luſt.

Im Frühling liebt die Dirn' und giebt
Mir gern den ſüßen Kuß,
Der Winzer ſchenkt im Herbſte mir
Von ſeinem Ueberfluß.

Die goldne Mitte hab ich mir
Gewählt mit weiſem Sinn:
Und zwiſchen Sommer und Winterzeit
Da liegt ſie mitten drin.

Und zwiſchen Lehr' und Meiſterei,
Da liegt ſie golden auch:
Das Handwerksburſchenleben iſt's,
Das iſt der beſte Brauch.

Halt Schwalbe! O, du flieheſt weg,
Ich mache Raſt und Ruh.
Wär nur der Ranzen nicht ſo ſchwer,
Und drückten nicht die Schuh!

II. Im Keller.

So lang ich lebe denk ich dran!
Das war ein heißer Tag!
Elf Stunden und elf Sorten Wein!
Ein königlich Gelag!

Als ich um elf nach Hauſe kam,
Elf Flaſchen ſchier im Leib,
Schnitt mir die Wirthin ein Geſicht,
Das bitterböſe Weib.

Ich ſprach: Gebt mir ein Gläschen noch!
Sie ſprach: Ihr ſeid ſchon voll!
Ich ſprach: Ihr ſeid nicht recht geſcheidt!
Sie ſprach: Und ihr ſeid toll!

Ich nahm mein Licht, als ging's zu Bett,
Doch ſtieg ich keinen Tritt;
Nein, zu den lieben Fäſſern all
Lenkt' ich den ſichern Schritt.

Ich taſtete die Trepp' hinab —
Der Keller lag ſo groß,
Doch drinnen gab es Hexerei,
Da war der Teufel los.

Es drehte rings ſich das Gewölb,
Die Fäſſer hüpften all.
Ich dachte: Gottes Wunder auch!
Die halten einen Ball!“

Gleich ging's ans angezapfte Faß,
Ich greife mir den Wicht
Und pack es friſch beim Krahnen feſt:
Ei du entläufſt mir nicht!

Doch proſt die Mahlzeit! es entwich
Und ſpritzte mich noch an,
Ich hielt den Krahnen in der Hand,
Stand feſt — ein ſtarker Mann.

Ich lächelte und lockte ſüß —
Umſonſt! — fern blieb das Faß.
Und ſpuckte, bis es nicht mehr konnt';
Das war ein toller Spaß! —

Ich dachte: Meinetwegen bleib!
Ich fühlt' mich wie ein Brett.
Und als ich Morgens aufgewacht,
Da lag ich hübſch im Bett. — —

Die Wirthin kam und klagte ſehr:
Die Nacht lief aus ein Faß!
Ich ſprach: Das thut, weil geſtern ſpät
Ihr mir verſagt ein Glas!

III. Blauer Montag.

Im Handwerk ging's die ganze Woche
Mit luſtig unverdroſſnem Sinn,
Der Meiſter hielt uns ſcharf im Joche,
Noch ſchlimmer that's die Meiſterin.
Nur ſelten war das Mahl gelungen,
Kohl, Rüben, Stielmuß, einerlei!
Auf, thut Beſcheid mir, brave Jungen:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Selbſt in den heil'gen Sonntagmorgen
Zog ſich der derben Arbeit Friſt,
Als braucht' man nicht um Gott zu ſorgen:
Was thut's, wenn man die Meſſ' vergißt!
Schläft man Nachmittags in der Predigt!
Nachts ſchaffen, macht ja ſchwer wie Blei!
Jetzt trinkt, nachdem die Sach' erledigt:
Am blauen Montag ſind wir frei.

Sechs Tage in das Werk gezwungen,
Gab Gott den ſiebenten Tag zur Ruh.
Ruh heißt bei uns: Gezecht, geſungen,
Gelacht, getanzt, geliebt dazu!
Und ſoll es einen Hauptſpaß geben,
So juckt die Fauſt zur Keilerei!
Am ſiebenten Tage muß man leben:
Am blauen Montag ſind wir frei!

Hei, wie ſo raſch die Stunden fliegen!
Schon bläſt der Wächter Mitternacht!
Wir wackeln heim auf allen Stiegen:
Was nur der Mond für Fratzen macht!
Er höhnet: Auf die Strümpfe bringen
Müßt ihr die Welt! — Macht kein Geſchrei!
Schlimm wär's, wenn in den Thurm wir gingen! —
Am blauen Montag ſind wir frei!

IV. In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Wer rühmt nicht das Wirthshaus, an das er gewohnt?
Der lobt ſich die Sonne, der lobt ſich den Mond.
Ob im Bär, ob im Schwanen am beſten es ſei,
Ich zieh an Planeten und Thieren vorbei
In die Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Unfern von dem Dorf liegt gemüthlich das Haus,
Der Weg grad ſo weit, man kommt durſtig hinaus,
Man reibt ſich die Stirn, man wiſcht ſich den Mund,
Die Leute ſind freundlich, der Wein iſt geſund
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Der Storch baut am Schornſtein, die Schwalbe am Dach,
Die Tauben umfliegen den Giebel gemach,
Die Hühner und Enten umſchwatzen den Miſt:
Nun ſeht mir doch Alle, wie wohnlich es iſt
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Wie trinkt ſich der Sechsundvierziger ſüß!
Man ſchlürft ſich ſo leis in das Paradies,
Man glaubt ſich bei Gott und bei Englein verirrt,
Wenn die Wirthin nicht keift, wenn nicht zanket der Wirth
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Doch kommt es dazu, oft iſt es der Fall,
Das giebt euch den herrlichſten Sonntagskrawall,
Da nehmen ſie hüben und drüben Partei,
Der Hans und der Kunz, das giebt ein Geſchrei
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Erſt bleibt es beim Wort, erſt bleibt es beim Zank,
Dann geht's über Tiſch, dann geht's über Bank,
Blau zeichnet manch Auge die ſtämmige Fauſt,
Das läſtert und tobet und wirbelt und brauſt
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Miſtgabeln führt Der und ein Andrer den Krug,
Die Weiber ſie ſchwingen die Beſen mit Fug,
Der fährt aus dem Fenſter, der fällt durch die Thür:
Wo kommen doch alle die Menſchen herfür
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen?

Es ſchnattert die Ente, es gackert das Huhn,
Sie können mit Hahn und mit Entrich nicht ruhn;
Dort miſcht ſich der Spitz gar keck in den Braus,
Reißt dem Peter den Boden zur Hoſe heraus
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Die Margret vom Speicher ergreifet den Topf
Und gießt ihn der keilenden Schaar auf den Kopf;
Und ſind wie begoſſene Pudel ſie naß,
Da geht erſt vorüber der prächtige Spaß
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen.

Nach der Arbeit ſchmeckt es noch einmal ſo ſüß:
Man ſchlürft ſich ſo leis in das Paradies,
Man hört die Baßgeigen der Engelein.
Das All thut der ſechsundvierziger Wein
In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen!

Mar.

I. Vor der Schlacht.

Fahr wohl, du ſchöner Tag, du grüne Erd,
Du tiefer Himmel, dem die Sonne ſinkt!
Fahr wohl, mein Freund, Genoſſe du vom Schwert!
Die ernſte Stunde der Entſcheidung winkt.

Tod, Schreckensfürſt, du dunkler Lebensfeind,
Erſchrecke den, der Sklav' und Schurke iſt!
Fäll den Tyrannen, der dir fleht und weint,
Doch wiſſ', daß ſich der Freie nicht vergißt!

Wer ſtürbe denn in dunkler Stube gern?
Sein Name glänzet nicht der künft'gen Welt.
Stirb jung, ein Held! Das giebt ein neuer Stern,
Ein Stern der Nacht am großen Himmelszelt.

Die ſtolze Welt liegt da: das Schwert zur Hand!
Spielt auf, ihr Pfeifer, raſt ihr Hörner drein!
Der Sieg der Freiheit und dem Vaterland!
Wer möchte nicht bei braven Todten ſein!

II. Auf der Wacht.

Gegrüßt, o Licht, das oſtwärts ſchwimmt!
Junger Tag, der über die Hügel klimmt!
Ruhſelig liegt das dämmernde Feld,
Als hätte nicht Feinde die ſchöne Welt.
Ich habe getreu die Stunden verbracht
Auf ſtiller Wacht.

Seltſame Raſt auf dem Friedhof hier!
O doppelt ruhiges Nachtquartier!
Die Todten tief im kühlen Grund,
Auf den Gräbern der Brüder ſchlummernde Rund!
Gott weiß, was ich da nicht alles gedacht
Auf ſtiller Wacht!

Wer ſagt, ob heut nicht das Schwert erklingt,
Die Trommel nicht wirbelt, die Fahne ſich ſchwingt?
Ob manches ſtolze Reiterherz
Heut nicht verblutet vom blinkenden Erz?
Ob ich ſelbſt nicht ſtand vor der letzten Schlacht
Auf ſtiller Wacht?

Wer ſagt, ob nicht die Brüderſchaar,
So muthig, ſo roth, ſo friſch, ſo wahr.
Am Abend ſchlummert ewig ſtumm,
Wie die Todten hier in den Gräbern herum,
Daß Keiner mehr zieht, für die Freunde bedacht,
Auf ſtille Wacht?

Was weiß der Soldat vom nächſten Tag,
Was, ob er ruhen, ob reiten mag?
Was weiß er, ob er ins Leben fliegt,
Ob er röchelnd auf grüner Haide liegt?
Wer Waffen trägt, ſteht Tag und Nacht
Auf ſtiller Wacht.

Doch horch, die Lerche, die luftwärts klimmt!
Gegrüßt, o Licht, das im Oſten glimmt!
Die Sonne ſtrahlt, die Nebel verwehn:
So muß es zum leuchtenden Tage gehn!
Glückauf, Trompeter, blaſe mit Macht
Auf ſtiller Wacht!

III. An das Vaterland.

Dein denk ich ſtets mein Vaterland, wie man der Mutter denkt!
Mein ganzes Herz, ſo arm du biſt, iſt nur in dich verſenkt!
Ich liebe dich in deiner Angſt, in Sorgen, Pein und Schmerz,
Mehr wie die weite helle Welt in Jubel und in Scherz.

O wärſt du, wie mein Geiſt dich denkt, groß, glorreich, mächtig, frei,
Des Welttheils Herz, des Welttheils Haupt, der Freiheit Schlachtgeſchrei,
Ich nennte ſtolzer, freud'ger dich mit königlicher Luſt,
Doch liebte treuer dich darum nicht deines Sohnes Bruſt!

So trüb und traurig, wie du liegſt in der Verkümmrung Noth,
Getroſt, die grüne Hoffnung lebt, der Muth flammt auf und loht,
In tauſend Herzen Eine Glut, in jedem Mund Ein Ton:
Wir heben dich, mein Vaterland, auf deinen alten Thron!

IV. An einer Gruft.

Beweint ihn nicht länger, o nein, er erwarb
Das herrlichſte Loos von Allen,
Er war friſchblühend und jung, als er ſtarb,
Und iſt für die Heimath gefallen!

Er ritt voll Vertraun in den heiligen Krieg,
Zu brechen die fremden Bande,
Er ſank in der Hand die Fahne beim Sieg,
Sah die Freiheit im Vaterlande.

Und Freiheit, das war ſein letzter Hauch —
Still lächelnd ſchied er von hinnen.
Sein Schmerz noch war Luſt! Wer möchte nicht auch
So ſeliges Ende gewinnen?

Beweint ihn nicht länger! Den Eichenkranz
Legt leis auf das Grab ihm nieder,
Und aus traurigen Herzen beim Fackelglanz
Singt neue Hoffnungslieder!

V. Nach dem Siege.

Stolz kamen ſie her mit gerüſteter Macht,
Die Namen voll Glanz, und Jeder ein Held,
Muſik war Allen das Brauſen der Schlacht,
Ein Altar des Ruhms das blutige Feld.

Sie kamen wie Wellen des Meeres in Wuth,
Wenn der Geiſt des Sturmes die Tiefen empört;
Sie kamen wie Wind, der in Bergen geruht,
Wenn der Herbſt ihm die läſtigen Feſſeln zerſtört.

Doch empfingen wir ſie, wie der Fels die Flut,
Die in Staub am granitenen Steine zerſchellt.
Friſch Mann gegen Mann und Muth gegen Muth!
Uns winkte der Sieg, uns gehöret das Feld!

Florentin.

Flüſtert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Laſſet die Töne der Hörner entſteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weiſe!
Blühende Paare, nun wirrt euch im Kreiſe!

Harren die Tänzer ſo friſch und ſo muthig,
Augen ſo leuchtend und Herzen ſo glutig,
Klirren ſo keck an den Ferſen die Sporen:
Jeder erkürrend und jeder erkoren!

Stehen die Mädchen ſo fröhlich und roſig,
Stirnen ſo heiter und Wangen ſo koſig;
Zierliche Falten und ſchwellende Mieder
Hüllen die ſchmucken beweglichen Glieder.

Schwingen ſich alle ſo leicht und behende,
Stemmen ſich kräftig zur Hüfte die Hände,
Stampfen den Boden mit ſchnellendem Fuße,
Flüſtern ſich zu in vertraulichem Gruße.

Freudiges Ringen und zierlich Umſchlingen!
Sich in berauſchendem Taumel zu ſchwingen!
Seliges Necken und ſeliges Scherzen!
Suchen und Finden begeiſterter Herzen!

Wie ſie ſich ſcheiden und meiden und fliehen,
Wie ſie ſich ſuchen mit holdem Erglühen,
Wie ſie ſich finden nach kurzem Entſchwinden!
Wer ſah helleren Reigen ſich binden?

Glückliche Jugend: in ſchwärmenden Paaren
Frei unbekümmert ins Leben zu fahren,
Selig die ſeligen Stunden zu nippen,
Glut in den Augen und Rauſch auf den Lippen!

Bildniß des Daſeins, behaglich und heiter!
Windet und bindet die Tänze nur weiter,
Findet im Leben ſo köſtliche Stunden,
Wie ſie im Tanze euch heute verbunden!

Flüſtert ihr Flöten und jauchzet ihr Geigen!
Laſſet die Töne der Hörner entſteigen!
Klinge, o Cymbal, mit Macht in die Weiſe!
Blühende Paare, nun wirrt euch im Kreiſe!

Hans Strolch.

I. Auf Markt und Gassen.

Aus keinem stolzen großen Bau
Trat ich ins bunte Welttheater,
Die Mutter war die beste Frau,
Der treuste Mann mein schlichter Vater.
Ich aß mich satt, ich schlief gesund,
Dem lieben Herrgott überlassen,
Lernt' in der Schule und lief rund
Auf Markt und Gassen.

Und als ich wuchs, hielt ich mich fern
Dem Fürstenhaus und Prachtpalaste,
Bei Herrn mit Titel, Band und Stern
Drängt' ich mich gierig nie zu Gaste.
Und preist ihr Stellen, Gold und Rang,
Mir will solch Prunken nimmer passen,
Ich halte mich bei meinem Gang
Auf Markt und Gassen.

Im Volk hab ich mich gern geregt,
Ich theilte mit ihm Luſt und Schmerzen,
Mich haben tauſendmal bewegt
Die guten, freien, großen Herzen.
Im frommen Haus, am ſchlichten Tiſch
Sah ich mit Lieb' und Treu ſie praſſen,
Ja, Menſchen fand ich froh und friſch
Auf Markt und Gaſſen.

Gott gab als Sendung mir das Lied,
Mit Liedern geh ich auf und nieder,
Sie ſpiegeln, wie's die Zeit beſchied,
Des Volkes Pein und Wonnen wieder.
Fürwahr, es wär mein ſchönſter Lohn,
Erhöben ſie in ganzen Maſſen,
Was friſch ich ſang als Liederſohn
Auf Markt und Gaſſen!

II. O Lotte.

Vier Körbe! das macht mir noch keine Noth!
Die Liebe iſt todt,
Die Liebe, die Liebe, ſie lebe!
Vier Mädchen zerbrachen mir rüſtig die Treu,
Dir trau ich aufs Neu,
Dir, der ich mich ſelig ergebe!
Du Kind aus dem Volk, ruh mir an der Bruſt,
Den falſchen Dirnen zum Spotte,
Wir ſchaffen und küſſen und ſingen in Luſt,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Und die mir zuerſt am Herzen geruht
In ſeliger Glut,
Sie war vom älteſten Adel,
Doch als durch die Mutter den Stand ſie erkannt,
Da ward ich verbannt.
„Der Bürger!“ das war mein Tadel.
Von Wappen und Schlöſſern denkſt du nicht groß,
Es naget allwärts die Motte.
Du liebſt mich, den Ritter Namenlos,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die Zweite, der ich die Seele geweiht
In Luſt und in Leid,
O weh, die war von den Frommen!
Ihr Beichtiger fand mich zu weltlich gelaunt,
Kaum war ich erſtaunt:
Ich habe den Paß bekommen.
Zum Knieen und Beten haſt du kein Blut,
Du dienſt einem fröhlichen Gotte,
Du liebſt mich, den Ritter Thunichtgut,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Die Dritte, mit der ich gekoſt und geherzt,
Mit der ich geſcherzt,
O Hölle, die war von den Reichen!
Als mir in die Taſche ihr Vater geblickt,
Da ward ich geſchickt:
Leer kam ich, leer konnte ich ſchleichen.
Du kennſt nicht des pfennigfuchſenden Wichts
Papierne und goldene Grotte,
Du liebſt mich, den Ritter Habenichts,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Der Vierten küßt' ich den ſchwellenden Mund
In luſtigem Bund,
Doch war ſie von den Gelehrten;
Sie prüften mich im Romantik und Kunſt,

In Plunder und Dunſt,
Ich wußte nicht, was ſie begehrten.
Dich reizt nicht des Blauſtrumpfs ſüßliches Spiel,
Du fliehſt die kokette Marotte,
Du liebſt mich, den Ritter Weißnichtviel,
O Lotte,
Du luſtige, lachende, flotte!

Du Kind aus dem Volk, in mir liebſt du rein
Den Menſchen allein,
Den herzensguten Geſellen,
Dem Freiheit und Liebe in fröhlicher Bruſt
Die einzige Luſt
Bedünkt auf des Lebens Wellen.
Wir theilen uns fröhlich in Werk und Genuß
Und meiden die dumme Rotte.
Heut lacht uns der Wein, heut rauſcht uns der Kuß,
O Lotte
Du luſtige, lachende, flotte!

III. Gekrönte Häupter.

Und meint ihr's gut, herein, herein
In unſre Rebenlaube!
Wir trinken Lebensſonnenſchein
Im Blut der goldnen Traube!
Hier gilt's ein Reich, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne:
Wie alle Könige, ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

Ehrwürdig graues Haupt, herein!
Das Alter darf nicht darben!
Hier ſollen ſie vergeſſen ſein
Die Schwielen und die Narben!
Trink und dein Geiſt wird jung und klar
Bei friſchem Liedertone:
Wir ehren hell dein weißes Haar
Mit grüner Rebenkrone!

Du blühnder Mann in unſer Zelt!
Die Ruh iſt kein Erſchlaffen,
Denn für das Haus und für die Welt
Haſt rüſtig du geſchaffen.
Wir ſchenken mit dem goldnen Wein
Dir unſern Dank zum Lohne:
Umkränzt ſoll dir die Locke ſein
Mit grüner Rebenkrone!

Du ſchlanker Jüngling, frohes Herz,
Dir liegt die Welt ſo offen,
Ein Hoch: Gedanken, That und Erz!
Du biſt's, auf den wir hoffen!
Zum Vaterland ſteh allezeit,
Den Feinden rings zum Hohne!
Herein, es liegt dir ſchon bereit
Die grüne Rebenkrone!

Herein, du wonnig edles Weib,
Voll Liebe im Gemüthe!
Du hell an Seele, rein an Leib,
Herein, du Jungfraublüthe!
Sorgt, daß die Keuſchheit eurer Bruſt
In euren Sproſſen wohne!
So ſchmückt euch erſt zu rechter Luſt
Die grüne Rebenkrone!

Heraus, heraus, du Hochmuthsnarr,
Aus unſerm grünen Reiche!
Was dumm, veraltet, roſtig, ſtarr,
Das geißeln unſre Streiche.
Hier gilt ein Land, das ohne Haupt
Und Wappen, Scepter, Throne!
Wie alle Könige, ſind umlaubt
Von grüner Rebenkrone!

IV. Du flotte tolle Geige.

O hätt' ich ſolch ein Inſtrument
Nach dem ein Jeder ſpränge,
So wie ich wollte, Element,
Das gäbe luſt'ge Klänge!
Zu ſäubern alles Menſchenland,
Nähm' ich dich Tag und Nacht zur Hand,
Du flotte tolle Geige!

Ich vorn am Zug! Und Kopf an Kopf
Stürmt's hinter mir in Wogen,
Das Zöpflein klein und groß der Zopf
Käm' hoch im Wind geflogen,
Gelenk an Rücken, Arm und Bein,
Das wär ein Hüpfen grob und fein,
Du flotte tolle Geige!

Was nur die Naſ' in Wolken ſtreckt
Ob Stammbaum, Wappen, Fahnen,
Indeß der grüne Hügel deckt
Die wahrhaft edeln Ahnen,
Was nur ſich ſpreizt mit Amt und Stern —
Hei, ſammeln ſollteſt du die Herrn,
Du flotte tolle Geige!

Der dumpfen Frömmler Kleriſei
Sollt' mancher Bockſprung munden!
Gelehrtenhochmuth, raſch herbei,
Auch ihr ſeid meine Kunden!
Und wer ſich nur mit Golde ſpreizt
Und vor der Armuth kargt und geizt,
Du flotte tolle Geige!

Das tanzte hin, das tanzte her,
Kurzathmig mit Gewinſel,
Es ging', hätt' ich das wilde Heer
Noch Sancho Panſas Inſel!
Sie könnten dort nach neuem Rath
Sich gründen einen neuen Staat,
Du flotte tolle Geige!

Und käm' ich heim, dann tönten hold
Die lieben ſüßen Töne
Vor Herzen, rein und echt wie Gold,
Vor Geiſtern voller Schöne.
Wie wollten wir der frohen Zeit
Uns freuen in die Ewigkeit,
Du flotte tolle Geige!

V. Und luſtig!

Mag euch der Unmuth faſſen,
Mir iſt ſo friſch und gut!
Wer ſah auf Markt und Gaſſen
Mich je in trübem Muth?
Wer murrt, der macht mir ſauer Platz,
Wer lacht, reicht mir die Hand —
Und luſtig! So ſpricht ſeinen Satz
Hans Strolch, der gute Fant.

Seit zwanzig langen Jahren
Trag ich das alte Kleid,
Der Hut iſt alt zerfahren,
Ein Erbſtück früher Zeit,
Doch ſchmückt ihn Roſ' und Epheu mir,
Geht grün der Mai durchs Land —
Und luſtig! So trägt ſtolze Zier
Hans Strolch, der gute Fant.

Ich hab in enger Klauſe
Mein Bett und meinen Tiſch,
Ein Tellerchen zum Schmauſe
Zum Trunk ein Krüglein friſch,
Des Liebchens Bild, wie Milch und Blut,
Schmückt dort die kahle Wand —
Und luſtig! So hat reiches Gut
Hans Strolch, der gute Fant.

O Luſt, mit Kindern lachen
Und ſpielen kreuz und quer,
Und Schwänk' und Märchen machen
Den Leutchen nach Begehr!
Am Tanzplatz wird die Dirn' gerafft,
Wir drehn aus Rand und Band —
Und luſtig! So treibt Wiſſenſchaft
Hans Strolch, der gute Fant.

Zu ſchwatzen, trinken, ſingen
Geh Abends ich zum Krug,
Und wenn die Gläſer klingen
Hebt Witz und Lied den Flug.
Wenn auch kein Wein vom Rheine quoll,
Die Freude hat Beſtand —
Und luſtig! — So iſt weisheitsvoll
Hans Strolch, der gute Fant.

Und leg ich mich zur Ruhe,
Geſchieht's mit leichter Bruſt,
Denn was ich treib und thue,
Iſt Freundſchaft, Lieb und Luſt.
Mein Gott, nun weißt du, wie es ſteht,
Hüt mich in deiner Hand —
Und luſtig! So ſchließt ſein Gebet
Hans Strolch, der gute Fant.

VI. Mein Herz.

Du blondes Kind, du blühſt als ſpäte Luſt
Mir, dem das Leben liebelos vergangen!
Wär ich noch jung, dich zög' ich an die Bruſt,
Ich ruhte küſſend dir an roſ'gen Wangen.
Ach Gott, ich könnte faſt dein Vater ſein,
Du ſitzeſt freundlich ſtill am Fuß mir nieder.
Doch was ich habe, will ich froh dir weihn,
O nimm mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Ich bin zu alt zu leichtem Liebesſcherz.
Wer ſoll den armen Sänger auch beglücken?
Die Freundſchaft aber glaubet an mein Herz,
Sieh, wie ſie warm mir rings die Hände drücken!
Auch ſprichſt du einſt, wenn Jemand nach mir fragt:
Nie liebt ein Mann gleich ihm die Menſchen wieder,
Ihn machte Gram und Kränkung nie verzagt,
Schaut in ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Dann ſingſt du ihnen meines Herzens Luſt,
Das treu dem Freund, dem Helden hoch geſchlagen;
Sie ſind gerührt, daß in der Armuth Bruſt
Ich Sühn' und Troſt in Liedern hab getragen,
Sie freun ſich, daß ich keinen Stolz gekannt,
Mich nur der Tugend neigte ſchlicht und bieder,
Sie ſprechen, ſing ich hoch dem Vaterland:
Gut war ſein Herz, es pocht durch ſeine Lieder!

Und nimmt mich weg der kühle treue Tod,
Auf meinem Grab wird ſich kein Marmor heben,
Es thut kein Lorbeer meinem Scheitel Noth,
Wer weiß, ob ich im Volke werde leben?
Weih du mir dann, ſo oft der Frühling neu,
Von Roſen einen Kranz und immer wieder!
O ſinge, was ich einſt geſungen treu!
So ehr mein Herz, es pocht durch meine Lieder!

Meditationen.

I.

Erhebet nicht zu hoch des Dichters Preis!
Nicht ungeſtraft naht er dem Götterſitze,
Nicht ungeſtraft ſteigt er zum Sternenkreis
Und ſpielet mit der Gottheit glühem Blitze.

Des Weiſen mächtigen Prophetengeiſt
Nimmt in Beſitz er nur zu eignen Schmerzen,
Nicht rachlos geißeln ſeine Witze dreiſt:
Der Gold geſtreut, er wird bezahlt mit Erzen.

Steigt er von ſeinen kühnen Höhn herab,
Entringend ſich den himmliſchen Geſtalten,
Und ſetzt er erdenwärts den Wanderſtab,
Dann ſchmähen ihn die Nüchternen und Kalten.

Dem Eigennutz und Blödſinn ſcheinet grau
Sein regenbogenfarben Glanzgefieder,
Für Thorheit nehmen ſie des Geiſtes Schau,
Nur wenig Fromme lieben ſeine Lieder.

II.

Nach manchem ſtolzen Ideal
Geht unſrer Jugend keckes Stürmen,
Da ſenket ſich zu tief kein Thal,
Da kann kein Berg zu hoch ſich thürmen.

Bald voll von Freiheitshochgefühl
Stürzt ſich der Geiſt in die Geſchichte,
Bald in des Wiſſens weit Gewühl,
Und webt ſich künſtleriſch Gedichte.

Es iſt erhabne Menſchlichkeit,
Die er ſich träumt ins Leben treten,
Die Schönheit iſt es, deren Kleid
Er ſcheu berührt mit heil'gem Beten.

Doch, ach, wo bleibt das helle Ziel,
Das unſer junges Sein erweitert? —
Das Ideal erreicht kein Kiel,
Vor ihm iſt jedes Schiff geſcheitert.

Glückſelig, wer ans Land noch treibt
Und nicht verzweifelnd ſich verloren!
Ach, daß der Menſch ein Menſch nur bleibt!
Zur Gottheit ſind wir nicht geboren!

Glückſelig, wer dann noch mit Muth
Zu Menſchen und Natur ſich wendet,
Und was er ſtrebt und ſchafft und thut,
In ſich den Menſchen feſt vollendet.

III.

Ich werde nie, trotz Prüfung, Hohn und Spott,
Den edel ſtolzen Männermuth verlernen.
Bewußt hinabzuſteigen gab mir Gott
Zum tiefen Grund der Nähen und der Fernen.

Ich forſchte freudig durch den Sternenraum,
Der Erdball mußte mir die Wunder zeigen,
Ihr Räthſel löſten Stein und Thier und Baum,
Es redete mir laut der Schöpfung Schweigen.

Auch auf der Menſchheit wirren Thatenweg
Zog ich, den Geiſt zu formen und zu bilden:
Empört ſah ich der Sklaven dunklen Steg,
Entzückt die Freien in den Lichtgefilden.

Und ſo gewann ich troſtvoll einen Spruch,
Er ſtehet feſt gleichwie in Erz gemauert:
Wir finden wieder einſt nach Bann und Fluch
Das Paradies, das Ewigkeiten dauert.

IV.

Ich hab in junger frischer Kraft
Auch oft Partei genommen,
Es ist in wilder Leidenschaft
Mein pochend Herz geschwommen.
Und oftmals schwoll mir fest die Faust
Urkräftig drein zu schlagen,
Denn daß die Seele saust und braust,
Das ziemt den Jugendtagen.

Doch als ich älter, kälter ward,
Da hört' ich andre Mären,
Die Berge schrieen hell und hart,
Um Mäuse zu gebären.
Was soll der Stürmer Drang und Streit,
Der Frömmler heuchelnd Klagen?
Ich sah die große stolze Zeit
Nicht nach den Kleinen fragen.

Die Menschheit zieht mit sichrer Macht
Zu ihren letzten Siegen,
Die Freiheit, sie gewinnt die Schlacht,
Die Knechtschaft muß erliegen.
Um mitzuhalten ihre Hut,
Den Edelsten geeinigt,
Sei in der Schönheit heller Glut
Fortan mein Geist gereinigt!

V.

Kam dir vom Freunde Gram und Noth,
Den einſt du liebevoll gehegt,
Dann denke, daß der harte Tod
Ihn auf die Bahre jäh gelegt!

Dann mal' dir ſtumm und bleich den Mund,
Der ſonſt manch gutes Wort dir ſprach,
Starr, unbewegt der Augen Grund,
Draus mancher helle Blick dir brach!

Dann leben auf in jedem Zug
Die Geiſter der Vergangenheit,
Sie leiten deiner Seele Flug
In längſt verrauſchte ſchöne Zeit.

Gedanken, die ſein Haupt erdacht,
Gefühle, die durchpocht ſein Herz,
Das alles zucket und erwacht,
Und dich ergreift ein milder Schmerz.

Du möchteſt aus der todten Ruh
Aufweinen ihn, den du verlorſt,
Verzeihung lächeln ihm dazu,
Weil du ihn nimmermehr verlorſt.

Wie aus der Leiche wundervoll
Die Roſe der Erinnerung blüht,
So flieht der Haß, ſo geht der Groll,
Und Sühne träuft dir ins Gemüth.

VI.

Lieg ich bei den Schläfern allen
Welche grün die Hügel decken,
Baut nicht Male, die zerfallen,
Doch zur Gruft mögt ihr mir wallen,
Süße Blumen drauf zu ſtecken!

Manche die in Seide lodern,
Gold und Volk und Roſſe lenken,
Werden kälter doch vermodern,
Weil ich noch mit Recht kann fodern
Euer freundlich Angedenken.

Wenn von Lenz und Liebe trunken,
Liebende ans Herz ſich preſſen
Und in Lieder ſind verſunken,
Die mein Geiſt geſprüht als Funken,
O, dann bin ich nicht vergeſſen!

VII.

Tauſendfarbig iſt des Herzens Neigung,
Einem Falter gleich im Frühlingsglanze;
Tändelnd, neckend, koſend ſcherzt im Tanze
Er in ew'ger Senkung, ew'ger Steigung.

Um der Schwingen Goldſtaub treu zu hüten,
Darfſt du nie im kecken Flug ihn zügeln,
Oder, ach, er ſinkt mit grauen Flügeln
Matt und farblos in die welken Blüthen.

VIII.

Gleichwie der Teich im goldnen Sonnenſchein,
So liegt die Menſchenſeele da im Glücke,
Es dehnt die Fläche ſich kryſtallklar rein,
Die Tiefe zeiget weder Harm noch Tücke.

Doch trübet ſie ſich wellenſchlagend gleich,
Und lange darfſt du keine Klärung hoffen,
Trifft ſie des Haders und des Spottes Streich. —
So zuckt die klare Flut vom Stein getroffen.

IX.

Wenn dich der Schöpfungstrieb durchweht,
Den hell die heil'ge Kunſt verleiht,
Dann ſtrahlſt du bald voll Majeſtät,
Dann bebſt du bald in Niedrigkeit.

Er läßt dir nimmer deine Ruh,
Dein Tag iſt Traum, Glut deine Nacht,
Dem Geiſte liefert immerzu
Denken und Fühlen Schlacht um Schlacht.

Er trägt dich in die Himmel hoch,
Wirft in die Hölle dich zum Streit,
Er iſt dir Freiheit, iſt dir Joch,
Er feſſelt dich, wie er dich feit.

Er iſt dein Glück, er iſt dein Bann,
Geprieſner und verworfner Gaſt,
Der wenig Gute nur gewann,
Doch vielen Schlimmen iſt verhaßt!

Dein eignes Herz nur ruft dir: Heil!
Trotz raſtlos friedenbarer Pein.
Und böt' man dir den reichſten Theil,
Du wirſt der Kunſt ein Prieſter ſein!

X.

Wie Einen nennen ihn verrückt,
Es nennen ihn die Andern toll,
Wenn er dahingeht wie verzückt,
Der Schönheit und des Gottes voll.

Durchſinnt er einen hehren Plan
Und ſchweift in Feld und Wäldern weit,
Dann flüſtern ſie vom faulen Mann,
Der träg verdämmert ſeine Zeit.

Klimmt keck ſein Wort zum Ideal
Auf Himmelsleitern hoch empor,
Dann höhnen ſie in ihrem Thal:
Was ſchwärmt der unbrauchbare Thor!

Iſt er mit einem Lied am Ziel,
Geſchmiedet in des Hirnes Brand,
Sie heißen es ein leichtes Spiel
Und überflüſſ'gen bunten Tand.

Und ſtürzt ihn der Gedanken Glut
In Wahnſinn oder frühen Tod,
Dann meinen ſie: So iſt es gut!
Ach, ſolche Arbeit thut nicht Noth!

Was wiſſen ſie vom Genius
Und wie ſo tödtlich ſchön er iſt! —
Ihn traf ſein ſchmerzlich ſüßer Kuß,
Er duldet nur für alle Friſt. —

XI.

Wer von allen Menſchenkindern
Sind die Weiſen, ſind die Thoren?
Niemals ſollt ihr drum ihn hindern,
Der ſich ſeinen Pfad erkoren!

Ziehet fröhlich, ziehet muthig
Zu dem Ziel, das euch beſchieden!
Dieſer kämpft in Schlachten blutig,
Jener ruht in ſüßem Frieden.

Ob ihr wandert, ob ihr kriechet,
Allen geh' es euch zum Guten,
Daß ihr nicht vergrämt, verſiechet
In den Bergen, auf den Fluten!

Aber laßt auch mich vor Allen
Meine Sendung frei beenden,
Laßt nach eigenem Gefallen
Mich mein Sein in mir vollenden!

XII.

Strebſt du in der Wiſſenſchaft nach Ehren,
Soll der Künſte Lorbeerkranz dir ſprießen,
Nie darfſt du dem Leben dich verſchließen,
Und die Menſchen kannſt du nie entbehren.

Was giebt auch die Einſamkeit dir eigen?
Muthig ſchaffend ſchlürf die Ideale
Aus des Lebens ſchäumend goldner Schaale!
Wahre Weisheit kann die Welt nur zeigen.

Licht iſt beſſer als der Dämmrung Walten.
Hältſt du ſchüchtern blöd dich abgeſchloſſen,
Iſt des Geiſtes Blick dir bald umfloſſen,
Schemen gelten dann dir für Geſtalten.

Leid und Luſt laß in den Arm dich preſſen!
Leid und Luſt, ſie würzen erſt das Leben!
Wirſt dich nie in Hochmuth überheben,
Wagſt du Menſch an Menſchen dich zu meſſen!

XIII.

Willſt du genugthun aller Welt,
Dann zeichne nimmermehr dich aus,
Dann ſchwärme nie von Zelt zu Zelt,
Dann halte feſten Fuß beim Haus!

Dann pfleg im Garten deinen Kohl,
Dann lerne melken deine Kuh,
Dann hüte Küch' und Keller wohl
Und halte deinen Beutel zu.

Und biſt du müde wie dein Gaul,
Setz dich zum Schoppen in den Krug,
Doch öffne nicht zu oft das Maul,
Es iſt ein Jawort meiſt genug.

Auch bleibe immer tugendhaft,
Wenn dir die Zunge löſt der Wein,
Und zeige keine Leidenſchaft
Als für unſchuld'ge Klatſcherein.

Zumal wenn du von Einem hörſt,
Der höher als die Andern ſtrebt,
Dann zeige, wie du dich empörſt,
Weil er nicht blöd alltäglich lebt.

Die goldne Mittelmäßigkeit
Sei dir als Richtmaaß hingeſtellt,
Die rühme allwärts, allezeit,
Willſt du genugthun aller Welt!

XIV.

Im Frühling bleibe im Garten nur,
Betrachte Knospen und Blüthen und Blätter.
Belauſch die lebend'ge Kreatur
In ihrem Rufen, in ihrem Geſchmetter!
Spähe, ſpähe
In die traute Nähe:
All dies Entwickeln, Wachſen, Werden
Iſt ſo lieblich auf Gottes Erden!

Im Herbſte ſtreife weit durchs Land,
Zieh hin an Feldern, Wäldern, Auen,
Auf den höchſten Bergen nimm deinen Stand,
Die große, weite Welt zu ſchauen!
Lerne, lerne
Aus der ſtolzen Ferne:
Was gereift und gediehen allerwegen,
Zeigt dir ſo herrlich Gottes Segen!

XV.

Willſt du jung den Geiſt erhalten,
Mußt du junge Dinge treiben!
Wenn du fliehſt die düſtern Alten,
Um im Jünglingskreis zu bleiben,
Kann die Seele nicht erkalten.

Wem iſt träg die Zeit gezogen,
Wenn zum Trinken, Singen, Scherzen
Er mit leichtem Fuß geflogen,
Wenn er hoch entflammt im Herzen
Einem blonden Kind gewogen?

Wem mag nicht die Stunde taugen,
Wenn er ſchauet unverdüſtert
Der Natur geliebte Augen,
Was ſie redet, was ſie flüſtert,
Tief ins reine Herz zu ſaugen?

Wenn auch Manches dich nicht freuet
In des Lebens heißem Jagen,
Flieh den Mann, der trüb bereuet!
Laß dein Herz für Alles ſchlagen,
Was den jungen Drang erneuet!

Ob auch Wer, dich zu verwirren,
Kecken Muthes ſich erdreiſte,
Laß das kühne Herz nicht kirren!
Such den Halt im ſtarken Geiſte,
Laß dich täuſchen, doch nicht irren!

Iſt zerſchellt auch manches Hoffen
An des Lebensmeeres Riffen,
Stehe nie verzagt, betroffen!
Pläne bauend, mußt du ſchiffen
In die Zukunft frei und offen!

Haſt du auch dein Lieb errungen,
Höher hältſt du doch die Liebe;
Haſt du vieles auch erſchwungen,
Das iſt Höchſtes, glühn die Triebe
Großer Seelen unbezwungen.

Selbſt im Schiffbruch mußt du heiter
In die dunkle Flut verſinken!
Aber ſtrebe fröhlich weiter:
Immer ſiehſt du Sterne blinken!
Friſch, du kühner Lebensſtreiter!

XVI.

Längſt hab ich den Pfad durchwandert,
Wo der Lenz die Fahnen ſchwinget,
Wo die Bäume Blüthen ſtreuen,
Wo's in Luft und Büſchen ſinget.

In den Sommer meines Lebens
Geh als Mann ich ernſthaft ſtreifen.
Sind zerknickt mir viele Blüthen,
Sah ich manche Frucht doch reifen.

Iſt zu ſchaffen und zu wirken
Geiſt und Hand auch immer rege,
Pflückt' ich dennoch ſinnig innig
Dieſe Blumen mir am Wege.

Von Haus und Heerd.

An meine Mutter.

1840.

Ich leſe mit erinnerndem Gemüthe
Im Buch des Lebens, das mir aufgeſchlagen,
Und find auf jedem Blatt die Lieb' und Güte,
Die Mutter, du mir Tag und Nacht getragen.

Stets denk ich dran mit innigem Bewegen,
Wie du um mich gejauchzt, gelacht, geweinet:
Im Wiegenliede gabſt du mir den Segen,
Der ſich dem Jüngling und dem Mann geeinet.

So folget mir dein Bildniß nah und ferne,
Es war mir Sühn' und Troſt an jedem Orte;
Betrübt gedacht' ich deiner Augenſterne,
Bekümmert deiner freundlich milden Worte.

Wie lohn ich dir? Ich ruh an deinem Herzen
Und bring den Dank. Kann es ein ſchönrer werden? —
Nach mancher irren Fahrt durch Luſt und Schmerzen
Fand ich in dir das treuſte Herz auf Erden!

Am Grabe des Vaters.

1842.

So birgt dich denn der Erde kühler Grund!
Für ewig todt das Auge, ſtumm der Mund,
Es iſt dein Geiſt für ewig uns entflogen.
In ſtillen Schmerzen ſteht ein Kreis umher,
Und tönt kein Laut, die Herzen bluten ſchwer:
Ein braver, treuer Mann iſt heimgezogen!

Woher des dunkeln Zugs endloſe Reihn?
Dich ſchmückt kein Ruhm, doch denkt die Liebe dein!
Sie folgten dir zu deiner letzten Klauſe,
Sie flochten um den Sarg den Epheukranz,
In allen Augen glänzt ein feuchter Glanz:
Der beſte, liebſte Freund ſtarb manchem Hauſe!

Sie folgen dir, dem Arzt, der Hand in Hand
In Luſt und Leiden treu zu ihnen ſtand,
Einſt in den braunen, dann in weißen Locken;
Du warſt bei Tag und Nacht, in Schnee und Froſt,
In Sturm und Hitze Arm und Reichen Troſt,
Stets hülfreich, unverdroſſen, unerſchrocken.

Sie folgen dir, dem Bürger gut und ſchlicht,
Der nie von Gradheit, Wahrheit, Recht und Pflicht
Auch nur das kleinſte Haarbreit abgegangen.
Wann werden Ehre, Demuth, Scham und Scheu
Und unverbrochne Menſchenlieb' und Treu
So ſchmucklos wieder einem Herzen prangen?

Du edler Mann! So kannten ſie dich draus,
Die deinen aber kannten dich im Haus:
Es lag in dir ein Schatz von ſüßer Güte,
Von holder Milde, ſtiller Freundlichkeit;
Stets blühten dir in trüb und froher Zeit
Der Liebe Roſen duftig im Gemüthe.

O du warſt gut, in Güte doppelt gut,
Dreifach im Ernſt, denn deines Hauſes Hut
Haſt nie mit harten Worten du gehalten.
Wir folgten freud'ger all dem lieben Wort
Und lebten ſo in Sühn' und Frieden fort:
Das that dein unermüdet freundlich Walten.

Nun biſt du hin, du unſer Hort und Schild,
Du unvergeßlich treues Vaterbild!
O Gott, was haben wir in dir verloren!
Dein Beiſpiel bleibt. Wir ſchaun nach dir hinauf!
O laßt uns richten unſern Lebenslauf
Nach ſeiner Bahn! Dem Todten ſei's geſchworen!

Ich hätte gern das Leben dir geſchmückt,
Dein greiſes Alter hätt' ich gern beglückt,
Dir hell gemacht die hohen Lebenstage.
Doch thateſt du zu früh die Augen zu,
Du gingſt zu früh, zu früh zur ew'gen Ruh —
Zu früh ſing ich dir dieſe Todtenklage!

An Walli.

1840.

Du biſt ein Weib! O ſei es echt und treu,
Vor Gott demüthig, ſtolz nur vor der Welt,
Für andre Heldin, in dir ſelber ſcheu,
Der Liebe ſtets und nie dem Haß geſellt!

An gute Stunden denke allezeit,
Die böſen treib in des Vergeſſens Flucht,
Im Hauſe zeige friſche Thätigkeit,
Im Leben zeige Zartheit, Scham und Zucht.

Dem Mann ſei Weib und Mutter ſei dem Kind,
Mit Haupt und Herz für beide lebend ganz!
Iſt dir das Haus die Welt, o dann gewinnt
Dein irdiſch Daſein ſchon des Himmels Glanz.

O dreimal heilig iſt des Weibes Sein!
O dreimal ſelig leuchtet Geiſt und Leib
Euch, die die Welt erneun! Bedenk es rein:
Den Heiland ſelbſt gebar der Welt ein Weib.

Der Braut.

1847.

Sprich, welcher Segen kam dir an,
So umgewandelt, wie du ſtehſt,
Wie du auf goldner Lebensbahn
So ſelbſtbewußt und ſicher gehſt?
Rings ſtaunt um dich der Mädchenkreis,
Sie alle kennen dich nicht mehr:
Kaum noch ein knospend Roſenreis,
Jetzt eine Blüthe flammend hehr!

Dein Auge war ein ſchöner Stern
Am morgenblüh'nden Firmament;
Jetzt ſtrahlt es, daß es nah und fern
Voll Segen ſonnenmächtig brennt.
Es war ein ſüßer Ton dein Wort,
Das in der Nähe Luſt verlieh,
Jetzt klingt es ſeelenſtürmend fort
Wie eine ſtolze Melodie.

Dein Weſen war ein reizend Land,
Wie es vor Frühling keimend liegt,
Wenn aus dem kaum begrünten Sand
Die Lerche liederübend fliegt;
Jetzt lacht es ſchwellend wie der Mai,
Der Blumen ſtreut und Knospen reift,
Und der mit Klang und Düften frei
In alle Menſchenherzen greift.

Dein Geiſt, der kaum noch träumend ſchlief,
Iſt plötzlich jauchzend aufgewacht,
Enthüllend friſch und voll und tief,
So reiche, nie geahnte Pracht.
Du Bildniß der Begeiſterung,
Was gab dir dieſe üpp'ge Kraft?
Was gab dir dieſen mächt'gen Schwung?
Was gab dir dieſe Leidenſchaft?

Weil dich der treue Freund erkor,
Weil er geöffnet laut die Bruſt,
Weil, was er heilig dir beſchwor,
Ein Echo fand in deiner Bruſt,
Weil ihm dein Herz geſtehen darf,
Wie es für ihn nur rang und ſchwoll,
Und alle Feſſeln von ſich warf:
Drum wandelſt du ſo wundervoll!

Drum hat dein Weſen ſich ſo hell
Mit Licht und Klarheit angethan,
Drum ziehſt du, eben noch ein Quell,
Als Strom nun glanzbeſtreut die Bahn;
Drum weißt du, daß er Freude bringt,
Wohin er tritt, dein leichter Fuß,
Daß jedes Wort wie Segen klingt,
Weil ſelber du ein Segensgruß!

Wie ſtrahlſt du ſchon ſo edel groß,
Wenn du dem Freund entgegenharrſt,
Und, traumverſunken in dein Loos,
Nach Wegen, drauf er wandelt, ſtarrſt!
Doch leuchtender noch zieheſt du,
Von ihm umrankt, durch Wald und Feld,
Dann iſt's, die Sonne ſäh' dir zu,
Um dich vergeſſend ihre Welt.

Wenn ich dich ſeh, dann kommt's, daß loh
Die höchſte Luſt durchs Herz mir zieht,
Beſiegend möcht' ich Salomo
Anſtimmen dann das höchſte Lied,
Dich ſchmückend mit dem hellſten Glanz
Wie die Verzückung ihn erſchaut:
Das Alles thut dein Myrthenkranz,
Du ſüße, liebe, holde Braut!

Hochzeitslied.

Die duft'gen Blüthenflocken
Streut fröhlich heut die Luft:
Rings Kränze in den Locken,
Rings Sträuße an der Bruſt,
Die Augen glühn wie Sonnen,
Die Herzen jauchzen laut,
Der Gruß, er gilt in Wonnen
Dem Bräut'gam und der Braut!

An Wünſchen mag's nicht fehlen!
Wer hält ſie heut zurück?
Ihr tragt in euren Seelen
Den Keim zu allem Glück;
Voll Luſt und Muth und Friſche,
Zum Schaffen voller Drang,
Ging zu des Lebens Tiſche
Stets munter euer Gang.

Jung habt ihr euch gefunden,
Klar habt ihr euch erkannt,
Feſt ſeid ihr nun verbunden,
Geſegnet ſei das Band!
Ihr ziehet heiter weiter
Hinauf die Lebenshöhn,
Es geht mit euch als Leiter
Die Liebe morgenſchön.

Treu bleibt ihr rüſt'gem Streben,
Das iſt das beſte Loos!
Ihr wißt, darin erheben
Sich junge Geiſter groß.
Kein träumeriſches Hoffen,
Kein Fürchten trüb gedämpft:
In Wahrheit heißt es offen
Gerungen und gekämpft!

Sind oft die Wochen drückend,
Hell kommt der Feiertag,
Ihr lebt beglückt, beglückend,
Was immer kommen mag.
Geliebt und liebend ziehet
Ihr ſtets mit hellem Sinn,
Die letzte Stunde fliehet
Froh wie die erſte hin.

Die duft'gen Blüthenflocken
Streut fröhlich heut die Luft:
Rings Kränze in den Locken,
Rings Sträuße an der Bruſt,
Die Augen glühn wie Sonnen,
Die Herzen jauchzen laut:
Ruft mit: Ein Hoch in Wonnen
Dem Bräut'gam und der Braut!

Der Frau.

1847.

Wir ſchwelgen freudig hochbeglückt
In vollſter Seligkeit,
Und wer uns liebt, ſieht uns entzückt,
Und wer uns haßt, voll Neid.

Mein Kind, wir ſehn ſo morgenfriſch
In dieſe ſchöne Welt;
Wir wiſſen: Haus und Bett und Tiſch
Iſt drin für uns beſtellt.

Ein freier Sinn, ein heitrer Muth
Und eine fleiß'ge Hand!
Gewiß, ſo geht das Leben gut,
Durch lauter Sonnenland!

Was ſollen wir auch hoch hinaus?
Nie brachte Hochmuth Heil,
Zufriedenheit im ſchlichten Haus,
Das iſt der beſte Theil.

So ziemt ſich's daß kein Glück uns fehlt,
Daß uns kein Unglück ſchreckt;
Uns haben Launen nie gequält,
Nie Eiferſucht geneckt.

Als ich mein ganzes Herz dir bot,
Gabſt du mir deines gleich:
Nun geht das Leben bis zum Tod
Wie durch das Himmelreich.

Der jungen Mutter.

Das iſt die hellſte, klarſte Luſt,
Die leuchtend ſtrahlt auf deinen Zügen!
Zum erſtenmal wird dir bewußt
Des Lebens innigſtes Genügen:
Du fühleſt Mutterſeligkeit,
Den höchſten Himmel hier auf Erden,
Du ſtehſt ſo heilig, hoch, geweiht!
O Heil dir, du wirſt Mutter werden!

Da dir als Braut der Myrthenkranz
Erblühte hell in dunkeln Haaren,
Da mußte mit der Freude Glanz
Sich noch im Blick die Thräne paaren;
Die helle Jugend blieb zurück,
Die Zukunft galt es zu erproben,
Du durfteſt bangend nur das Glück,
Das in den Arm dich preßte, loben.

Jetzt erſt ward dir der beſte Theil,
Denn deine Liebe iſt geſegnet.
Prophetiſch ſprechen Alle: Heil,
Ja, Heil iſt deinem Haus begegnet!
Du fühlſt dich ſtolz, bewußt und groß,
Darfſt hohen Muths die Stirne heben;
Denn ahnungsvoll fühlſt du im Schooß
Sich quillend bilden neues Leben.

Das iſt die wonnig ſüße Frucht,
Vom Manne deiner Wahl empfangen:
Jetzt iſt die Lieb in edler Zucht
Zu ihrem Gipfel erſt gegangen.
Ein hohes Wunder thut ſich kund,
Lebendig ward die holde Liebe:
Ein Weſen wächſt aus heil'gem Bund
Durch zweier Herzen mächt'ge Triebe.

Jetzt fühlſt du im Zuſammenhang
Mit der Natur dich ſchaffend bilden!
Nah fühlſt du dich dem Sternengang,
Den Blumen nah in den Gefilden!
Du webeſt mit geheim und groß
Urewig Sein im Weltalls Namen!
O ſelig iſt des Weibes Loos,
Es wahrt der Menſchheit ew'gen Samen!

Glück zu! Bald ſtreckt das holde Kind
Im Schooß dir froh die jungen Glieder!
Dann pfleg es heiter, ernſtgeſinnt,
Den Geiſt der Aeltern gieb ihm wieder!
Es wird dein Stolz, es wird dein Ruhm!
Zieh recht es auf für dieſe Erden,
Für Liebe, Freiheit, Menſchenthum!
O Heil dir, du wirſt Mutter werden!

An der Wiege.

Schlaf wohl, du ſüße Luſt, mein Kind,
Schlaf wohl, mein warmes eignes Blut!
Dich nährt die reinſte Mutterbruſt,
Dich hütet treu das treuſte Herz.
Zu ihrer Freude wachſe groß,
Zu deines Vaters Stolz gedeih!
O ſei ein Ruhm der Männerſchaar,
Dem Vaterland, der weiten Welt!

Zu ruhn, zu wachſen iſt jetzt Zeit,
Geſund mußt du mein Bube ſein,
Damit du ſtark an Seel' und Leib
Ins prüfungsreiche Leben ſpringſt.
Da hebt ſich mancher Bergkamm hoch,
Da fließen Ströme, tückiſch, tief,
Im Schwimmen und im Klettern kühn
Sollſt du gedeihen mir zum Mann!

Früh öffne ſich dein Geiſt der Welt
Wie Sonnenblumen vor dem Licht,
Scharf mußt du in die Dinge ſehn,
Die kühne Forſchung ziemt dem Mann.
Auf, deinen Gott erkenne klar,
Erkenn die Welt, erkenne dich!
Nie taſte an des Nächſten Recht,
Wer deins antaſtet, ſtraf ihn ſtark.

Die Freiheit ſei die ſüße Braut,
Um die du wirbſt, für die du ſtirbſt:
In Haus und Vaterland und Welt
Steh für die Freiheit immerfort!
Und wenn du fällſt, dein früh Geſchick
Ich ſegn' es, wie der Grieche that,
Wenn auf der Bruſt, im Rücken nicht
Die breite rothe Wunde klafft.

O könnteſt du ein Beiſpiel ſein
Den Helden gleich, die nimmermüd
Für ihrer Heimath Ruhm gekämpft,
Geſtritten für des Volkes Glanz!
O ſäh' auf dich mit Luſt die Welt!
O wär dein Ruhm der Jugend Ziel!
O ſänge deine Thaten einſt
Des beſten Dichters hellſtes Lied!

Schlaf wohl, du ſüße Luſt mein Kind,
Schlaf wohl, mein eignes warmes Blut!
Dich nährt die reinſte Mutterbruſt,
Dich hütet treu das treuſte Herz.
Zu ihrer Freude wachſe groß,
Zu deines Vaters Stolz gedeih!
O ſei ein Ruhm der Männerſchaar
Dem Vaterland, der weiten Welt!

Mit den Juden.

1855.

I. Keine Ruh.

Hei, ihr Lockenköpfe, wollt ihr!
Laßt das Toben, Schreien, Lärmen!
Hei, wie trollt ihr, hei, wie tollt ihr!
Welch ein Laufen, Rennen, Schwärmen!
Max will ſpringen, Paul will klettern,
Und der kleine Hans will reiten.
Trommelton, Trompetenſchmettern,
Flötenklang, wie ſie jetzt ſtreiten!
Falter will der Eine fangen,
Jener Drachen fliegen laſſen,
Und der dritte von den Rangen
Blumen pflücken ganze Maſſen;
Märchen ſoll ich Max erzählen,
Paul ein luſtig Liedchen ſingen,
Und nun kommt mich Hans zu quälen,
Mit dem Schellenbaum zu klingen.

Ha, jetzt hängen ſich die Buben
Alle mir an Arm und Beine —
Und ich flieh zur andern Stuben. —
Endlich — endlich erſt — alleine,
Daß ich mich zuſammenraffe,
Und am Werke kräftig ſchaffe!

II. Zu viel Ruhe.

Weib und Kinder auf dem Lande,
Daß ein Jedes Luſt dort ſchöpfe!
Ruh läßt mir die ganze Bande,
Lockenkopf und Lockenköpfe.
Welcher Frieden! dort im Schranken
Hör ich laut das Heimchen picken,
Wachſen ſchier der Reben Ranken
Die mir durch das Fenſter blicken.
Welcher Frieden! — Sonnenlichter
Spielen hell entlang am Tiſche,
Raſche Schwalben, irr Gelichter,
Zwitſchern an der Fenſterniſche.
Welcher Frieden! Recht zum Denken,
Recht zum Dichten und Geſtalten! —
Nein, ich ſitz auf Folterbänken,
Und es iſt nicht auszuhalten!

Wo ſind meiner Kinderſtimmen
Süße holde Lerchenlieder?
Soll der Dichtung Feuer glimmen,
Tobet, rufet, lärmet wieder!
Weib, Max, Paul und Hans herbei!
Eher fühl ich mich nicht frei!

Schlaf, Else, ſchlaf!

1856.

Schlaf, du ſüßes Töchterlein,
Abend dämmert leis herein,
Sonne ſinkt am Hügelrand,
Und die Nacht weht übers Land.
Schlaf, Else, ſchlaf!

Bien' und Käfer draus im Baum
Summen allgemach im Traum,
Roſe müd die Augen ſchließt,
Und das Bächlein ſanfter fließt.
Schlaf, Else, ſchlaf!

Stern auf Stern durchblitzt die Nacht,
Und dein guter Engel wacht,
Webt dir Luſt und Licht und Gold
In den Schlummer rein und hold.
Schlaf, Else, ſchlaf!

Kommt der Morgen, blüht die Welt,
Vögel, Blumen ſind im Feld.
Schöner noch wie alles Licht
Lacht dein herzlieb Angeſicht.
Schlaf, Else, ſchlaf!

Landleben.

Wie ein Strom von purem Golde gleiten
Dieſe langen, ſonnenhellen Tage
Unſres wunderbaren Sommerlebens.

Sind es Töne reingeſtimmter Glocken?
Sind es Lieder ſüßer Frühlingsvögel?
Nein, es ſind die herzig lieben Stimmen
Unſrer friſchen, blondgelockten Kinder,
Die uns Morgens aus dem Schlafe wecken.
Draußen lärmen ſie ſchon durch den Garten.
Wie das locket! Raſch ſind wir bei ihnen
Zu dem Frühſtück in der Rebenlaube,
Während draußen farbenhelle Blumen
Friſch bethaut die bunten Häupter heben,
Und die Früchte roth im Laube ſchwellen.
Holdes Reifen rings von Blüth' und Samen!
Aber holder reifen unſre Sproſſen!

Und wir ziehen mit der ganzen Bande
Durch die Felder, wo das Korn ſich goldet,
Durch den duft'gen Klee, der röthlich ſchimmert,
Durch den Weinberg, wo die Trauben wachſen,
Nach den wald- und buſchgekrönten Hügeln.
Und wir ruhen aus am Rand der Halde,
Zugedeckt vom Schatten grüner Zweige,
Drein die Sonne goldne Lichter ſtreuet.

Vor uns in den ſüßen Kräutern webet
Heimlich Leben ſummend emſ'ger Bienen,
Goldner Käfer Schwirren, bunter Falter
Raſtlos ſpielend Durcheinanderflattern.
Ringeltauben rauſchen jäh vorüber,
Ferne klopft der Specht, es ſchreit der Häher.
Doch wir blicken durch das warme Brodeln
Ueberm Boden in des Thales Tiefe,
Welche blauumduftet vor uns lieget.
Aus dem Grunde blitzt der Fluß ſo glänzend,
Schweigend ruhen rings die ſaubern Dörfer,
Ferne ragt der Wald und drüber heben
Sich der Berge ſtolzgeformte Kuppen.
Friedlich ſchöne Ausſicht! Und den Kindern,
Die wie Bien' und Falter uns umtummeln,
Wünſchen wir die Ausſicht ſo ins Leben!

Thalwärts rufen dann die Mittagsglocken,
Und vorbei am kühlen, ſchatt'gen Bächlein
Suchen wir gemach den Weg nach Hauſe,
Wo Großmutter ſchon das Mahl bereit hält.
Hei, wie jauchzen da die kleinen Beller!
Ländlich derber Hunger reizt ſie alle,
Einfach guter Speiſe zuzuſprechen.
Wie die Blicke lachen! Wie die Zungen
Schleckend ſchnalzen! „Aller Augen warten,
Herr, auf dich, und du gibſt ihnen Speiſe
Zur gerechten Zeit!“ O wär das Völklein

Stets ſo froh zum Mahl, ſtets ſo zufrieden,
Wenn ſie einſt zu Tiſch das Leben ladet!

Nachmittags zieht uns zum Hof das Häuflein.
Welcher Lärm empfängt uns! Hahn und Hühner
Gluckſen an. Der Taubenſchwarm vom Dache,
Der ſich putzend ſonnte, ſchwirrt herunter,
Von den Bäumen rauſcht das Volk der Spatzen,
Und von Ferne watſcheln her die Enten.
Alle wollen den Tribut, den täglich
Unſre Sproſſen mit vom Nachtiſch bringen.
Und wie klatſchen ſie die kleinen Händchen
Ob dem zankend wirrenden Geflügel!
Iſt die Speiſung fertig, wohl, dann geht es
In den Stall, den breitgeſtirnten Kühen
Und der muntern Ziege Klee zu ſtreuen.
Selbſt das garſt'ge Schwein wird nicht vergeſſen,
Grunzend läßt's ſich faſt'ge Knollen ſchmecken.
Aber ſehet, an den Balken ſtreichet
Dort Mimi, die Katze! War ergiebig
Auch die Mäuſejagd, ein lecker Knöchlein
Bringt ihr Einer ſicher von den Buben.
O wie gern ſie geben! Möchten immer
Offen ſein die Hönde wie die Herzen,
Kreuzet der Bedürft'ge ihre Wege!
Möchten ſtets gefüllt ſein ihre Hände!

Nun zur Scheune! Alle kauern nieder
Auf den ausgedroſchnen Weizengarben.

„Jetzt erzählet!“ klingt die laute Mahnung,
Und wir stöbern sinnend im Gedächtniß
Auf die alten süßen Kindermärchen
Längst verschollner Zeiten, da wir selber
Noch des Volks uralter Dichtung lauschten.
Die Geschichte von dem kleinen Däumling,
Von dem starken Hermel, von Schneewittchen
Und Rothkäppchen suchen wir zusammen.
Welche Lauscher! Immer größer werden
Dann die großen blauen Kinderaugen,
Leisgeöffnet sind die rothen Lippen,
Und kein Glied bewegt sich. Wie sie Ohr sind!
Wäre diese Wißbegierde immer
Ihnen eigen, wenn ein weiser Lehrer
Sie in Welt und Leben sinnig einführt!

Doch den schwülen Tag verkühlt der Abend,
Und wir ziehn hinunter nach dem Flusse,
Während sich am Berg die Sonne senket
Und ihr rothes Gold den Wiesen streuet
Und den Apfelbäumen, die drin prangen,
Und den Weiden, die den Mühlbach grenzen.
Frisch ins Bad! Die leichten Kleider fallen
Und die Kinder hüpfen nackt ins Wasser,
Wo sie jauchzend, spielend, plätschernd, blasend
Mit den Wellen auf den Kieseln ringen.
O, daß euch dereinst im Strom des Daseins
Stets so keckes frisches Wesen ziere!

Ferne bläſt der Hirt. Die Herde kehret.
Und im Schatten, welchen Berg und Bäume
In den Thalgrund werfen, ziehn wir heimwärts.
Noch ein einfach Mahl! Und in den Betten
Löſen ſich die müdgeſunden Glieder,
Die der Schlaf umwebt. Wie blank ſie liegen
All die lieben blonden Lockenköpfe!
Möchten ſo nach arbeitsſchweren Tagen
Einſt ſie keuſche fromme Ruhe finden,
Wie jetzt nach der Kindheit hellen Spielen!

Ruh iſt nun im Hauſe, Ruh iſt draußen,
Doch wir ziehen durch das Thal ſelbander,
Das im Mondlicht dämmert. Bläulich ragen
Rings die Berge. Duft entſteigt den Auen,
Seltſam unbekannte Stimmen klingen.
Iſt's der Fluß? Sind's träumend ſtille Vögel,
Blätterflüſtern oder Saatenrauſchen?
Durch die Lüfte zuckt's. Rings webet Zauber,
Wir verlieren uns, tief in uns ſchauend:
In das ſüße Glück des ſüßen Daſeins,
In das Glück der Liebe. — Doch nun heimwärts!
Denn es ſchlägt die Mitternacht vom Thurme.

Wie ein Strom von purem Golde gleiten
Dieſe langen ſonnenhellen Tage
Unſres wunderbaren Sommerlebens.

Inhalt.

Seite

Stillleben der Natur.

Maiſtrauß. I—XII. . . . . 3—10
Bilder der Haide. I—XII. . . . . 11—18
Strandmuſcheln. I—IX. . . . . 19—24
Sommerblumen. I—IX. . . . . 25—32
Herbſtblätter. I—XIV. . . . . 33—42

Sonette.

I—XXX. . . . . 45—74

Elegien.

Silvan an Meluſine. 77
Felix an Mathilde. 88
Walter an Emma. 91

Begegnungen.

Pauline. 99
Coronata. 101
Clara. 105
Veronika. 108
Agnes. 111
Johanna. 114
Auguſte. 117

Deutſche Grüße.

An Alexander von Humboldt. 123
Auf Karl Immermann's Grabe. 124

Seite

An C. F. Leſſing 127
An Graf Auguſt von Platen-Hallermunde 130
An Jakob Becker von Worms 133
An Friedrich Overbeck 137
An Jakob und Wilhelm Grimm 139
An Ludwig Uhland 143
An Ernſt Moritz Arndt 148

Geſtalten.

Ermin 155
Hermann 157
Reinhart 170
Walter 173
Dietrich 175
Friedel. I. Auf der Wanderſchaft 177
II. Im Keller 179
III. Blauer Montag 181
IV. In der Kneipe zum ſtillen Vergnügen 183
Max. I. Vor der Schlacht 186
II. Auf der Wacht 187
III. An das Vaterland 189
IV. An einer Gruft 190
V. Nach dem Siege 191
Florentin 192
Hans Stroich. I. Auf Markt und Gaſſen 194
II. O Lotte 196
III. Gekrönte Häupter 199
IV. Du flotte tolle Geige 202
V. Und luſtig! 204
VI. Mein Herz 207

Meditationen.

I—XVI . . . . . 211—225

Von Haus und Heerd.

An meine Mutter 229
Am Grabe des Vaters 230
An Walli 233

	Seite
Der Braut.	234
Hochzeitlied.	237
Der Frau.	240
Der jungen Mutter.	242
An der Wiege.	245
Mit den Buben. I. Keine Ruh.	248
II. Zu viel Ruhe.	249
Schlaf, Elſe, ſchlaf!	251
Landleben.	252

Leipzig.
Druck von Gieseke & Devrient

Lit Germ. 45250.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Lorelei.

'014, 6176

Rheiniſches Sagenbuch.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite,
ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Köln,
M. DuMont-Schauberg'ſche Buchhandlung.
1857.

An Ludwig Uhland.

Mein Lied, mit leichten Flügeln
Zieh durch den Maienſchein,
Zieh hin zu Schwabens Hügeln
Vom goldig grünen Rhein!
O, ſchlag die hellſte Weiſe
In treuſten Worten an
Und töne dort zum Preiſe
Dem beſten deutſchen Mann!

Kommt warmer Hauch geflogen
Vom blauen Himmelszelt,
Blüht rings in Lenzeswogen
Die neu umgrünte Welt,
Wenn Blütenbäume ſchwenken
Die Fahnen roth und weiß,
Dann muß ich dein gedenken,
Du edler Sängergreis!

Mein Uhland, hoher Meiſter,
Mit ſüßem Liedermund,
Wie friſche Frühlingsgeiſter
Thut dein Geſang ſich kund.
Vor Allen, die da ſingen
Im deutſchen Dichterhain,
Erhebt dein Lied die Schwingen
So kräftig, keuſch und rein.

Du haſt mit tiefem Sinne
Gefild und Wald durchſchweift,
Holdſelig iſt die Minne
In deiner Bruſt gereift;
Du zeigſt aus grauen Tagen
Wohl manch verſchollnen Schacht,
Hell blüht in deinen Sagen
Verſunkne alte Pracht.

Du ſingſt von ſtarker Treue
Und kühnem Männermuth,
Du weckeſt ſtets aufs Neue
Der Heimatliebe Glut,
Du weihſt ſo hehre Lieder
Dem ſchönen Vaterland,
Gibſt friſche Hoffnung wieder,
Wo ſchier die Hoffnung ſchwand.

Im Dichten und im Leben,
In Thaten wie im Wort,
Galt es dir ſtets, zu heben
Den beſten Schatz und Hort:
Das iſt in Macht und Ehre,
In Füll' und Kraft zugleich,
Das einig, heilig, hehre,
Uralte deutſche Reich!

Du Geiſt voll Männertugend
Du Herz, in Liebe mild,
Stets warſt du unſrer Jugend
Ein ewig helles Bild!
Du biſt's auch mir geweſen
Auf meiner Sängerfahrt:
Ich hielt am deutſchen Weſen,
Ich hielt an deutſcher Art.

So bring ich heut Geſänge
Der wilden Lorelei,
Ich horchte auf die Klänge
Der wunderbaren Fei.
Was ich ihr nachgeſtammelt
Vom ſagenhaften Rhein,
Es iſt für dich geſammelt:
Die Lieder all ſind dein!

Dir leg ich vor die Füße
Den friedlich bunten Strauß.
O, kämen dir die Grüße
Willkommen, hold ins Haus!
O, möchten ſie dir künden,
Daß hell, in alter Pracht,
Auf Bergen und in Gründen
Der deutſche Geiſt erwacht!

Mein Lied, mit leichten Flügeln
Zieh durch den Maienſchein,
Zieh hin zu Schwabens Hügeln
Vom goldig grünen Rhein!
Grüß ihn, der freie Geiſter
Durch Lied und That gewann,
Der Dichtung edeln Meiſter,
Den beſten deutſchen Mann!

Vom Rhein, im Mai 1851.

W. M.

Lorelei.

Rheinisches Sagenbuch.

Der rheiniſche Wettſtreit.

Es lenkt der ſchweizer Ferge
Den Kahn im Sonnenſchein.
Draus lachen Luft und Berge,
Drin blinkt der goldne Wein.
Hei, das ſind Muſenſöhne!
Ein Wettſtreit ſind die Töne
Zum Lob dem ſchönen Rhein.

Da hört man Einen ſingen:
„Ich bin vom ſchönſten Gau,
Von Mainz bis hin nach Bingen
Iſt Paradieſes-Au;
Der Wein, den dort die Reben
Volldüftig golden geben,
Iſt wahrer Himmelsthau!“

Von Jülich ſpricht der Andre:
„Wie hoch dein Lob auch loht,
Durch unſre Ebnen wandre,
Die ſteuern aller Noth.
Rühmſt du die Feſtpokale —
Wir geben euch zum Mahle
Nothwendig täglich Brod!“

Was, ruft ein Knab' aus Baden:
„Wie magſt du nur dich mühn!
Lobſt du der Goldfrucht Schwaden,
Ich preiſ' der Wälder Grün.
Hoch rauſcht uns Eich' und Fichte,
Ihr Wuchs macht ſchnell zu nichte
Eur Reben keck und kühn!"

Doch der aus Niederlande
Fährt in das Wort ihm quer:
„Wir bringen ſie am Strande
Des Oceans zur Ehr,
Wir lehren ſie, als Maſten
Heimtragen Schiffeslaſten.
Hei, Reichthum bringt das Meer!"

Ein Wormſer ſprach: „Es kündet
Nur Sinnenreiz eur Sang;
Doch meiner Stadt verbündet
Sich Ruhm in Lied und Klang:
Von unſern Nibelungen
Ward alle Zeit geſungen,
Wird's noch Jahrhundert lang!"

Da tönt des Kölners Stürmen:
„Denkt ihr der alten Zeit,
Dann ſeht, mit tauſend Thürmen,
Des Domes Herrlichkeit;
Ein Denkmal, groß und mächtig
Dem Menſchengeiſt, ragt prächtig
Er in die Ewigkeit!"

Vom Düſſelſtrand behendig
Spricht Wer: „Der Stein iſt hart,
Bei uns, da blüht lebendig
Die Kunſt der Gegenwart;
Ich heb' ihn hoch zu Schilde,
Cornelius, der im Bilde
Gepflegt die deutſche Art!“

Ein Frankfurter gerüſtet
Sich da erhoben hat:
„Wenn ihr mit Geiſt euch brüſtet,
So kommt in unſre Stadt!
Göthe iſt unerreichbar,
Es wuchs ihm unvergleichbar
Das grünſte Lorbeerblatt!“

Der Bonner ſingt: „Poeten
Weih' ich gerechten Sold,
Tiefer das Herz umwehten
Doch Töne, ſüß und hold.
Beethoven iſt der Meiſter!
Sind ehern andre Geiſter,
Sein Geiſt iſt lauter Gold!“

Der Mainzer ſchreit: „Perrücken!
Die todte Welt zerſtob!
Ich will die Roſen pflücken,
Die Lenz und Liebe wob:
Den Frauen hold und ſüße
Bring' ich vielliebe Grüße,
Wie Meiſter Frauenlob!“

Zuletzt da ſang der Ferge,
Es war ſo ſtolz der Klang:
„Ich bin ein Sohn der Berge,
Ohn' Fürſt und Band und Zwang.
Bei uns iſt Jeder König!“ —
Da ſangen All vieltönig
Der Freiheit hehren Sang.

Anna von Liechtenſtein.

Es ſchwelgen die Gäſte im leuchtenden Saale:
Da ſchäumen die Weine, da blinken Pokale,
Da locken die Flöten, die Hörner, die Geigen,
Da fliegen die Paare zum luſtigen Reigen.

Und ſieh, aus der Thüre verbergendem Dunkel
Tritt plötzlich ein Ritter ins helle Gefunkel.
Reich glänzet die Rüſtung, lang wallen die Haare,
Hell blitzen die Augen, verſchlingend die Paare.

Er muſtert im Saale der Gäſte Geſtalten:
Die Ernſten, die Frohen, die Jungen, die Alten,
Er holt ſich zum Tanze mit leichtem Gekoſe
Die jüngſte, die ſchönſte aufblühende Roſe.

Ein Blick — und erröthend ſchaut ſtille ſie nieder,
Ein Wort — und die Blicke hebt ſeufzend ſie wieder,
Ein Blick — und es weinen die Augen ſo ſchmerzlich,
Ein Wort — und es lächeln die Lippen ſo herzlich.

Welch Kommen, welch Gehen, welch Sagen, welch Flüſtern
Im Saal, dem beglänzten, im Erker, dem düſtern!
Welch Drücken der Hände, welch Küſſen, Umſchlingen,
Sie möchten mit Blicken wohl ganz ſich durchdringen!

Spät ſchweigen die Tänze, es dunkeln die Kerzen,
Matt glänzen die Augen, matt ſchlagen die Herzen,
Es gehen die Gäſte, es weichet der Flitter,
Heim ziehet das Mädchen, fort reitet der Ritter.

Doch Tage und Nächte gedenket ſie ſeiner,
Sie ſinget, ſie betet, ihr Alles iſt Einer,
Sie hofft vom Balkone, ſie weinet durchs Zimmer —
Der Ewiggeliebte erſcheinet ihr nimmer.

Die Blicke verglühen, es bleichen die Wangen,
Ach, Leben und Luſt iſt der Seele vergangen!
Sprich, wareſt du, Kranke, beim Feſt im Gekoſe
Die jüngſte, die ſchönſte aufblühende Roſe?

Bald flechten ihr Mädchen den Kranz in die Locken,
Grablieder erklingen, es läuten die Glocken,
Es wallet die Jugend zum Grabe der Lieben —
Nur Einer, nur Einer iſt ferne geblieben.

Graf Ulrich.

Graf Ulrich zieht ins gelobte Land,
Er drückt ſeinem Weib die ſchneeweiße Hand,
Er gibt auf den Mund ihr den letzten Kuß:
O weh, o weh, daß er ſcheiden muß,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!

Es zog ein langes Jahr daher,
Wie kam die Mär ſo düſter und ſchwer:
„Graf Ulrich ſiegte in mancher Schlacht,
Doch ſank er zuletzt der Uebermacht,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Da lebte die ſüße Wendilgard
Nach frommer Nonnen milder Art,
Sie ſpeiſte an ſeinem Todestag
Die Armen und betete und ſprach:
„Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Doch einſt, als ſie ſpendet dem bleichen Schwarm,
Da ſtricket ein Bettler um ſie den Arm,
Er küſſet und herzet der Frauen Zier;
Sie ringet und ruft: „O, wäreſt du hier,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Die Diener kommen helfend gerannt,
Da ſtreifet der Bettler ab ſein Gewand,
Hoch pranget der todtgeglaubte Mann:
Es hat ſich befreit aus Kerker und Bann
Herr Ulrich, Herr Ulrich.

Da gab es nach Leid wohl ſelige Luſt,
Die Glücklichen liegen ſich Bruſt an Bruſt,
Hell blühet die alte Lieb' und Treu:
„Jetzt feiern wir unſre Hochzeit aufs Neu,
Herr Ulrich, Herr Ulrich!“

Konradin.

Im Hofe wiehern Roſſe,
Troßbuben ſtehn dabei,
Es wogt und ſchallt im Schloſſe
Von Rittern kühn und frei.
Sie wollen heut von hinnen,
Nach Welſchland gilt's zu ziehn!
Doch harrt hoch auf den Zinnen
Noch träumend Konradin.

Er ſpricht: „Die letzten Grüße
Nimm hin, o ſchönes Land,
Wo mir in friſcher Süße
Die holde Jugend ſchwand!
Lebt wohl, ihr Felsgelände,
Du ew'ger Alpenſchnee,
Ihr grünen Hügelwände,
Du blauer Bodenſee!

„Wohl ſchöner wär's, zu ſchwärmen
Durch Berg und Wald und Feld,
Und Geiſt und Herz zu wärmen
In heller Gotteswelt;
Wohl lockt's, im Forſt zu jagen,
Zu fiſchen auf der Flut,
Die Harfe hell zu ſchlagen,
Zu ſingen voller Muth!

„Doch ruft das Schickſal herbe
Und laut auf andern Pfad:
Mein Pflichttheil und mein Erbe,
Das iſt die kühne That!
Der Urahn Barbaroſſe,
Und Friederich der Ahn,
Sie weiſen ſtreng dem Sproſſe
Die ſcharf geſchriebne Bahn.

„Hier deutſchen Reiches Kaiſer
Und Herrſcher dort in Rom,
Sie ſtehn als ernſte Weiſer
In der Geſchichte Strom.
Sie mahnen, längſt geſchieden
Vom Leben, geiſtergleich,
Zu raſten nicht in Frieden,
Träg, thatenlos und weich.

„Welch Toben und welch Schreien
Durchzuckt das Vaterland,
Der Zornruf der Parteien
Sät allwärts Mord und Brand;
Es quillt mein Haupt von Plänen,
Zu retten glüht das Herz,
Doch trotzet allem Sehnen
Mein ungeprüftes Erz.

„Erſt muß im Land ich fechten
Und zeigen mich als Mann,
Das ich nach allen Rechten
Das eigne nennen kann:
Sicilien und Neapel
Gehören meinem Haus.
Kühn fährt mein Schiff vom Stapel,
Droht rings auch Sturmesbraus!

„Droht Sterben und Verderben
Im Land des Apennin,
Sank dort mit ſeinen Erben
Der zweite Friedrich hin,
Starb Konrad auch, mein Vater,
Traf Enzio Kerkernoth,
Fiel Manfred dort am Krater —
Ich fürchte nicht den Tod!

„Wohl fleht die Mutter täglich,
Zu meiden Kampf und Streit;
Doch ſtünd' ich klein und kläglich
Für Zeit und Ewigkeit,
Ging' ich nicht jene Bahnen,
Die ging mein ganz Geſchlecht!
Nun flattert hoch, ihr Fahnen,
Ich kämpfe für mein Recht!

„Dem Räuber Karl entgegen —
Anjou's verruchtem Sproß —
Zieh' ich auf kühnen Wegen
Mit meinem kühnen Troß!
Dann erſt, mein Banner, walle
Zu Deutſchlands Morgenroth,
Zum Siege oder Falle,
Zum Leben oder Tod!

„Und jetzt die letzten Grüße
Nimm hin, du deutſches Land,
Wo mir in friſcher Süße
Die helle Jugend ſchwand.
Fahrt wohl, ihr Felsgelände,
Du ew'ger Alpenſchnee,
Ihr grünen Hügelwände,
Du blauer Bodenſee!"

Er ſpricht's. Friedrich von Baden
Nimmt bei den Händen ihn,
Sie ziehn auf kühnen Pfaden
Zum Land des Apennin —
Sie litten blut'ge Taufe
Fern an Neapels Strand —
Der letzte Hohenſtaufe
Sank Anjou's Henkerhand.

Die ſieben Schwaben.

1. Wie das Ungeheuer am Bodenſee erblickt wurde.

Nothglocken hört man läuten am blauen Schwabenſee,
Zu Ueberlingen herrſchen Zähnklappern, Angſt und Weh,
Die Männer all mit Spießen, Miſtgabeln, Mordgewehr,
Mit Ofenzangen rennen die Weiber kreuz und quer.

Sie einen ſich am Markte, dort ſoll Verſammlung ſein.
Was gibt's? Man hört ſein Wort nicht vor Lärmen und vor Schrein!
Was gibt's? Man ſieht den Wald nicht vor Bäumen hoch und dicht,
Die Weiber nicht vor Röcken, vor Hoſen die Männer nicht!

Doch endlich brüllt der Schultheiß: „Nun haltet die Mäuler doch,
Nichtsnutzige Zungendreſcher! Die Zungen hinken Euch noch
Vor all dem müßigen Schwatzen! Wärt Ihr gleich raſch zur That,
Wir brauchten nicht zu tagen hier im hochweiſen Rath!

„Im Walde liegt ein Unthier, das grauſig uns bedroht,
Dem Felde bringt es Verderben, und Vieh und Menſchen den Tod;
Zwei Löffel hat es als Ohren, vier Läufe zum raſchen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran ſtehen Haare genung.

„Es ſitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt.
Jetzt macht Euch auf mitſammen und ſucht es im grünen Wald,
Und wer die Beſtie tödtet, der rettet mit ſtarker Hand
Das gute Ueberlingen und das gute Schwabenland!“ —

Da ſchrieen ſie rings vor Schrecken: „Wir haben Haus und Heerd,
Und Beides, Weib und Kinder und Eſel, Ochs und Pferd,
Und alles, was noch unſer, dabei auch Hunger und Durſt.
Wir ſchlagen's nicht in die Schanze, als wäre das Leben Wurſt!

„Wollt Ihr das Vieh vertilgen, ſo ſammelt ein Söldnerheer!
Stellt an das Volk der Schwaben ein mannliches Begehr!
Ruft an die Vaterlandsliebe! Man ſagt, daß ſich ſüß verſtirbt.
Wir wollen ihn gern bezahlen, wer hier den Tod erwirbt!“ —

Wohl ward da viel berathen, die Wirrniß rings iſt groß.
Zuletzt da rief der Schultheiß: „So werfen wir das Loos!
Wir ſtellen einen Kämpfer, der zieht ins Land zur Schau,
Und ſucht ſich die Genoſſen in jedem Schwabengau.“

Es folgt ein langes Summen; der Rath ſchien Allen gut;
Da werfen ſie die Zettel in einen Schaubenhut.
Auf einem ſtand geſchrieben „Seeſchwab“ mit großer Schrift,
Und wer ihn zieht, der iſt es, den heut die Sendung trifft.

Der Jokel wurde Seeſchwab; er fing zu weinen an:
„Ich mache mich auf die Sohlen und bin ein todter Mann!“
Und jammervollen Herzens zog er ins Land hinaus,
Die Andern gingen heimwärts und ſchloſſen Hof und Haus.

2. Wie die ſieben Schwaben zuſammen kamen.

Zu Schwabeck hält man Jahrmarkt. Ganz Schwaben ſchickt dahin
Viel auserleſne Geſellen von wackerm, ſauberm Sinn,
Und zierten ſie vierzig Jahre bereits ihr Heimatland,
Kam ihnen ſchon zuweilen grau Haar und auch Verſtand.

Dahin ging nun der Seeſchwab und öffnete den Mund,
Vom Ueberlinger Thiere that er die Mähre kund:
Jetzt zeigt ſich, wem die Kampfluſt im kühnen Herzen brauſt,
Wem Haar auf ſcharfen Zähnen, Horn wächſt in ſtrammer Fauſt!

Ach, wie ſie rings erblaſſen! Es zittern Lippen und Knie:
Dem Land der Schwabenſtreiche kam ſolches Unheil nie!
Sechs jugendkühnen Recken blüht nur ein hoher Muth;
Das Unthier zu bekämpfen, treibt ſie das heiße Blut.

Als ſeine Kriegsgeſellen nimmt ſie der Seeſchwab an,
Unſterblichkeit und drei Batzen erbietet er Mann für Mann,
Und nach dem Kampf im Seewein ein prächtig Feſtgelag.
Sie möchten dafür ſtreiten bis an den jüngſten Tag.

Der Neſtleſchwab, ein Schweizer, der Marketendrin Sohn,
War klein, einfältig von Weſen und neununddreißig ſchon,
Er konnte die Hoſe nicht knöpfen, die gute Mutter gab
Ihm Neſteln drum; ſo hieß er im Land der Neſtleſchwab.

Gelbfußſchwab hieß der zweite, von Bopfingen kam er her.
Einſt fuhr er Eier zu Markte; da ſchien der Korb ihm zu leer;
Um mehr hinein zu bringen, trat er mit Füßen drein,
Da wurden ihm gelb die Stiefel, drum mußt' er der Gelbfuß ſein.

Der Knöpfleſchwab, der dritte, der war geboren im Ries,
Dort iſt das Suppen- und Nudel- und Knöpfleparadies;
Fünfmal des Tages aß er fünf Teller Suppen mit Kraut,
Fünfmal dabei fünf Knöpfle und hat ganz trefflich verdaut.

Der Blitzſchwab war der vierte, er iſt dem Lechfeld entſtammt,
Zu Meiſingen kam ans Licht er. Der wählte das Trinkeramt;
Er ſchluckte ſo ſchnell ſein Mäßlein, als wie gezuckt der Blitz,
Und zwanzig ſchluckt er täglich. „Potz Blitz!“ ſo hieß ſein Witz.

Der Spiegelſchwab, der fünfte, entſproß des Schwarzwalds Grund,
Er war ſein Leben nicht trocken zwiſchen Naſe und Mund.
Dort wiſchte er ſtets mit dem Aermel, der Aermel wurde ſo blank,
Daß er ſich drin ſpiegeln konnte, deß hat er den Namen zu Dank.

Der ſechste, der Bullenſchwab hieß er, kam aus des Allgäus Revier,
Seine Mutter hieß Frau Rindskopf, ſein Vater hieß Herr Stier,
Klotzäugig, breitnackig, ſo trugen die täppiſchen Beine ihn,
Und wär' er kein Menſch, man würde als Ungeheuer ihn fliehn.

Doch war der ſiebente, der Seeſchwab, ein ſpindeldürrer Geſell,
Wie eine Schneiderelle, zu Fuß wie ein Windhund ſchnell,
Was ihm zum Troſt gereichte, wenn er an das Unthier gedacht,
Doch hat er ſtets ein langtraurig verdrießlich Geſicht gemacht.

Das waren die ſieben Schwaben, die ſchwuren jetzt einen Eid,
Getreu zuſammenzuſtehen im mächtigen Kampf und Streit,
Bei hochgeladenen Schüſſeln und Krügen vom größten Maß
Mitſammt zu trinken und eſſen, wenn ſie die Beſtie nicht fraß.

Und als ſie ſich geſtärket zum Bund bei Braten und Wein,
Da gingen ſie in die Bude des Schwertfegers hinein;
Sie muſterten die Waffen: Hellbarden, Streitaxt, Schwert. —
„Zahnſtocher!“ riefen ſie Alle, „ſind für die Fahrt nichts werth!“

Zuletzt entschied die Schaar sich für einen langen Spieß,
Zu echten Spießgesellen macht er sie überdies!
Lang war er dreißig Schuhe, dazu von Eschenholz,
Und oben von Eisen die Spitze, das war eine Waffe stolz!

Dran stehen sieben für einen und einer für sieben Mann.
Das Ungethüm möcht ich sehen, das jetzt sich retten kann!
Dann kaufte sich noch Jeder ein ganz apartes Stück:
Es will besonders aussehn, wer ausgeht auf sein Glück!

Verschieden sind die Narren, verschieden Kappen und Zopf!
Der Knöpfleschwab der suchte sich Bratspieß und Küchentopf,
Der Blitzschwab nahm ein Kuhhorn zum Blasen und Trinken zugleich,
Der Bullenschwab den Sturmhut mit Federn farbenreich.

Der Seeschwab wählte den Harnisch und band ihn vor die Brust;
Er sprach: „So bin ich beim Kampfe des Schutzes mir bewußt!“
Der Spiegelschwab that desgleichen, doch that er ihn hinter den Latz,
Er sagte: „Geht es rückwärts, so ist er am rechten Platz!“

Der Gelbfuß nahm sich Sporen: „Die sind nicht allein zum Ritt,
Auch noch zum Hintenausschlagen!“ Der Nestler nahm nichts mit.
Dann zogen am Spieß sie trotzig und wild die Stadt entlang.
O Heil dir, gutes Schwaben, jetzt bist du nicht mehr bang!

3. Was die ſieben Schwaben in Land, Luft und Waſſer erlebten.

Gerüſtet zum Abenteuer ſchritt dann hinaus die Schaar,
Und wer die Kühnen geſehen, dem ſträubte ſich ſchier das Haar.
Sie ſchritten ins Gebirge, drein ſich der Pfad verlor,
Da kam ſogleich den Helden was Sonderbares vor.

Zuvörderſt an dem Spieße da ging der Bullenſchwab,
Dem er mit Kraft und Vorſicht die rechte Richtung gab.
In einem tiefen Hohlweg, da rief er plötzlich: „Halt!
Es liegt ein Bär im Wege! Jetzt gilt es Muth und Gewalt!“

Und mächtig mit der Waffe rennt er auf das ſchwarze Thier,
Der Stoß ging in die Lüfte, doch glaubt er's getroffen ſchier.
Siegfreudig ſchaut er um ſich, doch die Genoſſen ſechs,
Die wirren ſich am Boden wie ein Rattenkönig-Gewächs.

Da glaubt er ſie erſchlagen als wie der todte Bär.
Er konnt' es nicht begreifen, daß rückwärts mit dem Speer
Er ſeine Freunde erſtochen. Er hub zu klagen an;
Doch hat es nur der Schrecken und Ruck ihnen angethan.

Und als ſie geſund erſtanden, da war der Jubel laut,
Sie trennen von dem Leibe des Thieres dunkle Haut,
Sie fühlen ihm in den Rachen und zupfen Ohr und Steiß.
Ob ſeinem Heldenthume iſt höchlich verwundert der Kreis.

Da tönt ein plötzlich Brüllen, und an des Hohlwegs Rand
Da nehmen viele ſchwarze Unthiere ihren Stand:
Der Stier war's mit den Kühen; ſie hatten ein Kalb vermißt,
Das, in den Abgrund ſtürzend, den Hals ſich brach zur Friſt.

Der Bär war ein Kalb geweſen. Die ſieben Schwaben all
Hielten die Heerde für Bären, ihr Brüllen für Bärenſchall,
Sie flohen mit dem Spieße raſch in den grünen Wald,
Es bebten ihnen die Glieder, der reichliche Schweiß rann kalt.

Denn hinter ihnen brüllend anſtürmte das wilde Thier.
Da hemmte ſie eine Hecke, zum Schutz dem Forſtrevier;
Sie ſchwenkten ſich auf die Stauden und ſaßen auf dem Zaun,
Wie lauter Wiedehopfe waren ſie dort zu ſchaun.

So ſchwebten ſie in den Lüften, da kam der Bulle gerannt,
Und ſtieß in die Zweige mächtig, ſie hielten dem Stoß nicht Stand
Und fielen aus den Aeſten, doch glücklich ging der Fall
Auf die andre Seite. Dann ſtürmten zum Feld ſie all.

O Gott, dort an der Lichtung gibt's eine entſetzliche Schau!
So weit die Blicke gehen, da wogt und wallt es blau:
Iſt das ein großer Weiher! Hinten durch Bären den Tod,
Vorn Waſſer! Doch echten Schwaben hilft Gott aus jeder Noth.

Da rief der Knöpfleſchwabe: „Jetzt kommt, was kommen muß.
Ich weiß, das Fett ſchwimmt oben!“ Mit kecklichem Entſchluß
Entſprang er in die Wellen und lag drin auf dem Bauch;
Die Andern folgen; mit Armen und Beinen rudern ſie auch.

Der Blitzſchwab ruft: „Jetzt zeigt ſich, ob das Waſſer Balken hat!“
Der Seeſchwab meint: „Ein Haifiſch frißt ſich an mir nicht ſatt!“
Der Spiegelſchwab denkt an den Wallfiſch, der Jonas kommt
ihm zu Sinn.
Der Reſtler hält ſich die Hoſe und rudert einhändig dahin.

An Pharao denkt der Gelbfuß und an das rothe Meer,
Er tröſtet ſich, daß ein blaues nicht ſo gefährlich wär,
Und hätte der Bullenſchwabe vom Jupiter gewußt,
Er wär' als Ochs geſchwommen hindurch mit großer Luſt.

Das war ein ſeltſam Schwimmen, ein Kriechen ſchien's vielmehr,
Die Heldenleiber zappeln über die Fläche daher
Und ſtoßen mit Arm und Beinen und Bäuchen auf der. Grund,
Verhext erſcheint der Weiher dem ganzen Schwabenbund.

Doch endlich ſind ſie gerettet und ſtehen auf im Korn.
Da kommt auf der andern Seite ein Bauer gebrauſt im Zorn,
Der ruft: „Unflätige Beſtien, was wühlt Ihr mir durch den Flachs,
Ein Dutzend Hemden verrutſchtet Ihr mir vom heurigen Wachs!“

Da ſprachen die ſieben Schwaben: „Der Mann iſt ſicher toll!“
Und trabten durchs Gefilde, wo reich die Aernte ſchwoll;
Sie wandern hin und wieder und ſuchen krumm und grad,
Doch wunderbar, ſie finden rings weder Weg noch Pfad.

Jetzt kommt noch gar der Abend, es wächſt die dunkle Nacht,
Doch hat der Durſt des Blitzſchwabs ſie nicht zur Herberg gebracht,
Noch des Knöpflers Hunger. Sie irrten ohne Ziel
Durch Sumpf und Dorn, wo mancher derb auf die Naſe fiel.

Doch endlich blinkt's im Grunde. Gottlob, die Straße glänzt!
Des Tages ſchwere Thaten ſind durch den Weg begränzt!
Das letzte Stück der Haide durcheilen ſie im Lauf,
Ein Sprung noch von dem Rande, dann ſtehen ſie mitten drauf.

Die ſieben Schwaben ſpringen. Plumps! gab das ſeltſamen Schall,
Es liegen im naſſen Fluſſe die Spießgeſellen all.
Da hörte man neues Schreien; unſäglich drängt die Noth,
Und war nicht ſeicht das Waſſer, ſo litten ſie den Tod.

4. Wie die ſieben Schwaben Eſſens und Trinkens halber in den Thurm kamen.

Als ſie ans Ufer kamen, da fällt dem Neſtler ein:
Sie hätten aufs Irrkraut getreten und müßten im Zauberland ſein.
Doch als der Mond nun aufſtieg hoch an der Hügel Rand,
Da rief's: „Der Mond von Schwaben! Wir ſind im Schwabenland!“ —

Sie ſetzten ſich auf die Haide und zogen mit gutem Muth
Die Hoſen und Hemden herunter, um in des Mondſcheins Glut
Die Näſſe aufzutrocknen, und zähneklappernd vor Froſt
Saßen ſie in den Sträuchern, bis die Sonne ſtieg im Oſt.

Da war ein Thau gefallen. Und trieften Strümpf' und Schuh
Noch feucht vom Bad im Fluſſe, ſie wurden noch feuchter dazu.
Gleichviel, ſie müſſen ſich kleiden. Auch ſehn ſich die Augen nicht ſatt,
Denn unten liegt im Thale thurmreich eine ſchwäbiſche Stadt.

Sie wünſchten vor allen Dingen ein Frühſtück ſich zur Hand,
Und als ſie hinunter gingen, da kam ein Jude durchs Land.
„Geld oder Blut!“ Sie riefen's und ſtreckten hervor den Speer.
„Blut hat kein Jude“, ſo ſchrie er, „und auch mein Beutel iſt leer!

„Doch gibt es nichts zu ſchachern?“ Da ging's um das Kalbs-Bärfell,
Das handelt für einen Thaler ſich ein der kluge Geſell.
Da zogen ſie durch die Thore, der Haufen zur Schenke lenkt.
Das Schild ſagt: „Zum grünen Eſel da wird gut Bier geſchenkt.“

„Geſchenkt wird Bier!“ das klinget den ſieben Schwaben hold.
„Laßt uns das Bier beſchauen!“ — Der grüne Eſel trollt
Und denkt, in den Keller ſteigend: „Die Herren ſind geſandt
Von unſrer Kreisregierung, zu prüfen das Bier im Land!“

Er holt vom allerbeſten, doch war das noch nicht gut,
Sie tranken bald viel Eimer. — „Mich freut's, wenn's ſchmecken thut!“
So ruft der Wirth. Der Blitzſchwab meint: „Hopfen und Malz iſt geſpart!“ —
„Das nicht, doch hat's zu viel Waſſer!“ murmelt der Wirth in den Bart.

Und als mit einem Ohmfaß geſtillet war der Durſt,
Beſtellten die edlen Helden ſich gegen den Hunger die Wurſt
Von vierzehn Schwabenellen. So lang ein Jeder war,
Ward ihm das Stück gemeſſen, von den Zehen bis ans Haar.

Da hatten Alle reichlich. Dem Neſtleſchwab allein
Blieb nur ein kurzer Zipfel — ſechszehn Ellen mußten es ſein.
Zu kurz kam ſo der Neſtler. Sie tröſteten ihn in Ruh:
„Wer nicht zu viel verzehret, knöpft die Hoſe nicht auf und zu!“

Jetzt ging es ans Bezahlen. Sie rechneten nicht das Bier,
Sie rechneten nur die Speiſe: das macht einen Thaler ſchier!
Die Münze, vom Juden erhandelt, die langten ſie hervor;
Der Wirth wog ſie in den Händen und ſprach im Rathhaus vor.

Stadtknechte einen Haufen, die holt der ſchlaue Wicht:
„Falſchmünzer, zu leicht iſt der Thaler, jetzt folgt Ihr zum Gericht!“
Da fuhren die rohen Büttel über ſie her im Sturm:
Die edeln Schwabenhelden, die brachte man in den Thurm.

5. Wie die sieben Schwaben dem Galgen entgingen.

Der Richter kam zum Verhöre; er war ein scharfer Kopf,
Die Brille auf der Nase, zu Haupt Perrücke und Zopf,
Er schrieb sich auf die Namen, Heimat, Geschlecht und Jahr,
Und wurde sehr bedenklich, daß keiner vierzig war.

Er rief: „Landläufer, Strolche, Gesindel, was habt Ihr vor?“
Und schrie, daß die dünne Stimme sich mehr und mehr verlor.
Da sprach der Seeschwab würdig: „Durch unsre starke Hand
Erretten wir das gute, berühmte Schwabenland!“

Und von dem Ungeheuer erzählt er am Schwabensee.
Da aber fuhr dem Richter die Wuth in Zopf und Zeh,
Und schrecklich, wie ein Löwe, so fuhr der Mann empor:
„Jetzt zeiget die Erlaubniß der Obrigkeit mir vor!“

Da standen die sieben Schwaben, wie Ochsen am Berge stehn.
Der Richter aber wüthet: „Kann solcher Unfug geschehn?
Landschaden zu vertilgen ist der Regierung Pflicht,
Und geht sie langsam zu Werke, so fragt um die Ursach nicht!

„Ihr mischet Euch in Dinge, die Eures Thuns nicht sind!
Folgt Euren Vorgesetzten nur immer taub und blind!“ —
„Jetzt wartet, ich will Euch retten!“ rief da der Spiegelschwab,
Und sagte von dem Juden, der ihnen den Thaler gab.

Er sagte vom Kalbs-Bärfelle, das sie ihm tauschten dafür.
Da trat der schlaue Jude auch eben durch die Thür
Und schrie: „Das sind die Räuber, die mir das Geld geraubt!“
Doch war so klug der Richter, daß er Niemanden glaubt.

„Spitzbuben ſind ſie Alle! Der Jud und die Schwaben ſind gleich!
Raſch dreißig auf jeden Hintern!“ — Da ſtäupt ſie butterweich
Der prügelfrohe Büttel. „Schad,“ ſprach er, „der Galgen iſt leer;
Doch, um ſie Alle zu tragen, ſind ihrer acht zu ſchwer!“

Da fiel den treuen Helden tief in die Hoſe das Herz.
So ruhmlos am Galgen zu ſterben, das machte Allen Schmerz;
Sie weinten helle Thränen; der Jude aber ſchrie:
„Solch einen gerechten Richter ſah ich im Leben nie!“

Da ſprach der Richter: „Der Galgen iſt nur für ſieben erdacht,
So machen wir einen neuen, der trage ſie alle acht.
Wir müſſen zugleich ſie hängen, da ſie die böſe That
Alle zugleich begingen. Das heiß' ich weiſen Rath!

Und bis der Galgen fertig, füttern wir hier das Pack!“ —
So ſchied er aus dem Thurme, ehrfurchtgebietend, ſtrack,
Hochſtolz an allen Gliedern, mit dem weiſen Kopf.
Wie ſeufzten die ſieben Geſellen, als jählings ſchwand der Zopf!

Da brachte der Thürmer Speiſe: Suppe, Knöpfle und Bier;
Es war ein reichlich Gaſtmahl, ein Galgenmahl war es ſchier.
„Was,“ rief da plötzlich der Blitzſchwab, „das ſoll für uns Alle ſein?
Dran ſtille ich Durſt und Hunger noch nicht einmal allein!“

Der Knöpfleſchwab indeſſen hat Alles ſchon verzehrt,
Und auch zur ſelben Stunde noch mehr des Mahls begehrt.
Vor Schrecken fiel der Thürmer auf den Rücken faſt,
Zum Richter iſt er gelaufen, er gönnt ſich nicht Ruh und Raſt.

„Herr Richter!“ ſo rief er, „im Thurme das iſt eine ſaubre Schaar!
Die freſſen auf das Städtlein mit Knochen und Haut und Haar!“
Und wie er die Mär vernommen, da weiß der Richter genug.
Er nimmt Papier und Feder und ſchreibt ein Dekret im Flug.

Das lautete: „Sintemalen uns droht eine Hungersnoth,
Entlaſſen wir die Gefangnen und weiſen mit ſtrengem Gebot
Sie über des Städtleins Weichbild!“ — So wurden die Recken frei,
Und ließen Thurm und Thürmer mit frohem Sang und Geſchrei.

Nun kam's, daß vor dem Thore der Pfad längs dem Galgen ging.
Dran, unbewußt dem Büttel, noch ein Gehenkter hing.
Der Blitzſchwab ſprach: „O, hätten wir doch ein Fingerlein
Des Böſewichts, wir könnten damit unſichtbar ſein!

„Wir könnten damit treten dem Thier vors Angeſicht,
Wir könnten es jählings morden, es ſäh' und hört' es nicht!“
Da riefen ſie Alle: „Wir wagen's!“ — Der Blitzſchwab klomm geſchwind
Auf zu des Gehenkten Rücken und ſchaukelte mit im Wind.

Da fielen ſie beide herunter; das Seil zerbrach die Wucht;
Da wandten ſich ſechs Schwaben einmüthig vor Schrecken zur Flucht.
Der Blitzſchwab ließ das Gerippe und ſtürmte dahinter im Lauf,
Er meinte wie die Andern, die Leiche lebe auf.

Sechs hörten die Schritte und meinten, es folge der todte Mann,
Der ſiebente aber glaubte, daß er noch folgen kann.
Und wären ſie nicht geſunken athemlos ins Feld,
Sie wären ſicher gelaufen bis an das Ende der Welt.

6. Wie die sieben Schwaben beichteten.

Nun kamen sie auf die Höhe, da lag das Schwabenmeer
Vor den Augen gebreitet. Deß wundern die Meisten sich sehr,
Die es noch nicht gesehen. Der Seeschwab war dort zu Haus,
Der wußte vor allen Fragen schier nicht mehr ein und aus.

„Ob drüben auch Menschen wohnen?“ Das ging dem Einen nah.
„Sind das nicht wilde Enten?“ rief Jener, der Schiffe sah.
„Er heißt der Bodensee wohl, weil er keinen Boden hat?“
„Leben darin Seeweibchen? Liegt drin die versunkene Stadt?“

„Und Schnee glänzt in den Bergen hoch in der Sommerzeit?
Wer sah je Eis in der Hitze!“ Doch, als sie gedacht an den Streit
Mit dem gewaltigen Unthier, da schüttelten sie sich kalt,
So heiß die Sonne geschienen mit ihrer Strahlen Gewalt.

Und Allen wurden plötzlich die Seelen wund und weh;
Der Eine seufzte: „Mutter!“ der Andre: „Katherle!“
Der Dritte: „Wär' ich daheime!“ Der Viert': „Wenn ich Flüglein hätt'!“
Der Fünfte: „Hätt' ich Knöpfle!“ Der Sechste: „Läg' ich im Bett!“

Der Bullenschwab, der letzte, drauf voll Erhebung sprach:
Ja, es ist 'ne Sach'!“ Und Alle flennten betrüblich nach:
„Ja, es ist 'ne Sach'!“ — So tönte das letzte Klagewort:
„Es ist 'ne Sach'!“ — Die Klage trugen die Winde fort.

Dann gingen sie zur Kapelle, die an dem Waldrand lag,
Darin der fromme Klausner des Gottesdienstes pflag.
Ihm wollen sie Alle beichten, zu sühnen ihre Schuld:
„Du großer Gott im Himmel, hab' Nachsicht und Geduld!“

Zerknirscht hob an der Blitzschwab: „Mich hat der Satan versucht,
Ich hab' in meinem Leben gewaltig viel geflucht!“ —
Der Klausner sprach: „So rede, wie dein schlimmstes Fluchwort heißt!“ —
Da sprach er, die Mütz' abnehmend: „Daß dich das Mäuslein beißt!“ —

Der Knöpfleschwabe beichtet, daß er das Lügen nicht ließ;
Denn, fragten mich die Leute, wie mein seliger Vater hieß,
Sagt' ich: „Gleich mir! Wie ihn“, so sagt' ich, „nannte man mich,
Doch war der Mann ein Müller, und Schornsteinfeger bin ich!“ —

Der Gelbfuß sagt: „Mich schmerzet jetzt mein Betrügen tief;
Denn als ich um die Wette jüngst mit dem Nestler lief,
Hatt' ich an den Füßen die Stiefel, der Nestler trug nur Schuh:
Ich gewann die Linsensuppe und noch die Wurst dazu!“ —

Der Seeschwab heult: „Durch mich ging, o Gott, manch Leben zu Grund!
Ich wandelt' am See, da schwammen mit offnem Aug' und Mund
Im Wasser todte Fische. Ich komme nicht ins Paradies,
Weil ich die armen Thiere hülflos ersaufen ließ!“ —

Der Spiegelschwab sehr traurig beklagt seine Eitelkeit:
„Er sehe sich im Spiegel am Aermel allezeit,
Und hab' er auch mit Seife den Spiegel oft entfernt,
Stets mach' er ihn aufs Neue und hab' es von Niemand gelernt!“ —

Der Bullenschwabe zeiht sich des Mangels an Kirchenzucht
Und Gottesfurcht: „Drei Jahre hab' er keine Messe besucht;
Denn es war in seinen Bergen die Kirche abgebrannt,
Und die nächste war gelegen fünfzehn Stunden im Land.“ —

Am lauteſten heult der Neſtler. Er flennt: „Mir fehlt das Wort,
So groß iſt meine Sünde!“ — Der Klausner mahnt ihn ſofort.
Da ruft er: „Ich bin ein Schwabe!“ mit ſchauerlichem Getön.
Der Klausner tröſtet: „Sündhaft iſt's grad nicht, doch auch
nicht ſchön!“

Dann ließ er ſie All erwecken andächtig Reu und Leid,
Gab ihnen gelinde Buße und hat ſie der Sünde befreit.
So ſchliefen ſie in der Klauſe, jedoch beim Morgenſtrahl
Zogen zum Heldenwerke hinunter ſie ins Thal.

7. Wie die ſieben Schwaben das Unthier beſtanden.

„Jetzt bei der Stange gehalten!“ rief der Seeſchwab ſofort,
Ich zeig' Euch nun des Kampfes Gelegenheit und Ort.
Auch denk' ich, ſteht am Spieße ein Jeder, wie er ſtand!“ —
„Ja, Neuerung,“ ſprach der Knöpfler, „die tauget nie im Land!“

Dem Bullenſchwab aus Allgäu behagt der Vorſchlag nicht.
Er ſprach: „Ich that als Hauptmann bis jetzt an der Spitze die Pflicht,
Heut kann ſie thun ein Andrer. Ich ſteh' jetzt hinten vorn.
Courage!“ rief er; den Blitzſchwab nahm er dabei aufs Korn.

Der ſprach: „Ich hab' Courage genug im Leibe hier,
Doch fehlt es mir an Leibe für das grauſige Thier!“ —
Der Neſtler fragt: „Muß Einer denn wirklich der Erſte ſein?
Ich dächte, wir faßten Alle den Spieß in der Mitte fein!“ —

Da ſprach der Spiegelſchwabe zum Knöpfleſchwab: „Geſell,
Wie iſt's mit deinem Hunger? Was frißt du das Thier nicht ſchnell?“ —
Doch der erwidert: „Dem Thiere halt vor deinen Spiegel dicht,
Sieht es ſich drin, dann ſtirbt es aus Furcht vor dem eignen Geſicht!“ —

Der Gelbfußſchwab zum Schluſſe rief mit betrübtem Schall:
„Wär's nicht am beſten, es ſtürbe nur Einer für uns All?“ —
Da riefen ſie plötzlich: „Gelbfuß, du Kühner, geh voran!
Du haſt die Stiefel, daß dich das Thier nicht beißen kann!“ —

Der Gelbfuß nahm die Spitze. In ſich er alſo ſprach:
„Entweder läuft das Unthier, ſo lauf' ich raſch ihm nach,
Doch will es mir nachlaufen, ſo laufe ich ihm vor,
Und Keines kriegt das Andre.“ Und es ſchwoll ihm der Kamm empor. —

Nun zogen ſie mit Vorſicht dem böſen Walde zu.
Da rief der Blitzſchwab plötzlich: „Wie drücken mich die Schuh'!“
Der Knöpfleſchwab ruft: „Hunger! mir ſchläft der Magen ein!“
Der Spiegelſchwabe fühlet im Bauche grimme Pein.

Schon will er in die Hecken — ſie halten beim Wickel ihn feſt.
Er ſprach: „Ich wollte nur ſehen, ob das Thier ſich blicken läßt!“
So gingen die Spießgeſellen am Spieß in den tiefen Wald;
Die Herzen hört man pochen, ſchier wie der Axtſchlag ſchallt.

O Gott, da liegt das Unthier, das ſchrecklich das Land bedroht!
Den Feldern Verderben bringend und Vieh und Menſchen den Tod.
Zwei Löffeln hat es als Ohren, vier Läufe zum raſchen Sprung,
Glasaugen und runde Schnauze, dran ſtehen Haare genung.

Es ſitzt auf den Hinterpfoten und droht mit den vordern Gewalt.
Schon rücken ſie an dem Speere aus ihrem Hinterhalt.
Es raſchelt — da nimmt das Unthier gleich das Haſenpanier,
Und auf dem Rücken liegen die ſieben Schwaben ſchier.

Und als die Angſt gewichen, da ging es im Kreiſe rund:
„Habt Ihr's geſehen?“ Dem Seeſchwab ſchien's groß ein Pudelhund,
Dem Gelbfußſchwab ein Kälbchen, dem Knöpfler ein Wolf ohne Fehl,
Dem Spiegelſchwab ein Maſtochs, dem Blitzſchwab ein Kameel.

Der Bullenſchwab meint: „Gänzlich iſt es mir unbekannt!“
Doch hat der einfältige Neſtler das Thier einen Haſen genannt!
Da ſagten ſie Alle: „Wahrhaftig, es ſah wie ein Haſe aus,
Doch war es ein Seehas: ein Seehas iſt aber der grauſigſte Graus!

„In Schwaben, im Reiche, im Weltall gibt es kein Thier ſo ſchlimm.
Abbeißt es die Köpfe — dem Kohle — in ſeinem Zorn und Grimm.“
Dann huben die ſieben Geſellen ein herzhaftig Geſchrei:
„O, freue dich, gutes Schwaben, jetzt athmeſt du wieder frei!“

Es zog nach Ueberlingen das wackre Siegesheer.
Sie rufen: „Es floh der Seehas nach Frankreich vor unſerm Speer!“ —
Da kamen die Bürger gelaufen mit offnen Naſen und Mund,
Die Weiber in weißen Kleidern begrüßten den Schwabenbund.

8. Wie zu Ueberlingen der Sieg gefeiert wurde.

Die Freudenglocken klingen über den Schwabenſee,
Es iſt zu Ueberlingen geſchwunden Noth und Weh.
Trompeten und Pauken tönen, das Rathhaus ſteht im Glanz,
Geſchmückt mit grünen Maien. So rüſten ſie Feſt und Tanz.

Es gilt, den Tag zu feiern, an dem das Unthier floh,
Die Sieger gilt's zu ehren! Sie waren niemals ſo froh.
Da eilten die reichſten Männer in ihre Keller hinein:
„Heut ſollen die Helden koſten den beſten Schwabenwein!

Sie mögen die Sorte beſtimmen!“ — O Gott, die Wahl — die Qual!
Was paßt zu Knöpfel und Knödel, zu Spätzel und Nudel beim Mahl?
Der Seeſchwab ruft: „Ich wähle den Sauerampfer zum Trank,
Iſt ſüßer doch wie Eſſig!“ Und ſie begannen den Schank.

Der Blitzſchwab ſpricht: „So gebet mir Kratzenberger her;
Denn wen es juckt, der kratzt ſich — mich juckt's in der Kehle ſehr!“
Der Knöpfleſchwabe fordert ſich Rachenputzer gut,
Der ſcheuert die Eingeweide und muntert auf das Blut.

Der Spiegelſchwabe bittet ſich Magenwender aus,
Dieweil er am Schluchzen leidet ſeit ſeinem Bratwurſtſchmaus.
Er meint, ſein Magen läge ſeit jener Zeit verkehrt,
Und will zurecht ihn rücken: drum iſt der Wein ihm werth.

Strumpfſtopfer fordert der Gelbfuß, weil in dem Stiefelpaar
Der Strumpf vom langen Wandern ihm ganz zerriſſen war.
Der Trank picht Fäſſer zuſammen, und macht er die Zähne ſtumpf,
So hilft er doch den Socken und bringt den Mann auf den Strumpf.

Der Neſtler ſpricht: „Nach Belieben; denn mir iſt Alles gleich!“
Sie ſchenkten ihm Schüttelheimer, — das war kein freundlicher Streich:
Wer dieſen Wein getrunken, den ſchüttelt man alle zwei Stund,
Weil ſonſt der Trank ſich durchfrißt im Eingeweideſchlund.

Der Bullenſchwab, ſtark wie dreie, verlangt Dreimännerwein —
Viermännerwein ſollt er heißen! Der Erſte trinkt ihn hinein,
Der Zweite hält links den Trinker, es hält ihn rechts der Dritt,
Der Vierte gießt durch die Zähne den Trunk in des Mundes Mitt.

Das war ein koſtbar Gelage, eine Feier voll Glanz und Pracht!
Sie trieben's zu Ueberlingen gut Schwäbiſch die ganze Nacht.
Drauf zogen ſie mitſammen des Morgens zur Waldkapell
Und ſangen: „Nun ruhn alle Wälder!“ mit Stimmen rauh und hell.

Dann weihten ſie das Kirchlein dem großen, heiligen Sieg,
Der Speer ward aufgehangen, mit dem ſie beendet den Krieg.
Es kam daran eine Fahne, an der das Kalbs-Bärfell ſtrahlt,
Drauf war ein gewaltiger Seehas ganz ſchrecklich abgemalt.

Dort ſtand auch ein Bild des Herrgotts, es hieß der Heiland der Welt;
Sie wiſchten aus den Namen, der ihnen nicht mehr gefällt,
Und ſchrieben: „Schwäbiſcher Heiland!“ und machten im Land es kund. —
So endet die alte Märe vom Sieben-Schwabenbund!

Johannes Huß.

Ob Ihr des Freien Leib in Ketten ſchlagt,
Ob Ihr des Freien Geiſt dem Tode weiht:
Hat ſein Gedanke groß und ſchön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit.

Durchs Thor zu Konſtanz geht ein ernſter Zug,
Es ziehen Kriegerhaufen auf den Plan,
Die Trommel klingt, es weht der Fähnlein Flug,
Die ſtumpfe Menge reiht ſich blöde dran.

Und in der Mitte wankt ein bleicher Mann,
Er ſchleppt ſich hin im geiſtlichen Talar;
Sein Leib iſt ſchwach von Kerker und von Bann,
Doch flammt ſein Geiſt durch Aug' und Stirne klar.

Johannes Huß iſt's aus dem Böhmerland!
Daheim war er ein Prieſter vielgeehrt,
Als Leuchte ward geprieſen ſein Verſtand,
Und ſeine Zunge als ein ſcharfes Schwert.

Weil er das Wort der Geiſtesfreiheit ſprach,
Lud Rom ihn her zum offnen Redeſtreit;
Ihm, welcher kühn des Wiſſens Lanze brach,
Gab Sigismund, der Kaiſer, frei Geleit.

Doch haben ihn verdammt der Kirche Herrn,
Die nur zu oft der Kirche Knechte ſind;
Vergebens ſtrahlte ſeiner Seele Stern,
Taub ſind die Ohren und die Augen blind.

Den Weiſen, ach, verdammt man ungehört!
Ach, man verhöhnt mit herbem Spott ihn dreiſt!
Er nimmt ſein Urtheil, tief im Geiſt empört,
Daß ſo man ſchmäht den gottgebornen Geiſt.

Man nahm das Prieſteramt ihm mit dem Kleid,
Die Ketzermütze ward ihm aufgeſetzt,
Der Fürſt zerbrach den treu gegebnen Eid,
So wird das Opfer in den Tod gehetzt.

Der Holzſtoß hebt ſich drüben im Gefild.
Die Schergen ſtoßen frech und ſchnöd ihn fort —
Er betet ſtill — das iſt des Heilands Bild
Auf Golgatha, am bittern Leidensort! —

Und wie er auf den Scheiterhaufen ſteigt,
Da ſchreit das Volk — ſo tönt der Glaubenshaß.
Die Flamme leckt. Wie fromm ſein Haupt ſich neigt!
Dem Mund enttönt: „**Sancta simplicitas!**“

Sein einz'ges Wort: „O heil'ge Einfalt du!
Es wiſſen nicht die Blöden, was ſie thun!“ —
Die Flamme leckt — der Martyr geht zur Ruh,
Und rings im Feld herrſcht tiefer Friede nun.

Es iſt: die weiße Taube höb' den Flug,
Die Glaubensfreiheit ſtiege aus der Glut
Und nähm' in die Jahrhunderte den Zug,
Wo nie ſie raſtet und wo nie ſie ruht.

Das Volk verläuft ſich ſtumpf, ſo wie es kam,
Es hört noch nicht der Zukunft Schlachtenhorn.
Nur ſeine Jünger ſtehn voll tiefem Gram,
Doch wandelt ſich ihr Schmerz in rothen Zorn.

Sie ſchlagen an die Schwerter rings mit Macht,
Sie kehren heim, wo Ziska's Fahne fliegt.
Der Krieg iſt für Jahrhunderte entfacht,
Sein Ende heißt: Die Geiſtesfreiheit ſiegt!

Ob Ihr des Freien Leib in Ketten ſchlagt,
Ob Ihr des Freien Geiſt dem Tode weiht:
Hat ſein Gedanke groß und ſchön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit!

Der Knabe vom Bodenſee.

Schon wieder triebſt du den Kahn auf den See!
O meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, du kennſt nicht die Seligkeit:
Ich lieg auf dem Rücken, und tief und weit
Schau ich in die endloſen Lüfte,
Da gehen im lichthellen Aethermeer
Die Wolkengeſtalten ſeltſamlich umher,
Drin ragen Berge und Klüfte;
Hoch drüber im blitzenden Himmelsſchein
Da ſingen und ſpielen die Engelein. —
Was weineſt du, liebe Mutter?“

Schon wieder triebſt du den Kahn auf den See!
O meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, dort ſchwillt mir ſo weit die Bruſt!
Ich ſitz auf der Bank und ſchaue voll Luſt
Fern in die ſchneeigen Berge.
Wie Greiſengeſichter mit wallendem Bart,
Die Alten winken mir freundlich und zart,
Sie ſenden mir Grüße durch Zwerge.
Es rauſchen dazu die Wälder vom Strand —
Die grauen Rieſen ſind mir verwandt! —
Was weineſt du, liebe Mutter?“

Schon wieder triebſt du den Kahn in den See!
O meide die Flut, ſie thut dir ein Weh,
Und bleibe daheim, mein Knabe!

„O Mutter, es thut mir ſo wohl und gut,
Da blick ich hinab in die leuchtende Flut:
Hell lieget die Tiefe den Blicken;
Im Grunde hebt ſich kryſtallen das Haus,
Die Nixen ſchwimmen dort ein und aus,
Ich ſeh ſie mir Blumen ſchicken!
Sie ſchmiegen und wiegen ſich zierlich am Kiel,
So ſüß iſt ihr Lied, ſo reizend ihr Spiel. —
Was weineſt du, liebe Mutter?“

Schon wieder trieb er den Kahn in den See!
O mied' er die Flut, ſie thut ihm ein Weh,
Und bliebe daheim der Knabe!

Die Mutter harret, es dunkelt die Nacht,
Vergebens durchſpäht ſie des Mondlichts Pracht,
Sie höret das Ruder nicht ſchallen.
Der Knabe ſchlief in dem Nachen ein,
Es trieb ihn der See in den brauſenden Rhein,
Bis wo ſeine Fluten fallen.
Man fand ihn dort unten beim Morgenroth:
Der Kahn war zerſchellt, der Knabe war todt. —
Nun weine, du liebe Mutter!

Der Schelm von Schaffhauſen.

Zu Schaffhauſen im weißen Schwan
Da ſitzt ein fremder Geſelle,
Der ſieht ſich ſo luſtig verwegen an
Und ſingt ſo friſch und helle.
Es ſteht der Scherz ihm gar ſo gut,
So knapp das Wamms, ſo keck der Hut,
Drauf nickt die Hahnenfeder.

So lockt er die Gäſte. Dem Wirth iſt's recht;
Da zwickt ihn die Neugier mächtig:
„Wer ſeid Ihr, Bruder Luſtig, ſprecht?“
So fragt er ſchlau und bedächtig.
Der Fremde lacht: „Ei, wie's Euch brennt!
Doch wenn Ihr den Teufel von Konſtanz kennt,
So wißt, ich bin ſein Bruder!“ —

Raſch ſchlägt ein Kreuz der erſchreckte Wirth,
Schier fiel er auf den Rücken;
Ihm wird im kahlen Kopf verwirrt,
Kaum weiß er ſich zu drücken.
Den Pfarrer ruft er: „In meinem Haus
Da ſitzt der Satan! O, treibt ihn aus!
Gott loben die guten Geiſter!“ —

Der Pfarrer macht sich hastig fort,
Den Bösen zu beschwören.
Der Fremde sitzt am selben Ort.
„Wer seid Ihr? laßt mich's hören!"
Der Bursche meint: „Nur nicht so wild!
Zu Einsiedel das Wunderbild
Maria ist meine Schwester!"

Der Priester ruft: „Mein hohes Amt
Hat nichts mit ihm zu schaffen,
Der Gotteslästrer ist verdammt!
Auf, faßt ihn, statt zu gaffen!"
Sie fangen ein ihn mit Bedacht,
So wird er in den Thurm gebracht,
Es kettet ihn der Schließer.

Der kluge Büttel forscht aufs Neu:
„Jetzt helfen keine Flausen!" —
„Der Bruder bin ich, meiner Treu,
Des Herrgotts von Schaffhausen!"
Scherzt der Gesell. — „Ihr macht's zu toll!"
So ruft der Schließer, „hei, Euch soll —!"
Er bringt ihn vor den Richter.

Der Richter striegelt Perrück' und Zopf,
Setzt auf die Nase die Brille,
Legt in den Nacken weise den Kopf,
Und wichtig gebietet er Stille.
Der Fall ist ganz sein Element.
Er hört die Zeugen: „Nun, Delinquent,
Was habt Ihr drauf zu sagen?"

Und Jener ſpricht: „Bildhauer war
Mein Vater am Rheinesſtrande;
Er baute kunſtreich manchen Altar
Im ſchönen Schweizerlande:
Den Teufel zu Konſtanz ſchnitzte der Mann,
Maria zu Einſiedel ſodann,
Und zu Schaffhauſen den Herrgott!

„Und da mein Vater uns alle ſchuf,
So bin ich der Bruder der Bilder!“ —
Da ſcholl im Kreiſe ein heiterer Ruf,
Der ſtrenge Richter ward milder;
Und Wirth, Pfaff, Büttel erholen ſich ſchnell.
Zum Thor hinaus zieht der bunte Geſell —:
Wer weiß, wo er geblieben!

Waldemar von Krähen.

Herr Waldemar kam aus dem Höhgau herauf,
Sein Roß iſt im Lande das beſte im Lauf;
Ein Schwert trägt die Hüfte von prächtigem Schein,
Sonſt hat er nicht Waffen, ſonſt zieht er allein.
So treu in der Liebe, ſo ſtark in Gefahr,
Nie gab's einen Ritter gleich Waldemar!

Ihn hindert kein Fels und ihn hemmet kein Stein,
Im Fluß keine Furt: friſch ſchwimmt er hinein.
Doch weh, als zu Beuern am Thore er ſteht:
Die Braut iſt vergeben, er kehrte zu ſpät!
Der matt in der Liebe, der feig in Gefahr,
Wird freien das Mädchen des Waldemar!

Wohl trat er ſo keck in die leuchtende Hall,
Wohl grüßte die feſtlichen Gäſte er all.
Dann ſagte der Vater, am Schwerte die Hand,
Da zagend und zitternd der Bräutigam ſtand:
„Bringſt Frieden, bringſt Krieg du? Das künde uns klar!
Sprich, kommſt du zur Hochzeit, Herr Waldemar?“

„Ich liebt' Eure Tochter, das war nicht Eur Sinn.
Bald flutet die Liebe, bald ebbet ſie hin,
Nur einmal noch komm' ich zum Schloſſe hinein,
Zu tanzen mit ihr und zu trinken den Wein:
In Schwaben ſind Mädchen in lieblicher Schar,
Die froh ſind, zu freien Herrn Waldemar!“

Die Braut küßt den Becher mit ſchwellendem Mund,
Ihn trinket der Ritter und wirft ihn zum Grund.
Sie neigt ſich erröthend, blickt ſeufzend herauf,
Sie lächelt und läßt doch den Thränen den Lauf;
Eh die Mutter es ſieht, reicht die Hand ſie ihm dar.
„Nun wollen wir tanzen!“ ſprach Waldemar.

So ſchlank war ſein Leib, ſo hold ſein Geſicht,
Man ſah in dem Saal keinen Beſſeren nicht.
Voll Gram ſtand die Mutter, der Vater voll Wuth,
Der Bräutigam zupfte verlegen am Hut,
Es ſprachen die Mädchen: „O, beſſer fürwahr,
Man gäb' unſre Nichte Herrn Waldemar!“

Er drückt ihr die Hand, er ſagt ihr ein Wort,
Sie waren am Thore, der Renner ſtand dort;
Er hob ſie ſo leicht auf das flüchtige Roß,
Es ſchwang ſich zum Sattel ſo friſch der Genoß:
„Mein biſt du, mein bleibeſt du immerdar!
Sie mögen mir folgen!“ jauchzt Waldemar.

Da flog zu den Waffen manch hurtiger Mann,
Sie brauſten zu Pferde durch Haide und Tann,
Durchs Allgäu zogen und flogen ſie her,
Doch ſahn ſie das beuern'ſche Mädchen nicht mehr:
So treu in der Liebe, ſo ſtark in Gefahr,
Nie gab's einen Ritter gleich Waldemar!“

Habsburgs Mauern.

Herr Radbot war ein guter Held,
Habsburgs berühmter Graf.
Den man zu Hause wie im Feld
Nie als in Waffen traf.

Einst zog sein Bruder ein ins Schloß
Mit seiner Reiterschaar,
Herr Werner ist's mit starkem Troß,
Der Straßburgs Bischof war.

Es hieß der Graf ihn in dem Saal
Willkommen mit den Herrn,
Er sorgte für ein kräftig Mahl —
Das sahn die Krieger gern.

Beim goldnen Weine flog am Tisch
Die Freude golden her,
Der Bischof hebt den Becher frisch
Und trinkt ihn fröhlich leer.

„Stoß an! Der Friede schirme dir
Dein gastlich frohes Dach;
Denn, Bruder, diese Mauern hier,
Im Krieg sind sie zu schwach!“

Der Graf trinkt still den Becher aus
Und steigt zum hohen Thurm,
Er stößt ins Horn — vom luft'gen Haus
Dröhnt es wie wilder Sturm.

Am andern Morgen stand ums Schloß
Des Landes Aufgebot,
Gerüstet waren Mann und Roß
Zum Siege oder Tod.

Des Bischofs helles Auge traf
Mit Staunen auf die Reihn.
„Die werden", sprach mit Stolz der Graf,
„Im Krieg mir Mauern sein!"

Graf Rudolf von Habsburg.

Graf Rudolf von Habsburg ſitzet beim Mahl,
Da ſtürzt ein Bote von Zürich zum Saal:
„O, helft uns, Herr Schirmvogt und Feldhauptmann,
Der Stadt kam ein großes Unglück an!

„Der Regensberger mit ſtarkem Troß
Stieg nieder von ſeinem feſten Schloß,
Er ſengt im Gebiet, er raubt unſer Gut,
Und peinigt Bürger und Bauer aufs Blut!

„Er ſelber trägt ein ſchneeweiß Gewand,
Zwölf ſchneeweiße Knechte ſind ihm zur Hand,
Auf ſchneeweißen Roſſen durchſtürmt er das Feld,
Von ſchneeweißen Rüden iſt er umbellt.

„So legt er ſich in den Hinterhalt,
So nimmt er des Kaufmanns Gut mit Gewalt,
So plündert er Dörfer, ſo droht er der Stadt,
Und wird der endloſen Frechheit nicht ſatt!“ —

„Wir legen dem Räuber das Handwerk ſchon!“
So ſpricht Graf Rudolf mit feſtem Ton.
Sich ſelbſt und zwölf Knechte kleidet er weiß,
Weiß wählt er die Roſſe und Rüden mit Fleiß.

Dann reitet er in der Zürcher Gebiet,
Das raubend der Regensberger durchzieht.
Er spricht: „Ihr Männer, nun stehet vereint,
Und folget mir rasch, als wär ich der Feind!“

Und zu dem Regensberg stürmt er hinauf,
Nachjagt ihm sein Häuflein in flüchtigem Lauf.
Die Bürger von Zürich sind hinter ihm drein,
Da tönt ein Fluchen und Toben und Schrein! —

Der Thürmer der Burg erspäht sie von fern,
Er glaubt, er sehe den flüchtigen Herrn;
Schneeweiß stürmt hin der rasche Zug,
Wie der Wandervögel rauschender Flug.

Und hinten der Zorn der Verfolger gellt!
Er stößt in das Horn — die Brücke fällt.
Graf Rudolf von Habsburg mit Mann und Roß,
Er reitet vermummt in das feindliche Schloß.

Ei, ei, wie schauen die Knechte so groß!
Er machte sie alle waffenlos;
Die Zürcher besetzen Zinnen und Thor,
Die Stadt hat wieder, was sie verlor.

Der Regensberger ritt vor sein Haus;
Er tobet und fluchet. Der Graf ruft hinaus:
„Zieht weiter, Herr Ritter! So wird man geprellt!
Des Räubers Haus ist die weite Welt!“ —

Das that als Schirmvogt der habsburger Graf,
Der später als Kaiser viel Stolze traf,
Der das Unrecht frei von dem Rechte schied. —
Drum lebt er hoch in Sage und Lied!

Johann von Schwaben.

Des Mondes helle Fackel brennt,
Vom Berge ragt die Habsburg kühn,
Der Prieſter mit dem Sakrament
Zieht in die Büſche, dicht und grün;
Die Kerze ſtrahlt, das Glöcklein ſchallt,
In tiefer Nacht, dann thut es noth:
Es gilt dem Klausner dort im Wald!
Der Greis will beichten vor dem Tod.

Er ſpricht: „So lang ich hier gelebt,
Blieb feſt geſchloſſen ſtets mein Mund;
Doch eh der Geiſt dem Leib entſchwebt,
Sei dir mein tief Geheimniß kund:
Ich that die grauſig ſchlimmſte That,
Die je auf Erd geſchehen kann,
Drum iſt ein Fluch mein Lebenspfad,
Mein ganzes Daſein iſt ein Bann!

„Vom Kaiſer Albrecht hörteſt du,
Rudolf von Habsburg's erſtem Sproß;
Du hörteſt, wüſt ging er zur Ruh,
Weil Mörderhand ſein Blut vergoß!
Sein Neffe ſchliff für ihn den Stahl,
Weil er ihm vorenthielt das Gut;
Er ſtellt' ihm nach in dieſem Thal,
Genoſſen ſchürten ſeine Wuth.

„Zu Baden ritten ſie vom Stein
Gen Rheinfeld, wo die Hofſtatt war;
Die Fähre zog den Fluß hinein —
Sie trug zugleich der Mörder Schaar.
Dann ging es durch geackert Feld,
Wo einſt die alte Stadt verſank;
Dort hat ihn Herzog Hans gefällt,
Im Hirn von Habſucht wirr und krank.

„Er ſtieß den Dolch ihm ins Genick,
Und Palm durchrannt' ihn mit dem Speer;
Um zu vollenden das Geſchick,
Schlug Eſchenbach aufs Haupt ihm ſchwer;
Doch Wart und Tegerfelden flohn,
Die Mörder ſtoben hin und her,
Troſtlos Verderben war ihr Lohn,
Die Frechen ſahn ſich nimmermehr!

„Johann von Schwaben, ach! bin ich,
Den Mord that dieſe frevle Hand;
Die Buße trieb mich fürchterlich
Von Ort zu Ort, von Land zu Land.
Zu Piſa war ich fünfzig Jahr
Ein Mönch in ſtrenger Kloſterpflicht,
Doch in der Zell' und am Altar,
Da fand ich meine Ruhe nicht.

„Den Fluchbeladnen trieb es fort,
Trotz ſeines Alters hoher Laſt,
Dämoniſch trieb's ihn zu dem Ort,
Wo einſt die Hölle ihn erfaßt.
Ich kam und wohnte hier im Forſt,
Der rings um Habsburgs Hügel grünt,
Und hab, ob auch das Herz mir borſt,
Still das vergoſſne Blut geſühnt.

„Gewallfahrt bin ich immerzu,
Wo ich das Schwert als Meuchler trug:
Gebetet hab ich ohne Ruh.
Mir war nicht Tag und Nacht genug.
Ich weiß, daß wie ein Geiſt ich war;
Der fromme Landmann wich mir aus:
Mein brennend Aug', mein flatternd Haar,
Mein ſcheuer Gang war Allen Graus.

„O doppelt furchtbar ſchwere That!
Des Kaiſers und des Oheims Mord! —
Kannſt du, o Mann aus Gottes Rath,
So nimm vom Geiſt die Sünde fort!“ —
Sein Wort verhaucht, ſein Auge bricht —
Der Prieſter betet: „Sieh die Noth,
O Herr! gib ihm ein mild Gericht!“ —
Der Klausner lächelt in den Tod.

Und als im Oſt erſchien der Tag,
Da kamen ſie aus Berg und Thal;
Sie ſtaunten, daß voll Frieden lag,
Den ſie geflohn ſo manches Mal;
Und es begrub ihn fromme Hand,
Grablieder tönten hell und klar. —
Doch ſpäter ging die Mär durchs Land,
Daß es Johann von Schwaben war!

Die Schlacht am Stoß.

Soll's Freiheit oder Knechtſchaft ſein?
Freie Männer oder Schergen?
Es nahet Oeſtreich vom grünen Rhein
Und Appenzell aus den Bergen.

Da unten, gerüſtet in Stahl und Erz,
Der Krieger klirrende Glieder;
Da oben, einfach das Kleid und das Herz,
Die Hirten, kühn, ſchlicht, bieder.

Und wüthend entbrennt die Schlacht am Stoß,
Es treffen ſich jäh die Schaaren.
Des Appenzellers Leid iſt groß:
Wie ſoll er entgehn den Gefahren?

Dreitauſend Mannen führt Oeſtreich heran,
Erzherzog Friedrich iſt Leiter;
Vierhundert zählt der Schweizer Bann,
Vierhundert ärmliche Streiter.

Und ungleich ſchwankt der wilde Streit
Im trüben Nebel und Regen,
Die Bäche ſchrein in die Thäler weit
Blutfarbig den Gründen entgegen.

Sie ſinken hüben und drüben zum Tod,
Den Boden klammernd im Krampfe,
Doch als am höchſten droht die Noth,
Da nahet Rettung im Kampfe.

Der Hirten Helfer entſtürzen den Höhn,
In fliegenden weißen Gewanden,
Und lautauf ſchallt des Schlachtrufs Getön,
Rückhallend den Alpenlanden.

Die Schweizer greifen mit neuer Wucht
Zu Stein und Block und Stahle,
Doch Oeſtreich ſtürmet in wirrer Flucht
Hinunter in die Thale.

Wer aber half in der letzten Stund?
Wer ſind die Bundesgeſellen?
Sie ſehen ſich um, — da ſchweiget der Mund,
Die Augen von Thränen quellen.

Die Weiber und Töchter ſind ausgerückt,
Sie ließen des Hauſes Frieden,
Sie haben, mit Männerrüſtung geſchmückt,
Ruhmvoll den Sieg entſchieden.

Der freie Bauer.

Es war geſchlagen die wüſte Schlacht,
Auf die öde Haide dämmert die Nacht.
Fern, fern verklang der Pferde Huf,
Der Sturm der Waffen, der Krieger Ruf.
Da lag ein freier Bauer gut
Mit klaffender Wunde im rothen Blut,
Am Tage von Morgarten.

Er führte die Axt mit ſtarker Hand
Für die Freiheit im Alpen-Heimatland,
Er folgte des Feindes wirrer Flucht —
Da traf ihn eines Speeres Wucht,
Und der ſtarke Verfolger ſtöhnte blaß
Im feuchten, halmigen Haidegras,
Am Tage von Morgarten.

Da zog des Weges ein Lanzenknecht,
Verſpätet aus dem unſel'gen Gefecht;
Der ſprach: „Wohlauf, ich verbinde dich ſchnell!“
Doch erwidert der Schweizer: „Hinweg, Geſell!
Eines Dienſtmanns Hülfe will ich nicht,
Wenn drob mein freies Leben auch bricht,
Am Tage von Morgarten!“

Ein feiner Ritter kam heran
Und redet: „Sieh her, ich helfe dir, Mann!“
Doch wehrt ſich der Bau'r: „Für des Volkes Gunſt
Wollt Ihr hier üben Eure Kunſt:
Des Bauern Wunde trägt kein Band
Von eines Ritters adliger Hand
Am Tage von Morgarten!“

Nun ging ein Dritter her den Pfad,
Ein Bauer iſt es, der eben naht.
Der ſpricht: „So ſtill' ich dir das Blut!“
Da ſagt der Schweizer: „Auf freiem Gut
Biſt du ein freier Bauersmann!
Wohl, deine Hülfe nehm' ich an
Am Tage von Morgarten!“

Da zog der Ritter und Knecht vorbei,
Und der Bauer half dem Bauern frei:
Der den Diener verachtet wie den Herrn,
Vom Gleichen nahm er die Hülfe gern! —
So ſollten wir Alle halten beim Stand,
Wie der freie Bauer aus Schweizerland
Am Tage von Morgarten!

Wilhelm Tell.

Hochland Europa's, Schweizerland,
Dir klingen tauſend Lieder!
Stolz hebſt du an den Himmelsrand
Die mächt'gen Rieſenglieder.
Hell glänzet deiner Berge Schnee,
Feſt ragen deine Quadern,
Dein Auge blinkt aus manchem See,
Und Ströme ſind die Adern.

Du ſendeſt brauſend Boten aus
Im hellen Sonnenſcheine,
Du ſchickſt uns aus dem hohen Haus
Die Kunde her im Rheine;
Es klingt ihr heller, friſcher Sang
Der Freiheit recht zum Ruhme,
Vom Wilhelm Tell erklingt ihr Klang
Und ſeinem Heldenthume.

Er war allwärts der rechte Held:
Wo ſich die Felſen thürmen,
Wo kalt ſich dehnt der Gletſcher Feld,
Wo wild die Wogen ſtürmen.
Wer feſt das Ruder führen kann,
Den Bogen ſicher ſpannen,
Der fürchtet auch, ein kühner Mann,
Nicht Kerker und Tyrannen.

Er lacht des Vogts von Oeſterreich,
Wie ſehr der Geßler wüthet
Und rings dem Bauer Streich um Streich
Zur ſchnöden Knechtung brütet;
Ob er auch ſtarke Thürme baut,
Den Geiſt des Volks zu brechen,
Der Tell, der ſtarke Tell, vertraut:
Wir werden Alles rächen!

Und ſieh, heut wandert er einmal
Nach Altorf mit dem Buben:
„Was ſoll der Hut? Was ſoll der Pfahl,
Darauf ſie ihn erhuben?“ —
„Den Hut begrüßt an Kaiſers Statt!“
So ruft ihm ein Geſelle,
„Wie es der Vogt befohlen hat,
Der herrſcht an Kaiſers Stelle!“

Tell ſpricht: „Ernſt neig' ich mich vor Gott,
Die Menſchen grüß' ich heiter,
Doch wär der Kleider Gruß ein Spott!“
Und ruhig zieht er weiter.
Doch jäh umſtarrt ihn Speer an Speer,
Er iſt umringt vom Troſſe.
Wuthſprühend ſprengt der Vogt daher
Auf ſeinem ſchwarzen Roſſe.

Er ruft mit Hohn: „Der trotz'ge Tell!
Des Landes beſter Schütze!
Bringt ihn zur Burg! — Doch halt, Geſell,
Zeig, ob dein Ruf was nütze!
Verzeihung wird dir noch zu Theil,
Du ſollſt die Freiheit haben,
Schießt einen Apfel jetzt dein Pfeil
Vom Haupte deines Knaben!“

Da zittert ihm das Vaterherz,
Ihm grauſt es irr im Geiſte;
Die Knechte höhnen ſchnöd im Scherz:
„Laß ſehen, ob er's leiſte!
Wir ſtellen dort den Knaben hin.
Ums Aug legt ihm die Binde!
Erprobe deinen feſten Sinn,
Schieß, Tell, nach deinem Kinde!“

Der Knabe ſchleudert fort das Band,
Hell ſtrahlt der Augen Schimmer:
„Die Armbruſt, Vater, nimm zur Hand,“
Ruft er, „du triffſt ja immer!“ —
Tell faßt zwei Pfeile; dieſen bringt
Er auf die ſtraffen Sehnen,
Und wie er ſich zum Zielen zwingt,
Steckt an die Bruſt er jenen.

Wie ſieht er wild und trotzig drein!
Dann klingt der gute Bogen,
Der Apfel fällt — der Preis iſt ſein,
Der Ruf hat nicht gelogen!
Der Knabe bringt die Stücke her,
Tell preßt das Kind zum Herzen,
Und große Thränen, dick und ſchwer,
Sie löſen ihm die Schmerzen.

Rings ſtehen alle tief bewegt,
Hier tönt's wie Gottes Stimme;
Der Vogt allein bleibt zornerregt,
Sein Auge glüht im Grimme.
Er redet kalt: „Ein Mann, ein Wort!
Laß dir die Freiheit frommen!
Doch offen ſprich, warum du dort
Den zweiten Pfeil genommen!“

Da hebet Tell ſich ſtolzbewußt:
„Lag mir mein Kind getroffen,
Dann riß das Eiſen dir die Bruſt
Mit rother Wunde offen!“ —
„Hei!“ tobt der Vogt, „iſt dein Geſchoß
In ſolchem Sinn geſchliffen?
Bringt ihn zum Kerker in das Schloß,
Wir wollen heimwärts ſchiffen!“

Es warfen bald ihn auf das Deck
Die Söldnerſchaaren nieder,
Der Vogt beſchaut mit Furcht und Schreck
Die kettenſchweren Glieder:
So ſieht der Wüſtenlöwe aus,
Der in das Netz gefallen.
Weh euch, bricht er das Gitterhaus,
Dann droht der Tod euch allen!

Der Ferge löſt das Ankertau,
Die weißen Segel ſchwellen,
Der Himmel und der See ſind blau —
Doch plötzlich wogt's von Wellen;
Die Luft wird ſchwarz, das Waſſer grau,
Und Blitz und Donner ſchmettern,
Es bebt des Schiffleins ſchwanker Bau
In wüſten Alpenwettern.

Der Schiffer ahnet, was ihm droht:
„Der Tell nur kann uns retten,
Der Tell nur hilft uns all vom Tod,
O Vogt, löſ' ihm die Ketten!“
Der Geßler zittert bleich und blaß,
Er zittert vor dem Ende,
Die Todesfurcht verſchlingt den Haß:
„Befreit ihm Fuß und Hände!“

Tell faßt das Steu'r mit feſter Hand,
Sein Blick iſt düſter, nächtig,
Doch lenkt das Schiff er mit Verſtand,
Er lenkt es kühn und mächtig.
Wohin er's führt, ſcheint Wellenruh,
Und mild und milder weht es;
Er lenkt das Boot dem Ufer zu,
Zur Felſenplatte geht es.

Die Armbruſt greift er, nah dem Strand,
Ein Sprung! — Das heiß' ich Schnellen!
Der Tell, der Tell ſteht heil am Strand,
Das Schiff ſchwankt in den Wellen!
Sein ſtrammer Fuß ſtieß weit es fort,
Doch floh die Wuth dem Sturme,
Der Tell iſt bald an ſicherm Ort
Und nicht im finſtern Thurme!

Bei Küßnacht in dem Hohlweg liegt
Er hinter Strauch und Steinen:
Was ihm in Haupt und Herzen fliegt,
Den Vogt nur kann er meinen.
„Was ſchlugſt du wilder, grimmer Mann
Mir auch die Herzenswunde?
Bald geht, du tückiſcher Tyrann,
Von dir wohl böſe Kunde!"

Und ſieh, dort zieht's vom Thal herauf,
Die ehrnen Panzer blinken,
Und bei der Roſſe wildem Lauf
Die Federbüſche winken.
Da kommt der Vogt — voll Uebermuth
Weiß er aufs Neu zu ſcherzen —,
Dann gellt ſein Schrei — und rothes Blut
Entquillt dem ſtolzen Herzen.

Er ſinkt dahin, Tod iſt ſein Theil.
Es beben rings die Mannen.
Tell ruft: „Das war der zweite Pfeil!
Fluch über die Tyrannen!“
Und durch die Felſen zieht er fort,
Ihn hetzen keine Schergen.
Die Kunde geht von Ort zu Ort
In Thälern und in Bergen.

Und Freudenfeuer werden wach
Hoch auf den Alpenſpitzen,
Es klingt das Lied der Freiheit nach:
„Fluch Oeſtreichs Zwingburgſitzen!“
Man bricht die Thürme, jagt die Herrn,
Es weichen Scham und Trauern.
So kam der Schweiz der Freiheit Stern
Durch Tell, den ſchlichten Bauern.

Hochland Europa's, Schweizerland,
Dir klingen tauſend Lieder;
Sie klingen zu dem Meeresſtrand
In Süd und Norden wieder.
Das iſt ein friſcher, heller Sang,
Der Freiheit recht zum Ruhme;
Von Wilhelm Tell erklingt ihr Klang
Und ſeinem Heldenthume.

Die Schlacht bei Sempach.

Herr Leopold von Oeſterreich
Der ſprach zu ſeinen Mannen:
„Ihr Ritter und Knechte, rüſtet ſogleich,
Wir reiten bald von dannen,
Wir reiten wider Schweizerland
Und ſeine trotzigen Bauern!
Ihre Frechheit hält uns nimmer Stand,
Ihr Starrſinn darf nicht dauern!

„Vaſallen ſollen ſie ſein dem Reich
Und bleiben, was ſie waren!
Sie ſtellen zu keck ſich den Fürſten gleich,
Die übermüthigen Schaaren!
Was bei Küßnacht und Morgarten geſchah,
Wollen wir jetzund rächen!
Auf, Mannen! es geht hinaus mit Hurrah,
Ihren Freiſtaat zu zerbrechen!“

Da ſchaarten ihr Kriegsvolk Ritter und Herrn.
Hei, ging das ſauſend und brauſend!
Viertauſend Reiter zogen zur Fern,
Und Fußvolk auch viertauſend;
Man ſah der Speere und Panzer Blitz
Hoch von des Berglands Halden.
Da ſtanden ſie auf in Uri und Schwiz,
Luzern und Unterwalden.

Und als der Herzog vor Sempach kam —
Das war in den Aerntetagen —,
Da ließ er ſonder Gram und Scham
Die Glut in die Felder ſchlagen.
Man verbrannte das Korn, zertrat das Heu,
Es höhnten am Thor die Ritter:
„Wir ſchaffen wacker, bei unſrer Treu,
Bringt Frühſtück nur für die Schnitter!“

Herr Rutſchmann von Rheinach führte die Schaar
Der ſpottenden rohen Geſellen.
Der Schultheiß rief von der Mauer klar:
„Wir wollen es treu beſtellen!
Schaut Euch nur um — dort kommen durchs Thal
Herab die Eidgenoſſen;
Wir wünſchen von Herzen: Proſit das Mahl,
Das ſie für Euch beſchloſſen!“

Da hielten die kecken Reiter das Maul
Und kehrten heim zum Heere:
„Ihr Reiter, nehmt von der Krippe den Gaul!
Ihr Knechte, faſſet die Speere!“
Und es gab ein wild und hell Gewühl,
Ein rauſchendes lautes Ziehen.
Und als ſie ſchauten zur Ferne ſchwül,
Da ſahn ſie die Schweizer knieen.

Es flehte das Bauernvolk zum Herrn
Des Himmels und der Erden:
„Und gabſt Du uns, Gott, die Freiheit gern,
So laß uns Sieger werden!“
Da höhnte aufs Neu das edle Geſchlecht:
„Sie ſparen den Kampf uns, o Schade!
Noch eh wir unſre Ahnen gerächt,
Da bitten ſie um Gnade!“

Ruhmredigkeit ist nimmer nutz,
Nur das Ende soll man loben!
Doch trieben sie's fort mit Prahlen und Trutz,
Als sich die Schweizer erhoben.
So sah sie Herr Ulrich von Hasenburg,
Ein Freiherr, kriegserfahren,
Der sprach: „Die bläuen uns sicher durch!
Gott wolle uns bewahren!"

Hei, fuhren die Junker fort im Scherz!
Zumal der Ochsensteiner
Rief: „Hasenburg und Hasenherz,
Ihr seid der Hasen einer!"
Doch bald erlosch der leichte Spaß,
Die Bauern stürmten näher,
Für verbrannte Frucht, zertretenes Gras
Zu lohnen die frechen Mäher.

Der Herzog rief: „Nun zum Gefecht!
Stellt Euch in einen Haufen!
Hervor die Spieße, Ritter und Knecht,
So mögen die Bauern anlaufen!"
Und das Kriegsgeschrei der Schweizer schallt,
Sie lassen die Herren nicht harren;
Doch sehn sie, anstürmend, den Lanzenwald
Von blitzendem Eisen starren.

Vergebens schlugen sie auf die Wehr
Mit Kolben und mit Stecken:
Da mußte sich aus dem Bauernheer
Wohl Mancher jählings strecken;
Manch guter Mann sank in den Tod,
Sie sahen nicht Ziel noch Ende,
Daß man zur Freude kehre die Noth,
In Sieg den Krieg nun wende.

Doch Arnold Struthan von Winkelried
Trat plötzlich aus der Maſſe
Und rief, daß es klang wie ein hohes Lied:
„Der Freiheit eine Gaſſe!
Eine Gaſſe ins Heer durch Spieß und Speer,
Wir bleiben die Ueberwinder!
Ihr Eidgenoſſen, doch nimmermehr
Vergeſſet mir Weib und Kinder!“

Ausſtreckt er die Hände mit Heldenluſt
Und faßt ein Bündel von Spießen,
Und ſammelte ſie in der breiten Bruſt,
Wo ſie in das Herz ihm ſtießen.
Und als er röchelte roth im Blut,
Wo er die Gaſſe geſchaffen,
Da ſchrieen die Schweizer in Zorn und Wuth
Und ſtürmten hinein mit den Waffen.

Sie ſtürmten in die Herrenſchaar
Und hieben ſie raſſelnd nieder,
Des Herzogs Ordnung brachen ſie gar,
Der eiſernen Männer Glieder.
Das war ein Geheul, das war ein Gewühl!
Da konnte der Mann ſich erweiſen!
Da wurde vielen Rittern ſo ſchwül:
Sie erſtickten im Panzer von Eiſen.

Sie ſanken dahin wie gemähtes Stroh,
Die Reiter und Bogenſpanner,
Es fiel Herr Heinrich von Eſchenloh
Mit Oeſtreichs mächtigem Banner,
Und Ulrich von Aarburg mahnte den Herrn:
„O Herzog Leopold, rette!“
Der Herzog rief: „Ich trau meinem Stern!“
Und eilte gleich zur Stätte.

Die Fahne griff er mit kräftiger Faust,
Er griff ſie mit muthigem Herzen;
Dann iſt er in die Feinde gebrauſt,
Als gält's, in den Tod zu ſcherzen;
Doch konnte er im Gedränge nicht fort,
Er konnte die Schlacht nicht halten;
Die meiſten Ritter erlagen am Ort,
Ihm ward die Bruſt zerſpalten.

Vergebens warf Martin Walterer ſich
Auf des todten Fürſten Leiche,
Wo der geliebte Herr erblich,
Sank er der Bauern Streiche.
Rings herrſchte der Tod, rings herrſchte die Flucht;
Da riefen die Ritter in Aengſten:
„Die Roſſe her!“ Doch durch Berg und Schlucht
Floh ſchon der Troß auf den Hengſten.

So machte Herr Arnold Winkelried
Der Freiheit eine Gaſſe,
So brach das Landvolk Glied für Glied
Der Ritter eherne Maſſe.
Das war die ſchönſte Freiheitsſchlacht,
So je die Schweizer geſchlagen! —
Möcht' allen Völkern aus blutiger Nacht
So blühend der Morgen tagen!

Das Recht der erſten Nacht.

Am ſilbernen Rhein vor des Dorfes Saum
Ertönen die Flöten und Geigen,
Spielleute ſitzen im Lindenbaum,
Und drunter dreht ſich der Reigen.

Der Reigen dreht ſich in wilder Luſt,
So treibt es das Völklein der Jungen!
Die Alten lachen aus breiter Bruſt,
Wenn ſie Krug und Becher geſchwungen.

Denn heute gilt es den Brautfeſttanz.
Wer kennt da Zagen und Sorgen!
Und kehrt der Tag mit rothem Glanz,
Die Hochzeit gilt es morgen.

Denn es freit des Dorfes knappſte Maid
Des Dorfes ſchmuckſter Geſelle,
Drum trägt die Luſt in die Lande weit
Die Luſt auf [illegible] Welle.

Doch plötzlich tönt ein anderer Ruf
In all das Jauchzen und Springen.
„Horch zu! iſt das nicht Pferdehuf?
Iſt das nicht Waffenklingen?

„Bei Gott, der Graf von Hauenſtein
Stürmt an mit ſeinen Knechten!“ —
Da hielten ſie alle plötzlich ein,
Die tanzten und ſangen und zechten.

Doch ruft der Herr mit lächelndem Mund:
„Ich ſtöre nicht Eure Feſte!
O, ſagt mir Eurer Freude Grund,
Gern miſch ich mich unter die Gäſte!“

Da führt vor den Grafen der Bräutigam
Die ſchlanke, blonde Dirne,
Wohl ſtand ſie da voll ſüßer Scham,
Dem Burſchen glühte die Stirne.

Mit Augen voll von ſinnlicher Gier
Beſah ſie der dunkle Ritter.
„Ei,“ rief er, „ſolch Bräutchen lob ich mir,
Solch Bräutchen iſt nicht bitter!

„Doch haſt du auch, mein Burſche, bedacht
Deine Pflicht im neuen Stande?
Heirathet ein Knecht —: die erſte Nacht
Gehört dem Herrn vom Lande!

„Die erſte Nacht mit der jungen Braut
Gebühret mir dort auf dem Schloſſe,
Und hat Euch morgen der Prieſter getraut,
Dann hol ich ſie ab mit dem Troſſe!“ —

Welch jähen Schrecken ſät das Wort!
Wuth und Verzweiflung kreiſen!
Sie ſinnen auf Rache, ſie ſinnen auf Mord,
Doch fehlt den Bauern das Eiſen.

Da tritt vor den Herrn aus dem edeln Geſchlecht
Ein ſchlichter, greiſer Bauer,
Und redet: „Herr Graf, ich kenne das Recht:
Das Recht hat Kraft und Dauer!

„Ich bin der Vater der dummen Maid
Und weiß, was ſich gebühret;
Doch die Sitte heiſcht, daß das Brautgeleit
Die Braut zum Schloſſe führet!

„Drum holt ſie nicht, der junge Leib
Muß zuerſt dem Herrn gehören!
Ich bring ſie Euch ſelbſt zum Zeitvertreib:
Verlangt Ihr's, ſo will ich's beſchwören!“ —

Der Graf lacht auf: „Das nenn' ich Vernunft!“
Doch ließ er's den Bauern beeiden,
Und ſpottend über die feige Zunft
Sah man ihn vom Feſte ſcheiden.

Und als er entſchwunden den Blicken war,
Da hob der Alte die Hände,
Und es glühte ſein Blick, es flog ſein Haar,
Und er fluchte: „Das iſt dein Ende!

„Das iſt dein Ende, du elender Mann,
Das Ende von dir und den Deinen!
Du ſinnſt uns den Kerker, du ſinnſt uns den Bann,
Doch die Rache ſoll morgen erſcheinen!“

Er ſchickte Weiber und Kinder nach Haus,
Die Männer blieben zur Stelle;
In der Nacht da wuchſen die Plane graus,
Sie wuchſen ſicher und ſchnelle.

Am andern Tag da ward das Paar
Vom Prieſter zuſammengegeben:
„Nun geht's nicht nach Hauſe vom Altar,
Es geht zum Burgherrn eben!“

Doch ſeltſam iſt das Brautgeleit!
So weit ſind der Röcke Falten,
Die Glieder ſo feſt, die Rücken ſo breit,
Als wären es Männergeſtalten!

Der alte Bauer ſchreitet voran,
Sein blondes Kind zu Handen;
Die Welt iſt ſo feierlich angethan,
Und es iſt ſo ſtill in den Landen.

Und als ſie oben am Schloſſe ſtehn,
Da fällt die Brücke nieder,
Und der Thurmwart bläſt von den ſtillen Höhn,
Und es klingt ſo ſeltſam wieder.

Raſch ſtürmt durchs Thor der bunte Zug —
Schon harrt der Gebieter gierig —
Er höhnt: „Euch traut' ich mit gutem Fug!
Ihr Bauern ſeid nicht ſchwierig!“

Doch kaum iſt entflohen der rohe Scherz,
Da enthüllet der Alte das Meſſer
Und ſtieß es dem Grafen mitten ins Herz:
„Hund, wähle die Worte beſſer!“

Die Knechte wollen rächen den Herrn,
Doch aus den Weibergewanden
Erhoben die Burſche Streitart und Stern —
Hei, wie ſie das Kämpfen verſtanden!

Die ſchwache Wache der Brücke fällt,
Das Thor wird nicht mehr geſchloſſen,
Und wie ein Waldſtrom wettergeſchwellt
Kommt draußen es angeſchoſſen.

Das klomm durchs Gebüſch zum Schloß hinauf,
An des Berges verwachſenen Wänden,
Vermummt und wild in behendem Lauf,
Mit Aexten und Gabeln und Bränden.

Die Bauern ohne Gram und Scham
Sie ſtießen die Söldner nieder.
Ein Löwe focht der Bräutigam,
Er hatte ſein Bräutchen wieder.

Am Schloß ſchlug hoch die Flamme empor.
Wie krachten die Mauern und Thürme!
Es war ein blutroth Meteor,
Wahrzeichnend der Bauern Stürme!

Wahrzeichnend den großen Bauernkrieg,
So lodert der Brand in die Lande,
Wahrzeichnend der Freiheit endlichen Sieg
Und die Gleichheit in jedem Stande!

Und als ſie verließen den öden Raum,
Da tönten Flöten und Geigen,
Spielleute ſitzen im Lindenbaum,
Und es dreht ſich der Hochzeitreigen.

Der Fähnrich von Basel.

Die Schärpe ſchlang er um den Leib,
Die Fahne ſchwang er in der Hand;
Die Schärpe gab das ſchönſte Weib,
Die Fahne gab das Vaterland.

So ritt er kühn voran dem Heer
Und ſang viel Lieder, friſch und neu:
Manch Lied von tapfrer Männerwehr,
Manch Lied von echter Lieb und Treu.

Stets ſang voll Muth er ins Gefecht,
Stets ſang er aus der Schlacht voll Luſt;
Die Fahne trug er hoch und recht,
Die Schärpe treu an treuer Bruſt.

So ging er auch zum letzten Sieg,
Voran das Banner und das Band;
Geendet iſt der wilde Krieg,
Gerettet iſt das Vaterland!

Im Felde blieb der Krieger Zier,
Sein Leben brach im Todesſchmerz:
Den Helden decket das Panier,
Die Schärpe deckt das treue Herz.

Da ſtand der alten Krieger Schaar,
Sie weinten wie in großer Noth,
Doch Allen tönt's im Herzen klar:
„Das iſt des Helden ſchönſter Tod!“

Johannes Röſſelmann.

Zu Kolmar lärmt des Straßburgers Troß,
Des Biſchofs Walther von Geroldseck;
Er nahm mit Knechten zu Fuß und zu Roß
In jähem Fluge die Veſte keck.

Die beſten Bürger traf ſeine Acht,
Sie zogen heimatlos in den Bann.
Da hat ſich zur Hülfe aufgemacht
Graf Rudolf von Habsburg, ihr Schirmhauptmann.

Er kam mit ſtarker reiſiger Schaar
Und beſtürmte die Mauer, berannte das Thor:
Das Streiten dauerte ſchier ein Jahr,
Und er war nicht weiter, wie zuvor.

Drin tranken ſie flott, drin aßen ſie gut,
Und höhnten und ſchoſſen von Zinne und Thurm,
Es ſchwand den Belagerern faſt der Muth.
Er ſprach: „Nun wag' ich den letzten Sturm!“

Da meinte Johannes Röſſelmann,
Der ſonſt zu Kolmar als Schultheiß ſaß:
„Der Plan, den ich mir reiflich erſann,
Der führt uns in das Städtlein baß!“

Ihn hörte der Graf eine gute Weil
Und ſagte: „Ihr kennt Euch auf ſchlaue Liſt!“
Und er ſammelt all ſein Volk in Eil
Und thut, als zög' er heim zur Friſt.

Doch Röſſelmann nahm ein gewaltiges Faß,
Das hat einen doppelten Boden gut:
In dem vordern Raum floß golden naß
Das feurigſte, ſüßeſte Rebenblut.

In die hintere Tonne aber klomm
Der Schultheiß, ſo dick und groß er war.
Die Heimatliebe macht tapfer und fromm,
Und ſcheut nicht Unbill und Gefahr.

So fuhr ihn der Kärrner an die Stadt.
Hei, machten die Söldner ſpitz den Mund!
Wie tranken die Biſchofsknechte ſich ſatt!
Sie kamen noch ſelbigen Tags auf den Grund.

Sie ſangen dazwiſchen: „Vorbei iſt der Streit!
Der Sieg iſt unſer! Victoria!“
Und als einbrach die Dunkelheit,
Wie ſchnarchten ſie unter den Tiſchen da!

Vorſichtig kroch der Schultheiß hervor —
Die Straßen ſind ſtill, kein Hüter wacht.
Er ſchiebt die eiſernen Riegel vom Thor,
Der Habsburger führt herein ſeine Macht.

Des Biſchofs Knechte jagt er ins Land,
Die Stadt iſt erlöſt, gebrochen der Bann.
Graf Habsburg ſchüttelt dem Schultheiß die Hand:
„Das machtet ihr brav, Herr Röſſelmann!“

Die Frau von Geroldseck.

Das iſt der Herr von Geroldseck
Mit ſeinem wilden Troß,
Er reitet ſo kühn, er kehret ſo keck
In ſein altgraues Schloß.

Und als er ſitzt in dem feſten Haus
Bei ſeiner viellieben Frau,
Da zieht er die bunte Beute heraus:
Hell war die gleißende Schau.

Er brachte ihr Seide und Sammt und Lein,
Und Perlen und Silber und Gold,
Und ſprach: „Das hat mir manch alter Schrein
Im reichen Straßburg gezollt!“ —

Sie aber bittet mit edler Glut:
„O, laß dein rauhes Gewerb,
Denn nimmer gedeihet unrecht Gut,
Und der Seele bringt es Verderb!“

Jedoch er lacht mit wildem Scherz:
„Meine Luſt das iſt der Krieg,
Das blanke Erz macht wachſen das Herz,
Mir winket ſtets der Sieg!“

Doch kaum iſt entflohn das trotzige Wort,
Da bläſt der Thürmer ins Horn;
Ein Herold hält an der Brücke dort
Und kündet der Reichsſtadt Zorn.

„Ergebet Euch, Ritter, mit Mann und Roß,
Seid nicht der Mahnung taub,
Die Bürger von Straßburg reiten vors Schloß,
Sie fordern zurück den Raub!“

Doch luſtigen Spotts der Ritter ſpricht:
„Geſtrenge Herren, gemach!
Den fliegenden Spatz, den brät man nicht,
Man holt ihn erſt vom Dach!“

Und als ſich zeigt das gewappnete Heer,
Da wirft er Geſchoß und Pfeil:
Ins Gras ſinkt Mancher, verwundet ſchwer,
Und Mancher erhält ſein Theil.

Doch aus dem rothen vergoſſenen Blut
Wächſt rothe Rache auf,
Die Bürger ſammeln ſich voll Wuth
Und ſtürmen heran im Lauf.

Der Mauernbrecher dröhnt am Geſtein,
Der Feuerbrand fliegt zum Thurm,
Sie rennen die Eichenthore ein,
Sie gewinnen die Schlacht im Sturm.

„Jetzt hängt, Ihr Frevler, im Räuberneſt!
Jetzt findet Ihr bald Eur Grab!
Jetzt hält die Rache ein grauſig Feſt!
Nur die Frauen ziehen ab!

„Abziehen dürfen nur die Fraun
Mit ihrem theuerſten Gut,
Damit ſie den bleichen Tod nicht ſchaun
Und nicht das dampfende Blut!“

Und plötzlich ruhet Schuß und Streich.
Die Männer von Geroldseck
Sie ſtehen ſo blaß, ſie harren ſo bleich,
Wohl ſchüttelt ſie wilder Schreck.

Doch mitten durch die ermüdete Schaar
Da tritt ein hohes Weib,
Die Stirne ſo hell, das Auge ſo klar,
So ſüß der wonnige Leib.

Ihr Weſen durchleuchtet des Muthes Strahl,
Ihr folget das Ingeſind,
Sie trägt auf dem Rücken den Ehgemahl,
Auf den Armen trägt ſie ihr Kind.

Sie rufet: „Auf daß Ihr Euch treu erprobt,
O, haltet Eur Wort in Hut!
Abzieh' ich, ein Weib — Ihr habt es gelobt —,
Mit meinem theuerſten Gut!

„Im Schloſſe findet Ihr manchen Schatz —
O, nehmet Gold und Geld —,
Doch dem Mann und dem Knaben machet Platz,
Sie ſind meine ganze Welt!“

Da ward der Feinde Führer gerührt;
Er ſprach: „Du edles Weib,
Dir iſt gewähret, was dir gebührt,
Dir gedeihe Geiſt und Leib!

„Den Knaben nimm, o, nimm den Mann!
Wohl, wo die Liebe blüht!
Du brichſt des Beſiegten Fluch und Bann
Durch dein treuinnig Gemüth!“ —

Da kam dem Ritter tiefe Scham;
Er ſprang auf den feſten Grund,
Sein hohes Weib in den Arm er nahm
Und küßte ſie auf den Mund.

Er ſprach: „Wir heißen das ſtarke Geſchlecht
Im Kriege und im Rath;
Was ſoll mir der Sieg aus manchem Gefecht?
Mein Weib that größere That!“

Und rings umarmten die Krieger ſich all,
Die eben als Feinde gekämpft;
Da gab es Trompeten- und Flötenſchall —
Aller Unmuth war gedämpft.

Froh reihte das Feſt ſich an die Schlacht,
Hell klang's im erſtürmten Bau:
Das wirkte mit treuer Liebe Macht
Von Geroldseck die Frau!

Walther und Hildegunde.

Das war die erſte Stunde
Im ſichern Aufenthalt:
Mit ſeiner Hildegunde
Saß Walther tief im Wald;
Hoch auf des Wasgau's Gipfel,
Von Felſen überdacht,
Sahn über Eichenwipfel
Sie in der Thäler Pracht.

Er grüßt des Reiches Gränze
Als Mann zum erſten Mal,
Das er im Jugendlenze
Verließ voll tiefer Qual.
Als Geiſel früh entboten
In König Etzel's Land,
Ward von dem Herrn der Gothen
Der *einz'ge Sohn gefandt.*

Dort litt in gleichem Looſe
Die Erbin von Burgund:
Sie war der Roſen Roſe,
Süß Antlitz, Blick und Mund.
Wie bebten Beider Sinne,
Als ſie ſich einſt erſchaut!
Bann, Heimweh, Sehnſucht, Minne,
Die machten ſie vertraut.

Wenn er zum Kampf geritten,
Gedacht' er nur an ſie;
Im Haus auf allen Schritten
Vergaß ſie ſeiner nie.
Einſt kam er heim als Sieger,
Der Männer beſter Mann,
Die ſtarken Hunnenkrieger
Staunten ihn jauchzend an.

Wild ward beim Feſt getrunken
Die Nacht bis an den Tag,
Wo Alles hingeſunken
In feſtem Schlummer lag.
Nur Walther, kühl und nüchtern,
Hat ſich die Braut geſucht;
Sie folgte ſcheu und ſchüchtern:
Fort ging's in raſcher Flucht.

Auf ſtill geheimen Pfaden
Entführet er die Maid,
Längs wilden Flußgeſtaden,
Durch Wäldereinſamkeit,
Hoch über Berggebreite,
Durch Haiden und Geſtein:
Lang dehnet ſich die Weite
Von Donau und von Rhein.

Er fing im Strom ihr Fiſche,
Schoß ihr im Tann das Wild,
Dann ſaßen ſie zu Tiſche
Im blumigen Gefild,
Indeß die Vöglein ſangen,
Indeß das Brönnlein quoll,
Und ihre Reden klangen
Von Seligkeiten voll.

So hatten ſie erſtiegen
Des Wasgau's grüne Wand,
Und ſahn nach Abend liegen
Das reiche Gothenland.
Und waren ſie beklommen,
Jetzt löſte ſich die Bruſt;
Denn in die Heimat kommen,
Wohl iſt es ſüße Luſt.

Herr Walther zeigt der Holden
Ihr Erbe fern im Thal,
Drauf glänzt ſo reich und golden
Der Mittagsſonnenſtrahl.
Es legt ſich vor die Füße
Ein Teppich, hell und bunt:
Wie ſandten ſie da Grüße
Aus tiefem Herzensgrund!

„Horch auf, ein Ton!“ — Sie lauſchen. —
„War's eines Vogels Ruf? —
Ging durch den Wald ein Rauſchen? —
Nein, das iſt Roſſehuf!
Und das ſind Männerſtimmen!“ —
Es klingt die Höh herauf,
Und reiſ'ge Recken klimmen
Empor in jähem Lauf.

„Das iſt der Frankenkönig,
Herr Gunther iſt's, der Held!
Zwölf Degen, die ihm fröhnig,
Begleiten ihn ins Feld!“ —
Zu Worms erſcholl die Kunde,
Daß Walther heimwärts floh:
Wie waren ſie zur Stunde
Solch guter Märe froh!

Sie dachten zu erſiegen
Des Gothenlandes Schatz:
Man ſah ſie kecklich fliegen
Zur Wehr mit ſtarkem Satz,
Man ſah ſie feldwärts reiten,
Man ſah ſie bergwärts gehn,
Sie wollten all mit Streiten
Herrn Walther kühn beſtehn.

Sie riefen ihm: „Nun laſſe
Geſtein und Gold, Geſell!
Und weigerſt du's, ſo faſſe
Nach deinen Waffen ſchnell!“ —
Der Flücht'ge führt bedächtig
Die Maid zum Felſenthor,
Und ſtellt ſich ſtolz und mächtig,
Ein echter Held, davor.

Ein Kämpfen wüſt und blutig
Hub an am Wasgenſtein.
Wohl focht in Kühnheit muthig
Die Reckenſchaar vom Rhein,
Doch ſtärker war der Degen
Vom Gothenlande werth,
Es traf mit ſchwinden Schlägen
Dem Blitze gleich ſein Schwert.

Elf kühne Männer lagen
Schon vor ihm auf dem Plan,
Da rannte ihn mit Hagen
Der König Gunther an:
„Jetzt ſollſt du auch verderben,
Der alle hier verdarb!“ —
Doch Walther will nicht ſterben,
Bis er ſein Reich erwarb.

Er focht, wie er gefochten,
Er ſchlägt noch, wie er ſchlug, —
Wie ſie ihn drängen mochten,
Sie drängen nicht genug.
Die Sühne bieten Gunther
Und Hagen blutend an,
Trotz tiefer Wunden munter
Nimmt ſie der kühne Mann.

Da brachten raſch die Knechte
Den kühlen Friedenstrank;
Das war nach dem Gefechte
Den Helden all zu Dank.
Und da begann ein Loben
Der Wormſer nach dem Streit,
Doch wie ſie ihn erhoben,
Zeigt Walther auf die Maid.

Er ſprach: „Um Gold und Steine
Focht ich nicht hier am Platz,
Die Holde, Süße, Reine
Iſt mir der Gothen Schatz.
Stehn Euch auf Kampf die Sinne,
Macht nie der Liebe Krieg!
Es feite mich die Minne,
Sie führte mich zum Sieg!“

Nichts Neues!

Ein ſchwäbiſcher Junker war Herr Kurt,
Zu Straßburg thät er ſtudiren;
Da begegnet' er einſt einem heimiſchen Knecht,
Als er ging am Münſter ſpaziren.

„Du biſt es, Hans!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Wo kommſt du hergefahren?
Und was es Neues zu Haus gibt,
Das ſollſt du mir offenbaren!“ —

„Nichts Neues!“ ſpricht Hans; „nur Eur Rabe ſtarb,
Er ſtarb vor vierzehn Tagen, —
Das ſchöne Thier, das der Jäger vor Zeit
Euch in das Haus getragen.“ —

„Der arme Vogel!“ ſo ruft Herr Kurt,
„Das geht mir durch die Seelen!
So ſage mir: was mochte wohl
Dem ſchwarzen Geſellen fehlen?“ —

„Der ſchwarze Geſell,“ ſpricht Hans, „verdarb
Den Magen ſich am Fraße:
Unſre ſchönen Pferde fielen all, —
Da ſchlang er im Uebermaße.“ —

„Die ſchönen Pferde?“ ruft Herr Kurt,
„Meines Vaters prächtige Roſſe?
Wie fanden die Rappen ihren Tod?
War eine Seuche im Schloſſe?“ —

„Sie ſtarben,“ ſpricht Hans. „dieweil ſie zu ſehr
Sich in die Hitze rannten:
Sie fuhren Waſſer ohne Raſt,
Als Haus und Hof verbrannten!“ —

„Bei der heiligen Jungfrau!“ ſo ruft Herr Kurt,
„So feſt war die Burg gegründet!
Wann brach das unſelige Feuer aus?
Wer hat es angezündet?“

„Das war,“ ſpricht Hans, „als Eur Vater ſtarb!
Mit Fackeln ward er begraben;
Man nahm in der Nacht der Funken nicht Acht,
Da kann man Unglück haben!“ —

„Mein Vater iſt todt?“ ſo ruft Herr Kurt,
„O kummervolle Stunde!
Hilf, großer Gott! — Nun gib mir ſchnell
Von meiner Schweſter Kunde!“

„Drum hat er,“ ſpricht Hans, „ſich todt gegrämt;
Denn Eure Schweſter kam nieder,
Sie hat keinen Vater zu dem Kind,
Doch der Bub hat friſche Glieder.“ —

„Nichts Neues ſonſt!“ fügt Hans hinzu;
„Erlaubt, daß ich weiter wandre!“ —
„Nichts Neues!“ ſeufzt der Junker leis. —
So gibt ein Wort das andre!

Meiſter Fickfeck.

Es wohnet ein Männlein dort hinten im Berge,
Ein Sproß vom Geſchlechte verlorener Zwerge;
Zwar konnten die Dörfler es nimmer erſchauen,
Doch nennen ſie ihn ohne Fürchten und Grauen:
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Was ſoll auch die Angſt? Mit freundlichen Gaben
Beſchert er die Mädchen, belehnt er die Knaben,
Und brauchen's die Männer, die Frauen, die Greiſe,
Stets ſchafft er in unverdroſſener Weiſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Bedarf Wer der Hülfe, ſo kriecht er zur Spalte
Und bittet hinein. Der freundliche Alte
Erhört und befreiet den Flehnden der Sorgen:
Am Berg liegt die Gabe am anderen Morgen.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Iſt Kindtauf im Ort, da gibt er die Windeln,
Will ſpinnen die Maid, ſo ſpendet er Spindeln,
Er ſchleifet dem mähenden Bauer die Senſe,
Er ſchaffet dem Pferde ſo Sattel wie Trenſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Er hämmert die Pflugſchaar, am Steine zerbrochen,
Breitſtirnige Ochſen verſieht er mit Jochen,
Zur Weinleſ' macht er dem Winzer die Fäſſer. —
Wer fertigt Euch alle die Werke wohl beſſer?
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Dem Kind bringt er Puppen und Kreiſel und Reife
Und Pfeile und Bogen und Trommel und Pfeife.
Mit Kleidern zieret er bräutliche Paare,
Den Alten gibt er das Tuch für die Bahre.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Nie raſtet ſein Thun, nie ruhet ſein Schaffen,
Die Bauern ſie laſſen ihn nimmer erſchlaffen,
Doch einmal gedenken ſie's herrlich zu lohnen:
Fürwahr, jetzt blühen dir Bürgerkronen!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Wohl war es ein langes und breites Berathen:
„Er trinkt keinen Wein, er ißt keinen Braten,
Jedoch er bedarf des ſchützenden Kleides,
So Hoſe, wie Wamms!" — Sie beſtimmen ihm Beides.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Sie rufen den Schneider, ſie fragen die Preiſe,
Er muß es erſinnen in koſtbarer Weiſe,
Das Beinkleid von Seide, die Jacke von Sammet,
Und adelig ſei es von Blumen durchflammet!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Und als es vollendet, da ziehen ſie alle
Mit Flöten und Geigen und feſtlichem Schalle,
Sie legen das herrliche Kleid an die Spalte,
Als Dank ſoll es haben der neckiſche Alte.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Heim gehn ſie mit frohen, behaglichen Sinnen,
Um bittend alsbald aufs Neu zu beginnen.
Mit beſſerm Gewiſſen nun fordern ſie eben,
Da ſie die Kleidung dem Zwerge gegeben.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Doch ſeltſam, es bitten die Einen und Andern,
Man ſieht ſie am Morgen zum Berg wieder wandern,
Doch was ſie verlangten, es war nicht erſchienen.
Ei, wie ſie ſo mürriſch verzogen die Mienen!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Da rüſten ſich nochmals die Dörfler zum Gange.
Man ruft in die Höhle: „Was harrſt du ſo lange?
Wir baten um Spaten und Beſen und Hacken!“ —
Da tönt's aus der Höhle: „Ei, wollt Ihr Euch packen!“
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Die Bauern erſchrecken; doch redet noch weiter
Der luſtige Zwerg: „Ich bin munter und heiter!
Ich geh jetzt in koſtbarem Kleidergeflunker,
Die Arbeit iſt aus, und ich bin ein Junker!“ —
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Der Schultheiß von Schliengen.

Wie blickt er ſo ſcheu, wie lauſcht er ſo ſchlau!
Des Tages durchſchleichet er Garten und Au,
Er ſtöbert durch Stall und Scheune und Speicher:
Durch Rechnen wird man reicher und reicher,
Das weiß der Schultheiß von Schliengen.

Dann forſcht er des Abends in Hof und in Haus,
Und Küche und Keller muſtert er aus;
Doch Nachts da ſtreichelt er ſeine Dukaten,
Er ſchmunzelt, daß ihm der Fang gerathen.
Wie zählt der Schultheiß von Schliengen!

Einſt hört er von einem Brunnen im Feld:
Tief drin liegt ein Schatz von Gold und von Geld,
Doch gehet die Sage: Behütet vom Böſen,
Kann nur ein unſchuldig Kind ihn erlöſen!
Da grinſt der Schultheiß von Schliengen.

Und was er in langen Gedanken erdacht,
Das führet er aus in ſtürmiſcher Nacht:
Sein einziges Kind — o Plan voller Schrecken! —
Das ſoll ihm die gleißenden Schätze entdecken!
Fest will es der Schultheiß von Schliengen.

Wohl wehrt ſich der Knabe mit Heulen und Schrein,
Doch er zwingt ihn ins grauſige Dunkel hinein;
Er drohet und ſtößt ihn zu hurtiger Eile,
Und umſchnürt ihm den Leib mit dem derben Seile.
So ruht nicht der Schultheiß von Schliengen.

Und als ſich das Kind in ſein Schickſal ergab,
Da läßt er es kalt in den Brunnen hinab,
Laterne und Sack in den zitternden Händen:
Was hilft es auch, Bitten noch länger verſchwenden!
Leis ſenket der Schultheiß von Schliengen.

Und endlich hält er, — der Bub iſt am Grund, —
Doch ſeltſam, er ſiehet kein Licht in dem Schlund —
Auch ſchweiget der Knabe — da ruft er hinunter:
„Mein Junge, nun ſuche und greife nur munter!“
So muthigt der Schultheiß von Schliengen.

Doch fehlet die Antwort — das Seil bleibt ſchlaff —
Schreckhafter Gedanke! — anzieht er es ſtraff —
So ſchwer iſt die Laſt — kaum hebt er's zum Rande:
„Sprich, Söhnchen, was brachteſt du unten zu Stande?“
So flüſtert der Schultheiß von Schliengen.

„Herr Gott, eine Leiche!“ — Die ſtickige Luft,
Sie machte dem Knaben die Tiefe zur Gruft.
Am Seil hängt der Todte — fort Sack und Laterne!
Der Vater heult durch die Nacht ohne Sterne —
Laut raſt der Schultheiß von Schliengen.

Und der gierige Geiz liſcht in Wahnſinn aus,
Wild tobend bringt er die Leiche nach Haus.
Und es ward der Alte nach dreien Tagen
Mit dem todten Knaben zu Grabe getragen. —
So ſtarb der Schultheiß von Schliengen.

Wolfdieterich's Buße.

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus ſeinem Schloſſe,
Gewappnet, wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er ſich hoch zu Roſſe;
Noch grüßt er ſeiner Helden Chor
Und jagt durch das gewölbte Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth,
Noch manchen Feind zu ſchlagen,
Doch mahnt der weißen Locken Flut,
Der Weltluſt zu entſagen;
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Kloſterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören ſein Begehr
Und nahn von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.
Sie beten und ſie ſingen ſchon;
Mit Unmuth ſieht's der Heldenſohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte Niemand bei mir ſein,
Als ich beging die Sünden;
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden!"
So ſpricht und treibt ſie all hinaus
Und ſchließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Verbringt er am Altare,
Und lehnt im Chor ſich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre,
Dann zieht ſein Schwert, beſchwört zur Stund
Der Feinde Geiſter aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

Da taucht aus kaltem Grabesſchooß
Die Schaar der Nachtgeſtalten,
Es grinſen Schädel bleich und bloß
Aus langer Kleider Falten,
Viel Hände ſind nach ihm gereckt;
Doch ſieht die Geiſter unerſchreckt
Wolfdieterich der Alte.

„Wohlauf zum Kampf!" — ſo ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen:
Die Mann für Mann er einſt gefällt,
Will er zugleich jetzt ſchlagen.
Da ſauſt das Heldenſchwert um ihn,
Es bringt die Geiſter ſelbſt zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd der Held ſich nieder,
Ein Engel löſt beim Morgenſchein
Den Geiſt vom Band der Glieder.
Und wie zur Meſſ' die Mönche nahn,
Gewahren ſie, wie Buß' gethan
Wolfdieterich der Alte.

Eckhart und Tannhäuser.

Tannhäuser spricht: „Auf, reiten wir aus,
Jetzt drückt auf die Seele das lastende Haus!
Komm, laß uns ziehen durch Berg und durch Thal,
Es schimmert die Welt im Maienstrahl,
Es gehet so üppig die lockende Luft,
Durchs Feld wehn Lieder und Balsam und Duft!“

„Den klingenden Lenz, die singende Minne,
Die blühende, glühende Leidenschaft scheue!
Nicht flüchtig, sei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, so mahnt der Getreue.

Tannhäuser spricht: „Der Wald ist so schön,
Es ragen die Bäume zu riesigen Höhn;
Es webet darunter ein dämmerndes Licht,
Felsblöcke erstarren rings Schicht an Schicht,
Es rieseln die Brünnlein aus dunkelem Spalt:
Mir faßt es die Seele mit Märchengewalt!“

„Den klingenden Lenz, die singende Minne,
Die blühende, glühende Leidenschaft scheue!
Nicht flüchtig, sei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, so mahnt der Getreue.

Tannhäuser spricht: „Und hörst du sie auch,
Die Töne, getragen vom spielenden Hauch?
Die Gipfel entlang zieht berauschend der Klang,
Und näher und nah wogt verführend der Sang;
Es flüstern so lüstern die Geigen ins Herz,
Die Flöten verschönen mit Tönen den Scherz."

„Den klingenden Lenz, die singende Minne,
Die blühende, glühende Leidenschaft scheue!
Nicht flüchtig, sei züchtig im männlichen Sinne!"
Mahnt Eckhart, so mahnt der Getreue.

Tannhäuser spricht: „Dort kommt es im Flug,
Dort kommt es im mächtigen, prächtigen Zug!
O sieh nur die Fülle, o sieh nur den Glanz!
Die Mädchen, sie schlingen und ringen im Tanz;
Es flattern Gewänder mit wellendem Schein,
Es schwillt mir die Sehnsucht zum Herzen hinein!"

„Den klingenden Lenz, die singende Minne,
Die blühende, glühende Leidenschaft scheue!
Nicht flüchtig, sei züchtig im männlichen Sinne!"
Mahnt Eckhart, so mahnt der Getreue.

Tannhäuser spricht: „Und siehst du das Weib?
Es blühet in üppiger Fülle der Leib,
Es leuchten die Glieder, es wallet die Brust.
Ihr Wesen ist Wonne, ihr Dasein ist Lust! —
Sie schauet mich an mit bedeutsamem Blick! —
Es bindet sich ewig an sie mein Geschick!"

„Den klingenden Lenz, die singende Minne,
Die blühende, glühende Leidenschaft scheue!
Nicht flüchtig, sei züchtig im männlichen Sinne!"
Mahnt Eckhart, so mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Dort raget ihr Schloß!
Das Thor durchſtürmet ſie raſch mit dem Troß,
Es thürmt ſich von klaren Kryſtallen der Bau!
O, welche fröhliche, ſelige Schau!
Dort wohnet die Freude im roſigen Schein —
Sie werben, ſie winken — ich folge hinein!“

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Tannhäuſer ſpricht: „Die Weisheit iſt Nichts!“ —
Nachzieht er dem Strome des flackernden Lichts —
Frau Venus nachſtürmt er hinein in den Berg.
Für ewig verſchließet die Thüre der Zwerg.
Hinſiecht er im Arme der Leidenſchaft. —
Der treulich gewarnt, zerbricht nicht die Haft.

„Den klingenden Lenz, die ſingende Minne,
Die blühende, glühende Leidenſchaft ſcheue!
Nicht flüchtig, ſei züchtig im männlichen Sinne!“
Mahnt Eckhart, ſo mahnt der Getreue.

Die Geiſterhand.

Der ſchönſte Mann im ganzen Gau
Iſt von Staufenberg der Grafenſohn.
Was holt er nicht heim die reiche Frau?
Sie ward ihm verlobt in der Wiege ſchon! —

Wohl mahnen die greiſen Eltern ihn,
Zu holen die Tochter an ſeine Bruſt;
Sie möchten auf ihren alten Knien
Die Enkel noch wiegen in ſeliger Luſt.

Doch tönet umſonſt das dringende Wort,
Er zucket die Schulter, er ſchüttelt das Haar,
Er ſtürmt in die dunkeln Forſte fort,
Zu hetzen den Hirſch und zu jagen den Aar.

Liebt denn nur das Waidwerk der Geſell?
Sind drum die Glieder ſo ſchlank und friſch?
Blitzt drum ſein Falkenauge ſo hell?
Schwillt drum ſein Mund ſo verführeriſch?

O nein, es lockt ihn ein ander Geſchick!
Ihn zieht es unhemmbar fort ins Grün:
Dort harret ſeiner der ſüßeſte Blick
Und Lippen, die wie die Roſen glühn.

Dort wallt ihm entgegen die weißeſte Bruſt,
Es leuchtet ihm dort der ſchwellendſte Leib,
Mit aller Erden- und Himmelsluſt
Gehört ihm dort das herrlichſte Weib.

Einſt ſah er ſie, als er durchſtreift den Wald:
Am Bronnen der Wildniß ſaß ſie allein
Und ſang ein Lied, das ſüß erſchallt
Durch den ſtillen, grüngoldenen Sonnenſchein.

Das traf ihm ſo wohl und weh das Herz,
Ganz war er Aug', ganz war er Ohr!
Ihn durchzuckte die Luſt, ihn zerriß der Schmerz,
Bis er die Seele ganz verlor.

Und um Minne warb er heiß und wild,
Im Wahnſinn flog ſeine Leidenſchaft.
Sie ſchaute ihn an tiefernſt und mild,
Das hielt ihn feſter nur in Haft.

„Unſel'ger! weißt du, was du verlangſt?
Die dich umſtrickt, ſie iſt eine Fei!
Und wenn du ihre Minne errangſt,
Dann gibt ſie nimmermehr dich frei!

„Wenn du geliebt in das Geiſterreich,
Iſt die Erdenliebe dir ewig Verbot,
Und wagſt du ſie noch, dann kommt dir gleich
Der unabwendbar bittere Tod!"

Sie verſchweigt ihm nichts; er hört ihr zu,
Doch ohne Klarheit woget ſein Geiſt;
In ihren Armen nur findet er Ruh,
Er ſtürzt in das ſüße Verderben dreiſt.

Und er ſeufzet leis und er jauchzet laut,
Es brennt ſein Hirn, es kocht ſein Blut,
Das holde Weib wird ſeine Braut,
Und heller und heller flammt die Glut.

Kein Tag vergeht ihm in Einſamkeit,
Daß er nicht im tiefen Walde jagt.
Wohl hatte das Wild da gute Zeit:
Er ſchwelget am Herzen der treuſten Magd.

Stets iſt er von ihren Küſſen berauſcht,
Stets iſt er von ihrem Blick entzückt.
Wie wonnig er ihren Worten lauſcht!
Ach, ſel'ger hat nie die Minne beglückt!

So lebten ſie manchen Sommertag.
Der Wald umrauſchte die Hochzeitsruh,
Es grüßte ſie heller Vogelſchlag,
Und die Quellen murmelten ihnen zu.

Das war ſein Waidwerk, ſüß und werth;
Traumſelig zog er dann ins Schloß.
Doch als er einſtens heimgekehrt,
Da ſah er Ritter und Frauen und Troß.

Da hieß es: „Jetzt ſoll die Hochzeit ſein;
Die Braut iſt gekommen, der Prieſter harrt!
Kein Wort mehr, in die Kapelle hinein!“ —
Der ſchöne Grafenſohn iſt wie erſtarrt.

Die Mutter that manch herben Spruch,
Sie redet von ihrem nahen Tod;
Der Vater drohet mit ſeinem Fluch.
Da kam dem Jüngling unſägliche Noth.

Sie ziehen ihn willenlos zum Altar.
Wie ſchaut er ſo bleich beim Kerzenſtrahl! —
„Gott ſegne ſie, ſie ſind ein Paar!“ —
Dann geht's in den Saal zum duftenden Mahl.

Bei Saiten und Becher im Lichterſchein
Geht bei den Eltern die Freude um,
Die Braut ſieht hell und wonnig drein,
Und nur der Bräutigam bleibet ſtumm.

Ha, plötzlich gellt ein wilder Schrei! —
Wo kam er her, wer ſtieß ihn aus? —
Man forſcht umſonſt, die Luſt iſt vorbei,
Und düſtere Furcht zieht plötzlich durchs Haus.

Es ſcheint überm Tiſch eine bleiche Hand,
So ſchön, ſo weiß, ſo weich, ſo mild.
Sie winket — ſie winkt in ein andres Land. —
Der Bräutigam ſitzt wie ein Marmorbild.

Er verſteht den Ruf, er verſteht den Wink,
Ach, untreu ward er der treuen Fei!
In dreien Tagen ſein Leben verging,
Ihn ließ die Unſel'ge nicht mehr frei.

„Und wenn du geliebt in das Geiſterreich,
Iſt die Erdenliebe dir ewig Verbot,
Und wagſt du ſie noch, dann kommt dir gleich
Der unabwendbar bittere Tod!“

Die Wallfahrt nach Triburg.

Horch! fromme Lieder ſchallen
Entlang das waldige Thal,
Und Kirchenfahnen wallen
Rothgolden im Sonnenſtrahl.
Die Pilger ſingen helle
Dort vor der kleinen Kapelle:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Vor vielen Hundert Jahren
War einſam die Stätte hier,
Und Krieger kamen gefahren
Keck durch das Tannenrevier;
Da ging durch die Gipfel ein Klingen,
Ein Wehen, ein Weben und Singen:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Die horchenden Reitersleute
Durchdrang es wunderbar,
Sie folgten dem ſüßen Geläute,
Und fanden ein Brünnlein klar,
Es lag dabei in der Wildniß
Ein liebes, ſeliges Bildniß:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Sie falteten ſtill die Hände,
Sie nahmen den heiligen Stein,
Sie machten von Erz eine Blende
Und ſetzten das Bild hinein.
Des Weges ritten ſie wieder
Und ſangen fromme Lieder:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Da kamen von allen Enden
Gottſelige Pilger heran
Und brachten Gaben und Spenden,
Und der fromme Bau begann,
Wo leiſe die Brünnlein ſingen,
Wo ſelig die Wipfel klingen:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Und fromme Lieder ſchallen
Entlang das waldige Thal.
Die Kirchenfahnen wallen
Rothgolden im Sonnenſtrahl;
Die Pilger ſingen helle
Dort an der kleinen Kapelle:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Die Jagd im Schwarzwald.

Der Kaiſer Rudolf von Habsburg ſpricht:
„Jetzt laßt uns luſtig reiten!
Raubritter-Frechheit brach mein Gericht
Und Bürgerzwiſtigkeiten.

„Die Wunden ſoll heilen die Gotteswelt,
Die mir das Leben geſchlagen!
Friſchauf in des Walds grüngoldiges Zelt,
Friſchauf zum fröhlichen Jagen!“ —

Da zog er mit ſeinem hellen Geleit
Tief in des Schwarzwalds Gründe,
Die Waidluſt klang auf den Höhen weit
Und durch die ſchaurigen Schlünde.

Sie folgten dem Eber durch Sumpf und Dorn,
Dem Hirſch unter hohen Wipfeln,
Und jauchzend klang das Jägerhorn
Von tannenumdunkelten Gipfeln.

Der Kaiſer reitet verloren allein,
Ihm will die Jagd nicht frommen,
Im Vaterlande die Wuth der Partein
Macht ihm das Herz beklommen.

Die zerriſſene Heimat füllt ihn mit Schmerz
Und der Selbſtſucht ſchnödes Getriebe;
Er will erleichtern das ſchwere Herz
Und ſuchen die alte Liebe.

Die alte Liebe ſuchet er auf
Im ſtillen Waldesfrieden,
So folgt er der Bäche rieſelndem Lauf,
Von ſeinem Gefolge geſchieden.

Wie freut ihn das Grün im Sonnenſchein,
Der Blumen ſüße Düfte,
Der Vögel Lied, der Spechte Schrein,
Das friſche Spiel der Lüfte!

Hoch ſteht die Sonne, der Jagdlärm ſchweigt,
Er iſt verirrt im Walde. —
Wo ſoll er hin? — Doch ſieh, da ſteigt
Ein dunkler Rauch an der Halde.

Dort ſteht der Köhler mit ſeinem Kind,
Er ſieht ihn die Gluten ſchüren.
Der Kaiſer ſpricht: „Laß mich geſchwind
Vom Buben nach Baden führen!“

Der Alte nickt, und Rudolf nimmt
Den Jungen mit ſich zu Roſſe,
Und wie er auf- und abwärts klimmt,
Schwatzt luſtig der kleine Genoſſe.

„Ihr ſeid“, ſo ſpricht er, „wohl im Geleit
Von Kaiſer Habsburg, dem Helden?
Das iſt ein Mann! Hei, weit und breit
Weiß man von ihm zu melden!

„Er hat gerettet das deutſche Reich,
Er kann ſo reden wie fechten,
Er lohnt den Redlichen allwärts gleich,
Mit Strenge ſtraft er die Schlechten.

„Er zieht nicht den Hohen dem Niedern vor,
Ihm gelten nur die Guten;
Daß man den Grafen zum Kaiſer erkor,
Macht Bürger und Bauer ermuthen.“ —

Der Kaiſer lächelt, es bittet das Kind:
„Jetzt thut mir einen Gefallen,
Und wenn wir bei den Herren ſind,
Zeigt mir den Kaiſer vor allen.

„Den Kaiſer, den Kaiſer muß ich ſchaun,
Den Retter der deutſchen Gelände!
Gott ſteh' ihm bei in ſeinen Gaun
Mit Segen ſonder Ende!“ —

Und Rudolf denkt: Wie fühl' ich mich reich,
Daß ſo die Völker mich ſegnen!
Und freundlich ſpricht er: „Du kennſt ihn gleich,
Sobald wir ihm begegnen.

„Die Ritter ziehn den Hut im Verein,
Sehn ſie den Kaiſer erſcheinen,
Es bleibt ſein Haupt bedeckt allein,
Er grüßt mit der Hand die Seinen.“ —

So reden ſie, — da endet der Wald,
Sie reiten ein zu Baden,
Die Herren kommen, Muſik erſchallt,
Sie jauchzen auf allen Pfaden.

Und Jeder zieht den Federhut.
Der Kaiſer bleibt bedecket,
Er grüßte rings mit dem frohen Muth,
Den ihm der Ritt erwecket.

Er ſchwang ſich vom Roß, und ſcherzend hub
Herab er den rußigen Jungen
Und fragte: „Verkünde, iſt's dir, mein Bub,
Den Kaiſer zu ſehn gelungen?“ —

Der Knabe ſchaut ſo hell und rein
Und bricht ſein ſtaunendes Schweigen:
„Ihr oder ich muß Kaiſer ſein,
Uns thäten ſie all ſich neigen!“ —

Da lachten die Ritter in frohem Ton
Des friſchen, offnen Knaben,
Und Rudolf ruft: „Das ſei dein Lohn:
Dich will ich zum Knappen haben!

„Du wirſt mir ein guter Rittersmann,
Mit graden und wahren Sinnen!
Das Beſte, was je ein Fürſt gewann,
Iſt, freie Herzen gewinnen!“

Märchen.

Es liegt ſo abendſtill der See
Und ſpiegelt des Weſtens bleichende Glut,
Am Ufer trinket der Hirſch und das Reh,
Und Schwäne durchkreiſen die ſtille Flut.

Der Fiſcherknabe löſet den Kahn,
Mit plätſcherndem Ruder hinaus er zieht;
So träumeriſch ſchaut ihn der Abend an,
Er weiß nicht, wie ſeinem Herzen geſchieht.

Die dunkeln Wellen umflüſtern ihn
In ſingendem Spiele weit und breit,
Vom Ufer die Wälder umdüſtern ihn
Und die träumenden Berge ſtolz und weit.

Die leiſe kühlende Abendluft
Durchſpielt ſeiner Locken goldene Pracht.
Die Uferblumen entſenden Duft
Und neigen die Häupter zum Traum der Nacht.

Nur die Waſſerroſen ſchaun noch heraus,
Doch nicken ſie ſchlummermüd ihm zu;
Sie tauchen nach ihm aus dem feuchten Haus,
Doch ruft ſie der Abend zur Wellenruh.

Da ſchwindet ſein Traum, und das Steuer ruht.
Es glühet der Blick in plötzlicher Luſt;
Er neigt ſich hinab, er greift in die Flut,
Er pflückt eine Roſe und ſteckt ſie zur Bruſt.

Doch horch! da rauſchen die Wälder laut,
Es hebt der See ſich brauſend empor,
Und plötzlich über die Hügel ſchaut
Der rothe Vollmond zornig hervor.

Und es ſpricht der See mit wogender Bruſt:
„Was ſtörſt du die Kinder in meinem Haus?“
Und es rauſchet der Wald: „Sie ſind meine Luſt,
Was führſt du die ſüßen Schweſtern heraus?“

Doch der glühende Mond blickt wild auf ihn:
„Was buhleſt du um mein Blumenlieb?“
Und der Knabe in Angſt flieht rudernd dahin,
Im Haus bei der Mutter, da birgt er ſich trüb.

„O Mutter, es brauſte der See empor,
Es rauſchte der düſtere Wald mir nach,
Am Berg trat zornig der Vollmond hervor,
O Mutter, weil ich die Blumen brach!“

Wolf Eberſtein.

Es glänzt und gleißt
Im Morgenſtrahl,
Der Feind zieht dreiſt
Herauf im Thal.
Sieh, Roß an Roß
Und Speer an Speer,
Mit Herrn und Troß —
Ein ſtattlich Heer!

Wolf Eberſtein,
Dir gilt der Sturm!
Nun rüſte fein
Dir Zinn' und Thurm!
Der Würtemberg
Iſt ſtark zur Schlacht,
Du biſt ein Zwerg
Gen ihn an Macht!

Bald ſchmettert weit
Trompetenſchall,
Es wühlt der Streit
Entlang den Wall,
Schwert klingt an Schild,
Die Funken ſprühn,
Der Kampf iſt wild,
Der Kampf iſt kühn.

Graf Eberſtein,
Was hilft dein Muth?
Ob deinen Reihn
Wogt hin die Flut.
Dein Häuflein iſt
Schon klein und licht:
So kühn du biſt,
Du ſiegeſt nicht!

Und neu Geſchoß
Schwirrt rings herauf.
Es geht das Schloß
In Flammen auf.
Dem Feinde dort
Gehört das Feld.
Jetzt flieh den Ort,
Verlorner Held!

Und Roßgeſtampf
Dröhnt aus der Burg:
Er läßt den Kampf.
Er flieht zur Murg.
O toller Muth!
Du fliegſt zum Tod,
Weil Fels und Flut
Verderben droht!

Fortſtürmt der Graf
Friſch, heiter, frei,
Der Feind hetzt brav
Mit wildem Schrei.
Bergab, bergauf,
Durch Haid' und Forſt
Er lenkt den Lauf
Zum Felſenhorſt.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Der Stein ragt ſteil,
Tief brauſt der Fluß.
Jetzt wird dein Theil
Des Lebens Schluß!
Er ſpornt das Pferd,
Durchfliegt die Luft.
Hei! unverſehrt
Kommt er zur Kluft.

Die Feinde ſchrein
Selbſt jauchzend dort,
Herr Eberſtein
Flieht jagend fort,
Und lachend dreht
Und grüßt er dann. —
Thut's nach, wenn's geht,
Dem kühnen Mann!

Das Mahl zu Heidelberg.

Der Pfalzgraf ſah vom hohen Schloß
In die abendlichen Gelände:
Goldgelbe Saat die Ebne durchfloß,
Wein deckte die Hügelwände.

Und plötzlich erblickte er rothen Schein,
Es wogte wie brennende Fluten:
So ſeltſam bricht nicht der Abend herein
Mit ſeinen flammenden Gluten!

O nein, das iſt kein Wiederlicht
Von funkelnden Sonnenſtrahlen!
Sieh, manche Dampfesſäule bricht
Braunflackernd auf in den Thalen!

Ja, das iſt lichterloher Brand!
Rings glühn der Verwüſtung Zeichen!
Und Boten kommen daher gerannt,
Den Schloßherrn zu erreichen.

Sie rufen: „Kurfürſt, hemme den Mord,
O, ſteure dem Feuerſchaden,
Denn Metz und Speier fengen dort
Mit Würtemberg und Baden!“ —

Wohl hört der ſtarke Friedrich den Ruf,
Stets ſiegreich iſt er geweſen:
Viel Reiſ'ge auf Roſſen mit ſchnellem Huf,
Viel Kriegsvolk hat er erleſen.

Er führt ſie Nächtens ins Feld hinein,
Thalwärts geht's lange Stunden,
Und wo ſich der Neckar einet dem Rhein,
Hat Morgens den Feind er gefunden.

Das war kein lang durchdachter Plan,
Das war friſchkeckes Beginnen!
Die Schlacht hub dort urplötzlich an:
Wer wagt, der muß gewinnen! —

Das war ein kurzes und wildes Gefecht!
Sein Volk ſchlüpft unter die Pferde:
Aufſchlitzt es den Roſſen die Bäuche nicht ſchlecht;
Die Reiter ſtürzen zur Erde.

Und wer ſich auch erhebt und lebt,
Der kann doch nimmer entlaufen:
Hier Welle, dort Woge! — Hei, wie das bebt!
„Ergebt Euch, ſonſt müßt Ihr erſaufen!“ —

So fing Herr Friedrich mit ſeinem Troß
Zwei Biſchöfe und zwei Grafen:
„Hoch auf dem heidelberger Schloß
Dort ſollt Ihr mir ſpeiſen und ſchlafen!“

Und als ſie dort ſaßen beim Abendſtrahl,
Da rief der Kurfürſt mächtig:
„Nun rüſtet, ihr Diener, das Siegesmahl,
Und rüſtet es reich und prächtig!“ —

Wohl ſahn die Gefangenen düſter drein.
Doch rücken ſie an die Tiſche;
In hohen Pokalen perlet der Wein,
Es dampfen Wildbrät und Fiſche.

Der Sänger erhebt zur Harfe den Sang.
Es tönen die Hörner und Flöten,
Doch bleiben die Gäſte traurig und bang,
Sie harren in ſtillen Nöthen.

Der Kurfürſt nur ſcherzt voll Uebermuth:
„Genießt, ihr Herren, der Stunden!
Der Wein iſt edel, die Schüſſeln ſind gut,
Laßt Speiſ' und Trank Euch munden!

„Bei Gott, Ihr eßt und trinket nicht!
Geſchah nicht nach meinem Gebote?
So redet, was dem Mahle gebricht?“ —
Sie ſprechen: „Es fehlt am Brote!“ —

Da hebt ſich Friedrich ernſthaft groß
Und donnert: „Das iſt Eure Schande!
Iſt's nicht genug mit Stich und Stoß?
Ihr wüthet auch mit dem Brande!

„Ihr habt verwüſtet durch Feuersglut
Die goldnen Gottesſaaten,
Es ſind — Schmach Eurem frevlen Muth —
Die Scheunen in Flammen gerathen!

„Dem Landmann habt Ihr die Hütten verſengt,
Ihr habt ihm das Daſein vernichtet:
In Bande bleibt Ihr eingezwängt,
Bis Ihr ihm die Schuld entrichtet!

„Gott gab mir ob ſolcher Sünde den Sieg:
Solch Unrecht kann nicht dauern!
Und führt Ihr wieder ſchnöden Krieg,
Dann ſchont die armen Bauern!“

Die Linde zu Weinsberg.

Es war im Mai. Weit lag das sonnige Land
So ahnungsschwellend da im jungen Grün:
Von röthlich weißen Blumen wogten rings
Die stolzen Bäume, duftend stand der Klee,
Waldvöglein grüßten singend sich im Flug,
Zwei Sonntagsglocken klangen aus der Fern,
In diesem Thal die eine, jene dort;
Und durch der lichten Birken schwankes Laub,
Durch dunkler Buchenwipfel Dämmernacht,
Zog auf zum Berg ihr ernstes Feierlied,
Bis wo aus dichter Eichen Zweigen grau
Gebrochne Thürme trauernd niedersehn.

Dort stand am Weg der alte Lindenbaum,
Der, in die weiten Lande schauend, froh,
Ein hoffnungsgrüner Gruß, die Zweige hob.
Zwei Kinder gingen jugendjubelnd hin,
Aus diesem Thale sie, aus jenem er.
Und an dem alten Baume sahn sie sich
In eilend weilendem Vorübergehn.
Die hellen Augen schlugen scheu beim Gruß
Sie niederwärts, sie sagten sich kein Wort,
Sie bebten beide, blickten scheu sich um,
Doch nicht ins reiche Land. Sie gingen heim,
Zu diesem Thale sie, zu jenem er.

Sie wurden beide plötzlich ja so ſtill,
Und waren doch ſo voll und reich in ſich!
Groß, klar und heilig rein ward Beider Herz:
Er kam als Jüngling, ſie als Jungfrau heim.

Wohl war's ein flüchtiges Begegnen nur,
Ein flücht'ger Blick, ein überflücht'ger Gruß;
Doch um von dieſem Augenblicke ſtets
Einander feſt zu halten, ſich zu ſehn
Und ſich zu grüßen ſtets. — Die Liebe war's! —
Ihr Bild trug Tag und Nacht er in der Bruſt:
Das ſchlanke Kind mit goldnem Flechtenhaar,
Mit ſeiner Wangen zart durchſicht'gem Roth,
Mit ſeiner blauen Augen tiefem Blick,
Mit jeglicher Bewegung Innigkeit.
Und ſo auch trug das Mädchen Tag und Nacht
Das Bild des dunkellockigen Knaben nach,
Der wild das blühnde Haidekraut durchſchritt,
Doch ſanft aus treuen braunen Augen ſah.
O, hätte Jeder ſein verklärtes Bild
Doch in des Andern reiner Bruſt geſehn!
Doch träumten ſie vereinſamt und getrennt
Den ſüßen Traum der erſten Liebe fort.
In ſeinem Thale ſah ein Jeder ſtill
Des lieben Frühlings helle Pracht verblühn:
Er pflegte Roſen, Lilien pflegte ſie;
Die Taube koſte ſie, den Falken er.
Die Vögel ſandten Beide in die Luft
Mit Hoffnungen und Wünſchen ohne Zahl.
Den duft'gen frühen Morgen grüßten ſie
Mit manchem Lied, und auch mit manchem Lied
Des ſtillen Abends träumeriſche Pracht;
Sahn jeder Wolke, jedem Vogel nach,

Der durch des Himmels goldne Röthe flog,
Und gaben ſehnſuchtheiße Grüße mit.
Sie weinten um einander manche Nacht,
Und ſchliefen ſie, ſo brach ein flücht'ger Traum
Der ſüßen Ruhe kaum gekanntes Glück.
Wohl ſtieg ein Jeder oft zum ſtolzen Berg,
Und ſaß erwartungsbang am Lindenbaum,
Und ſchaute über wogende Hügelreihn
Und dunkelgrüne Wälder in das Land,
Das blau und blauer, fern und ferner ſchwand. —
O, ſtets vergebens! — Nimmer ſahen ſie
Sich wieder, als im trügriſch kalten Traum.

Der Winter floh, und wieder ward es Mai,
Die Erde grünte hell im Sonnenſchein;
Der Vogel ſang, die Blume blühte licht,
Und aus den Thälern über Berg und Wald
Klang zu der Linde wieder das Geläut.
So kam der Frühling manches liebe Mal,
Sie aber dachten, wenn er rauſchend klang,
Sehnſüchtig, wenn auch noch ſo weit getrennt,
An die Begegnung bei dem Lindenbaum. —
Sie nannten's heilig ihre erſte Liebe.

Richard Löwenherz.

Es iſt ein ſeltſam gewaltiger Sang.
Man ſingt ihn die Plätze und Straßen entlang,
In Schenken und Gärten klinget er an,
Es hebt ihn der Schiffer auf ſeinem Kahn:
Wie tönendes Erz
Voll Luſt und Schmerz
Erklingt das Lied vom Löwenherz.

Und der das Lied an den Rhein gebracht,
Der hat es geſungen Tag und Nacht,
Er ward es in Wäldern und Feldern nicht ſatt,
Er ließ es tönen in Dorf und Stadt,
Vor Veſte und Schloß
Vom Mund es floß,
Dem Blondel, des Königs Liedergenoß.

Denn Richard, der Herrſcher in Engelland,
Fiel nach dem Kreuzzug in Oeſtreichs Hand,
Es war nicht im Kampfe beim Waffenſchall,
Es war beim nächtigen Ueberfall.
Der Alle beſiegt,
Wird in Bande geſchmiegt,
Und Niemand weiß, wo im Kerker er liegt.

Drum macht ſich Blondel der Sänger auf,
Und ſucht längs des Rheines ſilbernem Lauf;
Das Richardslied voll Leid und Luſt
Singt er zur Harfe aus heller Bruſt.
Wie das Volk ſie verſtand,
So klinget durchs Land
Die Weiſe, die Löwenherz einſt erfand.

Und es kam der Getreue vor Trifels Thor,
Und hob das Lied in die Lüfte empor:
Es koſ'te wie Lüftchen, es ſauſte wie Sturm,
Und plötzlich antwortet es tief aus dem Thurm:
„Wohl führt dich zur Fern
Ein günſtiger Stern!“ —
Bei Gott, das iſt die Stimme des Herrn!

Und freudig klopft an die Pforten er an:
„Ihr ſchläfrigen Wächter, friſch aufgethan!
Hier iſt der Brief von Kaiſer und Reich!
Den König Richard gebt mir ſogleich!“ —
Und er hält am Thor
Das Siegel empor,
Die Hüter vernehmen's mit ſtaunendem Ohr.

Und jauchzend liegt er dem König im Arm:
„Mein Richard, es liebet dein Volk dich ſo warm,
Es brachte die Waffen die Ritterſchaft,
Die Frauen den Schmuck, zu löſen die Haft!“ —
Und ins Land hinein
Und hinab den Rhein
Da zogen der Sänger und Fürſt im Verein.

Bald ſtehen zur Fahrt die Segel geſchwellt,
Und England begrüßet Minſtrel und Held.
Doch ſo weit noch edel Volk verkehrt,
Sind Richard und Blondel hochgeehrt.
Wie tönendes Erz
Voll Luſt und Scherz
Erklinget das Lied vom Löwenherz.

Nächtliche Erſcheinung zu Speier.

„Wach auf!“ erklingt's in des Schiffers Traum,
„Wach auf, du Wächter am Strome!“ —
Und über ihm rauſchet der Lindenbaum,
Und zwölfe ſchlägt es vom Dome.
Groß vor ihm ſteht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb ſchlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löſet den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben:
Viel rieſige hohe Geſtalten nahn,
Er ſieht ſie nicht ſchreiten, nur ſchweben;
Es tönet kein Wort, es rauſchet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn ſie die Dunkelheit:
So ſteigen ſie all in den Nachen.

Er ſieht ſie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt ſchweigend und fürchtend vom Lande;
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald ſind ſie am andern Strande:
„Wir kommen zurück, da wird dir der Lohn!“ —
Gleich Wolken verſchwinden im Felde ſie ſchon,
Fern ſcheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert ſinnend zurück
Durch der Nacht ernſtfriedliche Feier,
Wo ſich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum:
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Buſen.

Und ſieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome.
Wohl hält er ſchlaflos heute die Wacht —
Da ſchlägt es zwölfe vom Dome.
„Hol über!“ ruft es vom andern Strand,
„Hol über!“ — Da ſtößt er den Kahn vom Land
In ſtiller, banger Erwartung.

Und wieder iſt es die düſtere Schaar,
Die ſchwebend den Nachen beſteiget;
Der Kahn zieht wieder ſo wunderbar,
Doch jeder der Dunkelen ſchweiget.
Und als ſie ſtoßen zu Speier ans Land,
Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und ſtaunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgeſtein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Raſch aber umhüllt ſie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn ſie die Dunkelheit
Und ſchwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit ſinnend erregtem Gemüthe.
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld;
Drauf leuchten aus alter Zeit und Welt
Viel ſtolze Kaiſerbilder.

Wohl ſah er manchen Tag ſie an
In forſchenden, ſtillen Gedanken,
Da riefen ſie drüben um ſeinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken:
Geſchlagen war die leipziger Schlacht!
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht! —
Der Schiffer verſtand die Erſcheinung.

„Und löſtet ihr, Kaiſer, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängſteten Vaterlande,
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei,
Denn es thut noth des Wachens!“

Der Hirt zu Oggersheim.

Der Feind iſt noch weit, doch rüſten ſich halt
Zu Oggersheim mächtig die Bürger:
Sie wollen nicht weichen der Macht und Gewalt
Der frechen ſpaniſchen Würger.
Hei, hei! es iſt ein ſtattliches Heer
Dort auf dem Markte verſammelt,
Sie ſchleifen das Schwert, ſie ſchärfen den Speer,
Sie halten die Thore verrammelt.

Auf einmal blinkt es fern auf dem Plan,
Es nahen die feindlichen Haufen:
Jetzt ſangt Ihr in tödlicher Kampfluſt an! —
Doch ſeht nur, die Tapfern laufen!
Spießbürger werfen den Spieß auf den Grund,
Pfahlbürger fliehn aus den Pfählen:
Gevatter Schuſter und Schneider ſind Schund,
Auf Krämer läßt ſich nicht zählen.

Sie flüchten im allernothdürftigſten Kleid,
Durch Pförtchen und Hecken getrieben.
Wo ſind ſie in Feldern und Wäldern weit,
In Felſen und Höhlen geblieben?
Die Häuſer wie leer, die Straßen wie todt!
Schier hört man die Gräſer wachſen.
Ein einziger Mann nur trotzet der Noth,
Ein Mann im Haar von Flachſen.

Der göttliche Sauhirt iſt's der Stadt,
Sein Weib liegt eben in Wochen,
Und als er den Knaben geſehen hat,
Fühlt kühn das Herz er pochen.
Er küſſet das Kind, umarmt die Frau,
Die Hütte verläßt er ſchnelle,
Bald ſteht auf des Thurmes altem Bau
Der ehrenfeſte Geſelle.

Er ſtehet zwiſchen Gewehr und Geſchütz
Und ſchwenkt eine weiße Windel,
Er denkt: Vielleicht iſt Schlauheit was nütz
Bei dieſem wüſten Geſindel.
„Wir öffnen" — donnert der Kühne hinab —,
„Wollt ſchonen Ihr den Flecken,
Doch denkt Ihr zu plündern, dann ſoll das Grab
Noch heute Manchen bedecken!" —

Der Feldherr ſpricht: „Laß ein uns ſodann!
Wir krümmen Euch nicht die Haare!" —
Der Sauhirt ruft: „Ein Wort, ein Mann!"
Doch denkt er: Wohlfeile Waare! —
Er klimmt hinab und öffnet das Thor,
Die Feinde durchſtrömen die Gaſſen,
Sie ſchärfen das Aug', ſie ſpitzen das Ohr:
„Die Stadt iſt ja verlaſſen!" —

„Das iſt ſie!" ruft der kecke Hirt:
„Mein Weib hat heute geboren,
Ich bin allein hier Meiſter und Wirth,
Doch haltet Ihr, was Ihr geſchworen.
Die Kammern voll Wild, die Keller voll Wein —
Ihr alle ſeid geladen!
Denn morgen ſoll die Kindtauf ſein,
Und Pathe des Feldherrn Gnaden!" —

Der Spanier ſchaut ihn lächelnd an:
„Du Schalk machſt Schelmenſtücke!
Doch gut haſt du dein Werk gethan,
Dem Städtlein iſt es zum Glücke!
Geſagt, gethan! Ein Mann, ein Wort!“ —
Zur Taufe gab's Wein und Braten. —
Wir rühmen den Sauhirt fort und fort,
Dem ſolch ein Werk gerathen.

Kriemhilde.

„Der Sturm heult in den Forſten,
Glüh flammt der Blitze Schein,
Die Wolken ſind geborſten,
Weißſchäumend brauſt der Rhein,
Gleich wie am jüngſten Tage
So ächzt es im Gebreit;
Doch was iſt all die Klage,
Verglichen meinem Leid!

„Ich hab um ihn zu jammern,
Ich hab um ihn zu ſchrein,
An dem mit tauſend Klammern
Feſthängt mein ganzes Sein;
Es ſind jetzt dreizehn Jahre,
Seit ihn verlor mein Herz,
Doch klagt' ich an der Bahre,
Jetzt fühl' ich erſt den Schmerz!

„Ich wall' in Finſterniſſen,
Ich ſchreit' in wüſter Nacht,
Seit Siegfried mir entriſſen,
Der Held voll Luſt und Pracht,
Die ſchönſte, hellſte Blüthe
Der ſtolzen Ritterſchaft:
Er war ein Kind an Güte,
Ein Rieſ' an Muth und Kraft!

„Da ſtand er, ohne Gleichen,
Der allerbeſte Mann,
Der je in weiten Reichen
Sich Ehr und Ruhm gewann.
Und mir war es gegeben,
Daß ich ſein Herz erweicht:
Geiſt, Seele, Athem, Leben,
All hab ich ihm gereicht.

„Galt's, hohes Werk zu melden,
So that's ſein Ritterthum,
Er war im Kampf der Helden
Des Roſengartens Ruhm!
Gab's Krieg an unſrer Gränze,
Wo hielt der Feind ihm Stand?
Stets trug die ſchönſten Kränze
Mein Held aus Niederland!

„Als Gunther ging zu minnen
Ins nordiſche Gefild,
Da half ihm Siegfried winnen
Die mächtige Brunhild.
Als ich's gewagt, zu ſagen,
Da hetzte ſie den Streit,
Sie warb den grimmen Hagen,
Und Hagen trieb der Neid.

„Den Falſchen, Ränkereichen
Hielt ich für treu und wahr,
Ich ſagte ihm das Zeichen,
Wo Siegfried wundbar war.
Er warf ihn meuchlings nieder
Am Quell im tiefen Tann,
Ich ſah als Leiche wieder,
Der friſch die Jagd begann.

„O Schau, entſetzlich, gräßlich!
Todt lag er vor dem Thor.
Mein Schmerz war unermeßlich,
Weil ich mich ſelbſt verlor,
Bis ich erfuhr der Thaten
Urſchwarze Höllennacht:
Brunhilde hat's gerathen
Und Hagen hat's vollbracht.

„Der Leiche breite Wunde
Verrieth des Mörders Hand,
Es floß ihr Blut zur Stunde,
Da er beim Todten ſtand.
O Fluch Euch, die's geſtiftet,
Fluch Euren Sippen all!
Mein Herz habt Ihr vergiftet,
Den Geiſt gebracht zu Fall!

„Sonſt war ich mild und ſpröde,
Jetzt bin ich ſtarr und kalt;
In meines Daſeins Oede
Hat nur der Zorn Gewalt:
Der Zorn hat dreizehn Jahre
Nach Sühne wild geloht,
Ich räche ſeine Bahre,
Ich räche ſeinen Tod!

„Der Sturm heult in den Forſten,
Gleich flammt der Blitze Schein,
Die Wolken ſind geborſten,
Weißſchäumend brauſt der Rhein;
Gleich wie am jüngſten Tage
So ächzt es im Gebreit;
Doch was iſt all die Klage,
Verglichen meinem Leid!“ —

So rief im Schmerz Kriemhilde. —
Es währt nicht lange Zeit,
Da fährt sie durchs Gefilde
Mit bräutlichem Geleit;
Die Gattin Etzel's rächte
Siegfried's und ihre Noth:
Da sanken im Gefechte
Die Nibelungen todt.

Adolf von Naſſau.

1.

„Macht auf, macht auf das Kloſterthor!“
So rufen die Lanzenknechte;
Sie brechen aus dem Walde hervor,
Sie flohen aus dem Gefechte.

Da ſcholl es heraus: „Hier iſt kein Ort
Für Ritter und für Reiter!
Dies Gotteshaus iſt den Jungfraun ein Port —
Drum ziehet in Frieden weiter!“ —

Doch tönte die Antwort: „Die Eil iſt noth,
Drum öffnet mit gutem Willen,
Es blutet ſich ſonſt der König zu Tod,
Ihr ſollt ihm die Wunden ſtillen!“

Zur ſelben Zeit da kam aus dem Wald
Ein flüchtiger Haufen gezogen,
Sie machten an dem Kloſter Halt,
Vor des Thores dunkelem Bogen.

Die Fackeln warfen düſtere Glut
Auf eine Bahre aus Zweigen,
Ein Krieger lag drauf im rothen Blut,
Wohl hörte man Seufzer ſteigen.

Herr Adolf von Naſſau war der Mann,
Der König vom deutſchen Reiche,
Der eine klaffende Wunde gewann
Durch des ſtraßburger Biſchofs Streiche.

Und als die Nonnen den Helden ſahn,
Da öffneten ſie die Thüren:
Den armen Leidenden zu empfahn,
Der Chriſtenpflicht will es gebühren.

Bald lag der König im trauten Gemach,
Er lag im weichen Bette,
Und weibliche Sorge ſchaffte wach
Um ſeine freundliche Stätte.

Imagina hieß die Wärterin,
Die ihm das Kloſter beſtellet,
Sie hat mit innigem, ſeligem Sinn
Die trübe Krankheit erhellet.

Sie legte ihm weich das Lager zu Dank,
Sie wußte Arzneien zu miſchen,
Sie gab die Speiſe, ſie reichte den Trank,
Den ſiechen Mann zu erfriſchen.

Sie ſang ihm ins Ohr manch ſüßes Lied,
Erzählte ihm helle Sagen;
Um den ſchönen König nimmermüd
Hat ſie alle Mühen ertragen.

Und als die tiefe Wunde geheilt,
Da war eine neue im Herzen.
Einſt kam ſie Nächtens zu ihm geeilt,
Sie kam voll Aengſten und Schmerzen.

„Mein König, mein König, nun mache dich auf,
Dich hat der Bischof erkundet;
Schon naht er dem Kloster in kühnem Lauf,
Dich tödtet nun, der dich verwundet!“

Sie ziehet ihn durch den langen Gang,
Sie führet ihn leis durch den Garten,
Sie öffnet das Pförtchen und lauschet bang,
Ob nicht die Feinde schon warten.

Bald sind sie am tief hinrauschenden Rhein.
Sie zeigt ihm das Boot an der Fähre —
„Leb wohl!“ — Sie wendet sich seufzend heim,
Auf daß sie ins Kloster kehre.

Da preßt sie der König heiß an die Brust —
Sie sind in Küssen verloren. —
Und es trägt sie der Kahn in der Freiheit Lust,
Neu sind sie dem Leben geboren.

2.

Es baute daheim der König ein Schloß
In einer grünen Wilde,
Dort ruhte der Troß, im Stall stand das Roß,
Dort rosteten Schwerter und Schilde.

Der einst einherflog, der Feinde Schreck,
Der Herrscher in deutschen Gauen,
Er saß und schwelgte zu Adolfseck
Im Arm der schönsten Frauen.

Imagina iſt das holde Weib,
Das ihn aus den Banden gerettet;
Mit der heißen Seele, dem blühenden Leib
Hält ſie den König umkettet.

Es floſſen ihm nie die Tage ſo hold:
Er verſenkt ſich in ihre Blicke,
Er ſpielet mit ihrem Lockengold —
Nie gab es lichtere Stricke.

Er küßte ihr rothes Lippenpaar
An des Mundes ſüßer Pforte;
Er horchte, der ganz verſchollen war,
Auf ihre lieben Worte.

Er ritt mit ihr zur Falkenjagd,
Umbellt von den ſchlanken Rüden —:
Die einſt nur gebetet, die holde Magd,
Er ſah ſie nimmer ermüden!

Da ſaß er mit ihr am perlenden Bach,
Und ſchaut' in die ſprudelnde Welle,
Und ſtellt' mit der Angel den Fiſchen nach:
Der Barbe und der Forelle.

Er zog mit ihr durch Wald und Flur
In ſeligem Plaudern und Koſen.
Was treiben ſie doch für Spiele nur
An den Hecken der wilden Roſen? —

O, wie verrauſchte die helle Zeit!
Wie gingen die goldnen Tage,
Als gäb' es in alle Ewigkeit
Für ſie nicht Pein und Klage! —

So ſaßen ſie einſt auf der Zinne zumal,
Hoch über den Wäldern und Schlüften;
Sie ſchauten fern in Berg und Thal —
Es war ſo ſtill in den Lüften.

Im Weſten ſank in ein Meer von Glut
Nieder die rothe Sonne.
„Herr Gott, das iſt ſo roth wie Blut!“
So rief die junge Nonne.

Und ſchrill klang her des Thurmwarts Horn,
Er ließ die Brücke fallen;
Da gab ein Bote dem Roß den Sporn
In die lichten Königshallen.

„Mein König, mein König, die Ruh ſtell ein,
O, ſchärfe die Schwerter und Speere!
Schon ſenget der Feind dort über dem Rhein
Mit ſeinem wilden Heere!“ —

Und Adolf hebet ſich raſch empor,
Abſchüttelnd die Liebesträume,
Und ſchwindet mit ſeinem Kriegerchor
Durch des Bergwalds mooſige Bäume.

3.

Bei Göllheim tobte laut die Schlacht,
Wohl ward da heiß geſtritten,
Herr Albrecht von Oeſtreich mit ſtolzer Macht
Iſt kühn in das Feld geritten.

Der mainzer Erzbiſchof ſteht ihm bei,
Den König Adolf zu fällen,
Und Pferdegeſtampf und Reitergeſchrei
Gellt aus des Kampfes Wellen.

Doch in dem Kloſter zu Roſenthal,
Da harret die Fürſtenbuhle,
Imagina ſeufzet in Angſt und Qual
Und betet im Kirchenſtuhle.

Sie folgte dem Geliebten ins Feld,
Sie folgte ihm ohne ſein Wiſſen,
Es hat ſie ganz bezaubert der Held,
Sie kann ihn nimmer miſſen.

Sie wollte ihm folgen auch in die Schlacht,
Zu ſiegen oder zu fallen;
Mit Müh nur hat er ſie fortgebracht
In die nahen Kloſterhallen.

Dort klingt ihr zwiſchen Klag' und Gebet
Des Schlachtlärms wildes Rufen;
Sie hört, wie das Klirren der Waffen weht,
Wie es dröhnt von flüchtigen Hufen.

Und Abends endlich ruhet der Streit,
Sie ſtellten ein das Raſen,
Der Trommel Wirbel verklingen weit,
Das Horn hört auf zu blaſen.

Doch wilder pochet ihr junges Herz,
Die Ruhe will ihr nicht frommen:
Wer hat geſiegt mit dem blanken Erz? —
Wann wird der Geliebte kommen? —

Wie ziehen ſich die Minuten lang!
Wie dehnen ſich weit die Stunden!
Doch ſtille bleibt es im Kloſtergang —
Ha! hat das Geſchick ihn gefunden? —

Da ſtürmet ſie plötzlich angſtvoll fort,
Hoch zieht der Mond durch die Lüfte —,
Zum Schlachtfeld geht's — o trauriger Ort!
Es umwehen ſie Moderdüfte.

Sie ſuchet hinauf, ſie ſuchet hinab
Entlang die Leichengarben:
Die Erde rings iſt ein offnes Grab! —
Ach, was da für Männer ſtarben! —

Sie findet ihn endlich — da liegt er kalt,
Mit blut'gen, verwirrten Locken!
Sie wirft ſich über die bleiche Geſtalt:
O Himmel, die Pulſe ſtocken!

Der warme Athem iſt entflohn,
Ihr Angſtſchrei bringt ihn nicht wieder;
Der Tod ſpricht allen Küſſen Hohn,
Denn marmorſtarr ſind die Glieder.

Da faßt der Schrecken den ganzen Leib,
Sie greift zum Herzen im Krampfe,
Stumm ſtehet da das lichthelle Weib:
Ihr erloſch der Geiſt im Kampfe.

Und als die Sonne im Oſten ſtieg,
Da ſaß ſie bei ihrem Todten;
Wild ſtarrte der Blick, die Lippe ſchwieg,
Des Hauptes Gedanken verlohten. —

Sie brachten zum Kloster Rosenthal
Des jungen Königs Reste,
Sie legten ihn dort beim Abendstrahl
In die letzte, beste Veste.

Sie legten ihn dort in die kühle Gruft,
Der jung und ruhmvoll gestorben,
Und der in des Lebens Maienluft
Ein rosiges Treulieb erworben.

Imagina blieb ohne Speis' und Trank
Viel lange, öde Tage,
Bis todt auf das Grab sie niedersank —
Eine stumme, trostlose Klage.

Die Wieſenjungfrau.

Was küßt' ich ſie nicht auf den blühenden Mund,
Und er war doch ſo ſchwellend und war doch ſo roth!
Ich hätte erlöſt ſie zur ſelbigen Stund!
Nun folgt mir die Reue bis in den Tod.

Ich ging an der blumigen Wieſe entlang:
Hell ſchien die Sonne, leis rauſchte der Bach,
Im grünen Gipfel ein Waldvogel ſang,
Und ich hörte dazwiſchen ein ſeufzendes Ach!

Und ich ſchaute mich um — o Gott, welch ein Bild!
Am Brünnlein ſaß die holdſeligſte Maid,
Ihr tiefblau Auge ſo traurig mild,
Und ihr Haar lichtblond und weißhell ihr Kleid.

Stumm bittend ſahn ihre Augen empor,
Sie hat mir die Lilienhand geſtreckt,
Ich floh von dannen, ich jungblöder Thor,
Ich dachte, mich hätte ein Zauber geneckt!

Wohl war es ein Zauber, jetzt weiß ich es recht:
Ich ging durch die ſpukende Mittagszeit,
Wo auflebt das Elfen- und Nixengeſchlecht,
Und die Wieſenjungfrau war die Maid.

Jetzt bleibt die Unſel'ge aufs Neu verhext,
Denn weit iſt der Tag der Erlöſung geſtellt:
Es währt, bis ein Stamm aus dem Kirſchkern wächſt,
Der heuer im Waldgrund vom Baume fällt.

Und es muß eine Wiege gezimmert ſein
Aus dem Holze, das man vom Baume gewann,
Und das erſte Kind, das ſie legen hinein,
Muß werden ein zwanzigjähriger Mann.

Nur der kann ſie löſen. — Ich war ſolch Kind,
Ich habe in ſolcher Wiege geruht,
Und ich war nicht taub, ich war nicht blind,
Und ich kam des Wegs, und die Zeit war gut.

Ich durft' ſie befreien, und ſie war mein,
Ein Ritter ward ich mit Leuten und Land,
Und ſaß im Schloſſe bei funkelndem Wein! —
Ich täppiſcher Bub verlier' den Verſtand!

Es geht mir Alles im Kopfe rund,
Daß ich ſie ließ in der alten Noth! —
O du tiefer Blick, o du rother Mund! —
Mir folgt die Reue bis in den Tod.

Deutſchlands Wächter.

„Mein Vaterland, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

Der Rodenſtein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genoſſen;
Es blinkte ſein Helm und es klirrte ſein Schwert,
Als ſtark er ins Weite geſchoſſen;
Er ſtürmte die Gränzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und erſang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Uud ſelten nur weilt' er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen:
Er freite kein Weib, er zog keinen Sproß,
Was ſoll denn die Heimat da frommen?
Seine Raſt ſind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett iſt der Boden, ſein Schloß iſt das Zelt,
Die Braut ſein liebes Deutſchland!

Fürs Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Wohl fünfzig geſchloſſene Jahre,
Die bräunliche Locke ward ſilberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare. —
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterſchloſſe verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er geſehen.

Doch nie iſt geſtorben der mächtige Held!
Und ſind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrſchet noch ſtets durch die Hallen!
Und drohen dem Vaterland Krieg und Noth,
Dann dröhnt durch die Veſte des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken ſteigen empor,
Gewappnet auf ſchattigen Roſſen,
Er führt in die Lüfte ſie Nächtens empor,
Die dunkelen, wilden Genoſſen;
Dort raſet ſein Horn, dort dröhnet ſein Schild,
Dort ſchnaubet ſein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimiſchen Gauen.

So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den kühn die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brauſenden Geiſterſchlachten.
Doch nahet der Frieden — er ſieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus;
Doch ſtets noch brauſt es hernieder:

„Mein Vaterland, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange!
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Sange!
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort —
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

Der Feuermann.

Unheimlich finſter iſt die Nacht,
Am Himmel leuchtet kein Stern,
Hier an der Stelle nimm dich in Acht,
Man flieht ſie im Dunkeln gern!
Dort ragen die Trümmer vom alten Haus
Zerbrochen in die Luft,
Das Nachtgevögel fliegt ein und aus,
Der Marder hat drin ſeine Kluft.

Und hinten über dem ſchwarzen Teich,
Wie flüſtert es leiſe im Rohr!
O, wären wir aus dem verfluchten Bereich!
O, wären wir fern dem Moor!
Herr Gott, da iſt der Feuermann!
Aus dem Schilfe taucht er herauf!
Er ſchaut uns mit flammenden Augen an
Und umkreiſt uns in weitem Lauf!

O, ſchlage ein Kreuz und ſag ein Gebet,
Ein Vaterunſer ſprich!
Sieh, wie er ſich wirbelt und wie er ſich dreht,
Er hält nicht dem Segen Stich!
„Die guten Geiſter loben Gott!“
Schau zu, er zittert vor Zorn!
Noch einmal tanzt er herauf zum Spott,
Und ſchwindet in Buſch und Dorn. —

So bete ein Ave Maria noch leis,
Das ſcheuchet den Spuk uns fort!
Jetzt tritt er nicht mehr in unſern Kreis,
Jetzt ſprechen wir wieder ein Wort.
Das war vor Zeit ein reicher Mann,
Ein Bauer mit Geld und Gut;
Doch hat er erwuchert, was er gewann,
Er ſchund die Leute aufs Blut.

Und Nächtens, da ſchritt er durch die Flur,
Gränzſteine hat er verſtellt;
Dem Nachbar ward kleiner der Acker nur,
Doch wuchs ihm Wieſe und Feld.
Er ſtarb, ſo wie er lebte, verrucht,
So kam das Gottesgericht:
Seine Seele ward zum Wandern verflucht
In der Nacht als irres Licht.

Dem Himmel ſei Dank, nicht lockt er uns weit
In den dunkeln Sumpf hinab! —
„Ueb immer Treu und Redlichkeit
Bis an das kühle Grab!“ —
Nun ſteigt auch der Mond am Hügel empor;
Dort liegt das Dorf auf dem Plan;
Durch die Bäume glühen die Lichter hervor,
Und die Hunde ſchlagen an.

Die Taufe des Irrlichts.

Sie laden den Meiſter Hubert zur Nacht,
Er hat ſie ja oft ſchon dort oben verbracht:
Zu ſpät iſt die Zeit,
Der Weg iſt zu weit,
Und im Thalgrund ſpukt's in der Dunkelheit.

Was Hexen! ſo meinet der Schäferknecht,
Er iſt ja ein Mann, die Furcht ſtänd ihm ſchlecht!
Wer gradaus ſchaut
Und auf Gott vertraut,
Dem thut es nicht noth, daß ihm ſchauert und graut! —

Und friſch in die Finſterniß zieht er hinein,
Es blinket kein Mond- und kein Sternenſchein,
Es flüſtert im Wald,
Das Strommehr ſchallt;
Die Stimmen der Nacht ſind mannigfalt.

Nichts ſtöret und hemmet den frommen Mann;
Er ſchreitet rüſtig durch Haide und Tann,
Durch Fels und Stein,
Längs Flur und Rain
Zieht er in die duftenden Wieſen hinein.

Doch ſieh, an den Erlen beim rieſelnden Bach
Da ſpringet ein feuriges Männlein ihm nach:
Es wechſelt den Ort,
Bald hier und bald dort.
Doch folgt es dem Schäfer immerfort.

Vergebens, daß er ausſchreitend ſich müht:
Bald ſieht er, daß vor ihm es ſprühet und glüht.
Stets flackert es reg.
Nun zeigt's ihm den Weg —
Jetzt hält's — es vertritt ihm des Baches Steg.

Er ſtehet, er ruft: „Und biſt du von Gott,
So laß mich vorbei und treibe nicht Spott!
Wenn der Hölle du biſt,
So weiche zur Friſt!“
Und er ſchlägt ein Kreuz mit gläubiger Liſt.

Da klaget ein Stimmchen verſtändlich im Wind:
„O, tauf mich, ich bin ein todtes Kind!
Gott ſei es geklagt:
Mich gebar die Magd;
Sie mordete mich, eh das Heil mir getagt.“ —

Der fromme Schäfer lauſcht mitleidsvoll —
Er greift in den Bach, der unter ihm ſchwoll,
Er taufet es gern,
Aufſchwebet es fern —
Leuchtmännchen wird hoch am Himmel ein Stern.

Er ſieht das Wunder mit Staunen an,
Da drängen ſich allwärts die Flämmchen heran;
Herab und herauf
Aufſtrahlt es im Lauf:
„Du Treuer, o gib uns Allen die Tauf!“

Und raſtlos müht ſich der fromme Knecht,
Er gab den Kindern ihr Chriſtenrecht.
Wohl viele Mal
Flog auf ein Strahl,
Bis daß der Morgen blühte durchs Thal.

Und guten Muthes kam er nach Haus:
Die Frömmigkeit trotzet geſpenſtiſchem Graus. —
Und der Spuk verſchwand
Im Wieſenland. —
Das dankt ihr des Schäfers geweihter Hand!

Jung Florian.

Jung Florian ritt durch Berg und durch Thal,
Scharf ritt er vom Morgen- zum Abendſtrahl:
Nun leuchtet ſein Auge, nun wiehert ſein Roß,
Von dem ſteilen Geklipp ragt das Grafenſchloß.
Gewundenen Pfad um den Berg klimmt er an —
Was klopfet das Herz dir, Jung Florian? —

Es fällt ihm die Brücke, er reitet durchs Thor.
Dem greiſen Burgherrn ſtellt er ſich vor,
Ihm glühet die Wange in purpurnem Brand:
„Ich freie um Eures Töchterleins Hand;
Die Lieb' hat uns Beiden es angethan!“ —
So ſtammelt die Worte Jung Florian.

„Hei,“ lachet der Alte, „ein Junker wie du,
Der läßt wohl die Grafentochter in Ruh!
Doch ſieh dort die Klippen hinab in den Schlund,
Es baute die Treppe der hölliſche Hund:
Friſch, reite die ſtarrenden Felſen hinan,
Dann wirſt du mein Sohn, Jung Florian!“

Und höhnend verſchließt er dem Jüngling das Thor.
Trüb zieht er hinab, der friſch zog empor;
Wohl kam er bei Tag, nun geht er bei Nacht:
Die Hoffnung entſchwand, die hell ihm gelacht,
Es flattert verwirrt ums Haupt ihm der Wahn
Unglückliche Brautfahrt, Jung Florian!

Es zieht ſich der Weg in den dämmrigen Wald.
Ihm iſt, als ob hinten ſein Name erſchallt;
Er dreht ſich und ſieht nichts und denket im Sinn:
Es flüſtert der Wind durch die Blätter hin,
Ein Falk ſucht verſpätet zum Neſt ſich heran —
Doch wirklich, es tönet: „Jung Florian!“

„Jung Florian“ tönt es bald dort und bald hier,
So neckiſch durchklingt es das dunkle Revier;
Bald iſt es am Felſen, bald hinter dem Stamm
Der Eiche und Buche. Wie wunderſam,
Aus den Spalten der Erde da flüſtert's ihn an —
Ei, biſt du bezaubert, Jung Florian!

Er hält mit dem Roſſe und luget und lauſcht.
Sieh her, wie das Laub aus einander rauſcht!
Gar ſeltſam beſtrahlt ſpringt leicht auf den Pfad
Der winzige König vom Zwergenſtaat;
Mit broll'gen Geberden ſo ſieht er ihn nahn,
Verwundert erſtaunet Jung Florian.

Das knorrige Männchen trägt Bergmannskleid,
Doch prangt es in ſammtener Herrlichkeit;
Es iſt mit Demanten beſäet die Tracht,
Von Edelkryſtall iſt die Krone gemacht,
Das Scepter iſt ein goldſtufiger Span.
Er redet darauf zu Jung Florian:

„Ich habe dein Leid, o Junker, gehört,
Dort oben der Graf iſt im Sinne bethört.
Und glaubt er ſich trotzig von beſſerem Holz,
Wir helfen der Demuth, wir brechen den Stolz;
Ich ebne zur minnigen Maid dir die Bahn:
Mein Völklein baut Brücken, Jung Florian!

„Drum rüſte dich morgen zur Mittagszeit,
Du findeſt den Steig durch die Klippen bereit!
Friſch auf, du erreiteſt dir kecklich die Braut!“ —
Er endet — da tönet ein krachender Laut,
Der Grund thut ſich auf, den Zwerg zu empfahn —
Es ſtehet im Dunkeln Jung Florian.

Vertrauend ſucht Ruh er für ſich und das Roß,
Doch Botſchaft ſendet er Morgens ins Schloß;
Der Graf lauſcht ſchwellenden Hohnes voll:
„Der Junge iſt thöricht, der Junge iſt toll!“ —
Doch tritt er mit Kind und Geſind zum Altan:
„Jetzt wird er erſcheinen, Jung Florian!“ —

Es ſchaut ſich ſo grauſig zur Tiefe hinab,
Dort klaffet ein troſtlos düſteres Grab;
Es weinet die Tochter, die Knechte ſind ſtumm,
Ungläubig wandert der Burgherr herum.
„Bei Gott, da ſprengt er im Grunde heran!
Wie glänzt deine Rüſtung, Jung Florian!“ —

Er treibt in die Felſen, er ſpornt durchs Geſtein,
Friſch klettert das Roß. — Will ein Vogel es ſein?
Hat Flügel der Held? — Er ſteiget und ſteigt —
Wie kecklich er lenkt, wie er zärtlich ſich neigt!
Den Pfad und die Maid ſieht wechſelnd er an.
„Bei Gott, es gelinget, Jung Florian!“ —

Des Weges wohl durfte er ſicher ſein:
Der Gnome klimmt vor ihm entlang das Geſtein,
Sein Völklein, das wirret durch Ritze und Spalt,
Und gibt den Blöcken unſichtbaren Halt,
Mit Rücken und Gliedern ſo lehnen ſie dran.
Schon iſt er zur Hälfte, Jung Florian.

Nun naht er dem Ziel. Vom hohen Balkon,
Da ſchmettert Trompeten- und Paukenton,
Da klinget die Flöte, da brauſet das Horn,
In Sühne verkehrt ſich des Grafen Zorn:
„Ein Held that der Junge, was Keiner gethan,
Ich hadre nicht weiter, Jung Florian!“ —

Jung Florian hält geſund auf dem Wall,
Sie jauchzen ihm zu, ſie umwirren ihn all.
Der Graf bringt ſelbſt ihm die leuchtende Braut:
„Nun holet den Prieſter, damit er Euch traut!“ —
Doch der ihm gebahnt und geebnet den Plan,
Stets dankt es dem Zwerge Jung Florian!

Die Wunderblume.

Der Knabe lehnt ſich an der Mutter Schooß,
Um ihre Märchen treulich einzuſaugen,
Es blitzt in ſeinen Blicken tief und groß:
Er hat der Mutter wundervolle Augen.

Und ſie erzählt: Durchs Waldgebirge weit
Ging einſt ein Wandrer mit bequemen Tritten.
Hoch ſtand der Tag. Die Mittagszauberzeit
Kam leis, geheimnißreich durchs Thal geſchritten.

Kein Vogellied, kein Blätterflüſtern ſcholl,
Dorfglocken tönten fernher in das Schweigen,
Grüngoldne Lichter zuckten räthſelvoll
An blanken Stämmen und auf ſchwanken Zweigen.

Dem Wandrer ward mit einmal ſchwül zu Muth,
Als ſollt' ein ſeltſam Wunder jäh ihm kommen,
Und ſieh, inmitten von weißheller Glut
Steht er geblendet, ſchwindelnd und beklommen.

Der Wald verſchwindet ſeinen Blicken ganz,
Und eine Blume, herrlich, groß und prächtig,
Erblüht vor ihm in ſtolzem Farbenglanz,
Duftſtröme fließen draus berauſchend, mächtig.

Nie ſah er ſolch Gebild in Feld und Wald,
Nie ſah er es in Garten, Wieſ' und Haide!
Zu brechen ſie, drängt es ihn mit Gewalt —
Hoch ſchwingt die Hand den Kelch — o Augenweide!

Im ſelbigen Moment erdröhnt ein Schlag,
Als ob ein Wetter dumpf am Himmel ſtünde —
O reiche Pracht, die plötzlich vor ihm lag!
Aufdonnernd öffnen ſich des Berges Gründe.

Und mit der Blume wandelt er hinein.
Es häufen thürmend unten ſich die Schätze:
Rothfunkelnd Gold, hellblitzendes Geſtein,
Kaum ſieht im Traum man ſolche Wunderplätze!

Und eine Geiſterſtimme ruft ihm laut:
„Du Glückskind, greife zu und nimm das Beſte!“
Der Wandrer ſchaut und wählt und wählt und ſchaut,
Ach, unentſchloſſen durch des Berges Veſte.

Und wie er nach Geſchmeid und Demant faßt,
Legt achtlos er bei Seit' die Wunderblüthe,
Und ſtürmt hinaus mit ſeiner eiteln Laſt,
Daß er daheim ſie in den Kiſten hüte.

Wohl war er reich an manchem ſchönen Stück,
Doch trieb die Gier aufs Neu ihn zu den Forſten;
Er wähnte treu ſich, ach, das falſche Glück,
Er glaubte noch den tiefen Berg geborſten.

Wohl war's im Waldgebirg die Mittagszeit,
Wohl war's des hohen Tages Zauberſtunde,
Wohl war's der Ort — tiefſtille Einſamkeit —
Doch nichts gab vom verborgnen Schatze Kunde.

Nur rief dieſelbe Stimme ſilbern klar:
„Du Thor! wodurch biſt du hinabgeſtiegen?
Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr!
Was ließeſt du die Zauberblüthe liegen?“ —

So ſprach die Mutter, doch der Knabe ruft:
„Ich geh ins Waldgebirg, ich ſuch die Blume,
Ich finde ſie, aufgeht des Berges Kluft —
Doch wahr' ich ſie gleich einem Heiligthume!“ —

Die Mutter lächelt ob dem ſchönen Kind
Und ſchaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer ſind. —
Sie wünſcht dem Knaben günſtige Geſchicke. —

Und als er Jüngling ward, da zog er friſch
Ins bunte Leben auf den ſchönſten Pfaden,
An Leib und Seele ging er zauberiſch,
Er war ein Glückskind recht von Gottes Gnaden!

Und als er einſtens ſtieg in einen Forſt,
Fand unbewußt er eine Zauberſtelle;
Er nahm die Blume, und der Berg zerborſt,
Sie öffnet immer ihm aufs Neu die Schwelle.

Es war der Wald der deutſchen Poeſie,
Draus trug er Schatz um Schatz. — O Morgenröthe! —
Die Blume war des Dichters Phantaſie —
Es hieß der ſchöne Wandrer Wolfgang Goethe!

Der Wildschütz.

„Jetzt hast du zuletzt gejagt und gehetzt,
Die Forste durchfährst du nicht mehr im Sturm!
Ei, Peter von Orb, sie bringen dich jetzt
Auf den Molkenberg in den festen Thurm!“ —

Der schwarzbraune Bursche sieht traurig drein,
Sein wildkühn Aug' sucht am Boden herum,
Wo ihn die treuen Bracken umschrein;
Er schweigt in den Ketten düster und stumm.

Und als die rostige Thüre knarrt,
Da kos't er die Hunde zum letzten Mal,
Er tritt in den dumpfigen Thurm erstarrt,
Der sonst stets schweifte durch Berg und Thal.

Sein Trunk ist Wasser, die Speise ist Brod,
Ihm, der sich vom Reh und Birkhuhn genährt;
Doch der Freiheit Verlust, das ist eine Noth,
Die härter als Durst und Hunger zehrt!

Sein einziger Trost in der Einsamkeit
Das sind die Rüden, die Tag und Nacht
Umbellen die Thür, daß die alte Zeit
Des Waidwerks in seiner Seele erwacht.

Sie mahnen den Wildschütz an den Wald,
Den grüngolddurchschimmerten Eichendom,
Wo das einsame Lied der Drossel schallt,
Wo die Kräuter wachsen mit duft'gem Arom.

Sie mahnen ihn an des Hirsches Schrei,
Den scheuen, balzenden Auerhahn,
Sie mahnen ihn an den stolzen Weih,
Der die Flüsse bestreicht auf hoher Bahn.

Doch endlich verklingt der Rüden Gebell,
Der harte Wächter stäubte sie fort;
Da wird erst trostlos der Gesell
In seinem trostlos unheimlichen Ort.

Ihm stirbt im Geist der Bilder Lust,
Die ihm die schleichenden Stunden gekürzt,
Ihm wird so öd in Haupt und Brust,
Als wär er schon in den Tod gestürzt.

O, würd' er das stumpfe Leben los!
An Selbstmord denkt er ohne Verstand.
Und fehlt ihm die Waffe zu Stich und Stoß,
So rennt er den Schädel an die Wand!

Und wie er bebrütet den düsteren Plan,
Da hört er ein Scharren und Kratzen im Grund;
Er lauschet und hält den Athem an —
Es öffnet die Erde den dunkeln Schlund.

Und seine Bracken springen empor:
Sie bellen nicht, doch sie wedeln in Lust;
Dem Wildschütz quellen die Thränen hervor,
Er drückt sie kosend an seine Brust.

Und die Höhle, welche die Hunde gewählt,
Erweitert er rast- und ruhelos,
Bis er entflieht und frei sich fühlt
Tief in des Spessarts grünem Schooß.

Dort führt er sein Jägerleben fort
In des weiten Hochwalds dämmrigem Haus,
Felshöhlen sind sein Ruheort,
Wie der Fuchs so schleicht er zur Jagd hinaus.

Der Menschen Wohnungen meidet er gern,
Kein Häscher thut fürder an ihm die Pflicht,
Und die treuen Hunde folgen dem Herrn,
Denn ein Waidmann läßt vom Waidwerk nicht!

Hans von Hoppach.

Graf Rieneck ſaß auf dem Wildenſtein,
Sein Geiſt war bitter verdroſſen,
Denn berghinauf und thalhinein
Hielt ihn der Mainzer umſchloſſen.
Als die Feinde kamen, fiel das Laub,
Da flogen die Vögel nach Süden,
Und es rief der Graf: „Eur Zorn wird taub,
Der Winter wird Euch ermüden!“

Jedoch ſie blieben trotz Schnee und Froſt,
Bis die Märzen-Veilchen blühten,
Und gaben Kanonen und Büchſen die Koſt
Und tobten mit Sturm und Wüthen.
Und es brannte ihr Feuer, es dampfte ihr Topf,
So wurden ſie dreiſter und dreiſter,
Zumal Herr Schmalhans, der arme Tropf,
Im Schloß war Küchenmeiſter.

Mit Hans von Hoppach, ſeinem Knecht,
Stand Nachts der Graf auf der Mauer,
Da raunt es unten: „Verſteh mich recht,
Nicht lang mehr hat es Dauer:
Noch einen Bock, eine Kuh, ein Schwein,
Dann bringt ſie der Hunger zu Falle!“ —
„O Gott,“ ſo ſeufzet der Burgherr drein,
„Ich ſeh ſchon die offene Kralle!“ —

„Verfluchtes Spionenvolk!“ ſo ruft
Der Hans, „wir wollen's ihm lehren!
Herr, tröſtet Euch, ich bin ein Schuft,
Wenn ſie nicht den Rücken uns kehren.
Nur müßt Ihr mir folgen: Statt Brod ſei Kraut,
Statt Ochſen ſei'n Mäuſe uns Speiſe,
So begibt der Feind, wenn Ihr mir vertraut,
Sich in drei Wochen zur Reiſe!“ —

Und da ihn der Graf gewähren läßt,
Holt er das Schwein aus dem Stalle
Und kniet ihm auf dem Halſe feſt,
Da quiekt es mit ſchrillem Schalle.
Die Mainzer lachen: „Nun geht es zu End,
Sie ſchlachten die letzte der Säue!“ —
Doch täglich läßt quieken der Sapperment
Von Hans das Schweinchen aufs Neue.

Zugleich holt er vom Speicher fort
Die Felle geſchlachteter Böcke,
Und zieht ſie ſeinen Kamraden dort
Und ſich um die ſchäbigen Röcke;
Dann ſpringt er mit ihnen zum grafigen Wall,
Sie meckern auf allen Vieren.
Da rufen voll Staunen die Mainzer all:
„Noch fehlt's ihnen nicht an Thieren!“ —

Zuletzt gibt er der letzten Kuh
Den letzten Weizen zu freſſen,
Und ſchickt ſie durchs Thor den Feinden zu
Wie ein überflüſſiges Eſſen.
Er hängt ein Brieflein ihr ans Horn
Voll bitterm Spott und Hohne:
„Ihr müßt uns beſſer nehmen aufs Korn,
Wollt Ihr das Schloß zum Lohne!“ —

Die Mainzer ſchlachten erſtaunt das Vieh
Und finden voll Weizen den Magen!
Sie rufen: „Den Rieneck fangen wir nie,
Und wollten wir Jahre lang ſchlagen!
Sie haben vollauf an Speiſ' und Trank,
Noch mehr an luſtigem Muthe!
Hier bringt das Belagern wenig Dank!
Wir kehren zum heimiſchen Gute!"

Und Morgens ziehn ſie mit Sack und Pack
Rheinwärts das Thal hinunter.
Das iſt nach des Rienecker Grafen Geſchmack,
Sein Volk ward luſtig und munter.
„Ei, Hans von Hoppach", ſprach er voll Dank,
„Du retteſt uns Kopf und Mütze.
Mehr gilt als Alles, ich ſag' es frank,
Ein witzig Haupt voll Grütze!"

Der Prieſter von Marienberg.

Vor Marienberg, der Veſte,
Liegt der Slawen Kriegesmacht.
Schon in zwanzig Stürmen haben
Würzburgs Krieger ſie bewacht,
Und es fehlt dem kleinen Haufen
Nicht der Muth zu neuem Strauß,
Doch im Kampfe langer Monde
Ging ihm Trank und Nahrung aus.

Da verſammelt in der Kirche
Nachts der Führer ſeinen Staat,
Fraget Jeden um die Meinung,
Fraget Jeden um den Rath.
Doch mit langgeſenkten Blicken
Schweiget rings der Ritterkreis.
Sieh, da tritt in ihre Mitte
Würdig ernſt ein Prieſtergreis!

Und er ſpricht: „Nicht ſind's die Slawen,
Deren Macht Ihr unterliegt,
Nein, es iſt die Qual des Hungers,
Der die zähſte Kraft beſiegt!
Solchem Feind mag Niemand ſtehen!
Fliehet drum beim Sternenſchein!
Daß ich Eure Feinde täuſche,
Bleib ich in der Burg allein.

„Während ich die Glocken läute
Morgen, an dem Tag des Herrn,
Meſſe ſinge, Orgel ſpiele,
Zieht von dieſem Orte fern!
Dieſe That laßt, dem das Leben
Dürr und thatenlos entſchwand!
Euer Leben heiſcht die Heimat,
Euren Muth das Vaterland!“ —

Und die Ritter ſchweigen alle,
Ueberredet iſt die Schaar,
Knieend im Gebet verlaſſen
Sie den Alten am Altar,
Kleiden ſich in blanke Panzer,
Rüſten Schwert und Schild und Roß,
Und auf unterird'ſchen Wegen
Laſſen ſie das hohe Schloß.

Morgens bieten alle Glocken
Rings den Thälern frommen Gruß,
Mächtig brauſt die volle Orgel
Ihrer Lieder hehren Fluß,
Und des Alten Stimme tönet
Jugendvoll und jugendklar.
An den Mauern feiert betend
Selbſt der Slawen wilde Schaar.

Schon erglühet fern der Abend,
Da gewahret erſt der Feind,
Daß zu wachen und zu wehren
Niemand auf der Burg erſcheint.
Und mit Stricken und mit Leitern
Klimmen ſie die Mauern an,
Suchen durch die weiten Hallen,
Und ſie finden keinen Mann.

Horch! da tönt das Läuten wieder,
Grüßend in das Abendroth,
Und sie stürmen zu den Glocken,
Finden dort den Alten todt.
Mit dem letzten Ton entflogen
War sein Geist zum ew'gen Licht. —
Und sie schweigen um den Todten,
Der so treu erlag der Pflicht.

Kaiser Max und Albrecht Dürer.

Durch Nürnbergs hohe Giebelgaſſen geht
Ein heller Zug voll Pracht und Herrlichkeit,
Voran zieht Kaiſer Max voll Majeſtät,
Die ſchlanken Ritter bilden ſein Geleit.

Und an beſcheidner Pforte klopft er an:
Das iſt das Haus, wo Albrecht Dürer wohnt,
Der hochberühmte, demuthsvolle Mann,
Der in dem Reich der Kunſt ein Kaiſer thront.

Sie treten in die heil'ge Werkſtatt ein,
Wo ſtiller Friede, fromme Andacht webt,
Rings ſtehen Bilder auf den Staffelein,
Worin der Geiſt des Meiſters ewig lebt.

Und vor der Tafel, dran er bildend ſchafft,
Da harrt, dem Leben und der Erd' entrückt,
Der Künſtler, den zu reicher Schöpferkraft
Ein hoch und wunderbar Geſicht entzückt.

Den ſtattlichen Beſuch bemerkt er nicht,
So tief hat ihn ergriffen ſein Gebild.
Der Kaiſer ſchweiget, und kein Ritter ſpricht,
Durch das Gemach herrſcht Ruhe ſtill und mild.

Da scheint es Max, die Leiter sei zu schwank.
Den Rittern flüstert er: „Auf, angefaßt!“
Doch Keiner stehet dem Befehl zu Dank,
Sie bleiben all in träger, stummer Rast.

Und Einer spricht: „Das ist nicht unser Thun!
Kein Edler dienet dem gemeinen Mann!“
Doch Max antwortet: „Wohl, so mögt ihr ruhn!
Dem edeln Bildner dient der Kaiser dann.

„Von Gottes Gnaden ist des Künstlers Geist,
Ich schätze solchen Mann dem Fürsten gleich!
Ihr Thoren, wie vermesset Ihr Euch dreist:
Die Kunst ist höher als ein weltlich Reich!

„Aus Bauern kann ich stempeln edle Herrn,
Zum Künstler präget nur der ew'ge Gott!“ —
Und vor der Schaar mit Kette, Schwert und Stern
Faßt Max die Leiter. Bitter ist sein Spott.

Wie stand beschämt die hochgeborne Schaar,
Als Max am Holze hielt mit fester Hand!
So wurde Albrecht Dürer sein gewahr,
Der eben noch in tiefen Träumen stand.

Er stieg hinab und bot dem Herrn den Gruß.
In Einfalt war er sich des Glücks bewußt,
Doch drückte zu Umarmung und zu Kuß
Der große Kaiser ihn an seine Brust.

Und er verlieh ihm vor dem eiteln Kreis
Ein Wappenschild zum Zeichen hoher Gunst.
Der Aerger macht die Junker kreideweiß. —
So ehrte Kaiser Max vor Zeit die Kunst.

Herzog Otto's Liebe.

Ei, Herzog Otto, ſprich, wohin?
Was ziehſt du träumend durch den Wald?
Kommt dir der Krieg nicht in den Sinn,
Der durch dein Baierland erſchallt?

Er denkt nicht an den heißen Streit,
Ihm thut ſo wohl das Waldesgrün,
Als wollt' vergeſſne Jugendzeit
Noch einmal fröhlich um ihn blühn.

Das Laubwerk rauſcht ihm Märchen vor,
Die Blumen duften ſüß ihn an,
Aus Baum und Buſch der Vögel Chor
Sie grüßen all den ſchönen Mann.

Der Abend kommt, er merkt es kaum,
Der Traum entweicht, da iſt es Nacht,
Er iſt verirrt im Waldesraum.
Ei, woran hat er denn gedacht?

Da blinkt ein Licht, ein Mühlwerk geht;
Er folgt dem Rauſchen, folgt dem Schein,
Er klopft ans Haus, das vor ihm ſteht,
Die ſchöne Müllerin läßt ihn ein.

Es ſtaunen Beide ohne Laut,
Kaum bieten ſchüchtern ſie den Gruß.
Wie bald wird Schönheit doch vertraut!
Sie koſen wechſelnd Kuß um Kuß.

Er kehrt erſt, wie der Morgen lacht.
Ei, Herzog Otto, ſprich, wohin?
Er zieht durch grüne Waldesnacht
Mit träumend ahnungsvollem Sinn.

Zu Wolfsſtein auf dem Jägerſchloß
Hat er fortan nicht Raſt noch Ruh,
Er geht, des Ritterſchmuckes bloß,
Bei Tag und Nacht der Mühle zu.

Und Ulmen pflanzt er, dichtbelaubt,
Auf ſeinem Weg zum Mühlengrund,
Die rauſchen leis ob ſeinem Haupt,
Lockt ihn hinab der ſchönſte Mund.

Ei, Herzog Otto, ſchöner Held,
Weil deine Liebe denn ſo ſtark,
Verlor dein Heer auf blut'gem Feld
Die ſchöne Brandenburger Mark!

Doch, ach, was ſoll ihm Reich und Kron?
Er gäbe Alles hin ſogleich;
Denn er beherrſcht vom ſchönſten Thron
Der Liebe helles Wunderreich.

Ob Schloß und Mühle längſt zerfiel,
Die Ulmen deuten noch die Zeit
Und flüſtern oft des Abends viel
Von ſüßer Liebe Heimlichkeit.

Heinrich Frauenlob.

Das iſt das Grabgeläut vom Mainzer Dom!
Entlang die Gaſſen wogt ein Menſchenſtrom,
Auf jedem Antlitz liegt der Trauer Nacht:
Denn, ach, es hat den Lebenslauf vollbracht
Der Meiſter Heinrich Frauenlob!

Er war der ſüße Sänger holder Fraun,
Drum rühmten hoch ihn Deutſchlands weite Gaun,
Drum war er Schmuck und Zier dem ſchönen Rhein,
Es war der goldnen Stadt ein Edelſtein
Der Meiſter Heinrich Frauenlob.

Drum trauert Jung und Alt und Reich und Arm,
Zum Leichenhauſe zieht der Menſchenſchwarm,
Ein prächtig Schaugepränge iſt bereit:
Es gilt der Bürger ſtattliches Geleit
Dem Meiſter Heinrich Frauenlob!

Ernſt murmelt der Gebete dumpfer Klang,
Die Weihrauchwolken ziehn die Luft entlang,
Marſchälle tragen um die Stäbe Flor,
Hoch wallen ihm die Kirchenfahnen vor,
Dem Meiſter Heinrich Frauenlob.

Und näher kommt's, was Rauch und Fahne barg:
Kein stolzer Wagen trägt den dunkeln Sarg,
Nicht Männerschultern bringen ihn zur Gruft,
Ein seltsam Bild blitzt durch den Weihrauchduft
Vor Meister Heinrich Frauenlob.

Sieh, Frauen sind's im hellen Feierkleid!
Sie tragen ihn, der auslitt Lust und Leid!
Sie haben hell und reich die Truh umkränzt,
Daß sie von Immergrün und Rosen glänzt
Dem Meister Heinrich Frauenlob.

Er schwebt dahin auf weißer Lilienhand,
Der sel'ge Sänger, in das Friedensland;
Die er so innig hold besungen hat,
Sie tragen sinnig ihn zur Grabesstatt,
Den Meister Heinrich Frauenlob.

Sie tragen ihn durch Platz und Gassen leicht —
O, wie ihr Lied so hell das Herz erreicht!
Es tönet süß wie Nachtigallensang! —
So senken sie ihn ein im Kreuzesgang,
Den Meister Heinrich Frauenlob.

Und wo er ruht, da träufen sie hinein
Den edeln Wein vom wunderbaren Rhein;
Wer Lieder singt, liebt auch das flüss'ge Gold,
Das durch der grünen Reben Adern rollt,
Wie Meister Heinrich Frauenlob.

O, schöner ward begraben nie ein Mann,
Das war, weil Frauenlob sein Geist ersann!
Noch heut umströmt die Stätte süßer Duft,
Denn ewig heilig ist des Sängers Gruft!
Heil Meister Heinrich Frauenlob!

Sie iſt noch heute uns ein Wallfahrtsort!
Wir preiſen glücklich ihn in Lied und Wort;
Denn wer den Frauen ſeinen Sang geweiht,
Der lebet hoch und rein für alle Zeit
Wie Meiſter Heinrich Frauenlob!

Er war der ſüße Sänger holder Fraun,
Drum rühmen hoch ihn Deutſchlands weite Gaun,
Drum war er Schmuck und Zier dem ſchönen Rhein,
Es iſt der goldnen Stadt ein Edelſtein
Der Meiſter Heinrich Frauenlob!

Die ſeltſame Belagerung.

Das war Graf Trinkaus am fröhlichen Rhein,
Ihm wuchſen die herrlichſten Reben,
Ihm lagen der Dörfer Keller voll Wein,
Und beſſeren konnt' es nicht geben.
Doch es fehlte das Reh und der Salm bei Tiſch,
Er hat nicht zu angeln und pirſchen,
Drum holt er beim Nachbarn ſich den Fiſch
Und er holt beim Nachbarn den Hirſchen.

Halloh! wie lachte er laut beim Mahl,
Bei ſtibitzten Faſanen und Hechten!
Wie trank er des Weines manchen Pokal,
Doch war es vom eigenen, echten!
Wie erzählte er manches Wilddiebſtück
Vom Fluſſe und aus den Holzen!
Er war entronnen ſchon oft mit Glück
Der Verfolger Speeren und Bolzen.

Doch als er einſt an der Tafel ſaß,
Da kamen die Nachbarn verſammelt.
Der Schlachtruf klang! Das war kein Spaß!
Der Graf hat das Thor verrammelt.
Den Helm und den Panzer nahm der Kumpan,
Und er rüſtete ſeine Geſellen:
„Es geht eine harte Belagerung an,
Jetzt heißt es das Haus beſtellen!“ —

Und auf dem Plane vor dem Schloß,
An der aufgezogenen Brücke,
Da halten die Gegner mit Mann und Roß
Und manchem Waffenstücke.
Sie bauen ſich Zelte, ſie häufen den Wall:
Hei, werden die ſtreiten und ringen!
Doch hört der Graf nur Liederſchall
Und luſtiges Becherklingen.

Und Tag um Tag und Nacht um Nacht
Erwartet er Stürmen und Brechen,
Doch ruhig bleibt die feindliche Macht
Am Singen und Jauchzen und Zechen,
Und wenn ſie rüſtig ein Faß geleert,
So ſtellen ſie's an den Graben.
„Beim Teufel," denkt der Ritter werth,
„Was die Kerle für Kehlen haben!" —

Und täglich wuchs der Fäſſer Schaar
Durch Wochen und Monde mächtig,
Indeß nicht an Schlacht zu denken war,
Am Tage nicht und nicht nächtig.
Die Tonnenburg gedieh allein
Zu ſtattlichen Mauern und Thürmen,
Schier meint der Graf: „Wie ſchlau und fein!
Von den Kübeln wollen ſie ſtürmen!" —

Bald iſt ein Jahr dahingerollt,
Die Burg liegt öd und trocken,
Verzehrt iſt der Keller flüſſiges Gold,
Der Speicher und Küchen Brocken.
Der Ritter ward mit dem reiſigen Heer
Von Tag zu Tage magrer,
Doch klingt noch immer das Jubeln her
Und das Trinken der Belagrer.

An die Uebergabe denket er ſchon —
Da naht ein Herold der Brücke
Und ruft voll Hohn: „Das iſt der Lohn
Für Eure Wilddiebſtücke:
Für geſtohlenen Fiſch, für geraubtes Wild
Da tranken wir Eure Weine!
Bei Gott, ſo edel, feurig und mild,
Es gibt keine beſſern am Rheine!

„Doch ausgetrunken ſind anjetzt
All Eurer Dörfer Fäſſer,
Daß Ihr nicht mehr jagt und nicht mehr hetzt
In fremdem Forſt und Gewäſſer!
Wir ſind nun wett, Ihr könnt heraus!
Doch, jucken Euch noch die Glieder:
Wir kennen jetzt Alle Euer Haus,
Und Wein wächſt immer wieder!“ —

Und laut, mit Horn- und Trommelklang,
So zogen die Feinde von dannen.
Herr Trinkaus biß ſich die Lippen lang.
Und es fluchten ſeine Mannen.
Ihn lüſtet nicht mehr nach Wild und Fiſch,
Er blieb bei Huhn und Schinken,
Und war zufrieden, über Tiſch
Seinen eignen Wein zu trinken.

Reck.

Die Luft iſt mein Reich, der tanzende Mondſchein mein Leben,
Die Nacht meine Zeit! O ſelig, im Dämmer zu weben!
Ich ſchwebe durch Lager und Höfe, durch Schlöſſer und Hütten,
Vor Fürſten und Bettlern den neckiſchen Scherz zu verſchütten.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und ſeh' ich auf üppigem Pfühle den Mächtigen liegen,
Ich zeig' ihm den düſteren Traum von verlorenen Siegen,
Ich zeig' ihm zerbrochene Scepter, zertrümmerte Throne:
Verwirrende Schemen die reich' ich der Herrſchgier zum Lohne.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Ich laſſe dem ſtöhnenden Geizhals im Schlummer nicht Ruhe,
Vorführ' ich ihm Diebe, erbrechend die ſtrotzende Truhe,
Verwilderte Burſchen entleeren ihm Kiſten und Kaſten —
Aufſchreckt er und ſchreit. — So ſoll mir die Habſucht nicht raſten.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und ruht wo ein Armer, der treulich ſein Tagwerk durchrungen,
Wo ihn in erquicklichen Schlummer die Mattheit geſungen,
Ihm mal' ich die Zukunft in fröhlichem roſigem Lichte,
Ich gebe Paläſte und Gärten zu eigen dem darbenden Wichte.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Ich ſchaue dem Mädchen ins Fenſter durchs Rebengewinde,
Ausbleibt der Geliebte, es ſchläfert dem harrenden Kinde,
Und iſt ſie entſchlummert, ſo ſeufze ich leis an der Klauſe,
Sie ſpringet die Treppe hinab, — doch ich fliehe vom Hauſe.
Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!
Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Und wachet ein Dichter, erſinnend die tiefſten Geſänge,
Und träumt er erſchöpft, doch umwebt noch vom Bildergedränge,
Da ſtrömt es wie Feuer ihm noch durch die blühenden Glieder,
Ich lege ins Herz ihm die Keime zukünftiger Lieder.

Ich übe phantaſtiſche Macht
Nach durchſchlafenen Tagen.
Dich grüß' ich, du ſilberne Pracht
In der üppigen Vollmondnacht!

Herauf, ihr Träume, den Menſchen ein Schnippchen zu ſchlagen!

Der Mönch vor Heinrich's IV. Leiche.

Der Herbſt zog finſter um die Höhn,
Der Sturm flog durch die Wolken hin,
Vom Rheine brauſte laut Geſtöhn,
Verödet lag ein Eiland drin.
Da ſtand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunkelm Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche ſchauend unverwandt:

„So grüß' ich, Kaiſer Heinrich, dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir ſchlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerriſſner, unglücksvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

„Dein Herz war edel, mild und gut,
Es wuchs zu kühner Thatenluſt —
Da riſſen dich mit böſem Muth
Zwei Prieſter von der Mutterbruſt;
Die Seele haben ſie verheert,
Von keuſcher Mutterlieb' gepflegt:
Den Leichtſinn hat dir Adalbert,
Die Starrheit Hanno drein gelegt.

„Als Jüngling wareſt du umſpürt
Von Wölfen rings im Lammgewand,
Die dich berauſcht, verhetzt, verführt —
Sie hielten dich in feſtem Band.
Sie machten dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb;
Sie haben ſchnöd mit dir gepraßt,
Bis dich ihr Trug nach Sachſen trieb.

„Dort warſt du hart und raſch und wild,
Doch warſt du auch der Falſchheit Spiel;
Dein Herz blieb ſtets verſöhnbar mild,
Bis die geliebte Harzburg fiel.
Es brach der Feind die Gräber auf
In dem verbrannten Lieblingsſchloß,
Da ſchlugeſt du im Siegeslauf
Voll Heldenzorn ihm Mann und Roß.

„Dann rief Gregor, der kühn die Macht
Des Himmels und der Erd gewann;
Dich, der ſchon in des Reiches Acht,
Traf ſtolz der Große mit dem Bann.
Zwar ſetzteſt du ihn ab in Wuth,
Doch botſt du wieder gern die Hand;
Allein mit Bertha, ſonder Hut,
Zogſt du zur Sühn' in Feindesland.

„Wohl traf dich da der Winter kalt
Auf Alpenhöhen, ſtarr beeiſt,
Doch kälter jenes Manns Gewalt,
Der nie gewankt im ſtolzen Geiſt.
Du mußteſt vor Canoſſa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend ſtehn
Im Winterfroſt, verhöhnt vom Troß!
Er ließ dich kaum geſühnet gehn.

„Es ſtarb Gregor, doch wuchs ſein Zorn
Treu durch der ſpätern Päpſte Herz:
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürſten hoben ſchnöd ihr Erz.
Du ſtandſt in alter Kaiſerpracht
Und triebſt die Gegen-Könige fort:
Es ſank dir Rudolf's Pfaffenmacht,
Und Hermann hier und Eckbert dort.

„Doch weh, die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath!
Konrad hub frech in Wälſchland an,
Und ſtarb an früh mißlungner That.
Dein Heinrich ſelbſt, dein liebſter Sohn,
Er ſteckte Aufruhrfahnen auf;
Du biſt, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf!

„Da fraßeſt du den Vaterſchmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eiſenherz,
Zu Ingelheim in Feſſeln wand.
Er riß dir Kron und Purpur ab,
Du flohſt und ſtarbſt im fremden Land;
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie ſetzten dich auf dieſen Strand.

„So grüß' ich, Kaiſer Heinrich, dich!
Von Paläſtina trieb mich's her;
Als deine Kunde zu mir ſchlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Zerriſſner, unglücksvoller Mann,
Den Jeder floh in Furcht und Scheu,
In Reiches Acht, in Papſtes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!" —

Er ſprach's und hob den Leichenſang:
Die Pſalmen klangen Tag und Nacht;
Er ſang fünf lange Jahre lang —
Da ward gelöſet Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Speier im Dom
Ein prächtig Kaiſergrab ſofort.
Oed blieb das Eiland in dem Strom. —
Der Mönch zog ungenannt von dort.

Pater Crescentius.

1.

Der Pfaffe an Sankt Rochus Kapelle,
Das war ein wunderlicher Geſelle.
Es hieß Crescentius der Pater,
Er war im Gau der beſte Confrater.
Im Glauben ſtand er feſt wie Eiſen,
Sankt Peter kann ſich nicht feſter erweiſen,
Doch liebt' er nach Vesper und nach Meſſen
Trinkbaren Wein und gutes Eſſen;
Er liebte, war das Brevier geleſen,
Späße und Lieder und heitres Weſen.
So war er im Rheingau wohlgelitten
Ob ſeinen tugendreichen Sitten.
Man ſah ihn oft auf Strom und Pfaden,
Denn allwärts war er als Gaſt geladen.
Heut ſaß er beim Bürgermeiſter zu Bingen.
Da ging es zu mit luſtigen Dingen:
Da ſtrotzten recht von Speiſen die Tiſche,
Da gab es Braten, Wein und Fiſche,
Da gab es ſchmackhaft ſaftig Geflügel,
Da gab's vom Scharlachberger Hügel
Den düftevollſten, herrlichſten Wein.
Crescentius mundete alles gar fein.

Er aß, als äß' er für ihrer drei,
Und war von der beſten Laune dabei.
Doch endlich ward es ihm zu viel,
Er merkte, es war ſein Magen am Ziel,
Und ſprach zu den fröhlichen Tiſchgenoſſen:
„Jetzt bin ich fertig, jetzt hab' ich geſchloſſen!“
Doch ſieh, da bot ſich am Tafelſchluß
Unvorgeſehen ein feiner Genuß:
Da kam noch indiſches Confekt
Und griechiſcher und ſpaniſcher Sekt.
Der Pater vergaß, was er geſagt,
Und aß und trank wieder unverzagt,
Er griff in die ſüßen Schüſſeln hinein,
Und ſchlürfte den Xeres- und Cyperwein.
Da riefen rings die Tiſchgenoſſen:
„Herr Pater, wir meinten, Ihr hättet geſchloſſen!“
Er aber erwidert drauf in Ruh:
„Ihr habt ganz Recht, das Haus iſt zu,
Doch gehn ſolche Kleinigkeiten noch
Ganz fügſam durch das Schlüſſelloch!“ —
Da lachten die Gäſte rings im Kreiſe.
Das war ſo des Rochus-Pfaffen Weiſe!

2.

Es fuhr hinüber der bärtige Ferge
Den Pater zum Johannisberge.
Die Mönche liebten ſeine Schwänke
Und reichten ihm ſonſt ihr gut Getränke.
Doch heute, als wär' er ein blinder Ketzer,
Gab's eine Flaſche ſauern Krätzer.

Die Kutten ſahen ſich kichernd an;
Doch als Crescenz einen Schluck gethan,
Da kam ihm das Waſſer in die Augen,
Er kniff die Lippen, der Wein thät nicht taugen.
Dann aber ſprach er friſch und heiter:
„Bonus vinus!“ und trank nicht weiter. —
Da heiſchte der Abt eine beſſre Sort.
Der Kellermeiſter lief hurtig fort
Und brachte wirklich ein ander Kraut,
In wärmerm Sonnenſchein ausgebraut.
Der Pater ſchlürfte mit tieferm Zug,
Doch war der Wein nicht heiß genug
Für guten, echten, Johannisberger —
War höchſtens Ordinariusberger.
Von ſeinen Lippen ſetzt er das Glas:
„Vinum bonus“, ſprach er, „iſt das.“ —
Da rief der Abt: „Nun bringt vom beſten,
Der Pater gehört zu den liebſten Gäſten!“
Goldſiegel holte der Kellermeiſter;
Er löſte den Pfropfen — da flogen die Geiſter
Selig entfeſſelt durch die Luft,
Es ward der Saal erfüllt vom Duft.
Was unter den Kirchen der kölner Dom,
Iſt unter den Weinblumen dies Arom.
Crescenz, der heitre, trank und trank
Mit ſelig verklärten Augen lang,
Er ſchnalzte mit der Zunge köſtlich,
Ohnmaßen war der Trank ihm tröſtlich.
Und als er geleert den tiefen Becher,
„Vinum bonum!“ rief da der Zecher.
Er rief es mit Begeiſtrung aus.
Da ſcholl ein Lachen durch das Haus.
Die Mönche drangen auf ihn ein:
„Was war das für ein ſeltſam Latein?“

Er aber meinte: „Ei, ei, ihr Hetzer!
Was botet ihr meinem Mund auch Krätzer?
Was gebt ihr mir Ordinariusberger?
Mir ziemet echter Johannisberger!
Meine Naſe iſt gut, meine Zunge fein,
Drum wie der Wein, ſo iſt das Latein!“ —
Da ſchütteln die Kutten ſich in der Runde,
Sie ſcherzten noch oft der luſtigen Stunde.
War Pater Crescenz von ihren Gäſten,
Sie ſchenkten ihm fürder ſtets vom beſten.

3.

Bei dem Dechant von Asmannshauſen
Gab es ein luſtig Kirchweihſchmauſen.
Schwarzröcke kamen auf allen Pfaden,
Sie ſind zum Feſte eingeladen.
Der Rochus-Pfaff ſitzt in der Schaar,
Iſt dunkel ſein Kleid — ſein Herz iſt klar.
Vor Allen ſteht vom beſten Rothen —
Dem Pater allein iſt ſchlechter geboten.
Er aber merkt ſogleich den Spaß,
Und hebt nur dann und wann das Glas;
Doch hat er laut mit Rühmen und Loben
Den Wein bis in die Sterne erhoben.
Soll man den blühenden Worten glauben,
So trinkt er den Saft der edelſten Trauben,
So iſt der Moſt voll ausgegohren,
So hat ihn das heiße Jahr geboren! —
Der Dechant ſchmunzelt mit klugen Mienen
Und läßt ihn dann mit dem beſten bedienen;

Doch Crescenz thut, als ob er nichts merke,
Er ſpricht nicht mehr von der Blume und Stärke,
Doch leert dafür er mächtig den Becher —
Viel Flaſchen trinkt der fleißige Zecher;
Er trinkt ſie ſtill und ſchweigſam hinein. —
Da fragt der Dechant: „Was ſoll das ſein?
Als ich dir ſchenkte vom geringen,
Da hört' ich dich lobende Hymnen ſingen;
Jetzt, wo ich vom beſten dir gegeben,
Hältſt du gänzlich das Maul mir eben?“ —
Da ſprach Crescenz: „Was ſoll ich ihn loben,
Der lobt ſich ſelbſt!“ — Ein lautes Toben
Und Lachen brach am Tiſche aus
Und ſchallte jubelnd durchs Pfarrerhaus.
Einſtimmig war der Schwarzröcke Sentenz:
„Crescenz verſteht ſich auf gute Crescenz!“

Brömſer von Rüdesheim.

Es lockt ſo ſüß zur Minne
Im goldnen Abendſtrahl,
Sie ſitzen auf der Zinne,
Hoch über Strom und Thal:
Wohl weiß er hold Gekoſe,
Der junge Graf vom Rhein,
Vor ihm blüht wie die Roſe
Des Brömſers Töchterlein.

Er bittet heut aufs Neue —
So bat er ſchon ein Jahr —:
„Laß ſchwören mich dir Treue
Vorm Prieſter am Altar!
O, nimm den Hochzeitsſchleier,
O, nimm den Myrtenkranz!
Laß rüſten mich zur Feier
Geſang und Fackeltanz!“ —

Sie wiegt in blonden Locken
Das Haupt ſo liebevoll,
Sie lächelt ſüß erſchrocken,
Ihr junger Buſen ſchwoll,
Und dennoch hält ſie leiſe
Die Wünſche all in Haft,
Sie zügelt klug und weiſe
Des Freiers Leidenſchaft.

Nicht ohne ihren Vater
Will knüpfen sie das Band,
Doch weilt der treue Rather
Fern im gelobten Land.
Den Heiden Tod zu bringen,
Zog er zum Streit hinab;
Er zog, um zu erringen
Des Heilands heilig Grab!

Doch kaum hat sie gesprochen
Zum Liebsten solches Wort,
Da wird sie unterbrochen:
Die Fahnen wallen dort,
Der Dörfer Glocken klingen,
Die Menge zieht zum Strom,
Und Lieder jauchzend schwingen
Sich bis zum Himmelsdom.

Auf spiegelhellen Wogen
Zieht's fern im Fluß heran,
Von Segeln weiß umflogen
Fliegt manches Schiff die Bahn.
Des Kreuzzugs Streiter kehren
Zurück vom heil'gen Krieg,
Geziert mit narb'gen Ehren,
Bekränzt mit Ruhm und Sieg.

Oft steurt ein Kahn zum Strande:
Sieh, Ritter, Troß und Roß
Ziehn durch die grünen Lande
Zum heimatlichen Schloß!
Jetzt nimmt zum Ahnensitze
Herr Brömser auch den Zug. —
Wie auf des Thurmes Spitze
Das Herz der Jungfrau schlug!

Im Geiſt des Grafen wiegen
Sich Wünſche, heiß und frei.
Jedoch die Schiffe fliegen
An Rüdesheim vorbei —
Was ſoll's? Herr Bömſer kehret
Nicht heim zum grünen Rhein? —
Wie das die Luſt verzehret! —
Da tritt ein Bote ein

Er ſpricht: „Mit ſchlimmer Kunde
Treff' ich in Eure Luſt,
Sie ſchlägt die tiefſte Wunde
In deine Jungfraubruſt:
Dein Vater liegt geketet
Im heißen Mohrenland,
Im Kerker feucht gebetet
Hat ihn des Feindes Hand.

„Wohl manche rothe Farben
Zeigt ſtolz ſein Männerherz,
Viel Tauſend Heiden farben
Von ſeinem ſcharfen Erz;
Du aber, Tochter, ſpende
Zur Löſung reiches Gold!
Zum güt'gen Himmel ende
Gebete, fromm und hold!“ —

Ein wilder Angſtſchrei ringet
Aus ihrer Bruſt ſich auf,
Aus ihren Augen dringet
Der Thränen heller Lauf.
Der Ritter tröſtet ſtille —
Sonſt war er all ihr Glück —
Doch weiſt ihr herber Wille
Ihn feſt und ſtark zurück.

Sie will ihn nicht mehr ſchauen,
Ob er ihr lieb und werth, —
Kein Prieſter ſoll ſie trauen,
Bis daß ihr Vater kehrt.
Der Graf zieht heim verdüſtert,
Sie ſitzt verlaſſen ganz,
In der Kapelle flüſtert
Sie manchen Roſenkranz.

Ein Jahr hat ſie geweinet,
Gebetet auch ein Jahr.
Steh auf, Maid, es erſcheinet
Die Rettung wunderbar!
Dein Vater kehret wieder,
Froh wogt's im Thal empor,
Die Knappen ſingen Lieder,
Schon zieht er durch das Thor!

Sie ſtürzt ihm glüh entgegen,
Es leuchtet Stirn und Blick:
O Sonnenſchein nach Regen!
Heut ſühnt ſich das Geſchick!
Denn an des Vaters Seiten
Sieht ſie den Bräutigam,
Und ihr durchs Antlitz gleiten
Die Wonne und die Scham.

Noch höher glühn die Wangen,
Als ſie die Kunde hört:
Ihr Freier iſt gegangen
Und hat die Haft zerſtört!
Er fuhr zum Morgenlande
Durch grauſige Gefahr;
Es löſte Brömſer's Bande,
Der ihr Geliebter war.

Und jetzt spricht er die Worte,
Er spricht: „Leiht mir ein Ohr:
Ich fand des Kerkers Pforte,
Ich öffnete das Thor.
Doch nun, Herr Brömser, fodre
Die Tochter ich als Lohn.
Sie ist's, für die ich lodre!
Gebt sie der That zum Lohn!“

Was wird so bleich der Alte!
Ihm beben Hand und Fuß!
„O Gott!“ die Zunge lallte: —
„Ist das der Heimatgruß?
Du, der mich los geworben,
Du liebest meine Maid?
O, wär' ich doch gestorben
In Männerkampf und Streit!

„Tief in des Kerkers Enge,
Da hab' ich oft gefleht,
Und ein Gelübd' voll Strenge
Das that ich im Gebet:
Wird je die Haft gebrochen,
Sprach ich mit frommem Sinn,
Dann ist mein Kind versprochen
Dir, Gott, als Dienerin.

„Ich fühl', was ich gelobet,
Uns Allen ist's zum Schmerz,
In heißen Qualen tobet
Mein angstgepeitschtes Herz.
Doch ewig ist vernichtet,
Wer sein Gelübde bricht.
Der Himmel hat gerichtet —
Es ist ein schwer Gericht!“ —

Rings ſtehn ſie in der Runde
Starr, düſter, ſchweigſam, kalt;
Es traf ſie all die Wunde
Mit tödlicher Gewalt.
Zur Seite der Terraſſe,
Da rauſchet leis der Rhein,
Es gleißt die Flut, die naſſe,
Mit goldig grünem Schein.

Des Brömſers Tochter ſchauet
So bleich und lebenlos,
Ach, keine Thräne thauet, —
Ihr Unglück iſt zu groß!
Sie kann ihn nicht mehr miſſen,
Den Helden, lieb und gut.
Sie hat ſich losgeriſſen,
Sie ſtürzt ſich in die Flut.

Die wilden Wogen ziehen
Sie rauſchend kühl hinein,
Bei Nixen-Melodieen
Gibt ihr den Tod der Rhein.
Am andern Morgen tragen
Die Wellen ſie ans Land,
Wo einſam, wundgeſchlagen,
Bräut'gam und Vater ſtand.

Der Freier beugt zur Leiche
Sich weinend ſtill hinab,
Er küßt die Kalte, Bleiche,
Und fährt zum heil'gen Grab.
Der Vater, ach! bereitet
Ihr traurig ernſt die Gruft,
Die todte Maid begleitet
Chorſang und Myrtenduft.

Und Brömser ringt die Hände:
„Die Prüfung, Gott, iſt ſchwer!
Ich nahm das Schwert zur Lende
Für dich im Kreuzesheer.
Warum kam ich nicht heiter,
Herr, deiner Schickung nach?
Ich war ein ſchwacher Streiter,
Mir folget Sünd' und Schmach!"

Biſchof Hatto.

Es tobt vor des Palaſtes Thor:
Das ſind die mainzer Armen!
„Herr Biſchof, öffne mild dein Ohr!
Herr Biſchof, hab Erbarmen!
Es frißt uns ſonſt die Hungersnoth.
O, gib uns Korn, o, gib uns Brod,
O, rette uns vom ſichern Tod!
Erhör uns, Biſchof Hatto!“ —

Der Biſchof horcht dem Rufe lang:
„Hei, was ſie ſich erfrechen!
Ich will dem Volk den kecken Drang,
Den frevlen Muth zerbrechen!
Ihr fordert Brod — ich gebe Stein!“
Sein gelbes Antlitz lächelt fein,
Es zuckt im Auge grimmer Schein —
Wie grinſt der Biſchof Hatto!

Und hurtig rufet er hinaus
Den aufgeregten Maſſen:
„Ich will Euch vom Getreidehaus
Die Früchte reichen laſſen;
Harrt auf der leeren Tenne dort!“ —
Im Strome zieht die Menge fort,
Der Vogt verſchließt alsbald den Ort.
Hohn lacht der Biſchof Hatto.

Die Fackel nimmt er in die Hand
Und ſchleudert ſie zur Scheuer,
Dach und Gebälk beleckt der Brand,
Wild gräßlich wogt das Feuer.
Und drin des armen Manns Geſtöhn —
Ein furchtbar grauſenhaft Getön! —
„Hört an, die Kornmaus ſingt ſo ſchön!“
So ruft der Biſchof Hatto.

Doch wie in Schutt zerfällt der Bau,
Wirr wird ihm vor den Blicken;
Er ſieht der Aſche dunkles Grau
Ihm tauſend Mäuſe ſchicken;
Die folgen ihm, die faſſen ihn,
Und will er dem Geſicht entfliehn,
Sieht er ſie raſcher nach ihm ziehn!
Es grauſt dem Biſchof Hatto.

Er findet weder Raſt noch Ruh
In Kirchen und Paläſten,
Durch Stein und Eiſen immerzu
Folgt ihm das Heer von Gäſten.
Hier hilft Gebet nicht und Gewalt,
Sein Blick erſchaut ſie tauſendfalt,
Ihr Pfeifen macht ihn heiß und kalt.
Laut jammert Biſchof Hatto.

Und die Verzweiflung treibt ihn fort,
Barhaupt irrt er alleine;
Es ragt ein Thurm bei Bingen dort,
Mitten im tiefen Rheine:
„Dort ſucht mich nicht die Höllenbrut,
Die Thiere kreuzen nicht die Flut,
Dort iſt es ſicher, iſt es gut!“
So ſpricht der Biſchof Hatto.

Am Fels fährt ihn der Ferge an,
Hoch ſteht er auf dem Thurme;
Doch folgt der Mäuſe Heer der Bahn —
Er ſtürzt hinab im Sturme;
Es ſchlingt der Rhein ihn wogend ein:
Der Tod ſchließt ſeines Wahnſinns Pein. —
O, haltet Eur Gewiſſen rein,
Und denkt an Biſchof Hatto!

Der blinde Schütz.

Keck ragt Eyneck oben,
Drin zecht ein Ritterkreis;
Sie trinken, ſingen, toben,
Sie prahlen wirr und heiß:
„Wer iſt beim Stechen, Schlagen,
Beim Reiten im Turnier,
Wer iſt als Schütz beim Jagen
Der beſte Ritter hier?“

Da lallt der Burgherr trunken:
„Ihr Herrn, ich ſeh kein Heil
In Eurem eiteln Prunken,
Ich weiß den beſten Pfeil!
Auf viele hundert Stunden
War er der Jäger Schreck:
Ich hab' ihn überwunden,
Den Schütz von Fürſteneck!

„Und bis er einſt verendet,
Rührt er nicht Schwert noch Spieß,
Er ſchmachtet mir, geblendet,
Im tiefſten Burgverließ.
Doch waget nur, Ihr Stolzen,
Ich wette hoch und viel:
Der Blinde ſchießt den Bolzen
Ins aufgeſteckte Ziel!“

Da ſchallt ein wildes Schreien,
Ein Klatſchen Hand in Hand,
Bis zwiſchen Zwei und Zweien
Der Preis der Wette ſtand.
Dann gibt der Herr ein Zeichen —
Die Diener ſehen's kaum,
So holen ſie den Bleichen
Aus düſterm Kerkerraum.

Er tritt zum wüſten Kreiſe,
Ein wunderbares Bild,
In einfach edler Weiſe,
In Schönheit jung und mild;
Umſtarrt von Ketteuringen,
Beraubt der Augen Schein,
Will ihn der Burgherr zwingen,
Doch ſpricht der Blinde: „Nein!“

Und Jener droht mit Zwange,
Mit Folter und mit Tod. —
Sieh, auf des Kranken Wange
Erglüht ein leiſes Roth:
„Gott, laß es mich erreichen! —
Wohlan, ich wag es ſchon!
Gebt für den Pfeil das Zeichen,
Wohin Ihr's ſteckt, den Ton.“

Und horch — zum Boden klinget
Ein Becher! — „Schieß jetzund!“
Der Burgherr ſpricht's — da dringet
Ein Pfeil ihm in den Mund,
Durchbohrt das Hirn inmitten,
Ein Blutſtrom quillt hervor —
Sein Leben iſt zerſchnitten,
Er ſinkt dahin, der Thor.

Der Kreis der Ritter zittert,
Und angſtvoll ſtarrt ihr Blick,
Durch jedes Herz gewittert
Das plötzliche Geſchick.
Nur Röcheln klinget wieder,
Der Blinde horchet zu,
Er ſenkt die Armbruſt nieder:
„Nun hat der Wüthrich Ruh!“

Der Falke zu Stahleck.

Der Pfalzgraf Konrad rüſtet die Fahrt
Zu Stahleck auf dem Schloſſe,
Schon hat ſein Kriegsvolk ſich geſchaart,
Es wiehern im Hofe die Roſſe.

Er ſpricht zum Weibe: „Der Kaiſer befahl,
Der Rothbart von Hohenſtaufen,
Mein Bruder heiſcht mich nach Mainz auf den Saal,
Das deutet auf Ringen und Raufen.

„Aufs Neue entloht der unſelige Streit
Der Waiblingen und Welfen.
O, wäre Deutſchland davon befreit!
Deß möge Gott uns helfen!

„O, wollten des Kaiſers großer Macht
Die kleinen Mächte weichen!
Das Vaterland in Fülle und Pracht
Ständ hoch vor allen Reichen!

„Leb wohl, und hüte Tochter und Haus!
Halt' Ordnung im Geſinde,
Und laß mir die Falken nicht heraus!
Fort ſind ſie mit dem Winde!“ —

Und fürder ritt er mit düſterm Sinn
Nach Mainz zum Fürſtenrathe,
Mit ihrer Tochter die Pfalzgräfin
Schaut nach aus der Kemenate.

Die Gräfin und Agnes, ihr blondes Kind,
Sie ſitzen in ſtiller Kammer,
Die Tochter weint ſich die Augen blind,
Die Mutter klaget voll Jammer.

O Gott, und dauert denn ewiglich
Dies Schild- und Schwerterdröhnen?
Wird nie der trotzige Rothbart ſich
Mit dem trotzigen Löwen verſöhnen?

Ach, Heinrich des Löwen ſchöner Sohn
Ward einſt für Agnes erkoren,
Sie haben in frühſüßen Jahren ſchon
Sich Liebe und Treue geſchworen!

Da kam von wüſten Fehden ein Strom,
Die Liebenden mußten ſich meiden:
Der deutſche Kaiſer iſt Agnes Ohm,
Er will das Bündniß ſcheiden.

Drum ſitzen die Frauen in tiefem Gram
Die langen Tage und Nächte,
Als ob die Klage den Bräutigam
Dem Mägdlein wieder brächte.

Horch, tönt da nicht des Thurmwarts Horn?
Durchs Thor kommt Einer geritten
Mit flatterndem Haar, mit blutigem Sporn,
Auf dem Burghof klirrt es von Schritten!

Die Treppe erklettert er athemlos
Und stürzt zu den bebenden Frauen. —
Wie, Heinrich der Schöne? — Das Staunen ist groß,
Als sie den Welfen erschauen.

Die Worte wollen ihm kaum aus dem Mund:
„Jetzt gilt es, Alles zu wagen!
Und schließen wir heute nicht den Bund,
Dann ist er auf ewig zerschlagen!

Der Rothbart will meine süße Braut
An Philipp von Frankreich geben!
Bestellt den Priester, daß er uns traut!
O, Mutter, gebt uns das Leben!“

Das war ein Schreck, das war eine Lust!
So scheint in das Wetter die Sonne.
Der Priester kam, und Brust an Brust
Lag Mann und Weib in Wonne.

In Wonne kosten Weib und Mann
Jetzt holde, selige Tage.
Wie lieblich die Zeit im Maien verrann
Beim lustigen Vögelschlage!

Horch, tönt da nicht des Thurmwarts Horn?
Durchs Thor kommt's angefahren,
Der Pfalzgraf Konrad reitet vorn,
Ihm folgen die Kriegerschaaren.

Die Gräfin eilt zu dem Gatten werth
Und hilft ihm selbst vom Rosse,
Sie nimmt ihm das Kleid, sie nimmt ihm das Schwert,
Sie führt ihn nach dem Schlosse.

Da merkt der Graf die Verlegenheit,
Er stutzt ob dem seltsamen Schweigen,
Er spricht: „Nie sah ich Euch so bereit,
Mir Eure Dienste zu zeigen!“

Er fragt: „Wie steht es mit Tochter und Haus
Hielt Ordnung das Gesinde?
Fuhr mir wohl gar ein Falke hinaus,
Fortflügelnd mit dem Winde?“ —

Da lacht sie: „Ich fing einen Falken ein,
Der kam übers Feld geflogen.
Ich sah keinen schönern noch am Rhein,
Der auf hohem Ast erzogen!

„Sein Haupt ist braun, seine Kehle ist blank,
Und scharf sind Schnabel und Krallen,
Und seine Flügel sind lang und schwank.
Kommt mit, er wird Euch gefallen!“

Und scherzend zog sie den Grafen nach
Hinauf zum Rittersaale:
Frau Agnes, die junge, saß beim Schach
Mit Heinrich, dem jungen Gemahle.

Sie drückten sich wonnig Hand in Hand
Und nippten Mund vom Munde.
Gleich wie vom Blitz getroffen stand
Der Pfalzgraf ob der Kunde.

Dann ruft er: „Wird das dem Kaiser laut,
O, wie sein Zorn dann lodert!
Er hat dich, Agnes, grade zur Braut
Für Philipp von Frankreich gefodert!“ —

„Ei, was geſchehn iſt, iſt geſchehn!“
So ſpricht die Gräfin dagegen.
„Ihr Männer werdet's noch verſtehn:
Dies Bündniß iſt zum Segen!

„Jetzt endlich höret auf der Krieg,
Das Reiten, Streiten und Raufen!
In dieſer Ehe feiern den Sieg
Die Welfen und Hohenſtaufen!

„Jetzt werden des Kaiſers großer Macht
Die kleinen Mächte weichen,
Das Vaterland, in Fülle und Pracht,
Steht hoch ob allen Reichen!“ —

So nahm es der ſtrenge Rothbart auch:
Die Friedenslieder tönen,
Und Agnes hält nach altem Brauch
Hochzeit mit Heinrich dem Schönen.

Wickher.

Fern von des Rheines Heimatſtrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon, ſchlecht und recht,
Wickher, ein deutſcher Lanzenknecht.
Durch Paläſtina's Berg' und Thale
Ward's Manchem heiß im Sonnenſtrahle.
Die Rüſtung, die der Recke trug,
Drückt' ihn und ſeinen Gaul genug —
Da dacht' er an ſein Heimatdach,
Das ſtand im alten Bacharach;
Da dacht' er an den grünen Rhein
Und ſeinen kühlen, goldnen Wein.
Und wie er ſann und wie er träumte,
Kam's, daß er hinter dem Zuge ſäumte.
Er ſprach: „Die Hitze brennt zu ſehr,
Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer!“
Und legte ſich in die hohe Haide,
Das Pferd erlabt ſich auf der Weide.
Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da ſtöret ihn ein furchtbar Brüllen,
Und ſieh, es ſtürzt ein mächtig Thier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.

Der wackre Deutſche war nicht faul, —
Er liebte ſeinen treuen Gaul, —
Stand gleich bereit mit Schild und Schwert,
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum merkt das Thier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da ſieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwiſchen den weiten Rachen gähnen,
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib iſt ſtark, die Füße ſchnell;
Es ſpringt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei,“ ruft der Knecht, „verfluchte Katze!“
Und rüſtig ſpaltet er ſogleich
Des Thieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllt's zum letzten Mal,
Und röchelnd ſtürzt es dann zuthal.
Der Deutſche ſieht's mit kaltem Blut,
Da ſcheint der Pelz ihm gar ſo gut:
Er trennt ihn ſauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.
Der Abend dunkelt indeß heran,
Und weiter zog der deutſche Mann.
So kam er in ein Dorf geritten.
Da liefen die Leute aus den Hütten
Und ſtaunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten: nun wäre die Gegend frei,
Er hab' erlegt den großen Leu! —
Als er die Männer höret ſagen,
Daß er der Thiere König erſchlagen,
Von deſſen Muth und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet ſich der Knecht fürbaß,
Der längſt den harten Strauß vergaß,

Beſieht die Haut ſich für und für:
„Eine gelbe Katze ſchien es mir!
Längſt hätt' ich gern den Leu geſehn,
Nun iſt's mir ſchier im Traum geſchehn,
Daß ich gar einen hab' erſchlagen!“ —
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Die ſieben Jungfrauen.

Im düſtern Abendgrauen
Liegt fern die Lorelei,
Und an den ſieben Jungfrauen,
Da wandr' ich ſtill vorbei.

Ich hör' es flüſternd klagen,
Das ſind die Schweſtern von Stein.
Was mag ihnen rauſchend ſagen
Der alte tiefe Rhein?

Er ſpricht: „Ich halte die Wache
In meinen blühenden Gaun,
Ihr fielet meiner Rache,
Ihr böſen, hartherzigen Fraun!

„Ihr hattet in Schönburgs Hallen
Einſt Freier, edel und gut.
Was heucheltet Ihr Gefallen?
Was ſchürtet Ihr die Glut?

„Als ſie von Liebe geſprochen,
Was ſpracht Ihr von Liebe auch?
Was habt Ihr die Treue gebrochen
Und der Schwüre heiligen Brauch?

„Sie kamen, Euch zu holen,
In hochzeitlichem Zug,
Da habt Ihr Euch weggeſtohlen,
Ihr übtet ſchnöden Betrug!

„Auf meinen reinen Wogen
Begannt Ihr die böſe Flucht,
Ich hab' Euch hinabgezogen
Mit meiner Wellen Wucht.

„Ich hab' Euch mit naſſen Armen
In kühler Tiefe erfaßt,
Ich gab Euch ohne Erbarmen
Im Grunde die ewige Raſt.

„Ihr wurdet verwandelt in Steine
Ob Euren Herzen von Stein,
Ihr ſollt im alten Rheine
Ein warnend Beiſpiel ſein.

„Ihr klagt ob mir voll Schmerzen —
O, klagt ob dem eignen Verrath,
O, klagt ob den harten Herzen,
O, klagt ob der ſchnöden That!

„Ich halte getreu die Wache
In meinen blühenden Gaun,
Ihr fühlet des Rheines Rache,
Ihr böſen, hartherzigen Fraun!“ —

Und an den ſieben Jungfrauen
Da wandr' ich ſtill vorbei,
Im düſtern Abendgrauen
Liegt fern die Lorelei.

Lore Lei.

Es ſinget und klinget dort über den Rhein
So ſinnig und innig, gefühlig und fein,
Ernſt tönt es wie zaubriſcher Glockenklang,
Und neckiſch wie flüſternder Nixenſang;
Es weinet und lachet und jauchzet dabei:
Das ſind die Lieder der Lore Lei!

Sie iſt des Fiſchers goldlockiges Kind!
Sie ſinget bei Sonnenſchein, Regen und Wind,
Im Fenſter der Hütte da ſtrählt ſie ihr Haar,
Da ſchaut ſie blauäugig und tief und klar,
Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Sie ſtaunen und lauſchen der Lore Lei.

Es raſtet am Ruder des Fergen Hand,
Das Segel blähet ſich näher dem Strand,
Es iſt, als ſtröme dort ſtiller der Strom,
Als hielten die Wolken am Himmelsdom,
Als ſchwiege des Wandervogels Schrei,
Um ſelig zu horchen der Lore Lei.

Doch einſtmals landet ein Ritter den Kahn,
Ihm haben die Lieder es angethan;
Die Rüſtung iſt ſchwarz und bleich ſein Geſicht,
Den Blicken entſprühet unheimliches Licht,
Sein Wort iſt ſo ſeltſam, ſein Weſen ſo frei:
Er wirbt um die wonnige Lore Lei.

Er ſchleichet ſo leis, er ſchmeichelt ſo hold,
Es ſpielet ſein Finger im Lockengold;
Er flüſtert zum Herzen, umdüftet den Geiſt,
Umwindet und bindet die Seele ihr dreiſt,
Sein Auge übt mächtige Zauberei —
Nun iſt es geſchehen, o Lore Lei!

Bald wandeln ſie ſelig durch Berg und durch Thal,
An Buchten und Schluchten im Sonnenſtrahl
Und im Mondenſchein am glänzenden Rhein,
Da flicht er ihr Kränze ins Haar hinein.
So kam ihr des Lebens ſeliger Mai:
Es gab ihm ihr Alles die Lore Lei.

Doch als ſie einmal des Morgens erwacht
Auf hohem Geſtein in des Sommers Pracht,
Da iſt ſie allein, der Ritter iſt fort!
Sie ſuchet ihn hier, ſie ſuchet ihn dort,
Doch nur das Echo antwortet dem Schrei. —
So biſt du betrogen, o Lore Lei!

Laut jammert ſie auf in entſetzlichem Schmerz,
Ihr Geiſt iſt vernichtet, gebrochen ihr Herz!
Zu beißendem Gift wird ihr ſüßer Geſang,
Und wie Tod ihr Blick, ſo ſtierend und bang!
Oed iſt ihr die Welt und ſo einerlei!
Der Wahnſinn faßt furchtbar die Lore Lei.

Und fürder ſitzet ſie hoch auf dem Stein,
Wildſchallende Lieder entſendend zum Rhein;
Mit böſen Augen ſchaut ſie hinab,
Das tiefſtille Thal wird ein dunkeles Grab.
Sie iſt eine tödlich verderbende Fei:
Mit Blick und Geſang iſt's die Lore Lei.

Und Klippen entſteigen der brauſenden Flut,
Die Wirbel umſtrömen die Felſen mit Wuth.
Und lauſchet der Schiffer, ihm ſtarret der Blick.
Sein Kiel iſt zerbrochen, ihn trifft das Geſchick.
Verlorene Liebe gibt hölliſche Weih'!
So lebt nicht und ſtirbt nicht die Lore Lei!

Die Brüder.

Sie waren ein herrliches Brüderpaar,
O Liebe!
Sie theilten Freude, ſie theilten Gefahr,
O Liebe!
Sie theilten die Jagd und den Kampf zu Roß,
Doch heute, da tanzen ſie dort auf dem Schloß:
Herr Liebenſtein und Sternfels.

Die Fackeln verglühen, die Luſt iſt verrauſcht,
O Liebe!
Zur Höhe vergebens der Fiſcher lauſcht,
O Liebe!
Sie laſſen den Saus, ſie laſſen den Braus,
Die Brüder reiten ſelbander nach Haus.
Was habt ihr nur auf dem Herzen?

„Es zieht der Morgen ins dämmernde Thal.“
O Liebe! —
„„Es glühet der Gipfel im leuchtenden Strahl.““
O Liebe! —
„O ſiehe, jetzt blühen die Roſen all!“ —
„„O horch, es ſinget die Nachtigall!““ —
So ſprechen ſie zu einander.

„Es iſt mir ſo hell und leicht im Gemüth.“
O Liebe! —
„„Mein Herz wie die flammende Sonne glüht.““
O Liebe! —
„Es ſchwärmt mein Geiſt in Segen und Luſt!“ —
„„Mir webet die Seligkeit durch die Bruſt!““ —
Ihr ſchwärmet durch gleiche Gefühle.

„Es blüht in Luſt und Leid mein Herz.“
O Liebe! —
„„Mein Herz, es blüht in Pein und Scherz.““
O Liebe! —
„Es gab mir Wonne und Schmerz die Maid!“ —
„„Die Maid die gab mir Luſt und Leid!““ —
Sie haben ſich ſelber verloren.

„O, ſage mir an, wer dein Herz gewann!“
O Liebe! —
„„Wer dein Herz gewann, das ſage mir an!““
O Liebe! —
Sie jauchzten wie aus Einem Mund:
„Das iſt die ſüße Kunigund!“ —
O Gott, das iſt zum Leide!

Da glühten die Augen ſo roth und wild,
O Liebe! —
Sie zogen die Schwerter im Lenzgefild,
O Liebe! —
Sie trafen ſich beide bis auf den Tod —
Da wurden die Blumen von Blut ſo roth:
Ein Brudermord iſt geſchehen!

Vom Schloß kam Kunigunde herab,
O Liebe!
Und legte ihnen die Roſen ins Grab,
O Liebe!
Sie baute ein Kloſter ſich an dem Rhein:
„Um Euch will ich Gottes Dienerin ſein,
Herr Liebenſtein und Sternfels!“

Die Templer von Lahneck.

Zwölf Ritter ziehn auf Lahneck zu, gewappnet wie zu wildem Streit,
Auf weißem Mantel roth das Kreuz, das ist der Tempelherren Kleid!
Sie sehen trotzig, düster drein, und Einer aus dem Häuflein spricht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt und wanket nicht!“ —

Es war in jener wilden Zeit — hell lohte Scheiterhaufenbrand —,
Molay, der Ordensmeister, litt den Martyrtod im Frankenland;
Doch mancher Geist von echtem Stahl rief aus der Gluten rothem Licht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt und wanket nicht!“

Es hielt der Erzbischof von Mainz am Rheine blut'ge wüste Maht:
„Ihr übtet Schwarzkunst, Zauberei und an der Kirche gar Verrath!“
Doch all die Ritter, edel, groß, sie blieben standhaft im Gericht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt und wanket nicht!“

Die Zwölfe retten ſich allein in Lahneck's feſtes Felſenſchloß,
Doch der Verfolger rücket nach mit Rittern, Reiſigen und Troß:
„Laß ſehn, du höhniſch freche Schaar, hat deine Looſung noch Gewicht:
Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht?“ —

Wohl hob da an ein heißer Kampf, wohl hob da an ein grauſer Sturm,
Die Mauer litt vom Wurfgeſchoß, es litt vom Feuerbrand der Thurm;
Zwölf Helden fochten löwenkühn, wie nur der Muth des Todes ficht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Wohl flieget Pfeil an Pfeil heran, daß drob der Sonne Licht vergeht,
Die Gräben füllen ſich gemach; wer ſagt, wie wild der Tod hier mäht?
Hoch auf der Brücke kämpft die Schaar und ſäet Leichen Schicht an Schicht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Doch endlich ſiegt die Uebermacht, die ſtärkſte Kraft wird endlich matt,
Und Einer nach dem Andern ſinkt, er ſinkt auf ehrenvoller Statt.
Wie ſie im Leben ſtanden feſt, ſo liegen ſie im Tode dicht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Nur Einer lebt — und: „Gnade!“ ruft ins Feld der störrische Prälat,
Die Antwort tönt: „Gnad' iſt bei Gott! Ich geh der Brüder ernſten Pfad!“
Er kämpft und fällt, und ſterbend ruft er ſeinen letzten Gruß ins Licht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Kurzbolt.

Hei, wie ſo hell die Kunde ſcholl!
Durchs Land gehn freudige Sagen:
Der Finkler, Heinrich der Sachſe, ſoll
Die deutſche Krone tragen!

Die ſaliſchen Franken ergrimmten in Wuth,
Sie murrten zornentflammet:
„In uns fließt Karl's des Großen Blut,
Und Königen ſind wir entſtammet!“ —

Und Konrad's Bruder, Eberhart,
Und Giſelbert von Lothringen,
Sie riefen zur ehernen Kriegesfahrt
Und zogen die blanken Klingen.

Umſonſt mahnt Kuno, Graf von der Lahn:
„Pflanzt keine Aufruhrfahnen!
Auch ich gehöre den Saliern an
Und ehre die hohen Ahnen.

„Doch rechtlich iſt des Kaiſers Wahl,
Ihn haben die Fürſten erkoren;
Auf, mehren wir ſeiner Diener Zahl,
Ihm ſei die Treue geſchworen!“ —

Da ſpotten ſie laut: „Ei, Kurzbolt, ſieh,
Mit deinem höckrigen Rücken,
Den krummen Beinen, dem ſchiefen Knie
Wirſt du den Sachſen entzücken!“ —

Er aber achtet nicht den Hohn
Und zieht auf waldigen Wegen,
Des Reiches echter, treuer Sohn,
Dem neuen König entgegen.

Und als er in das Lager ritt,
Da raunen Herren und Knechte:
„Solch kurzer Leib, ſolch hinkender Schritt
Taugt nimmer zum Gefechte!“ —

Doch raſch begrüßet er im Zelt,
Der Heimat Hort und Leiter:
„Es droht Empörung dir, mein Held,
Ich geh mit dir als Streiter!“ —

Der Finkler dankt, doch will der Mann
Ihm ſeltſamlich erſcheinen.
Indeß er ſinnt: „Gar Großes kann
Gott wirken durch den Kleinen!“ —

Und ſieh, ein Haufen Jäger naht
Mit Spießen, Bogen und Stangen,
Sie haben im Harz auf waldigem Pfad
Den wilden Bären gefangen.

Rings jauchzt man dem Unthier, gewaltig, groß,
Da bricht es die Seile in Stücke;
O weh, der Kaiſer iſt waffenlos,
Das Thier ſtürzt auf ihn voll Tücke!

O weh, ihm droht ein jäher Tod!
Nur Kurzbolt weiß zu wagen,
Sein raſcher Schwertſchlag bricht die Noth,
Das Unthier liegt erſchlagen.

Und wie es röchelt im rothen Blut,
Umarmt der Finkler den Franken:
„Ich kenne dich kaum, du machſt es gut,
Schon muß ich mein Leben dir danken!“ —

Bald ritten ſie an den Elbefluß
Entgegen den trotzigen Wenden,
Da ließ ein Rieſe frechen Gruß
Und kühne Botſchaft ſenden:

„Herr König, ich ſchlage Mann um Mann
Im Zweikampf mit deinem Heere!“ —
Da ging Herr Kurzbolt den Finkler an:
„Ich ſtelle mich zur Wehre!“ —

Er zog hinaus. Dem Rieſen gefällt
Der Zwerg zum Waffentanze;
Doch bald iſt ihm die Bruſt zerſpällt
Von Kurzbolt's klingender Lanze.

Die Feinde fliehen in wirrer Flucht,
Der Finkler umarmt den Franken:
„Im Männerkampf, hei, welche Wucht!
Dir hab' ich mein Heer zu danken!“ —

Nun ging zum grünen Rhein die Fahrt,
Den Aufruhr dort zu zwingen,
Es gilt dem Salier Eberhart
Und Giſelbert von Lothringen.

Gen Breiſig nahten ſie dem Rhein,
Da fliehn die Empörer am Strande
Und ſpringen in den Kahn hinein
Und ſtoßen raſch vom Lande.

Der Kurzbolt wirft den Spieß mit Macht
In ſeiner Feinde Runde,
Er trifft das Schiff, daß es zerkracht,
Sie ſinken all zu Grunde.

Sie finden den Tod im tiefen Fluß.
Der Finkler umarmt den Franken:
„Nun geb' ich dir den Bruderkuß,
Dir hab' ich das Reich zu danken!

„Dir dank' ich Leben, Heer und Reich!“
So ruft Herr Heinrich von Sachſen:
„Dem König Heil und dem Land zugleich,
Wo ſolche Treue mag wachſen!“ —

Seitdem war Kurzbolt in Stadt und Zelt
Des Königs liebſter Genoſſe,
Sie ritten zum Streit in Haide und Feld
Und tagten zuſammen im Schloſſe.

Was hatten die deutſchen Kaiſer doch
Nicht ſämmtlich ſolche Vaſallen!
Es ſtände das Reich hehr, herrlich, hoch
Noch vor den Reichen allen!

Die Gräfin von Starkenburg.

Der Starkenburger Gräfin kam ſchlimme Mär' von Trier.
Wie funkelt ihr das Auge, ſie knittert das Papier
Und ruft voll Zorn dem Boten: „Der Kurfürſt Balduin
Will mein Beſitzthum nehmen? Wohl, ich erwarte ihn!

„Er ſagt: Nicht ebenbürtig bin ich, ein Schifferkind!
Er ſagt, daß meine Knaben Baſtarde kläglich ſind!
O, hörte das mein Gatte! Kann Witwen ſo geſchehn?
Auf! melde, daß er komme! Ich kämpfe um das Lehn!“ —

Es ging hinweg der Bote. Sie aber, keck und ſtark,
Entſandte zu den Mannen in ihres Burgbanns Mark.
Sie holen Helm und Speere und Rüſtungen heraus,
Die Zinnen und die Mauern befeſten ſie am Haus.

Voll Muth iſt ihre Mahnung, ſie hält die Krieger wach;
Es ſtehen rüſt'ge Wächter ſcharfſchauend auf dem Dach;
Sie ſendet kluge Späher auf allen Wegen fort:
Kein Held war ſeiner Veſte noch beſſer Schirm und Hort.

Und einſtmals kam die Kunde: „Ein Schifflein fährt zu Thal,
Es trägt den Trierer Biſchof. Herr Balduin ſitzt beim Mahl,
Ihm folgen keine Krieger; Euch, Gräfin, gilt es nicht:
Nach Coblenz zieht er friedlich, ihn ruft die Herrſcherpflicht!“

Da blitzt dem kühnen Weibe ein kühner Plan herauf.
Sie herrschet: „Spannt die Ketten quer durch der Mosel Lauf.
Von Ufer hin zu Ufer; dann legt Euch ins Versteck,
Und haltet, fangt und führet zur Burg den Bischof keck!“ —

Wohl folgten ihr die Knechte, erlesen war die Schaar,
Sie brachten den Prälaten, wie stolz und stark er war;
Mitsammt dem Schiffsgeleite ging es zur Burg empor,
Und hinter den Gefangnen schloß sich der Veste Thor.

Es flucht der wilde Bischof der unfreiwill'gen Rast,
Doch kommt die kühne Gräfin und grüßt ihn hold als Gast,
Die blonden Knaben führt sie zur Seite, hoch und mild:
Die Mutter mit den Kindern, wohl ist's ein edles Bild.

Sie spricht: „Ihr seid mein Gegner, da Ihr's den Kindern seid;
Daß ich Euch fangen mußte, es thut mir wahrlich leid;
Doch selbst des Waldes Thiere, sie kämpfen für die Brut!
Wenn ich die Sprossen schütze, Ihr haltet's mir zu gut!

„Ob wir nicht ebenbürtig, das prüfet jetzt genau;
Bis Ihr den Adel kennet, bleibt Ihr auf diesem Bau,
Und will man Euch befreien von Trier mit starkem Troß,
Wohlan, den Kampf zu wagen, ragt hoch und fest mein Schloß!“ —

Der Bischof sieht so düster ob solchem Wagniß drein;
Doch bringen schon die Diener ein feines Mahl herein.
Gar kostbar sind die Schüsseln, gar schäumig perlt der Wein,
Die Gräfin würzt die Tafel mit Reden klug und fein.

Sie ist an Wuchs und Haltung gemessen, adlig, zart,
So hold sind ihre Sitten, so sicher ihre Art.
Dem Bischof ziehn die Stunden bald leicht und heiter hin,
Es glättet sich die Stirne, es hellet sich der Sinn.

Drei Tage ſind verfloſſen, da ſpricht er: „Hohe Frau!
Daß Ihr von echtem Adel, das weiß ich jetzt genau;
Wohl ſeid Ihr ebenbürtig, ſtammt Ihr von Fiſchern gleich,
Natur hat Euch geadelt, geadelt voll und reich!

„Nicht iſt's die Kraft des Blutes, es iſt des Geiſtes Kraft,
Die meine Meinung regelt! Gern blieb' ich noch in Haft,
Wo ſolche Anmuth waltet; doch heiſcht mich der Staat!
Bewahrt das Lehn den Knaben, bewahrt's von Grad zu Grad!" —

Da lächelte die Gräfin; ihr blühte hell der Muth.
Sie nahmen freundlich Abſchied. So wurde Alles gut.
Doch hielt ſeitdem der Biſchof oft auf dem Schloſſe Raſt,
Wenn er ſein Land befahren, ein gern geſehner Gaſt.

Sikko.

Der Trierer Biſchof Poppo hub an im Saal:
„Auf Heiligkreuz der Räuber iſt meine Qual!
Erſchlichen und geſtohlen hat er das Schloß;
Nun ſitzt er feſt und ſchwelgt dort mit frechem Troß!

„Wie bring' ich wieder die Veſte in meine Macht?
Viel Volk muß ich verderben, ſuch' ich die Schlacht!“ —
Da ſprach der Ritter Sikko: „Gebt mir das Lehn,
Und bald ſollt Ihr als Burgherrn mich oben ſehn!“ —

Der Biſchof war's zufrieden. Da that der Schelm
Vom Leibe Schien' und Panzer mitſammt dem Helm,
Er kleidet ſich als Pilger in rauh Gewand
Und zieht zur Veſte friedlich im Sonnenbrand.

Blau war der weite Himmel, die Luft ſo heiß,
Er keucht die ſteilen Pfade, ihm floß der Schweiß,
Und ohne Athem ſank er am hohen Thor,
Wo er des Wächters Mitleid gar warm beſchwor.

„O Mann, mich bringt zum Falle des Durſtes Noth,
Gib einen Becher Weines, ſonſt bin ich todt!“ —
Da brachte ihm der Krieger, um was er bat.
O, wie er tiefe Züge im Weine that!

Und als erquickt er aufſtand, ſprach er: „Habt Dank!
Mir liegt in weiten Kellern auch ſolcher Trank!
Mein Gut iſt an der Moſel. Kehr' ich zurück,
So ſend' ich Euch an Fäſſern wohl ſieben Stück!“ —

Nicht lange währt's, da knarrten ſieben Wagen ſchwer
Zum Heiligkreuzer Schloſſe, und neben her
Da gingen ſieben Bauern. Herr Sikko war
Der erſte unter ihnen, er führt die Schaar.

„Das Thor geöffnet, Wächter! Des Weines Laſt
Entſendet Euch der Pilger, er war Eur Gaſt!“ —
Da kamen die Inſaſſen. Es klingt ein Schrein,
Ein Jauchzen und ein Toben: „Laßt ein den Wein!“ —

Die Bauern mit den Fäſſern ſie ziehn ins Schloß.
Wie hieben ſie ſo wacker auf Gaul und Roß!
Der Burghof war den Wagen beinah zu eng!
Der Ritter und die Knechte, das gab Gedräng!

Da zogen aus den Kitteln mit einem Mal
Die Bauern hell und blitzend den blanken Stahl,
Die ſieben Fäſſer borſten mit lautem Knall,
Geharniſcht ſprangen Männer keck in die Hall.

„Jetzt ſollt Ihr Euch ergeben!“ ruft Sikko laut,
Daß kaum der Veſte Räuber den Sinnen traut.
Doch er mit all den Knechten iſt waffenlos.
Da wurden ſie gebunden: O ſchlimmes Loos!

Und Sikko bringt ſie lachend zum Biſchofsſaal:
„Nun ſeid Ihr los den Räuber und Eure Qual!“ —
Der Biſchof ſprach: „Mein Kühner, zieh in dein Lehn!“
Es ward ſo fröhlich nimmer ein Schelm geſehn!

Johann von Böhmen.

Im Moſelland, da ſteht ein Stein,
Wohl deckt er einen Helden,
Von Herzen hoch, von Seele rein,
Von dem die Lieder melden.
Es weht mir durch den Geiſt ein Sang,
So groß und dunkeltönig:
Johann, dem Greiſe, gilt der Klang,
Dem blinden Böhmenkönig! —

Bei Creſſy ſtellt ſich heiß die Schlacht
Der Franken und der Briten,
Mit wildem Haß, mit ſtarker Macht
Sind ſie zu Feld geritten.
Dem Franken hilft der Böhmen Heer,
Das Herr Johann beſtellte;
Doch führt der Greis ſie ſelbſt nicht mehr,
Er ſitzet blind im Zelte.

Und wie nun raſt der Lärm vom Kampf,
Die Trommel mit dem Horne,
Der Führer Ruf, das Roßgeſtampf,
Da ſpringt er auf im Zorne:
„Ich kann, bin ich auch alt und blind,
Nicht thatenlos mich fühlen,
Das Feu'r, das durch die Adern rinnt,
Im Kampfe will ich's kühlen!

„Ich will die Waffen, Schild und Schwert,
Ich will zwei treue Knappen!
Ihr kettet mir mein edles Pferd
Inmitten Eurer Rappen!
Dann hin! — es jauchzt die Schlacht empor!
Horch! Waffen, Rufen, Schnaufen!
Euch führt das Aug', mich führt das Ohr
Hin in die dickſten Haufen!“ —

Und fertig ſtehn ſie vor dem Zelt,
Feſt Mann an Mann geſchloſſen;
Dann klingt der Sporn, es dröhnt das Feld
Von drei ſturmſchnellen Roſſen.
Die Knaben fliegen froh und wild
Zum erſten Heldenritte,
Der Greis, ein hehres blindes Bild,
Ragt hoch aus ihrer Mitte.

So ſtürzen ſie zum Kampf hinan,
Mit mächt'gen Schwertesſtreichen,
Und laſſen ihre Heldenbahn
Bedeckt mit blut'gen Leichen.
Dann ſinken ſie, des Todes Preis,
Die Tod geſäet haben,
Wie Winter weiß der Königsgreis,
Wie Lenz die beiden Knaben.

„Fahr wohl, Blauhimmel, Erdenpracht,
Ihr Brüder all hienieden!
Durch ſchönen Tod in freier Schlacht
Gehn wir zum ew'gen Frieden!“ —
Der Sieger Edward ritt heran,
Der Herr vom Britenreiche,
Und deckte weinend mit der Fahn
Des blinden Königs Leiche. —

Im Moſelland da ſteht ein Stein,
Wohl deckt er einen Helden,
Von Herzen hoch, von Seele rein,
Von dem die Lieder melden.
Es weht mir durch den Geiſt ein Sang,
So groß und dunkeltönig:
Johann dem Greiſe gilt der Klang,
Dem blinden Böhmenkönig!

Meluſine.

Voll Sonnenſchein iſt der Hochſommertag,
Und ruhig feiert Feld und Hag;
Graf Lützelburg zieht in den grünen Wald,
Wo träumend ſein lautes Hüfthorn ſchallt.
Es iſt ihm ſo zauberiſch wohl und weh,
Er denkt nicht der Jagd auf Hirſch und Reh,
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Er tritt aus den Büſchen an ſchattiger Stell,
Wild und Waldvögel umſpielen den Quell,
Es badet dabei ein füßſeliges Weib:
Schlank ſtolz iſt der Wuchs, untadlig der Leib,
Und lichthell das Haar wie Sonnengold,
Und der Blick ſo ſeltſam tief und hold,
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Die Thiere entfliehen mit ängſtigem Laut,
Das Weib verhüllt ſich wie eine Braut,
Es dient ihr zum Mantel das wallende Haar.
Das Herz pocht dem Grafen wunderbar:
Er ſtürmt zu der Maid im Erlengrund
Und ſchwöret ihr ewige Treu zur Stund,
Und flüſternd rauſchen die Brünnlein.

Mit schämiger Seligkeit lauscht sie dem Wort:
„Du willst mich zum Weibe — dir folg' ich sofort!
Dein bin ich für ewig! Ein freier Tag
Der Woche sei mein, wo ich beten mag;
Da schließ' ich mich still in die Kammer ein." —
Es jauchzet der Graf: „Du mein, ich dein!"
Und flüsternd rauschen die Brünnlein.

Er hebt sie rasch auf sein schneeweiß Roß,
Er führet sie heim in sein hochhell Schloß.
Sie feiern die Hochzeit im Ahnensaal
Bei Liedern und Klängen und Lichterstrahl.
Hell ist ihre Minne, ihr Glück ist viel,
Sie leben in Lust ohne Maß und Ziel,
Und flüsternd rauschen die Brünnlein.

Bald spielen die Kinder im lauten Kreis,
So hold ist ihr Antlitz, ihr Leib so weiß;
Doch sieh, an den Füßen ein seltsam Mal!
Bald geht eine Sage durch Berg und Thal:
„Die Gräfin muß eine Hexe sein!
Warum schließt Melusine sich ein?" —
Und flüsternd rauschen die Brünnlein.

Entsetzt vernimmt die Märe der Graf;
Ihm schmeckt nicht die Speise, ihm kommt nicht der Schlaf.
Er belauscht im Bad das verborgene Weib —
O Gott, was sieht er! So schön ist der Leib,
So wogend die Brust, die Arme so frisch,
Doch unten ist sie ein schuppiger Fisch!
Und flüsternd rauschen die Brünnlein.

„Du Meerfrau fort aus meinem Haus!“
So zürnt er, und stößt sie hart hinaus:
„Was hast du mich zu verlocken erfrecht!
Du hast geschändet mein edel Geschlecht!“ —
Sie ging, still weinend, im Herzen betrübt:
„Es hat dich doch Niemand wie ich geliebt!“ —
Und flüsternd rauschen die Brünnlein.

Sie ging, still weinend, und kam nicht zurück;
Im Schlosse verschwanden die Lust und das Glück.
Dem Grafen zerfraß der Gram das Herz,
Die Kinder klagten in lautem Schmerz —
Dann tönt es oft wie Harfenklang:
Das war ihr Geist, der vorüber sang! —
Und flüsternd rauschen die Brünnlein.

Der Graf ritt manchen Hochsommertag,
Wenn ruhig feierten Feld und Hag;
Er suchte sie dann im grünen Wald,
Wo träumend sein lautes Hüfthorn schallt;
Doch baden am Quell nur Vogel und Reh. —
Es läßt ihn nimmer sein tiefes Weh. —
Und flüsternd rauschen die Brünnlein.

Genovefa.

1.

Es blauet in den Lüften,
Es grünt in Berg und Thal,
An Höhen und in Klüften
Da webt der Maienſtrahl;
Die Schwalben kehren wieder,
Es kommt der Storch zurück,
Es ſchwellen tauſend Lieder
Von Lenz- und Liebesglück.

Wie ſteht zu Hohenſtimmern
Das Schloß in hellem Glanz!
Die weiten Gärten ſchimmern
Umher in grünem Kranz.
Die Brunnen rauſchend ſchäumen,
Steinbilder glänzen klar,
Und zwiſchen Beet und Bäumen
Wallt hin ein ſelig Paar.

Es iſt ihr Geiſt ſo trunken,
So ſüß geſchwellt die Bruſt,
Zumeiſt ſind ſie verſunken
In eigne Herzensluſt.
So leihen ſie die Sinne
Den Frühlingsſtimmen frei:
Zum Maien paßt die Minne,
Die Minne paßt zum Mai.

Mit Genovefen wallet
Graf Siegfried herrlich hin.
Wie Kuß und Flüſtern ſchallet!
Wohl blüht drin tiefer Sinn!
Sie ſehn ſo helle Tage
Vor ſich ein Leben lang,
Sie haben keine Frage
Für ferner Zeiten Gang.

Doch zu derſelben Stunde
Da jagt ein Knecht ins Schloß,
Und bitter klingt die Kunde,
Die ſeinem Mund entfloß:
„Die Kriegesfeuer lohen
In Spanien, heiß geſchürt,
Die Sarazenen drohen,
Die Abderahman führt!

„Graf Siegfried, zieh von dannen,
Dich rufet Karl Martell!
Auf, ſammle deine Mannen,
Die Roſſe ſattle ſchnell!
Beim Flug der hellen Fahnen
Laß blinken Schwert und Speer,
Und zieh auf raſchen Bahnen
Zu deines Lehnsherrn Heer!“ —

Wohl wandte da die Wonne
Sich um in jähe Pein,
Trüb ward die Frühlingsſonne,
Dumpf ward der Maienſchein.
Des Weibes Augen floſſen
Von Thränen hell und reich:
Die kaum das Glück genoſſen,
Steht plötzlich todtenbleich.

Und Siegfried ſah ihr Leiden.
Er nahm die weiße Hand:
„Mein Weib, die ſchlimmen Heiden
Drohn allem Chriſtenland!
Wohl gilt's, daß ihr Gelüſten
An unſrer Macht zerbricht:
Zu reiten und zu rüſten
Erheiſcht die Ritterpflicht!

„Du würdeſt klein mich achten,
Vermied' ich feig den Strauß;
Wir fechten in den Schlachten
Ja für das eigne Haus!
Wenn wir nicht heim ſie trieben,
Was würd' aus unſern Gaun,
Den Unſern, die wir lieben,
Den Gütern, die wir baun?

„O, weine nicht! Im Kriege
Iſt jetzt das Heil allein!
Getroſt, wir gehn zum Siege,
Gott wird uns gnädig ſein!
Wohl thut es weh, zu ſcheiden,
Doch iſt's für kurze Friſt:
Ich reite gen die Heiden
Als Ritter und als Chriſt!" —

Da rief er ſeinen Knechten —
Stolz war die ſtarke Schaar —
Sie trugen, was zum Fechten
Und Reiten nöthig war.
Hell blinkten die Geſchoſſe,
Scharf blitzte Schwert und Speer,
Es wieherten die Roſſe,
Den Boden ſtampfend, her.

Das beſte ſeiner Güter
Gab er alsdann in Hut:
„Herr Golo, ſei ihr Hüter,
Bewahr das Weib mir gut!
Du biſt von ſtarker Seele,
Du biſt von reinem Geiſt,
Auf, zeig, daß ſonder Fehle
Sich mein Vertraun erweiſt!“ —

Der ſchöne Jüngling lauſchet
Unfroh des Grafen Wort:
Wo laut die Schlachtluſt rauſchet,
Da wär' er gern am Ort.
Die helle Seele dränget
Sich friſch zum Heldenthum,
Ins öde Haus gezwänget,
Wächſt ihm nicht Kraft noch Ruhm.

Doch küßt zu vielen Malen
Siegfried das ſüße Weib,
In Jammer und in Qualen
Bebt ſie am ganzen Leib.
Sie ſieht von hoher Zinne
Ihm nach durch Berg und Thal,
Sie grüßt in holder Minne
Ihn noch viel tauſend Mal.

2.

Was zieht er an der Halde,
Was ſtreifet er im Forſt?
Der Hirſch hat Ruh im Walde,
Der Adler Ruh im Horſt.
Mag auch die Armbruſt funken
In ſeiner ſichern Hand,
Herr Golo traumverſunken
Irrt durch das grüne Land.

Er ſoll das Roß nicht lenken,
Wo kühn die Schlacht ertönt!
Das Schwert ſoll er nicht ſchwenken,
Wo Helm und Panzer dröhnt!
Er ſoll den Muth nicht kühlen,
Nicht prüfen ſeine Kraft!
Doch fühlt er tobend wühlen
Die junge Leidenſchaft.

Und in dem Seelenſtreite
Steigt ihm herauf ein Bild,
Und gibt ihm das Geleite,
Holdſelig, ſüß und mild. —
Will ihn die Hölle necken,
Verſtricken ihm den Sinn?
Es iſt — er ſieht's mit Schrecken —
Ach, die Gebieterin!

Daß er den Zauber fliehet,
Durchirrt er Hain und Au,
Doch unabwendbar ziehet
Ihm nach die hehre Frau.
Wohl scheuchet er die Bilder,
Entglüht dem heißen Blut,
Doch wilder, immer wilder
Durchrast sein Hirn die Glut.

Und wo die Weiden sprossen,
Wo leis das Bächlein rinnt,
Von Felsen eingeschlossen,
Liegt er erschöpft und sinnt.
Er träumt und singet Lieder,
Sie tönen unbewußt,
Im Echo klinget wieder
Die schmerzdurchtobte Lust.

Er wähnt in wald'ger Stille
Sich einsam, unbelauscht,
Er merkt nicht, daß Sibille
Durchs tiefe Dickicht rauscht.
Sie schaut mit gift'gen Blicken,
Sie horcht mit falschem Ohr:
Jetzt wird sie dich umstricken,
Du wahnsinntrunkner Thor!

Bedenk, daß in der Spalte
Des Steins die Schlange haust!
Doch als er sieht die Alte,
Packt's ihn wie eine Faust.
Sie spricht: „Du scheust die Amme,
Die an der Brust dich trug?
Das thut die brünst'ge Flamme,
Die übers Haupt dir schlug!

„Was haſt du nicht Vertrauen
In meine ſchlaue Liſt?
Es wiſſen doch die Frauen,
Wie es den Frauen iſt!
Es gehen Weiberſinne
Leicht auf in wirrer Glut,
Doch will die Frauenminne
Auch rechten Männermuth!“ —

Er ſchaut ſo brennend düſter,
Sein Herz iſt tief empört,
Doch ſchont ſie kein Geflüſter,
Sie redet ungeſtört.
Sie redet ſo verſchlagen
Und ſonder Scheu und Scham,
Daß raſch zu frechem Wagen
Die freche Gier ihm kam.

Dort an den ſtillen Weiden
Wuchs er verrucht heran,
Und als die Beiden ſcheiden,
Stand feſt der ſchnöde Plan.
Sie ſäten böſe Saaten
Auf üppig reichen Grund,
Zu unheilvollen Thaten
Beſchworen ſie den Bund.

Er ging mit ſtillen Träumen —
Sich ſelber ſchier ein Schreck —
Doch zu des Schloſſes Räumen
Da kehrt er frech und keck.
Die wilden Augen funkeln,
Die rothe Stirne brennt —
O, ſeht, wie er im Dunkeln
Zu ſeiner Herrin rennt!

Er wirft ſich vor ihr nieder,
Er faßt die weiße Hand,
Umſchlingt die ſchönen Glieder:
„O ſtille, Weib, den Brand!
Ich liebe!“ — Doch ſie wendet
Sich groß und ſtolz und kalt. —
Ein Fluch klingt nachgeſendet
Der fliehenden Geſtalt.

3.

Wie durch der Stube Stille
Die Zeit ſo lautlos rinnt!
Am Tiſche ſitzt Sibille,
Indeß ſie emſig ſpinnt;
Doch ihre böſen Blicke
Die ſchweifen hin und her,
Es ſpinnt ihr Geiſt Geſchicke,
Er ſpinnt ſie ſchlimm und ſchwer

Und durch die Thüre wandelt
Drago, der treue Knecht,
Der immer grad gehandelt
Auf Pfaden ſchlecht und recht;
Es gab kein braver Walten,
Wie ſeine Treu im Haus!
So war er recht der Alten,
Sie wählte ſchlau ihn aus.

Sie ſprach: „So wirft man Steine
Auf unſre hohe Frau;
Verleumdung trifft die Reine
In ihrem eignen Bau.
Sprichſt du nicht aus der Schule,
So künd' ich dir es an:
Es heißt, die Herrin buhle
Mit ihrem Kapellan!“ —

Wohl war es glüher Eifer,
Der in ſein Antlitz kam;
Er ruft: „Das thut der Geifer,
Der ohne Treu und Scham!
Sprich, wer beſchimpft die Hohe?
Ich geb' ihm ew'ge Ruh!“ —
Die Alte ſieht die Lohe
Und nickt ihm heuchelnd zu.

Sie meint: „Wohlan, enthülle
Die freche Gleißnerſchaar —
In ihrer Unſchuld Fülle
Steht dann die Herrin klar!
Schleich dich zu ihrer Stuben,
Sobald der Abend kommt, —
Hernach zeigſt du den Buben,
Was ſchnödem Läſtern frommt!“ —

Es iſt zu fein die Falle
Dem ſchlichten, biedern Mann,
Er glaubt die Worte alle,
Die ſie ſo klug erſann.
Daß er die Brut enttäuſche,
Ging er der Täuſchung nach, —
Wohl mied er das Geräuſche —
Und ſchlich in das Gemach.

In ihrer ſüßen Reine
Kommt Genovefa bald,
Im lichten Kerzenſcheine
Steht heilig die Geſtalt.
Sie ſchließt die Thüre leiſe,
Ein heller Frieden weht,
Fromm ſingt ſie eine Weiſe
Und ſpricht ein Nachtgebet.

Dann ſinkt das Kleid hernieder,
Sie löſcht die Kerze ſacht,
Schon ſtreckt ſie ſanft die Glieder
Zum keuſchen Schlaf der Nacht. —
Da, horch! ein wildes Pochen, —
Ein Lärmen ſchallt empor, —
Die Thüre wird erbrochen, —
Einſtürmt ein wüſter Chor.

Und Golo, an der Spitze,
Schreit auf: „Verruchtes Weib!
So kühlſt du hier die Hitze,
So fröhnſt du hier dem Leib!
Heraus mit dem Verräther,
Der ſeinen Herrn belügt!
Heraus den Miſſethäter,
Der Gott und Welt betrügt!“

Er riß aus dem Verſtecke
Den treuen Drago fort:
„Du frevler Hund, verrecke!“
Er hub das Schwert zum Mord —
Er ſtieß die ſcharfe Klinge
Ihm ſicher tief ins Herz.
Hei, rothes Blut, nun ſpringe! —
Raſch tödtete das Erz.

Und als die That geſchehen,
Da beben Alle ſtumm —
Furchtbare Aengſten gehen
Im wüſten Kreiſe um.
Golo iſt ſelbſt erſchrocken,
Doch weiter reißt's ihn fort:
Mit aufgelöſten Locken
Liegt Genovefa dort.

Leblos wie eine Todte
Hebt er ſie auf den Arm,
Vor ſeinem Graungebote
Iſt furchterſtarrt der Schwarm.
Am Himmel glutentfachet
Tobt Blitz und Wetterſturm —
Die Gräfin, ach, erwachet
Im tiefen, feuchten Thurm!

Bei ihr, die wie im Grabe
Sich fühlet, ſtarr und bleich,
Liegt auf der Streu ein Knabe:
Ach, das iſt Schmerzensreich! —
Im Thurm ans Licht ſich windend,
Sah doch das Kind kein Licht. —
O, wie ſich wiederfindend,
Die Mutter ihn umflicht!

Wie lächelt, herzt und koſet
Die Mutterliebe rein! —
Ha, ſieh! aufs Neue toſet
Golo verwirrt herein:
„Entflieh mit mir! Dann endet
Sich unſer trübes Loos!
Ich liebe dich!“ — Sie wendet
Sich kalt und ſtill und groß.

4.

Hell klingt die Siegeskunde,
Den Chriſten lacht das Glück,
Doch hält noch eine Wunde
Graf Siegfried fern zurück.
Da regt es ſich im Schloſſe,
Drauf dumpfes Schweigen lag.
Herr Golo hoch zu Roſſe
Zieht weit durch Wald und Hag.

Er ſuchet ſeinen Herren,
Er ſpornt den Renner wild,
Und Scham und Angſt verzerren
Sein ſonſt ſo ſchönes Bild.
Als er ihn aufgefunden,
Da webt er ſeinen Lug —
Das gab viel tiefre Wunden,
Als wie der Feind ſie ſchlug.

Die ſelbſtbetrognen Zeugen,
Sie ſagen ihren Spruch, —
Tief muß der Graf ſich beugen
Dem bittern Lebensfluch!
Er raſt in wildem Schreien,
Sein Schmerz iſt furchtbar groß:
Wie konnte Gott ihm leihen
So bitterböſes Loos!

Und Golo'n reicht zu richten
Er dann das ſcharfe Schwert:
„Du ſollſt das Weib vernichten,
Sie iſt nicht lebenswerth!
Ich will ſie nicht mehr ſehen,
Mit ihrer Baſtardbrut;
Was ſein muß, mag geſchehen!
Die Unthat fordert Blut!“ —

Bald reitet heim der Schlimme,
Ihn peinigt Lieb' und Haß;
Das Mitleid mit dem Grimme
Zerrt ihn ohn Unterlaß.
Zu weit auf ſeinem Pfade
Verlor der Freche ſich:
„O letzter Schein von Gnade
In meiner Seele, brich!“

Er holt aus feſten Ketten
Das unglückſel'ge Weib,
An feuchten, finſtern Stätten
Verging der ſüße Leib.
Ach, ohne Speiſ' und Schlummer
Mit ihrem armen Kind,
Da weinte ſie im Kummer
Sich faſt die Augen blind.

Er wählt zwei wüſte Schächer
Aus ſeinen Knechten aus:
„Wohlan, ſeid Ihr die Rächer
Dem edeln Grafenhaus!
Ihr wißt das Beil zu ſchwingen,
Trefft denn im Walde gut!
Und heim ſollt Ihr mir bringen
Die Zungen dieſer Brut!“

Er ſprach es laut, gewitternd,
Mit rauher Stimme Ton,
Doch in der Seele zitternd,
Er fühlte tief den Hohn.
Sein Innres gleicht den Wogen,
Gepeitſcht von wildem Wind,
Indeß die Knechte zogen
Zum Walde Weib und Kind.

Erſt ſchürten ſie mit Scherzen
Glüh auf die freche Wuth,
Doch ſank den rauhen Herzen
Im ſtillen Wald der Muth.
Es ging ein heimlich Rauſchen
Wie Beten durch das Grün,
Sie fingen an zu lauſchen
Und waren nicht mehr kühn.

Die Opfer folgten ſtille,
Sie gingen gern zum Tod —
Da brach der Schächer Wille
Sich an der Unſchuld Noth.
Aus reinen, treuen Blicken
Spricht hold lebendig Gott:
Vor ihm da muß erſticken
Der Frevler wüſter Spott. —

Tief in des Waldes Gründen
Fliehn ſie den dunkeln Ort,
So meiden ſie die Sünden,
Entgehn dem grauſen Mord.
Doch Genovefa ſtehet
Nun länger nicht erſtarrt,
Im grünen Wald umwehet
Sie Gottes Gegenwart.

Die Knechte wandern beide
Zur Heerde voller Graus,
Sie ſchneiden auf der Weide
Zwei Lämmerzungen aus.
Wo Golo ihrer harret,
Gehn ſie zum Schloßbereich —
Der Frevler ſteht erſtarret,
Faſt einem Todten gleich.

7.

Es ſitzt zu Hohenſimmern
Graf Siegfried ſtill im Saal,
Die Pracht in Hof und Zimmern
Dünkt ihm öd und fahl.
Golo umwebt ihn düſter,
Sein Jugendmuth zerbrach:
Unheimliches Geflüſter
Zieht vom Geſind ihm nach.

Unlängſt verſchied Sibille
An ſelbſt genommnem Gift.
O, wie das in der Stille
Das Herz des Grafen trifft!
Auftaucht des Weibes lichte
Holdſelige Geſtalt:
Sie fiel nicht dem Gerichte,
Sie fiel nur der Gewalt!

Und Nachts da flattern Bilder
Dem Reuigen durchs Hirn,
Sie kehren immer wilder,
Ihm pocht die heiße Stirn:
Stets ſieht die weiße Hinde
Er mit dem Wolf im Streit:
„O finſtrer Traum, entſchwinde,
Bleib meiner Ruhe weit!“ —

Und wieder ſchweißgebadet
Springt er vom Lager ſchnell,
Sein Horn durchs Fenſter ladet
Zum Waidwerk laut und hell;
Er will ſich Ruh erjagen
Durch Haide, Wald und Au —
Die Ruh, die ihm verſagen
Die Nächte, wüſt und grau.

Hali! die Rüden bellen,
Schrill tönt der Falken Ruf,
Aufſitzen die Geſellen,
Keck ſtampft der Roſſe Huf.
Hali! jetzt ſtürmen Alle
Fort durch das dunkle Thor,
Beim muntern Hüfthornſchalle
Geht es den Berg empor.

„Sieh, eine weiße Hinde!“
O Graf, das iſt dein Traum!
Er folget ihr geſchwinde
Fortſprengend durch den Raum.
Durch Wald und Felſenſchlüfte
Entflieht das Thier in Eil,
Doch Golo trifft die Hüfte
Mit ſeinem ſichern Pfeil.

Wohl wurden ſie vom Ritte
Schier athemlos und heiß,
Recht in des Dickichts Mitte
Führt ſie des Thieres Schweiß;
Sie brechen durchs Geäſte,
Gebell der Meute ſchallt —
Nie ſah hier ſolche Gäſte
Der uralt hohe Wald.

Doch in dem kühlen Grunde
Da hemmt ein Fels den Lauf,
Dran thut mit dunkelm Schlunde
Sich eine Höhle auf.
Dort ſtehen ſtill die Rüden,
Es wagt ſich keiner drein.
Mit Golo'n ohn' Ermüden
Steht bald der Graf am Stein.

Scharf ſchaut er durch die Pforte,
Es wird der Blick ihm klar:
Er ſieht am dunkeln Orte
Ein Bild, ſo wunderbar:
Mit ihrem ſchönen Kinde
Sitzt dort ein bleiches Weib,
Sie ſtillt das Blut der Hinde;
Wohl bebt das Thier am Leib.

Sie ſprach: „Der Fluch mag frommen
Dem Thäter, der dich traf!
Wärſt du dem Kind nicht kommen,
Es läg' im Todesſchlaf;
Haſt mir in trüben Stunden
Genährt den Schmerzensreich.
Ich mache dich geſunden
Durch Pflege zart und weich!“ —

Und immer ſel'ger füllet
Des Grafen Herz die Schau:
Von keinem Kleid umhüllet
Ragt ſchön der Glieder Bau,
Sie wob von goldnen Haaren
Den Mantel um den Leib, —
Im Geiſt, im plötzlich klaren,
Erkennt der Graf ſein Weib.

„O Genovefa!“ klinget
Weit in die Wildniß fort,
Vom Roß er jählings ſpringet,
Er kniet am Boden dort,
Er küſſet ihre Füße
Voll Wonne und voll Leid,
Er hüllt die Edle, Süße
Wohl in ſein dichtes Kleid.

Er herzt den ſchönen Knaben
Und drückt ihn an die Bruſt, —
Ach, die er wähnt begraben,
Blühn ihm in neuer Luſt!
Er rufet ſeinem Troſſe,
Die Jagd iſt eingeſtellt,
Sie reiten nach dem Schloſſe,
Neu blüht ihm da die Welt.

Ihm iſt in Weib und Kinde
Ein neues Glück gewährt,
Es folgt dem Zug die Hinde,
Die ſeinen Sohn genährt.
Die Wunder alle höret
Er aus dem Mund der Fraun,
Doch Golo's That empöret
Sein Herz zu Schreck und Graun.

Er ſpricht: „Wo iſt der Schlimme?
Er finde ſeinen Lohn!“ —
Doch hörend Gottes Stimme,
War er alsbald entflohn.
Dort, wo die Weiden ſproſſen,
Da fließt der Bach ſo roth:
Von Felſen eingeſchloſſen,
Gab er ſich ſelbſt den Tod.

Bald ſteht zu Hohenſimmern
Das Schloß in lichtem Glanz,
Die hohen Hallen ſchimmern,
Dort woget Feſt und Tanz.
Es wallt im reichen Saale
Frau Genovefa hehr,
Sie wallt mit dem Gemahle
Und Söhne froh daher.

Die Lilie zu Laach.

Heut gab's ein Feſt zu Laach in der Abtei,
Da ſangen lang im Gotteshaus die Frommen:
Dem jüngſten Bruder gaben ſie die Weih,
Der unlängſt erſt ins Kloſter war gekommen.
Doch Abends ſitzen ſie im hellen Saal,
Die Schüſſeln dampfen und die Gläſer blinken —
Da ruft der neue Mönch ins heitre Mahl:
„Jetzt laßt Eur letzt Geheimniß vor mir ſinken!“

Und düſter wird es, wo die Luſt geblüht,
Es faßt der Ernſt die Jungen und die Alten;
Dumpf ſpricht der Abt: „Zu früh biſt du bemüht;
Doch da du fragſt, will ich zurück nicht halten.
Nicht iſt die Mär für Feſte angethan:
Gott gab dem Kloſter reiche Wundergnaden,
Im Leben zeigt er jedem Bruder an,
Will er vor ſeinen Richterthron ihn laden.

„Wer ſterben muß, der weiß es vor dem Tod
Er findet, zieht er Morgens zur Vigilie,
Auf ſeinem Stuhl im Chor beim Morgenroth,
Ob Lenz, ob Winter herrſcht, die reinſte Lilie.
Die Blume iſt ein heilig hoch Symbol,
Wie ſie ſei deine Seele keuſch und helle!
Und blüht ſie dir, dann rüſte feſt und wohl!
Zieh edel, heilig zu der dunklen Schwelle!“ —

Dem jungen Mönche ſchauert bei der Mär,
Er fühlt es rieſeln kalt durch Mark und Glieder;
Die Brüder aber ſitzen ſtumm umher,
Die Freude kehrt dem Kreiſe heut nicht wieder!
Sie ſcheiden bald. Der Jüngling ſitzt verwirrt
In ſeiner Zelle noch beim Morgendämmern,
Ihn hat ein wacher wüſter Traum umſchwirrt —
Raſch fährt er auf: die Kirchenglocken hämmern.

Der Erſte iſt er dort im Tempelchor.
Er wankt zum Stuhl im alten Heiligthume —
Wild ſtarrt ſein Blick, das Haar ſträubt ſich empor —:
Auf ſeinem Platze liegt die weiße Blume! —
„Wie, ſterben ſoll ich in der Blüthenzeit!“
So ruft er laut. „Ich will und muß noch leben!“ —
Die Lilie ſchleudert er vom Orte weit —
„Nein, einem Andern ſoll den Tod ſie geben!“

Sie fällt — das iſt der Stuhl vom grau'ſten Greis,
Der faſt vor morſchem Alter brach zuſammen.
Der Jüngling harret zitternd, todtenweiß,
Doch durch die Seele zucken heiße Flammen.
Die Kirche füllt ſich. — Sieh, der alte Mann
Erblickt die Lilie furchtlos, fromm, beklommen,
Und ſpricht: „Dein ſel'ger Friede haucht mich an,
Sieh mich bereit, o Herr, du biſt willkommen!“ —

Und als verrauſcht Geſang und Orgelſpiel,
Da geht im Kloſter um die ernſte Kunde:
„In dreien Tagen iſt des Alten Ziel,
Dann fährt er hin zu der Gerechten Bunde!“
Zum Todtenamte rüſten ſie ſich ſchon,
Sie wählen ſchon des Leichenzuges Leiter,
Sie üben der Geſänge dumpfen Ton;
Doch bleibt der Greis ſo froh, ſo friſch, ſo heiter!

Der junge Bruder aber ſiecht dahin;
Wohl ſtemmt er ſich, doch muß er unterliegen:
Ein wildes Fieber trübet ihm den Sinn,
Sie hören ihn durch grauſe Träume fliegen.
Und draus verſtehen ſie die Schickung wohl. —
Bald eine Leiche liegt er in der Zelle. —
Die Blume iſt ein heilig hoch Symbol,
Wie ſie ſei deine Seele keuſch und helle!

Das Schloß im See.

Leis auf den Bergwald ſinkt die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht?
Die Flammen des Heerdes funkeln.
Großmütterchen erzählt ſo lang
In ſtiller, niederer Stube,
Die Mädchen lauſchen zitternd und bang,
Großäugig lauſcht der Bube.

Allmählich aber wird's ſtill und ſtumm,
Es ſchlafen die Jungen und Alten,
Der Knabe nur wälzt ſich um und um,
Er denkt an die Märchengeſtalten.
Und Mitternacht ſchlägt unheimlich die Uhr,
Da hebt er ſich brennend vom Kiſſen:
„Jetzt komm' ich der Wahrheit auf die Spur,
Ich will die Wahrheit wiſſen!“

Er ſchleicht vor das Haus, er ſchreitet zur Flut,
Er löſt den Kahn vom Seile,
Er rudert hinaus mit erhitztem Blut
Zu des Waſſers Mitte in Eile.
Fürwahr, jetzt klingt ihm entgegen ein Chor,
Das iſt fern ſüßes Singen:
Die Harfen und Flöten tönen hervor,
Und Becher und Waffen klingen.

Er beugt ſich über des Schiffleins Rand
Und ſtiert in die ſchaurigen Tiefen,
Draus klingt es, als ob aus anderem Land
Verworrene Stimmen riefen.
Bei Gott, dort ragt der kriſtallne Palaſt,
Hochgieblig ſind Thürme und Hallen,
Mit Muſchelgärten iſt er umfaßt,
Gebüſch' und Blum' ſind Korallen!

Der Park und der Hof ſind ſtill wie das Grab,
Doch brennt es von Lichtern im Saale,
Die Diener ſtürmen hinauf und hinab,
Es ſchwelgen die Wohner beim Mahle:
Dort ſchimmert's von Früchten, dort perlt es von Wein,
Dort klingt es von rauſchenden Liedern,
Dort wirbeln im Tanze die reizenden Reihn
Mit blühenden Augen und Gliedern.

Dem Knaben iſt irr beim bunten Gewirr,
Im Grunde raſet es wilder —
O, welch ein bacchantiſches, tolles Geſchwirr
Verwilderter üppiger Bilder!
Da ſieht er ein ſeliges Mädchengeſicht,
Sie winkt ihm mit lachendem Munde.
„Großmütterchen," ruft er, „du logeſt nicht!" —
Ein Sprung — und er ſinket zum Grunde. —

Es kam der Morgen ſo feucht von den Höhn,
Es ging durch den Wald ein Geflüſter,
Durchs Seeſchilf klang unheimlich Getön.
Der Fiſcher naht angſtvoll und düſter.
In der Mitte des Sees ſchwimmt leer der Kahn:
O, furchtbare Ahnung, entweiche!
Er zieht die geworfenen Netze an —
Drin hebt er des Kindes Leiche! —

Leis auf den Bergwald ſinket die Nacht,
Der See liegt tief im Dunkeln.
Wer nur in der Fiſcherhütte noch wacht? —
Es iſt eines Lichtleins Funkeln. —
Großmütterchen betet den Roſenkranz
In der ſtillen, niedern Stube,
Auf der Bahre liegt bei der Lampe Glanz
Der todte Fiſcherbube.

Die Zwergenamme.

Die Frühmeß iſt aus. Es ſchreitet mit rüſtigen Schritten
Frau Kläre nach heim durch des blühenden Thalgrunds Mitten.
Der Morgen iſt hell, volllaubig grünen die Hügel,
Die goldenen Saaten durchſtreifet des Oſtwinds Flügel.

Heut iſt es ein Jahr, da gab man ihr bräutlich Geleite,
Sie kam aus der Kirche, den traulichen Mann an der Seite;
Jetzt lacht ihr daheim rothwangig der Knab in der Wiege —
Sie denkt's und beflügelt den Schritt, als ob ſie hinfliege.

Gott dankt ſie im Gehn. Bald grüßt aus fruchtbaren Bäumen
Das Häuschen, ſo blank; die Gärten, die es umſäumen,
Erreicht ſie und tritt durch die Thür zur ſonnigen Stuben,
Sie reichet dem Gatten die Hand, ſie küſſet den Buben.

Der Mann geht zur Hochmeß. Sie holt aus dem Schranke die Schürze,
Sie zündet das Feuer — ſtets war die Arbeit ihr Würze —,
Sie füllet den Topf und ſinget — bald ſchlummert der Kleine —
Die Flamme nur kniſtert. — Wie iſt ſie ſo einſam alleine!

Sie nimmt das Gebetbuch und rücket ans Fenſter hinüber.
Im Sonnenſtrahl fliegen die Tauben ſchwärmend vorüber,
Die Schwalbe am Sims holt ſich zum Neſte die Flocken.
Und fern von den Dörfern da läuten ſonntäglich die Glocken.

So feierlich iſt der Tag auf die Erde getreten!
Hochamt hält die Welt! — Es läßt ſie im Buche nicht beten!
Doch plötzlich wird es ihr kraus und bunt vor den Sinnen,
Sie höret ein Riſcheln und Raſcheln, ein Rennen und Rinnen.

O, wie ſie erſchrickt! Das iſt das Völkchen der Zwerge,
Die knorrigen Knirpſe, die Geiſter und Meiſter der Berge,
Wie Knappen gekleidet! Sie ſchlüpfen durch Spalten und Ritzen,
Sie purzeln aus Wurzeln, die leuchtenden Aeugelein blitzen.

Sie ſchwirren und wirren ums Weib im irren Gewirre:
„Und folgſt du nicht eilig,“ ſo ruft es, „wir machen dich kirre!“ —
Aufjammert die Frau; ſie klettern und klimmen am Leibe,
Mit Schlingen umringen ſie rüſtig die Glieder dem Weibe.

Der ſchreiende Mund wird hurtig verpfropfet, verſtopfet.
Was hilft's, daß das Herze ihr klopfet, das Auge ihr tropfet?
Die winzigen Herren die zerren ſie ohne Erbarmen,
Durch Korn und durch Klee und durch Wald geht's raſch mit der Armen.

Sie wird in die Höhle geſchleppt und der Feſſeln entbunden:
Ach Gott, wie iſt ſie geſchunden, ſie blutet aus Wunden!
Und fern von dem Mann und dem Kinde! — Das ſchaffet erſt Jammer —.
Sie weinet, ſie ſchluchzt. — Man führt ſie zur blitzenden Kammer.

Dort ſitzet der Zwergenkönig im Trauergewande
An der Bahre des Weibs bei der Kerzen düſterem Brande —
Vergangene Nacht da ſtarb ihm die Frau in den Wochen —
Er klaget und ſeufzt, als wäre das Herz ihm gebrochen.

Voll Mitleid ſchaut Kläre; dann ſpricht er, zu ihr gewendet:
„Ich habe die Treuen hinaus nach der Amme geſendet;
Du ſollſt mir nähren die arme, verlaſſene Waiſe!
Man that dir Gewalt — ich lohn' dir in fürſtlicher Weiſe!“ —

Man bringt ihr den Knaben — er iſt wie Wurzel und Reiſer.
So knorrig und dürr; ſchon ſchrie er vor Hunger ſich heiſer.
Was ſoll ſie ſich weigern? An Flucht iſt nimmer zu denken;
Sie legt das Kind an die Bruſt und beginnt es zu ſchenken.

So ſaß ſie im Berg mit heißen, inbrünſtigen Thränen,
Nach Mann und nach Kind ging treulich ihr Sinnen und Sehnen;
Doch ob ſie in Seufzer zergangen, in Weinen zerfloſſen,
Sie mußte ſich fügen, ihr blieb der Ausweg verſchloſſen. —

Inzwiſchen laſſen die Zwerge Frau Klären nichts mangeln:
Nachts gingen im Forſte ſie jagen, im Fluſſe ſie angeln;
Sie brachten ihr Wildbrät und Fiſch und Früchte und Kuchen —
Nach feinerem Mahle da möchte vergeblich ſie ſuchen.

So gehen die Tage, die Wochen und Monde vergehen,
Das Zwerglein gedeiht, ſchon lernet es lachen und ſtehen
Und krähen und laufen. Die Freude kehret dem Stamme,
Sie kehret dem König; nicht länger bedarf er der Amme.

Das Jahr iſt verfloſſen. Frau Kläre erwachet am Morgen —
Ihr iſt es, ſie wäre im heimiſchen Hüttchen geborgen.
Sie reibet die Augen: ihr Mann liegt ſchnarchend im Bette,
Die Wiege des Knaben ſie ſtehet an traulicher Stätte.

Sie weckt den Geſpons, ſie umarmet den blühenden Jungen.
Wie ward ſie gekoſt, wie ward ſie geherzt und umſchlungen! —
„Wo warſt du, mein Weib? Was haſt du geſchreckt uns, o Kläre?“
Dem Staunenden gibt ſie die wunderlich ſeltſame Märe.

Sie ſehen ſich um — da ſtrotzet von Reichthum die Stube,
Schon ſpielt mit dem Gold und den Steinen der lachende Bube;
Sie ſammeln die Fülle und ſchließen ſie feſt in die Kaſten,
Dann wirken ſie fort und laſſen die Glieder nicht raſten.

Sie ſchaffen unmüde. Wohl haben ſie fleißige Hände,
Und Alles gelingt. Der Segen ſtrömet ohn' Ende:
Sie waren von Häuſern und Scheunen und Aeckern bald Meiſter,
Doch ſagt man: es halfen dem Paare ſtets winzige Geiſter!

Schwert und Pflug.

Einſt war ein Graf, ſo geht die Mär,
Der fühlte, daß er ſterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief dann der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne werth —
Da gab er ſeinen Segen:

„Mein ältſter Sohn, mein ſtärkſter Sproß,
Du ſollſt das Schwert behalten,
Die Berge mit dem ſtolzen Schloß,
Und aller Ehren walten! —

„Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir ſei der Pflug gegeben;
Im Thal, wo ſtille Hütten ſind,
Dort magſt du friedlich leben!“ —

So ſtarb der lebensmüde Greis,
Als er ſein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch ſprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schloſſe und dem Krieger?
Was ward denn aus dem ſtillen Thal,
Was aus dem ſchwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg iſt wüſt, das Schloß zerfiel,
Das Schwert iſt längſt zerhauen!

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenſchimmer,
Da wächſt und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Der Ritter von Altenahr.

Wo ſie am höchſten ragen,
Die Felſen an der Ahr,
Da ſtand in alten Tagen
Das Schloß von Altenahr,
Und ſeine Thürme ſchauten
Mit ihrer Kronen Rand
Gleich Helden, die ergrauten,
Ins hügelwilde Land.

Gleichwie von Neid geſchwollen,
Rauſcht unten tief der Fluß,
Und ſeine Waſſer rollen
Am jähen Felſenfuß,
Als wollt' er unternagen
Das Schloß und brechen ein;
Doch trotzt mit feſten Lagen
Das mächtige Geſtein.

Einſt hub ein ander Streiten
Sich dort von wildrer Art,
Da kam von allen Seiten
Viel Kriegsvolk, wohlgeſchaart,
Die Biſchöf' und die Fürſten
Voll argem Haß voran,
Den Mann voll Freiheitsdürſten,
Den Burgherrn, einzufahn.

Doch ragt der Fels, der wilde,
Und bietet guten Schutz,
Die Mauern ſind wie Schilde,
Sie ſtehn in ſtolzem Trutz.
Der Feind liegt Tage, Wochen,
Viel Monde, manches Jahr;
Der Muth iſt ſchier gebrochen,
Zerronnen faſt die Schaar.

Einſt ſprengt beim Morgenſtrahle
Der Graf auf hohem Roß,
Gewappnet ganz in Stahle,
Zum höchſten Wall vom Schloß.
Glüh blitzt ſein Blick von Grimme,
Wie blut'ger Abendſchein,
Die lang entwöhnte Stimme
Dröhnt laut ins Thal hinein:

„O Feind, der hier vom Schloſſe
Verderben oft gewann,
Sieh auf dem letzten Roſſe
Des Schloſſes letzten Mann.
Dem Weib, den Söhnen allen
Gab Krankheit herben Tod,
Es fielen die Vaſallen
In jäher Hungersnoth.

„Und ſind ſie nicht geſtorben
In ehrenvollem Streit,
Sie haben doch erworben
Der Freiheit Herrlichkeit.
Frei will auch ich nun ſcheiden,
Wie meiner Treuen Schaar;
Denn nie wird Knechtſchaft leiden,
Der ſtets ein Freier war!“ —

So hat der Greis gerufen
Und blickt zum Himmel auf,
Treibt auf den Felſenſtufen
Das Roß zu wildem Lauf,
Stürzt von der Höhe raſſelnd,
Rollt über das Geſtein
Bis in die Flut, die praſſelnd
Schlingt Roß und Reiter ein.

Wie das die Feinde ſchauen,
Erfaßt ſie Schreck und Graus,
Und aus des Todten Gauen
Ziehn ſie verſtummt nach Haus.
Das Schloß ſank auf den Höhen,
Schon längſt ein Raub der Zeit,
Und noch zwei Thürme ſtehen
Zum jähen Sturz bereit.

Doch lebt die alte Kunde
Noch ſtets im Volke fort,
Sie lehrt von Mund zu Munde,
Sie lehrt von Ort zu Ort:
Viel beſſer als Verderben
In ſchlimmer Sklaverei
Iſt Kämpfen, Leiden, Sterben
Als Männer, frank und frei.

Roland.

Sie ſahn ſich in blühender Jugendzeit,
In köſtlicher Maienſtunde,
Er war ein Knab, ſie war eine Maid,
Da kam ihnen ſelige Kunde,
Treu faßten ſie gegenſeitig ihr Bild,
Sie wurden ſich beide Hort und Schild,
Roland und Hildegunde.

Das war die Liebe, die ſie durchglüht,
Die jugendlich vollen Geſtalten;
In ihr begann ſich der Jungfrau Gemüth,
Des Jünglings Geiſt zu entfalten;
Sie wuchs mit Beiden wonniglich auf,
Durch der Monde Zug, durch der Jahre Lauf
Ward reicher ihr reiches Walten.

Und als er zum ſtarken Jüngling ſproß,
Da nahm er Waffen und Wehre,
Da ſchwang er das Schwert, da trieb er das Roß
In Karl's des Großen Heere;
Er wollte, eh er die Süße gefreit,
Hinreiten, ein Mann in Kampf und Streit,
Und werben um Ruhm und Ehre.

Sie ſah ihm nach vom hohen Thurm,
Dem ſie die Schärpe geſchlungen,
Es zog durch ihr Weſen ein wilder Sturm,
Süß bitter hat ſie gerungen.
Sie ſah ihn mit Stolz, ſie ſah ihn mit Pein:
Rückſchauend ritt er hinab den Rhein,
Bis dort, wo der Pfad ſich geſchwungen.

Wohl ſaß ſie oft am Erkerrand
Und harrte an langen Tagen;
Er kämpfte kühn im Sachſenland,
Hat mächtige Wunden geſchlagen,
Er ward im Streit in Wald und Feld
Der Franken größter, herrlichſter Held, —
Wie glüht ihr Blick bei den Sagen!

Doch einmal ſchlich düſtre Mär herum:
„Herr Roland hat ausgelitten,
Der Kämpfer vor allen Kämpfern iſt ſtumm,
Er ſtarb in des Sieges Mitten.“
Da ſchritt zum Kloſter Hildegund,
Sie nahm den Schleier zur ſelben Stund,
Ihr Haar ward abgeſchnitten.

Ums Eiland rauſcht der tiefe Fluß,
Da ſaß ſie in öder Zelle.
Gott und den Heil'gen gilt ihr Gruß,
Doch ſtrömt ihres Schmerzes Quelle,
Sie ſiechet hin bei Geſang und Gebet, —
Und als einſt ihr Blick in die Berge geht,
Ihr Blick wird furchtbar helle:

Hoch auf dem ſchroff entragenden Stein
Da ſitzt im Siedlergewande
Ihr Ritter, und ſchaut hinab nach dem Rhein
Und nach dem Inſellande.
Gleichwie ein Falke ſchaut er ſcharf. —
Die Nonne, die nicht mehr minnen darf,
Wie weinte ſie ihrer Bande!

Er ſaß den Tag, er ſaß die Nacht
Unmüde und unermattet,
Sie hat nicht mehr der Heil'gen gedacht,
Ihr Geiſt war dunkel umſchattet.
Es machte ſie krank der ſtäte Blick,
Sie fand im Tod ein glücklich Geſchick —
So ward die Jungfrau beſtattet.

Und als verklang der Todtengeſang,
Erhob ſich Roland zur Stunde:
„Jetzt noch einen kühnen Streitergang,
Eine tiefe Todeswunde!“
Und raſend that er die Wunder all,
Sein Horn verklang bei Roncesval —
Er ſtarb ſeiner Hildegunde!

Der bucklige Muſikant.

Da kommt der bucklige Muſikant
Den waldigen Steg herabgerannt,
Der ſich von den ſieben Bergen neigt;
Da drüben hat er zur Kirchweih gegeigt.
Der Vollmond ſteht in hellem Schein —
Ihm klingt es noch immer ins Ohr hinein,
Ihm iſt, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach ſchnelle, Geſelle! —

Es iſt in der tiefen Mitternacht,
Da aller Spuk im Gebirg erwacht;
Er fürchtet ſich vor geſpenſtiſchem Graus —
O, wär' er beim Weib im heimlichen Haus!
Er ſieht ſich nicht um, er eilet ſtumm.
Wie iſt doch der Weg verſchlungen und krumm!
Oft ſcheint ihm, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Lauf ſchnelle, Geſelle! —

Da kreuzet er einen Wieſenplan —
Er kennt ihn nicht — er verfehlte die Bahn —
Wie ſteigen die Nebel ſo duftig empor! —
O nein, das iſt der Elfen-Chor!
O Himmel, hier hilft kein Weiterfliehn!
Sie tanzen um ihn, ſie ſingen um ihn:
„Ei, ei! jetzt laſſe die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Spiel ſchnelle, Geſelle!“ —

Sie führen zu einem Block ihn empor.
So furchtſam nimmt er die Geige hervor!
Erſt flüſtert und flötet der Ton ſo ſacht,
Bald ſpringet und ſchwinget er ſich mit Macht,
Dann ſauſet und brauſet er kühn hervor,
Als ſpiele ein ganzer begeiſterter Chor.
Wildüppig läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Geig ſchnelle, Geſelle! —

Und vor ihm im dämmernden Mondenglanz
Da ſchlinget und ſchwinget ſich wirbelnd der Tanz;
Sie ſteigen und neigen ſich lind und leis,
Sie winden und binden den reizenden Kreis;
Nie ſah er ſo luſtige duftige Schaar,
Geſtalten entfalten ſich wunderbar.
Und rauſchender läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Streich ſchnelle, Geſelle!

Im höchſten Jubel da hält der Kreis.
Im Silbergewand, hellwallend und weiß,
Schwebt vor ihn die leuchtende Königin.
„Zum Dank zieh ſchlank und frank dahin!“
Und leiſe berührt ſie ihn mit dem Stab. —
Der Spuk verrauſcht, ſtill wird's wie im Grab.
Nun laſſe nicht fürder die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Halt ſchnelle, Geſelle! —

Und heller leuchtet der Mondenſchein.
Wohl packet er Fiedel und Bogen ein —
Bald hat er wieder den Pfad erreicht.
Wie ſchreitet er hoch und ſicher und leicht!
Nie zog er ſo luſtig bergab, bergauf,
Nie kam er nach Haus in friſcherem Lauf,
Ließ er zur Kirchweih die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Steh ſchnelle, Geſelle! —

Beim Morgenſtrahl da iſt er im Thal.
Er klopft an der Hütte: „Biſt du es, Gemahl?“
Ein Freudengeſchrei erhebet das Weib:
„Dein Höcker iſt fort und ſchmuck iſt dein Leib!“ —
„„Das that mir die Elfen-Königin!““ —
Sie aber umarmt ihn mit jubelndem Sinn:
„Nun laß die luſtigſten Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach ſchnelle, Geſelle!“

Die Jungfrau von der Löwenburg.

Hier von dem Thurme ſchaute ſie oft
Ins kuppen- und thälerwogende Land,
Hier hat ſie nach ihm geſehnt, gehofft,
Hier Blicke nach ihm entſandt.

Hier ſah ſie den blinkenden Ritter oft nahn,
Erbleichend in Furcht und erröthend in Luſt,
Und es wallte ihr Tuch, eine grüßende Fahn,
Und es wogte ſtürmiſch die Bruſt.

Hier zeigte ſie ſcheu ihm manch träumendes Thal
Und die Felſen und Burgen im Sonnenſchein,
Darüber der Ebene Städte zumal
Und den ſilberglänzenden Rhein.

Hier ſah ſie mit ihm in den Buchenwald
Und belauſchte im Neſte das Taubenpaar,
Und im Waldthal den Hirſch, das Reh an der Halb,
In der Luft den Falken, den Aar.

Hier bot er zuerſt ihr den bräutlichen Gruß,
Hier lag ſie ihm weinend im lieben Arm,
Kurz tönte die Rede, lang tönte der Kuß,
Bruſt ſchlug an Bruſt ſo warm.

Hier ließ ſie vom warmen Herzen ihn los,
Roth prangte ſein Kreuz auf dem weißen Gewand,
Sie hörte verklingen des Heeres Getos
Fern nach dem heiligen Land.

Hier hat ſie geſeſſen ſo manches Jahr,
Den Morgen, den Tag, den Abend, die Nacht,
Stillernſt gewartet immerdar,
Und nicht geweint, nicht gelacht.

Ihr dunkles Lied zog durchs dunkele Thal,
Um den glühenden Gipfel ihr glühend Gebet,
Und Grüße und Wünſche hatten nicht Zahl,
Die weit in die Lande geweht.

Die Ritter kehrten mit jubelndem Braus,
Manch Schiff flog ſegelnd den Rhein hinab. —
Ein fremder Sänger vor ihrem Haus
Sang ihres Helden Grab.

Da ſtarrte ſie ſtumm, da ſtarrte ſie bang,
Ihr löſt ſich das Haar, das Auge glüht roth.
So ſaß ſie Tage und Nächte lang,
Bis mild ſie holte der Tod.

Doch Nächtens oft klingt noch ein leiſer Sang
Durch die Berge und Thäler zum rauſchenden Rhein,
Dann ſitzt auf dem Thurm ſie erwartungsbang
Im dämmernden Mondenſchein.

Und ſie wäſcht ſich die trüben Augen klar
Und kämmt ſich die Locken, golden und lang,
Und flicht ſich den Brautkranz ins flatternde Haar
Und ſingt den dunkelen Sang.

Der Rieſe vom Drachenfels.

Da droben hauſt er in Höhl' und Geſtein,
Er iſt der ſtärkſte Kämpe am Rhein,
Der wildeſte iſt er der Wilden an Muth:
Es dränget nach Kampf, es dürſtet nach Blut
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Seine Reiſigen halten ſie an mit Geſchrei,
Sie holen die Fracht und die Männer heraus,
Die Jungfraun ſind begehrlicher Schmaus
Dem Rieſen Drago vom Felſen.

Und wieder harret am Ufer die Schaar,
Da ſchwebet ein Schifflein wunderbar,
Drin klinget der Lieder heilig Getön;
Es höhnt ſie der Heide von ſeinen Höhn,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Die Reiſigen ſtürmen hinein in die Flut,
Zu tödten die Männer, zu rauben das Gut;
Doch, horch! ein Wehruf auf ſich ringt!
Es ſieht, wie die Woge ſein Volk verſchlingt,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und selber rennt er den Felsen hinab
Und raset: „Nun findet Ihr all Eur Grab!
Nun bleichet bald im Wasser Eur Bein!“ —
Kühn watet hinein in den tiefen Rhein
Der Riese Drago vom Felsen.

Doch sieh, aus der Pilger singendem Chor
Da tritt eine hehre Jungfrau vor,
Sie hält dem Heiden ein Kreuz vors Gesicht,
Und rasch entschwindet das Augenlicht
Dem Riesen Drago vom Felsen.

Der Freche erliegt dem Zeichen in Gott,
Sein Muth ist ein Spiel, seine Kraft ist ein Spott,
Er findet in nassen Wellen den Tod —
Umsonst hat der Heide die Frommen bedroht,
Der Riese Drago vom Felsen.

Den Leichnam spielen die Wogen ans Land,
Sein Volk hat sich zum Kreuze bekannt;
Sie wurden Christen von Ort zu Ort. —
Die Pilger fuhren betend fort
Für den Riesen Drago vom Felsen.

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag! —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell,
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer sitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt ringsum:
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er ſagt's. — Da murmelt man durchs Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hieß ſo Niemand mehr!“

„Der Letzte dieſes Namens,“ tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verſchwand im Wald;
Man gab den Namen Keinem mehr fortan.“ —
Er hört das Wort — es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er iſt's, der drei Jahrhunderte verſchwand!

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar;
Er ſinkt dahin und iſt dem Tod geweiht,
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schaar:
„Gott iſt erhaben über Ort und Zeit.

„Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß, ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!“

Max Franz.

1. Kurfürſtliche Rechtspflege.

Herr Max Franz hält zu Bonn ſeinen Hof
Als kölner Kurfürſt und Erzbiſchof,
Führt Krummſtab und Scepter dem Volk zum Dank,
Und liebte auch Luſt und Witz und Schwank. —
Einſt, da er eben Grillen fing,
Sah er durchs Fenſter — das Fenſter ging
Grad in den breiten Schloßhof hinein —;
Dort erblickt er ein armes Bäuerlein.
Das Männchen im blauen Kittel ſtand
Gar traurig und weinte und rang die Hand.
„Da möcht' ich doch wiſſen, meiner Seele,
Was dieſem armen Teufel fehle!“ —
Er öffnet das Fenſter, ſo wie er ſprach,
Und winkte den Bauer in ſein Gemach.
Gar ängſtlich und zaghaft trat er heran.
Der Kurfürſt fragte: „Was fehlt dir, Mann?“
Und Jener nahm ſich bald ein Herz
Und klagte einfach mit bitterm Schmerz
Wohl über die Herrn auf der Kanzlei,
Und wie dort kein Recht zu holen ſei,
Wie ſie ihn ſchon ſeit Jahren und Tagen
Vertröſteten, ohne Beſcheid zu ſagen. —

Max Franz der forſchte nach dem Recht
Und ſprach: „Ja, langſam iſt das Geſchlecht,
Doch will ich ihnen Beine machen.
Sie ſollen dir ordnen deine Sachen!
Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
Und geh gleich zu den Herrn hinunter
Und frage ſie, wie das Urtel ſteh,
Und thun ſie aufs Neu dir mit Grobheit weh,
Dann rufſt du den Kanzliſten: Marſch!“
Und er ſprach vier Worte: . . . .
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geſchrieben,
Ich thu's nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. —
Ei, denkt der Bauer, was der Kurfürſt ſprach,
Das geb' ich den Herrn getroſt aufs Dach. —
Er geht und traut ſchon ſeinem Siege. —
Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. —
Blaukittel tritt in die Kanzlei.
Bald hört der Herrſcher drin ein Geſchrei:
„Den frechen Schurken, haltet ihn feſt!“ —
Doch der geſtochen ins Weſpenneſt,
Der Bauer ſtürmt athemlos heraus,
Ihm folgen im ungezügelten Braus
Die Dintenfäſſer und Aktenſtöße,
Ihm folgen mit verletzter Größe
Die Herren in Talar und Perrücken,
Sie wollen den Frevler reißen zu Stücken.
Doch wie ſie ſtürmen, poltern, fegen,
Da tritt der Herrſcher ihnen entgegen.
„Mein Gott,“ ſo ruft er, „welch ein Spektakel!“
Gibt's Sündflut, Erdbrand, Aufruhr, Mirakel?
Wohlan, Ihr Herren, gebt an den Grund!“ —
Da ſtarren ſie offen Naſen und Mund.

Der Zorn verrauchte, und Richter und Schreiber
Sie ſtehen da wie die alten Weiber.
Doch ernſter fährt ſie der Kurfürſt an:
„Ich will jetzt wiſſen, was Ihr gethan!“ —
Und ſtotternd erzählte Einer da,
Was ihnen für Schimpf vom Bauer geſchah:
„Der freche Bauer war gar zu barſch,
Er ſprach vier Worte: . . . .“
Der Spruch war's, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Goethe hat ihn geſchrieben! —
Da hat der Kurfürſt die Hände gerieben,
Und lächelnd ſprach er gleicher Weile:
„Ihr Herrn, hat das denn ſolche Eile?“ —
Er ſchaute herum gleich einem Luchſe,
Doch ringsum ſchwiegen die Federfuchſe.
Auch ſagt man, es ließen die Genarrten
Den Bauer nicht mehr auf ſein Urtel warten.

2. Der Bauer und die Kavaliere.

Max Franz, der Kurfürſt, macht einen Gang
Bei Poppelsdorf die Felder entlang.
Es folgen ihm im Sommerreviere
Die ſchön geputzten Kavaliere.
Es ſcherzet luſtig die bunte Schaar,
Der Abend iſt herrlich, der Himmel klar,
Warm geht die balſamvolle Luft,
Aus Korn und Klee ſteigt ſüßer Duft,
Die reifenden Saaten wogen wie Gold,
Und drüber ſinget die Lerche hold.
Da kommt des Weges ein Bauer gut
Im blauen Kittel, dreieckigen Hut,
Den hält der Kurfürſt freundlich an:
„Nun ſprich, wie iſt's mit dem Feld gethan?
Wie ſteht es mit der Früchte Segen?
Gehn wir gedeihlicher Aernte entgegen?“
Da zieht der Bauer ein ſauer Geſicht
Und meint: „Wie man's wünſchet, iſt es nicht,
Seht ſelber auf Roggen und Weizen hin,
Es ſtehen zu viel Kavaliere drin.“
„Kavaliere?“ ſo murmeln die Herren umher,
„Dem Dummkopf ſteht das Hirn wohl quer!
Das rechte Wort fällt ihm nicht ein!
Was haben wir mit der Aernte gemein?“
Doch lächelnd der luſtige Kurfürſt ſpricht:
„Mein Sohn, die Herren verſtehen dich nicht.

Willſt du nicht den Vergleich erklären?“
Da ſagt der Bauer: „Seht nur die Aehren,
Wie ſie allzu ſchlank und allzu grad
Die Häupter heben aus der Saat!
Sind ihrer zu viel, haben's hoch im Kopf
Und doch entſetzlich wenig im Schopf,
Drum nennt ſie im rheiniſchen Reviere
Der Landmann allwärts Kavaliere.“ —
Da loderte hell der Herren Zorn
Als brännt' ſie ein Feuer, als ſtäch' ſie ein Dorn.
Sie wollen dem unverſchämten Geſell
In Haar und Kittel, an Kragen und Fell.
Weh Bäuerlein, jetzt wirſt du geprügelt!
Doch hält ſie der Blick des Fürſten gezügelt.
Er ſpricht: „Seht, daß vom geringen Mann
Der Adel noch etwas lernen kann!
Auf ſorget dafür, es ſchadet nicht,
Wenn man Euch ein beſſres Urtheil ſpricht.
Sind Aehren und Häupter gut geladen,
Wird nie dem gemeinen Weſen ſchaden.“

3. Der Vikar von Wallportsheim.

Die Sommertage ſind drückend ſchwül.
Max Franz, der Kurfürſt, zog nach Brühl,
Um zwiſchen des Parkes dichten Bäumen
Die heiße Jahreszeit zu ſäumen.
Und wie er einſt im Laubgang war,
Tritt ihm entgegen der Vikar.
Da ruft der Fürſt: „Mein Gott, was iſt
Mit Euch geworden zu dieſer Friſt?
Wo blieb das friſchrothe Angeſicht?
Wo blieb der Augen muntres Licht,
Die leuchtende Naſe, der fette Mund,
Die ſtramme Wade, das Bäuchlein rund?
Ihr waret ja ſonſt ſo kuglig blank!
Sprecht doch, mein Liebſter, ſeid Ihr krank?“
Wie ward das Pfäfflein ſo verlegen!
Es kann die Augen kaum bewegen,
Die Worte bleiben im Munde ſtocken.
So ſtottert er: „Das thun die Glocken!
Es macht mich krank das brühler Geläute;
Drum lieber als morgen ſchickt mich heute
Auf meine alte kleine Stelle!
Dort läutet's ſo lieblich in der Kapelle.
Laßt mich dort halten mein Lebenlang
Den Meſſen- und den Veſpergeſang!“ —
„Ei,“ ruft der Fürſt: „ein ſeltſamer Fall!
Wo iſt denn ſo freundlich der Glockenſchall?“

Doch noch verworrener ſpricht der Vikar:
„Zu Wallportsheim iſt's an der Ahr!
Zwar bringt die Stelle wenig ein,
Die Leute ſind arm, das Gehalt iſt klein.“ —
„Jedoch“, ſo nimmt Max Franz das Wort,
„Es wächſt ein herrlicher Rother dort.
Den Wein, den könnt Ihr nicht entbehren,
Drum ſteht nach Wallportsheim Eur Begehren.
Heut aber verwechſelt Ihr Glocke und Spunt,
Es thut's nicht das Ohr, es thut's der Mund,
Der Euch gebracht in dieſe Noth!
Mein Freund, ich will nicht des Sünders Tod,
Nein, Ihr mögt leben und Euch bekehren.
Auch ſprach Sankt Paulus ja in Ehren:
Ihr ſollt um Eurer Schwäche willen
Den Durſt erquicklich mit Weine ſtillen!
Jetzt rüſtet Eure Siebenſachen,
Um Euch zu den alten Glocken zu machen!“
War Keiner ſo froh, als wie der Vikar,
Er ging nach Wallportsheim an die Ahr:
Friſch roth ward wieder ſein Angeſicht
Und munter hell der Augen Licht,
Die Naſe leuchtend, fett der Mund,
Die Wade ſtramm, das Bäuchlein rund.
Gefiel ihm das Glöcklein in der Kapelle,
Viel beſſer ſchmeckt ihm der Rothe zur Stelle.

Der Graf von Windeck.

Es ſprach der Graf von Windeck zu ſeiner blonden Maid:
„Dein Auge ſchwimmt in Thränen, dein Antlitz welkt das Leid,
Es ſchwillt dein Herz von Seufzern, verhält ſie auch der Mund:
Verhülle dich nicht länger, thu deinen Gram mir kund!“

Sie aber weint: „Du willſt es, dir ſei mein Leid geklagt! —
Dem Waldenfelſer Junker hab' ich mein Herz verſagt,
Doch du verboteſt ſtrenge ihm Halle und Gebiet.
O, beug' den Stolz, damit nicht ein großes Leid geſchieht!“

Der Alte tröſtet milde: „Brich du den ſtarren Muth!
Er iſt von niederm Stamme, in dir fließt Grafenblut!
Auch hab' ich andre Urſach, doch frage darum nicht:
Muß ich, o Tochter, ſchweigen, ſo will es Sitt' und Pflicht.“ —

Da ging in großem Jammer die Jungfrau aus dem Saal,
In ihrer ſtillen Kammer da ſchrie ſie auf in Qual —
Sie ſchlug die weißen Brüſte, ſie rauft' ihr Lockenhaar;
Der Tag ging längſt zur Rüſte, doch blieb ſie ruhebar.

Und als ſie gegen Morgen ſtimmlos und müde ſchweigt,
Iſt's ihr, als ob vom Garten ein Ruf durchs Fenſter ſteigt;
Sie kennt den Ton und zittert, ſie öffnet, ſchaut hinab:
O, wie der holde Anblick ihr neues Leben gab!

Ihr Buhle stehet unten im grauen Dämmerschein,
Er schaut so liebeselig ins Auge ihr hinein,
Er flüstert: „Strahlt mir endlich mein Glück und Licht und Lust!
Die Brüstung ist so niedrig, o flieg an meine Brust!“ —

Sie aber springt vom Fenster, er schlingt um sie den Arm.
Sie schauderte vor Kälte — wie ward sie plötzlich warm!
Sie lächelte durch Thränen, sie jubelt durch die Pein,
So glüht auf dunkeln Wettern des Regenbogens Schein.

Gott segn' Euch, junge Seelen! Wie drängt ihr Herz an Herz!
Wie löst in wirren Worten ihr Euren tiefen Schmerz! —
Und als er sie vernommen, ruft er, von Gram geschwellt:
„Wohlan, so laß uns fliehen weit in die weite Welt!

„Ist grausam, streng dein Vater, der Himmel ist uns gut!
Macht dich die Heimat zaghaft, das Leben gibt dir Muth!
Der Hochmuth und die Härte sie treiben dich hinaus —
Komm mit, die Liebe gründet sich allwärts fest ihr Haus!“

Er dränget und beschwöret, er zieht sie machtlos fort,
Durch Strauch und Beet sich windend verlassen sie den Ort,
Am Waldsaum steht gesattelt sein feurig Lieblingsroß,
Mit dem er oft die Weiten in jähem Ritt durchschoß.

Er hebt sie in den Bügel, er schwingt sich hinten auf:
Zwei Liebende sind Eines! Das hemmet nicht den Lauf.
Er greifet fest die Zügel, er gibt die Sporen scharf,
Ha, wie zu keckem Laufe der Renner da sich warf! —

Auf grünen Waldespfaden wie ist die Welt so schön!
Es ragen Stamm und Gipfel schlank in die blauen Höhn,
Tief unten dunkler Schatten, hoch oben Sonnenglut!
Das Haar vom Wind durchpfiffen — sie jagen hin mit Muth.

Vom Lager aufgeſchrecket ſtürmt dort der Hirſch vorbei,
Der Habicht hebt vom Neſte ſich auf mit ſchrillem Schrei,
Doch aus den tiefen Schlüften ſingt ſüß die Nachtigall! —
Was wegt ſich in den Lüften? — O, das iſt andrer Schall! —

Es brauſt, es klingt, es hallet! Nein, das iſt nicht der Fluß,
Der dort das Thal durchwallet in rauſchend vollem Guß!
Waldleute ſchwingen alſo die Art nicht an dem Stamm,
So fällt auch nicht die Eiche hoch an der Berge Kamm!

„Bei Gott, ſo dröhnen Hufe! Verrathen iſt die Flucht!“ —
Sie ſchaun ſich um — da ſtürmen die Reiter durch die Schlucht,
Voran der Graf von Windeck! Laut tönt der Folger Horn!
Das Roß des Waldenfelſers zuckt blutig unterm Sporn.

„Greif aus, greif aus, mein Rößlein!“ Umſonſt iſt's, daß er hetzt,
Die Wege ſind umſtellet, die Höhen ſind beſetzt,
Und ſeitwärts ragt der Felſen ſteil überm Waldſtrom auf,
Der ziſcht in düſtrer Tiefe in eingeengtem Lauf. —

Gefängniß vorn und hinten! O grauſenhafte Noth! —
Seitwärts in klaffender Tiefe der feuchte, ſichre Tod! —
Doch lieber freies Sterben, als Scheidung, Kette, Pein! —
Sie wählen die Erlöſung: „Friſch in den Tod hinein!“ —

Sie halten ſich feſter umſchlungen! O Bild, ſo friſch und jung!
Dann bäumt das Roß gewaltig ſich auf zu jähem Sprung! —
Was fliegt dort durch die Lüfte? — Iſt es ein Zauberbild? —
Was fegt dort tief zum Thale ſo grauſenhaft und wild? —

Was ſinkt dort in die Fluten? – Aufſchäumt und ſchreit der Strom —
Dann roll't er ruhig weiter. — O ſchreckliches Phantom! —
Graf Windeck ſieht's von oben. Wie da die Angſt ihm ſchwoll!
Dann ringt ſich ihm vom Herzen ein Ruf, entſetzenvoll:

„O, rettet ſie, o rettet! hinab, hinab zum Schlund!“ —
Er ſtürmet mit den Knechten auf ſteilem Pfad in den Grund,
Doch als er kaum betreten den grünen Raſenſtrand,
Da ſpült zwei blaſſe Leichen das Waſſer an das Land.

Umſchlungen wie im Leben ſo ruhen ſie im Tod,
Den ihnen Vaterſtrenge ſo hart und jäh gebot.
So blühn zwei weiße Roſen auf einem Stengel licht,
Die beide ſterben, wenn eine der kalte Sturm zerbricht.

O düſtre Schau im Lenze, der rings das Land durchklimmt,
Indeß in Grün und Blüthen endlos die Weite ſchwimmt,
Indeß das Lied des Sproſſers mit vollem Ton erſchallt!
Ach, zwiſchen duft'gen Blumen da liegen ſie ſo kalt!

Der Alte ſteht erſtarret, ſein Haar ſträubt ſich empor,
Der Blick ſtiert aus der Höhlung, wie wer den Geiſt verlor.
Dann wird er wieder milde, — die Thräne, ſalzig klar,
Löſt ſich aus ſeinen Augen. So ſtürzt er auf das Paar:

„Todt meine beiden Kinder! O Tochter und o Sohn!
Das iſt der Jugendſünde verdienter böſer Lohn!
Ihr durftet Euch nicht minnen, Blutſchande folgte nach!
Ihr ſüßen lieben Blumen, ich bin es, der Euch brach!“ —

Wohl weint und klagt er endlos, bis ihn der Tod umwebt,
Doch ſagt das Volk, daß Nächtens ſein Geiſt den Fels umſchwebt:
Im klaren Mondlicht wallt er, die Kinder ſuchend, dort —
Unheimlich glitzern die Fluten, der Wandrer flieht den Ort.

Die Johannisopfer.

Drei Todte fordert Sankt Johann gut,
So oft im Sommer ſein Feſttag lacht;
Er holt ſie am Grund, aus der Luft, in der Flut —
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer, habt Acht! —

So geht der Glauben im Volke umher,
So flüſtert er heute der Schloßfrau ins Ohr;
Die Herrin von Schoinrath ſinnet ſchwer,
Und plötzlich hebt ſie ſich angſtvoll empor:

„Heut' iſt Johanni, des Heil'gen, Tag!
Wo ſind die Kinder?“ — Ihr Ruf erſchallt.
Es ſpricht die Zoſe: „Sie ſpielen im Hag!“
Es ſpricht der Diener: „Sie lärmen im Wald!“

Was wird ihr Antlitz bleich und bang?
Drei Buben ſind es ja, friſch und geſund!
Sie lauſchen draußen dem Droſſelſang,
Sie pflücken die rothen Beeren am Grund!

So war es. Sie ſpielten ſich aus dem Haus;
Wohl freut ſie der tiefe, hochſtämmige Forſt.
Da, horch! ein Schrein! Der Falk ſtürmt heraus,
In der höchſten Eiche hat er den Horſt.

„Das iſt der Hühner und Tauben Schreck;
Ich klettre hin und hole das Neſt!“
So ruft der Aelteſte kühn und keck
Und ſchwingt ſich empor in das ſtarke Geäſt.

Die beiden Anderen ſchauen ihm nach;
Er ſchwankt in der Krone, ſchon greifet er zu —
Doch die Wölfin, die aus den Büſchen brach,
Sie faßt den jüngſten Knaben im Nu.

Und ſie reißt ihn mit; laut gellt ſein Geſchrei;
Der Aelteſte ſieht es vom Eichenbaum,
Ihm vergehen die Sinne, der Zweig bricht entzwei,
Er praſſelt tief in den Waldesraum.

Wie all das Unheil der Dritte geſehn,
Da ſtürmt er heimwärts, taub und blind:
Statt über die Brücke ins Schloß zu gehn,
Stürzt in den Graben das zitternde Kind.

Wohl wurden die Knaben rings geſucht,
Nach allen Seiten ſtob der Troß,
Aus dem Waſſer, dem Forſt, der wilden Schlucht
Da brachten ſie Abends drei Leichen ins Schloß.

Die Herrin von Schoinrath bebte und ſchrie,
Sie jammerte auf in unſäglicher Noth:
Ach, was ihr Glück und Freude lieh,
Das lag am ſchlimmen Tage todt!

Drei Todte fordert Sankt Johann gut,
So oft im Sommer ſein Feſttag lacht, —
Er holt ſie am Grund, aus der Luft, in der Flut.
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer, habt Acht!

Hermann Grin.

Wohl haſt du viel zu melden,
O Köln, aus alter Zeit:
An Künſtlern und an Helden
Warſt du voll Herrlichkeit;
Doch, was du auch von Sproſſen
Zum Ruhm dir mochteſt ziehn,
Hoch ragt aus den Genoſſen
Der Bürgermeiſter Grin.

Nicht geht's um ſeine Ahnen,
Nicht geht's um ſein Geſchlecht:
Er zog auf hellen Bahnen
Stets adlig, grad und recht.
Der feinſte Geiſt zum Rathen,
So rühmt man billig ihn.
Der kühnſte Held zu Thaten,
Das war der Hermann Grin!

Feſt traf er ſtets die Stolzen,
Demüth'gen ſtand er bei.
Hei, ſeiner Rede Bolzen
Die flogen ſcharf und frei!
Den Uebermuth der Pfaffen
Den bracht' er heut zum Fliehn,
Mit ſeines Geiſtes Waffen
That es der muth'ge Grin.

„Sie ſollen uns nicht ſchmälern
Das gute Bürgerthum!
Es ragt in tauſend Mälern
Des Freiſtaats alter Ruhm.
Selbſtherrſchaftlich zu walten
Hat uns das Reich verliehn —
Wir halten feſt am Alten!“ —
Laut jauchzen ſie dem Grin.

So kam der Rath zum Schluſſe. —
Er wandert heim vom Saal;
Mit Handſchlag und mit Kuſſe
Grüßt ihn das Volk zumal.
Wohl war es reine Wonne.
Was ihm vom Antlitz ſchien:
Recht üben ſtrahlt wie Sonne!
Das weiß der wackre Grin.

Doch kaum hat er zu Hauſe
Sich friedlich hingeſetzt,
Da klopft es an der Klauſe,
Wo ſich der Müde letzt.
Des Erzbiſchofes Gnaden
Im weißen Hermelin,
Er läßt zum Mahle laden
Den Bürgermeiſter Grin.

„Ich komme!“ lacht der Starke;
„Spielt Ihr auch falſches Spiel,
Ich leite meine Barke
Feſt nach dem feſten Ziel!
Ihr möget ſüß ihn locken,
Bedrohen mögt Ihr ihn,
Nie wird im Amte ſtocken
Vor Eurem Thun der Grin.“

Mit Wamms und mit Barette,
Zur Hand das scharfe Schwert,
Begibt er sich zur Stätte,
Wo man des Manns begehrt.
Sieh, wie am Thor die Pfaffen
Voll Hohn den Mund verziehn!
Daß sie nichts Uebles schaffen,
Sei auf der Hut, o Grin!

Sie mühn sich trotz der Tücke
Zu freundlich holdem Wort.
Und bauen bald die Brücke
Zu list'gem Frevel fort:
„Wir ließen einen Leuen
Im Hof des Zwingers ziehn.
Mögt Ihr das Thier nicht scheuen,
So schaut es an, o Grin!“ —

Er spricht: „Wohl laßt ihn sehen,
Ich liebe starke Schau!“ —
Die grimmen Priester gehen
Mit ihm zum innern Bau.
Rasch löst das Schloß der Finger,
Das fest gefugt erschien,
Sie stoßen in den Zwinger,
Sie schließen ein den Grin.

Da sieht er sich verlassen
An einsam ödem Ort:
Rings ragen Mauermassen,
Das ist ein Platz für Mord.
Die Pfaffen sieht er kommen
Hoch auf den Galerien:
„Laßt Euch die Schau jetzt frommen,“
So spotten sie. „Herr Grin!“ —

Doch ſpringt ſchon an die Katze
Mit Mähnen, gelb wie Gold,
Breitkrallig droht die Tatze,
Das glühnde Auge rollt,
Der ſcharfgezähnte Rachen
Brüllt grauſe Melodien;
Die Mönche droben lachen:
„Ein hübſches Lied, o Grin!“

Doch in der Rechten blinken
Sehn ſie das ſcharfe Schwert,
Sie ſehn, wie mit der Linken
Ins rothe Maul er fährt;
Er führt den Stoß zum Herzen:
Der Leu hat Blut geſpien.
„Jetzt mögt Ihr weiter ſcherzen!“
Ruft flammenglühend Grin.

Das Thier wälzt ſich im Krampfe,
Machtlos iſt ſeine Wuth,
Es brüllt im Todeskampfe,
Der Boden quillt von Blut.
Die Falſchen ſind entflohen,
Ihr Werk iſt nicht gediehn;
Doch hört ſchon ferne lohen
Den Aufſtand Meiſter Grin.

Am Zwinger dröhnt ein Pochen,
Das Volk ſucht ſeinen Mann,
Bald liegt das Thor zerbrochen,
Zerbrochen iſt ſein Bann.
Die Bürgermaſſen drängen,
Da wird gejauchzt, geſchrien:
„Die Pfaffen, ſchau, ſie hängen
Dort an der Pfort, o Grin!“

Und im Triumphe führen
Sie ihn zum Saale ſchnell,
Die Trommeln hört man rühren,
Die Pfeifen gellen hell,
Man ſieht die Becher leeren:
„Wohl ward dir Ruhm verliehn,
Du ſchmückſt uns all mit Ehren:
Hoch lebe Hermann Grin!“ —

Wohl haſt du viel zu melden,
O Köln, aus alter Zeit:
An Künſtlern und an Helden
Warſt du voll Herrlichkeit.
Doch was du auch an Sproſſen
Zum Ruhm dir mochteſt ziehn,
Hoch ragt aus den Genoſſen
Der Bürgermeiſter Grin!

Und ſeh' ich unſre Zeiten
Voll Jammer, Noth und Bann,
Dann denk' ich: Käm' zu ſtreiten
Herein ein ſolcher Mann!
Komm alle Herrſchſucht beugen
Wo tückiſch ſie erſchien;
Komm für die Freiheit zeugen,
Komm, neuer Meiſter Grin!

Wilhelm von Holland.

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn!
Ich ritt' in die Haiden roth, in die Wälder grün;
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einsam Geleit,
Und fände die Hütte und fände die rosige Maid!“ —

Leis sprach Herr Wilhelm von Holland das heimliche Wort,
Er zog nach Köln im eisigen Winter fort,
Es glänzten um ihn die Ritter, es lärmte der Troß;
Er ritt still träumend dazwischen auf prächtigem Roß.

Bald grüßte die heilige Stadt am brausenden Fluß,
Drin klingen die Glocken, dem Fürsten ein freundlicher Gruß;
Er zieht in die wogenden Straßen durchs dunkele Thor,
Laut jauchzet das Volk — kaum klingt es dem Träumer ins Ohr.

Und freudig empfängt ihn der warme, glänzende Saal,
Kronleuchter schimmern, gespiegelt viel tausend Mal,
Stolz rauscht die Musik durch des Raumes üppigen Glanz,
Und ringsum windet und bindet sich reizend der Tanz.

Es blühet und glühet der Mädchen holdselige Schaar,
Im Reigen umringt und umschlingt ihn manch liebliches Paar;
Sie kommen und gehen, sie lächeln im kosigen Spiel,
Sie singen der Lieder, sie bringen der Blumen ihm viel.

Die Ritter nahn in der Waffen blinkendem Strahl,
Sie heben kredenzend den ſchäumenden goldnen Pokal,
Sie preiſen und rühmen; doch ihm iſt Alles zur Laſt,
Es ſpricht erinnerungsſüchtig der fürſtliche Gaſt:

„O, wollte der Himmel nur blauen, die Erde nur blühn!
Ich ritt' in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gäbe dem blumigen Frühling ein einſam Geleit . . .“
Da ſpricht ihm ins Wort ein Greis: „Der Lenz iſt nicht weit!“

Albertus Magnus iſt es. Er faßt ihm die Hand,
Tief glühet ſein Blick, weiß wallet ihm Haar und Gewand,
Er will durch wechſelnder Bilder zaubriſche Luſt
Befreien des Fürſten gedankenverdüſterte Bruſt. —

So zieht er den Kreis, ſo ſpricht er ein flüſterndes Wort,
Er ſchlägt mit dem Stab —: da wandelt ſich plötzlich der Ort;
Ein Blühen hebt an, der Frühling feiert ſein Feſt,
Hoch blauet der Himmel, warm treibet die Wolken der Weſt.

Aus zackigen Bergen ergießt ſich der Ströme Lauf,
Die Brunnen rauſchen aus Felſen kühlig herauf,
Bunt grünen Wälder und Wieſen und Fluren umher:
Es lieget das Land ein jubelndes Frühlingsmeer.

Dazwiſchen erhebt ſich der Städte bethürmte Pracht,
Mit Bannern halten die Burgen auf Felſen Wacht,
Die fliegenden Reiter blinken im Sonnenſtrahl,
Die Heerdenglocken ertönen im duftigen Thal.

Still zieht durch den klingenden Frühling der fürſtliche Held,
Ihn grüßt in den Lüften der Vogel, die Blume im Feld;
Er zieht nach der Haide und ſchwindet im Waldesraum. —
Da fliehet das Bild und des Lenzes goldener Traum.

Und wieder umrauſcht ihn im Saal die glänzende Pracht,
Er hat nicht der Schaar, nicht des mächtigen Zauberers Acht,
Denn Tänze, Muſik und Menſchen ſind ihm zur Laſt:
Er bleibt traumſelig und ſpricht, der fürſtliche Gaſt:

„Wohl mochte der Himmel blauen, die Erde blühn,
Ich ritt in die Haiden roth, in die Wälder grün,
Ich gab dem blumigen Frühling ein einſam Geleit —
Doch fehlte die Hütte, es fehlte die roſige Maid!“

Die Geiſtermeſſe.

Vom Thurme ſchlägt die Mitternacht,
Der Abt von Gereon erwacht,
Er glaubt, es töne ſchon Geläut,
Und Frühmeß will er leſen heut.

Ihm iſt's im Haupt wie Traum und Wahn,
Doch raſch zieht das Gewand er an
Und eilet durch den Kloſtergang —
Wie ſtill iſt's noch das Haus entlang!

Ihn kümmert's nicht. Dumpf dröhnt ſein Tritt,
Zur Kirche lenkt er ſchnell den Schritt:
Die Wölbung glänzt vom Kerzenſchein —
Voll Froſt und Schwindel tritt er ein.

Es iſt, als ob die Orgel klingt,
Als ob die Schaar der Beter ſingt —
Die Weihrauchwolke ſteigt empor.
Ihm bringt es wirr in Aug' und Ohr.

Den Betern ſieht er ins Geſicht,
Die Bleichen rings erkennt er nicht,
Die Andern kennt er — doch der Tod
Entband ſie längſt von Luſt und Noth.

Kalt rieſelnd blickt er auf zum Chor:
Wer hebt die Hoſtie dort empor?
Es iſt im ſchwarzen Trauertalar,
Der vor ihm Abt im Kloſter war! —

Dann ſieht er grauſend, furchtdurchbebt,
Daß ſich ein Katafalk erhebt.
Er forſchet ängſtlich, wen er barg:
Da liegt ſein Ebenbild im Sarg!

„Gott helfe!“ Furchtbar dröhnt ſein Schrei,
Und das Geſicht iſt raſch vorbei.
Die Kirch' iſt dunkel, fort der Kreis,
Das Trauergerüſt, der Prieſtergreis.

Und Kälte ſchüttelt ihm das Mark —
Kaum iſt er heimzugehen ſtark.
Und er empfängt beim Morgenſtrahl
Den Beicht'ger mit dem Abendmahl.

Und fürder ſtand er nicht mehr auf;
Er weiß: es ſchließt ſein Lebenslauf.
Es hat beim dritten Abendlicht
Der Tod erfüllet ſein Geſicht.

Die ſieben kölniſchen Funken.

Jetzt ſingen wir einen neuen Sang!
Auf, ſtimmt dazu den Becherklang
Und friſch dann ausgetrunken!
Wir ſingen von Köln der heiligen Stadt
Und ihren ſieben Funken!

Des Krieges Kunde ſcholl am Rhein,
Da ſchwur der Hauptmann Stein und Bein:
Er woll' ein Löwe fechten.
Er nahm den Säbel, doch ſtatt links,
Da band er ihn zur Rechten.

Und als er aus der Thüre trat,
Da rief er ſeinem Wachtſoldat:
„Komm mit, es geht ans Würgen!“
Doch ſchnarcht es aus dem Schilderhaus,
Betrunken war der Jürgen.

Sporenſtreichs lief er zur Funkenwacht
Und rief: „Heraus, heraus zur Schlacht!“
Er ſieht den Peter winken:
„Seid ſtill, die Truppen all ſind fort,
Sie gingen Kaffee trinken!“

Und grade ſchlendert Hans zurück,
Der Hauptmann ſchreit: „Das iſt dein Glück,
Sonſt würd' ich's Zeug dir flicken!"
Die Nadeln in der Hand ſpricht Hans:
„Ich bin am Strümpfeſtricken."

Dem Fritz, der kommt, wird ungenirt
Gewehr und Ranzen viſitirt,
Doch in der Pulvertaſche
Liegt Kartenſpiel und Würfelluſt
Zuſammt der Branntweinflaſche.

Er ſtürzt zum Franz am Brückenkopf,
Dem ſummt ein Käfer um den Zopf,
Er denkt: „'s iſt Blei dahinter!"
Und purzelt hin: „Ich hab genug!
Gott ſchütz' mir Frau und Kinder!"

Nun geht's zum Kaspar auf den Wall,
Dem naht der Feind mit Flintenknall,
Das war ihm nie geſchehen.
Und kreiſchend ruft er: „Seht Ihr nicht,
Daß hier noch Leute ſtehen."

Der Hauptmann denkt: „Hier iſt's nicht gut!"
Und flieht und ſtolpert über Knut
Und ſeine langen Pfoten;
Da dreht ſich der Soldat und ruft:
„Ich ſpiele ſchon den Todten."

Und als im Dreck der Hauptmann lag,
Da fühlt er, daß ihm was zerbrach:
Iſt es die Ripp? o Schrecken!
O nein, 's iſt, was als Schwert er trug,
Seiner Jungen Peitſchenſtecken.

Doch rief er traurig: „Gram und Pein,
Zerbrochen iſt mir Arm und Bein
Grad vor der Ruhmesſtätte!
Bringt, Leute, mich zu Weib und Kind,
O, bringet mich zu Bette!“

Hört an, das iſt der neue Sang!
Auf, ſtimmt dazu den Becherklang
Und friſch dann ausgetrunken!
Wir ſingen von Köln der heiligen Stadt
Und ihren ſieben Funken!

Ein Grab in Köln.

Du ſiehſt des Kloſters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein:
In dieſer Mauern düſterm Raum lacht frühlingsgrün das Grab allein,
Es koſt ſo warm die Sonne drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Roſen Schein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wunderſame Brüderpaar,
Das in derſelben Schmerzenſtund' die Mutter ſchmerzenfroh gebar.
Die Kinder ſogen Eine Bruſt, Ein Prieſter tauft' ſie am Altar,
Und Eine Liebe pflegte ſie, — ſie wuchſen ſtark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug', darin des Lebens friſcher Strahl,
Verſpielten ſie die Jugendzeit im Sonnenſchein durch Berg und Thal.
An Antlitz gleich und an Geſtalt und gleich an Herz und Sinn zumal,
So wärmte Jeder ſich mit Luſt an goldner Bruderliebe Strahl.

Da rief der Krieg. Die Trommel scholl, die Banner wallten stolz hinaus,
Fürs Vaterland begeistert ließ das Jünglingspaar sein Ahnenhaus.
Sie sattelten die Hengste schnell und flogen zu der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen sie und sangen kühn dem Heer voraus.

So ritten sie voll wildem Muth des Tags vereint von Schlacht zu Schlacht,
In Einem Bett verträumten sie denselben Traum im Schlaf der Nacht;
In Lust und Leid hat Jeder nur des Andern Lust und Leid bewacht;
Sie zogen treu verschlungen heim, als nach dem Sieg der Friede lacht.

Wenn Einer liebt, wenn Einer haßt, muß Jener dann dasselbe nicht? —
Sie schauten Eine Jungfrau Beid', in beiden Herzen ward es Licht;
Sie liebten Beide tief und warm, und übten Beide Bruderpflicht,
Sie gönnten Beide sich das Glück und thaten Beide still Verzicht.

Die Liebste soll des Andern sein! — Und heimlich zogen Beide fort,
In heil'gem Eifer eilten sie zugleich an einen heil'gen Ort,
Und fanden Beide wieder sich in eines Klosters Ruheport;
Sie sagten ab der frohen Welt, gelobten Beid' ihr Priesterwort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einſt für ihrer Freiheit Pfand:
Zur Meſſe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch das Land.
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauſchte manches Goldgewand,
Und Gottes ſegnend Heiligthum erglänzte in der Brüder Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte fort in Luſt,
Es wärmte Jeder ſich als Greis noch an des Bruders glühnder Bruſt.
Sie ſtarben an demſelben Tag, und Keiner litt des Freunds Verluſt:
Die Leiber faſſet Eine Gruft, die Geiſter Eine Himmelsluſt. —

Die Sonne ſinkt. Wie ſpielet hier ſo lind und leis die Abendluft!
Wie glüht des Weſtens Abſchiedskuß! Wie hellen Gruß der Vogel ruft!
Es ſtehn, verſchlungen Zweig' und Laub, zwei Roſenſträuche auf der Gruft:
Sie einen hold die Blüthenglut, ſie einen hold den Blüthenduft.

Chlodwig.

Heut geht's um die Herrſchaft an Neckar und Rhein:
Die letzte Schlacht wird geſchlagen!
Es ziehen ſo düſter die Schaaren herein,
So drohend die Waffen ragen.
Bei Zülpich durchraſen ſie rings das Gefild.
Da kämpfen ſo blutig und muthig und wild
Die Franken und Alemannen.

Vom Hügel ſchaut Chlodwig, der fürſtliche Held,
Hinab in das brauſende Toben:
Die Feinde überfluten das Feld,
Den Muth durch die Maſſe gehoben.
Wohl ſtark, doch zu klein iſt ſein Frankenheer,
Es hält ſich feſt, doch hält es ſich ſchwer
Vor zahlloſen Kämpferhorden.

Da ſpornt er ſein Roß, daß es knirſchet und ſchnaubt,
Da flieget er zwiſchen die Streiter,
Da nimmt er den Helm vom lockigen Haupt,
Der kühne, mächtige Streiter,
Da hebt er zum Schwur empor die Fauſt
Und ruft, daß es Feinden und Freunden grauſt:
„Nun höre mich, Gott der Chriſten!

„Du blaſſer Gott voll Angſt und Schmerz.
Der am Kreuze den Tod erworben,
Du Gott, dem gehört meines Weibes Herz,
Weil du für die Menſchheit geſtorben!
Und haſt du die Kraft und haſt du die Macht,
Und hilfſt du mir als Gott der Schlacht,
So laſſ' ich mich heut noch taufen!“

Er ſchweigt, doch am Himmel wird es klar,
Die Sonne durchbricht die Wolke,
Und über dem Könige ſchwebet ein Aar —
Das Herz wächſt dem Frankenvolke;
Und Chlodwig trägt das Banner vor,
Ihm folgt ein ſiegesmuthiger Chor
In blanken Eiſenreihen.

Und mächtig wirbelt der Staub empor,
Hell tönen die Waffen der Krieger,
Dann gellt ein jauchzender Schrei ins Ohr:
Wer geht hervor als Sieger?
Die Alemannen ergreifen die Flucht
Vor der Schwerter Schärfe, der Speere Wucht. —
Im Schlachtfeld jubeln die Franken. —

Herr Chlodwig ſteht mit ſtrahlendem Haupt:
„Laßt fliehn die geſchlagenen Haufen!“ —
In Gottes Namen, an den er glaubt,
Läßt ernſt der Held ſich taufen;
Sein Volk läßt taufen ſich zugleich.
Da dehnte ſich aus der Chriſten Reich
Weit über die deutſchen Stämme.

Die Krieger hoben mit Sang und Klang
Den König hoch zu Schilde,
Und trugen ihn herrlich im Siegergang
Von Zülpichs grünem Gefilde.
Er herrſchte am Neckar- und Rheinesſtrand
Nun, wie daheim im fränkiſchen Land, —
Er herrſchte im Glauben des Kreuzes.

Der Vogt von Bergheim.

Der Himmel hält heuer ein ſtreng Gericht:
Im Land iſt Mißwachs, die Frucht erfror,
Das Korn ging aus, das Brod gebricht,
Die Armuth ſchreiet gewaltig empor;
Doch der harte Vogt von Bergheim ſpricht:
„Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“

Und ſtolz durchwandert er Hof und Haus:
Auf dem Speicher liegt des Weizens Wucht,
Die Heerde brüllt aus den Ställen heraus.
Er denkt: „Das iſt der Sparſamkeit Frucht!
Mir fehlt es nimmer an gutem Schmaus:
Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“

Er ſtellt ſich vor des Gehöftes Thor,
Da kommen die Armen bleich wie der Tod,
Ein Bitten und Jammern ſchallt empor:
„O, ſtillt uns den Hunger, o, ſpendet uns Brod!“ —
Die Klagen treffen ein taubes Ohr:
„Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“ —

„Geſindel,“ ruft er, „was wart Ihr ſo faul,
Als Gottes Segen befruchtet das Land!
Ihr ſperret immer auf das Maul,
Doch nimmer ſchafft die träge Hand!
Ein Thor nur füttert den lahmen Gaul!
Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“ —

Doch drängender ſchreit die hohläugige Schaar,
Schon ballt ſich krampfhaft manche Fauſt,
Manch Auge ſtarrt, es ſträubt ſich manch Haar,
Daß ob den Zeichen dem Vogte grauſt;
Doch heuchelt er ſelbſt noch in der Gefahr:
„Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“ —

Er ſchreit: „Jetzt hab' ich kein Brod im Schrank,
Kein Korn iſt auf dem Söller zur Friſt,
Und lüg' ich, ſo komme das Vieh zum Dank,
Daß es in Scheune und Speicher frißt!
Nun machet mir fürder nicht Streit und Zank —
Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“ —

Da tritt ein bleiches Weib aus dem Kreis,
Sie trägt ein ſterbendes Kind auf dem Arm,
Sie ruft: „So erfülle ſich dein Geheiß!
Uns räche der Himmel, daß Gott erbarm!
Du Frevler, der nur zu ſagen weiß:
Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“

Sie ſprach ſo herzzerreißend den Fluch
Und ſinket leblos hin mit dem Kind;
Die Bettlerſchaar ſchweigt bei dem wilden Spruch,
Der Armuth mitleidige Thräne rinnt.
Nicht mahnt mehr der Vogt, der weiß wie ein Tuch:
„Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“

Er flieht in das Haus und ſchließet das Thor,
Da kommt ihm ein grauſig wildes Bild:
Von Söller und Scheune grunzt es im Chor,
Er ſieht die Säue, dort wühlen ſie wild,
Aus Augen und Maul höhnt es flammend hervor:
„Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“

Ihn faßte der Wahnsinn, fort treibt es ihn dumpf,
Er kehret nicht heim; man suchet ihn lang —:
Da schwimmt sein Hut auf dem tiefen Sumpf,
Das Antlitz der Leiche ist krampfig bang. —
In der Liebe seid nicht hart und stumpf:
„Spart in der Zeit, und Ihr habt in der Noth!“

Die Siebenſchläfer.

Drei Siebenſchläfer waren einmal,
Die ſchliefen ſieben Jahr,
Sieben lange Jahre ſchnarchten ſie ſchwer,
Drum hießen ſie Siebenſchläfer umher,
Ob drei ihre Zahl auch war.

Und als die ſieben Jahre herum,
Iſt plötzlich Einer erwacht;
Er rieb ſich die Augen ſchlaferfüllt,
Er rief: „Es hat ein Ochs gebrüllt!“
Und ſchnarchte wieder mit Macht.

Sieben andre Jahre gingen vorbei,
Da fuhr der Zweite empor;
Er gähnte ſtark und ſagte dazu:
„Ei was, es hat gebrüllt die Kuh!“
Und legte ſich wieder aufs Ohr.

Sieben andre Jahre zogen ins Land,
Da reckt ſich der dritte Wicht;
Er ruft und fährt ſich durchs ſtruppige Haar:
„Was Ochs und Kuh! Warum nicht gar!
Stört einem die Ruh doch nicht!“ —

Die Siebenſchläfer waren das
Die ſtritten um Ochs und Kuh;
Und ſind ſie noch nicht aufgewacht,
So liegen in des Schlummers Nacht
Die Schläfer noch immer zu.

Johann von Werth.

1.

Johann von Werth der war ein Held
Von echtem Schrot und Korne,
Voran in Wald und Haid' und Feld,
Mit ſeinen Reitern vorne.

Im deutſchen und im Frankenland
Da kannte man den Krieger,
Und wo er ritt und wo er ſtand,
Da rühmte man ihn als Sieger.

Einſt kam er heim nach langer Bahn
Zum heimatlichen Rheine,
Da grüßt die Burg von Schlenderhan
Im rothen Abendſcheine.

Eh er noch ſchlug die Schlachten all,
Iſt er dort Knecht geweſen,
Er führte dort als Bub im Stall
Den Striegel und den Beſen.

Die Kuhmagd freite er dort, die Gret,
In blöden dummen Jahren,
Und als ſie ihm den Rücken gedreht,
Iſt er ins Weite gefahren.

Die Werber warben das junge Blut,
Sie warben ihn dem Reiche,
Mit Koller und Wamms und Federhut
That er bald kühne Streiche.

Als ſchlichter Reiter fing er an
Zu winnen und zu wagen,
Jetzt hat er als ſtolzer Feldhauptmann
Gar manche Schlacht geſchlagen.

Wie er's bedenkt im ſtillen Sinn,
Da ſieht er ein Weib im Acker,
Unter hoher Bürde ſchreitet ſie hin,
Sie trägt das Kraut gar wacker.

Er ſchaut ſie an, ſie ſchaut ihn an:
Sie wollte er einſt zur Frauen.
Er rufet: „Gret!“ ſie rufet: „Jan!“
Wie ſie ſich verwundert erſchauen.

Er ruft: „Hei, Gret, wer es hätt' gethan!“
Er ruft es mit heiterm Scherzen.
Sie ſpricht: „O, wer es gewußt hätt', Jan!“
Und ſeufzet aus ſchwerem Herzen.

Und weiter ritt er auf hohem Roß
Mit ſeinem Reiterſchwalle,
Er ritt zum Freiherrn in das Schloß,
Die Magd ſchlich ſich zum Stalle.

Und hätte ſie einſt erhört ſein Wort,
Wohl wär' er ruhmlos geſtorben,
Indeß er für ewige Zeiten fort
Sich ewigen Ruhm erworben.

2.

Bei Dachau ſtanden im Baierland
Die Franzen und die Schweden;
Sie verheerten es rings mit Mord und Brand
In rothen blutigen Fehden.

Sprach Wrangel: „Das Handwerk hab ich ſatt,
Das ich dreißig Jahr jetzt kenne;
Wie wär's, wir jagten an grüner Statt,
Herr Feldmarſchall Türenne?“

Türenne ſprach: „Statt im Quartier
Auf fauler Haut zu liegen,
Da möcht ich auch lieber das Forſtrevier
In luſtiger Jagd durchfliegen.“

Doch meint Herr Douglas, der General:
„In Feindes Land, Ihr Degen,
Da hält man lieber Fuß beim Mal,
Als wie des Waidwerks zu pflegen.“

Doch Wrangel ruft: „Bedenklichkeit
Die ſchlagt Euch aus den Sinnen!
Ich wähle den Ort, ich wähle die Zeit,
Vorſichtig iſt mein Beginnen!“

Und zwiſchen München und Dachau lag
Ein Geheg mit ſtattlichen Hirſchen,
Da ritten ſie hin am andern Tag,
Zu ſtreifen und zu pirſchen.

Es war ein Wald hochſtämmig und weit,
Umſchloſſen von tiefem Sumpfe,
Dort wollten ſie tief in der Einſamkeit
Sich ſammeln Jägertriumphe.

Herr Wrangel hatte den Platz umſtellt
Mit Reitern und Lanzenknechten,
Vorpoſten lauerten weit im Feld,
Die im Nothfall Kunde brächten.

Und alſo ging es los im Forſt,
Waldhörner klangen munter,
Und wo ein Rudel den Buſch durchborſt,
Da knallten ſie luſtig drunter.

So kamen ſie recht in die Hitze hinein
In fröhlichem Blaſen und Schaffen,
Da ſchien es plötzlich, als ging durch den Hain
Der ſauſende Lärm der Waffen.

Die Jagdluſt ſchwieg, ſie horchten leis,
Es ſammelte ſich der Haufen,
Und athemlos kam in ihren Kreis
Ein blutender Mann gelaufen.

Er rief: „O Himmel! der Teufel iſt los,
Johann von Werth iſt gekommen,
Er hat uns geſchlagen, die Noth iſt groß,
Die Flucht kann hier nur frommen!“

So war es. Der wilde General
Erſchlich der Jagdluſt Kunden,
Und hatte mit ſeinen Schwadronen zumal
Gar heimlich den Weg gefunden.

Und unter den Feinden ſtand er bald
Wie aus der Erde geſproſſen,
Er fährt ein Blitzſtrahl durch den Wald,
Die Gegner ſind jäh umſchloſſen.

Das war ein Gewirr, das war ein Gewühl,
Rings ſcholl es von raſſelnden Streichen,
Da wurde manch heißes Leben kühl,
Rings lag der Wald voll Leichen.

Und immer näher ſcholl es dem Ort,
Wo die feindlichen Führer ſtanden:
„O gütiger Gott, wer hilft uns fort?
Wer rettet aus Tod und Schanden?“

Da hinten die Gegner, da vorn der Moraſt,
Schon brauſen heran die Reiter,
Es befeuert ſie ohne Ruh und Raſt
Jan Werth der kühne Leiter.

Verfluchte Jagd, verfluchter Platz!
Doch ſeht, Ihr könnt Euch befreien:
Den Sumpf durchſtürmt in kühnem Satz
Ein Hirſch mit erhobnen Geweihen.

Hei, wo das Thier die Flut durchſetzt,
Da kommt man auch durch mit Roſſen!
Wie ward da durch das Schilf gehetzt!
Wie ward der Moor durchſchoſſen.

Hoch ſpritzte auf der ſchwarze Koth,
Sie ſchwammen im Dreck an die Ohren,
Und als ſie entflohen der großen Noth,
Da ſehen ſie aus wie die Mohren.

Graf Wrangel ließ den Degen im Stich,
Den Hut verlor Türenne.
Herr Douglas ſprach: „Gott ſtrafe mich,
Wenn ich nochmals auf Hirſche brenne.“

So kamen die Herrn durch ein Wunder davon,
Sie wußten von Glück zu ſagen,
Doch mancher Franzen- und Schwedenſohn
Lag tief im Wald erſchlagen.

Gefangen waren viel edle Herrn,
Jagdzeug und Fahnen ſind Beute.
Jan Werth ſprach: „Ei, das hätt' ich gern,
Ging's alle Tage wie heute.“

3.

Der Augenblick iſt's vor dem Ueberfall!
Sie trommeln und blaſen und reiten!
Der Feind iſt mächtiger überall!
Was thut's? Jetzt geht es ans Streiten!

Da ſpringt der kühne Johann von Werth
Mit kühnem Sprung vom Pferde,
Das braune Antlitz zum Himmel gekehrt,
So kniet er barhaupt zur Erde.

Und er ruft: „Gott, oberſter General,
Biſt du nicht mit Hülf uns gewärtig,
Hilf auch nicht dem Feind, bleib heute neutral,
Dann werden wir mit ihm fertig!“

Und: „Vorwärts!“ donnert er in das Feld.
Jetzt heißt es nicht ſcheuen und ſchonen,
Es ſtürmen, zuhaupt der bewährte Held,
Die raſſelnden Reiterſchwadronen.

Von ſtampfenden Hufen die Erde bebt,
Und luſtig die Hörner ſchmettern,
Die Fähnlein fliegen. Alſo erhebt
Der Sturm ſich in brauſenden Wettern.

Jetzt theilen ſie ſich. Hei, wie das bricht
Dem Feind in Rücken und Flanken!
Sie rennen die Schwerter ihm ins Geſicht,
Die Franzen und Schweden wanken.

Ein kurzes Gewühl, ein entſcheidend Gefecht,
Aufſchreien die feindlichen Krieger.
Rings Flucht und Tod! So war's ihm recht:
Johann von Werth iſt der Sieger!

Und als er dem Kaiſer die Fahnen gebracht,
Erbeutet im Schlachtenglücke,
Da prieſen die Höflinge all mit Macht
Seine wilden Reiterſtücke.

Den Roſenkranz nahm der Kaiſer mild,
Ein Kreuzlein hing an der Kette,
Er ſprach, hinweiſend aufs Chriſtusbild:
„Wenn der es gethan nicht hätte!“

Doch Johann von Werth ſchlug klirrend ans Schwert
Und rief ihm lachend entgegen:
„Den Teufel auch, den Sieg hat beſchert,
Majeſtät, dieſer gute Degen!“

Der Zauberring.

„Steh auf, o Kaiſer Karl, ſteh auf
Und laß uns nicht verderben!
Dein Reich, errungen im Siegerlauf,
Es bricht ſonſt eitel in Scherben!
In Spanien ſchürt der Maure den Brand,
Am Elbſtrom rüſten die Sachſen,
Die Ungarn ſtürmen im Donauland!
O, nimm das geprüfte Schwert zur Hand,
Sonſt hältſt du nicht länger den Feinden Stand,
Sie werden dich überwachſen!“

So tönt es aus dem Frankenreich,
So mahnen die Paladine,
Doch Karl, der Kaiſer, ſitzt ſtumm und bleich,
Mit trübumwölkter Miene.
Die Kunden verrauſchen in ſeinem Ohr,
Sein Geiſt geht andre Pfade:
Es ſank ſeines Lebens liebſter Flor,
Weil er ſein herrliches Weib verlor,
Das Weib, das er vor allen erkor:
Die ſüße holde Faſtrade.

Am Schreine, der die Leiche barg,
Da ſitzt er Nächte und Tage,
Und um den dunkeln, ſchwarzen Sarg
Erhebt er unnennbare Klage.
Es iſt, als lächelten ihm noch hold
Entgegen die todten Züge.
Einſt ſpielte die Hand im Lockengold;
Als die Lippe geblüht, als das Auge gerollt,
Da bettelt' er dort um minnigen Sold —
Er hat nicht des Schauens Genüge!

Vergebens formt ſich der Leichenzug,
Vergebens ſingen die Knaben,
Vergebens wallt ſchwarz der Fahnen Flug,
Das todte Weib zu begraben —:
Er ſcheuchet ſie dort mit trotzigem Wort
Die Prieſter im Kirchengewande,
Die Krieger und Weiber tobet er fort:
Er aber verharret treu am Ort,
Er bleibet bei ſeinem todten Hort:
Was kümmern ihn Scepter und Lande!

Die Tage vergehn, die Wochen verwehn,
Schier ging ein Mond ſich neigen —
Man ſieht am Sarg den Kaiſer ſtehn,
Stets düſterer wird ſein Schweigen.
Und ſeltſam! Der Leiche Angeſicht,
Der Leiche marmorne Glieder,
Sie welken nicht, ſie verweſen nicht!
Oft ſchwillt der Mund, als ob er ſpricht,
Oft glänzt der Blick wie von Lebenslicht,
Als kehrte der Geiſt ihr wieder.

Da ſpricht der Erzbiſchof Turpin:
„Hier muß ein Zauber walten!
So lang mag, kam die Seele zum Fliehn,
Der Leichnam ſich nicht halten!“ —
Und ſtille tritt der Weiſe zum Schrein;
„Laßt forſchen uns nach dem Grunde!
Der Leib iſt blank, der Leib iſt rein!“ —
Da ſchaut er zwiſchen die Lippen hinein:
Ein Zauberring von rothgoldenem Schein
Blinkt aus der Todten Munde!

Den funkelnden Reif nimmt hurtig er fort,
Drauf glühen Runenzeichen;
Zur Todesſtunde barg ſie ihn dort —
Jetzt muß der Zauber weichen.
Dem Kaiſer fällt's von den Augen wie Nacht,
Wie Wahn fällt's ihm von den Sinnen:
„O Gott, wie hab' ich die Zeiten verbracht!
Es war mir, als klänge fern die Schlacht,
Als fehlte mir traumgefeſſelt die Macht,
Den kecken Kampf zu beginnen!

„Wie hat mir den Geiſt die Todte bethört!
Ich liebte ſie treu ergeben,
Doch gebt dem Grab, was dem Grab gehört,
Ich trete wieder ins Leben!
Es treibt mich zu dir und deiner Geſtalt,
Turpin, vor den Männern allen!“ —
So lockt ihn zum Biſchof des Zaubers Gewalt:
Der fliehet und machet am See erſt Halt,
Und in die Fluten kühl und kalt
Läßt er das Ringelein fallen.

Der Kaiſer folgt ihm wie ein Aar,
Da fangen den Blick ihm die Wogen,
Draus kommt es ſo ſeltſam wunderbar
Ihm über das Herz gezogen.
Karl und Turpin ſind in die Schau
Tiefſelig und innig verſunken:
„Wohlan, wir gründen am See einen Bau,
Und drüber ſoll in der grünen Au
Ein Dom ſich heben ins Himmelsblau!“
So redet er ahnungstrunken.

Wo Aachen liegt, da war es, im Thal,
Bald wuchs der Münſter im Grunde,
Bald ragte die Pfalz in den Morgenſtrahl,
Bald hob ſich die Stadt in der Runde.
Noch oft ritt Karl in die Schlachten hinaus,
Das mächtige Reich zu mehren,
Doch ruht er zu Aachen am liebſten aus
Von Herrſcherpflicht und Kampfgebraus:
Hier wahrte er Thron und Kron im Haus,
Den deutſchen Landen zu Ehren.

Hildegard.

Der Kaiſer Karl ritt wieder aus
Zum Heerzug in die Gauen,
Und als er ſchied von Hof und Haus,
Da grüßt er ſeine Frauen,
Er küßt die ſchöne Hildegard;
Der Abſchied war ihm ſchwer und hart
Von ſo viel Lieb' und Treue.

Er ſpricht: „Du biſt mein Krondemant,
Du biſt mir Gut der Güter!
Dich ſchützt mein Bruder, Herr Taland,
Treu hält die Hut der Hüter;
Er ſteht dir bei mit Muth und Schwert:
Was mir am meiſten lieb und werth,
Geb' ich in feſte Hände!“ —

Fortreitend ſah er oft ſich um,
Das Weib zerfloß in Jammern;
Rings in dem Hofe ward es ſtumm,
Stumm in des Schloſſes Kammern.
Doch der ihr Hüter ſollte ſein,
Der Böſewicht, tritt glühend ein,
Taland kommt als Verſucher!

Von ſünd'ger Lieb' iſt er entglüht
Für ſie, die er ſoll ehren,
Es pocht ſein Herz, ſein Auge ſprüht,
Sie weiß ihm kaum zu wehren;
Vergebens bleibt ſie ſtarr und kalt,
Er drohet frech ihr mit Gewalt,
Da ſie verſchmäht ſein Werben.

Klug ſinnt ſie, was zu thuen iſt,
Zu hemmen ſeine Lüſte;
Dann ſpricht zum Schlimmen ſie voll Liſt:
„Wohlauf, die Kammer rüſte!
Doch ſei ſie duftig, reich und rein,
Dann will ich dir zu Willen ſein!“ —
Hei, wie ſein Antlitz brennet!

Koſtbar baut er das Brautgemach,
Es glänzt von Seid' und Sammet,
Auf Marmorſäulen ruht das Dach,
Die Wand iſt golddurchflammet.
Drei Thore geben feſten Schluß!
So ladet er zum heißen Kuß
Hinein die ſüße Fraue.

Leis ſprach ſie: „Zeige mir den Pfad,
Ich folge deinen Schritten!“
Er aber that, was ſie erbat,
Und ging mit eil'gen Tritten;
Schon ſchlüpft er durch das letzte Thor —
Doch ging er nicht mehr draus hervor:
Schwer fielen nach die Flügel.

Es ſchloß ihn ein die kluge Frau,
Den wilden Ungefügen.
Dann rief ſie in den eiteln Bau:
„Dem Sünd'gen darf man lügen!
Jetzt ſitze mir am ſichern Ort
Und büße deine Falſchheit dort,
Bis Karl, mein Gatte, kehret!“ —

Und endlich ſcholl die Kunde her:
„Der Kaiſer kommt nach Hauſe!“ —
Da bat und klagte Taland ſehr
In ſeiner feſten Klauſe:
„Vergib mir, hohe Kaiſerin!“ —
Mitleiden löſte ihr den Sinn,
Sie gab ihn frei der Bande.

Der Falſche aber ritt ins Feld,
Den Bruder zu empfangen.
Da fragte ernſt ihn Karl, der Held:
„Wie blaß ſind deine Wangen?
Wie glanzlos ſtarret dir der Blick?
Sag an, traf dich ein herb Geſchick?
Hielt Krankheit dich umfangen?“ —

Der freche Heuchler aber ſpricht:
„Ich litt um deine Sache!
O, traue deinem Weibe nicht,
Da hilft nicht Hut noch Wache:
Sie trieb nur Sünd' und Buhlerei,
Und daß ich nicht im Amte ſei,
Warf ſie mich in den Kerker!“ —

Im Zorne fuhr der Kaiſer auf,
Er rief in lautem Grimme:
„Zur Hofburg eilt in raſchem Lauf,
Ihr Knechte, faßt die Schlimme!
Noch heut ſei ihres Lebens Schluß,
Und wo am tiefſten iſt der Fluß,
Sollt ihr das Weib ertränken!“ —

Sie hielten einen ſcharfen Ritt
Durch Wälder und durch Auen,
Sie riſſen aus dem Schloſſe mit
Die Zierde aller Frauen.
Still folgt ſie ihnen wie ein Lamm,
Sie iſt in Schönheit wunderſam
Holdſelig anzuſchauen.

Vor ihren treuen Augen ſchwand
Der Muth der kecken Reiter,
Der Worte ſüße Milde band
Die Wildheit der Begleiter,
Und wie die Schaar zu Sinne kam,
Da ſchmolz die Kühnheit bald in Scham:
„Wer ſchlägt wehrloſe Weiber!“

Sie fühlten ſelbſt ein tiefes Weh, —
Im Wald ließ ſie der Haufen.
Dann ſchoſſen ſie ein ſchnelles Reh,
Das durch den Tann gelaufen;
Sie ſtachen ihm die Augen aus,
Die Augen brachten ſie nach Haus
Als ihres Mordes Zeichen. —

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Doch lange zog das schöne Weib
Durch Forst und Haid' und Hecken,
Von Hunger litt der holde Leib,
Der Geist von Angst und Schrecken.
Wie weh auch Kält' und Hitze thut,
Doch weher thut der Frevelmuth,
Am wehsten falsche Kläger! —

Ein Jahr verging im Strom der Zeit,
Da kehrte sie nach Aachen;
Sie war vermummt im grauen Kleid,
All ihre Rosen brachen.
Zum Dom trieb oft sie frommer Sinn,
Sonst wohnte, ach! die Kaiserin
Einsam in enger Kammer.

Wie sonst, so hat sie jetzt geübt
Die Heilkunst, gottergeben,
Und Manchem, welcher tiefgetrübt,
Heilung und Trost gegeben;
Aus duft'gem Kraut, aus hartem Stein
Zog sie wohlthunde Arzenein,
Die Reich' und Armen halfen.

Weit ging ihr Ruhm durch alles Land,
Zu ihr zog's wie zum Hafen;
Doch einstmals stand vor ihr Taland:
Gott wog ihm harte Strafen,
Dem Aussatz ward sein Leib zum Raub,
Sein Aug' war blind, sein Ohr war taub —
Er kam ein schreckhaft Bildniß.

Da ſprach zu ihm die fromme Frau:
„Du biſt voll ſchlimmer Sünden!
Zum Prieſter geh, um ihm genau
All deine Schuld zu künden,
Und wenn dir Gott der Herr verzeiht,
Dann will ich retten dich vom Leid,
Ich heile deine Krankheit!“ —

Und wie ſie ſprach, geſchah es auch:
Verzeihung ward dem Böſen;
Dann ging ſie, ihn vom peſt'gen Hauch,
Von Gift und Blindheit löſen;
Und wie er ſtand, ein friſcher Mann,
Da ſchritt der Kaiſer ſelbſt heran,
Denn herrlich war das Wunder.

Und als er ſah die heil'ge Frau,
Da ſtaunt er wie geblendet,
Sie ſtand im hohen Tempelbau
Gleichwie von Gott geſendet.
Er blieb verſtummt, er blieb erſtarrt.
Da warf von ſich Frau Hildegard
Die ſchlichte graue Hülle.

Sie ſprach: „Ich bin es, mein Gemahl;
Wohl litt ich ſchlimme Thaten,
Nun löſt der Himmel meine Qual,
Es iſt zum Heil gerathen!“
Dann kündet ſie ihr traurig Loos.
Er aber hebt das Schwert zum Stoß
Und will den Bruder tödten.

Da hält ſie feſt den ſtarken Arm
Und bittet für den Schlimmen,
Sie bittet edel, ſchlicht und warm:
„O, horch auf Gottes Stimmen!
Wo Gott verziehn, mußt du verzeihn!“
Still ſchließt er in die Arme ein
Die edelſte der Frauen.

Meiſter Tancho.

Zu Aachen durch die Gaſſen
Da tönte luſt'ger Braus;
Von Mann und Weib verlaſſen
Stand öde jedes Haus.
Mit ſeinem Hofgelage
Kam ſelber Karl zur Schau:
Es war an dieſem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen",
Begann der Kaiſer laut,
„Bewohnen dieſe Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unſrer fleiß'gen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

„Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn ſich der Gnaden Quelle
Im Heiligthum erweiſt.
Mit ihrem freud'gen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier,
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho, den Gießer, mir!" —

Der Meiſter ward gerufen,
Karl reichte ihm zur Stund
Gediegner Silberſtufen
Dreitauſend ſchwere Pfund;
Und Kupfererz und Eiſen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weiſen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk ging unverdroſſen
Der rüſt'ge Künſtler dann,
Doch ſeine Thür verſchloſſen
Hielt er vor Jedermann;
Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt' er gerne
Vertauſcht mit ſchlechtem Zinn!

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht;
Die Form ward abgebrochen:
Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem wackern Meiſter Heil! —

Mit freud'gen Angeſichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt Keiner falſchen Glanz.
Man zieht zur Glockenſtufe
Die Glock' und fügt ſie ein,
Und frohe Jubelrufe
Erſchallen mächtig drein.

Und Karl ritt aus der Menge
Zuerſt zu läuten vor,
Er rührt die Glockenſtränge —
Kein Laut dringt in ſein Ohr:
„Nicht liegt's an meiner Stärke,
Die regte Größres ſchier,
Es lieget an dem Werke.
Den Meiſter rufet mir!“

Und Tancho tritt zur Mitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit ſchwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Praſſeln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falſchen Mann.

Wie ſie ihn ſtürzen ſehen,
Und ſehn des Blutes Lauf,
Da ſtaunt das Volk, da gehen
Ihm erſt die Augen auf.
Und weitum Alles ſchweiget;
Der alte Kaiſer ſpricht:
„Wo Gottes Hand ſich zeiget,
Da reden Menſchen nicht!“

Eginhart und Emma.

Die Sterne glitzern hell und kalt,
Die ſcharfen Winde treiben,
Der Winter malet mit Gewalt
Froſtblumen an die Scheiben,
Kaum blinkt hindurch der Mondenſchein;
Doch in der Kammer reich und rein,
Da ſitzt des Kaiſers Töchterlein
Und blüht wie eine Roſe.

Ei, Emma, ſprich, was ſoll die Glut
In Augen und auf Wangen?
Hinaus, wo ſchwarz der Vorhof ruht,
Da forſcht ſie mit Verlangen.
Wie ſie dabei ſo ſinnig ſchaut,
Gleicht ſie der ſelig ſüßen Braut.
Ja, holde Mär hat ihr vertraut
Herr Eginhart, der Schreiber.

Nicht lange geht der Stunden Lauf,
Da pocht's am Pförtchen leiſe,
Sie zittert, bebt und ſpringet auf
Und öffnet ſtiller Weiſe.
Es iſt der Mann, den ſie erharrt!
O, wie er da umſchlungen ward,
Der ſchöne, blonde Eginhart,
Von weichen Lilienarmen!

Die Flamme kniſtert im Kamin,
Geſellig glühn die Kerzen,
Doch hellre Funken noch entfliehn
Den jungen, freud'gen Herzen.
Wie rauſcht von Küſſen bald der Ort!
Wie flüſtert ſelig Wort um Wort!
Es zieht ſie beide ſieghaft fort
Die himmelhelle Minne.

Wohl ward die Zeit ſo ſüß verbracht,
Erkürend und erkoren!
Sie hatten eine ſüße Nacht,
Indeß es draus gefroren.
Doch als der rothe Morgen kam,
Als Herz vom Herzen Abſchied nahm,
Da ſahen ſie: — o Gram und Scham! —
Es war ein Schnee gefallen.

Wie kommt der Liebſte aus dem Haus
Und durch des Hofes Mitte?
Es plaudern das Geheimniß aus
Die breiten Männertritte!
Wenn von der Spur der Kaiſer hört,
Wie wird ſein Geiſt von Zorn empört,
Dieweil zur Liebe hat bethört
Ein Diener ſeine Tochter!

Wohl ſeid ihr ſtets erfindungsreich,
Ihr Fraun, im ſchlauen Sinne!
Die Maid erdenkt die Liſt ſogleich,
Voll Liſten iſt die Minne:
Daß man des Buhlen Fuß nicht ſeh,
Trägt ſie, thut auch die Laſt ihr weh,
Den Liebſten ſelber durch den Schnee,
Sie trägt ihn auf dem Rücken!

Sie ſetzt ihn nieder vor dem Thor,
Ein Kuß noch klinget helle —
Sie flieht, ein Reh, zum Schloß empor,
Er flieht, ein Aar, die Schwelle. —
Doch oben hoch im Fenſter ſtand
Der Kaiſer Karl; er hat erkannt
Die Liebenden, und Wuth und Brand
Glüht ihm auf rother Stirne.

„Wo ich im Frieden glaub' zu ruhn,
Wächſt Unfug unterm Dache!
Beim Himmel, ſolch ein frevelnd Thun
Erfordert Straf' und Rache!
Das heißt die Satzung frech verhöhnt!"
Hei, wie ſein Mund von Fluchen tönt,
Hei, wie ſein Heldenſchritt erdröhnt
Hinauf, hinab im Saale!

Doch allgemach ſein Zorn verglüht,
Die Sinne werden milder,
Es ziehn ihm wieder durchs Gemüth
Verrauſchte ſüße Bilder;
Er denket holder Jugendzeit
Und friſcher Liebesſeligkeit,
Ihm pocht's im Herzen, groß und weit:
„Die Lieb' iſt nicht zu zwingen!"

Und wie er träumt und wie er denkt,
Da kommt der Rath der Krone:
Es hat ſein Ruf ſie hergelenkt,
Sie ſtellen ſich zum Throne;
Wohl ſind die Männer ernſt und alt,
Ehrwürdig Antlitz und Geſtalt!
Der Letzte, der zum Kreiſe wallt
Iſt Eginhart, der Schreiber.

Der Kaiſer ſpricht: „Wohlan, Ihr Herrn,
Helft mir mit Weisheit richten.
Ich ſtehe ſelbſt dem Fall nicht fern,
Drum ſollet Ihr ihn ſchlichten!
Sagt, was dem Dienſtmann wohl gebührt,
Der meines Hauſes Ehr berührt,
Der meine Tochter hat verführt!“ —
Sie rufen all: „Der Henker!“

Und Eginhart ſträubt ſich das Haar,
Bleich werden ihm die Wangen,
Sein Blick, ſonſt muthig, jugendklar,
Verräth der Seele Bangen.
Der Kaiſer faßt ihn ins Geſicht:
„Mein jüngſter Rath, du redeſt nicht?“ —
Der Arme aber zitternd ſpricht:
„Den Tod verdient der Frevler!“ —

Da hebt gerührt der Kaiſer an:
„Ihr zeigt die alte Treue,
Ihr ſeid mit Rechtsſinn angethan,
Streng ſeid Ihr ſonder Scheue!
Doch ſeid Ihr hart, ſo bin ich weich.
Die Liebe hat ihr eigen Reich,
Die Liebe fürchtet keinen Streich,
Die Lieb' iſt nicht zu zwingen!

„Und ließ mein Kind den rechten Pfad,
So trägt auch ſie die Sünden;
Ihr Buhle ſitzt in dieſem Rath —
Ich werd' ihn bald Euch künden.
Doch der Verführer iſt nicht ſchlecht.
Er ſprach den Spruch ſich, den Ihr ſprecht,
Doch Minne hat ein ander Recht —
Drum laßt uns all verzeihen!“

Sie ſtimmen zu. Karl rufet laut
Sein Töchterlein zum Saale:
„Komm, Eginhart, und nimm die Braut:
Kind, nimm ihn zum Gemahle!“ —
Da wuchs aus Leid die höchſte Luſt.
Des ſelig ſüßen Glücks bewußt,
So ſinken ſie ſich Bruſt an Bruſt
Mit übervollen Seelen.

Da ſie ſich trennten liebewarm,
Wohl dankten ſie dem Vater,
Es ſchloß ſie in den Heldenarm
Des Frankenreichs Berather.
Und dann belehnt die Kaiſerhand
Sie reichlich noch mit Volk und Land,
Es lag ihr Gut am Rheinesſtrand
In ſegenreicher Fülle.

Und als die Hochzeitsluſt verhallt,
Da trugen ſie die Roſſe.
Dem Lande rief ſie: „O du Wald!“
Und „Sel'ge Stadt“ dem Schloſſe.
Im Odenwald zu Seligenſtadt,
Da wurden ſie der Luſt nicht ſatt,
Bis ſie ein Grab umfangen hat. —
Heil Eginhart und Emma!

Otto III.

Dumpf liegt auf Platz und Gassen
Die finstre Mitternacht,
Des Königsschlosses Massen
Stehn noch in heller Pracht;
Reich wogt es in dem Saale
Und durch den Säulengang.
Sie schwelgen wüst beim Mahle,
Bei Becherklang und Sang.

Doch wo die Bogen dunkeln,
Strömt's plötzlich licht hervor,
Die rothen Fackeln funkeln
Aus dem gewölbten Thor,
Es ist von jungen Rittern
Ein wahnerhitzter Kreis,
Im wirren Trunk gewittern
Die Stirnen flammenheiß.

Der Kaiser Otto stürmet
Wild vor dem wilden Strom,
Bis wo sich nächtig thürmet
Der alte heil'ge Dom.–
Zum Kreuzgang ziehn die Frechen,
Sie ziehn zur Gruft hinab:
Der Jüngling will erbrechen
Karl's altes Kaisergrab.

Bald klingen ſcharfe Waffen
An Mörtel und an Stein,
Es iſt ein grauſes Schaffen,
Die Wände ſtürzen ein;
Sie dringen in die Zelle,
Draus quillt ein edler Duft,
Es füllt der Lichter Helle
Des Heldenkaiſers Gruft.

Die Leiche ſitzet prächtig
Im goldigen Ornat,
Das Scepter trägt ſie mächtig
So wie der Krone Staat,
Sie ſitzt auf ehrnem Throne
So ernſt, ſo groß, ſo mild,
Als ob noch Leben wohne
Im ſtarren, blaſſen Bild.

Wie ſtehet rings ernüchtert
Die trunkne wüſte Schaar!
Wie harret, eingeſchüchtert,
Der frech ihr Führer war!
Das Toben iſt vorüber,
Das Schreien iſt vergellt,
Die Fackeln brennen trüber,
Hell glänzt der todte Held.

Und ſieh, die Ritter liegen
Bald knieend im Gebet.
So ward noch leicht zu ſiegen
Der todten Majeſtät!
Herr Otto läßt vermauern
Aufs Neu die Kaiſergruft,
Er tritt mit bangen Schauern
Hinaus in nächt'ge Luft.

Seit jener ernſten Stunde
Befiel das Siechthum ihn,
Man ſah von Stirn und Munde
Die Jugendroſen fliehn,
Es welkten ihm die Glieder,
Es ſank des Leibes Bau,
Zum Tode warf ihn nieder
Des Heldenkaiſers Schau!

Das Scepter Rudolf's von Habsburg.

Vorbei iſt die kaiſerloſe Zeit,
Graf Habsburg ſoll Alle verſöhnen,
Ihn wählte zu Frankfurt der Fürſten Geleit,
Sie wollen zu Aachen ihn krönen.

Und als ſie zogen am rheiniſchen Strom,
Da hallten viel Grüße wieder,
Und als ſie betraten den Kaiſerdom,
Da klangen Glocken und Lieder.

Der Kurfürſt von Mainz, der Primas vom Reich,
Sprach betend die Litaneien,
Er nahm das heilige Salböl gleich,
Des Kaiſers Scheitel zu weihen.

Er faßte die Krone, nach altem Brauch
Aufs heilige Haupt ſie zu preſſen,
Schon griff er nach dem Scepter auch,
Doch war das Scepter vergeſſen.

Bedeutet das neues Wirrſal nicht?
Man ſieht rings Manchen erbleichen.
Doch Rudolf von Habsburg lächelnd ſpricht:
„Das ſei uns ein gutes Zeichen!

„Das goldne Kruciſix vom Altar
Nehm' ich als Scepter zu Händen,
Mit ſolchem Scepter, hochheilig und wahr,
Will ich beginnen und enden.

„Mir ſei, der ſtarb für das Menſchengeſchlecht,
Der Weg, die Wahrheit, das Leben!
Er verleihe mir, Allen gleiches Recht
Und gleiche Liebe zu geben!"

Laut durch den Dom ein Jubel brach,
Es jauchzten die Jungen und Alten.
Und was der edle Kaiſer verſprach,
Das hat er in Treue gehalten.

Der Geiſt Karl's des Großen.

Wißt Ihr, daß oft im Schooße
Der ſtillen Mitternacht
Der Kaiſer Karl der Große
Im Aachner Dom erwacht?
Im weißen Haar die Krone,
Das Scepter in der Hand,
Klagt er in tiefem Tone:
„Weh dir, mein Vaterland!

„Du Heimat ſonder Gleichen
An Berg- und Thälerpracht,
Du Reich vor allen Reichen
An Männermuth und Macht,
Was iſt dein Ruhm geworden,
Mit dem ich dich umkränzt,
Seit ich dir Süd und Norden
Und Oſt und Weſt umgränzt!

„Unwerth der kühnen Ahnen
Fiel Rom auf blut'gem Feld,
Es herrſchten die Germanen
In junger heller Welt.
Urfriſch im Geiſteslichte,
Im Gottesglauben rein,
Sie flößten der Geſchichte
Ein neues Leben ein.

„Und meiner Väter Werke,
Ich brachte ſie ans Ziel.
Wohl galt es Muth und Stärke,
Es war kein leichtes Spiel:
Die deutſchen Stammgenoſſen,
Ich einte ſie zum Bund,
So iſt ein Volk entſproſſen,
Stark, kernig, ſtolz, geſund.

„Es war ein langes Schwanken,
Bis uns das Werk gelang,
Bis daß der Stamm der Franken
Die Alemannen zwang.
Man ſah uns herrlich wachſen
Durch Katt' und Baier noch,
Und ſelbſt die trotz'gen Sachſen,
Sie fügten ſich dem Joch.

„Ich ſchlug im Nord die Dänen,
Im Oſt die Slawen all,
Im Weſt die Saracenen
Am Pyrenäenwall;
Als ich mit den Standarten
Die Alpen überſtieg,
Da beugten die Langbarten
Beſtürzt ſich meinem Sieg.

„So hab ich dich geſchaffen,
O Deutſchland, ſtolz und hehr,
Es ſahen meine Waffen
Oſt-, Nordſee, Mittelmeer.
Ebro, Donau und Elbe
Umſchloſſen mein Gebiet,
Der Tiber ſelbſt, der gelbe,
Sang meiner Thaten Lied.

„Ich trug nach Rom den Frieden,
Es ruhte Schwert und Erz,
Es hieß mein Reich hienieden
Des ganzen Welttheils Herz!
Sie ſtreuten grüne Reiſer,
Sankt Peter's Dom ertönt:
Als römiſch deutſcher Kaiſer
Hat mich der Papſt gekrönt.

„Ihr Lande, weit gegründet,
Gelagert Mark an Mark,
O Reich, ſo feſt gegründet,
O Volk, vereint ſo ſtark,
Was haſt du meine Thaten
Vergeſſen, geiſtbethört!
Mich, dich, den Thron verrathen,
Das ſtolze Reich zerſtört?

„Ach Deutſchland — ſchier ein Namen,
Ein Schatten, körperlos!
Weh dir! mein eigner Samen
Gab dich der Schande bloß!
Viel Fürſten ſah ich krönen,
Um ohne Scham und Scheu
Dem Eigennutz zu fröhnen,
Doch nie der Heimattreu!

„Des Vaterlandes Liebe
Verlor das Volk zugleich:
Des Fremdlings freche Hiebe,
Wer rächte ſie im Reich?
Wer half den ſchönen Landen,
Die man in Stücke brach?
Der Heimat Laute ſchwanden,
Wo Deutſch der Deutſche ſprach!

„Einſt hielt ich in den Jochen
Slaw und Romanen feſt,
Jetzt ſind ſie eingebrochen
Im Oſten und im Weſt!
Der Papſt, dem ich ein Hüter
In allen Nöthen war,
Er brachte ſtets die Güter
Der Heimat in Gefahr!

„O unglückſel'ges Kämpfen,
Das tauſend Jahre währt,
Das Schand' und Schmach nicht dämpfen,
Das Haß und Mißtraun nährt!
Ich ſah die Gränzen brechen,
Das Land zerſtückt, in Noth,
Und Fremde hört' ich ſprechen
Dem Deutſchen das Gebot.

„Wann wird ein Ziel, Ihr Thoren,
Für ſolches Thun geſtellt?
O Gott, wann wird geboren
Der Zukunft ſtarker Held,
Der auf dem Meer das Ruder,
Das Schwert im Felde führt,
Und dem der Name Bruder
Des großen Karl gebührt?

„Getroſt, einſt wird erſcheinen
Der Tag, goldſtrahlend, klar,
Deutſchland wird ſich vereinen
Und werden, was es war:
Das Reich vor allen Reichen!
Ein Haupt, Ein Herz, Ein Geiſt!
Dann wird die Klage weichen,
Die mich hier wandeln heißt!“ —

So iſt's, daß oft im Schooße
Der ſtillen Mitternacht
Der Kaiſer Karl der Große
Im Aachner Dom erwacht,
Und ſeine Klage ſchließet
Erſt in der Morgenluft,
Der hohe Geiſt zerfließet
Und ſchwindet in der Gruft.

Eberhart von Berg.

1.

Graf Adolf von Berg zum Bruder ſpricht:
„Auf, denk' an deine Güter!
Dein Erbtheil rufet dich zur Pflicht,
Sei deiner Herrſchaft Hüter!

„Zieh in die grüne waldige Mark,
Sie wird dein reiches Erbe,
Das Land iſt ſchön, das Volk iſt ſtark,
Sieh, daß nicht ein Andrer drin werbe!“ —

Doch ſpricht der junge Eberhart,
Er ſpricht's mit leiſem Erröthen:
„O weh, daß mir ſolch Erbe ward,
Mir iſt kein Beſitzthum vonnöthen!

„Ich liebe mein bergiges Heimatland,
Die Hügel und die Thale,
Ein einſam Lied am Felſenrand,
Eine Jagd im Morgenſtrahle!

„Ich lieb' es, allein, mein eigner Genoß,
Ziellos und zwecklos zu ſtreifen,
Ich brauche nicht Leute und Aecker und Troß,
Nicht in goldne Schüſſeln zu greifen!“ —

Und er ſchüttelt das ſchöne, lockige Haupt,
Und die braunen Augen blitzen,
Und er ſtürmt hinweg, eh's Einer geglaubt,
Hoch von der Stammburg Sitzen.

Und er zieht auf fernem verſchwiegenem Steg,
Wo die herben Bäume düften,
Waldblumen blühen am dunkeln Weg,
Die Amſel ſingt hoch in den Lüften.

Und er taucht ins Thal, wo die Mühle liegt
An des Waldgebirges Kanten,
Wo das Mühlrad ſauſend und brauſend fliegt,
Umfunkelt von glühnden Demanten.

Wo das Brücklein über den Waldbach führt,
Umwölbt von Erlen und Buchen,
Dort harret, die er, ſelig gerührt,
Im heimlichen Thal kam ſuchen.

Es iſt des Müllers blondes Kind,
Die Friſche, Wilde, Süße,
Wie ein Vöglein hell, wie die Roſe lind,
Ihr flüſtert er liebe Grüße.

Er ranket um ſie den kräftigen Arm,
Er küßt ſie mit ſchwellendem Munde,
Und gibt ihr innig und ſinnig und warm
Holdſelige Herzenskunde.

Er hält mit ihr manch Liebesfeſt
In ſchattigen duftigen Lauben,
Und über ihnen im dichten Geäſt
Da girren die wilden Tauben.

In der Mühle heimlicher Stube ruht
Er Herz an Herz gedrungen,
O du ſüße Jugendliebesglut,
Wie hältſt du Beide umſchlungen!

Zu weit hat dich, junger Grafenſohn,
Die Leidenſchaft getrieben,
Und kommt es ans Licht, dann wird dir der Lohn,
Denn die Bäurin darfſt du nicht lieben!

2.

Und als er einſt nach Hauſe kam
Aus dem ſtillen Mühlengrunde,
Da fand er ungeahnten Gram,
Da fand er böſe Kunde.

Von Knechten war der Schloßhof voll,
Den Boden ſcharrten die Roſſe,
Der Hufſchlag dröhnte, das Wiehern ſcholl,
Hell klangen Schwert und Geſchoſſe.

Graf Adolf rief dem Bruder zu,
Er rief es ſchon vom Weiten:
„Erwache aus deiner träumenden Ruh,
Wir wollen nach Altena reiten!

„Nach Altena reiten wir auf's Schloß,
Dort ſoll die Mark dir ſchwören,
Beſteige ſofort das geſattelte Roß,
Dein Volk will dich ſehen und hören!“ —

Da half nicht Einſpruch und Weigerung,
Man hielt ihm Zügel und Bügel.
Und Eberhart that einen feſten Sprung,
Dann ging es durch Thal und Hügel.

Es ging bergab, es ging bergauf
In vollem friſchen Gerenne,
Bis daß ſie kamen im kecken Lauf
Zur grünen rauſchenden Lenne.

Dort lag die Burg von Altena
Auf waldgekröntem Gipfel,
Und ſah in die Lande weit und nah
Ueber Schluchten und Ströme und Wipfel.

Und als Herr Eberhart zog durchs Thor,
Da jauchzten ihm ſeine Vaſallen,
Es huben zum Schwur die Hände empor
Die Ritter in den Hallen.

Doch all die Grüße, hell und laut,
Erheitern ihm nicht die Sinne,
Er denkt an ſein Waldlieb, ſüß und traut,
Und an die fröhliche Minne.

Und als das Mahl verrauſcht im Saal,
Und als die Menge zerſtoben,
Und als Graf Adolf heimritt durchs Thal,
Da will er die Stille loben.

Und in der tiefen, heimlichen Nacht,
Da faßt ihn unendliches Sehnen,
Es ſtürzen ihm aus den Augen mit Macht
Unhemmbar die Liebesthränen.

Das Lager gibt ihm keine Raſt,
Lang wandelt er durch das Zimmer,
Dann treibt es ihn fort in wilder Haſt
Durch den nächtlichen Sternenſchimmer.

Durch die dämmrigen Lande ſtürmt er fort,
Als hätte er ſtarke Flügel,
Es drängt ihn nach dem liebſten Ort
Im Lande der heimiſchen Hügel.

Er findet ſich hin durch Haide und Wald,
Nicht ſcheuend der Tage Schwüle,
Nicht ſcheuend die Nächte hell und kalt.
Drei Tage, dann kommt er zur Mühle.

Zur Mühle kommt er mit pochender Bruſt,
Wo er ſein Lieb erworben,
Er wähnt zu finden Segen und Luſt,
Doch Alles iſt ausgeſtorben.

Still ſteht das Rad, leer iſt das Haus,
Sein Herzlieb iſt verſchwunden!
Er ſchreiet die wilden Schmerzen aus —
Ach, Niemand gibt ihm Kunden.

3.

Und wieder ſaß Graf Eberhart
Zu Altena auf dem Schloſſe,
Ihn freute nicht die adlige Art,
Nicht Jagd, Turnier und Roſſe.

Er war ſo düſter, er war ſo ſcheu,
Es lag ihm ſo trüb auf dem Herzen,
Er war der verlorenen Liebe treu,
Er konnte die Maid nicht verſchmerzen.

Er ſuchte umſonſt ſie in Hof und Hag,
In Städten mit Thürmen und Thoren.
Ach, wie ihm das auf der Seele lag:
Er hat das Liebſte verloren!

Vor den Leuten bleibt er ſtill und ſtumm;
Was kümmern ihn Schelter und Tadler!
Gleichwie im Käfich dreht er ſich um,
Ein fluggelähmter Adler.

Nur in der nächtigen Einſamkeit
Da ſeufzet er rührende Klage,
Da ſtrömet in Thränen ſein tiefes Leid,
Das er birgt am hellen Tage.

In ſolcher tiefen Verſchollenheit,
In ſolchem dumpfen Brüten,
Da ſandte ihm Adolf Botſchaft zur Zeit:
„Gott möge dich, Bruder, behüten!

„Auf, rüſte dich zu Schlag und Streich,
Die helle Fehde lodert,
Wir reiten gegen Brabant ſogleich,
Denn Limburg hat uns gefodert!“ —

Da fuhr er in wilden Gedanken empor:
„Dort will ich den Tod erwerben;
Denn wer, wie ich, ſein Lieb verlor,
Dem iſt es am beſten, zu ſterben!“ —

Und kräftig rief er die Mannen auf,
Wohl war's eine trotzige Bande.
So ritt er mit dem Bruder zuhauf
In die reichen Niederlande.

Bei Löwen entbrannte die blutige Schlacht,
Wo ſie wie Löwen fochten,
Da ſtrahlten in rother Funken Pracht
Die Speere gleich brennenden Dochten.

Da ſcholl's von Geheul, da floß es von Blut,
Das war ein wüſtes Gewittern,
Graf Eberhart raſte in furchtbarer Wuth
Hoch vor den andern Rittern.

Er flog allwärts ins ſchlimmſte Getob,
Er trieb zum wildeſten Kriege,
Er war's, der das ſinkende Banner erhob,
Er war's, der geführt zum Siege!

Hei, iſt das ein lauter Jubelruf,
Den Limburg und Berg erſchwingen!
Man höret Brabants Waffen und Huf
Auf wirrer Flucht verklingen.

Wo aber iſt der heerliche Held,
Der heute den Kranz errungen?
Sie ſchauten nach ihm in Haide und Feld,
Sie riefen mit tauſend Zungen.

Doch ward er vergeblich erfragt und geſucht,
Es findet ihn Keiner wieder —:
Folgt er dem Feinde auf jäher Flucht?
Hieb man ihn beim Siege nieder?

Sie forſchen nach ihm im Felde der Schlacht
Und auf des Feindes Fährte,
Bei Fackellicht in dunkler Nacht
Und als der Morgen ſich klärte.

Doch alles Suchen iſt nur Tand,
Man fand ihn nicht bei den Todten,
Es trafen ihn nicht im weiten Land
Die Späher, die man entboten.

Man fand allein ſein lediges Pferd,
Still traurig auf öder Haide,
Und Berg und Limburg ſind gekehrt
Voll Gram und Jammer beide.

4.

Es dient im Kloſter zu Morimund
Ein ſchlichter Hirt bei den Schafen,
Doch gab ſich Eberhart nimmer kund
Als den edeln bergiſchen Grafen.

Da er bei Löwen entſchied den Sieg
Mit ſeinem rieſigen Muthe,
Da grauſte ihm vor dem wüſten Krieg
Und dem rothen Menſchenblute.

Da grauſt' ihm vor Mord und Flammenſchein,
Vor Sengen und Zerſtören,
Da grauſte ihm, daß Liebespein
Das Herz ihm konnte empören.

Da grauſt' ihm, daß er den Tod geſucht,
Indem er Andre getödtet.
Und ſelber hat er ſich geflucht,
Er iſt vor ſich ſelber erröthet.

Und alſo ſprang er von dem Pferd,
Beim Siegsruf iſt er entkommen,
Wie er von der Liebe ſich abgekehrt,
Hat vom Leben er Abſchied genommen.

Ins alte Kloſter trat er ein,
Von ſchlichten Kleidern umhüllet,
Er bat um Arbeit ſchlecht und gemein:
Die Bitte ward ihm erfüllet.

Es gab ihm der Abt die Hut vom Stall,
Er ward der Wächter der Hürde
Und that die niedrigen Dienſte all,
Als ſchmückt' ihn die höchſte Würde.

Oft ſtand er Tage und Nächte lang
Auf Felſen und Wieſen und Haiden,
Sah hoch am Himmel der Sterne Gang,
Und vor ſich die Lämmer weiden.

So trieb er es ſieben lange Jahr
Demüthig unverdroſſen,
Der ſonſt ein Gebieter in Schlöſſern war
Und ein Herr von Mannen und Roſſen.

Doch als er einſt im Walde geweilt
Einſam bei ſeiner Herde,
Da ſah er die grünen Büſche getheilt,
Vom Hufſchlag dröhnte die Erde.

Welch Wunder hat ihm Gott geſandt!
Auf hohem Zelter der Reiter,
Graf Adolf iſt es vom bergiſchen Land!
Ihm folgen die reiſigen Streiter.

Er fragt nach dem Wege den grauen Hirt,
Er muſtert des Schäfers Glieder:
Wie wird er bei dem Anblick verwirrt!
Den Bruder erkennt er wieder!

Und er ſchwingt ſich vom Pferde zum Staunen der Schaar,
Hält Eberhart umſchlungen,
In Thränen zerfließet das edle Paar,
Von Liebe und Sehnſucht bezwungen.

Wer that wohl je einen beſſern Fund,
Als die Brüder, die lang ſich entbehrten,
Und die nun ſelig nach Morimund
In das alte Kloſter kehrten!

Und es ſtaunte der Abt und der Mönche Schaar,
Wohl war's in den Blicken zu leſen:
Der ſieben Jahr ihr Schäfer war,
Der Graf von der Mark iſt's geweſen! —

5.

Und heimwärts ritten ſie mit Geleit
Zu den bergiſchen Hügeln und Hagen.
Die ſich nicht ſahen ſo lange Zeit,
Wohl haben ſie viel ſich zu ſagen.

Graf Adolf ſprach: „Lieb Bruderherz,
Jetzt mußt du dein Ohr mir leihen!
Ich gab dir deinen erſten Schmerz —
O wirſt du mir je verzeihen?

„Ich hab deine junge Liebe zerſtört,
Ich habe dein Herz betrogen,
Mich hat der adlige Stolz bethört,
Daß ich dir die Maid entzogen!

„Wir ritten ſelbander nach Altena fort,
Da ward dein Glück verdorben:
Die Knechte verjagten den Müller dort,
Die Maid iſt vor Kummer geſtorben!

„Du wurdeſt des Lebens nicht mehr froh;
Ich ſah dich hinſiechend vergehen;
In der Schlacht nur glühteſt du flammenloh —
Dann hab ich dich nicht mehr geſehen!

„O Gott, wie peinigte mich die Schuld!
Nicht konnt' ich ſie ſühnen und mildern!
Du litteſt ſo tief, ſtill, voller Geduld,
Mich verfolgt es mit grauſigen Bildern!

„Ich nahm es für meiner Unthat Lohn,
Daß jüngſt mir das Weib erblichen;
Beſitz und Thron verlieh ich dem Sohn,
Und bin von Hauſe geſchlichen.

„Ich wollte ziehn nach dem heiligen Grab,
Zu büßen meine Sünden,
Da fand ich dich mit dem Hirtenſtab
In des Waldes ſtillen Gründen.

„Nun führ' ich zurück dich zur schönen Mark:
O, sei ihr Herrscher aufs Neue!
Du bist so edel und groß und stark —
Verzeih, mein Herz ist voll Reue!“ —

Doch Eberhart schaut so tief und mild,
Er schüttelt die greisen Locken,
Es ist so fromm und herrlich sein Bild,
Sein Wort ist wie heilige Glocken:

„O Bruder, decke den Schleier nicht auf,
Geheim sind Gottes Pfade;
Was er verhängt durch der Zeiten Lauf,
Er führte mich in Gnade.

„Und trieb dich blinde Leidenschaft,
Sie trieb dich zu meinem Frommen,
Ich bin dadurch aus des Irrthums Haft
Zur rechten Wahrheit gekommen!

„Ich klage nicht um verlorenes Glück,
Ich habe verziehn und vergessen!
Nie geh ich ins brausende Leben zurück,
Wo Andre ringend sich messen!

„Ich habe tiefe Zufriedenheit
In edler Betrachtung gefunden,
Dem Kloster gehört meine Lebenszeit,
Vernarbt sind die alten Wunden!“ —

Er sprach noch viel vom höchsten Ziel,
Bis sie zur Heimat kamen,
Und säte im reichen Redespiel
Der ewigen Wahrheit Samen.

Wohl lauſchte ihm Graf Adolf lang
Durch der Berge ſonnige Grüne,
Bis ihn voll ſeligem Frieden durchdrang
Die längſt entbehrte Sühne.

Wo ſtolz das Ahnenſchloß geragt,
Da bauten ſie unten im Thale,
Das Kloſter bauten ſie unverzagt
Und die mächtige Kathedrale.

Zu Altenberg in der Mönche Schaar,
Da wirkten ſie ſchlicht und weiſe,
Sie wirkten heilig, wunderbar
In dem weltentrückten Kreiſe.

Man ſagt, daß es beſſre Brüder nicht gab
Und frömmere Männer am Rheine.
So ruhen ſie in Einem Grab
Und unter Einem Steine.

Das Ave Maria.

Der Orgeltöne voller Strom
Schwillt an zu wunderbarem Klang,
Es gilt im Altenberger Dom
Der Himmelskönigin der Sang.
Die Muttergotteslieder all
Sind voll von ſüßer Harmonie,
Hell ſelig grüßt ihr milder Schall:
Ave Marie!

Doch mitten in das heil'ge Amt
Mengt ſich ein frevelnd lauter Ton.
Wer iſt in Frechheit ſo verdammt,
Daß er der Feier miſcht den Hohn?
Es pochet laut am Kirchenthor,
Zerſtörend alle Melodie,
Zerriſſen ſchweigt der fromme Chor:
Ave Marie!

Die ſchweren Flügel ſpringen auf.
Der nie dem Kloſter Gutes that,
Hält dort ſein Roß nach wildem Lauf —
Der wilde Junker Neſſelrath.
Er hat geſpielt, gejagt, gezecht,
Er tobte, fluchte, rauſte, ſchrie,
Nie ſprach, dem nur die Weltluſt recht:
Ave Marie!

Die Mönche ſchaun ihn ſchreckhaft an,
Doch mild und ſanft ſteigt er vom Roß.
Ganz iſt zerknirſcht der rauhe Mann,
Dem hell vom Aug' die Thräne floß.
Er ziehet durch die Säulenreihn,
Beugt vor dem Altar tief das Knie,
Und ſein Gebet iſt keuſch und rein:
Ave Marie!

Dem Kloſter blieb er ſeit dem Tag
In Frömmigkeit und Einfalt treu:
Was er in Sünden einſt verbrach,
Das ſühnte täglich er aufs Neu;
Ihm war kein Mönch an Demuth gleich,
Weil Demuth ihm die Reue lieh;
Stets rief er in das Himmelreich:
Ave Marie!

Wohl lehrten ſie ihn manch Gebet,
Doch war zum Lernen er zu alt,
Im Geiſt iſt Alles bald verweht,
Nur nicht die ſeligſte Geſtalt:
Der Muttergottes keuſches Bild
Verblüht ihm Tag' und Nächte nie,
Sie füllt ihm ſeine Seele mild:
Ave Marie!

Sein Tagewerk iſt nur ihr Lob,
Sein Nachtgedanke nur ihr Ruhm.
Zwei Worte ſind's, die er erhob
In Feld und Wald und Heiligthum.
Er ward ein altergrauer Greis
Und lebt' und webte nur für ſie,
Er ſtarb, im Munde ihren Preis:
Ave Marie!

Sie legten traurig ihn ins Grab,
Der recht des Kloſters Zierde war,
Weil er die ſchnöde Weltluſt gab
Für Himmelsminne, fromm und klar.
Und als er lag in kühler Gruft,
Dem Gott die beſte Gunſt verlieh,
Da klang als Grablied durch die Luft:
Ave Marie!

Und als der ſüße Frühling kam
Und Kraut und Blum' ins Helle ſchoß,
Da keimte hold und wunderſam
Aus ſeinem Grab ein Lilienſproß;
Der Stengel wuchs ſo zierlich fort,
Die Knospe ſprang, der Kelch gedieh,
Und auf den Blättern ſtand das Wort:
Ave Marie!

Die Mönche eilten all herbei
Und laſen ſtill die goldne Schrift.
Und gab die Blume auch der Mai,
Wer aber führte hier den Stift?
O, könntet ihr durchſchaun den Grund!
Ein reicher Wunder ſaht ihr nie,
Die Blum' entwächſt des Frommen Mund:
Ave Marie!

Der ſtarke Hermel.

1. Wie der Herzog vom ſtarken Hermel hörte.

Das waren die Beſſerlinge; ſie kamen mit Ritter und Troß
Aus Wälſchland hergefahren; gewappnet Mann und Roß,
Zogen ſie in der Berge üppiges Wälderland,
Das überm grünen Rheine ſich hügelwogend ſpannt.

Sie ſprachen: „Wir ſind die Herrn, hier, wie in der ganzen Welt!“
Dann haben ſie zur Veſte ſich hohe Eichen gefällt
Und derbe Steine gebrochen; das gab ein ſtarkes Haus.
Weit ſah es in die Lüfte, weit in die Winde hinaus.

Dort ſaß der ſchwarze Herzog. Es folgten ſeinem Geheiß
Rings die blonden Bauern; mit ihrem Fleiß und Schweiß
Mußten ſie ihm dienen. Ihm gehörte Wild und Frucht
Und Erz und Wein und Thiere und die ganze Schweinezucht.

Sie mußten die Schollen zerreißen mit dem ſcharfen Pflug,
Er trieb zum Säen und Mähen und Aernten ſie genug,
Er ließ ſie die Wege bauen, er ließ ſie hegen den Forſt
Und Hämmer und Mühlen betreiben. So ſaß er auf ſeinem Horſt.

Wie es ging in den Gauen, in den Gehöften ſtand,
Deß brachten ihm Kunde die Vögte. Er ſetzte ſie über das Land,
Zu ſchinden und zu plagen. Da kam auch Einer her —
Ei, was bracht' er zu Stuhle für ſeltſamliche Mär!

r ſprach: „Tief im Walde da wohnt ein altes Weib,
rau Mark, die hat einen Knaben mit wunderbar ſtarkem Leib:
Kan ſagt, die Mutterbrüſte ſog er ſieben Jahr!
ebt mißt er ſieben Ellen, vielleicht noch drüber ein Haar!

Hermel heißt der Junge; ob ſeiner gewaltigen Kraft
Kahm ihn ein Bauer in Dienſte, dem er für Fünfzig ſchafft,
Doch auch für Zwanzig ſpeiſ't er an Fleiſch, Gemüſe und Brod!
ermel, der iſt ein Burſche von echtem Korn und Schrot!

Abends kam er zum Hofe und ſchnarchte die ganze Nacht,
Daß der Bau erzittert. Als er ſpät erwacht,
Da riefen ſie: „„Du Faulpelz, was ſchläfſt du nur ſo lang!““
r aber ging zur Scheuer, wo man die Flegel ſchwang.

Und als er den Haufen Getreide auf der Tenne erſchaut,
Da ſprach er zu den Knechten: „„Ihr ſeid auch das rechte Kraut!
So arbeiten die Zwerge! Nun laſſet raſch den Ort!““
Und Einen nahm er beim Flügel, die Andern ſtoben fort.

Dann aber ging er eilig in den großen Tann,
Eine ſchlanke Fichte ſchnitt der ſtarke Mann,
Dazu einen knorrigen Eichblock, Beides band er zurecht:
„„Nun hab ich den rechten Flegel!““ rief fröhlich der junge Knecht.

So kehrte er zum Gehöfte. Das breite Scheunendach
Kahm er von Mauern und Balken vorſichtig und gemach;
Dann gab er ſich ans Dreſchen: die ganze Garbenwucht
Verlor in einer Stunde des Weizens goldne Frucht.

Und als er das Stroh beſeitigt, nahm er das Scheunenthor
Aus den feſten Angeln und hob es leicht empor,
Und braucht' es dann als Wanne, er ſchwang es hin und her,
Da ſah man im Getreide bald keinen Unrath mehr.

„Zur Mittagszeit war Hermel ſchon an der Arbeit Ziel,
Dach und Thür war gefüget aufs Neu, als wär's ein Spiel.
Und in üppigen Haufen lag auf der Tenne das Korn;
Die Knechte kamen gelaufen, ihnen war's in den Augen ein Dorn."

Der Herzog hört mit Staunen die wunderbare Mär.
„Hör," ſo ſpricht er zum Vogte, „ſchaff' den Burſchen her!
Der Bauer ſoll ihn ſenden, erklär' ihm dies Gebot;
Auch wir ſind bald am Aernten, da thut uns Hülfe noth!"

2. Wie Hermel an den Hof kam und die Heuärnte vollbrachte.

In hoher Sommerfülle ſtand prächtig der ganze Gau,
Sammtgrün, laubwogend, üppig lagen Wald und Au,
Durch die blumigen Wieſen rauſchte die Senſe ſcharf,
Der Duft ſtieg aus den Schwaden, die der Mäher warf.

Da ſtieg zum Herzogsſchloſſe Hermel der Starke hinauf;
Sein Gang war wohl bedächtig, doch ſchien er Allen im Lauf.
So ſtreckten ſich lang die Beine. Es war ſo weit ſein Schritt
Wie von Siebenmeilenſtiefeln; Keiner konnte mit.

Arm' und Schenkel waren wie Marmorſäulen voll,
Die athmende Bruſt von Stärke wie ein Feuerberg ſchwoll,
Wie eine Burg auf Felſen ſaß auf den Schultern das Haupt,
Umfangen von wirren Locken, wie Hügel von Wäldern umlaubt.

Alſo groß geſtaltig, mit dem Rieſenbau,
Bot er ſchreckhaft gewaltig eine furchtbare Schau;
Aber das milde Auge, der rothe, wohlwollende Mund
That dem prüfenden Blicke lauter Güte kund.

Der Herzog ſah ihn vom Fenſter herſchreiten aus der Fern,
Da bebte doch in Aengſten das Herz dem ſchwarzen Herrn,
Es war ihm der Bauernjunge zu hoch und ungeſchlacht,
Er meinte: „Solcher ein Dutzend gefährden meine Macht!“

Und als er ihn empfangen, da rief er: „Friſch, Geſell!
Mach' dich auf die Sohlen in die Wieſen ſchnell!
Unten im tiefen Thale heuet mein Ingeſind,
Spute dich, damit es deine Hülfe gewinnt!“ —

Mit gutmüthigem Lächeln zog hinab der Fant,
Wo die Leute ſchafften. Es wurde grad beſpannt
Ein himmelhoher Wagen von ungeheurer Laſt,
Vier breitſtirnige Stiere holte man von der Raſt.

Die ſollten ihn heimwärts ziehen. Man fügte ihnen das Joch,
Dann trieben rufend die Knechte, ſie ſchwangen die Peitſchen hoch;
Vergebens war die Mühe, den Thieren fehlte die Kraft,
Auch hielt der ſumpfige Boden die Räder feſt in Haft.

Wie die eitle Arbeit der ſtarke Hermel ſah,
Ein lautſchallend Gelächter erhob der Burſche da.
Laut ſchimpften ihn die Knechte: „Halte das freche Maul!
Du möchteſt beſſer helfen, als zu ſtehen träg und faul!“

Nicht zweimal ließ er ſich's ſagen. Er nahte dem Wagenzug.
Hei, wie er mit den Fäuſten auf die Ochſen ſchlug!
Doch ſtatt weiter zu ziehen, ſtürzten ſie zu Grund,
Die Thiere waren erſchlagen, — die Knechte hielten den Mund.

Sie ſtierten mit Naſ' und Augen auf den neuen Genoß,
Den all ihr Schelten und Drohen nicht länger mehr verdroß;
Er blieb bei ſeinem Werke und warf das todte Vieh
Noch auf den beladenen Wagen. So was ſahen ſie nie.

Dann griff er an die Deichſel, er that es ganz allein,
Und zog die Wucht der Bündel, ohne Gram und Pein,
Aus den feuchten Wieſen; er ging den Bergpfad fort;
Bald hielt er vor dem Schober beim Schloß am rechten Ort.

Die ganze Heuärnte lagert er über den Stall,
In die Küche trug er die todten Ochſen all.
Er war lange fertig mit ſeinem Meiſterſtück,
Da kehrte bleich vor Schrecken das Ingeſind zurück.

Es ward die mächtige Kunde vom Herzog kaum geglaubt,
Zuletzt da ſchüttelt' der Schwarze mürriſch das wirre Haupt.
Er ſprach: „Der rohe Burſche ſei von der Wirthſchaft entfernt!
Ich ſtell' ihn an, wo beſſer er Brauch und Sitte lernt!“

3. Wie Hermel Stalljunge wurde.

Am andern Morgen rief er den ſtarken Hermel herein
Und ſprach mit falt'ger Stirne: „Solch Werk kann nicht gedeihn!
Vier Stiere haſt du erſchlagen, — du erſchlügeſt die Herden all,
Wenn du beim Landbau bliebeſt, leer würden Weide und Stall.

„Drum hab' ich mich beſonnen auf einen andern Plan.
Da du in den Wieſen mir ſolchen Schaden gethan,
Meinen Rittern und Reitern geb ich dich als Knecht;
Die rauhen Fäuſte und Sinne ſetzen ſie dir zurecht.

„Hundert Mannen und Roſſe ſind in jenem Bau,
Die mir die Ordnung wahren als Hüter im weiten Gau,
Stalljunge ſollſt du werden dort zur heutigen Friſt,
Für Streu und Futter ſorgen, auskehren ſollſt du den Miſt."

Gutmüthig lächelt Hermel zu dem barſchen Befehl;
Furchtlos vor dem Herzog ſteht er, meiner Seel! —
Er wendet ihm den Rücken und geht in den Hof hinab,
Wo er ſich geduldig zu den Reitern begab.

Es ſah der ſchwarze Herzog ihm befriedigt nach,
Daß der Bauernjunge ihm nicht widerſprach,
Sondern fröhlich folgte. Höflinge prieſen den Rath,
Und nannten ſein Denken Weisheit, ſein Handeln rettende That.

An der üppigen Tafel hörte er nur ſein Lob,
Sie dauerte heut viel länger, weil man ihn erhob
Hoch zu Sonnen und Sternen. Bei Wild, Geflügel und Wein
Schwärmten Alle freudig in den hohen Tag hinein.

nd nach Tiſch da ſtanden ſie am Fenſter im Kreis,
lle Reden tönten noch des Herzogs Preis:
ieh, da gab es im Hofe plötzlich ſeltſame Schau,
s wandten ſich die Blicke drüben zum Ritterbau.

us dem Thor floh jählings ein derber Reitersmann,
anz in Stahl gerüſtet. Eh er den Grund gewann,
chlug er in den Lüften die Beine kreuz und quer,
ände und Arme griffen wie Windmühlflügel umher.

o ſeltſam war der Anblick, die Höflinge lachten laut
nd hielten ſich die Rippen; doch wie man weiter ſchaut,
log ein Zweiter und Dritter durch das offne Thor,
ald war es ein ganzes Dutzend, endlich ein ganzer Chor.

a ward der Scherz zum Ernſte. Der Herzog mit den Herrn
türmten zum Hof hinunter, ſie wollten erfahren gern,
er den Lärm bereitet; da ſahen ſie zur Friſt:
s zappelten hundert Reiter, geworfen auf den Miſt!

och aus dem Thor trat lachend Hermel der Starke heraus
nd rief in den bunten Haufen, der ſich verwirrte kraus:
Ihr wolltet mich vernichten mit Eurem Spott und Hohn?
i, Ihr kecken Geſellen, da habt Ihr Euren Lohn!

Ihr meint: ein Bauer vermöge nur zu fegen den Stall!
a warf er als eitel Miſt Euch auf den Miſt nun all!
eut hab ich nur geſcherzet, einſt kommt auch ſicher der Tag,
o Ihr merkt, was der Bauer mit den Fäuſten vermag!"

Wie Donner war die Stimme, die Reiter zitterten ſehr,
er Herzog mit den Herren zitterte noch mehr.
r ſprach: „Der Burſche taugt nicht für den Hof und das Schloß,
üngſt ſchlug er mir die Stiere, jetzt prügelt er mir den Troß.

„Ich will ihn mir nützlich machen in dem tiefen Wald,
Bei den Förſtern draußen ſei fürder ſein Aufenthalt!
Wo Wölfe und Bären hauſen, wo der Eber wühlt,
Bei den wilden Beſtien wird ihm der Muth gekühlt!“

1. Wie Hermel im Walde ſchaffte und den Eber jagte.

Es dauerte nicht gar lange, da ging mit rüſtigem Gang
Zum Forſte der ſtarke Hermel; die Buchen und Eichen entlang
Zog er mit heiterm Muthe. Ihm ward das Herz ſo weit
In der ſchönen, grünen, duftvollen Einſamkeit.

Ihn heimelt an ſo innig des Waldes gewölbter Bau,
Die Stämme mit hohen Laubkronen bieten ſo ſtolze Schau,
Der Thau blitzt an den Gräſern wie lauter Demantpracht,
Es geht ſo heimlich Leben durch die umgrünte Nacht.

Hoch aus den ſchwanken Gipfeln tönt der Droſſel Geſang,
Unten rauſchen die Bäche mit ſüßmurmelndem Klang,
Hirſche und Rehe durchgraſen der Halme ſchlanken Wuchs,
Neugierig ſchaun ſie herüber, es flieht der Wolf und der Fuchs.

Die frommen Thiere hegten nicht Furcht vor dem Geſell,
Es ſtand ihm ja die Güte an Stirn und Augen hell.
So klug iſt ſtets die Einfalt. Was raubet und zerreißt,
Das war ihm Stand zu halten nicht kühn genug und dreiſt.

So fand er bald die Förſter; ſie waren bieder geſinnt:
Im Wald und auf dem Meere da bleibt der Menſch wie ein Kind.
Sie trugen weiche Herzen unter Kleidern borſtig, roh.
Da ward auch Hermel der Starke ſeiner Arbeit froh.

Mit den Waldleuten ſandten ſie ihn ins Forſtbereich,
Daß er Stämme fälle mit hoch erhobnem Streich.
Hei, wie klang ſein Axtſchlag durch den Eichendom!
Die Holzung rollte er flößend nieder an den Strom.

Das war ſo recht ſein Leben; da kam ins Förſterhaus
Die Kunde, der Herzog zöge mit den Herrn hinaus,
Den großen Eber zu fällen, welcher ohne Raſt
Die Felder der Gegend verwüſte, ein unſaubrer Gaſt.

„Groß iſt er ſchier wie ein Ochſe.“ ſo ſagten, die ihn geſchaut;
„Es prallen Pfeil und Speere ab an ſeiner Haut;
Er reißt mit gekrümmtem Zahne, der groß wie ein Auerhorn,
Junge Eichen nieder, reizt man den Borſt'gen zum Zorn.

„Wer das Unthier tödtet, ſei's mit Stich oder Stoß,
Den ehrt und rühmt der Herzog vor allen Andern groß!“ —
Als das die Förſter hören, naht ſchon der prächtige Zug,
In der Waldesſtille blitzen Waffen genug.

Da wurden die Treiber geſendet, Hermel war dabei,
Die ſchlugen an die Stämme und huben ein laut Geſchrei,
Die muthigen Rüden bellten hell und heiſer und dumpf,
Sie fanden die Spur des Thieres in einem verwachſenen Sumpf.

Bald war es daraus vertrieben. Hei, wie es wild und ſcharf
Windhunde und heulende Bracken mit blutigem Hauer warf!
Roth funkelten die Augen. Hermel ſah die Flucht;
Da jauchzte er auf und ſtürzte ihm nach in die waldige Schlucht.

Er hetzte das Thier ins Dickicht, durch Tiefen und über Höhn,
Fern und ferner erklang ihm der Jagdhörner Getön.
Weit flogen ihm nach die Haare, die Bruſt hob mächtig ſich auf,
Sein Fuß klang donnernd am Boden, es war ein ſtolzer Lauf.

Den ſchwarzen borſt'gen Geſellen griff er endlich am Schweif,
Die andre Fauſt dann ſetzt er ihm in den Nacken ſteif.
So hob er das Thier in die Lüfte. Als es den Boden verlor,
Da ſträubt es ſich, dumpf grunzend, Schaum dringt am Maul hervor.

Doch was hilft ihm die Stärke? Hermel iſt ſtärker noch,
Es laſten ſeine Hände wie ein ehernes Joch;
Er lacht und ſpricht: „Lebendig bring' ich den Jägern das Thier!“
Bald ſchreitet er mächtig heimwärts durch das grüne Revier.

Mit dem Eber kommen ſehn ihn die Jäger von fern,
Friſch und unbefangen trug er ihn vor die Herrn.
Sie bebten vor Angſt und riefen: „O du Unverſtand!
Gleich entreißt ſich die Beſtie der ungeſchickten Hand!

„Wehe dann uns Allen! Kommt dieſer Hauer zum Stoß,
Dann ſind wir ſchnöd verloren — Tod iſt unſer Loos!“
Doch Hermel ſpricht: „Ihr Haſen!“ Und im Augenblick
Zerret er an dem Thiere und bricht ihm das Genick.

Dann wirft die todte Sau er auf den Boden hin.
Da wird den furchtſamen Herrn wieder wohl im Sinn;
Sie meſſen des Thieres Länge, ſie wiegen das ſchwarze Haupt,
Befühlen die Hauer, — Niemand hat ſolche Größe geglaubt.

Doch in ſeinem Schrecken blieb der Herzog erſtarrt:
Hermel, des ſtarken Recken, bloße Gegenwart
Macht ihm das Blut gerinnen. Er bedachte des Burſchen Tod,
Da von ſeiner Stärke Allen das Ende droht.

5. Wie Hermel den Schloßbrunnen fegte.

Als der Herzog heim kam, ſann er lang und breit,
Wie er den Hermel verderbe. Ihn im offnen Streit
Zu bekämpfen und tödten, dazu war Keiner ſtark:
Es hätt' ihm alle Mannen erſchlagen der Sohn der Frau Mark.

Als er ſo ſinnend da ſaß, trat in das hohe Gemach
Der alte Vogt vom Hofe, der alſo zum Herzog ſprach:
„Der Brunnen bei dem Schloſſe iſt voll Schlamm und Koth,
Trübe iſt drin das Waſſer, die Reinigung thut noth!“ —

Da fuhr ein kühner Gedanke dem Herzog durch das Hirn,
Es flammen ihm die Augen, es glühet ihm die Stirn.
Er rief: „Da iſt Hermel grad der rechte Mann!
Wir tödten ihn in der Erde, wo er nicht rühren ſich kann!“ —

Der Vogt that, wie ihm befohlen, und ſandte in den Wald;
Ungern verließ der Starke den heimlichen Aufenthalt,
Der ihm lieb geworden. Doch ſträubte er ſich nicht:
Er hielt ein ſtreng Gehorchen für ſeine erſte Pflicht.

Auf dem Hofe ſtieg er gleich in den Brunnen hinab,
Wo ihm der falſche Herzog erdacht ein tiefes Grab.
Hundert Klafter ging es in die Erde hinein,
Es fiel aus den Sonnenhöhen kaum der Strahlenſchein.

Da wälzten die Edelinge Geſteine dick und groß
Nieder auf den Geſellen und jauchzten: „Jetzt ſind wir ihn los!“
Doch rief er luſtig: „Jagt mir die Hühner vom Brunnenrand,
Sonſt kann ich nicht ſchaffen; ſie ſcharren in die Augen mir Kies und Sand!“ —

Wie war man rings verwundert! Doch der Herzog ruft:
„So werfet mir den Mühlſtein auf den ſtarken Schuft!“
Mit mächtigen Hebebalken holten ihn zwanzig Mann,
Und donnernd polternd rollt er in den Brunnen ſodann.

Aber Hermel jauchzte: „Ich dank' Euch dort in den Höhn,
Das iſt ein prächtiger Kragen dauerhaft und ſchön!“
Sie ſchauten hinab, da ſtand er, im Loche des Steins den Kopf,
Es ſang ein Lied bei der Arbeit der unbefangene Tropf.

Wohl faßte ſie das Entſetzen ob ſolcher Körperkraft.
Der Herzog rief: „Vom Thurme jetzt ſchnell die Glocke geſchafft!“
Wohl fünfzig Männer ſchleppten ſie an mit Hebel und Seil,
Sie ſchrie im Fallen, da hieß es: „Jetzt hat er ſicher ſein Theil!“

Doch Hermel hielt nur ein wenig in ſeinem heitern Geſang
Und meinte: „Geſtrenge Herren, ich dank' Euch mein Leben lang
Für die herrliche Mütze! In Regen und Wettergraus
Soll ſie treu mir dienen, ſie hält mir ewig aus!“

Und als ſie niederblickten, da ſaß ihm wie ein Hut
Die Glocke auf den Haaren; doch mit gutem Muth
Sang und ſchaffte er weiter. Die drohende Gefahr,
Der Beſſerlinge Verruchtheit entging ihm ganz und gar.

Sie eilten in die Küche, zu ſieden Oel und Blei,
Da trugen ſchon die Köche die großen Pfannen herbei,
Dazu die rieſigen Keſſel, die Flammen glühten hell:
„So erſtick' in Qualm und Hitze“, ſo knirſchten ſie, „der Geſell!“

Schier waren ſie zu Ende, faſt kam die Brühe zu Stand,
Indeß ſchuf unverdroſſen des Knechtes nervige Hand;
Rüſtig aus dem Brunnen warf er Schlamm und Stein,
Bald floß unten die Quelle wie Kryſtall ſo rein.

Und als man glühend brachte das teufliſche Gebräu,
Da trat der ſtarke Hermel ans Tageslicht aufs Neu,
Den Mühlſtein trug er als Kragen, die Glocke trug er als Hut,
Seltſam anzuſchauen. Den Feinden ging der Muth.

6. Wie Hermel den Drachen erlegte.

Und wieder ſaß der Herzog auf ſeinem hohen Saal,
Ihm machte Hermel's Stärke noch immer Pein und Qual.
Er ſprach: „Durch Menſchenhände geht er nicht zu Grund;
Ihr Herren, redet, wer thut hier den beſten Ausweg kund?“

Da erhob Einer die Stimme: „In den rheiniſchen Gaun
Liegt ein ſteiles Gebirge, weit iſt's im Land zu ſchaun,
Dran ragt ein ſtarrer Felſen, eine Höhle führt hinein,
Und es hauſt ein wilder Drache in dem klüftigen Geſtein.

„Es nahte ſich ungeſtraft noch Keiner des Unthiers Schlucht,
Wenige ſahn es von Weitem und retteten ſich durch Flucht,
Der Drache zerſtörte Schiffe, und Krieger fraß er manch Heer;
Mit dem laßt Hermel ſtreiten, dann kehrt er nimmermehr!“

Der Rath gefiel dem Herzog, man rief den Hermel herein,
Da hieß es: „Du ſollſt den Drachen tödten am grünen Rhein!“
Deß freute ſich der Recke; die Kraft verlangt nach That.
Man zeigte ihm die Wege, die er mit Luſt betrat.

Am Strand des Stromes ſchritt er mit klingendem Fuß hinauf.
Die Flüſſe, die thalwärts tobten, hemmten ihm nicht den Lauf.
Nicht dichtverworrene Wälder, auch ſchilfige Sümpfe nicht
Hielten ab den Recken von ſeinem Drang zur Pflicht.

Nun war es gegen Abend beim rothen Sonnenglühn,
Als er die Berge erreichte, die ſich ſtolz und kühn
In die Lüfte heben und ſich ſpiegeln im Fluß:
Alles war vergoldet von des ſcheidenden Lichtes Kuß.

Voll Aerger merkte Hermel, daß zu ſpät er kam,
Weil ſchon im tiefen Felſen der Drache ſein Lager nahm,
Denn nur bei hellem Tage kroch er aus dem Grund;
Der Recke ſah der Höhle funkelnd glühenden Schlund.

Kalt pfiff der Wind von den Höhen, eiſig kam er vom Rhein.
Da zündet Hermel ein Feuer von häuſerhohem Schein,
Tannen und Eichen warf er in die mächtige Glut,
Rings die Gegend lohte, es leuchtete hell die Flut.

Herrlich war der Anblick. Doch ward zu lang die Nacht
Dem kühnen jungen Burſchen; als kaum der Tag erwacht,
Da hob er einen Felsblock gewaltig in der Fauſt,
Den donnert er in die Höhle, daß es tief in der Erde brauſt.

„Ich muß den Alten wecken!“ rief er, „nicht ſo faul!“
Und am Schlunde zeigte ſich feuerſprühend ein Maul,
Augen groß wie Teller, Zähne gewaltig ſcharf.
Hei, wie den zweiten Felsblock er auf das Unthier warf!

Der Stein fuhr in den Rachen, ein ſpitzer mächt'ger Keil,
Da nahm ſich erſt zum Sturze der Drache neue Eil;
Man ſah ihn wachſen und ſchwellen, ein laut Gebrüll erklang.
Wohl an hundert Ellen ſchien das Ungethüm lang.

Mit feſten Schuppen gepanzert war der Leib ihm ſteif,
Weite Ringe ſchlug er mit dem ſchlängelnden Schweif,
Es trugen ihn Krallenfüße; ſo ſchoß er pfeilſchnell her,
Wo Hermel der Starke ſich rüſtet zur kühnen Gegenwehr.

Der Knecht nahm eine Tanne, oben ſtand ſie in Brand,
Die hub er aus dem Feuer. „Nun komm' angerannt,“
Rief er, „du tolle Beſtie!“ — Ruhig hielt er ſie vor;
Dann ſtürzt' er ſie rieſenmächtig in des Rachens feuriges Thor.

Tief trieb er den Stamm ins Gefräße, er ſtieß ihn bis ans Herz.
Da bäumte ſich der Drache in ungeheurem Schmerz.
Hochauf ſchlugen die Flammen, der Athem verging dem Thier,
Wie Sturmwind flog das Röcheln durch das Waldrevier.

Hermel aber lachte: „Das ſchadet weiter nicht!“
Dann ſah er das Blut hinſtrömen im erſten Sonnenlicht,
Es floß in rothen Fluten in das Thal hinein,
So wurde purpurfarbig plötzlich der grüne Rhein.

Dann hieb er eine Tatze von dem todten Leib,
Groß war ſie zwanzig Fuße: „Die trag' ich zum Zeitvertreib
Als Wahrzeichen nach Hauſe, den Herzog zu erbaun!“
Rief's, und rüſtig ſchritt er in die heimiſchen Gaun.

Dort aber von den Bergen ſahn ſie den Rhein voll Blut:
„Was hat das zu bedeuten? Ward an ſeiner Flut
Eine Schlacht geſchlagen, die wegfraß ein ganzes Geſchlecht?“
So fragten die Beſſerlinge, ſie dachten nicht an den Knecht.

Mitten in ihren Zweifeln ſahn ſie Hermel von fern,
Der zeigte im Triumphe die Kralle den blaſſen Herrn;
So löſte ſich das Räthſel, warum der Strom ſo roth.
Da wurden ſie erſt furchtſam, als ſähn ſie den leibigen Tod.

7. Wie Hermel in die Hexenmühle ging und was er dort that.

Als nun ins Schloß gekommen der Herzog mit ſeinem Staat,
Da ſprach er: „Setzt Euch nieder, wir halten einen Rath!
Den Hermel zu verderben wird nöth'ger von Tag zu Tag.
Weil er ſonſt uns Alle jählings verderben mag!

„Menſchen und Ungeheuer bringen ihn nicht zu Fall."
Da nickten mit den Köpfen die ſtrengen Herren all;
Doch ein Alter ſagte: „Sendet ihn hinab
In die Hexenmühle, dort findet er ſicher ſein Grab!"

Allwärts fand das Beifall. Da rief man den Hermel ins Haus,
Der Herzog ſprach: „Die Mühlen im Lande reichen nicht aus,
Um das Mehl zu liefern, wo du ſitzeſt am Tiſch.
Drum geh' zur Hexenmühle und laß da mahlen friſch!"

Doch Jener rief luſtig: „So gebt die Frucht nur her!"
Bettſäcke faltig und bauſchig füllte man ihm ſchwer
Mit goldenem Getreide. Zwei legte man ihm aufs Haupt,
Zwei gab man ihm zu Händen. Wer hätt' es wohl geglaubt,

Daß er ſo viel trüge? Doch ging er leicht und ſchnell;
An der Hecke pflückte ſich der ſtarke Geſell
Noch die Haſelnüſſe. Da lief der Beſitzer zum Hag
Und ſchimpfte und hob den Prügel zu einem tüchtigen Schlag.

Als er den Hermel ſchaute mit der mächtigen Laſt,
Da bracht' er den Mund zum Schweigen und den Stock zur Raſt;
Der Bauer ſchlich nach Hauſe, der Recke lachte auf,
Und als er ſich ſatt gegeſſen, ſchritt er fort im Lauf.

So kam er in den Thalgrund, wo die Mühle ſtand.
Es war ein grau Gebäude, weit gefürchtet im Land,
Weil dort ein Zaubrer wohnte; wohl ließ er Manchen ein,
Der nie wieder kehrte an den hellen Tagesſchein.

Drum ſtand das Haus ſo verlaſſen, täglich zerfiel es mehr:
Doch trat der Knecht ganz furchtlos durch die Thüre her,
Er ſchüttete auf die Frucht, er ſetzte das Werk in Gang,
Das Waſſer rauſcht, die Räder klappern das Thal entlang.

Da kam geſtürzt der Unhold in furchtbarer Geſtalt,
Es ſaß in den dürren Gliedern wahre Teufelsgewalt;
Sie rangen mit einander, es war ein kurzer Krieg,
Hermel trug wie immer von dannen den guten Sieg.

Dann ſchob er den Zaubrer mächtig auf den mahlenden Stein:
Himmel, was hub der Unhold da ein Toben und Schrein!
Aus den Knochen ſtob ihm feurige Funkenglut,
Um Erbarmen bat er mit geknicktem Muth.

Aber Hermel hörte mit lautem Lachen zu,
Er ſchliff das linke Bein ihm ab in guter Ruh,
An dem rollenden Steine zerging ihm Fuß und Knie
Und der ganze Schenkel. Ei, wie der Schwarze ſchrie!

Und dann ließ er ihn laufen; der tobte und fluchte heiß
Und hüpfte fort mit Heulen wie ein Kreiſel im Kreis,
Bis er in eine Ecke ſich jämmerlich verkroch;
Nie mehr ward er geſehen in dem dunkeln Loch.

Hermel fuhr fort mit Mahlen, bis die letzte Frucht
In luftig Mehl zergangen. Dann hub er auf die Wucht
Und trug ſie fröhlich ſingend heimwärts in das Schloß;
Aufs Neue ſahn ihn mit Zittern die Herren und der Troß.

Der Herzog ſprach: „Ein Ausweg bleibt uns in der Noth:
Nur der leibhaftige Satan bringt dem Burſchen den Tod!
Senden wir den Starken zur Hölle nicht hinab,
Dann ſtürzt er uns gewaltſam einſt ſelber in das Grab!“

8. Wie Hermel in die Höll' ſtieg und mit dem Satan wettete.

Der Herzog und die Herren dünkten ſich alle klug,
Sie ſaßen lang im Rathe, und als ſie geredet genug,
Da riefen ſie den Hermel aufs Neu zu des Dienſtes Pflicht;
Sie dachten im falſchen Sinne: „Diesmal entgehſt du uns nicht.“

Es ſprach der Fürſt: „Mein Junge, du biſt in der Arbeit nicht faul,
Aber du wirſt uns verderben mit deinem gefräßigen Maul
Und unerſättlichen Magen. Die Scheunen frißeſt du leer;
Dauert's noch eine Weile, ſo haben kein Vieh wir mehr.

„Um deinen Hunger zu ſtillen, thut viel Geld uns noth!
Drum mach' dich auf die Beine beim frühen Morgenroth,
Du findeſt dort im Gebirge einer Höhle Schlund,
Dort ſteige hinein und wandre in der Erde Grund.

„In den finſtern Tiefen triffſt du Feuer und Glut,
Schwarze Geſellen tanzen drum mit tollem Muth,
Dort liegt das Gold in Haufen; fülle die Säcke all,
Und bringe ſicher heimwärts das funkelnde Metall!“

So dachten ſie ihn zu bringen in des Teufels Gewalt;
Hermel aber lachte, indeß ſie heiß und kalt
Gänſehäute hatten. Was wußte der Recke auch
Von Hölle und von Teufel! Die Angſt war nicht ſein Brauch.

Früh in des Tages Dämmern zog er ſeinen Weg,
Zu der Höhle kam er auf ſteinigem, hartem Steg,
Dann ſtieg er durch die Gänge tief und düſter hinab;
Lang war es kalt und ſchaurig, als ging' es in das Grab.

Endlich kam lichte Helle ihm ins Auge gebrannt.
„Jetzt bin ich an der Schwelle!" rief der kühne Fant.
Da ſah er zahlloſe Feuer in dem fernen Schlund,
An der Thür das Ungeheuer war ein dreiköpfiger Hund.

Dem gab er einen Fußtritt; da kamen ſeltſam her
Geſchwänzte ſchwarze Geſellen in Sprüngen kreuz und quer,
Sie grinſten tolle Grimaſſen und huben ein ſchrilles Geſchrei;
Zuletzt rannte der Satan ſelber grimmig herbei.

Hermel hielt den Bauch ſich, ſonſt hätt' er ſich todtgelacht:
Es hatte ſo wunderbar Weſen noch Keiner ihm vorgemacht.
Da rief der Oberteufel, wie Donner klang ſein Laut:
„Was willſt du in der Hölle, du ungerathenes Kraut?"

„Ich will dein Gold," rief Hermel, und trat mit keckem Schritt
Zwiſchen das Höllengeſindel. Es klang ſo mächtig ſein Tritt,
Der Fürſt in den Finſterniſſen ward wie Kreide weiß,
Schnell ändert er vor dem Starken ſein mächtiges Geheiß.

Denn der Hexenmeiſter mit dem abgeſchliffnen Bein
Aus der verfallenen Mühle hüpfte aus den Reihn
Der grünen und blauen Teufel und flüſterte ins Ohr
Des Obern ſo ſeltſame Worte, daß er die Kühnheit verlor.

Drum hob er alſo beſcheiden zum ſtarken Hermel an:
„Wir ſetzen eine Wette; wenn ſie dein Muth gewann,
So nimm des Goldes Fülle, ſo viel dein Rücken trägt;
Doch ſollſt du mir gehören, wenn meine Stärke dich ſchlägt."

Deß war der Knecht zufrieden. Satan ließ bringen ein Horn,
Wie ein Färberkeſſel hinten, wie eine Flaſche vorn;
Der Teufel blies es mächtig, es bebte das Höllenhaus,
Und in der Nähe gingen zehn große Feuer aus.

„Laß ſehen," rief er freudig, „verſtehſt du ſolchen Schall?"
Da blies auch Hermel ein wenig. Ha, das gab einen Knall!
Gleich Seifenblaſen zerſprang es, ein Stück traf auf die Stirn
Des Höllenfürſten, ihm wackelten Schädel und Horn und Hirn.

Zugleich erloſchen hundert Feuer von dem Wind.
Da ſprach der Oberteufel: „Mein Sohn, nun folge geſchwind!"
Und über ein breites Flußbett, das brannte von Pech und Glut,
That er einen Sprung, der Sprung war untadlig und gut.

Das ließ ſich nicht zweimal ſagen der unfurchtſame Knecht.
Wie ſpannten ſich ihm die Waden! Die Füße ſetzte er recht,
Und hat er auch keine Flügel, wie der ſchwarze Geſell,
Den Sprung des Oberteufels überholte er ſchnell.

Ja, am andern Ufer erſprang er noch einen Berg!
Herr Satan wurde demüthig wie vor dem Rieſen ein Zwerg.
Zum Dritten einen Felsblock wog er in der Hand
Und warf ihn zwanzig Ellen in die Lüfte gewandt.

Nun ſollte auch Hermel ſchleudern. Wie einen Kegelklotz
Nahm er ihn in die Fäuſte, dann aber ſprach er mit Trotz:
„Ehe ich werfe, ſtütze mir die Gewölbe dort
Mit hohen Eichenſtämmen, ſonſt iſt nicht ſicher der Ort.

„Schleudr' ich mit vollen Kräften, ſo ſtürzt die Decke ein,
Und wir alle werden Kinder des Todes ſein!"
Da heulten rings die Schaaren, der Teufel war ſo verzagt,
Daß er weitern Kampf nicht mit Hermel wagt.

Er gab die Wette verloren und ließ ziehen den Fant.
Doch füllte der erſt die Säcke mit der nervigen Hand;
Das Gold und die Edelſteine, die er von dannen trug,
Waren ein Königreich zu kaufen wohl genug.

Wie aber ſtarrten die Herren, als ſie den Hermel ſahn!
Sie waren nicht froh des Goldes, ſie flüſterten ſtill ſich an:
„Zauberei und Hölle ſtören den Burſchen nicht:
Gehen ihm auf die Augen, dann hält er ein ſchwer Gericht.“

9. Wie Hermel in der Schlacht am Birkenbaum ſiegte.

Guter Rath war theuer in des Herzogs Palaſt,
Drum ließen ſie eine Weile nun dem Hermel Raſt.
Doch ihn unſchädlich zu machen, ſandten ſie ihn hinaus,
Wo er glücklich geweſen, in des Forſtes hohes Haus.

Mit den guten Waldleuten that er manchen Gang
Weit in die grüne Wildniß. Es gab da vollen Klang
Die ehrne Axt an den Stämmen; an Kohlenfeuerglut
Hat er nach der Arbeit mit den Geſellen geruht.

Sie liebten ihn Alle treulich, er theilte Luſt und Leid
Mit ihnen jede Stunde. Voller Freudigkeit
Belachte er ihre Schwänke, und traf er ein trauriges Herz,
Gleich fand in ſeiner Seele Nachhall jeder Schmerz.

In tiefer grüner Stille — er war ſo gern verbannt —
Verlebte er ſchöne Tage. In das bebaute Land
Dachte er nie zu kehren. Gern blieb er dem Hofe fern:
Es taugt nicht, Kirſchen zu eſſen mit den großen Herrn!

Doch einſtmals kam ein Bote zu Roß im raſcheſten Lauf
Und rief: „Ihr Waldleute, machet Euch hurtig auf!
Du, Hermel, rüſte vor Allen! Unhemmbar ſtrömt der Feind
Ueber des Landes Gränzen, der Schrecken iſt, wo er erſcheint!

„Wir gehen ſtracks entgegen dem blutig rothen Krieg.
Drum wappnet Euch, Ihr Männer! Unſer iſt der Sieg,
Wenn vereint wir ſtehen für Heimat, Haus und Heerd,
Für die Sitze, die wir lieben, den Acker, der uns nährt!“

Da zogen ſie all aus dem Walde, eine keckwilde Schaar,
Die Aexte hochgeſchwungen, ſtruppig Bart und Haar,
In Thierfelle gekleidet. Vor Allen hoch und ſtark
Ragte mit kräftigen Gliedern der Sproſſe der Frau Mark.

Sie ſtießen im weiten Blachfeld zu des Herzogs Heer,
Da wallten bunt die Fahnen, es glänzte Spieß und Speer.
Und ein jauchzender Aufſchrei tönte nah und fern:
Heute ſahn Ritter und Knechte den ſtarken Hermel gern.

So waren ſie vollzählig. Laut herrſchte des Herzogs Wort,
Da ſchoben die Heermaſſen ſich weithin wogend fort,
Es ging zum Birkenbaume im Weſtfalenland.
Dort nahmen die blonden Deutſchen den feſten Kriegerſtand.

Als kaum ſie ausgeruhet, kam der Feind aus Oſt:
Zahllos ſchwellen die Schwärme, wie ein Waldſtrom toſt,
Der ſich nach dem Gewitter hoch vom Gebirg ergießt
Und immer mächt'ger wachſend die Thäler überfließt.

Es war ein ſcheußlich Geſindel, ſchmutzigen Thieren gleich,
Schwarz floſſen die ſchlichten Haare, ihr Antlitz war gelb und bleich,
Die geſchlitzten Augen erglühten liſtig und ſchlau,
Sie fraßen gierig wie Wölfe, es war eine garſtige Schau.

Die einen ritten auf Roſſen, die andern gingen zu Fuß,
Auch wußten alle trefflich, wie man ſtehlen muß!
Ihr Reden war wie Grunzen. So kam heran die Schaar,
Geführt von ihrem Etzel Nebukadnezar.

Die Weſtlichen riefen: „Es lebe Schönheit und Bildung frei!“
Die Oeſtlichen riefen: „Es ſiege für ewig die Sklaverei!“
Dann ſtürzten ſie auf einander, das war eine Glut und Wuth,
Bis an die Knöchel wateten beide in ihrem Blut.

Hei, wie fegte Hermel in den feindlichen Schwarm!
Wo er nur erſchienen, ward den Barbaren warm;
Er mähte ſie in Reihen, wie er gemäht das Heu,
Sie ſtoben vor ſeinen Streichen, wie im Winde die Spreu.

Er ſelbſt war unverwundbar; mit Schuß und Stich und Stoß
That Keiner ihm was zu Leide. Er kämpfte ruhelos,
Bis er die Schlacht gewonnen. Am Boden lag Mann an Mann,
Es war nur ein kleines Häuflein, das heimwärts nach Oſten rann.

Um ſeine Niederlage ferne kund zu thun.
Die Weſtlichen aber begannen vom Kampfe auszuruhn.
Wie jauchzten da die Krieger dem Hermel zum Ruhm und Lohn!
Hundert- und tauſendfältig klang an den Himmel der Ton.

Was galt da der ſchwarze Herzog, was galt da der Herren Schaar?
Dem Retter des Vaterlandes rief man laut und klar:
„Heil dir, du ſtarker Hermel! Heut iſt dein Ehrentag!“
Sie wurden es herrlich inne, was ein ſchlichter Mann vermag.

Da haben die Beſſerlinge erſt große Augen gemacht,
Faſt wünſchen ſie, der Etzel habe gewonnen die Schlacht
Und ſie wären ihm dienſtpflichtig als Vaſallen und Ingeſind. —
Dem Ruf der kommenden Zeiten waren ſie taub und blind.

10. Wie Hermel den Beſſerlingen ein Ende machte.

Nach dem herrlichen Siege rückte der ſtarke Knecht
Den ſchweren Mühlſteinkragen an ſeinem Hals zurecht,
Dann ſetzte er luſtig aufs Ohr ſich den ſtarken Glockenhut
Und ſchritt mit den Waldleuten zum Forſte wohlgemuth.

Die verlaſſene Arbeit begannen ſie aufs Neu,
Sie blieben als treue Leute dem alten Werke treu;
Zu ſchaffen und wirken, das gibt die rechte Luſt,
Zufrieden macht es die Seele, freudig macht es die Bruſt.

Doch ließ es die Herren nicht ruhen. Zu derſelben Friſt
Schmiedeten ſie heimlich eine verderbliche Liſt:
Dem Starken mit den Genoſſen wollten ſie an die Haut,
Drum ward mit kühner Schlauheit ein friſcher Plan gebaut.

Es war ein heller, blauer, heißſonniger Sommertag,
Hermel mit den Leuten fällte tief im Hag
Gewaltige Eichen und Tannen. Doch als der Mittag kam,
Legten ſie ſich zum Schlafe, ſonder Harm und Gram.

Zwiſchen den abgehauenen Stämmen hingeſtreckt,
Da ſchnarchten die guten Leute, vom Schatten zugedeckt,
Den die welkenden Zweige noch ſtreuten im Untergang;
Von dichtem Holz und Laubwerk hob ſich ein Wall entlang

Um die müden Schläfer. Es war ſo ſtill der Wald,
Nur von ſingenden Droſſeln und ſummenden Bienen durchſchallt,
Nur durchwallt vom Bache, der durch die Wildniß klang,
Nur von den Blättern durchflüſtert, durch die ein Lüftchen ſich ſchwang.

Da kamen mit ihren Schergen die Beſſerlinge an,
Halb grimmig und halb furchtſam verfolgten ſie ihre Bahn,
Und als ſie die Schlafenden ſahen, waren ſie hocherfreut,
Sie grinſten mit leiſem Flüſtern: „Wir morden den Starken heut!“

Sie häuften mit ſchnellen Händen um den Ruheort
Gezweige, Holz und Reiſig, — hier war es friſch, dort gedorrt, —
Daß wie eine ſchroffe Mauer es in die Höhe ſtand,
Und dann an allen Ecken ſteckten ſie es in Brand.

Fort hob ſich aus den Aeſten ein Qualm ſo dunkel und ſchwarz,
Es roch nach grünen Blättern und duftigem Fichtenharz,
Der Ort war rings umhüllet, die Nachbarn ſahn ſich kaum;
Doch plötzlich quoll die Flamme rothglühend über den Raum.

Es wogte ein Meer von Feuer unter dem dicken Duft,
Dann ſtieg eine ſchreckliche Säule hoch wachſend in die Luft,
Ueber des Waldes Gipfeln ſtand ſie mit grellem Licht.
Weh, welch jäher Aufſchrei jetzt den Wald durchbricht!

Das iſt der Beſſerlinge wildfreches Siegsgeſchrei,
Sie wähnen vom ſtarken Hermel ſich erlöſet und frei,
Sie halten um das Feuer einen wüſten, ſcheußlichen Tanz,
Beleuchtet recht wie Teufel von dem Flammenglanz.

Ihr jubelt viel zu frühe! O, ſeht, welch furchtbares Bild!
In einem jähen Sprunge ſpringt zorngeſchwollen wild
Mit glühend rothen Augen, mit verſengtem Haupt
Durch die Gluten der Mann, den ſie ſchon todt geglaubt.

Ein rothes Geſpenſt erſcheint er, das durch die Lüfte ſauſt,
Beſchworen von dem Haufen. Wie er das Holz durchbrauſt!
Alle ringsum erſchrecken ob der Erſcheinung Macht;
Hermel ſteht am Boden, daß der Waldgrund kracht.

Und donnernd ruft er: „Biſt du es, nichtswürdiges Geſchlecht,
Dem ich in Treu und Demuth gedient als ſchlichter Knecht,
Das fechtend ich errettet vom ſtruppigen Barbar?
Du legteſt mir viele Fallen, jetzt mordeſt du mich gar?!

„Heut iſt der Tag der Erkenntniß, heut iſt der Rache Tag!
Alles will ſich befreien, was in Euren Banden lag;
Wir wurden genug geſchunden, Eure Zeit iſt vorbei,
Vorbei die Zeit der Knechtſchaft, jetzt jauchzen wir frank und frei!“

Vor Kampfluſt und Kraft ſich bäumend, nahm er den Feuerbrand
In die ſchwieligen Hände. Wer in der Nähe ſtand,
Erlag gleich ſeinen Streichen. Es gab ein blutiges Bad;
Um das Feuer zu löſchen, reichte der Blutſtrom grad.

Wenige nur entflohen über Land und Meer,
Eigennutz und Selbſtſucht trieben ſie wild umher;
Wo ſie Ruhe gefunden, wo die Scholle auf ſie fiel,
Keiner kann es künden. Das war der Flüchtigen Ziel. —

Aber rings in den Gauen herrſchte ſeit jener Zeit
Friede, Glück und Segen und Gerechtigkeit.
Gut wurden alle Menſchen, ſie ſtanden ſich Alle gleich:
Es kam mit goldnen Tagen das tauſendjährige Reich.

Gunhilde.

Es kniet in brünſtigem Gebet
Gunhild, die junge Nonne,
Ob durch den Raum die Nacht auch weht,
Ihr leuchtet andre Sonne.
Sie kniet vor dem Marienbild,
Es iſt ihr Troſt, ihr Hort, ihr Schild
Die heil'ge Mutter Gottes.

Doch plötzlich fährt ſie auf und bebt,
Seitwärts ertönt ein Flüſtern,
Des Kloſters Beichtiger erhebt
Die Hände dort im Düſtern.
Er iſt dem Bilde ſtill genaht,
Es ſcheint, er bittet, wie ſie bat,
Zur heil'gen Mutter Gottes.

Sie hebt ſich ſtill und läßt den Ort,
Er ſteht ihr gleich zur Seite,
Sie eilet zu der Zelle fort,
Er gibt ihr das Geleite.
Er ſpricht: „Zieh mit zum heil'gen Land,
Laß beten uns, wo einſt ſie ſtand,
Die heil'ge Mutter Gottes!“

Es klingt ſein Wort ſo keuſch und rein,
Es tönt ſo fromm ſein Locken;
Die ſüßen Bilder gehn ihr ein,
Iſt ſie auch tief erſchrocken.
Sie wird der Sehnſucht nicht mehr ſatt,
Zu wandeln, wo gewandelt hat
Die heil'ge Mutter Gottes.

Sie läßt in tiefer Mitternacht
Die friedlich ſtille Zelle,
Der Prieſter ſteht ſchon auf der Wacht
Dort an des Kloſters Schwelle.
Sie ziehn durch Haide und Gefild,
Indeß ihr frommes Loblied ſchwillt
Zur heil'gen Mutter Gottes.

So kommen ſie in einen Wald,
Verworren, tief, umdunkelt,
Der falſche Beicht'ger hält alsbald,
Sein ſchwarzes Auge funkelt.
Gunhild umſchlingt er voller Kraft:
„O, du biſt meine Leidenſchaft,
Mehr als die Mutter Gottes!

„Du wunderbares Menſchenbild
Mit deinen blonden Haaren,
Mit deinen Augen ſüß und mild,
Laß mich dir's offenbaren:
Wahnſinnig haſt du mich gemacht!
Dich betet an, der ſtets gelacht
Der heil'gen Mutter Gottes!"

Doch als er kaum das Wort gesagt,
Da liegt er todt am Grunde.
Gunhilde flieht erschreckt, verzagt
Lang in der Wildniß Runde.
Voll Schmutz das Kleid, voll Blut der Fuß,
Doch bringt sie stets aufs Neu den Gruß
Der heil'gen Mutter Gottes.

Wohl war's ein böser, trüber Pfad
Heim an die Klosterpforte,
Und als sie in die Kirche trat,
Da fand sie kaum die Worte;
Sie klagte sich der Sünde an:
„Ach, Schmähung hab' ich angethan
Der heil'gen Mutter Gottes!" —

Die Schwestern hören staunend zu,
So seltsam klingt die Märe.
Die Mutter spricht: „O, daß wie du
Von uns doch Jede wäre!
Doch auch die Demuth hat ihr Ziel,
Erniedrige dich nicht zu viel
Der heil'gen Mutter Gottes!

„Der falsche Priester wohl entfloh,
Wir sahn ihn nicht seit Wochen;
Doch bliebst du treu und andachtsfroh,
Was hättest du verbrochen?
In Kirch' und Zelle allezeit
Hast du dich treu dem Dienst geweiht
Der heil'gen Mutter Gottes!" —

Gunhilde wird es licht im Sinn:
Seit ſie entfloh dem Hauſe,
Da hat die Himmelskönigin
Gewohnt in ihrer Klauſe.
Sie ſchweiget ſtill, ihr Auge loht,
Sie betet bis zum ſel'gen Tod
Zur heil'gen Mutter Gottes!

Die Junker von Neſſelrath.

Der bergiſche Herold durchziehet das Land
Und ruft in die Burgen: „Nun ſeid zur Hand!
Kurköln und Geldern rüſten ſtark
Gegen Brabant und Jülich und Berg und Mark!“
Den Freiherrn und Junkern iſt er genaht,
Er mahnt auch den Ritter von Neſſelrath.

Da feget der Alte raſch durch das Haus,
Die Panzer und Schwerter ſucht er heraus,
Stallbuben ſäubern das Pferdegeſchirr,
Durch Hof und durch Halle erſchallt das Geklirr.
Sieben Söhne ziert er mit Ritterſtaat,
Dann ruft nach den Roſſen Herr Neſſelrath.

Und wie er aufſteigt mit der rüſtigen Schaar,
Wird erſt ſein Treiben die Burgfrau gewahr:
„Die Knaben willſt du mir führen zum Streit?
Man ficht nicht mit Kindern, du biſt nicht geſcheidt!“
Doch lacht er: „Als Knaben nehm' ich ſie grad,
Daß als Ritter ſie kehren nach Neſſelrath.“

Wohl ſpricht ſie noch manches vergebliche Wort,
Er grüßet ſein Weib, dann reitet er fort,
Es grüßen die Söhne die Mutter zumal
Und ſtürmen ihm nach in das dampfende Thal.
Dort ziehen ſie manchen gewundenen Pfad,
So ſchwinden die Thürme von Neſſelrath.

Sie reiten zum Heere, man reihet ſie ein,
Dann ſetzen ſie über den blitzenden Rhein,
Bei Worringen harret das feindliche Heer,
Die Schlacht beginnt wild, furchtbar und ſchwer,
Die Aernte iſt Blut, denn Zorn war die Saat.
„Ihr Knaben, friſchauf!“ ruft Neſſelrath.

Der Alte führet die Söhne zum Streit,
Wo am höchſten er wogt, da iſt er nicht weit,
Da folgt ihm ſein ſchlankes und blankes Geſchlecht,
Wie ſchwingen den Stahl ſie im hellen Gefecht!
Hei, was da Wunder der Tapferkeit that
Mit ſeinen Sproſſen Herr Neſſelrath!

Schier gegen die dreifache Uebermacht
Gewannen Brabant und Berg die Schlacht.
Horch, wie ſo freudig der Siegruf gellt,
Doch leichenbedeckt iſt das weite Feld,
Und wer am beſten half bei der Maht,
Das waren die Kämpfer von Neſſelrath.

Graf Adolf erſah ſie voll Staub und voll Blut
Und rief: „Die Wunden ſtehen Euch gut!“
Zum Herzog von Brabant führt er ſie hin:
„Sind's Knaben von Haupt, es ſind Männer von Sinn,
Drum ſchlagt ſie zu Rittern auf meinen Rath
Die ſieben Söhne von Neſſelrath!“

Wohl that Herr Brabant, was jener begehrt:
Der goldenen Sporen waren ſie werth.
Und als ſie ritten nach Hauſe zu Hauf,
Da grüßte der Alte der Burgfrau hinauf:
„Sieben Knaben führt' ich zum Kriege den Pfad,
Sieben Ritter bring' ich nach Neſſelrath.“

Jakobe von Baden.

In Düſſeldorf am Rheine
Da geht es um bei Nacht,
Im blaſſen Mondenſcheine
Schleicht es am Schloſſe ſacht.
Blutrünſtig iſt geſchlagen
Der ſchöne bleiche Leib,
Es murmelt düſtre Klagen
Das unglückſel'ge Weib:

„O Gott, wann find' ich Frieden?
Zu ſtreng iſt dein Gericht!
Die längſt vom Licht geſchieden,
Treibſt nächtlich du ans Licht.
Und bin ich auch voll Sünde,
Iſt meine Schuld auch groß,
O, ſprich, wer reiner ſtünde
In ſolchem grauſen Loos!

„In ſüßen Jugendtagen
Wie hat mein Geiſt geblüht,
Wie hat mein Herz geſchlagen,
Da Lieb' es hell durchglüht!
Wir haben kühn durchſchwommen
Ein Meer von Seligkeit. —
Da ward mir ſchnöd genommen
Mein Philipp Manderſcheid.

„Wohl ward er mir geſchildert
Als leicht und los von Sinn,
Indeß zog er verwildert
In grauſem Wahnſinn hin;
Er konnte nicht vergeſſen
Verrauſchte Liebesluſt.
Was man ihm zugemeſſen,
Ich hab' es nicht gewußt.

„Mich riß man in die Lande
Fern über Berg und Thal,
Hier an des Rheines Strande
Erhielt ich den Gemahl.
Ich hab' ihn ſtumm empfangen,
Mein Geiſt war öd und kalt.
Ich ſtand ja wie gefangen,
Ich duldete Gewalt.

„O gräßliches Erwachen,
Daß ich noch ſchaudern muß!
Des Blödſinns leeres Lachen
Das war ſein erſter Gruß.
Ich hört' ihn Worte kneten,
Doch thieriſch war der Ton:
Man lehrte wohl ihn beten —
Ach, ſolch Gebet iſt Hohn!

„Statt ſeiner thun und ſchaffen
Sah ich, die ihn gelehrt:
Es waren düſtre Pfaffen,
Die rings das Land verheert,
Die in des Fürſten Namen
Sich raubten Geld und Gut;
Die grimmig Schlauen nahmen
Auch mich in ihre Hut.

„Kaum wußt' ich mich zu retten
Vor Tücke, Bosheit, Hohn,
Ich riß entzwei die Ketten,
Ich ſtieg auf meinen Thron;
Voll Wohlthun war mein Leben,
Ich heilte Noth und Schmerz,
Doch übt' ich luſtergeben
Auch Heiterkeit und Scherz.

„Ich ritt auf flücht'gen Roſſen,
Ich ſuchte Spiel und Tanz,
Ich liebte ſangdurchfloſſen
Der Säle Lichterglanz,
Gern ſah ich kühnes Streiten
Mit Speer und Schwert und Schild,
Gern mocht' ich ſelber reiten
Zur Jagdluſt ins Gefild.

„Doch, ach! ſtatt Luſt und Wonnen
Fand ich Verzweiflung nur,
Mein Geiſt blieb nachtumſponnen,
Trüb blieb der Seele Flur.
Und in der Sünden Mitten
Traf mir der Tod das Herz,
Mein Leben ward zerſchnitten
Durch kaltes Mördererz.

„Doch ſtarb ich auch voll Sünde,
Iſt meine Schuld auch groß,
O, ſprich, wer reiner ſtünde
Bei ſolchem grauſen Loos!
Die längſt vom Licht geſchieden,
Treibſt nächtlich du zum Licht!
O Gott, wo find' ich Frieden?
Zu ſtreng iſt dein Gericht!“ —

Zu Düſſeldorf am Rheine
Da geht es um bei Nacht,
Im blaſſen Mondenſcheine
Schleicht es am Schloſſe ſacht.
Es zieht auf düſtern Pfaden
Dahin der ſchatt'ge Leib,
Jakobe iſt's von Baden,
Das unglückſel'ge Weib.

Die Zähmung der Junker.

Zu Düſſeldorf im Ständeſaal
Da tagten die Herren mit hellem Kopf,
Hochweiſe ſchauten ſie allzumal,
Hier in der Perrücke, dort im Zopf.
Und der ritterbürtigen Ritterſchaft
Entſendet Botſchaft Karl Theodor,
Der Kanzler trägt mit Würde und Kraft
Sie den hochadligen Junkern vor.

Sie heißt: „Ihr Grafen und Freiherrn all!
Es brach herein eine neue Zeit.
Sonſt gabt Ihr zum Krieg mit Waffenſchall
Dem deutſchen Heerbann das Geleit,
Fürs Vaterland ſchlugt Ihr jede Schlacht,
Indeß der Bürger und Bauer geruht,
Und weil Ihr tauſend Opfer gebracht,
Lag keine Laſt Euch auf Hab und Gut.

„So war es verbrieft von Kaiſer und Reich,
Eur Lehn blieb ſteuerfrei mit Recht;
Doch heute pflegt ſich, verzärtelt und weich,
Auf fauler Haut das Rittergeſchlecht;
Der Puder ſtäubt, wo der Helm einſt ſaß,
Wir werben ſtatt Eurer für Sold den Soldat,
Und während Ihr ſchwelget im Uebermaß,
Bezahlt der Bürger und Bauer den Staat.

„Drum ſpricht der Herzog alſo, Ihr Herrn:
Das Recht erliſcht mit verlaſſener Pflicht.
Was die Ahnen thaten hochherzig gern,
Das thuen die Enkelſöhne nicht.
Da Ihr die Kriege nicht mehr führt,
Bezahlt gleich Andern mir Steuern ſofort,
Wie's der Gerechtigkeit gebührt!"
So ſchloß der Kanzler des Fürſten Wort. —

Da tobte im Saal ein lauter Tumult,
Die Bezopften erhoben manchen Fluch:
„Zum Teufel, das iſt nicht unſre Schuld!
Wir halten treu am Ritterbuch!
Wir halten treu am alten Brauch,
So erbt er ſich fort vom Vater zum Sohn;
Iſt's nöthig, dem Heere folgen wir auch,
Doch Steuern bezahlt kein Graf und Baron!" —

So zogen ſie hadernd zur Stadt hinaus,
Auf die alten Neſter flogen ſie ein
Und ließen bei gutem Trank und Schmaus
Einen guten Mann unſern Herrgott ſein.
Sie gingen zur Jagd, zum Vogelheerd,
Sie übten die Fiſcherei im Fluß,
Sie ritten zu manch gutes Pferd,
Das Nichtsthun war ihnen Hochgenuß.

Doch ſieh, was trug ſich plötzlich zu?
Die Burgherrn lauſchten vom Fenſter hinab:
Da trat im bunten Kleid und Schuh
Ein Mann heran mit Wappen und Stab —
Die Trompete klingt! — „Ei, welch ein Spaß!
Seiltänzer laden wohl uns ein?" —
Doch werden die Junker bleich und blaß,
Es zittert ihnen durch Mark und Bein.

Wie im Ritterbuch er beſchrieben ſteht,
So tritt der fürſtliche Herold heran
Und ruft: „Euch ladet die Majeſtät,
Schnell rüſtet Waffen und Roſſe und Bann!
Zu Hof kommt in Harniſch, mit Schwert und Speer,
Der Herzog gibt Euch der Tage acht,
Und ſtoßt Ihr alsdann nicht fertig zum Heer,
So verhängt Euch die Strafe des Herrſchers Macht!“

Da gingen die Junker von Schloß zu Schloß
Und beriethen lang und beriethen breit.
Der Schluß war: „Wir bleiben zuſammt dem Troß!
Der Herzog iſt nicht recht geſcheidt!
Das Vollblut, das uns die Adern durchfließt,
Iſt, wie des Fürſten, alt und gut!
Laßt ſehen, was der Hof beſchließt!
Laßt ſehen, was der Kanzler thut!“ —

Und als der Tag des Heerbanns kam,
Da blieben ſie all bei Dach und Fach;
Der allein den Weg zu Hofe nahm,
War Freiherr Dalwigh zu Unterbach.
Im blanken Panzer ritt er zur Stadt,
Gerüſtet bis an die Zähne in Stahl,
Der Speer war ſpitz, das Schwert war glatt,
Und der Helmbuſch nickte im Sonnenſtrahl.

Der Reiter und Lanzenknechte Hauf
Folgt ihm mit Pickelhaube und Spieß.
Die Städter ſahen vor Wunder auf,
Sie fragten: „Was bedeutet dies?
April und Faſtnacht ſind vorbei,
Es iſt auch gerade kein junges Licht!“ —
Karl Theodor aber grüßte ihn frei:
„Ihr thut allein die Ritterpflicht!“

Doch die andre ritterbürtige Schaar
Traf hart des Fürſten gerechter Zorn:
Sie zahlten Strafe blank und baar,
Tief ging es in des Säckels Born. —
Seltſam! Nach weniger Jahre Friſt
Da lehrte der Franzmann ſie Steuerrecht. —
Wer weiß, das ſo ſchnell und leicht vergißt,
Was nicht alles noch lernt das Adelsgeſchlecht!

Sankt Ludger.

Es klinget dumpf durchs weite Thal —
Horch! das iſt Werdens Grabgeläute! —
Wer ließ denn Erdenluſt und Qual,
Wer ward des Himmels Wohner heute? —
Doch Keiner weiß den Todesgang.
Die Mönche gehn zum Thurm erſchrocken:
O, ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!

Ein Wunder iſt es, unerklärt,
Ein Wunder iſt es, unverſtanden,
Doch hat's drei Tage kaum gewährt,
Da klingt die Kunde rings den Landen:
„Jäh ſtarb in dem Weſtfalengau
Ludger, des Chriſtenglaubens Zünder!"
Es nennt ihn Werdens Kirchenbau,
Es nennt Abtei und Stadt ihn Gründer! —

Sie pflegen lange weiſen Rath,
Sie ſenden oſtwärts würd'ge Boten,
Die Prieſter folgen im Ornat,
Zu holen ihren theuren Todten.
Sie finden bald des Heil'gen Gruft,
Er ward von frommer Hand begraben,
Und um die Stätte weht ein Duft
Süß balſamvoll, das Herz zu laben.

Am Grab ſteht Volk aus Münſterland,
Wo er als Biſchof ward geprieſen;
Es kamen her vom Nordſeeſtrand,
Die er bekehrt, die blonden Frieſen.
Sein nennen will ihn jeder Stamm,
Denn jedem war er Hort und Hüter;
Sie werben alle wunderſam:
Die Leiche noch iſt Gut der Güter! —

Es währt der Streit die ganze Nacht.
Ein neues Wunder blüht am Morgen,
Denn als das Licht im Oſt erwacht,
Da iſt der Sarg nicht mehr geborgen.
Die Erde that von ſelbſt ſich auf,
Sie gab des Heil'gen Reſte wieder. —
Nicht weiter ging des Wettſtreits Lauf,
Denn Alle knieen betend nieder.

Auf einem Wagen, ſtierbeſpannt,
Steht bald der Sarg — ſo ward's beſchworen —:
„Wohin er geht, da iſt das Land,
Das ſich Ludger zur Ruh erkoren!“
Und ſieh, die Ochſen ziehn nach Weſt,
Sie ziehen zu des Ruhrthals Wieſen,
Doch das gegebne Wort bleibt feſt,
Heim gehn die Münſtrer und die Frieſen.

Nur Werdens Boten folgen treu,
Gebete tönen, Lieder ſchallen,
Die Stiere wandeln ſonder Scheu,
Bis wo der Ruhr Gewäſſer wallen.
Sie halten an der Fähre an,
Der Kahn löſt ſich vom andern Strande,
Kein Ferge leitet ſeine Bahn,
Er treibet ruderlos zum Lande.

Zu Schiffe ſteigt die fromme Schaar,
Das wieder ungeführet gehet
Und auf den Wellen, wunderbar,
Sich dreimal vor der Landung drehet.
Dann hält das Boot. Sie ſteigen aus,
Und fort nach Werden zieht der Wagen,
Er hält am ſchönen Gotteshaus,
Dort ward der Sarg zur Gruft getragen.

Und wieder klingt's im weiten Thal:
Horch, das iſt Werdens Grabgeläute!
Doch ſtrömt es durch den Abendſtrahl
So ruh- und ſegenkündend heute.
O, ſeht, von ſelbſt ſchwingt ſich der Strang,
Von ſelber tönt das Spiel der Glocken!
Dem Heil'gen gilt ein Dankgeſang:
Es iſt ſein Ankunftsgruß Frohlocken.

Der ſchwarze Hildebrand.

Des Grafen Vogt klopft am Gehöfte an:
„Zur Dienſtpflicht ſtellet morgen einen Mann!
Die Maht hebt an beim rothen Morgenſchein,
Da laßt ihn auf der großen Wieſe ſein;
Die Mäher führet auf des Grafen Land
Der ſchwarze Hildebrand!“

So ruft er kalt. Der Bau'r mit Weib und Kind
Sitzt dort am Tiſch bei ſeinem Ingeſind;
Er fährt empor. Die Bäurin, roth und blank,
Wird bleich und holt ein Hemde aus dem Schrank
Und ſpricht zum Knecht: „Das Linnen gib zur Hand
Dem ſchwarzen Hildebrand!“ —

Paul war ein friſcher Burſch. Er fragt: „Warum?“
Der Frage aber bleibt die Bäurin ſtumm.
Der Bauer ſpricht: „So will es hier der Brauch,
Die frühern Knechte hielten's alſo auch:
Alljährig brachten ſie das Hemd als Pfand
Dem ſchwarzen Hildebrand.

„Er iſt ein ſtarker Kerl von ſtrammem Hieb,
Man ſagt, daß er dem Teufel ſich verſchrieb.
Und wer ihm nicht das Hemd zur Sühne bot,
Den mähte er im Wettſtreit raſch zu Tod.
Noch Keinen gab's, der trotzend widerſtand
Dem ſchwarzen Hildebrand.“ —

Da lacht der Knecht: „Wohlan, ich nehm' das Lein,
Doch nicht dem ſchwarzen Mann, mein ſoll es ſein!“ —
Sie warnen ihn, zu meiden die Gefahr;
Er ſteht bei ſeinem Willen feſt und klar:
„Ich überwind', den Niemand überwand,
Den ſchwarzen Hildebrand!“ —

Vor Morgenroth da ſteht er rüſtig auf
Und ſchwingt den Hammer auf die Senſe drauf.
Sie glänzt ſo ſcharf und hell. Tief innig ſteht
Er dann in ſtillem, brünſtigem Gebet.
Er ſpricht: „Mich ſchützet Gottes ſtarke Hand,
Komm, ſchwarzer Hildebrand!“

Und wohlgemuth gelangt er an den Ort,
Die andern Knechte ſind ſchon alle dort;
Zuletzt erſcheint mit ſchwarzem Haar und Bart,
Mit düſtern Blicken, Gliedern eiſenhart,
Hoch aufgewachſen zu der Kämpfer Stand,
Der ſchwarze Hildebrand.

Sie bringen all ihm ihre Opfer dar
Und bitten leiſe: „Schone unſre Schaar!
Wir wiſſen, ſchneller mähſt du wie der Wind,
Du biſt der Baas, doch heut mach es gelind!“ —
Eilf Hemden ſind's, es prüft ſie mit Verſtand
Der ſchwarze Hildebrand.

Paul ſteht von fern. Der Dunkle herrſcht ihm zu:
„Sag an, wo bleibt denn deine Gabe, du?“ —
„Zu geben hab' ich nichts!“ ruft Jener leicht. —
„Wohlan, dann haſt du heut dein Ziel erreicht!“ —
Giftpfeile ſendet aus der Augen Brand
Der ſchwarze Hildebrand.

Er ſtellt die Mäher an. Zunächſt ihm ſteht
Der ſchlanke Knecht. „Wohlan, ihr Burſche, mäht!“ —
Er iſt ein Rieſe, doch ein Knab' iſt Paul.
Voll Kraft iſt jener, dieſer iſt nicht faul:
Faſt ſicher ſcheint's, es hat die Ueberhand
Der ſchwarze Hildebrand! —

Die Senſe rauſcht, die Schwaden fallen hin.
Der Dunkle fliegt, Paul folgt mit muth'gem Sinn.
Sie ließen längſt die Uebrigen zurück,
Doch thuen ſie ſich's gleich in jedem Stück.
Zugleich ſind beide an der Wieſe Rand. —
Hei, ſchwarzer Hildebrand! —

Es gilt von vorn. Sie dengeln neu den Stahl,
Am Steine gibt das Eiſen glühen Strahl,
Die Funken ſprühen. Eine Stunde ſchier
Gehn ſie zurück im grünenden Revier,
Und gift'ger noch zeigt ſich zum Kampf entbrannt
Der ſchwarze Hildebrand.

Es gilt von vorn. Sie heben wieder an,
Und wüthender ſtets eilt der finſtre Mann;
Der Jüngling mäht zur Seite kräft'ger nur,
Faſt eher iſt er an dem End der Flur. —
Siehſt du nun, wie aufs Mähn er ſich verſtand,
Du ſchwarzer Hildebrand?

Ha, wie ſie glühn! Jetzt kommt der dritte Gang.
Und beide wetzen ihre Senſen lang,
An einer Schlange ſchärft der Feind das Erz.
Ein frommes Lied durchſtrömt des Jünglings Herz.
„Von vorn!“ — Da hat noch einen Spruch entſandt
Der ſchwarze Hildebrand.

„Zum dritten Mal!“ — Hei, wie das ziſcht und rauſcht!
Die Schaar der Knechte ſteht und ſchaut und lauſcht.
Der Dunkle heult, ſtets blinder wird die Wuth,
Dem Mund entſtrömt der Flüche wirre Flut.
Zu gut nur hält der junge Knecht ihm Stand,
Dem ſchwarzen Hildebrand.

Nein, mehr als das! Mit friſchem Hieb und Schwung
Kommt er ihm vor. — So kräftig und ſo jung! —
Es flieget durch die Wieſe hin ſein Schritt,
Die Schwaden ſinken raſch vor ſeinem Schnitt.
Längſt vor dir iſt er an der Wieſe Rand,
O ſchwarzer Hildebrand! —

Der Dunkle ſchäumt vor Rache und vor Zorn.
Erſchöpft eilt er zum nahen friſchen Born,
Er trinkt und trinkt, doch kühlt er nicht die Wuth,
Er ſinkt und ſinkt, dem Mund entſtrömt das Blut,
Todt lieget auf der ſchatt'gen Quelle Sand
Der ſchwarze Hildebrand.

Die Knechte ſtehen rings um ihn im Kreis,
In Furcht erzitternd und vor Schrecken weiß,
Der junge Paul ſteht hoch und friſch und ſchlank
Und ſagt dem Himmel ſtille ſeinen Dank.
Rings flüſtern ſie: „So traf ihn Gottes Hand,
Den ſchwarzen Hildebrand.“

Der Junker von Vollmarſtein.

Zum Stegreif ritten zwei Reiter aus.
Durch Buſch und durch Haide da ging es im Braus:
„Jetzt ſtünde mir an ein keckes Gefecht,
Jetzt wäre ein fetter Fang mir recht!“
So ſpricht zu ſeinem großen Knecht
Der Junker von Vollmarſtein.

Sie kamen in einen dichten Tann,
Da höhnt er: „Hier ſchlug ich jüngſt einen Mann;
Ich that es nicht um Geld und Gut,
Ich that es aus Gift, ich that es aus Wuth.
Denn es mußte ſehen Tod und Blut
Der Junker von Vollmarſtein.“ —

Es grauſt dem Knechte. Zur Seite ſteht
Urplötzlich ein Bau'r. — Ob er droht, ob er fleht? -
Stumm ſtrecket er aus die magere Hand. —
„Dich hole der Teufel, ſtreich weiter durchs Land!“
So ruft, und die Augen ſprühen Brand,
Der Junker von Vollmarſtein.

„Doch halt, ein Ritter ſpendet reich!“
Ein Goldſtück wirft er ihm hin ſogleich.
Der Knecht ſieht, wie durch den Hut es gleißt,
Und ſpricht zum Ritter: „Das iſt ein Geiſt!“
Doch lachet und ſpottet keck und dreiſt
Der Junker von Vollmarſtein.

Sie bogen in eine Haide ein:
„Soll allwärts denn hier gebettelt ſein?“
Zur Seite ſteht dieſelbe Geſtalt.
Dem Knechte wird es heiß und kalt;
Doch ſchwingt nun die Peitſche mit Gewalt
Der Junker von Vollmarſtein.

Er hauet ein auf den Bauer ſcharf,
Er traf, doch ohne daß er ihn warf.
Der Knecht erſchaut: wie durch die Luft
Ging's durch den Leib. Er jammert und ruft,
Doch nennt ihn rauh einen feigen Schuft
Der Junker von Vollmarſtein.

Jetzt ging es in einen Eichenforſt,
Dem Knecht das Herz vor Furcht ſchier borſt,
Denn ſiehe, dort ſteht derſelbe Mann,
Der Mann aus der Haide, der Mann aus dem Tann.
Jetzt fühlt auch, wie ihm das Blut gerann,
Der Junker von Vollmarſtein.

Gleichwohl, er rüſtet das Schwert zum Hieb:
„Nun treff' ich dich ſicher, du Tagedieb!“ —
Doch geht in leere Luft der Stoß,
Der Bettler zergehet rieſengroß. —
Angſtvoll läßt Bügel und Zügel los
Der Junker von Vollmarſtein.

Aufbäumt ſich das Roß in wildem Sprung,
Unhemmbar war ſein mächtiger Schwung.
Es ſchwindet im waldigen Dämmerlicht. —
„O, gehe, Herr, nicht ins Gericht!“
So betet der Knecht. „Er iſt ein Wicht,
Der Junker von Vollmarſtein!“ —

Sie ſuchten ihn Nachts im Waldesraum
Und fanden ihn Morgens am Eichenbaum;
Das Haupt fing auf ein Gabel-Aſt,
Das Roß floh unter ihm fort in Haſt.
So büßte der ſchnöden Thaten Laſt
Der Junker von Vollmarſtein.

Siegfried.

In Garten, Wies' und Hagen
Hat er genug des Spiels.
Er ist im Rennen, Jagen
Der Meister jedes Ziels;
Gilt's, mit der Faust zu ringen,
Ist er der Knaben Zier,
Wenn Speer und Bogen klingen,
So trifft er Scheib' und Thier.

Er zähmt zum Ritt die Rosse,
Die Keiner bänd'gen kann;
Als hätt' er Grat und Flosse,
Schwimmt durch den Rhein er dann;
Er fing den Bär im Haine,
Den Wolf im Holze draus,
Die Schlangen im Gesteine,
Und brachte sie ins Haus.

Die Mutter, Frau Sieglinde,
Bebt ob des Knaben That,
Fortstiebet das Gesinde
Und weiß sich keinen Rath;
Doch lacht Siegfried, der starke
Und schöne Königssohn:
Liebreiz und Kraft im Marke,
So paßt es für den Thron!

Und doch glaubt zu erſchlaffen,
Der höchſten Ruhm begehrt,
Er heiſcht des Vaters Waffen:
Helm, Panzer, Speer und Schwert.
Wie ſorgt da um den Knaben
Das treue Mutterherz!
Sie weigert ihm die Gaben
Zum Spiel mit grauſem Erz.

Hei, wie er drauf zum Walde
So raſch und trotzig zieht!
Dort wohnet an der Halde
Mime, der alte Schmied.
Der ſchaffet fein Gebilde,
Kein Künſtler iſt ihm gleich:
Die Klingen und die Schilde
Sind mächtig, ſtark und reich.

Die Wehre zum Gefechte
Fragt Siegfried kurz und ſtolz;
Da höhnen laut die Knechte:
„Nimm dir ein Schwert von Holz!“
Wie beben ihm die Glieder!
Er hebt im Zorn die Fauſt
Und wirft die Burſche nieder,
Daß es dem Meiſter grauſt.

Der Knabe macht ihm bange,
Doch birgt er ſeine Wuth
Und ſteckt die Eiſenſtange
Gleich in die helle Glut;
Er hämmert ſcharf und mächtig,
Die hellen Funken ſprühn,
Das Schwert, urſtark und prächtig,
Reicht er dem Knaben kühn.

Siegfried hat's ſchnell ergriffen
Und ſchwingt es in der Hand.
Hei, wie die Lüfte pfiffen!
Es blitzt und zuckt wie Brand.
Zum Amboß er's gewittert,
Der Amboß ſchwand im Grund.
Die Waffe iſt zerſplittert,
Die Scherben ziſchen rund.

Da geht er ſelber ſchmieden
Sich einen beſſern Stahl.
O, hätte Mime Frieden!
Der Knabe macht ihm Qual.
Er ſpricht: „Mir fehlt's an Kohlen,
Der Ofen iſt mir leer.
Willſt du im Wald ſie holen,
Bild' ich des Harniſchs Wehr!“

Es ſinnt der rußig'ge Alte
Dem Königsſproß Verrath,
Damit er nicht gewalte
Auf ſeinem Bildnerpfad.
Daß er zum Forſt ſich haſtet,
Weiſ't er ihm an den Platz:
Fafner der Drache raſtet
Dort überm goldnen Schatz.

Bald ſingt in Waldbereichen
Zur Wette der Geſell
Mit rauſchend grünen Eichen,
Mit Bronnen rieſelnd hell,
Mit ſüßer Vögel Stimmen;
Dann ſchwingt die Art er gut,
Und mooſ'ge Stämme glimmen
Zu rother Kohlenglut.

Der Drachen ſtürzt zur Stunde
Aus ſeiner Höhle Thor
Mit feuerſprühndem Schlunde
Und ſchupp'gem Leib hervor;
Er droht mit Krall' und Rachen
Dem Knaben ſichern Tod,
Siegfried beginnt zu lachen,
Er kennt nicht Furcht und Noth.

Die brennend längſte Eiche
Erhebt er wie im Sturm
Und rennt ſie in die Weiche
Dem raſend wilden Wurm;
Der bäumt ſich auf in Schmerzen,
Ein laut Geheul erſcholl,
Weil aus zerriſſnem Herzen
Ihm Blut und Leben quoll.

Das Blut quoll gleich dem Bache
Zum grünen Waldesgrund,
Wo ſchwarz und roth die Lache
In tiefem Becken ſtund.
Wer drin des Bads gepflogen,
Den ritzt nicht Schwert und Dorn.
Siegfried ſteigt in die Wogen,
Da ward ſein Leib wie Horn.

Es fiel ein Blatt der Linde
Ihm auf die Schulter leicht, —
Den Sproſſen der Sieglinde
Hat dort der Tod erreicht. —
Dann ſah den Schatz er ſcheinen,
Es kam kein Hort ihm gleich:
Er war an Edelſteinen
Und Golde überreich.

Nun hieb er mit dem Schwerte
Des Drachen Haupt vom Rumpf.
Und wie er heimwärts kehrte,
Da hob er's im Triumph.
Wie strahlt sein Aug so glutig,
Sein Leib ist kühn und wild:
Er war ein jung, frisch, muthig,
Urschönes Heldenbild!

So sahn ihn die Gesellen
Am schwarzen Schmiedehaus.
Da flohen all zur Stellen
Weit in die Welt hinaus;
Auch Mime will sich wegen:
Wie er den Knaben mied!
Doch war ihm rasch erlegen
Der treulos falsche Schmied.

Bald zog in Wehr und Waffen
Jung Siegfried in die Welt,
Die Thaten all zu schaffen
Im Kampf durch Wald und Feld,
Bis Hagen ihn erschlagen
Mit meuchlerischer Hand.
Drum klingt zu spätsten Tagen
Sein Ruhm durch alles Land.

Der Schwanenritter.

O bittres Loos der Waiſen,
O Gram ſo tief und groß:
Daſtehn in öden Kreiſen
Verlaſſen, elternlos!“ —
Das iſt der Gräfin Jammer
Vom ſchönen Kleverland,
Sie ſitzt in ſtiller Kammer
Und ringt die weiße Hand.

Die Augen, einſt wie Sonnen
So leuchtend und ſo hell,
Sie wurden, ach, zum Bronnen,
Zum nimmermüden Quell.
Wo einſt mit lichtem Prangen
Die Roſenglut geweht,
Steht auf den bleichen Wangen
Ein weißes Lilienbeet.

Und aus des Fenſters Niſche
Schaut ſie die reiche Welt:
Da glänzt in reiner Friſche
Manch farbenhelles Zelt:
Es ragen Galerieen,
Die Fahnen wallen bunt,
Den Platz des Kampfs umziehen
Die Schranken dort im Grund.

Ihr Schmerz geht tief zum Marke,
Zur Seele geht die Pein.
Da tritt der Vogt, der Starke,
In ihre Kammer ein.
Er ſollte ſie beſchützen,
Nachdem ihr Vater ſtarb,
Schnöd will ſein Amt er nützen,
Er iſt's, der um ſie warb.

Wie paßte ihr der Schlimme?
Wie Winter paßt zum Mai,
Wie zu des Sproſſers Stimme
Des Habichts heiſ'rer Schrei! —
Er redet ſcharf und bitter:
„Ich frag' zum letzten Mal:
Willſt du den ſtolzen Ritter,
Willſt du mich zum Gemahl?

„Und wechſelſt du die Ringe
Nicht morgen am Altar,
Auf, trotz'ge Maid, dann bringe
Mir deinen Kämpen dar!
Wir rufen ihn zum Streite. —
Laß ſehn, was er erkriegt!
Ich ſtritt in Näh und Weite
Noch immer unbeſiegt!" —

Ach, ihre Worte ſtocken,
Es zittert bang ihr Leib;
Er läßt, zum Tod erſchrocken,
Das jugendſüße Weib.
Sie aber ſpricht: „Nun rette
Mich, Ringlein, goldig roth,
Löſ' mich, mein Amulette,
Aus dieſer höchſten Noth!" —

Und an dem Band von Seide,
Unſcheinbar und gering,
Zog ſie ein klein Geſchmeide:
Es war ein Schwanenring! —
In herber Todesſtunde
Gab ihn der Mutter Hand,
Sie ſprach mit bleichem Munde:
„Bewahre treu dies Pfand!

„Ein Zauber lebet mächtig
Im Kleinod, unbewußt,
O, trag den Ring bedächtig
Auf keuſcher, reiner Bruſt.
Und droht dir Bann und Zwinger,
Droht dir der Tod ſogar,
So ſteck den Ring zum Finger,
Dann ſchwindet die Gefahr!“ —

So thut ſie jetzt, die Holde,
Mit ihrem Talisman —
Da plötzlich in dem Golde
Fängt es zu leuchten an;
Dran glüht von Runenzeichen
Geheimnißvoll ein Streif,
Es blitzt ein Schwan mit reichen
Flugſchwingen auf dem Reif.

Doch ihr ward Ruh beſchieden,
Die lange ſie gemißt;
Sie harrte nun voll Frieden
Auf die geſtellte Friſt.
Wohl ſchlief ſie ohne Sorgen,
Ihr kam ein heller Traum;
Als ſie erwacht am Morgen,
Scholl vor der Burg der Raum.

Auf jedem Weg zum Schloſſe
Da flog es bunt heran,
Die Reiter und die Roſſe
Durchkreuzten rings den Plan.
Dort in des Platzes Mitten
Sah man die Ritterſchaft:
Hei, wie da glänzend ſtritten
Die Schönheit und die Kraft!

Die Gräfin aus dem Schreine
Nahm golddurchwebt Gewand,
Sie will im hellſten Scheine
Sich zeigen ihrem Land!
Sie zog ſo reich- und prächtig,
So leuchtend zum Balkon —
Da ſcholl von unten mächtig
Dreifach Trompetenton.

Die Herolde beginnen
Mit Rufen, klar und laut:
„Heut gilt es, zu gewinnen
Die roſenblühnde Braut!
Wer wendet die Gedanken
Zu unſrer Herrin auf,
Der trete vor die Schranken
Zu ſtarkem Waffenlauf!“ —

Nun horch! Ein ſeltſam Klingen
Ertönet her vom Rhein,
Es trifft wie Zauberſingen,
Wie Elfenmelodein!
Sie ſchauen nach den Fluten:
„Wer bläſt das Horn ſo mild?“
Dort ſtrahlt in Sonnengluten
Ein wunderbares Bild:

Stromaufwärts kommt gezogen
Ein muſchelart'ger Kahn,
Es zieht ihn durch die Wogen
Ein ſchöner großer Schwan.
Weit ſpannet er die Flügel,
Er trägt den Hals ſo ſchwank, —
Es leitet ihn am Zügel
Ein Ritter, jung und ſchlank.

Sein Horn rief jene Töne
Süß träumend in das Thal,
Er aber blüht voll Schöne
In friſcher Jugend Strahl;
Die ſtraffen Glieder ſchwellen,
Und Stirn und Wangen blühn,
Die rothen Lippen quellen,
Die Augen ſind ſo kühn!

Friſch wehet in die Lüfte
Das blonde Wellenhaar,
Es hängt ihm an der Hüfte
Ein Schwert ſo ſcharf und klar,
Es glänzt ihm an den Händen
Ein Ring mit Edelſtein,
Es gürtet ihm die Lenden
Das Horn von Elfenbein.

So lenkt er ſeine Barke
Zum grünen Wieſenland,
Es ſpringt der junge Starke
So muthig an den Strand!
Und Schiff und Schwan ziehn weiter,
Rheinabwärts geht es ſchnell;
Dann meldet ſich als Streiter
Der ſeltſame Geſell.

Da lacht der Vogt des Jungen,
Ob ihm geheim auch graut,
Denn rings iſt laut erklungen
Ein ſtaunenvoller Laut.
Wer mag den Kämpfer ſenden?
Die Schaar ſie kennt ihn nicht.
Gott mög' es gütig wenden,
Der Himmel hält Gericht!

Doch wer will hier erwägen?
Schon tobt der Zweikampf wild!
Es klingt von Schwerterſchlägen,
Es funkt an Helm und Schild.
Des Vogtes Streiche ſchmettern,
Wie Donner brüllet ſchwer,
Des Jünglings Hiebe wettern
Gleich Blitzen ſprühend her.

Der Alte gleicht der Eiche,
Er ſteht ſo ſtarr und feſt;
Der Junge führt die Streiche
Wie Sturmwind durchs Geäſt.
Doch plötzlich ſtreckt die Glieder
Der kräft'ge ſtarre Baum: —
Wie kracht er fallend nieder!
Rings hallt der weite Raum.

Es liegt der Vogt im Blute,
Ihn faßt der kalte Tod,
Der Jüngling ſtrahlt im Muthe,
Als kännt' er keine Noth.
Ein lauter Schrei klingt wieder —
Dem Sieger gilt der Ruf —,
Die Jungfrau ſteiget nieder,
Der ſtark er Hülfe ſchuf.

Sie neigt ſich ihrem Streiter
So ſchämig, keuſch und rein,
Und redet leis und heiter:
„Mein Retter, ich bin dein!
Befiehl in meinen Auen,
Gebeut in meinem Schloß,
Du haſt erſiegt die Gauen
Mit Mann und Knecht und Roß!“ —

Er aber ſpricht mit Zagen:
„Dich leit' ich zum Altar,
Doch darfſt du nie mich fragen,
Woher dein Kämpfer war.
Und willſt du's dennoch wiſſen,
Dann ſchwindet alles Glück,
Dann wird das Band zerriſſen,
Mich holt der Schwan zurück!“

Wohl gab ſie das Verſprechen.
Der Prieſter kam herbei, —
Da floß in vollen Bächen
Die Freude, friſch und frei,
Da tönten die Geſänge,
Da gab es Wein und Mahl,
Ein hochzeitlich Gepränge
Durchwogte Hof und Saal.

Und als der Tag den Frohen
In heller Luſt verrauſcht,
Da ward der Blicke Lohen,
Der Küſſe Glut getauſcht.
Es bringt die ſchönſten Stunden
Die erſte Minnezeit, —
Sie ſtürmten glückverbunden
Durch alle Seligkeit.

Sie fanden allwärts quellen
Der Liebe ſüßes Licht:
In Gärten, duftig hellen,
In Wäldern, dämmernd dicht,
An Flüſſen und in Wieſen,
Im herrlichen Palaſt:
Gleichwie in Paradieſen
Floh hin die Zeit in Haſt.

Manch Jahr iſt ſo verfloſſen,
Drei Knaben blühen hold,
Die Augen lichtdurchfloſſen,
Ums Haupt das Lockengold. —
Da ward die Gräfin ſtille,
Wie ihr die Seele brennt:
„Es iſt doch Eigenwille,
Daß er ſich ſelbſt nicht nennt!

„Die Buben meiner Knechte
Sie wiſſen Stamm und Stand;
Vom gräflichen Geſchlechte
Iſt Beides unbekannt!
Warum ſoll nicht erſchallen
Des Vaters Nam' dem Sohn?
Schon flüſtern die Vaſallen
Von uns in Spott und Hohn!“ —

Und einſt in ſüßer Stunde,
In üppig ſtiller Nacht,
Da fragt ſie ihn die Kunde,
Sie fraget freundlich, ſacht.
Er aber ſpricht: „Verloren
Iſt nun das ſüße Glück!
Weib, du haſt falſch geſchworen!
Mich holt der Schwan zurück!

„Ich bin von edelm Stamme,
Hochadlig iſt mein Blut,
Ich ſchürte einſt die Flamme
In frommer Tempelhut:
Fern in hiſpan'ſchen Gauen
Steht Mont Salvatſch in Pracht,
Fern iſt er zu erſchauen,
Er leuchtet Tag und Nacht.

„Aus weiten Hallen ragen
Sieht man des Tempels Schau,
Die goldnen Säulen tragen
Der Kuppel ſtolzen Bau,
Und aus der Kuppel glühet
Der Kelch durch Berg und Thal,
Im Kelche aber ſprühet
Der dreimal heil'ge Gral.

„Zu Golgatha gefloſſen,
Faßt er des Heilands Blut,
Es hüten die Genoſſen
Ihn, die Templeiſen, gut.
Und dräuen wo Gefahren,
So zeigt der Gral es an;
Vor Noth und Tod zu wahren,
Entſenden wir den Mann.

„Als du den Ring des Schwanen
Geſteckt an deine Hand,
Da fing ſie an zu mahnen,
Die Glocke rief durchs Land.
Es brauſt in Näh und Weite
Wie wilder Wetterſturm,
Es bebt des Bergs Gebreite,
Es wankt der ſchlanke Thurm.

„Da ſtieg empor zum Grale
Mein Vater Parcival.
Der König las die Male,
Und er verſtand ſie all.
Die Runenzeichen lohen
Mit Lettern flammenroth:
„„Am Rhein der Waiſe drohen
Unrecht, Gefahr und Noth!““ —

„Den Sohn erwählt' der Starke,
Mich wählt' der Vater aus,
Da kam die Schwanenbarke,
Sie trug mich vor dein Haus.
Du weißt, was da geſchehen!
O Weib, du kenneſt ihn!
Doch muß nun von dir gehen
Dein Gatte Lohengrin!

„Die Kinder ſind geboren
Uns für ein großes Reich,
Das iſt für ſie verloren,
Ach Gott! mit Einem Streich.
Es ſchwindet Glück und Segen
Und Seligkeit uns all,
Mich ruft zu andern Wegen
Mein Vater Parcival!“ —

Da liegt das Weib voll Leiden
An ſeiner Männerbruſt:
„O, nimmer darfſt du ſcheiden,
Du, meines Daſeins Luſt!
Was ſollt' ich wohl beginnen,
Wärſt du mir, Holder, fern?
Dein ſelig ſüßes Minnen
Iſt meines Lebens Stern!“ —

Sie führt ihn zu den Kleinen,
Sie ſchlafen friſch und roth, —
Da muß er ſelber weinen
In übergroßer Noth.
Er weckt ſie mit dem Kuſſe,
Er koſet ſie mit Huld,
Doch bleibt er treu dem Schluſſe:
„Die Strafe folgt der Schuld!“ —

Das Schwert von ſeiner Seite
Reicht' er dem Aeltſten dar,
Den Ring erhielt der Zweite
Mit Steinen licht und klar,
Das Horn hing er dem Dritten
Wohl um den ſchlanken Leib;
Dann ſchied er, taub den Bitten,
Von dem geliebten Weib.

Da kam der Schwan geſchwommen
Herauf den grünen Fluß,
Und hat ihn mitgenommen.
Das iſt der Märe Schluß! —
Sie trug in Gram und Bangen
Noch oft den Schwanenring,
Doch ewig iſt gegangen,
Der einmal von ihr ging.

Otto der Schütz.

Es flüſtert und rauſchet im dichteſten Grün:
Wie blitzend die leuchtenden Augen ſprühn!
Da ſchwillet küſſend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund:
Des Herzogs Tochter in ſeliger Luſt
Drückt Otto der Schütz an die pochende Bruſt.

Doch hat ihn belauſchet ſein Jägergenoß,
Zum Herzog trägt er die Mär auf das Schloß,
Er kündet dort, was er im Parke geſehn;
Der Alte möchte im Zorne vergehn:
„Es minnet mein Kind ein niederer Knecht?
Wart', Otto, mein Schütz, ich geb dir dein Recht!

„Drum ritt ihr zur Seite der kecke Geſell,
Drum ſang er ihr Lieder im Walde ſo hell,
Er hegt' ihr den Falken, er trug ihn ihr frei,
Er half ihr erjagen in Lüften den Weih,
Er ſpannte den Bogen, er ſchärfte den Pfeil.
Doch, Otto, mein Schütz, jetzt wird dir dein Theil!“ —

Er ſtürmt aus dem Zimmer, er fliegt durch das Thor,
Das blitzende Schwert ſchwingt er mächtig empor,
Er ſucht durch die Gärten in Wuth und in Haſt.
Doch ſieh, da ſtehet aus Heſſen ein Gaſt!
Herr Homburg iſt es, der Alte — er kniet
Vor Otto dem Schützen? — Doch Otto entflieht! —

Der Herzog von Kleve geht näher heran,
Er grüßet den lieben befreundeten Mann;
Sein Zorn iſt verrauchet mit Einem Mal,
Er führt ihn zur Burg, er bringt ihn zum Saal:
„Nun kündet, Herr Homburg, nun kündet es hie:
Vor Otto dem Schützen da beugt Ihr das Knie?

„Der Burſche iſt hübſch und der Burſche iſt keck,
Er trifft in der Scheibe den ſchwarzen Fleck,
Er holt von der Stange ſtets Stern um Stern.
Er ſchießet den Hirſch in der weiteſten Fern! —
Jetzt zielt er mir gar nach dem Töchterlein! —
Hei, Otto, es ſoll dir vergolten ſein!

„Ein Dienſtmann hebt alſo die Augen empor?
Es ſoll mir büßen die Frechheit der Thor!“ —
„Ein Dienſtmann?“ ſo fällt ihm Herr Homburg ins Wort,
„Nein, Landgraf in Heſſen das iſt er ſofort!
Dem Land nahm die Peſt den älteſten Sohn,
Und Otto dem Schützen ſteht offen der Thron!

„Ihn hatte der Vater fürs Kloſter beſtimmt,
Da floh er von Marburg verbittert, ergrimmt:
Er liebte den Wald, er liebte die Jagd,
So birſchet er hier die liebliche Magd!
Herr Herzog, holet den Pfaffen herein!
Gebt Otto dem Schützen Eur Töchterlein!“ —

„Ich Herzog am Rheine, in Heſſen er Graf!“
So rufet der Alte. „Der Junge iſt brav!
Es zielte noch Keiner beſſer im Land.
Wohlauf, ſo laſſet uns knüpfen das Band!
Brautkleider ziehe, mein Töchterlein, an.
Holt Otto den Schützen, ich ſtraf' den Kumpan.“ —

Doch ſucht man vergeblich in Hof und in Haus,
Vergeblich ſtreift man zum Parke hinaus,
Er war in die Weite, — ſo ſtürmet der Aar, —
Er fliehet die Kutte, er ſcheut den Altar,
Er fürchtet, Herr Homburg hol' ihn zurück! —
Herr Otto kennt ſeliges Liebesglück.

„Hinaus mit den Roſſen!“ — Das ritt und das rannt!
Sie fanden ihn endlich im dichteſten Tann.
Wohl ſetzte er ſich wie ein Löwe zur Wehr:
„Ins Kloſter bringt Ihr mich nimmermehr!“
Doch machtlos iſt er dem ſtürmenden Troß:
„Komm, Otto, o Schütz, es geht auf das Schloß!“

Man führt ihn zum prunkenden Saal mit Gewalt,
Geknickt iſt die jugendlich hohe Geſtalt,
Die Stirne iſt heiß, die Wangen ſind bleich,
Er ſenket den Blick, denn ihm drohet der Streich. —
„Heil, Landgraf in Heſſen!“ ſo grüßt ihn der Chor.
Doch Otto der Schütz ſchaut ſtaunend empor.

Es faſſet die Hand ihm der fürſtliche Greis,
Er führt zu der Braut ihn im glänzenden Kreis.
Schon harret der Pfaffe im weiten Talar.
Er trauet in Eile das liebliche Paar.
„Das war,“ ſo tönet ihm allwärts der Gruß,
„Herr Otto der Schütz, dein glücklichſter Schuß!“ —

Es flüſtert und rauſchet im dichteſten Grün.
Wie blitzend die leuchtenden Augen ſprühn!
Da ſchwillet koſend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund.
Des Herzogs Tochter in ſeliger Luſt
Drückt Otto der Schütz an die pochende Bruſt.

Mariken von Nymwegen.

Was ſträubt ſich die Alte denn ſo vor dem Tod?
Sie lebte ja mehr als hundert Jahr.
Ihre Speiſe im Kloſter war Waſſer und Brod,
Und es iſt ihr Bett eine Todtenbahr!
Wer möchte nicht fort aus ſolcher Noth!

Sie ſetzt gegen Fieber und Krampf ſich zur Wehr
Und betet und ſingt den Kirchenſang.
Und ſie rüttelt hin und ſie rüttelt her
Am welken Hals angſtzitternd bang.
Dran hangen drei Ringe ehern und ſchwer.

Was ſollen die Zeichen? — Vor langer Zeit
Da war ſie die ſchönſte Dirne der Stadt,
Und ſie ging im ſeidenrauſchenden Kleid,
Man ſah ſich an Stirn und Augen nicht ſatt,
Und es folgten die Freier ihr weit und breit.

Nie gab's ihr der Tänze und Spiele genug
Und der wilden lüſternen Lebensluſt;
Sie trieb's durch die Leidenſchaften im Flug
Mit glühenden Augen und wogender Bruſt,
Bis die Sünde ſie ganz in Feſſeln ſchlug.

Da hat ſie der Satan leibhaftig verſucht,
Und ſie ward ſeine frevelnde Buhlerin,
Und ſie zog mit ihm durchs Land auf der Flucht,
Und ſie hatte, was nur behagte dem Sinn.
Fern lag alles Heil, denn es fehlte die Zucht!

Der Böſe gab ihr zu leuchten voll Glanz
Vor Allen in Anmuth und Schönheit wild:
Was zu wiſſen war, das wußte ſie ganz.
Sie zauberte Lied und Ton und Bild. —
Sieben Jahre währte der trunkene Tanz.

Doch einſtens, vom brauſenden Feſte umſprüht,
Da ſah ſie hinaus in die Nacht ohne Stern:
Ein Glöcklein klingt, eine Kerze glüht,
Dort trug ein Prieſter den Leib des Herrn,
Er trug ihn zum Sterbenden fromm bemüht.

Klar wird ihr der Wahnſinn, der ſie umwand,
Es fiel ihr wie Schuppen vom Seelenlicht,
Sie zerriß den Kranz, der die Locken band,
Sie dachte an Gottes jüngſtes Gericht.
Und ſie ſchlug ein Kreuz — und der Böſe ſchwand.

Zum Dechant flog ſie im Sünderkleid
Und beichtet der Frevel unſelige Laſt.
Wohl hörte der Dechant Reu und Leid,
Doch ſprach er: „Was du verbrochen haſt,
Das kann ich nicht löſen in Raum und Zeit!“

Zum Biſchof eilt ſie zur ſelben Stund
Voll Aſche das Haupt, voll Aengſten das Herz,
Doch der Biſchof redet mit ernſtem Mund:
„Ich zerreiß' nicht die Sünde und deinen Schmerz!
Nur Einer vermag's auf dem Erdenrund!“

Da zog ſie furchtbebend zum heiligen Rom.
Sie zerriß ſich den Fuß und zerſchlug ſich den Leib;
Rings wallet der Büßer düſterer Strom.
Doch Keiner iſt ſündhaft wie dieſes Weib.
So viele gehn zu Sankt Peter's Dom.

Der Papſt am Altar im Kerzenſchein
Ruft laut: „Dein Verbrechen iſt viel zu groß,
Und meine Macht iſt viel zu klein.
Ich kann nicht lindern dein wüſtes Loos,
Nur Gott der Allmächtige mag verzeihn!

„Drum laß dir um den Nacken dicht
Drei Ringe hämmern derb und breit!
Wenn Gott der Herr ſie ſelber zerbricht,
Dann findeſt du Sühne in deinem Leid
Und Gnade vor ſeinem Angeſicht!“ —

Das ſind die Eiſen, dran zerrt ſie zumeiſt,
Wenn ſie wie im Wahnſinn betet und ſingt,
Wenn ſie an den grauen Haaren reißt,
Auf den dürren Leib die Geißel ſchwingt. —
O Gott, gib Ruh dem verlorenen Geiſt! —

Jetzt ſinkt ſie zurück, die Sinne entfliehn,
Mildlächelnd lieget ſie da im Tod. —
Die Ringe, die ihr den Hals umziehn,
Sind plötzlich gelöſt! Gelöſt iſt die Noth! —
O Wunder, der Himmel hat ihr verziehn!

Der Biſchof von Utrecht.

Zu Utrecht ſaßen ſie im Saal
Bei des Biſchofs Weihefeſte,
Ludwig den Frommen und ſein Gemahl
Begrüßte man als Gäſte.
Und als man ſtritt: was das Schwerſte ſei,
Rief Friedrich der Biſchof: „Das Erſte ſei
Und das Schwerſte ſei die Wahrheit!“

Da ſprach der Kaiſer gottſelig mild,
Mit ſeinen ſanften Mienen:
„Wer die Wahrheit trägt als feſten Schild,
Wird Gott am beſten dienen!
Herr Biſchof, ſagt ſie grad und recht,
Und ſcheuet weder Herrn noch Knecht!
Die Ehre gebt ſtets der Wahrheit!“ —

Der dunkeln Judith, der Kaiſerin,
Mißfielen die Reden bei Tiſche,
Doch wies der Biſchof rüſtig hin
Nach einem geſottenen Fiſche:
„Nun ſprecht, Herr Kaiſer, voll Ruhm und Glanz,
Iſt beſſer der Kopf, iſt beſſer der Schwanz?
Ihr wiſſet ſicher die Wahrheit!“ —

Da ſchaute noch ernſter die düſtre Frau.
Ihr ſchien der Scherz nicht am Orte;
Doch lächelt der fromme Fürſt gar ſchlau,
Dann hub er an die Worte:
„Ei. ei, das weiß ja jeder Chriſt,
Daß zu Häupten das Fleiſch am leckerſten iſt!
Wer zweifelt an der Wahrheit?“

Da erhob ſich ernſt und ſtreng der Prälat:
„So will ich am Kopf beginnen!
Hört auf der Satzung rechten Rath:
Ihr durftet Eur Weib nicht minnen!
Mit Judith ſeid Ihr zu nah verwandt!
Blutſchande nennt man's im ganzen Land,
Man nennt es Sünde in Wahrheit!“ —

Der Kaiſer hört mit geſenktem Blick
Des Prieſters donnernde Sprache.
Doch ſinnt ihm Judith ein herbes Geſchick,
Es lodert ihr Geiſt voll Rache.
Die nächſte Nacht lag der Biſchof im Blut,
Doch rief er: „Ich ſteh in Gottes Hut
Und ſterbe für die Wahrheit!“

Radbot.

Vom Walde kommt herab ein Zug,
Zum Fluſſe wogt die Menge,
Hoch wallt der Kirchenfahnen Flug,
Ernſt klingen die Geſänge.

Hier herrſchte einſt des Wodan Bild,
Thieropferräuche wallten,
Zur Feier ſchlugen Speer und Schild
Starkgliedrige Geſtalten.

Doch heute ruft Sankt Wolfram ſtolz
Des Chriſtengottes Krieger:
„Der Herr, der ſtarb am harten Holz,
Iſt dieſes Volkes Sieger.

„Denn heute ſoll die Tauf' empfahn
Radbot, der Fürſt der Frieſen!"
Man ſieht ihn ſtark und mächtig nahn,
Den hochgewachſ'nen Rieſen.

Sein Haar iſt gold, ſein Aug iſt blau,
Thierhäute ihn umkleiden,
Doch ringsum murren durch die Au
Die alten deutſchen Heiden.

Breitfüßig springt er in den Fluß:
„Nun mache rasch ein Ende!“
Der Priester hebt zum Wasserguß
Schon würdevoll die Hände.

„Doch halt!“ ruft Radbot, „thu mir kund,
Wie steht's mit meinen Ahnen?
Verbrennen sie im Höllenschlund?
Ziehn sie auf Himmelsbahnen?“

Sankt Wolfram zürnet ernstgesinnt:
„Was denkst du noch der Thoren,
Sie waren Heiden taub und blind,
Sind ewiglich verloren.“

Da springt der Friese an den Strand
Und tobet: „Gott empfohlen!
So mag mich in sein Feuerland
Getrost der Teufel holen!

„Denn zu den Vätern gut und rein“ —
Ruft er in das Gewimmel —
„Zieh lieber ich zur Hölle ein
Als ohne sie zum Himmel!“

Der Priester stehet wie erstarrt,
Er schwöret hoch und theuer,
Doch alle Worte zart und hart
Sind Wasser nur ins Feuer.

Rings schallt das Wodanslied so hehr,
Sie halten fest am Alten,
Und mächtig schlagen Schild und Speer
Starkgliedrige Gestalten.

Die verſunkene Stadt.

„Und raſtet in blauen Lüften der Wind,
Und liegen die Fluten ſpiegelglatt,
Dann kann ſie ſehen ein Sonntagskind
Im Grunde des Meers die verſunkene Stadt.“

An den Dünen alſo die Greiſin ſpricht,
Dem Jüngling dort wird das Herz ſo weit,
Die Mutter gebar ihn Sonntags ans Licht,
Und es war um die hohe Mittagszeit.

Als andern Tages die Glocke ruft,
Da wallen die Fiſcher zum Gotteshaus.
Still iſt die See, hell iſt die Luft,
Der Jüngling zieht in die Wellen hinaus.

Dort hemmt er die Hand, die das Ruder ſchwang,
Es ſtarret ſein Aug, es lauſchet ſein Ohr,
Denn es quillt von dumpfem Glockenklang
Tief aus der kryſtallenen Tiefe hervor.

Neugierig lehnt er ſich über das Boot:
Ha, grauſig iſt die geſpenſtiſche Schau!
Dort ſteht die verſunkene Stadt ſo todt!
Sieh, Gaſſe an Gaſſe und Bau an Bau!

Da liegen die Märkte Platz an Platz.
Das iſt mit den grauen Thürmen der Dom!
Stavoren, wohl häufteſt du Schatz a:: Schatz,
Reich, mächtig durch der Jahrhunderte Strom!

Und ſieh, jetzt wachet dein Leben auf,
Es ſtrömt das Gewühl die Gaſſen entlang,
Wie durch die Adern des Blutes Lauf
Geht ſtraßenwärts der Menſchen Drang.

Sie ziehn in die Kirchen zum raſchen Gebet,
Sie plaudern dort an den Brunnen kühl,
Doch zu dem ummauerten Hafen geht
Im weiten Fluſſe das meiſte Gewühl.

Wer iſt die ſchlanke ſtolze Maid?
Die Demantkrone durchglänzet das Haar,
Von rauſchender Seide iſt ihr Kleid,
Die Glieder wie Marmor leuchtend und klar.

O Gott, welcher ſtolze üppige Leib!
Welche kecke Stirn! Welch kühner Blick!
Erkennſt du das übermüthige Weib?
Sie brachte der Stadt das böſe Geſchick!

Sie ſandte das ſchlanke Schiff hinaus,
Zu ſuchen der Erde reichſtes Kleinod.
Da brachte der Führer ihr Korn nach Haus:
Dies Kleinod gibt ja das tägliche Brod.

Sie aber rief mit keckem Spott:
„Ihr kennt nicht meinen hohen Muth!
Verlieh nicht reichere Gabe ein Gott,
Dann werfet das Korn nur in die Flut!“

Der Schiffer bat: „Sei der Armen gedenk!
O, übe fromme Barmherzigkeit!
Den Himmel öffnet ein ſolches Geſchenk,
Doch bringet die Härte hölliſches Leid.“

Sie nahm vom Finger den Ring von Demant,
Sie warf ihn weit in das tiefe Meer
Und lachte: „Kommt er je wieder ans Land,
Dann ſchreite das Unglück auch daher!“

Doch ſprach ſie kaum das frevelnde Wort,
Da kam ihr der ſchlimmen Botſchaft viel:
Ihre Schiffe ſtrandeten vor dem Port,
Ihre Schätze zerſtoben, ihr Reichthum zerfiel.

Und Abends fand im gefangenen Hecht
Sich der blitzende Ring zu der Jungfrau Weh;
Der Morgen hat alle Sünden gerächt:
Hoch über der Stadt da brauſte die See.

„O Gott, das iſt ihr geſpenſtiſches Bild,
Sie iſt's mit dem marmorkalten Leib,
Mit den wallenden Locken, den Augen wild!
Ich kenne das übermüthige Weib!“

So ſprach der Schiffer, da hub ſich der Wind:
Wie war er der grauſigen Schau ſo ſatt!
Er ſah, ein unſeliges Sonntagskind,
Im Grunde des Meers die verſunkene Stadt.

Seitdem war er ſo ſtill und ſtumm,
Es welkte ihm raſch die blühnde Geſtalt,
Die Greiſin ſprach's in den Dünen herum:
„Ein Sonntagskind wird nimmer alt!“

Harald.

Aus Norden von dem Meere ſteigt ſchwarz herauf die Nacht
O Niederland, nie ſahſt du ſo wilde blut'ge Schlacht!
Das Ufer ſtarrt von Waffen, von Schild und Schwert und Speer,
Todt liegt das Heer der Frieſen, todt der Normannen Heer.

Nur Einer harrt lebendig noch auf dem dunkeln Feld,
Er ſteht aufs Schwert geſtützet, ein hoher greiſer Held;
Die ſtolze Stirne decket der Helm mit goldnem Schein,
Die prächt'gen Glieder hüllet der Purpurmantel ein.

Harald, der alte König, brennt eine Fackel an,
Er ſucht die theuren Todten und holt ſie Mann für Mann,
Er trägt ſie zu dem Strande, wo er im Schiff ſie barg.
Wer hat wohl je geſehen ſo großen edeln Sarg?

Drauf löſt er ſelbſt die Anker und ſteigt am Kiel hinauf,
Er ſtellt ſich an das Ruder und lenkt des Schiffes Lauf,
Und wie es furcht die Woge, ein ſtolzer Segelſchwan,
Da hebt beim Schein der Fackel der Held zu ſingen an:

„Fahrt wohl, ihr Wieſenflächen, des heißen Kampfes Preis,
Es läßt euch nun für immer des Nordens Kriegergreis,
Er hat eur Volk gebändigt, wie kühn ſein Muth entbrannt,
Er läßt dich wieder fahren, beſiegtes Niederland!

„Dank Euch, Ihr hehren Götter, hoch in Allvaters Saal!
Ihr habt mir beigeſtanden auch heut das letzte Mal!
Ich ſiegt' in hundert Schlachten, auch dieſer Sieg iſt mein!
Doch weh, ich muß der letzte von allen Helden ſein!

„Die zwölf Genoſſen fielen, der Skalde wie der Held,
Zerbrochen Schwert und Harfe, ſie decken rings das Feld.
Ihr meine Söhne ſanket, du ſtolzes Zwillingspaar!
Weh, ſchon im erſten Fluge ſinkt ſo der junge Aar!

„Mir blühet keine Zukunft, mein Daſein all iſt leer.
Der Tod iſt meine Loſung, drum nimm mich auf, o Meer.
Das Schiff war meine Wiege, das Schiff ſei meine Bahr,
Es ſei mein Grab der Ocean, der meine Heimat war.

„Du gabſt mir Haß und Liebe und ew'ge Freiheitsluſt,
Drum ſtürz' ich mich in Wonne, o Meer, an deine Bruſt.
Dort ruh' ich bei den Helden, indeß die Geiſter fliehn
Und zu den hehren Göttern im Aſenſaale ziehn."

Die alten Augen glühen, es fliegt das graue Haar,
Es ſchwingt der Held die Fackel, ſie flammt im Winde klar,
Dann wirft er ſchnell ſie nieder, hell leuchtet auf die Glut,
Das Schiff zieht mächtig brennend dahin auf klarer Flut.

Und hohe Wellen faſſen das Fahrzeug, wie es zieht,
Und ſingen gar ein ſchaurig und ernſtes Trauerlied,
Sie ſchaukeln wie die Wiege den Heldenſarg daher:
Wie ſanft biſt du als Mutter, du altes großes Meer!

Und wo am Himmelsrande der Brand verglühet fern,
Da taucht aus blaſſem Nebel herauf ein neuer Stern,
Der vor den andern prächtig zum Himmelsraume kreiſt:
Mich will es ſchier bedünken, es iſt des Helden Geiſt.

Der fliegende Holländer.

Die Dämmrung legt ſich auf Meer und Land,
Die Weiber ſitzen am Dünenſtrand,
Sie harren ſeit dem Abendroth,
Und heimwärts kehret Boot um Boot,
Und Vater und Gatte und Bräutigam,
Sie werden empfangen mit Luſt und Scham.
Die Wellen wogen und brauſen.

Und immer leerer wird es am Ort,
Die Paare zogen zum Dorfe fort,
Schwarz kommt die Nacht, ſchon glühet weit
Des Leuchtthurms Aug in die Dunkelheit,
Zuletzt fehlt nur noch ein einziger Maſt,
Ein Weib nur ſtarrt noch hinaus ohne Raſt.
Die Wellen wogen und brauſen.

Frau Dore wartet noch auf den Mann:
Sonſt fuhr er immer ſo luſtig heran,
Sein Segel ſo blank, ſo keck ſein Kiel,
Es ging durch die See, als wär es ein Spiel. —
Wo bleibet er? — Stunde um Stunde verrinnt,
Laut pocht ihr das Herz, ſie ſchauet ſich blind.
Die Wellen wogen und brauſen.

Schlägt da nicht vom Thurme die Mitternacht?
So lange hat ſie noch nie gewacht!
Mit ſchlaffen Gliedern ſchickt ſie ſich an
Und ſucht durch die Dünen zum Dorfe die Bahn:
„Der heute nicht kommt, kehrt morgen zurück!“
Er iſt ihr Leben, ihr Licht, ihr Glück.
Die Wellen wogen und brauſen.

Nur einmal noch blickt ſie um nach der Flut. —
Kommt dort nicht ein Boot? — Ihr hebt ſich der Muth. —
Aus ſchwarzer Ferne, aus nebliger Luft.
Es bebet und webet unſicher im Duft —
Und, ſeltſam! es geht gegen Strom und Sturm!
Doch ſieh, jetzt beſtrahlt es das Licht vom Thurm!
Die Wellen wogen und brauſen.

Herr Gott! — Schwarz iſt des Fahrzeugs Bauch,
Schwarz ſind die Maſten und Segel auch,
Bootsmann und Matroſen fahl und kalt —
Sie ſieht dabei ihres Mannes Geſtalt —
Das Geiſterſchiff fliegt lautlos vorbei —
Frau Dore ſinket mit ſchrillem Schrei.
Die Wellen wogen und brauſen.

Man findet ſie Morgens erſtarrt am Strand,
Der Leib iſt Eis, das Hirn iſt Brand,
Aus Fieberträumen wüſt und wild
Aufflattert das ſchreckhaft nächtliche Bild,
Bis ſie aus den wirren Reden verſtehn:
Den fliegenden Holländer hat ſie geſehn!
Die Wellen wogen und brauſen.

Ans Ufer treiben beim Morgenroth
Die öden Trümmer von einem Boot,
Die Brandung wirft eine Leiche ans Land —
Sie haben ihn alle geliebt und gekannt.
Das irre Weib erschaut die Gestalt
Und jauchzt und lacht und stirbt alsbald.
Die Wellen wogen und brausen.

Brunhilde.

Es liegt das Land der Frieſen
Seewärts vom tiefen Rhein,
Dort ragt aus grünen Wieſen
Der feſte Iſenſtein,
Es ſchauen Thürm' und Zinnen
Weit in das flache Land;
Siegfried will ihn gewinnen
Mit feſter Heldenhand.

Doch wie er fürder reitet
Mit jungem Reckenmuth,
Da ſtrahlt vor ihm gebreitet
Hell eine Feuerglut,
Es leckt ein Meer von Flammen
Glüh in die Luft hinaus,
Sie ziſchen wild zuſammen
Hoch um Brunhildens Haus.

Zur Ahndung ſind die Eſſen
Dem wilden Weib verhängt,
Weil es ſich kühn vermeſſen
Zum kühnſten Werke drängt.
Es ſind die Männerehren,
Die trotzig ſie begehrt:
Sie ſchießt mit Pfeil und Speeren
Und führt das ſcharfe Schwert.

Sie ſprengt auf feur'gen Roſſen
Stets in den Männerkrieg
Und hat zur That entſchloſſen
Gefeiert Sieg um Sieg.
Und Keinen will ſie minnen,
Als wer nie Furcht empfand.
Drum ſtraft ihr kühn Beginnen
Allvaters mächt'ge Hand.

Doch was ſoll Flut und Feuer
Der jungen Heldenluſt?
Es ſchwillt zum Abenteuer
Siegfried erſt recht die Bruſt.
Der wilde Thatenfrohe
Spornt raſch den Hengſt zum Flug,
Wo allerhöchſt die Lohe
In blaue Lüfte ſchlug.

Er ſtürmt trotz Brand und Hitze
Auf flücht'gem Renner hin
Und naht dem ſtarken Sitze
Der ſtarken Königin.
Die Brücke klingt von Hufen,
Im Hofe klirrt der Stein,
Doch tönt nicht Wächterrufen,
Es tönt nicht Knechteſchrein.

Wie ſeltſam liegt die Strafe
Auf dieſem Zauberſchloß:
Die Ritter ruhn im Schlafe,
Im Schlafe Troß und Roß!
Voll Dienſtvolk iſt die Halle,
Sie ſchlummern rings im Raum,
Im Saal die Frauen alle,
Sie liegen wie im Traum.

Trotz Rufen und trotz Raunen
Wird Mann und Weib nicht wach.
Er zieht mit leiſem Staunen
Zum innerſten Gemach.
Dort liegt im Waffenkleide
Auf goldgefügtem Schild
Als ſchönſte Augenweide
Das ſchönſte Frauenbild.

Iſt ſie in Erz gegoſſen?
Iſt ſie in Stein gehaun? —
Glut hat den Held durchfloſſen,
Durchzuckt hat ihn ein Graun.
Schier ſelbſt war er zu Erze,
Schier ſelbſt wie Stein er ſtund,
Da nahm er ſich ein Herze:
Er küßt ſie auf den Mund.

Wie beben ihr die Glieder!
Es lebt ihr Angeſicht.
Sie öffnet leis die Lider:
O, welch ein Augenlicht!
Er löſt des Panzers Spangen,
Da wogt die weiße Bruſt,
Der Helm entläßt der langen
Goldlocken reiche Luſt.

In ſeines Armes Koſen
Ruht hell der hellſte Leib,
Es war wie Schnee und Roſen
Das wundervolle Weib.
Klar ward's in Beider Sinne,
Daß Jeder jetzt erſt lebt.
Sie ſchenkte ſüße Minne
Dem Mann, der nie gebebt.

Die Gluten rings verſchwanden,
Hell ſtand der Iſenſtein,
Gelöſt aus Schlummers Banden
Strömt rings die Schar herein,
Die Ritter und die Frauen
Sie kamen leis und laut;
Rings pries man in den Gauen
Den Bräut'gam und die Braut.

Anhang.

Wenn es dem Schriftsteller schon an und für sich ein lohnendes efühl sein muß, ein Werk in neuer Auflage erscheinen zu sehen, so ist es bei dieser neuen sehr vermehrten und verbesserten Ausgabe der orelei für mich in erhöhter Weise der Fall, weil ich in der Theilnahme s Publicums ein wachsendes Interesse für unsere deutsch-nationale ichtung zu erblicken glaube. Als meine rheinischen Sagen vor fünf ahren zuerst in die Welt gingen, war der literarische Geschmack der enge gerade nicht besonders auf diejenige Poesie hingerichtet, die sich it heimischen Stoffen beschäftigte. Nach den rauhen und rohen Tagen r Revolution folgten die weichen und süßlichen Zeiten der Reaction. ier waren es frömmelnde, dort gefühlsselige Blumen- und Mondschein-ichtungen, welche vornehmlich die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. er noch frisch dachte und fühlte, der ging wenigstens an die orienta-schen Uebertragungen nippen. Seltsame Verirrungen! Die Zukunft des aterlandes muß uns aus dem Grund und Boden echt deutschen Wesens fwachsen. Der Künstler hat aber die Pflicht, mitzuhelfen in Lied, ild und Ton, zu denen er den Stoff und die Form nicht im Ausland, ndern in der Heimat zu suchen hat. Wer wollte sich dem großen und eln Werke entziehen, an der Fülle, Macht, Pracht und Einheit des Va-rlandes mitzubauen!

In diesem Sinne ist dieses rheinische Sagenbuch entstanden. Tönt auch nur wie ein kleines Glöcklein, so möge es doch den Tag vorher rkünden, wo die großen Glocken das Fest einläuten! Aus dem Gerin-n wächst das Mächtige. Die Anfänge meiner Lorelei waren sehr win-g. Wenn das Buch jetzt einigen Inhalt hat, so bedurfte es mehr als wanzig Jahre, bis es zu dem wurde, was es gegenwärtig ist. Der Ritter on Altenahr, Schwert und Pflug und der Feuermann wurden angelegt, s ich in Düsseldorf das Gymnasium besuchte. Während meiner Studien-

zeit in Bonn fand ich bei meinem trefflichen Freunde K. Simrock vielfache Ermunterung und Anregung. Manche meiner Balladen fanden Aufnahme in der zweiten und dritten Auflage seiner Rheinsagen. Als ich später die beiden ersten Jahrgänge des düsseldorfer Künstleralbums 1850 und 1851 redigirte, nahm ich die alte Weise wieder auf und behandelte manche Stoffe, um den Künstlern Gelegenheit zur Illustration zu geben; denn die Sage ist selten ohne Momente für den Bildner. In jener Zeit machte mir Herr Buchhändler Michael DuMont den Vorschlag, ihm eine Sammlung rheinischer Sagen für seinen Verlag zusammen zu stellen. Da es mir nun gegen Gewissen und Geschmack ging, bei anderen Dichtern zu borgen, so war dieses Anerbieten mir ein neuer Sporn, auf dem betretenen Wege fortzufahren. Zu den früheren Dichtungen gesellten sich neue, und so wurde denn das Buch fertig, dem ich den Titel gab: „Lorelei. Rheinische Sagen."

Aber erst unter der Vollendung des Werkes ging mir die Wichtigkeit, Schönheit und Fülle der Sage in ihrer wahren Bedeutung auf. Hatte ich bis dahin nur dilettantisch genascht, um hier und dort einen hübschen Stoff zu finden, so versenkte ich mich jetzt in tiefere Studien der Quellen, Forschungen und Deutungen, deren Literatur in der letzten Zeit so höchst umfangreich geworden ist. Die Liebe zur Sache wuchs mit der Beschäftigung. Ohne gerade eine besondere Hoffnung für die Verbreitung meines Buches zu hegen, setzte ich von Zeit zu Zeit meine Bearbeitungen fort, weil ich der festen Ueberzeugung war, daß nicht das trockene Berichten der Sage aus den schriftlichen Quellen und dem Volksmunde dieselben dem Volke wieder zugänglich machen könnten, wie es manche Gelehrte glauben, sondern daß die poetische Behandlung der einzige Weg sei, um die schönen alten Stoffe aufs Neue zu beleben. Und so ging ich denn ungestört und ungehemmt meinen Weg, bis ich endlich die meisten bedeutsamsten Sagen in eigener Gestaltung vor mir liegen sah. Unterdeß wurde zu meiner Freude eine neue Auflage nöthig, und so kann ich denn jetzt mit einiger Genugthuung dem Publicum eine ziemlich vollständige Sammlung bieten, der ich den Titel gebe: „Lorelei. Rheinisches Sagenbuch."

Der Unterschied zwischen den „Rheinischen Sagen" und dem „Rheinischen Sagenbuch" wird, wie ich glaube, ziemlich deutlich in die Augen springen. Statt siebenzig enthält das Buch jetzt mehr als hundertzwanzig Balladen. Ich richtete aber bei der Bearbeitung neuer Stoffe ganz besonders mein Augenmerk darauf, die vielfachen Lücken, die als eine Folge des zufälligen Entstehens zu betrachten waren, auszufüllen. Eine besondere Aufmerksamkeit habe ich der alten Heldensage zugewandt. Während die frühere Ausgabe nur Lieder vom getreuen Eckart, Wolfdietrich und den Schwanenritter enthielt, habe ich jetzt auch noch Wal-

ther und Hildegunde und die Gestalten des Siegfried, der Chriemhilde und Brunhilde auftreten lassen und also die sämmtlichen Sagenkreise, die sich an den Rhein knüpfen, berührt. Daß dies in der Ballade geschehen ist, liegt in der Gegebenheit meines Planes. In gleicher Weise habe ich den Kreis der historischen Sagen zu erweitern gesucht, und dabei hauptsächlich solche Stoffe ausgewählt, in denen das nationale Element vorspringt, mögen nun Herrscher oder Volk die Träger der Gedanken sein. Ueberdies ist noch mancher Zug aus dem Volksglauben, manche Stadt- und Burggeschichte und mancher Schwank hinzugekommen. Daß indeß trotz aller Vermehrung nicht jede Volkssage auftaucht, liegt auf der Hand, weil eben nicht jede Volkssage, mag sie auch immerhin für mythologische und kulturgeschichtliche Forschungen interessant sein, einen poetischen Kern enthält. Daß aber die von mir behandelten Stoffe stets einen solchen aufzuweisen haben, glaube ich mit Recht behaupten zu dürfen, wenn auch die Form dem Inhalt nicht immer entspricht.

In der Anordnung und Reihenfolge der Gedichte bin ich dem früheren Plane treu geblieben. Ich verfolge nämlich den Rhein von seinen Quellen bis zu seinen Mündungen, und gebe jeder Ballade stromabwärts wandelnd ihre betreffende Stelle, während ich in den Nebenflüssen hinaufgehe und in derselben Weise stromaufwärts ziehend verfahre. Nur ein Gedicht „Herzog Otto's Liebe" gehört nicht in das Flußgebiet des Rheines. Man wird mir aber diese kleine Ungenauigkeit verzeihen, da Baiern doch auch als rheinisches Gränzland erscheint. Uebrigens ist diese Anordnung bei ähnlichen Büchern längst zur Sitte geworden. Sie gibt dem Wanderer auf Reisen und dem Leser am häuslichen Heerd Gelegenheit, sich leicht und rasch an die Stelle zu versetzen, von wo er sich ein Märchen oder eine Sage in das Gedächtniß zurückrufen will. Möchte nun meine Lorelei im Sommer in freier Luft und im Winter in heimelnder Stube zuweilen eine gute Stunde bereiten!

Damit sie aber auch für die Schule, der sie hoffentlich nicht verloren gehen wird, so wie für den Forscher ihren besonderen Nutzen habe, halte ich es für zweckmäßig, schließlich in aller Kürze auf die Quellen zu verweisen, aus denen ich mein rheinisches Sagenbuch geschöpft habe. Ich werde hier nicht den einzelnen Dichtungen, wie sie meine Lorelei bringt, folgen, sondern die Sagen nach ihrem Ursprung aus der alten Mythologie oder aus der Geschichte zusammenstellen. Freilich wird dabei klar werden, daß das eine Gebiet oft in das andere hinüberspielt, wie denn, um gleich ein Beispiel anzuführen, die Heldensage historische und die karolingische Sage mythologische Elemente enthält.

Ich beginne mit den mythologischen Stoffen, unter denen die Heldensage, die gewisser Maßen noch über die Geschichte hinaus reicht, die hauptsächlichste Stelle einnimmt.

Walther und Hildegunde (Seite 81) gehört dem so genannten burgundiſchen Sagenkreiſe an. Mönch Ekkehard, der im Jahre 953 Dekan des Kloſters St. Gallen war, ſchrieb in der dortigen Kloſterſchule das Leben Walthers mit der ſtarken Hand in lateiniſchen, dem Virgil nachgeahmten, Hexametern, wahrſcheinlich nach deutſchen Volksliedern. Freher, Aventinus und Muratori theilten Bruchſtücke des Gedichtes mit. Friedrich Chr. Jon. Fiſcher veröffentlichte 1780 zuerſt V. 1—1337 nach der vormals Mosheim'ſchen Handſchrift und fügte einen ausführlichen Commentar hinzu. Die zweite vollſtändige Ausgabe erſchien Leipzig 1792. J. Grimm lieferte nach ſechs mehr oder minder verſchiedenen Handſchriften eine neue Ausgabe in: Lateiniſche Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts von J. Grimm und Schmeller, Göttingen, 1838, S. 1—126, Guſtav Schwab in Walther und Hiltgunde, Stuttgart, 1828. Karl Simrock in ſeinem Heldenbuch. Stuttgart, 1844, und J. V. Scheffel in ſeinem Roman Ekkehard, Frankfurt, 1855, lieferten deutſche Ueberſetzungen in der Nibelungenſtrophe. Eine Ueberſetzung in Hexametern mit Einleitung und Anmerkungen iſt von San Marte, Magdeburg, 1853, erſchienen. Vergl. noch W. Grimm, Heldenſage, S. 29, 302, 367—368. J. Grimm a. a. O., S. 51—126. Geyder in Haupt's Zeitſchrift. B. IX. Heft 1.

Wolfdietrich's Buße (S. 93) verdanke ich Wilh. Grimm's Heldenſage, S. 204. Nach Heinrich von München's Fortſetzung von Rudolf's Weltchronik iſt dieſer Held, der dem longobardiſchen Sagenkreiſe angehört, ins Kloſter gegangen. Das Gedicht von Hug- und Wolfdieterich iſt nach einer aus Ambras ſtammenden wiener Handſchrift des 15. Jahrhunderts in Haupt's Zeitſchrift Bd. IV., 401—460 abgedruckt. Vgl. daſelbſt: Müllenhoff Bd. VI., 441 f. V. d. Hagen hat neuerdings eine Ausgabe des Wolfdietrich geliefert. Wolfdietrich und Saben, der in Caspar von der Roen's Bearbeitung enthalten iſt, hat mit dem vorgenannten Gedichte nichts Gemeinſchaftliches. Vgl. K. Goedecke, Deutſche Dichtung des Mittelalters, S. 537.

Eckhart und Tannhäuſer (S. 96). In dieſer Sage vermiſchen ſich mythiſche und hiſtoriſche Elemente. Tannhäuſer war ein Minneſänger, über den man Gervinus Geſchichte der deutſchen Dichtung, I. S. 319 f., ſo wie v. d. Hagen Minneſänger, IV. S. 423, nachleſen möge. Die Verſchmelzung mit der Sage von Eckhart und dem Venusberg ſcheint durch das Volkslied bewirkt worden zu ſein. Die einzelnen Drucke desſelben ſind in Uhland's Volksliedern und in Gräße's Schrift: Die Sage von Ritter Tannhäuſer verzeichnet. Ueber den treuen Eckart ſ. Grimm's Deutſche Sagen, Nr. 7. Dort erſcheint er als Warner vor dem Zuge der Frau Holle. Der Venusberg iſt der Hörſelberg bei Eiſenach; ein anderer befindet ſich bei Uffhauſen, eine Stunde von Freiburg im Breisgau.

Vergl. Schreiber's Taschenbuch, 1830, S. 349. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 170, wo die Sage nach Agricola, Sprüchwörter, 667, p. m. 322 b., erzählt ist. Ferner Bechstein, Thüring. Sagenschatz, I. 133, III. 221. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 888. W. Menzel, Odin, S. 311. Wolf's Beiträge I., S. 171. W. Müller, Altd. Religion, S. 396. Markgraf Eckehart erscheint auch als Diener der Kriemhilde in der Heldensage. Grimm, Heldensage, S. 289. Müller, Mythol. Erklärung der Nibelungensage, S. 126.

Siegfried (S. 427), Kriemhilde (S. 130), und Brunhilde (S. 461) sind die Hauptgestalten des Nibelungenliedes. Die Literatur über diesen Sagenkreis ist sehr reich. Zunächst kommen in Betracht: W. Grimm, Die Heldensage. Göttingen, 1829. Mone, Untersuchungen zur Geschichte der Heldensage. Quedlinburg und Leipzig, 1836. W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Berlin, 1841. Diese drei Schriften befassen sich mit der mythischen Deutung der Sage von Siegfried dem Drachentödter. Gutes Material über die nordische Fassung der Sage enthalten: Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage, von Lange. Frankf. 1832. Zu vergleichen sind auch die Anmerkungen zu Simrock's Edda, 2. Aufl. Stuttg., 1856. E. Rückert im: Oberon von Mons und die Pipine von Nivelle, Leipzig, 1836, und Giesebrecht, Ueber den Ursprung der Siegfriedsage in den N. Jahrb. der berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, II., S. 210 f., haben eine historische Deutung versucht. Die Schrift von H. Timm über das Nibelungenlied behandelt den sprachlichen und ästhetischen Theil. Gegen Holtzmann's Untersuchungen: Ueber das Nibelungenlied, Stuttgart, 1854, hat Müllenhoff Zur Geschichte der Nibelungen-Noth, Braunschweig, 1855, geschrieben. Lachmann's Ausgabe des Urtextes, so wie K. Simrock's Uebersetzung bedürfen keiner weiteren Empfehlung. — Ueber Kriemhilde hat W. Grimm in seiner Heldensage Alles zusammen gestellt. Vergl. S. 406 im Register die Nachweisungen. Eben so in Mone's Untersuchungen, S. 67 ff.; Hocker, Kriemhildespil, bei Rentrisch in den Jahrbüchern des Vereins der Alterthumsfreunde im Rheinlande, Nr. XX.; Schott in Vollmer's Gudrun, S. XVIII. ff., und treffliche Forschung über Hilde. Dort ist der Zusammenhang der Gudrunsage mit der Nibelungensage dargethan. Auch Simrock in seiner Bertha, S. 97 f., liefert dankenswerthes Material zur Beurtheilung der Heldengestalt Kriemhildens. — Ueber Brunhilde vergl. Grimm's Heldensage, S. 82—85, 366, 369, 383—384, 386—387. Grimm, Mythologie, S. 395. — A. Schott hat in der erwähnten Einleitung zu Vollmer's Gudrun, Leipzig, 1845, die Identität der Brunhilde mit der Kriemhilde dargethan. Vergl. ferner W. Müller Mythologische Erklärung der Nibelungen, S. 48 u. f., K. Simrock in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie II., S. 7 ff. Mone, Untersuchungen, S. 68.

Der Schwanenritter (S. 432). Durch dieſe Dichtung iſt auch der Sagenkreis des heiligen Gral an den Rhein geknüpft. Vergl. Simrock, Bertha, die Spinnerin, S. 73. Leo, Beowulf, S. 18 f. Von der Hagen, Die Schwanenſage, S. 551 ff. Görres, Lohengrin, S. LXIV. ff. Simrock's Handbuch, S. 369. 421. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 533—540. Wolf, Niederl. Sagen, Nr. 62. Schöppner, Baieriſches Sagenbuch, Nr. 478. Gräße, Sagenkreiſe des Mittelalters, S. 220—225.

An die Heldenſage ſchließe ich verſchiedene andere mythiſche Geſtalten. Dahin gehört zunächſt

Meluſine (S. 234) die unter die Waldfrauen gerechnet wird. Quelle iſt N. Hocker in ſeinen Moſelſagen Nr. 12. Derſelbe weiſt in ſeiner Schrift Deutſcher Volksglaube in Sang und Sagen, S. 229, den deutſchen Urſprung der Meluſinenſage nach und bringt ſie in Verbindung mit anderen Geſtalten des deutſchen Volksglaubens. Meluſine iſt zu gleicher Zeit die Ahnfrau des Hauſes Luſignan, ſ. Chronik von Poitou, Paris 1698, ſo wie des Hauſes Enghien, ſ. Wolf, Niederl. Sagen, Nr. 224. Ueber Waſſer- und Waldminnen vergl. Grimm, Mythologie, S. 404 ff. Die Scythen leiteten gleichfalls ihren Stamm von einer erzeugten Jungfrau ab, die halb Fiſch, halb Schlange war. Meluſine vergleicht ſich Bertha, der Spinnerin, die in anderen Sagen als todverkündende weiße Frau auftritt. Eine verwandte Sage findet ſich in: Die Geiſterhand (S. 99). Vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 522. Grimm, Mythologie, S. 404 f. Simrock, Bertha, die Spinnerin, S. 132. Rheinland, S. 53. Handbuch der Mythologie, S. 391, 421. Volksbücher, Nr. XIII. Von der Hagen, Schwanenſage, S. 516. Wenzel's Odin, S. 309. Engelhardt hat 1823 das Gedicht von Stauſenberger herausgegeben. Freilich müßte nun die Hand ein Fuß ſein. Ich wählte unwiſſenſchaftlicher aber, wie ich glaube, poetiſcher Weiſe die erſtere, weil ich zur Zeit der Behandlung die Bedeutung des Schwanenfußes nicht kannte. Hoffentlich wird mich die Ballade ſelbſt entſchuldigen.

Der buckelige Muſikant (S. 274) zeigt uns gleichfalls Waldfrauen als Elfen. Ich hörte dieſen Stoff in mündlicher Ueberlieferung am Siebengebirge, an welches ſich eine Menge von Sagen knüpfen, die bis jetzt noch nicht die gebührende Beachtung gefunden haben. Simrock theilt im Mal. Rheinland, III. Aufl., S. 329, mit, daß dort eine Art Vorhölle iſt, in welcher die Seelen bis zum jüngſten Tage harren müſſen. Die im Gebirge aufſteigenden Nebel werden vom Volke für die Seelen Verſtorbener gehalten. Frau Holda, die im Berge wohnt und gleich Nerthus ihren Umzug durch das Land hält, erſcheint zuweilen auf einem feurigen Wagen und verſchwindet zu Honnef in einem Hauſe, zur Hölle genannt. Dieſe Erinnerung an die germaniſche Hel verdient beachtet zu werden.

Lore Lei (S. 213) gehört als Sage der neuen Zeit an und darf auf auf mythiſchen Urſprung ſchwerlich Anſpruch machen. Alex. Kaufmann hat in der Vorrede zu ſeinen Mainſagen, S. XIV., nachgewieſen, daß die Lorelei nicht volksthümlich, ſondern ein poetiſches Erzeugniß Brentano's ſei. Später ſchrieben über die Sage Prof. H. Düntzer im Feuilleton der Kölniſchen Zeitung und R. Hocker in ſeiner Rheinreiſe, Leipzig, S. 91. Wolfgang Menzel verſucht in ſeinem Odin, S. 288, eine Rettung der Lurleiſage. Meine Bearbeitung erklärt das Dämoniſch-Werden des unſchuldigen Mädchens durch unglückliche Liebe auf natürliche Weiſe, wie das malocchio der Italiener ſich gleichfalls fortpflanzt.

Neck (S. 178) iſt ein Waſſergeiſt, deſſen Name mit dem Angelſächſ. Nicor, niederl. Nicker oder Necker zuſammenhängt. Simrock's Handbuch, S. 474. Wilh. Müller, Altdeutſche Religion, S. 369. Die landſchaftliche Stimmung des Rheingau ſchien mir geeignet, um das Gedicht dorthin zu verlegen.

Meiſter Fickfeck (S. 88), Die Zwergenamme (S. 262) und Jung Florian (S. 152) ſind Zwergenſagen. Die beiden erſten hörte ich von meinem Freunde, dem Maler Theodor Mintrop, erzählen. Die letztere hat auch Adelheid von Stolterfoth behandelt. Zwergſagen kommen in allen möglichen Variationen in ganz Deutſchland vor. Vortreffliche Behandlungen finden ſie in Auguſt Kopiſch's Allerlei Geiſter, Berlin, 1856. Ein ähnlicher Stoff wie Meiſter Fickfeck findet ſich in Grimm's Kindermärchen, I. S. 36, die Wichtelmänner. Vergl. Grimm, Mythologie, S. 414 f. Grimm, Iriſche Elfenmärchen, S. 83—89. Simrock, Handbuch, S. 455 ff. W. Grimm, Deutſche Heldenſage, S. 389—392. Der Zwergenamme gleicht die Sage, daß Sterbliche kreißenden Zwergfrauen beiſtehen und nachher reichlich belohnt werden. Vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 41, 68, 69. Von Jung Florian weiß ich nur, daß mündliche Ueberlieferungen vorhanden ſind.

Der ſtarke Hermel (S. 372) tritt uns als ein Rieſe entgegen. Die Quelle dieſes zur Geſchichte der deutſchen Heldenſage wichtigen Märchens iſt Montanus, Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich, Berg und Weſtphalen, Solingen und Gummersbach, 1837, Bd. I., S. 355, ein Buch, dem ich überhaupt eine Menge von Stoffen verdanke. Hermel iſt offenbar der Schwert- und Kriegsgott Irmin, deſſen Säule Karl der Große zerſtörte. Der weſtphäliſche Reim, den Grimm in ſeiner Mythologie, S. 329, mittheilt, enthält den Namen Hermen. Von der Hagen's Irmin, Breslau, 1817, ſo wie Grimm's Schrift über Irmin, Wien, 1815, enthalten reiches Material. Ich habe Bruchſtücke des Märchens in meiner Kindheit erzählen gehört. Manches davon enthält die Quelle nicht. Die Geſtalt intereſſirte mich dermaßen, daß ich dieſelbe in der Dichtung nicht allein hinzufügte, ſondern auch noch andere Sagen, wie die vom Birkenbaum, einflocht.

Die nächtliche Erſcheinung zu Speier (S. 124), **Deutſchlands Wächter** (S. 144) und **Der fliegende Holländer** (S. 458), führen uns geſpenſtiſche Erſcheinungen vor. In Betreff des erſten Gedichts iſt zu bemerken, daß der Glaube an die Ueberfahrt der Todten in das Land der Seligen bei vielen alten Völkern zu finden iſt. Vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Bd. I., Nr. 275, nach einer Erzählung Melanchthon's. Simrock's Handbuch, S. 379. Grimm, Mythologie, S. 790. Eine ähnliche Sage bei Kuhn, Märkiſche Sagen, Nr. 129. Speier war die Todtenſtadt der deutſchen Kaiſer, daher die nationale Wendung des Gedichtes, welche mein Eigenthum iſt. Eine ähnliche Tendenz habe ich der Sage vom Rodenſteiner gegeben. Vergl. Grimm's Deutſche Sagen, Nr. 169. Wolf's Heſſiſche Sagen, Nr. 32, deſſen Zeitſchrift für die Mythologie I., S. 32, deſſen Beiträge I., S. 64, deſſen Rodenſtein und Schnellerts, S. 9. Grimm's Mythologie, S. 892. Simrock's Handbuch, S. 237. Menzel's Odin, S. 269, mit reicher Literatur. Im fliegenden Holländer iſt das Todtenſchiff, in dem die Seelen der Verſtorbenen nach dem Todtenlande fahren, nicht zu verkennen. Vergl. Grimm's Mythologie, S. 790 ff. Liebrecht Gervaſius von Tillbury, S. 149 ff. Simrock's Handbuch, S. 370.

Die Wieſenjungfrau (S. 142) und **Die ſieben Jungfrauen** (S. 211) zeigen uns Verzauberungen. Den erſten Stoff verdanke ich Grimm's Deutſchen Sagen, Nr. 221. Die hier enthaltene Bedingung zur Erlöſung kommt in vielen anderen Sagen vor. Vergl. Wolf, Heſſ. Sagen, Nr. 45, 46, 49. Bechſtein, Fränkiſcher Sagenſchatz, S. 191. Kuhn, Märk. Sagen, Nr. 94. Meier, Schwäb. Sagen, Nr. 4. Baader, Badiſche Sagen, Nr. 36, 37. Harry's Niederſächſ. Sagen, I. Nr. 3. Vergl. Grimm's Mythologie, S. 920 ff. Der zweite Stoff iſt am Rheine ſehr bekannt. Vergl. K. Geib, Deutſche Sagen und Geſchichten des Rheinlands, S. 606. Andere Sagen von verſteinerten Menſchen in Schöppner's Bairiſchem Sagenbuch, Nr. 586. Kuhn, Märkiſche Sagen, Nr. 233—236. Am bekannteſten und mehrfachſten bearbeitet iſt die Sage von Frau Hitt in Tyrol. Auch Lot's Weib wird in eine Salzſäule verwandelt. Die Zahl Sieben iſt mythologiſch bedeutſam.

Der Feuermann (S. 147) und **Die Taufe des Irrlichts** (S. 149) ſind als umgehende und gleichſam im Zauber gehaltene Geiſter den vorigen Sagen verwandt. Die erſte Sage iſt ſehr verbreitet. Der Name des Feuermannes wechſelt nach verſchiedenen Gegenden. Meiſtens iſt er ein Böſewicht, der zum Lohne für ſeine Thaten als Feuermann umgehen und die Leute ſchrecken muß. Vergl. Grimm, Mythologie, S. 868 ff. Irrlichter ſind nach dem Volksglauben die Seelen ungetauft ſterbender Kinder. Ich habe dieſe Geſchichte von Theodor Mintrop. Vergl. Grimm, Mythologie, S. 869. Simrock's Handbuch, S. 477. Wolf, Nie-

derländiſche Sagen, Nr. 262. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 276. Müllenhoff, Schleswig-Holſteiniſche Sagen, Nr. 233. Kuhn, Märkiſche Sagen, Nr. 93.

Die verſunkene Stadt (S. 453) und Das Schloß im See (S. 259) enthalten die oft vorkommende Sage von verzauberten Schlöſſern, Städten und Klöſtern. Die verſunkene Stadt iſt Grimm's Deutſchen Sagen, Nr. 239, entnommen. Vergl. Wolf's Niederl. Sagen, Nr. 22, der die näheren Quellen angibt. Vom Laacher See wird mündlich erzählt, daß ein Schloß darin verſunken ſei. Ueber verſunkene Städte, Burgen und Klöſter vergl. Grimm, Mythologie, S. 934 ff. Wolf, Deutſche Sagen, Nr. 47, 48. Baader, Badiſche Sagen, Nr. 48. Harry's Niederſ. Sagen, I. 1, 26. Stöber, Elſäſſiſches Sagenbuch, Nr. 140. Der Ring in der erſten Sage erinnert an den Ring des Polykrates. Die vorſtehenden Stoffe haben auch alle mehr oder weniger ein ethiſches Element.

Die Wunderblume (S. 156). In vielen Sagen von Schätzen, zu denen eine weiße Jungfrau oder ein Zwerg führt, kommt eine Blume vor, die bald eine Lilie, bald eine Roſe oder eine Schlüſſelblume iſt, und die, nachdem der Schatz gehoben iſt, nicht vergeſſen werden darf. Geſchieht dieſes dennoch, ſo ſchwinden die Schätze. Vergl. Grimm, Mythologie, S. 914 ff. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 303, 314. Wolf, Heſſiſche Sagen, Nr. 41. Meier, Schwäbiſche Sagen, Nr. 40, 214. Panzer, Beiträge, I. 214. Kuhn, Norddeutſche Sagen, Nr. 10. Adalbert v. Herrlein, Sagen des Speſſart, S. 106. Ich habe hier Goethe mit dieſer Sage in Verbindung gebracht.

Die Johannisopfer (S. 294) verdanke ich Montanus' Vorzeit, II. S. 419. Der Tag, an welchem die Chriſten das Johannisfeſt feiern, war dem germaniſchen Heidenthume bedeutſam. Er bezeichnete den Augenblick, wo die Sonne in ihrem Steigen auf der ihr zugemeſſenen Gränze angekommen iſt und ſich wieder heimwärts wendet. Johannisfeuer, den Oſterfeuern entſprechend, kommen noch in vielen Gegenden Deutſchlands vor. Der Tag wurde durch ein Opfer, dem Waſſer dargebracht, begangen, wie wir dieſes aus der Schilderung Petrarca's, die er von einer Abwaſchung der kölner Frauen im Rheine macht, erſehen. Wallraff, Beiträge, I. S. 157. In der älteſten Zeit ſollen mit dem Sonnenfeſte Menſchenopfer verbunden geweſen ſein, woher der Glaube, das Waſſer fordere an beſtimmten Tagen ein Opfer. Grimm, Mythologie, S. 462. Stöber, Elſäſſiſches Sagenbuch, Nr. 109. Alſatia für 1851, S. 148, 181.

Die Geiſtermeſſe (S. 304) und Der Junker von Vollmarſtein (S. 424) enthalten Todes-Vorzeichen. Der Glaube, daß gewiſſe Leute ihren nahen Tod oder den Tod Anderer vorausſehen, findet

ſich bei vielen Völkern. In Weſtphalen wie in Schottland (second sight) iſt er beſonders heimiſch. Vergl. Grimm, Mythologie, S. 1039. Die Quellen ſind mündlich. Den zweiten Stoff habe ich von Theodor Mintrop, der mir überhaupt viele Sagen von der Ruhr mittheilte.

Die Siebenſchläfer (S. 318) hörte ich als Knabe mündlich in Bergheim an der Erft. Hier findet ſich der Zug, daß Menſchen ſieben Jahre im Berge ſchlafend weilen. Die ſieben Jahre deuten wohl die ſieben Wintermonate an, während deren die Erdengöttin, wie der Himmelsgott in der Unterwelt gedacht werden. Genovefa weilte ſieben Jahre im Walde, ſ. Leo's Beowulf, S. 22. Alle ſieben Jahre tritt die weiße Frau aus dem Berge, ſ. Lynker, Heſſ. Sagen, Nr. 131.

Der ſchwarze Hildebrand (S. 420) wurde mir von Th. Mintrop mitgetheilt. Der ſchlechte Knecht hat ſich dem Teufel ergeben. Auch im Mariken von Nymwegen (S. 446) ſpielt der Teufel eine große Rolle. Ich ſchöpfte den Stoff aus Wolf's Niederl. Sagen, Nr. 452. Was die Maſſe der Sagen über einen Gegenſtand angeht, ſo ſind die Teufelsſagen gewiß die häufigſten. Der Umgang mit dem Satan war eine Hauptanklage bei den Hexenproceſſen. Vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 181, 183, 186, 195. Baader, Nr. 16, 46. Meyer, Nr. 175—181. Reuſch, Sagen des Samlandes, Nr. 11, 29. Müllenhoff, Nr. 348, 351—355, 364—366, 373, 374. Kuhn, Märk. Sagen, Nr. 18, 33, 53, 109, 141, 145, 147, 196, 237. Grimm's Deutſche Mythologie, S. 936—982. Simrock's Handbuch, S. 60.

Ich gehe nun zu den hiſtoriſchen und den ihnen verwandten Sagen über, deren Quellen kürzer angegeben werden können, weil ſie auf kurzen Mittheilungen der Geſchichtſchreibung beruhen. Indeß zeigt ſich, daß auch hier das mythiſche Element oft mehr oder weniger hineinſpielt. Es wird am zweckmäßigſten ſein, bei dieſer Gelegenheit chronologiſch zu verfahren.

Chlodwig (S. 312) findet ſich bei Gregor. Turon. II. 30. Zur Zeit der Merowinger, als Karl Martell Hausmeier war, ſpielt auch Genovefa (S. 237). Die Sage knüpft ſich außer an das Maifeld auch an Trier. Vergl. Moſelſagen von Nik. Hocker, S. 150, 352. In der Wilkinaſage, S. 140, 142, wird dieſelbe Geſchichte von Siegfried's Mutter erzählt. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß die Sage den Reſt einer alten Mythe enthalte. Näheres in Leo's Beowulf, S. 21, wo ſich eine Vergleichung mit anderen Sagen findet, und Simrock's Rheinl. III. Aufl. S. 308, 309. Die Literatur in Gräße's Sagenkreis, S. 282. Das bekannte Volksbuch beruht auf der von Freher in der Orig. palat. mitgetheilten älteren Erzählung. — Unter Pipin lebte Radbot (S. 451).

Die Sage findet sich in Annal. Xant. ad ann. 718, ap. Pertz, script. tom. II.

Vielfach vertreten ist der Sagenkreis Karl's des Großen. Der Zauberring (S. 327) hat seine Quelle in Petrarch. epist. famil. I. 3., so wie in einer leidener Handschrift, die Grimm, Mythol. S. 405, 406, angezogen hat. Dieser Ring war ein Schwanenring, und die Geliebte Karl's selbst eine Schwanenjungfrau. Mythologie, S. 399. Wilh. Grimm, Heldensagen, S. 30, 388. Johannes Turpinus, zuerst Mönch zu St. Denys, wurde 735 Erzbischof von Rheims, starb 800. Ueber die karolingischen Sagenkreise vergl. Gräße, Die großen Sagenkreise des Mittelalters, S. 262 ff. — Hildegard (S. 331). Vergl. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 437. Annales campidonens. Nic. Frischlini comoedia. Hildegardis magna. Vergl. Vinc. bellovac. sp. hist. VII. c. 90—92 und das altdeutsche Gedicht: Crescentia. — Meister Tancho (S. 338) habe ich aus einem fliegenden Blatte, dessen ich mich nicht mehr erinnere. — Eginhart und Emma (S. 341). Vergl. Chronicon laurishamense in codice laurish. c. Manhem. 1768. 4. I. pag. 40—46. — Der Geist Karl's des Großen (S. 351) ist historisches Resultat nach der Lecture von W. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Braunschweig, 1855. — Roland (S. 271). Diese Sage ist durchaus unhistorisch, aber sie lebt am Rheine. Gewöhnlich bricht das Herz des Kriegers vor Liebesschmerz. Ich konnte den Helden von Roncesval diesen Tod nicht erleiden lassen, weil er mir zu schwächlich schien. Vgl. N. Hocker, Der Rhein von Mainz bis Köln, S. 173. Derselbe weist nach, daß Rolandswerth früher Rugeswerth hieß und eine Richtstätte war, also nichts mit Roland zu thun hatte. Gleich daneben liegt Grafenwerth. — Der Bischof von Utrecht (S. 449) ist aus einem Sagenbuche, dessen Titel ich mir nicht notirte. — Harald (S. 456), der auf mündlicher Quelle beruht, fällt auch in die karolingische Zeit, wo die Normannen ihre Einfälle machten.

In die Regierung der sächsischen Kaiser gehört zunächst: Kurzbolt (S. 222). Vergl. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 465. Quelle ist Ekkehardus Sangallens, ap. Goldast. I. 29. Zu Ekkehard's Zeiten sang man Lieder, welche die Thaten des Helden feierten. — Otto III. (S. 346). Die Eröffnung der Gruft Karl's des Großen findet sich in jeder deutschen Geschichte. Vergl. Chron. Noval. III. 32. Ditmar, Merseburg, IV. 29, und Annal. Hildesh. ad. ann 1000, ap. Pertz, scr pt. tom. III. — Auch Graf Ulrich (S. 9) fällt in diese Zeit. Vergl. Ekkehard, IV. cas. St. Gall. c. 10. ap. Pertz, script. tom. II. Ich habe irrthümlich statt Ungarn das gelobte Land als Kriegsschauplatz aufgeführt. — Bischof Hatto (S. 197) ist gleichfalls aus der Zeit der sächsischen Kaiser. Die Sage soll sich an Hatto II., Erzbischof von Mainz, knüpfen, ist aber durchaus unhistorisch. Neuere Forschungen haben dargethan, daß Mäuse-

thurm aus Muſerie entſtanden und gleichbedeutend mit Waffenthurm iſt. Quelle iſt der Froſchmäusler, Ausgabe von Kirchner, S. 1. IV. b. und S. 1. V. — Da zur Zeit der ſächſiſchen Kaiſer ſlawiſche Einfälle Statt fanden, darf ich auch wohl das Gedicht: Der Prieſter von Marienberg (S. 165) hier aufführen. Dieſelbe Sage wird von Marienburg in Preußen erzählt. Ich fand ſie in Zeitſchriften anekdotenweiſe, habe mir aber die Quelle nicht notirt. — Zu Sikko (S. 229) iſt zu bemerken, daß ſich der Graf Albero von den Ardennen 1008 in Beſitz des Erzbisthums ſetzte, während ein naher Verwandter deſſelben, gleichen Namens, von ſeiner Burg zu Heiligkreuz die Stadt Trier beunruhigte. Der neuerwählte Biſchof Poppo nahm durch Liſt die Burg ein und zerſtörte ſie. Vergl. Gesta Trevirorum. c. 47. Hocker, Moſelſ. S. 132.

In die Geſchichte der ſaliſchen Kaiſer gehört: Der Mönch vor der Leiche Heinrich's IV. (S. 181). Raumer erzählt die Thatſache in ſeiner Geſchichte der Hohenſtaufen, Bd. I. S. 216. Die Rheininſel muß aber eigentlich eine Maasinſel ſein. In dieſelbe Periode fallen die Kreuzzüge, aus welchen ich mehrere Sagen mitgetheilt habe. — Für Brömſer von Rüdesheim (S. 190) kann ich keine beſtimmte Quelle angeben. Vergl. Geib, Sagen, S. 510. — Wickher (S. 208) fand ich als Student in einer alten Chronik, die ich nicht verzeichnet habe. — Außerdem fällt auch Eberhard von Berg (S. 356) in die Zeit 1126—1152. Die Quelle iſt Montanus' Vorzeit, Bd. I. S. 9.

Konradin (S. 11) ſpielt in der Zeit der Hohenſtaufen. Die Thatſache iſt aus der deutſchen Geſchichte genugſam bekannt. — Der Falke von Stahleck (S. 203) betrifft eine hohenſtaufiſche Seitenlinie. Quelle iſt v. Leibnitz, Chronic. rhythmic. principum Brunswicensium, Tom. III. S. 79. Heinrich der Lange wird wirklich von der Mutter ſeiner Geliebten in der Chronik als Falke bezeichnet:

Ich hab einen Falcken auserwelt,
Der kam her gepflogen über Feldt, — —
Sein Haupt braun, ſeine Kele blanck,
Seine Zaßfedern ime ſo lang. — —
Uff hoher Aſt gezogen — —
Wol zu Kore ſein gebogen
Ime ſeine Klahen und ſein Schnabel. — —

Vgl. ferner Vogt, Rhein. Geſchichten. Bd. II. S. 257 ff. — Außerdem gehört noch in dieſe Zeit Richard Löwenherz (S. 121). Vergl. Michaud, Histoire des croisades, Tom II. pag. 324, und Diez, Leben und Wirken der Troubadours, S. 102.

Wilhelm von Holland (S. 301) gehört in das Zwiſchenreich. Vergl. Joh. de Becka, Chron. ap. Böhmer, Fons rer. Germ. Tom. II.

pag. 438. Vielleicht beſaß Albertus Magnus ein Treibhaus, was den Zeitgenoſſen ſo wunderbar dünkte, daß ſie ihn für einen Zauberer hielten. Er war ein ausgezeichneter Naturforſcher, Phyſiker, Mechaniker und ſogar Baukünſtler, ſo daß ihm der Plan zum kölner Dom zugeſchrieben wird. Das Dominicanerkloſter in Köln war ſeine Wohnung. Zu ſeinen Schülern gehörte Thomas von Aquin. Er ſtarb am 15. Nov. 1280. — In dieſelbe Zeit fällt die Sage vom Hermann Grin (S. 296). Der Stoff iſt der Chronik von der hilligen Stadt Kölln (S. 217, b.) entnommen. Wolf hält in ſeinen Beiträgen zur deutſch. Mythologie, I. S. 131, die Sage vom Löwenkampfe nicht für hiſtoriſch. Er erblickt darin eine Erinnerung an den Kampf Tyr's.

Das Haus Habsburg iſt durch verſchiedene Sagen vertreten. Habsburgs Mauern (S. 46) findet ſich in Grimm's Deutſchen Sagen, Nr. 505. Vergl. Felix Faber, Hist. suev. Lib. II. Joh. v. Müller, Geſchichte der Schweizer Eidgenoſſen, I. 262. Note 161. — Zu Graf Rudolf von Habsburg (S. 48) vergl. Joh. v. Müller, I. S. 525. — Der Stoff für Johannes Röſſelmann (S. 75) findet ſich in Simrock's Rheinland. III. Aufl. S. 54. Die Sage erinnert an das trojaniſche Roß. — Die Jagd im Schwarzwald (S. 105) habe ich nach mündlicher Mittheilung behandelt. Aehnliches wird von vielen Fürſten erzählt. In Hebel's Rhein. Hausfreund knüpft ſich die Sage Bd. II. S. 21 an Heinrich IV. von Frankreich. — Der Scepter Rudolf's von Habsburg (S. 349) iſt eine durch die Handbücher der Geſchichte bekannte Thatſache. Vergl. Wolfg. Menzel, Geſchichte der Deutſchen. Bd. II. S. 118. — Zur Zeit Rudolf's ſpielt auch die Geſchichte der Junker von Neſſelrath (S. 407). Vergl. Montanus' Vorzeit, II. S. 250. Die poetiſche Licenz, daß ich Brüder aus den Kämpfern gemacht habe, wird man mir verzeihen. Die Schlacht fällt in das Jahr 1288. Das Geſchlecht lebt noch in den jetzigen Grafen von Neſſelrode. — Adolf von Naſſau (S. 134) findet ſich bei Geib, Die Sagen und Geſchichten des Rheinlandes, S. 294. — Johann von Schwaben (S. 50) knüpft ſich an mündliche Ueberlieferung.

Als Quelle für die Balladen, welche die ſchweizer Freiheitskriege beſingen, kann Joh. v. Müller's Geſchichte der ſchweizer Eidgenoſſen gelten. Vgl. für Wilhelm Tell (S. 57) Bd. I. S. 644 ff. Hier ſpielen übrigens auch mythiſche Elemente mit. Die Grundlage erhellt aus Wilkinaſage, Cap. 27, wo der Apfelſchuß von Eigel, dem Bruder Wieland's, erzählt wird. Ganz dieſelbe Begebenheit berichtet Saxo Grammaticus. Hist. Danor. LX. pag. 185 von Palnatoke. Vergl. Kopp, Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde, Luzern, 1835, S. 44—63. J. Grimm in Schlegel's Deutſchem Muſeum, Bd. III. S. 58—75. Heeren in den Göttinger Gelehrten Anz. 1828. Bd. I. pag. 934. J. L. Ide-

Ideler, Die Sage vom Schuß des Tell. Berlin, 1830. L. Häuſſer, Die Sage vom Tell. Heidelberg, 1840. Grimm, Deutſche Mythologie, S. 353. Simrock's Handbuch, S. 274. — Der freie Bauer (S. 55) knüpft ſich an die Schlacht von Morgarten, ſiehe Joh. v. Müller, Bd. II. S. 37. — Die Schlacht bei Sempach (S. 63) findet ſich bei demſelben, Bd. II. S. 464, und Die Schlacht am Stoß (S. 53) S. 721. — Das Recht der erſten Nacht (S. 68), welches in dieſelbe Zeit fällt, verdanke ich mündlicher Mittheilung. Der Stoff ähnelt der Cordulaſage in Graubünden, die Max Waldau behandelt hat.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert verſchwindet die Kaiſergeſchichte aus meinem Sagenbuche. Im Uebrigen aber hat dieſe Periode mir viele Stoffe geboten. Aus der Fürſtengeſchichte gehört hieher: Otto der Schütz (S. 443). Vergl. Anon. chron. Thur. et Hass. II. 24, 30—41, ap. Senkenb. sel. iur. et. hist. Tom. III. — Herzog Otto's Liebe (S. 170). Vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 496. Ladisl. Sunthem ap. Oefele, Tom. II. pag. 573. Aventin, Bairiſche Chronik. Die Mühle heißt noch jetzt, wie Bettine berichtet, die Gretlmühle. Johann von Böhmen (S. 231), deſſen Tod in der Schlacht von Crecy, 1346, alle Geſchichtswerke erzählen. — Die Gräfin von Starkenburg (S. 226) ſchöpfte ich theils aus Simrock's Rheinland, Aufl. III. S. 300, theils aus mündlichen Quellen. Der Umſtand, daß das Volk die Gräfin eine Fiſchertochter nennt, iſt vielleicht damit zu erklären, daß ſie eine geborne Gräfin Salm war. Balduin war ein Bruder Kaiſer Heinrich's VII. Vergl. Stramberg, Moſelthal, S. 36. Hocker's Moſelſ. S. 200 u. 354, und Das Moſelthal, S. 130. — Die Templer von Lahneck (S. 219) ſtehen mit dem Untergange des Ordens, 1314, in Verbindung. Die Sage iſt mündlich. — Endlich gehört Heinrich Frauenlob (S. 172) in dieſe Zeit. Der Sänger ſtarb 1318. Die Sage iſt bekannt.

In ſpäteren Jahrhunderten fließen die Sagenquellen immer ſpärlicher. Johannes Huß' (S. 36) Tod auf dem Scheiterhaufen fällt in das Jahr 1414. — Das Mahl zu Heidelberg (S. 114) iſt Lehmann's Chronik von Speier, VII. 107, entnommen. Friedrich der Siegreiche herrſchte um 1450. — Die aus der Kunſtgeſchichte bekannte Anekdote: Kaiſer Max und Albrecht Dürer (S. 168) fällt um 1507. — Hier kann auch Waldemar von Krähen (S. 41) aufgeführt werden. Den Stoff habe ich aus mündlicher Ueberlieferung. Vielleicht hängt er mit den Thatſachen zuſammen, die Guſtav Schwab, Der Bodenſee, Stuttgart, 1840, Bd. II. S. 108, aus dem Jahre 1512 berichtet. Meine Ballade iſt eigentlich eine Ueberſetzung nach Walter Scott's Lochinvar, der einen ähnlichen Stoff enthält. Andere Dichter ſchmücken ſich ſehr oft, ohne es zu ſagen, mit fremden Federn. Ich will es indeß offen geſtehen. — Jakobe von Baden, † 1585 (S. 409), findet ſich bei Montanus, II. 243. Vergl.

auch Th. v. Haupt, Jakobe ꝛc., Coblenz, 1820, und Original-Denkwürdigkeiten ꝛc., Düſſeldorf, 1834. — Johann von Werth (S. 320) lebt am Niederrheine in vielen Ueberlieferungen. Dahin gehören namentlich Nr. 1 und 3 der ihm gewidmeten Gedichte. Die Hirſchjagd von Dachau findet ſich in Johann von Werth von Fr. W. Berthold, Berlin, 1826, S. 210 ff. — In die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt auch Der Hirt zu Oggersheim (S. 127). Vergl. Rhein. Antiquarius, S. 352, zum Jahre 1625, als Gonſalvo von Cordova vor dem Orte lag. — Geſchichten, denen man gewiſſer Maßen ſchon das Zeitalter der Perrücke und des Zopfes anſchmeckt, ſind: Die Zähmung der Junker (S. 413), die in das Jahr 1760 fällt und in Montanus' Vorzeit, Bd. II. S. 213, erzählt wird, und die Schnurren vom kölniſchen Kurfürſten Max Franz (S. 283), dem Bruder Kaiſer Joſeph's, von dem noch heute in Bonn eine Menge humoriſtiſcher Geſchichten erzählt werden. — Dann gehört in die Reihe der hiſtoriſchen Sagen noch die ſchon erwähnte Nächtliche Erſcheinung zu Speier (S. 124), wegen ihrer deutſchen Wendung. — Schließlich darf ich auch Ein Grab in Köln (S. 309) hiſtoriſch nennen; denn es bezieht ſich auf den verſtorbenen Weihbiſchof und ſeinen Bruder, den Canonicus, die Freiherren v. Beyer, von denen dieſe Geſchichte erzählt wurde. Ich dichtete die Ballade als Student, als die beiden Geiſtlichen noch lebten. Ihr Tod ſoll das einzige Unrichtige des Gedichtes ſein. Sie ſtarben aber kurz nach einander. Hier liegt alſo ein allerneueſter Stoff vor.

Andere Stoffe haben auch ein mehr oder weniger hiſtoriſches Gepräge, laſſen ſich aber nicht an eine beſtimmte Zeit binden. Wolf Eberſtein (S. 111), der an Ludwig den Springer erinnert, vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 548; Der blinde Schütz (S. 200) und Der Ritter von Altenahr (S. 268) beruhen auf mündlicher Ueberlieferung und zeigen den ritterlichen Heldenmuth. — Der Wildſchütz (S. 159) findet ſich bei Adalbert v. Herrlein, Sagen des Speſſart, S. 91. — Die Liebes-Ballade Anna von Liechtenſtein (S. 7), in welcher der maloechio die Hauptrolle ſpielt, und Die Brüder (S. 216) ſind mündlich. Den letzten Stoff beleuchtet Simrock, Rheinland, III. Aufl. S. 277. — Die Frau von Geroldseck (S. 77) iſt Geib, Die Sagen und Geſchichten des Rheinlandes, S. 86, entlehnt. Sie erinnert an die Weiber von Weinsberg. Vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 481. — Schwert und Pflug (S. 266) iſt meine Erfindung, die indeß auf der Thatſache beruht, daß die Leute an der Ahr erzählen, auf dem Neuenahr liege in einem verſchütteten Brunnen ein goldener Pflug. Alex. Kaufmann hat dieſe Sage poetiſch behandelt. — Der Stoff zu dem Gedichte Der Graf von Windeck (S. 290) ſteht in Montanus' Vorzeit, Bd. I. S. 310. — Der Schultheiß von Schliengen (S. 91) wurde mir mündlich erzählt.

Auch einige Schwänke, die ich hier folgen laſſe, gehören keiner beſtimmten Zeit an. Die ſieben Schwaben (S. 15) ſind dem bekannten Volksbuche entnommen. Eine brauchbare Ausgabe veranſtaltete O. Marbach, Leipzig bei Wigand. — Der Schelm von Schaffhauſen (S. 41) findet ſich in Georg Wickram's Rollwagenbüchlein. Vergl. Simrock's Rheinland, Aufl. III. S. 39. — Nichts Neues (S. 86) iſt Hebel's Rheiniſchem Hausfreunde entlehnt. — Hans von Hoppach (S. 162) ſteht in Adalb. v. Herrlein's Sagen des Speſſart, S. 198. — Die ſeltſame Belagerung (S. 175) beruht auf mündlicher Mittheilung. Der Stoff kommt auch an der Moſel vor. Vergl. Nik. Hocker, Moſelſagen, S. 274. Die Geſchichten vom Pater Crescentius (S. 185) ſind bekannte Pfaffenſchwänke. Ich habe ſie an das Rheingau, als die berühmteſte Weingegend, und zugleich an einen fröhlichen Pater geknüpft, um die Anekdoten des Landes zu charakteriſiren. — Die ſieben köl-niſchen Funken (S. 306) ſind die früheren komiſchen Stadtſoldaten von Köln, die noch alljährlich im Carneval vorkommen. Man erzählt noch heute allerlei Proben ihres Muthes. Die in dem Gedichte mitgetheilten Züge werden ihnen größtentheils nachberichtet.

Verſchiedene Gedichte der Lorelei gehören in das Gebiet der Legende, die hier auch häufig mit altem Heidenthum gemiſcht iſt. Nur Sankt Ludger (S. 417) weiſt eine hiſtoriſche Perſon auf. Der Heilige lebte um 800. Theodor Mintrop theilte mir den Stoff aus ſeiner Heimat an der Ruhr mit. Ueber weiſende Thiere vergl. Grimm, Mythologie, S. 1093. Müllenhoff, Schleswig-Holſteiniſche Sagen, Nr. 137, 138, 139, 344. Wolf, Niederländiſche Sagen, Nr. 348. Panzer, Beiträge, I. Nr. 256. — Die übrigen ſind Kloſter-, Stadt- und Landlegenden. Die Wallfahrt von Triburg (S. 103) iſt mündlich. — Die Lilie zu Laach (S. 256) wird außer von dieſem Orte auch von Heiſterbach am Rheine erzählt. Am bekannteſten iſt ſie als dem Kloſter Corvei angehörig. Vergl. Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 263, wo auch die Literatur aufgeführt iſt. Ueber Todesanzeigen durch Blumen iſt Grimm, Mythol. S. 1089, nachzuleſen. Außer Lilien ſind es auch Roſen, die das nahe Ende eines Menſchen verkünden. Harry's Niederſächſiſche Sagen, I. 42, 44. Hocker, Moſelſagen, 204. — Der Rieſe vom Drachenfels (S. 279) wird mündlich erzählt. Nach anderen Angaben iſt der Drache ein Rieſe Drago. Aelter iſt die Anknüpfung an den von Siegfried erſchlagenen Drachen, da ſich im Siebengebirge eine Menge mythiſcher Bezüge ergeben, die auf die Heldenſage zurückweiſen. Vergl. Simrock's Maleriſches Rheinland, S. 323. Wilkinaſage, überſetzt von v. d. Hagen, Aufl. II. S. 147. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, I. S. 24 ff. — Der Mönch von Heiſterbach (S. 281) beruht auf mündlicher Mittheilung. Die Legende wird auch von Siegburg erzählt. Vergl. Montanus' Vorzeit, Bd. II. S. 257. Auch hier ſind mythiſche

Anknüpfungspuncte. Wie hier ein Mönch in den Wald geht und dort viele Jahre bleibt, ſo geht in anderen Sagen ein Schäfer, ein Kind u. ſ. w. in den Berg. Wald und Berg ſymboliſiren die Unterwelt. Simrock's Bertha, die Spinnerin, S. 77 ff. Handbuch, S. 366. — Zu Das Ave Maria (S. 369) vergl. Montanus, I. S. 26, der die Legende dem Cäſarius von Heiſterbach entnahm. Der Glaube, die Seele blühe als Blume, fliege als Vogel, krieche als Thier davon, iſt uralt. Vergl. Grimm, Mythologie, S. 788. Wolf, Deutſche Sagen, Nr. 59. — Gunhilde (S. 403) findet ſich gleichfalls in Montanus' Vorzeit, Bd. II. S. 350. Er erzählt ſie nach Caesar. Heisterbac. histor. VII. 35. Der Stoff ſcheint im Mittelalter ſehr verbreitet geweſen zu ſein; denn im Novellenbuche von E. v. Bülow, Leipzig, 1836, Bd. III. S. 388, findet ſich eine Novelle nach los felizes amantes aus dem falſchen Don Quixote: Segundo tomo del ingenioso Hidalgo etc., compuesto par el Licenciado Alonso Fernandes de Avellaneda, natural de la villa de Tordesillas. En Tarragona, 1614, welcher den berühmten Roman des Cervantes verhöhnen ſollte. Wie Maria hier die Nonne erſetzt, gewinnt ſie in einer anderen Sage für den Ritter Walther v. Birbach, den Simrock behandelte, den Preis im Turniere. So erſcheint auch Frouwa, die das Oberhaupt der Walküren iſt. Vergl. Wolf's Zeitſchrift, I. 305.

Schließlich habe ich noch mitzutheilen, daß ich mehrere Sagen meiner Sammlung nur als Stimmungsſagen zu bezeichnen weiß. Ihre Erfindung rührt von mir ſelbſt her. Die Außenſeiten von Landſchaften und Städten gaben dann die Veranlaſſung, dieſelben hier und dort einzufügen. Dahin gehören: Der Rheiniſche Wettſtreit (S. 3), Der Knabe vom Bodenſee (S. 39), Der Fähnrich von Baſel (S. 73), Märchen (S. 109), Die Linde zu Weinsberg (S. 118) und Die Jungfrau von der Löwenburg (S. 277). Auch die ſchon angeführten: Neck (S. 178), und Das Schloß im See (S. 259) gehören mehr oder weniger hieher. Uebrigens bin ich überall bemüht geweſen, den Charakter der Gegend als landſchaftlichen Hintergrund zu benutzen.

Nachdem ich auf dieſe Weiſe die Quellen, aus denen ich ſchöpfte, offen gelegt habe, iſt dem Leſer Gelegenheit gegeben, meine Balladen mit den urſprünglichen Stoffen zu vergleichen. Hoffentlich wird ſich dabei herausſtellen, daß ich als redlicher Künſtler zu ſchaffen bemüht war. Um zu formen, zu erfinden, zu runden und zu vollenden, bedurfte es oft vieler Zeit und Arbeit; denn die alte Ueberlieferung gibt meiſtens nur das rohe Material, aus dem das Bildwerk gemacht werden muß. Die Sage mag mythiſch und culturgeſchichtlich noch ſo werthvoll ſein, Ihren poetiſchen Zauber löſt doch nur die Dichtung. In den Balladen, die Goethe, Uhland und Heine auf dieſe Weiſe aus alten Märchen geſtaltet haben, verhält ſich das fertige Lied zum urſprünglichen Stoffe, wie edles Metall

zu rohem Erze! Freilich will ich nicht behaupten, daß ich das Ziel in gleicher Weise erreicht habe. Daß ich auch die Verse zu feilen suchte, wird ein Vergleich mit der ersten Ausgabe lehren. Deßhalb muß ich denn auch wünschen, daß Sagensammler und Verfasser von Werken, die aus meiner Lorelei geschöpft haben und noch ferner schöpfen, diese neueste Auflage benutzen und nicht, wie es leider zu oft geschieht, aus anderen Büchern abschreiben und Sinn- und Druckfehler mit hinüber nehmen.

Und so möge denn dieses Buch aufs Neue seinen Weg suchen. Ist es im Stande, mitzuhelfen, um den Geist der Jugend und des Alters auf heimatliche Pfade zu lenken, die Neigung zu deutschem Sein und Wesen zu wecken und die Vaterlandsliebe zu fördern und zu heben, dann ist das Ziel, welches ich mir vorgesetzt habe, in der schönsten Weise erreicht. Denn es gilt nicht allein im öffentlichen Leben, es gilt auch im Hause, in der Wissenschaft und Kunst: Deutschland über Alles!

Köln, 1. October 1856.

W. M.

Inhalt.

Seite

An Ludwig Uhland . . . . . V—VIII

Der rheiniſche Wettſtreit 3
Anna von Liechtenſtein 7
Graf Ulrich 9
Konradin 11
Die ſieben Schwaben 15
Johannes Huß 36
Der Knabe vom Bodenſee 39
Der Schelm von Schaffhauſen 41
Waldemar von Krähen 44
Habsburgs Mauern 46
Graf Rudolf von Habsburg 48
Johann von Schwaben 50
Die Schlacht am Stoß 53
Der freie Bauer 55
Wilhelm Tell 57
Die Schlacht bei Sempach 62
Das Recht der erſten Nacht 68
Der Fähnrich von Baſel 73
Johannes Röſſelmann 75
Die Frau von Geroldseck 77

	Seite
Walther und Hildegunde	81
Nichts Neues	86
Meiſter Fickfeck	88
Der Schultheiß von Schliengen	91
Wolfdieterich's Buße	93
Eckhart und Tannhäuſer	96
Die Geiſterhand	99
Die Wallfahrt nach Triburg	103
Die Jagd im Schwarzwald	105
Märchen	109
Wolf Eberſtein	111
Das Mahl zu Heidelberg	114
Die Linde zu Weinsberg	118
Richard Löwenherz	121
Nächtliche Erſcheinung zu Speier	124
Der Hirt zu Oggersheim	127
Kriemhilde	130
Adolf von Naſſau, 1., 2., 3.	134
Die Wieſenjungfrau	142
Deutſchlands Wächter	144
Der Feuermann	147
Die Taufe des Irrlichts	149
Jung Florian	152
Die Wunderblume	156
Der Wildſchütz	159
Hans von Hoppach	162
Der Ritter von Marienberg	165
Kaiſer Max und Albrecht Dürer	168
Herzog Otto's Liebe	170
Heinrich Frauenlob	172
Die ſeltſame Belagerung	175
Neck	178
Der Mönch vor Heinrich's IV. Leiche	180
Pater Crescentius, 1., 2., 3.	184
Brömſer von Rüdesheim	189

Seite

Biſchof Hatto 197
Der blinde Schütz 200
Der Falke zu Stahleck 203
Wickher 208
Die ſieben Jungfrauen 211
Lore Lei 213
Die Brüder 216
Die Templer von Lahneck 219
Kurzbolt 222
Die Gräfin von Starkenburg 226
Sikko 229
Johann von Böhmen 231
Meluſine 234
Genovefa, 1., 2., 3., 4., 5. 237
Die Lilie zu Laach 256
Das Schloß im See 259
Die Zwergenamme 262
Schwert und Pflug 266
Der Ritter von Altenahr 268
Roland 271
Der bucklige Muſikant 274
Die Jungfrau von der Löwenburg 277
Der Rieſe vom Drachenfels 279
Der Mönch von Heiſterbach 281
Max Franz. 1. Kurfürſtliche Rechtspflege 283
2. Der Bauer und die Kavaliere 286
3. Der Vikar von Walportsheim 288
Der Graf von Windeck 290
Die Johannisopfer 294
Hermann Grin 296
Wilhelm von Holland 301
Die Geiſtermeſſe 304
Die ſieben kölniſchen Funken 306
Ein Grab in Köln 309
Chlodwig 312

	Seite
Der Vogt von Bergheim	315
Die Siebenſchläfer	318
Johann von Werth, 1., 2., 3.	320
Der Zauberring	327
Hildegard	331
Meiſter Tancho	338
Eginhart und Emma	341
Otto III.	346
Das Scepter Rudolf's von Habsburg	349
Der Geiſt Karl's des Großen	351
Eberhart von Berg, 1., 2., 3., 4., 5.	356
Das Ave Maria	369
Der ſtarke Hermel	372
Gunhilde	403
Die Junker von Neſſelrath	407
Jakobe von Baden	409
Die Zähmung der Junker	413
Sankt Ludger	417
Der ſchwarze Hildebrand	420
Der Junker von Vollmarſtein	424
Siegfried	427
Der Schwanenritter	431
Otto der Schütz	443
Mariken von Nymwegen	446
Der Biſchof von Utrecht	449
Radbot	451
Die verſunkene Stadt	453
Harald	456
Der fliegende Holländer	458
Brunhilde	461
Anhang	465

Druck von M. Du-Mont-Schauberg in Köln.

Alfred Rethel.

Alfred Rethel.

Blätter der Erinnerung

1861, 3191

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1861.

Während der letzten Jahre begegnete dem Spaziergänger in den Wegen des düsseldorfer Hofgartens mitunter eine in Begleitung eines Wärters dahinschreitende schwankende Gestalt von gedrungener Statur, hangenden ausdruckslosen Zügen und leblosen, stieren Augen, vor welcher sich niemand eines tiefen Mitgefühls erwehren konnte. Auf den ersten Blick gewahrte man, daß der arme Kranke an einer unheilbaren dumpfen Geistesstörung litt. Die Alten hielten solche Kranke für heilig. Auch wir gehen mit stillem ernstem Erbarmen an ihnen vorüber. Wie sehr steigerte sich aber die Theilnahme des Wanderers, wenn er erfuhr, daß in diesem jetzt fast seiner selbst unbewußten Leibe früher ein Geist wohnte, der in frischem künstlerischem Schaffen mit dem edelsten, herrlichsten, weitesten Talente ausgestattet zu dem Gipfel des Ruhms emporstieg und unter den deutschen Malern zu denjenigen gehörte, welche um den höchsten Preis rangen. Seine nähern Freunde haben ihm stets einen allerersten Genius zugesprochen. Daß sein Ruhm zur Zeit seines Schaffens nicht sofort allerwärts anerkannt wurde, lag in seiner Jugend und allerlei andern Umständen. Nachdem in den letzten Jahren

auf der großen deutschen Ausstellung in München manche seiner edelsten Werke zur Anschauung des Vaterlandes gebracht worden sind, hat die öffentliche Meinung ihn den ersten Künstlern der Heimat zugesellt. Wer solche Dinge von dem armen Kranken hörte, der sah ihm gewiß mit einer Thräne im Auge nach, zumal wenn er vernahm, daß der geistige Tod den lebendigen Leib mitten in seiner hellen Ruhmesbahn überfallen hatte. Fragte der Fremde und Unbekannte aber bedauernd nach seinem Namen, so nannte man ihm den mit unseligstem Siechthum Behafteten: **Alfred Rethel.**

Alfred Rethel wurde am 15. Mai 1816 auf dem Haus Diepenbend bei Aachen geboren. Sein Vater Johann Rethel, ein geborener Strasburger, kam unter dem französischen Consulat als Präfecturrath in die alte Kaiserstadt Karl's des Großen und heirathete dort Johanna Schneider, die Tochter eines eingesessenen Geschäftsmannes. Auf Zureden seines Schwiegervaters legte er später sein Amt nieder und widmete sich der Industrie, indem er auf Diepenbend eine chemische Fabrik gründete. Alfred war das vierte Kind seiner glücklichen Ehe. Wenn die Natur ihn auch nicht mit einer besondern Fülle und Kraft der Gesundheit ausstattete, so verlieh sie ihm dafür einen desto lebendigern Geist. Im Kreise seiner Genossen zeigte sich der Knabe ungewöhnlich aufgeweckt. Bei allen Spielen der erste, hatte er nicht selten Unfälle und Gefahren zu bestehen. So wurde er zuweilen den Aeltern mit triefenden Kleidern in das Haus gebracht, wobei sich denn herausstellte, daß er seiner Keckheit folgend unzeitige Bekanntschaft mit dem Wiesenbach und dem Teiche gemacht hatte. Der kleine

Pechvogel war einmal so unglücklich, bei einem Ritt vom Pferde zu fallen und den Arm zu zerbrechen, der überdies nach einer schlechten Heilung verbogen blieb. Ein anderes mal wurde er von einem Wagen überfahren und am Kopfe verletzt, sodaß er wochenlang krank lag und an einer Taubheit litt, welche ihn einige Jahre nicht verließ. Möglicherweise hat dieser Unfall sogar auf sein späteres Leiden eingewirkt. So fehlte es denn nicht an mannichfachen Unpäßlichkeiten. Alfred mußte häufig Haus und Zimmer hüten und wurde mehr und mehr ein Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt seiner Aeltern.

Während er auf diese Weise vielleicht längere Zeit als ihm lieb sein konnte in der Stube zu hocken gezwungen war, entwickelte sich schon in frühester Zeit sein Talent zum Zeichnen. Griffel und Schiefertafel sowie Bleistift und Papier waren seine täglichen Uebungswerkzeuge. An der Seite der treuen Mutter beschäftigte er sich stunden- und tagelang mit Darstellungen von Türkenschlachten und Belagerungen, zu denen er in jener Zeit, wo die Befreiung Griechenlands in der ganzen Welt von sich reden machte, durch die politischen Gespräche angeregt wurde. Man kann behaupten, daß er schon mit sechs Jahren vollständige und umfangreiche Compositionen entwarf. Ich gehe nicht weiter auf diese Arbeiten ein, weil sie nicht als Kunstwerke betrachtet werden können. Proben derselben befinden sich im Nachlasse des Künstlers sowie bei Frau Landgerichtsräthin Joen und hauptsächlich bei Herrn Schillings in Aachen.

Zugleich erhielt er den ersten Unterricht in der Elementarschule zu Burtscheidt bei Aachen, welche damals von Herrn Hadländer, dem Vater des bekannten und beliebten

Erzählers F. W. Hackländer, geleitet wurde und mit dessen Sohn der junge gleichalterige Rethel denn auch eine frühe Knabenfreundschaft anknüpfte, ohne daß diese Bekanntschaft in spätern Jahren zu einer größern Annäherung geführt hätte. Daß der Junge, dessen Geistesäußerungen fast ausschließlich der Kunst zugewendet waren, sich auch in der Schule besonders auszeichnete, ist uns nicht erzählt worden. Im Gegentheil soll er dem Unterricht wenig Geschmack abgewonnen haben. Kunstverständige Freunde des Hauses machten indeß die Aeltern auf die vielversprechende Neigung des Sohnes aufmerksam und wirkten dahin, demselben den Weg zur Malerei zu öffnen. In der That kam es auch zu dem Versuch, daß die Compositionen nach Düsseldorf an den Vorstand der Akademie zur Einsicht und Begutachtung gesandt wurden. Die Antwort lautete überaus günstig. Die Fähigkeiten Alfred's hatten die entschiedenste Anerkennung gefunden. Man bewilligte ihm sofort die Aufnahme in die Kunstschule. Und so ging denn der dreizehnjährige Knabe, indeß sich seine Familie fast gleichzeitig in Wetter an der Ruhr ansiedelte, nach Düsseldorf und trat dort als Schüler in die Akademie. Dies geschah im Jahre 1829.

Ich habe den jungen Künstler schon in der frühesten Zeit seines Aufenthalts, während er entweder in der Elementarklasse oder im Antikensaale seine künstlerische Laufbahn antrat, kennen gelernt. Soviel ich mich erinnere, war unsere erste Begegnung aber keineswegs eine freundschaftliche, im Gegentheil knüpft sie sich an eine Art von Schlacht, wie die Jugend sie mitunter auszufechten liebt. Als Schüler des Gymnasiums besuchte ich damals zur Sommerzeit mitunter den Badeplatz an der sogenannten

Krautmühle, denn unſere Stadt beſaß in jenen Tagen noch keine Schwimmanſtalt auf dem Rhein. Die Jugend von Düſſeldorf trieb dort die erſten Schwimmübungen, denn die Stadtbehörden hatten zur Vermeidung aller Gefahr an dieſer Stelle einige Wächter angeſtellt. So fehlte es denn auch nicht an den jüngſten Zöglingen der Akademie. Unter den angehenden Kunſtbefliſſenen befand ſich aber ein groſser Burſche, der noch vor kurzem das Gymnaſium mit uns beſucht hatte, wo er keineswegs im freundlichſten Andenken geblieben war. Aelter an Jahren und ſtärker und gröſser an Leib wie ſeine Genoſſen, hatte er vermöge ſeiner Körperkräfte eine gewiſſe Despotie über die untern Klaſſen ausgeübt. Wir trieben aber damals unſere gelehrten Studien noch in dem alten Franciscanerkloſter. Als ich die Sexta beſuchte, die im Beginn der grauen düſtern Gänge lag, befand ſich die Quinta ungefähr am Ende derſelben unfern einer Thür, welche auf den Spielhof führte. Der beſagte Tyrann war Schüler dieſer Klaſſe. In der Zwiſchenſtunde um zehn Uhr, wenn wir dort vorbeigehend friſche Luft ſchöpfen wollten, drohte uns nun an der Quinta ſtets keine geringe Gefahr, zumal wenn wir kleinern Burſche uns allein befanden, denn der groſse Quintaner ſtürzte dann, ſobald kein ſchützender Lehrer in der Nähe war, dem Ungethüm in Schiller's „Kampf mit dem Drachen" vergleichbar, aus ſeiner Klaſſenthür und prügelte uns mit ſeinen ſtarkknochigen Händen nach allen Dimenſionen. Dieſe Scenen waren unvergeſſen. Da unſer Feind auch eine ſeltſame ungeſchlachte Geſtalt aufwies, an der ſich der jugendliche Witz zu üben liebte, ſo dauerten die Neckereien, wo der kunſtanſtrebende Unhold uns auch begegnete, fort.

Und ſo trafen wir ihn denn auch einſtmals auf dem Badeplatz in Begleitung einiger ſeiner Kameraden von der Akademie. Ob die Künſtler oder ob wir Gelehrten Händel ſuchten, weiß ich nicht mehr; es entſtand aber beim Baden ein Schelten herüber und hinüber, auf dem Rückwege verfolgten ſich die Feinde mit ſpitzigen Redensarten, es wurde mit abgefallenen Aepfeln und Stücken Grund geworfen, ſchließlich aber erhob ſich die Leidenſchaft ſo heftig, daß wir uns thatſächlich in die Haare geriethen. Die Schlacht ging an der Südſeite der Stadt vor ſich und zwar ungefähr an der Stelle, wo die Düſſel aus dem Schwanenſpiegel in den Spee'ſchen Weiher ſchleicht. Damals herrſchte an dieſer jetzt ſo ſaubern Gegend noch ein wahres Chaos. Der Schwanenmarkt beſtand aus Sandhaufen und ſumpfigen Vertiefungen. Wo ſich der Eiſenbahnübergang befindet, führte eine ärmliche Brücke mit einem Thor über das Waſſer. Auf dieſer Brücke kamen die jungen Feinde in ein lebendiges Handgemenge, deſſen Ende ein glänzender Sieg unſerer Seite war. Freilich hatten wir keine große Urſache zur Ueberhebung, denn wir ſtanden ſechs gegen vier, aber bei jenen vieren war der ungeſchlachte Künſtler, der wenigſtens drei von uns aufwog. Wir fühlten hauptſächlich eine große Genugthuung, weil unſer rieſiger Feind diesmal höchſt draſtiſch auf die Erde geſtürzt wurde. Der kleinſte und winzigſte unſerer Gegner, ein hübſcher blonder Knabe, war damals Alfred Rethel, dem, ſoviel ich mich entſinne, in unſerm Kampf kein beſonderes Leid geſchehen iſt.

Ueber die Begabung dieſes jungen Menſchen gingen bald ſehr glänzende Gerüchte durch die Stadt. Er wurde eſſen als das Wunderkind der Akademie ausgerufen. Man

rühmte ſein außerordentliches Compoſitionstalent und war erſtaunt über die Fortſchritte, die er in der Technik des Zeichnens und Malens machte. Da ſich bei mir ſchon in frühen Jahren ein großes Intereſſe für Muſik und bildende Kunſt regte, ſo fehlte es mir nicht an Gelegenheit, die Bekanntſchaft einer Menge von Schülern in dieſen Fächern zu machen, die einestheils durch Burgmüller und Mendelsſohn-Bartholdy und andererſeits durch die Akademie und den Schadow'ſchen Kreis angezogen wurden. Auch mit Rethel traf ich bald zuſammen. Hatten wir uns einſt auf der Straße im Kampf begegnet, ſo begegneten wir uns zu Hauſe in der beſten Freundſchaft. Ich führte ihn meiner Familie zu, wo er ſofort ein gern geſehener Gaſt war, und beſuchte ihn auch oft in ſeinem Zimmer. Er wohnte nämlich mit zwei Brüdern, dem Landſchaftsmaler Adolf und dem Hiſtorienmaler Guſtav Laſinsky aus Koblenz, an der Ecke der Andreasſtraße bei dem Metzgermeiſter Stark. Ich erinnere mich, daß er hier auch einmal eine heftige Bruſtentzündung durchmachte, die ſeine jungen Bekannten mit großer Beſorgniß erfüllte. Bei dieſer Gelegenheit habe ich auch ſeinen Vater geſehen, der von Wetter herübergekommen war. Derſelbe ſteht mir als ein kleines und bewegliches Männchen mit dichtem, krauſem, grauem Haar im Gedächtniß, das mich äußerſt artig empfing und mich voller Freude an das Lager des eben geneſenden Sohnes führte.

Es iſt leider ſehr häufig der Fall, daß man junge Talente überſchätzt und ſich zu große Hoffnungen von ihrer Entwickelung macht. In Beziehung auf Alfred Rethel kann man indeß ſagen, daß er allen Erwartungen voraus-

eilte. Schon im Alter von sechzehn Jahren vollendete er ein Bild, das die Kunstkenner in Erstaunen setzte. Dasselbe stellt die Einzelfigur des heiligen Bonifacius dar und kann im wesentlichen nur als eine Studie betrachtet werden. Schadow hatte gewiß ganz recht, daß er seine Schüler die ersten Versuche an möglichst einfachen Gegenständen machen ließ. In diesem Sinne muß das früheste Werk des Künstlers aufgefaßt werden, der hier den Apostel der Deutschen in dem Moment dargestellt hat, wo er die Eiche des Wodan mit dem Beil, das er noch in der Hand hält, umgehauen hat und in den Wurzelstumpf seinen Pilgerstab mit dem Kreuze aufpflanzt.

Ohne Zweifel ist es von Interesse zu erfahren, wie man schon in jener Zeit von dem Talente des Künstlers in der Oeffentlichkeit sprach. In der „Allgemeinen Preußischen Staatszeitung" vom 18. October 1832 äußert sich O. F. Gruppe folgendermaßen über diese Arbeit: „An das Kreuz wendet sich der gottbegeisterte Mann, mit erhabenem Aufschwung segnet er es ein für das ganze Land und für alle künftigen Geschlechter. Welch ein Gegenstand! In der That, schon diese bloße Wahl und Auffassung verbürgt uns einen Künstler; er hat einen inhaltschweren Moment herausgerissen, der uns Blicke in weite Perspectiven vor- und rückwärts werfen läßt. Das Heidenthum ist ausgerottet, das Banner des Christenthums steht da, und der folgenreichen That sich bewußt, erhebt sich die große Gestalt des Apostels. Was wir so oft in ähnlichen Darstellungen vermissen, das finden wir hier: freien Muth, heilige Thatkraft, siegreiche Begeisterung. Dies ist nicht jenes gedrückte Christenthum, das den Menschen demüthigt und

niederhält, ſondern das ihn vom Scheitel bis zur Sohle durchwärmt, erhebt und zum Helden macht. — Iſt nun aber Friſche und Stärke des Ganzen unverkennbar, ſo macht in der Ausführung das Saubere, Sorgfältige, Zarte einen um ſo wohlthätigern, unzweideutigern Eindruck." — In dieſer Weiſe urtheilte Gruppe ganz objectiv. Er wußte nicht, daß er die Arbeit eines ſechzehnjährigen Jünglings vor ſich hatte.

Die nächſten drei Jahre finden wir Rethel mit einem figurenreichen Bilde beſchäftigt, das ihm endloſe Arbeit machte, und wobei er erſt recht tief empfand, wie ſchwer die Kunſt ſei. Der Gegenſtand deſſelben war gleichfalls der Geſchichte des heiligen Bonifacius entnommen und ſtellte denſelben als Prediger des Evangeliums unter den blonden Germanen dar. Der Heilige ſteht auch hier wieder auf einer Erhöhung neben der abgehauenen Eiche, links hinter ihm erblickt man ſeine Jünger, während im Vordergrund ein germaniſcher Prieſter nachdenklich von dannen geht. Rechts aber iſt die junge Gemeinde, die aus Greiſen, Kriegern, Weibern und Kindern zuſammengeſetzt iſt, ſichtbar. Nachdem ſowol das erſte wie das zweite Bild vom Kunſtverein für Rheinland und Weſtfalen angekauft und verloſt worden war, verſuchte der Künſtler noch ein drittes Bild aus demſelben Cyklus, der ihm überhaupt zu einer Reihe von jugendlichen Compoſitionen gedient hat. Daſſelbe behandelte den heiligen Bonifacius, der aus dem Holze der gefällten Wodanseiche eine Kapelle baut. Der deutſche Apoſtel ſteht mitten unter unſern ehrbaren Altvordern und zeichnet mit dem Biſchofsſtabe den Aufriß des zu errichtenden Kirchleins in den Sand. Seine prieſterlichen Begleiter

ſchauen zu; der früher verehrte Baum liegt am Boden, ſein feſtes Holz zerſplittert unter den Schlägen der Axt, während man im Hintergrunde geſchäftig die Balken zu dem neuen Gotteshauſe aufrichten ſieht. Dieſes Bild wurde im Jahre 1836 vollendet. Die Zeichnung mit der Jahreszahl 1833 befindet ſich im Nachlaß des Künſtlers. Das erſte Oelbild beſitzt jetzt Herr Conſul Wagener in Berlin, das zweite Herr Janſen in Aachen und das dritte der Domherr Freiherr von Spiegel in Halberſtadt.

Es iſt gewiß ein ſeltenes Beiſpiel, daß ein junger Künſtler von dieſem Alter ſchon drei bedeutende hiſtoriſche Bilder vollendet hat, von denen er das erſte mit dem ſechzehnten, das zweite mit dem neunzehnten, das dritte mit dem zwanzigſten Jahre in die Welt ſchickt. Neben dieſen Gemälden ſind aber auch noch eine Menge von Compoſitionen namhaft zu machen. In Düſſeldorf beſtanden nämlich in jener Zeit verſchiedene Compoſitionsvereine, in welchen eine ſo raſtloſe Strebſamkeit und ein ſo reger Wetteifer herrſchte, wie man ſie heutigen Tags in der rheiniſchen Muſenſtadt vergeblich ſucht. Die jungen Künſtler kamen wöchentlich an beſtimmten Abenden in kleinen Gruppen zuſammen und legten ſich ihre künſtleriſchen Erfindungen vor, indem ſie dieſelben zu gleicher Zeit kritiſirten. Man componirte damals nicht etwa, um einen Entwurf von heute ſchon morgen auf die Leinwand zu bringen. Im Gefühl, daß die Uebung den Meiſter mache, verſuchte man ſich an allerlei Gegenſtänden und gewann dadurch frühzeitig eine gewiſſe Meiſterſchaft über den Stoff. Neben der Beſprechung der jugendlichen Arbeiten füllte die Lectüre von guten hiſtoriſchen Werken und claſſiſchen Dichtern die

Stunden aus. Das waren gute und nützliche Zuſammenkünfte, wie man ſie jungen Künſtlern nicht genug empfehlen kann, denn ſie weckten die Kräfte des Geiſtes und gewährten zugleich Gelegenheit, ſich über ſich ſelbſt, über andere und die erhabenen Ziele der Kunſt klar zu werden.

Auch in dieſen Compoſitionsvereinen machte Rethel mit ſeinen Arbeiten das größte Aufſehen. Er legte nicht allein eine außerordentlich reiche Erfindungsgabe an den Tag; was er erfand, das trug das Gepräge eines wunderbar gereiften Geiſtes. Ich erinnere mich in jenen Tagen eine Menge von Zeichnungen bei ihm geſehen zu haben. Außer den ſchon in Gemälden behandelten Gegenſtänden aus dem Leben des heiligen Bonifacius bearbeitete er auch andere Ereigniſſe aus der Legende des deutſchen Apoſtels. Hierher gehören drei noch in ſeinem Nachlaß befindliche Darſtellungen des Todes des heiligen Bonifacius. Auf der erſten aus dem Jahre 1831 ſteht der Heilige im Prieſtergewand neben dem Stumpf der durch ihn gefällten Eiche, welche ihm gleichſam zum Altar dient und auf dem er das heilige Buch aufgeſchlagen hat. Auf dieſem Buche ruht betheuernd die eine Hand, die andere aber ſtreckt er mit lebhafter Bewegung den wilden Geſtalten der andringenden Heiden entgegen, die mit finſtern mordluſtigen Zügen, Speere und Waffen ſchwingend, auf den Prieſter losſtürzen, während ſeine Anhänger, unſchlüſſig ob ſie das Schwert ziehen oder entfliehen ſollen, zurückweichen. In ſeltſamem Gegenſatz zu der heftig bewegten Scene gewahrt man ein unſchuldiges Kind zu den Füßen des Apoſtels, das, die Schrecken des nahenden Todes nicht ahnend, der entſetzten Mutter eine eben gepflückte Frühlingsblume darbietet. Während auf

dieſem Blatte der drohende Tod geſchildert wird, hat auf einem andern ſchon der Mord ſeinen Anfang genommen. Wir ſehen hier den Heiligen vor einem im Freien errichteten Altar, auf dem der Kelch ſteht, aus welchem er vielleicht eben das Abendmahl ausgetheilt hat. Im Hintergrunde ziehen die Heiden mit Bogen und Pfeilen heran. Einzelne Mönche ſind ſchon getroffen. Die Chriſten im Vordergrund greifen nach den Waffen, um ihren Biſchof zu vertheidigen. Bonifacius hält ſie mit einer Handbewegung von jeder Gewaltthätigkeit ab. Von ſeinem mächtigen Blicke getroffen halten ſie ein. Auf dem Boden ſtehen heilige Gefäße und ein Kaſten mit Büchern. Ein drittes Blatt zeigt den vollendeten Mord. Während im Hintergrunde ein Häuflein trauernder Chriſten abzieht, drängen ſich im Vordergrunde die Mörder an den Leichnam des Heiligen, um ſich den Biſchofsſtab und die geweihten Gefäße anzueignen, aber ſie ſind bei der Theilung der Beute bereits in Streit gerathen und ſtehen im Begriff, ſich untereinander anzugreifen.

In dieſelbe Zeit fallen noch verſchiedene Zeichnungen, die ſich in Rethel's Nachlaß gefunden haben. Ich nenne zunächſt eine kleine Arbeit aus dem Jahre 1831, welche Kreuzfahrer in der Wüſte darſtellt und verſchiedene lebendig bewegte Geſtalten aufweiſt. Vor einem geſtürzten Pferde kniet ein Reiter, der den Leib des Thieres öffnet, wahrſcheinlich um mit dem Fleiſch den Hunger zu ſtillen. Andere leeren die letzten Reſte ihrer Pilgerflaſche. Eine dumpfe heiße Stimmung liegt auf Luft und Erdreich. Ferner fällt in das Jahr 1832 eine Darſtellung Karl Martell's bei Tours. Sie zeigt uns ein wildes Stürmen und Kämpfen

wuthentbrannter Krieger. Seitwärts bäumt ſich ein Pferd aus dem Bilde heraus, deſſen Reiter einen theuern Leichnam in Sicherheit zu bringen ſcheint. Im Vordergrunde läuft dem Beſchauer ein Flüchtling entgegen. Hin und wieder brechen Kämpfer zuſammen. In der Mitte der Darſtellung reitet Karl und ſchwingt in nerviger Fauſt den ſieghaften Hammer. — Eine andere Zeichnung, welche die Jahreszahl 1834 trägt, behandelt die Schweizer vor der Schlacht bei Sempach. Die kühnen Bauern knien mit entblößtem Haupte und gefaltenen Händen. Bei den ältern gewahrt man tiefe Andacht, während die jüngern ſchon an die Schwerter greifen und das Schlachtzeichen erwarten, das ein im Vordergrunde befindlicher Mann mit ſeinem großen Horn geben ſoll. Unten in der Ebene ſieht man das Heer des Feindes. Im Hintergrunde heben ſich die mächtigen Formen der Schweizerberge. — In gleicher Weiſe iſt der Tod Arnold's von Winkelried bei Sempach gleichfalls in Düſſeldorf entſtanden. Der Held dieſer Schlacht liegt am Boden, ſein Auge bricht, denn die breite Bruſt iſt von mehreren Speeren durchbohrt. Einen Schaft, der das Herz getroffen hat, hält die erſchlaffende Hand. Die Schweizer aber ſtürmen über ihn fort, hier voll Schrecken, dort voll Bewunderung, und alle mit dem heißen Gefühl, den großen Todten zu rächen. — Andere Bilder, welche ohne Datum ſind, gehören wol gleichfalls in die düſſeldorfer Zeit, nämlich Heinrich der Vogler, der ſorglos auf weichem Moos unter einem Eichbaum ſitzt, die Armbruſt und einen Käfig mit gefangenen Vögeln neben ſich, während der Reichskanzler mit ſeinem Gefolge naht und ihm die Wahl zum Kaiſer anzeigt, ſowie der Zug der Longobarden

nach Italien, der lieblich idylliſch behandelt iſt. Man ſieht lauter fröhliche Geſtalten, die mit Staunen das reiche Land unter ſich begrüßen. Alboin reitet zu Pferde in der Mitte, Roſamunde, die Königin, folgt mit dem Kinde. Ein Knabe greift nach einer fremden Frucht und wird von ſeiner Mutter fortgezogen.

Von manchen andern Zeichnungen läßt ſich die Zeit der Entſtehung nicht mit Beſtimmtheit nachweiſen. Vermuthlich gehören aber in dieſelben Jahre noch eine Anzahl von Arbeiten, deren Inhalt mehr jenem Felde der Geſchichte angehört, welche gewiſſermaßen der volksthümlichen Poeſie verfallen und in Liedern und Balladen behandelt iſt. Die jungen düſſeldorfer Künſtler arbeiteten nämlich damals hauptſächlich nach der Dichtung. So mag denn auch wol der Fall Adolf's von Naſſau in jenen Tagen entſtanden ſein. Der unglückliche Kaiſer ſtürzt, den Tod im Antlitz und vergebens das Schwert ziehend, vom Pferde, das gleichſam zuſammenbricht, nachdem ihm ein Krieger das Meſſer in den Bauch gerannt hat. Von allen Seiten dringen Lanzen und Schwerter auf ihn ein. Unter den Feinden befindet ſich ein Krieger, der mit einem Hornſtoß den Sieg verkündet. Sollte nicht eine andere Zeichnung ſich gleichfalls auf Adolf von Naſſau beziehen, der, wie die Sage erzählt, von ſeiner Geliebten Imagina auf dem Schlachtfelde geſucht und gefunden wird? Wir ſehen auf dieſem Blatte ein Mädchen, das vor einem ſterbenden Krieger ſteht, deſſen brechendes Auge ſich mit letzter Anſtrengung nach ihm wendet, indeß ſich ſeine Hände im Todeskrampfe ballen. Sie ſtarrt thränenlos auf den Sterbenden, ihre Haare flattern aufgelöſt um die hohe Stirn.

Neben ihr zieht Gevögel zum Leichenmahl. Wahrſcheinlich gehört in dieſe Tage auch noch Gottfried von Bouillon nach errungenem Siege. Die Grundſtimmung in dieſer eigenthümlichen Compoſition iſt befriedigte Seligkeit über das Glück, ſich in Beſitz des Landes zu wiſſen, in dem einſt der Heiland gewandelt iſt. Selbſt die Gefallenen im Vordergrunde zeigen in den erloſchenen Zügen das freudige Gottvertrauen, das ſie im Sterben empfanden. Wie innig beugen ſich die Lebenden zu den Verwundeten, denen ſie Stütze und Hülfe gewähren! Wie freundlich löſen ſie den Gefangenen die Feſſeln! Wie wohlwollend bringen ſie den Verſchmachtenden Speiſe und Trank! Zugleich verkünden laute Trompetenſtöße den gewonnenen Sieg; indeß die Krieger das Schwert in die Scheide ſtoßen. Mitten zwiſchen den Gruppen kniet Gottfried mit der heiligen Lanze und betet, während Peter von Amiens neben ihm einen Lobgeſang zum Himmel erhebt. Hieran ſchließt ſich noch Heinrich IV., der dem Erzbiſchof Hatto von Mainz in kniender Stellung den Kaiſereid leiſtet, um Krone und Mantel zu empfangen. Drei auf Rudolf von Habsburg bezügliche Darſtellungen werden wir ſpäter betrachten, wenn auch die eine oder andere ſchon in Düſſeldorf entſtanden iſt. In gleicher Weiſe kommen wir noch auf andere Darſtellungen zu ſprechen, welche der Künſtler in Frankfurt als Staffeleibilder behandelte. Es ſind Daniel in der Löwengrube, die Auffindung der Leiche Guſtav Adolf's nach der Schlacht bei Lützen, welchem er auch noch eine andere unausgeführte Darſtellung widmete, auf der wir das herrenloſe Roß des Schwedenkönigs durch das Schlachtgetümmel fliegen ſehen, ſowie der heilige Martin, welcher einem Armen die Hälfte

seines Mantels gibt, und die Gerechtigkeit oder Nemesis, die einen Mörder verfolgt. Außerdem habe ich noch eine Schlachtscene, in welcher wild heranstürmende Krieger ihre Feinde verfolgen, sowie einen Mönch, der reizenden Kindergestalten Heiligenbilder austheilt, aufzuführen. Beide gehören wol mehr dem Volksbilde an. Und dann stammt ferner aus dieser Zeit eine Darstellung der drei Stände: Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, repräsentirt durch einen Priester, der in der Mitte einherschreitet, während er von einem Krieger und Bauern begleitet ist. Alle wandeln Hand in Hand. Ueber ihnen schwebt Gott Vater und ein Engel mit der Schrift: „Liebet euch untereinander!" während zu ihren Füßen Stadt und Land in gesegneter Fülle gedeihen. Eine im Gedanken ähnliche Composition, die sich in seinen Mappen befindet und einer spätern Zeit anzugehören scheint, behandelt die Poesie und die drei Stände. Die Poesie sitzt hier auf einer Anhöhe, zu ihren Füßen sprudelt ein lebendiger Quell. Der an demselben stehende Ritter scheint Ulrich von Hutten, der Geistliche Martin Luther und die dritte Person ein nicht mit Bestimmtheit anzugebender Landmann zu sein. In ähnlicher Weise hat der Künstler später die Musik mit den drei Ständen dargestellt. Die letztere Zeichnung sah ich bei Otto Rethel in Düsseldorf. Manche andere flüchtige Entwürfe, die sich in seinem Nachlaß befinden, sind von geringerm Werth.

Wenn man im ganzen von solchen ernsten Gegenständen hört, so fragt man sich unwillkürlich, wie gelangte ein junger Mann, der eine so unvollkommene Schulbildung genossen hatte, auf so gewaltige Gebiete? In der That kann uns nur der Umstand, daß bei Rethel ein hohes

Genie vorhanden war, zu einer richtigen Antwort führen. Iſt nicht bei Cornelius eine ähnliche Wahrnehmung zu machen? Dieſer Künſtler hat uns die großen altdeutſchen Mythen im Nibelungenlied, die griechiſchen in ſeinen Bildern aus dem trojaniſchen Krieg und die chriſtlichen in ſeinen Bibelgemälden ohne eine umfangreiche Gelehrſamkeit ſo mächtig, gewaltig, ergreifend wiedergegeben, erklärt und erläutert, wie es nimmer von einem Philologen geſchehen iſt. In derſelben Weiſe findet ſich ſchon früh bei dem jungen Rethel die hiſtoriſche Intuition. Sein Geiſt erweiſt ſich ſofort vom Geiſte der Geſchichte befruchtet. An welche Gegenſtände wagt ſich nicht ſchon der Knabe! Es ſind Gegenſtände, in denen der Geiſt der Menſchheit weht. Welche Aufgabe, in erſter Jugend die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland zu malen! Welche Kühnheit, dieſen wichtigen culturgeſchichtlichen Stoff ſogar in encykliſchen Bildern zu geſtalten!

In die Zeit ſeines düſſeldorfer Aufenthalts fallen auch die Zeichnungen zu dem „Rheiniſchen Sagenkreis“ von Adelheid von Stolterfoth. Es iſt zu bedauern, daß dieſelben mittelmäßig lithographirt ſind, ſonſt würden dieſe Illuſtrationen in unſern Tagen nicht ſchon ſo gut wie verſchollen ſein. Das genannte Heft iſt bei Jügel in Frankfurt 1835 erſchienen und enthält außer einem Titelblatt, welches den rheiniſchen Geſang ſymboliſirt, zwanzig Zeichnungen zu Sagen aus unſerm Stromgebiet, nämlich Frauenlob's Tod, Ritter Brömſer von Rüdesheim, Kaiſer Heinrich IV. in Bingen, den Mäuſethurm, die ſieben Wächter, die Braut von Rheinſtein, des Rheinberger's Grab, den Pfalzgraf Hermann von Stahleck, Burg Gutenfels bei Caub, die

Schweſterfelſen bei Oberweſel, die Lurlei, Sanct-Goar's wunderthätiges Grab, die Brüder, Ritter Konrad Baier von Boppard, die Templer von Lahneck, die heilige Adelheid, Kaiſer Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerſtein, Roland, der treue Paladin, Siegfried der Drachentödter und den Bürgermeiſter Grin von Köln. Soviel ich weiß, fallen in dieſe Periode auch noch zwei Illuſtrationen zu den „Rheinſagen" von Alfred Reumont, welche die Lorelei und Karl den Großen und Faſtrade behandeln, ſowie eine Darſtellung des Grafen von Habsburg zu dem bekannten Gedichte in der großen Schiller'ſchen Ausgabe. In gleicher Weiſe hat er zu Reinick's „Liedern eines Malers mit Randzeichnungen ſeiner Freunde" eine hübſche Arabeske geliefert. In jener Zeit ſtand in Düſſeldorf die Romantik im höchſten Flor. Man malte ſehr viel nach Balladen von Goethe, Uhland, Tieck. Kirchengängerin, Falkenknaben, Goldſchmieds-Töchterlein waren an der Tagesordnung. In welcher Weiſe dieſe Gegenſtände bearbeitet wurden, iſt den Zeitgenoſſen wol erinnerlich. Rethel's Zeichnungen, die ſich an die Burgen und Städte des herrlichen Heimatſtromes knüpfen, bilden einen merkwürdigen Gegenſatz zu der Manier der Schule. In ſeinen Rittern, Pilgern, Soldaten, Geſellen, Edelfräulein, Mädchen erblicken wir im Vergleich mit den ſüßen und durchſichtigen Geſtalten, die an der Mode waren, Männer und Frauen, die uns mit hiſtoriſcher Großartigkeit entgegentreten. Der Künſtler hat nie geſchwebelt und genebelt, er konnte ſich nicht in Düfte und Lüfte verlieren, er hatte ſtets ideale Gegenſtände, aber er ſuchte überall concret und real darzuſtellen. Die düſſeldorfer Schule befand ſich ſchon damals

auf dem Wege zum Kleinleben, den ſie ſpäter mit ſo großem Glücke verfolgt hat. So gehörte denn unſer junger Freund ſchon von vornherein nicht auf dieſen Grund und Boden.

Gewahrt man nun auch ſchon bei dem Jüngling eine überaus ernſte Auffaſſung der Kunſt, ſo war er deshalb doch keineswegs jenem heitern Leben abgeneigt, das ſich in der jungen Künſtlerwelt offenbarte und dem Daſein die farbigſten Seiten abzugewinnen trachtete. Im Gegentheil, er gehörte ſtets zu den fröhlichſten und lauteſten Geſellen, ſei es, daß er ſich an der Unterhaltung betheiligte, daß er in den Chören mitſang, daß er ein Volkslied zur Guitarre erklingen ließ oder ſich in höchſt lebendigen Erzählungen erging, in denen er ein Meiſter war, da ihm die plaſtiſche Darſtellung mit dem Worte faſt nicht minder zu Gebote ſtand wie mit dem Stifte. Wir haben damals manche frohe Fahrt nach dem Grafenberg oder nach dem Geſtein gemacht, oder auch in dieſem oder jenem Hauſe, auf der einen oder andern Künſtlerkneipe luſtige Abende und Nächte verbracht. Ganz in derſelben Weiſe ſoll der junge Künſtler aufgetreten ſein, wenn er während der Ferien ſeine Aeltern in Wetter beſuchte, das im ſchönſten Theile von Weſtfalen an der höchſt romantiſchen und maleriſchen Ruhr in der Nähe der uralten Feſte Hohenſyburg liegt, an welcher der Sage nach Karl der Große den kühnen Sachſenherzog Wittekind beſiegte. Während er dort am Tage mit ſeinem Skizzenbuch die Gegend durchſtreifte und durch vielfache Studien ſein Talent für die Landſchaft ausbildete, welche er wie wenige Hiſtorienmaler in ſeinen Bildern zu behandeln wußte, erheiterte er abends alt und

jung durch Geſang und Spiel und allerliebſte phantaſtiſche Geſchichten, die ihm die Zuneigung aller Anweſenden verſchafften.

Im Jahre 1833 machte er ſeine erſte Rheinreiſe und lernte alſo den heiligen Strom der Deutſchen kennen, an dem auch die Quellen ſeines ganzen künſtleriſchen Daſeins liegen. Da er dieſe Fahrt in einem umſtändlichen Briefe an ſeine Aeltern beſchrieben hat, ſo laſſe ich ſeinen Bericht folgen, um damit den Beweis zu liefern, wie lebhaft der damals ſiebzehnjährige Jüngling empfand und wie meiſterhaft er im Verhältniß zu ſeinem Alter zu ſchildern wußte:

Düſſeldorf, 21. October 1833.

Liebe Aeltern!

Vergangenen Donnerstag abends kam ich wohl und geſund von meiner Reiſe hier an, nachdem ich vier Wochen, acht Tage länger als ich wollte, ausgeblieben bin. Alſo die Herrlichkeit wäre wieder einmal zu Ende! Ach, welch einen genußreichen Herbſt habe ich gehabt! Laßt mich verſuchen, ob ich eine Beſchreibung geben kann. Ich reiſte mit dem Laſinsky, der ſich auch ſchnell zu einer Reiſe entſchloſſen hatte, und noch einem dritten Maler nachts um ein Uhr mit dem Eilwagen von hier nach Köln ab, wo wir den Morgen um ſechs Uhr anlangten und uns gleich aufs Dampfſchiff begaben. Den Abend um ſieben Uhr waren wir in Koblenz; es war ein herrlicher Anblick, Koblenz mit ſeinen großartigen Feſtungen im Abendſonnenſchein zu erblicken, beſonders der Ehrenbreitſtein machte ſich ſchön; er war, weil er am höchſten liegt, ganz roth von der

untergehenden Sonne beleuchtet, und Koblenz und die andern Festungen lagen schon im Dunkel der Nacht, welche durch einzelne lichtblaue Nebelstreifen, die im Rhein- und Moselthal aufgestiegen, unterbrochen war. Nur die höhern Rheingebirge wurden ebenfalls von der Sonne beschienen, dazu noch das eintönige dumpfe Schlagen der Maschine im Schiff; alles dieses stimmte einen ganz feierlich. Wir landeten bald, und noch schneller waren Lasinsky und ich in seines Vaters Wohnung, wo ich mit der alten Herzlichkeit empfangen wurde. Ich verweilte noch einige Tage dort und setzte dann, begleitet von zwei Bekannten aus Düsseldorf, die den Tag vorher auch in Koblenz angekommen waren, meine Reise zu Fuß weiter. Lasinsky blieb noch bei seinen Aeltern. Unterwegs trafen wir mit drei Studenten aus Aachen zusammen und wo ich in dem einen den jungen Herrn Vossen erkannte, welches mir äußerst angenehm war. Beide Bekannten aus Düsseldorf waren musikalisch, der Zufall wollte, daß zwei von den Studenten ebenfalls Sänger waren, und das Quartett war zusammen. Nun wurde am Lurleifels das herrliche Lied gesungen: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön u. s. w.“*), und die letzte Zeile wurde vom Echo jedesmal wiederholt. Es machte sich prächtig hier an diesem Ort, wo die Natur in jeder Hinsicht großartig ist, dazu der schöne Abend. Das Rheinthal ist hier sehr eng, die Felsenwände fast senkrecht und der Rhein fließt sehr langsam und still, doch wird die ruhige Oberfläche dann und wann durch Wirbel und Aufsprudeln des Wassers unterbrochen, als wenn es am

*) Von Robert Reinick.

Kochen wäre, aber blos auf Augenblicke, dann iſt es wieder ruhig. Alles dieſes zeigt, daß der Rhein hier ſehr tief iſt; ebenſo herrſcht auch im übrigen Thal eine außerordentliche Ruhe und Stille, den Wind hört man nur im höhern Gebirge rauſchen, und unten wird ſie zuweilen durch den eintönigen Geſang eines Salmenſängers in ſeinem Nachen, die ſich hier wegen der größern Stille des Waſſers angeſiedelt haben, unterbrochen. Bei uns wurde es auch allmählich ſtiller, je länger wir verweilten. Jeder mochte wol ſeine beſondern Gedanken haben. Ich dachte an Euch, Ihr Lieben, die Ihr in dem traurigen Wetter ſitzt; wie gern wünſchte ich Euch an meine Stelle, doch — an jedem Ort der Erde hat man ſeine Leiden und — ſeine Freuden. So auch hier; wir waren bald in Bacharach und ſahen die traurige Verwüſtung einer Feuersbrunſt, welche vor mehreren Monaten ſechzehn Häuſer zerſtört hatte. Die armen Leute, ſie waren gewiß nicht zu beneiden. — Den andern Morgen zogen wir früh weiter und langten, nachdem wir der prinzlichen Burg Rheinſtein einen Beſuch gemacht hatten, gegen Mittag in Bingen an. Wir waren im Heſſiſchen; die drei Studenten und der eine meiner Bekannten verließen uns hier. Der Muſikus und ich ſetzten unſere Reiſe durchs Rheingau weiter. Es war ein nebeliger und trüber Tag, ſodaß wir wenig von der ſchönen Gegend ſahen. Nach einem dreiſtündigen Marſch war Niederingelheim erreicht und wir ſtanden vor der einzigen Säule, welche vom Palaſt Karl's des Großen übrig geblieben iſt. Hier kann man auch wie Uhland*) ſagen:

*) Irrthümlich. Die Verſe ſind von Fr. Kugler.

Noch eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Mein Freund hatte in Oberingelheim einen Onkel wohnen, den er beſuchen ging, und er lud mich ein mitzugehen. Ich hatte keine rechte Luſt und dachte auch den Leuten beſchwerlich zu fallen, welches mir aber von ihm ausgeredet ward. Ich ging mit und wurde dort mit echter deutſcher Gaſtfreundlichkeit und Herzlichkeit empfangen; bald war ich einheimiſch. Nachdem die erſten Bewillkommnungsacte vorbei waren, wurde uns denn mit Triumph kund gethan, daß morgen Kirchweih im Ort ſei. Ich hatte gleich beim Eintritt ins Haus ſo etwas gemerkt, denn wir wurden mit mehligen Händen empfangen und ich hätte mich beinahe auf einen Apfelkuchen niedergelaſſen. Na, bald ſaßen wir am Abendtiſch und ich als Fremder kam zwiſchen die beiden Hausleute, wo ich ſie näher kennen lernte. Er, ein kleines dickes Männchen, voller Feuer und Leben, wo ihm denn ſeine Dicke und eine etwas ſtotternde Stimme ſehr hinderlich iſt, aber die Ehrlichkeit und Güte ſelbſt. Er iſt Doctor und heißt Gieswein, welcher Name ſich ſehr gut zu ſeinem herrlichen Weinkeller verhält; ſeine Frau, etwas größer wie er, vereinigt alle Tugenden, die, ſoviel ich weiß, eine gute Hausfrau haben muß. Eine ganz herrliche Frau! Sie haben einen einzigen Sohn, der im ganzen Sinne des Worts ihr Alles iſt; er iſt in meinem Alter, ein ſehr hübſcher und gebildeter junger Menſch, und denſelben Abend tranken wir noch nach altdeutſcher Sitte Brüderſchaft. Nachher war noch die Schweſter meines Freundes da, ebenfalls ein zwar nicht hübſches aber liebenswürdiges Mädchen. Wir gingen früh zu Bette, um uns

Kräfte zu dem morgenden Spectakel zu holen. Den andern Morgen wurden wir durch Wagengeroll unter uns aufgeweckt. Ich ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus und bemerkte, daß die eine Hälfte des Hauſes aus dem Thor der Stadt Ingelheim beſtand, wo aus Mainz und der Umgegend ein Blamaſchwagen den andern hineindrängte, und aus allen Löchern lugten tanzluſtige Geſichter heraus. Wir kleideten uns ſchnell an und eilten hinunter, wo ſchon das ganze Zimmer voller Gäſte war. Nun ging es an ein Bekanntſchaftmachen und in Zeit von einer Stunde war mir als kennte ich ſie ſchon jahrelang. Unter andern machte ich zwei intereſſante Bekanntſchaften, nämlich zwei junge hübſche Frauenzimmer, die eine aus Neuſtadt an der Hardt war eine der achtunddreißig Damen, die dort wegen politiſcher Sachen vor Gericht geſtanden hatten; die andere war die Schweſter des jungen Metternich, der die deutſche Fahne in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge auf dem Niederwald bei Bingen aufpflanzte. Nun hättet Ihr einmal dieſe beiden Mädchen mit einer Umſicht und Kraft über den jetzigen Zuſtand Deutſchlands ſprechen hören ſollen; die erſtere erzählte mir ganz ausführlich den traurigen Vorfall in Neuſtadt. — Den ganzen Morgen kamen Fremde, ſodaß gegen Mittag nicht mehr wie achtundzwanzig da waren. Nun wurden Anſtalten zum Eſſen gemacht und jeder Herr bekam eine Dame neben ſich. Bevor wir uns aber niederſetzten, rief der Herr Doctor ſämmtliche Herren zuſammen; wir mußten uns alle in eine Reihe ſtellen, und er voraus mit einem Beſen in der Hand, ging es nach ſeinem Weinkeller, wo jeder eine Flaſche rothen und weißen Ingelheimer bekam, die er nachher ſeiner Dame präſentirte und

ſie wählen ließ. Nun ging es zum Eſſen, ich hatte meine Neuſtädterin neben mir ſitzen. Wir unterhielten uns ſehr liberal, wie denn auch die Geſinnung in dieſer Hinſicht eines jeden am Tiſche war und ſich auch alsbald kund that, indem Toaſte auf Wirth, Siebenpfeiffer und Hochdörfer ausgebracht wurden, und alles ſtimmte mit einem freudigen Hurrah ein. Das Eſſen dauerte bis ſechs Uhr abends; nun ging es Arm in Arm nach dem Markte und im Dorf herum, und als wir uns auf dieſe Art etwas erholt hatten, ging es nach dem Ball, wo man bis zwölf Uhr blieb und ſehr luſtig war. Ich ward unter anderm in einem Kreis von ſchönen Damen von einem Profeſſor des mainzer Gymnaſiums verſteigert, und eine der ſchönſten gewann mich zu 24 Kreuzer; ungefähr 7 Groſchen; ich war alſo ihr Eigenthum und ſtand zu jedem ihrer Dienſte bereit. Ich tanzte mehrmals mit ihr und hatte ſpäter das Vergnügen, ſie nach Hauſe zu begleiten. So war alſo dieſer Tag der Freude herum. Ich wollte den andern Morgen ſchon wieder weiter ziehen, allein daran war nicht zu denken, und ſo blieb ich denn noch vier Tage, und jeder derſelben ſtand dem erſtern nichts nach, beſonders der letzte. Es wurde nämlich eine Partie nach dem Johannisberg gemacht, die ungefähr aus fünfundvierzig Perſonen beſtand. Johannisberg liegt ſchräg jenſeit des Rheins, Ingelheim gegenüber, und iſt naſſauiſch. Am Rhein angekommen, wurde ein Kaſſenführer ernannt und jeder der Herren mußte etwa 20 Groſchen geben, die Damen wurden natürlich freigehalten. So ſchifften wir uns in einem großen Nachen ein und waren bald auf der andern Seite, in einer halben Stunde auf dem Johannisberg. Nun

ließen wir uns das Schloß zeigen, welches in jeder Hinsicht ein Prachtgebäude iſt. Nachdem wir das Innere betrachtet hatten, wurden wir auf einen Altan geführt und hier wurde dem Ganzen die Krone aufgeſetzt. Nein, eine ſolche Ausſicht habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Gerade vor uns ragte über den hier nicht ſehr hohen, aber äußerſt reizenden Rheingebirgen etwa zehn Stunden entfernt der mächtige Donnersberg hervor, wo ſchon hier und da Schnee zu ſehen war; etwas mehr rechts das lieblich ſchöne Nahthal, wo wir ganz deutlich die Ebernburg von Franz von Sickingen und gerade gegenüber den Rheingrafenſtein und Rothenfels ſahen; letzterer ein Felſen, der gleich einem Kegel aus dem blauen Duft hervorguckte und 500 Fuß hoch iſt; noch etwas mehr rechts die ſchöne Rheinſchlucht bei Bingen, wo die Berge enger und außerordentlich hoch wurden. Unten im Dunkel des Rheinthals ragte der Mäuſethurm und am Ufer die Thürme Bingens hervor. Ueber allem dieſem ſah man die lange Fläche des Hunsrücken. Ganz rechts war der Niederwald und am Fuß deſſelben Rüdesheim mit ſeiner Brömſerburg. Vor uns das herrliche Rheingau und der Rhein, der hier mehr einem See gleicht und von vielen ſchönen Inſeln unterbrochen wird. An beiden Seiten reihte ſich ein Dorf an das andere, dieſe wieder von den ſchönſten Obſtgärten und Weinbergen umgeben. Weiter links ſah man über einem Berg den mainzer Dom und einige andere Kirchen dieſer Stadt. Hinter dieſem dehnt ſich die Wetterau (?) aus und wird ganz in der Ferne von der Bergſtraße, den Neckargebirgen und den Vogeſen begrenzt. Ganz links ſieht man den großartigen Taunus und am Fuße deſſelben

zeigte ſich Wiesbaden, Ellfeld, Hochheim u. ſ. w. Nun alles dieſes in einer ſchönen Nachmittagsbeleuchtung! — Als ich ſo im Anſchauen verſunken war, klopfte mir jemand auf die Schulter, es war der Aufſeher des Schloſſes, welcher bemerkte, ob ich denn bis Matthäi am letzten hier bleiben wollte, die übrige Geſellſchaft wäre ſchon längſt weg. Das war eine unangenehme Störung und der Kerl ſah ſo verſtohlen nach meiner Taſche, als wenn die ſchöne Gottesnatur für Geld zu ſehen wäre. Bald hatte ich die Geſellſchaft wieder erreicht, welche jetzt ins Dorf Johannisberg einzog, wo wir uns bald in einem ſchönen Saale ſahen. Nachdem tüchtig gegeſſen und getrunken worden und letzteres eine außerordentliche Heiterkeit verbreitet hatte, wurden ſämmtliche Tiſche und Stühle weggeräumt, mehrere Muſikanten erſchienen und nun wurde getanzt und geſungen nach Herzensluſt. So dauerte die Geſchichte bis zehn Uhr, und man fand jetzt für rathſam, den Rückweg anzutreten, indem der feurige Johannisberger etwas exaltirt in ſeiner Wirkung wurde und unſer Rückweg über Berg, Thal und Waſſer ging. — Es ordnete ſich alles zum Rückmarſch; die Damen in der Mitte, die Muſik voraus. So zogen wir ab. — Wovon das Herz voll iſt, davon quillt der Mund über; ſo auch hier. Nicht lange dauerte es, ſo riefen mehrere Stimmen den Muſikanten zu, ſie möchten die Marſeillaiſe ſpielen, und da dieſer Wunſch allgemein ward, ſo ſtimmten ſie bald an. Wie ein elektriſcher Schlag wirkte das, und indem wir durch mehrere Dörfer zogen, war bald unſere Geſellſchaft zu ungefähr zweihundertfünfzig Menſchen angeſchwollen. Am Rhein angekommen, wurde das Lied „Fürſten zum Land hinaus, dann kommt der Völker-

ſchmaus" u. ſ. w. angeſtimmt, und beim letzten Vers: „Jetzt iſt im Lande Raum, nun pflanzt den Freiheitsbaum", ſtimmte der ganze Chor, Frauen und Männer, Bürger und Bauern, Studenten und Maler, ein, und Ihr könnt leicht denken, wie der von 250 Stimmen begeiſtert geſungene Vers von Poſaunen begleitet in der Stille der Nacht geklungen hat. — Nun ſetzten wir über und waren bald wieder an Ort und Stelle. — Den andern Morgen ſchnürten wir beide unſere Bündel, und nachdem ich mit derſelben Herzlichkeit verabſchiedet wurde als ich empfangen worden, zogen wir nach Mainz zu, wo wir nach einem dreiſtündigen Marſch ankamen. Wir kehrten dort bei einem Profeſſor des Gymnaſiums ein, den wir den erſten Tag in Ingelheim kennen gelernt und verſprochen hatten, ſobald wir nach Mainz kämen, bei ihm zu logiren. Er hatte noch einen Bruder und eine Schweſter, alle drei noch junge Leute, beſonders letztere eine ausgezeichnete Schönheit und außerordentlich luſtig. Nach dem Eſſen wurden wir von ihm in der Stadt herumgeführt, wo ich dieſe denn auch kennen lernte, ebenſo nach einem benachbarten Luſtorte, wo wir den Kaffee tranken und die ſchöne Welt von Mainz beſahen; aber noch mehr als dieſes intereſſirte mich der Anblick einer römiſchen Waſſerleitung, die ſich hier eine Stunde ungefähr ins Land hineinzieht. Das Ganze war gleich einer Brücke, wovon aber noch wenig zu ſehen iſt; ſämmtliche Pfeiler ſtehen zwar noch, aber von den Bogen ſind zwei oder drei nur noch geblieben; auch mehrere römiſche Grabmäler wurden uns gezeigt. — Nachdem wir ungefähr bis halb fünf Uhr dort verweilten, eilten wir wieder zur Stadt und nach ſechs Uhr ſaßen wir alle fünf im Theater.

Dieſes iſt ganz neu, war vor acht Tagen fertig geworden und erſt viermal darin geſpielt. Es iſt ganz im Stil des aachener Theaters und ebenſo groß. Dieſen Abend wurde die Oper „Titus“ aufgeführt; ſie war herrlich beſetzt. Es war ein genußreicher Abend. — Den andern Morgen nahmen wir Abſchied und ſetzten uns aufs Marktſchiff, welches uns nach Frankfurt brachte. Das war wieder ein angenehmer Tag. Zu beiden Seiten des Mains die ſchönſten Gegenden; beſonders links ſahen wir fortwährend den Taunus, und nachher im Schiffe eine intereſſante Geſellſchaft. Es wurde geſungen und geſpielt und nichts wie Freiheitslieder. Der dies alles angab, war ein heſſiſcher Offizier. Gegen vier Uhr langten wir in Frankfurt an. Ach, welch eine ſchöne Stadt, und dieſer Reichthum, der dort iſt, die prachtvollſten Straßen, wo ſich ein Palaſt an den andern reiht, die ſchönſten Kirchen, der Dom, was iſt das für ein ſchönes gothiſches Gebäude! Nachher dieſes Treiben und Leben; es waren gerade die letzten Tage der Meſſe, und ein ungeheueres Gedränge war in den Straßen. Am Main entlang ſtanden allein an die hundert Buden; aber was für Buden! Die meiſten hatten Schornſteine und einen Stock, wo der Krämer mit ſeiner Familie darin lebt und wohnt. Und zu allem dieſem freudigen Treiben und Weben der Menſchen und der Schönheit der Stadt bildeten die düſtern hohen Stadtgefängniſſe, welche von den unglücklichen Studenten bevölkert ſind, denen durch hölzerne Kaſten vor den Fenſtern ſelbſt das Licht der Sonne und des Mondes geraubt iſt, einen traurigen Contraſt. Nachdem ich ausgeſtiegen war und meinen Paß bei einer öſterreichiſchen Hauptwache vorgezeigt hatte, drängten wir

uns durch die Volksmenge und waren bald in der Sackbechergaſſe, wo ich mein Quartier bei einem Maler zu nehmen gedachte, den ich dieſen Sommer hier in Düſſeldorf kennen gelernt und der mir ſehr gefallen hatte; er war aber nicht zu Hauſe, indem er ſchon ſeit einer Woche nach ſeiner Heimat gereiſt war. Das war mir unangenehm; ich hatte ihm auch noch ſo feſt verſprechen müſſen bei ihm zu kneipen. Wir frugen alſo ſeine Hausfrau, ob ſie uns nicht ein gutes Wirthshaus angeben könnte, und ſie war gleich bereit, wenn es uns recht ſei, ſein leeres Zimmer einzuräumen, was wir mit Freuden annahmen, und bald ſaßen wir in einer mit Tabacksrauch angefüllten Stube an einem Tiſch, wo ein hoher Krug alter Aepfelwein mit Citrone und Zucker prangte. Nachdem wir uns, ſoviel es unſer kleines Gepäck zuließ, ſonntäglich angekleidet hatten, ſuchten wir unſern Kunſthändler Vogel auf, welchen wir in ſeiner Werkſtätte antrafen und der uns mit Herzlichkeit empfing. Denſelben Abend führte er uns nach einem Luſthauſe vor der Stadt, wo wir denn auch zugleich einen Theil der ſchönen Anlagen um Frankfurt kennen lernten. Er regalirte uns dort mit einem herrlichen Abendeſſen und ein Paar Flaſchen Nierſteiner. Als wir ſo daſaßen und ſchwatzten, tranken und aßen, bemerkte ich, daß der Hauptſaal ſich allmählich mit Menſchen anfüllte; ich machte den Herrn Vogel darauf aufmerkſam und dieſem fiel auf einmal ein, daß der frankfurter Singverein dieſen Abend hier ſeine Zuſammenkunft hatte; er ſtand augenblicklich auf und ging zum Muſikdirector, den er fragte, ob wir dieſer muſikaliſchen Uebung beiwohnen dürften, welches dieſer gern erlaubte. Das war beſonders meinem Freunde angenehm.

Wir hörten da nichts wie Freiheitslieder, und wie wurden dieſe geſungen, beſonders das Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“

Um zehn Uhr waren wir zu Hauſe und legten uns zu Bette. Den andern Morgen wurden wir von einem Maler, den wir bei Herrn Vogel kennen lernten, in der dortigen Akademie herumgeführt. Ach, was für ſchöne Sachen ſah ich da! Beſonders die Galerie, die erſte ſchöne, die ich in meinem Leben geſehen habe. Im erſten Saal, welcher die altdeutſchen Bilder enthielt, ſah ich mehrere Albrecht Dürer, Lukas Cranach, Holbein, Lukas Leiden, Riedinger u. ſ. w.; im niederländiſchen Saal ein paar Rubens, Rembrandt, van Dyck, Teniers u. ſ. w.; im italieniſchen einen Raſael, mehrere Tizian, Pouſſin und einige ſchöne Bilder unbekannter Meiſter; nachher von den neuern Künſtlern einen Carton vom dortigen Director Veit, einen herrlichen von Hermann, der vor kurzem in München wahnſinnig geworden iſt, ſowie von Schnorr mehrere ſchöne Cartons und noch viele ſchöne andere Sachen. Nachdem wir uns dort recht umgeſehen hatten, wurden wir in ein Privathaus geführt, wo ich mehrere prachtvolle Sachen ſah, als erſtens einen wunderſchönen Carton von Overbeck, den „Verkauf Joſeph's“. Ich muß ſagen, ich habe nie etwas Schöneres geſehen; da konnte man wirklich daran ſtudiren. Zweitens einen prachtvollen Carton von Cornelius, welcher mir aber doch nicht ſo gut gefiel wie erſterer. Er ſtellte die „Traumdeutung Joſeph's vor dem Pharaon“ dar. Drittens, ebenfalls von Overbeck, die „Auferweckung Lazarus'“, ein kleines Bildchen, aber mit einer außerordentlichen Innigkeit und Liebe gemalt. — Nachher waren noch mehrere Handzeichnungen vom

berühmten Fohr, der zu Rom in der Tiber ertrank. Unterdessen war es Mittag geworden, und wir beide gingen in eine Garküche essen, wo es außerordentlich billig und gut ist. Nach dem Essen wurden wir vom selben Maler, der noch mehrere Freunde mitgebracht hatte, abgeholt und nun ging es nach dem Kirchhof, wo ich in einer Gruft ein herrliches Basrelief von Thorwaldsen und das Grabmal eines auf seiner Durchreise hier in Frankfurt gestorbenen Polen sah. Letzteres wurde vom Liberalen Verein hierselbst errichtet, ist im rein gothischen Stil und unstreitig das schönste Grabmal auf dem Kirchhof; über seinem Namen befindet sich in weißem Mamor der polnische Adler und darunter steht: „Wird auferstehen!" So etwas sollte einmal hier geschehen.

Den Abend wurden wir von Herrn Vogel im Liberalen Casino eingeführt, welches ganz öffentlich ist. Als ich eintrat, bemerkte ich in dem Vorzimmer an der Wirthin und ihren Mägden, daß sie alle schwarzrothgolden gestreifte Schürzen trugen und die Kellner schwarzrothgoldene Schärpen. Einer von den letztern führte uns in einen großen Saal, wo ungefähr an zweihundert Menschen versammelt waren. Sämmtliche Tische waren zusammengerückt und bildeten einen Tisch, der die ganze Länge des Saals einnahm, und an diesem saß der Demagog Funk aus Frankfurt, ein junger sehr interessanter Mensch mit langem schwarzem Haar und Bart, derselbe, der dem Wirth als frankfurter Deputirter auf dem hambacher Feste das deutsche Schwert überreichte. Auf jeder Seite reihten sich fünfzig frankfurter Bürger, meistens Leute mit weißen Haaren, bis zur Hälfte des Tisches; dann saß auf einer Seite der Demagog

Sauerwein und ihm gegenüber der Freieiſen; nun folgten wieder etwa fünfzig bis ſechzig Frankfurter und unten am Tiſch ſaß der feurige Herolt. Das war eine ſchöne Geſellſchaft, wo jeder mit dem andern in ſeinen politiſchen Anſichten aufs kleinſte übereinſtimmte. Die benannten vier hatten ihre Schriften vor ſich liegen, und nun wurde deliberirt. Ich verſtand als Maler zwar ſehr wenig, indem das Geſpräch ſehr gelehrt war und über das höhere Staatsweſen handelte. Unter den Anweſenden waren die erſten Kaufleute, mehrere naſſauiſche und öſterreichiſche Offiziere und Juden. Es war ein ſchöner Abend, den ich dort verbrachte. — So lebte ich noch einige Tage recht vergnügt dort, ſah jeden Tag was Schönes, und ſo hatte ich beſonders am Tage vor meiner Abreiſe ein trauriges aber ſchönes Schauſpiel. Ich hörte nämlich den Tag, wo ich ankam, daß einer von den armen Studenten in einigen Tagen vor Gericht geführt werden ſollte; nun wollte ich den Unglücklichen auch ſehen und ging, begleitet von meinen neuen Bekannten, deren eine nicht kleine Zahl war, am beſtimmten Tage nach der Hauptwache, wo oben ein Theil der gefangenen Studenten ſitzt. Ich glaubte einige Menſchen anzutreffen, fand aber die ganze Straße voller Menſchen und beſonders um die Hauptwache war es gedrängt voll und an der einen Seite war ein ganzes Bataillon Oeſterreicher aufgepflanzt, ein Beweis, daß ſie die Sinnungsart der Frankfurter kennen. — Nicht lange dauerte es, ſo theilte ſich das Gedränge an der Hauptwache und er erſchien. Voraus gingen zehn Mann frankfurter Stadtſoldaten, dann kam er und hinter ihm zwanzig Mann, alle hatten ſcharf geladen. — Er war ein wahres Bild

des Elends und des Jammers, todtenbleich mit blauen Lippen, ohne Mütze, das Haar unordentlich vom Haupte herabhangend, und weil die Gefangenen keine Messer haben dürfen, stand ihm der Bart. Dabei hatte er einen alten Schnürrock und eine noch ältere Hose an; um aber das Ganze zu vollenden, waren ihm die Hände mit seinen Ketten auf den Rücken gebunden. So wankte er daher, schien aber doch sehr gefaßt zu sein. Wie er nun so durch die Menschenmasse fortschritt, riß alles Volk die Mützen und Hüte vor ihm ab und manche Thräne sah ich fließen; selbst die vornehmsten Damen verneigten sich vor ihm. Das schien ihm zu gefallen, denn es flog eine leichte Röthe über sein Gesicht, indem er sich zum Gegengruß verneigte, und fester und kräftiger schritt er weiter. Ach, der Unglückliche! er wird wahrscheinlich mit drei andern erschossen werden. Er war von Adel und aus einer der ersten Familien von Würzburg.

Den andern Morgen, nachdem ich bei meinen sämmtlichen neuen Bekannten und Herrn Vogel Abschied genommen und meine Zeche bezahlt hatte, die für fünf Tage aus 41 Kreuzern bestand, nahm ich von dem lieben Frankfurt Abschied und schiffte mit einem andern Maler, der den Rhein von Mainz bis Köln aufnehmen wollte und ein sehr lustiges Haus war, von dort ab. Unterwegs begegnete uns das heraufkommende Marktschiff und auf diesem erblickte ich den Lasinsky. Nun könnt Ihr Euch unsern Aerger denken! Der fährt gerade hin, wie ich zurückfuhr. Wir schrien uns noch mehreres zu, aber bald war das Schiff mitsammt dem Lasinsky aus meinen Augen verschwunden. Nachmittags kamen wir früh in Mainz an

und setzten unsern Weg denselben Tag zu Fuß fort. — Gott sei Dank, es geht auf dem Heimweg und noch besser, derselbe führt durch dieselben Gegenden, Städte und Dörfer, die ich auf meiner Hinreise besuchte. Dieses hat zur Folge, daß mit dieser sechzehnten Seite meine Reisebeschreibung zu Ende ist. In Drechlingshausen unterhalb Bingen hielt ich mich noch einige Tage auf, und damit der Uebergang von all den Freuden und Herrlichkeiten zu dem ernstern Treiben, den kleinen Sorgen, Plagen und Qualen beim Arbeiten nicht zu groß sei, wurde ich dort krank, indem ich mich beim Zeichnen eines Felsens erkältete, und wurde erst in Koblenz bei Lasinskys und zwar durch die kalte Wassercur gesund. Unterdessen war Gustav auch angekommen und wir reisten nun mittags von Koblenz mit dem Dampfschiff ab und waren abends in Düsseldorf. — Hier war großes Spectakel wegen des Kronprinzen und besonders auf der Akademie. Er erschien auch nach ein paar Tagen und nachdem die Hauptfestlichkeiten vorbei waren, geruhte er gnädigst der Akademie einen Besuch zu machen. Sämmtliche Schüler, die entweder ein Bild fertig oder eins in der Arbeit hatten, mußten im Frack auf ihren Zimmern erscheinen, und da war ich denn auch darunter. Ich war mit vier andern auf einem Zimmer, und bald erschien er mit einem großen Gefolge, worunter sich sechs Generale befanden. — Als er mein Bild sah, erkundigte er sich beim Director, wer das gemacht hätte und wo der Künstler sei. Der Director winkte mir und ich riß meinem Nebenmann den Hut weg, indem ich keinen hatte, und stand bald vor Sr. königlichen Hoheit, die mehreres mich huldreichst frug, und der ich sehr kurze Antworten gab,

aber bei jeder derſelben nicht unterließ „Ew. königliche Hoheit“ zu ſagen. Nachher unterhielt ich mich noch lange mit den Generalen von Borſtell und von Müffling, welch letzterm ich verſprechen mußte, wenn mein Bild fertig ſei, ſolches auf die münſterſche Ausſtellung zu ſchicken. Amen.

Meine Chronik iſt zu Ende und ich hoffe Ihr werdet zufrieden ſein. Lebet alle recht wohl!

Iſt das nicht ein kapitaler Brief? Abgeſehen von allen Mängeln im Stil und Ausdruck, rollt lauter unmittelbares Leben an unſern Augen vorüber. Selbſt die Bewunderung des damaligen unreifen Deutſchthums entfaltet ſich in der liebenswürdigſten Weiſe. Daß der junge Künſtler zugleich außerordentlich treu geſchildert hat, dafür kann ich ſelbſt bürgen, denn ich befand mich unter den beiden Freunden, die mit ihm die Fußreiſe von Koblenz nach Bingen machten. Auch ich ſah damals das enge romantiſche Rheinthal zum erſten mal, dem ich nachher ſo manches Lied gewidmet habe. Auf Rethel's ſchon erwähnte Compoſitionen der Rheinſagen hat dieſe Fahrt gleichfalls den größten Einfluß ausgeübt. Unſer dritter Gefährte war Wilhelm Steifenſand, ein junger Muſiker und Schüler Mendelsſohn's und Norbert Burgmüller's, der ſpäter in Berlin als Virtuoſe angeſeſſen war und in den letzten Jahren als Gutsbeſitzer nach Pommern überſiedelte. Steifenſand iſt es auch geweſen, welcher Rethel in Ingelheim bei ſeinem Oheim einführte, wo er jene vergnügten Tage erlebte. Die andern drei jungen Leute aus Aachen aber, die wir auf der Landſtraße von Boppart und ſpäter in einem Wirthshauſe dieſer kleinen Stadt trafen, ſind der

Appellationsrath Boſſier in Köln, der Landgerichtsrath Boſſen in Aachen und der Profeſſor Urlichs aus Würzburg geweſen. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß ſich unter unſerm Häuflein gerade ein Quartett zuſammenfand, das aus Boſſen, Steifenſand, Boſſier und mir beſtand. Da wir keine Noten bei uns hatten, ſo ſchrieb unſer Muſiker im Wandern die Stimmen auf. An der Lorelei erlebten wir wirklich die Scene, die Rethel beſchreibt. Sie machte am herannahenden Abend einen wunderbaren Eindruck. Weiterhin ſangen wir durch alle Dörfer und Städte, und als wir nach einem neunſtündigen Marſch abends in Bacharach einkehrten, ſetzte ſich Steifenſand an den alten Rappelkaſten von Klavier, den wir auf der Poſt fanden, worauf denn mit den hübſchen Kellnerinnen noch ſchließlich ein Ball arrangirt wurde. Am andern Morgen ging es in gleicher Weiſe auf Bingen. Ich glaube, daß heutzutage ſolche romantiſche Fahrten ſelten vorkommen.

In den Ferien des nächſten Jahres hatte ich die Freude, Alfred Rethel als Gaſt im Kreiſe der Meinigen zu Bodendorf an der Ahr zu ſehen, wo meine Aeltern ein Weingütchen beſaßen und ſich gewöhnlich vor und nach der Traubenleſe aufhielten. Da der herrliche Herbſt von 1834 ganz beſondere Genüſſe verſprach, ſo erhielt ich die Erlaubniß, einige Bekannte von Düſſeldorf mitzunehmen. Ich hatte in jener Zeit meine nächſten Freunde unter den Künſtlern und lud auch Rethel zum Beſuch ein. Wir machten diesmal wieder eine Fußreiſe mit dem Ranzen auf dem Rücken. Der erſte Tag brachte uns von Düſſeldorf nach Köln, wo wir die Nacht im Kölniſchen Hofe blieben. Am zweiten Tage gelangten wir nach Bodendorf, wo wir

fröhliche Zeiten verlebten und in lauter Jugendluſt Berg und Thal durchſchwärmten. Altenahr und ſeine wilde felſige Umgebung, deren Beſuch damals ſo recht in Mode kam und auch ſeitdem in Mode geblieben iſt, lockte die jungen Wanderer an, bei welcher Gelegenheit denn der feurige rothe Wein des Thales in Ahrweiler ſowie in St.-Peter zu Walportsheim und beim luſtigen Wirth Caspari in Altenahr nicht ungeloſtet blieb.

In der Stadt ſahen wir uns natürlicherweiſe ſehr häufig. Der Umſtand, daß der junge Künſtler eine Neigung zu einer Verwandten gefaßt hatte, die in unſerer Familie lebte, brachte ihn noch häufiger in unſer Haus. Ich bewahre aus dieſer Zeit noch einige kleine liebe Andenken von ſeiner Hand. So zeichnete er mir einſt, als wir an einem regneriſchen Sonntage in der Familienſtube ſaßen, das Porträt meines gerade anweſenden Freundes Norbert Burgmüller in einigen kräftigen Strichen. So raſch dieſe Arbeit auch gemacht iſt, ſo gibt ſie doch das einzige rechte Abbild dieſes leider zu früh verſtorbenen Muſikers. Ich habe das Blatt deshalb auch getreu in meiner Porträtſammlung aufbewahrt. Unter daſſelbe entwarf er zu gleicher Zeit eine Reihe von charakteriſtiſchen Figuren des damaligen Düſſeldorfs. Ein anderes mal ſchenkte er mir den Entwurf zu einer Zeichnung, welche für Rheinſagen beſtimmt war und die Legende vom Drachenfels darſtellte, die er aber nachmals in dem herausgegebenen Hefte durch eine andere Darſtellung erſetzte. In gleicher Weiſe malte er einige Figuren auf ein kleines Bildchen von Bodendorf, das W. Poſe, der Landſchaftsmaler, der auch zuweilen in unſerm Herbſtaufenthalt ſich einfand,

meiner Mutter ſchenkte. Die dargeſtellten Perſonen gehören meiner Familie an. Zwei andere Reminiſcenzen an den bodendorfer Aufenthalt befinden ſich in andern Händen. Meiner Schweſter, der Frau des Malers Jakob Becker, zeichnete er nämlich die Abenteuer unſerer Partie nach Altenahr in flüchtiger Weiſe, und auf ein Bildchen von W. Poſe, das die Sängerin Fräulein Mathilde Hartmann in Düſſeldorf beſitzt, malte er als Staffage einige Geſtalten unſerer damaligen Gäſte. Dieſe kleine Landſchaft ſtellt das Städtchen Erpel am Rhein von dem Hohlwege aus dar, der von Bodendorf über den Berg nach Remagen führt. Ein ferneres Blatt, das ich mit den früher genannten in flüchtiger Bleiſtiftzeichnung in meinem Album beſitze, entwarf er im Jahre 1835, wo er von München und Tirol heimkehrend und voll Lebhaftigkeit über ſeine Reiſe erzählend uns für einige Tage in Bodendorf beſuchte. Daſſelbe zeigt eine Gruppe von Tirolern, die an der Kegelbahn mitten im Spiel vom Abendläuten überraſcht, das Ave-Maria beten. Für meine Schweſter Becker zeichnete er zu gleicher Zeit ein paar Tiroler, die jodelnd von der Alp herabkommen, während ein dritter im Hintergrunde ſeinem Schatz einen letzten Gruß in die Berge ruft. So flüchtig dieſe Arbeiten auch ſind, ſo zeigen ſie doch eine eigenthümliche Friſche und Lebendigkeit. Da mir einige Briefe vorliegen, welche dieſe Reiſe erzählen, ſo laſſe ich dieſelben folgen, um ſeine uns mündlich gemachten Mittheilungen durch ſchriftliches Zeugniß zu erſetzen.

München, 12. August 1835.

Liebe Aeltern!

Seit drei Tagen bin ich in der bairischen Hauptstadt und von allen großen Plätzen der Stadt seh ich das schöne Gezack der Alpen mit seinen Hörnern und Gletschern, die wie Diamanten in einem herrlichen Diadem einem entgegenstrahlen. — Ich weiß nicht, wo ich anfangen und enden soll. Na, ich will's mal mit dem Kurzen versuchen. — Drei Tage nach der Rückkehr von Wetter reiste ich nachts mit dem jungen Hähnlein aus Mainz von Düsseldorf ab und den Morgen in Köln gleich aufs Dampfschiff, wo ich noch so rasch eben die Bekanntschaft des kölner Boisserée machte. Er versprach mir seinen Brüdern in München von meinem Vorhaben Nachricht zu geben. — Nach herzlichen Glückwünschen schieden wir. Auf dem Dampfschiff sitzend, meine Pfeife rauchend, verlor ich bald Köln, das Niederland und alles, was den Charakter meiner Heimat trägt, aus meinen Augen und den Abend hörte ich den Zapfenstreich von Ehrenbreitstein herunterschallen. Den andern Morgen wieder aufs Schiff, den Abend in Mainz, nachdem ich mir noch einmal die schönen Rheinufer recht besehen hatte. Den folgenden Tag mit dem Marktschiff nach Frankfurt. Hier blieb ich drei Tage und nachdem ich meine dortigen Bekannten und Freunde besucht, viele angenehme Stunden verbracht, setzte ich mich auf den nürnberger Wagen und fuhr nun zwei und einen halben Tag und eine Nacht hindurch, blos daß man nur hier und da etwas essen konnte. Wir passirten bei Aschaffenburg den Main, wo wir zugleich den bairischen Boden betraten und vor

bairiſchem Militär unſere Ranzen und Päſſe zeigen mußten. Nachher ging es faſt den ganzen Tag durch den berüchtigten Speſſart. Welch ein herrlicher Wald! Links und rechts war ſtets Gehege und zwei- bis dreimal ſahen wir Wild. Abends gegen neun Uhr langten wir in Würzburg an. Ich konnte wegen der Dunkelheit von dieſer Stadt wenig ſehen, dagegen aß ich recht gut und trank einen Spezial echten Steinwein. Gleich wurde ich wieder in den Wagen eingepackt und den andern Morgen gegen halb elf Uhr ſah ich die Thürme vom lieben, lieben Nürnberg. Was iſt das für eine Stadt! Es weht dem Fremden der alte, großartig deutſche Geiſt unter den ehrwürdigen Thoren der Stadt entgegen. Man iſt ganz feierlich geſtimmt, ſolange man in dieſer Stadt iſt. Ich beſuchte die Burg, das Haus von Dürer, die Sebalduskirche und weiß der Himmel wie die andern Kirchen, Kirchelchen und Kapellchen alle heißen, die man in jeder Ecke ſieht. Auch Dürer's Grab beſuchte ich und nahm ein Blümchen mit. Ich ſah innerhalb der Stadt nicht ein einziges modernes Haus. — Mit einer Retourgelegenheit fuhr ich den andern Morgen weiter und zwar in zwei Tagen bis — München für ſechs Gulden und einen Gulden Trinkgeld. Es ſind zweiundvierzig Stunden. — In Ingolſtadt übernachteten wir, und den andern Morgen ging es über die Donau, welche ich mir größer dachte. Den Mittag, nachdem wir in einem Städtchen geſpeiſt hatten, fuhren wir einen ziemlich ſteilen Berg hinauf. Die Reiſegeſellſchaft ſtieg aus, um den Pferden Erleichterung zu verſchaffen, und als wir oben einſteigen wollten, ſagte der Kutſcher, eben an ſeinem Geſchirr beſchäftigt, ganz phlegmatiſch: „Hinten ſehen's

auch's Gebirg." — Ich ſtarrte hin, das Herz pochte zum Herſpringen und wirklich ſahen wir die volle Alpenkette, aber ſehr ſchwach. Wir mußten wieder einſteigen und um ſieben Uhr rollten wir über münchneriſches Pflaſter. Ich bin, wie geſagt, erſt drei Tage hier und betrachte mich ſchon gar nicht mehr als Fremder, ſo herzlich bin ich empfangen worden. Ich habe ſeltſamerweiſe dieſes viel meinen Rheinſagen zu verdanken. Alles kommt mir freundſchaftlich entgegen; ich habe durchaus bei einem (Namens Herrmann Scharff) mit Sack und Pack einziehen müſſen, es iſt ein Düſſeldorfer von Geburt. Wir beide ſind zuſammen confirmirt worden, alſo eine alte Bekanntſchaft. Er iſt gerade kein talentvoller Künſtler, aber ſonſt ein herzensguter Kerl. Nachher habe ich zwei herrliche Brüder Namens Folz aus Bingen kennen gelernt; mit dem jüngern werde ich meine Reiſe ins Gebirge machen und zwar in zehn Tagen. Die Herren Boiſſerée ſind leider ins Bad gereiſt, werden aber mit jedem Tage erwartet. Weiter habe ich kennen gelernt: Hiſtorienmaler Kaulbach und Ruben; Landſchaftsmaler Krola, Morgenſtern, Zimmermann; Thiermaler Peter Heß und Karl Heß, Heinlein; Bildhauer Schwanthaler; lauter Leute, die in Düſſeldorf ſchwerlich Gegner finden. — Von dem, was ich in der Kunſt in den drei Tagen ſchon geſehen, laßt mich ſchweigen, denn das läßt ſich wahrhaftig nicht beſchreiben. Nur ein Regiſter will ich machen: 1) Das jüngſte Gericht von P. von Cornelius; 2) Das Narrenhaus von Kaulbach; 3) die koloſſalen Bildhauereien für die Walhalla in Regensburg; 4) die Galerie; 5) die Arcaden; 6) die Galerie des Grafen Arco; 7) die des Barons Reichenbach; 8) das Atelier des Landſchaftsmalers Morgen-

ſtern; 9) das des Schlachtenmalers Dietz. Nun werde ich noch ſehen: die Glyptothek, Pinakothek, die Reſidenz, die Leuchtenberg'ſche Galerie und die große in Schleißheim.

Ich muß enden. Ich bin recht geſund und es ſcheint mir, als würde ich dicker; denn ich kann beim Lachen meine Backen wieder ſehen. Nun lebet alle recht wohl, in vier Wochen habt Ihr den zweiten Brief.

Alf. Rethel.

München, 12. September 1835.

Liebe Aeltern!

Geſtern Morgen verließ ich bei Tegernſee das liebe Gebirg und gegen drei Uhr nachmittags befand ich mich wieder, zwar etwas mager, aber ſonſt braun wie 'ne Kaſtanie und zäh wie Juchtenleder, in München.

Alſo das hätte ich auch ſchon geſehen. Was war das für eine Reiſe, meine lieben Aeltern! Die Erinnerung ſchon allein iſt genug, daß man ein paar Jahre lang in Genuß und Wonne ſchwimmt. Ich will einmal verſuchen, es Euch zu beſchreiben, obgleich ich es beſſer zeichnen und malen würde. — Begleitet von dem braven und tüchtigen Bildhauer Louis Folz aus Bingen und Hermann Scharff aus Frankfurt a. M., derſelbe bei dem ich logire, beides Schüler der hieſigen Akademie, denn meine lieben Düſſeldorfer, muß ich Euch ſagen, haben mich im Stich gelaſſen; bisjetzt hat ſich noch keiner ſehen laſſen. Alſo unſerer drei mit unſern Ranzen eingepackt in einem ſoliden Miethwagen fuhren an einem ſchönen Morgen, wo die Alpen

beſonders deutlich zu ſehen waren, aus München und gegen elf Uhr erreichten wir den Starnbergerſee; aus dem Wagen in den Nachen und nun zwei Stunden zu Waſſer weiter. Das iſt ein herrlicher See. Gleich am Anfang liegt das Dörfchen Starnberg mit dem alten königlichen Schloß; während der Fahrt tauchen auf beiden Seiten aus dem ſchwärzlichen Grün der Tannenwälder die ſchönſten Landhäuſer und Dörfer auf; allmählich, je weiter man fährt, werden die Ufer bergigter und die Alpenkette ſieht man ſtets in ihrer ungeheuern großartigen Maſſe über dem bairiſchen Hochlande immer mehr hervortreten und aus ihr ragt plötzlich die Zugſpitze (10093 Fuß über dem Meere.) Ich verſuchte es, ſo gut es ging, im Nachen zu zeichnen. Endlich ſtiegen wir ans Land, aßen etwas zu Mittag und marſchirten nun den See entlang weiter, wo wir gegen Abend denn auch das Ende erreichten und noch eine Stunde landeinwärts machten. Wir kamen in das Dörfchen Jveldorf, ebenfalls an einem See liegend, wo wir übernachteten. Es hatte ſchon alles den Gebirgscharakter; die Wirthsſtube war mit Holzwerk ſehr ſäuberlich getäfelt, große ſteinerne Oefen im Zimmer und an langen tannenen Tiſchen ſaßen die Tiroler, ihre ſpitzen Hüte mit Auerhahnfedern geſchmückt, kurzen eiſernen Pfeifen im Munde, und ihr Meſſer-, Gabel- und Löffelbeſteck ragte aus den Taſchen ihrer gemsledernen Hoſen. So unterhielten ſie ſich über ein auf einem benachbarten Dorfe vorgefallenes Brandunglück, alles Du und Du, und als ſie eben im heftigſten Erzählen und Parliren waren, läutete es zur Veſper. Alsbald waren alle Häupter entblößt und der Aelteſte aus ihrer Mitte ſprach ein lautes Gebet, welches ſo lange

dauerte, als die Glocke in der Kirche ertönte. Als dieſelbe ſchwieg, waren auch gleich die Hüte auf dem Kopfe und das Geſpräch wurde fortgeſetzt. — Den andern Morgen regnete es; trotzdem packten wir auf und erreichten gegen Mittag durchnäßt Schleedorf am Kochelſee. Wir ſtanden nun unmittelbar an den ungeheuern Ringmauern Tirols; die nächſten Spitzen waren ſchon ſchneeweiß. Wir mußten den Tag über dableiben, weil das Wetter zu ungünſtig war. Den andern Morgen war es wieder heller Sonnenſchein und wir ließen uns über den See fahren. Nun ging es ans Steigen. Ha, das wurde uns ſauer! aber die Begier, die Spitze zu erreichen und den erſten Blick ins Innere zu werfen, trieb uns immer weiter. Neben unſerm Weg erblickten wir plötzlich eine Quelle, daraus die Waſſermaſſe fünf Fuß breit hervorquoll und gleich einen gewaltigen Waldſtrom bildete. Endlich waren wir oben, wir ſtanden wie die Oelgötzen da. Vor uns lag wieder ein See (Walchenſee) von ungeheuern Gebirgen eng eingeſchloſſen; ſie waren meiſtens mit Nadelholz bewachſen, nur oben an den Spitzen waren ſie kahl und dort wachſen die herrlichſten Alpkräuter, welches uns durch das Läuten der Kuhglocken angezeigt wurde, welches ſanft durch die ſtille großartige Landſchaft zu uns herüberſcholl. Ueber dieſe Gebirge ſahen wir nun die eigentlichen Tiroleralpen, auch nicht ein Gedanke grün darauf, kahl von oben bis unten und in den Thälern und Schluchten, hier und da auch auf den Spitzen Schnee und Eis. Es macht einen ganz eigenen Eindruck, wenn man gewiſſermaßen die vier Jahreszeiten in einem Blick überſehen kann. Wir zogen weiter und zwar dicht an dem See vorbei, wo unſer Weg manchmal über Brücken

sich schlängelte, die gewissermaßen an der sich unmittelbar ins Wasser senkenden Felswand klebten, unter uns den klaren aber fürchterlich tiefen See, wo sich eine ganze neue Welt drin bildete. Wir sahen ungeheuere Felsen, Klippen, deren Fuß sich in der dunkeln Tiefe des Sees verlor. Auf diesen Felsen schlangen sich nie gesehene Wasserpflanzen um ungeheuere von den Gebirgen heruntergestürzte Tannen; alles dieses war mit einem weißen Ton überzogen, wodurch es wie eine Geisterwelt aussah. Und nun denkt Euch die ganze Geschichte etwa 60 bis 100 Fuß unter der Oberfläche des Sees und Ihr könnt Euch denken wie klar diese Wasser sind. — Nach einem dreistündigen Marsch befanden wir uns in dem Jachenauerthal, welches wegen seiner schönen Bewohner berühmt ist. Es war gerade Feiertag und so sahen wir denn die Haupthähne in ihrer herrlichen Tracht in unserm Wirthshaus versammelt. Wir mußten uns gleich zu ihnen setzen; ich hatte alsbald einen Tirolerhut auf und ein alter Tiroler meinen modernen Strohhut. Von allen Seiten ward uns zugetrunken und überhaupt schienen sie ihr Gefallen an uns zu haben. Gleich nach dem Essen erstiegen wir, begleitet von einem Tiroler, eine Alme, um auch die schönen Sennerinnen kennen zu lernen. Drei Stunden stiegen wir in einem fort und endlich zeigte uns der Kuhdreck die Nähe der Alme. Wir wurden noch von zwei Buben begleitet, die wie die Fliegen an einem Pferd immer um uns herumschwärmten und immerfort schimpften, zankten, erzählten und gar nicht zu ermüden waren, während wir in Schweiß gebadet mühsam fortkeuchten. — Endlich hörte das dichte Tannengehölz auf und wir erblickten nun die grüne, mit

den ſchönſten wohlriechendſten Kräutern bedeckte Oberfläche des Bergs, wo ſich zugleich vier Almhütten zeigten. Bei der nächſten erblickten wir ſogleich die Sennerin, welche eben beſchäftigt war, ihr langes rabenſchwarzes Haar zu flechten. Bei unſerm Anblick zog ſie ſich in ihre Behauſung zurück, ließ ſich aber nachher in ihrem vollen Sonntagsſtaat ſehen, wo ſie reizend ausſah. Bei der dritten Almhütte kehrten wir ein, denn unſer Führer war der Schatz dieſer Sennerin. Wir wurden freudig empfangen und nachdem wir uns abgekühlt hatten, erfriſchten wir uns an der herrlichen Milch und Butter; nun traten wir aus der Hütte und beſahen uns die herrliche Ausſicht. Einen groſen Theil der Tiroleralpen und ſogar einige Schweizeralpen überſahen wir; von hohen Bergen erblickten wir die Zugſpitze und in einer ungeheuern Weite die Ortlesſpitze und die ſchweizer Jungfrau. Alles glänzte wie verſilbert im Sonnenſchein. Ich zeichnete einen Theil der Tiroleralpen. Das Innere der Sennhütte war außerordentlich reinlich, alles von Holz. Nachdem wir uns eine Stunde aufgehalten hatten, begaben wir uns auf den Rückweg, was uns aber noch ſaurer ward als der Hinweg. Unſer Führer erzählte lauter luſtige Geſchichten aus dem Gebirg, wo aber eine gerade nicht ſo luſtig war, nämlich, daß ſich vor acht Tagen ein Bär gezeigt und zwar ſehr fühlbar, indem er einen Ochſen und mehrere Rinder ſchon verſpeiſt habe. Da es immer dunkler um uns wurde, muß ich geſtehen, ſpukte mir die Geſchichte fortwährend im Kopfe herum und meinen Almſtock hielt ich ſtets ſchlagfertig. Wir langten aber wohlbehalten in unſerm Wirthshaus an. Den andern Morgen ging es wieder denſelben Weg zurück,

bis zum Walchenſee, wo wir die italieniſche Landſtraße erreichten, welche vier Stunden lang verfolgt wurde; dann aber durch das fortdauernde Regenwetter verhindert weiter zu ziehen, wurde in einem Dorfe Krien eingekehrt. Dort feierten wir den Namenstag des bairiſchen Königs. Zu dem Zweck waren auch ſämmtliche Förſter aus der Umgegend dort zu einem Scheibenſchießen verſammelt, welches auch trotz dem Regen vor ſich ging. Nachher endigte die Geſchichte natürlich mit einer Rauferei, die wir aber in unſern Betten von weitem zuhörten. Den andern Morgen wurde noch geblieben des Regens halber, ebenſo blieben noch einzelne Rudera der geſtrigen Geſellſchaft, unter dieſen einer der Zugſpitzerſteiger. Er war zwar vom verfloſſenen Abend noch in tranibus, erzählte aber die ganze Geſchichte ſehr ausführlich, wie er und der Schreiner aus Partenkirchen, ihr Führer, den dritten, einen Oberſt, etwas länger als nöthig am Seil hätten baumeln laſſen, wie ſich dann nachher einer an den andern oben feſtgeklammert hätte, um nicht vom fürchterlichen Sturm in den Abgrund geſchleudert zu werden, wie ſie über Riſſe geſetzt hätten, deren Ende ſie gar nicht geſehen, wie ſie beim Heruntersteigen plötzlich den Hut des Oberſten hätten fliegen ſehen und gedacht, jetzt wird er auch bald ſelbſt nachkommen, wie er ſich aber noch gehalten hätte und endlich, da ſie wieder unter Menſchen geſtanden, es ihnen keiner hätte glauben wollen, daß ſie oben waren, daß man ſich aber doch davon überzeugt hätte, indem man durch Vergrößerungsgläſer die aufgepflanzte rothe Fahne erkannt habe und ſie dann wie überirdiſche Menſchen angeſtaunt hätte. Alles dieſes erzählte er uns. Wir waren ſehr begierig, dieſen ungeheuern

Berg bei Nahem zu betrachten. Den andern Tag befanden wir uns an ſeinem Fuße in dem berühmten Dorf Partenkirchen. Er war aber fortwährend in Wolken gehüllt und erſt den dritten Tag ſahen wir ihn ganz frei. Es iſt was Impoſantes; in der Hälfte liegt ein Gletſcher, der ewig bleibt und nie verſchwindet. Dieſes Eisfeld iſt anderthalb Stunde lang und es macht doch nur einen kleinen Theil der ganzen Bergmaſſe. Von da aus erheben ſich erſt die eigentlichen Zugſpitzfelſen, die ſo ſchroff ſind, daß der Schnee ſich gar nicht halten kann, und nur oben auf dem Rande erblickt man etwas. Man hat zehn Stunden bis zur höchſten Spitze, er iſt von bedeutenden Bergen umgeben: die Alpſpitze, der Waiſenſtein, der Krotenkopf, alle Berge von 6—8000 Fuß über der Meeresfläche. An der Alpſpitze liegt die Kreuzalm, welche wir mit mehreren andern, begleitet von einem Führer, der Lebensmittel trug, erſtiegen. Nachdem wir vierthalb Stunden geſtiegen waren, ſtanden wir in den Wolken, keine zwanzig Schritte weit konnten wir ſehen und das herunterſtürzende Waſſer zeigte an, daß auf der Spitze voller Sonnenſchein ſei und der Schnee ſchmelze. Endlich erreichten wir Alproſen, die noch am Blühen waren; ich pflückte einen Strauß und ſteckte ihn an meinen Hut. Nun theilten ſich die Wolken und wir waren oben. Fünf Almhütten ſahen wir, die aber lange nicht ſo reinlich waren als die erſtere. Wir waren in den Wolken naß geworden und ſo ſetzten wir uns dichtgedrängt um ein ſtarkes Feuer; vorn brieten wir und hinten froren wir. Es war ſchneidend kalt; unſer Führer war ein Wildſchütz und kaum ſaßen wir da, ſo ging die Thür auf und ein himmellanger Förſter trat ein, welcher Schutz gegen das

Schneegeſtöber ſuchte, welches mittlerweile draußen entſtanden war. Nun entſpann ſich ein intereſſantes Geſpräch zwiſchen dem Förſter und dem Wildſchützen, und wir hatten Gelegenheit, die Klugheit des letztern zu bewundern. Als ſie ſich ſo ziemlich geeinigt hatten, ſahen wir durch die Thürritze, daß draußen Sonnenſchein ſei, denn Fenſter waren an der ganzen Hütte nicht, ebenſo auch kein Rauchfang, wodurch uns allen denn die Thränen von den Wangen herunterliefen. Wir waren froh, daß wir ins Freie kamen, aber ſiehe da, alles war ſchneeweiß. Alsbald ging nun ein Schneeballenwerfen los, welches uns einigermaßen wieder erwärmte. Alſo im Auguſt mit Schneeballen geworfen!

Nun beſahen wir uns auch die Ausſicht. Die Zugſpitze, die Alpſpitze, der Wetterſtein, der Waiſenſtein, alle dieſe Berge lagen dicht vor uns und über den Wolken hinweg ſahen wir weit ins Baierland, ins Würtembergiſche, und hier und da tauchten die Alpſpitzen hervor. Von den Thälern ſahen wir durch die unter uns hängenden Wolken nichts. Um vier Uhr nachmittags ſtiegen wir wieder hinunter. Nachdem wir noch eine Kirchweih auf einem benachbarten Dorfe mitgemacht hatten, zogen wir weiter. Sieben Tage hatten wir uns in Partenkirchen aufgehalten. Wir paſſirten nun die Scharnitz, den Engpaß, wo die Franzoſen von den Tirolern und Oeſterreichern ſo aufgehalten wurden. Die Trümmer der Feſtungswerke zeigen noch an, wie hart der Kampf geweſen iſt. Wir befanden uns jetzt auf öſterreichiſchem Gebiet, und nach zwei Tagen, nachdem wir die berühmte Martinswand bewundert hatten, zogen wir an einem heißen Mittag in Innsbruck ein. Es

iſt eine ſchöne Stadt, die ſchon ganz den italieniſchen Charakter hat; hohe Häuſer, flache Dächer, oben Galerien zum Spazierengehen, viele Kirchen mit Kuppeldächern, Jeſuiten, Mönche aller Art und ſtockdumme Oeſterreicher, charakteriſirt ſehr das Südliche. Ich ſah das Grab des altdeutſchen Kaiſers Maximilian mit den herrlichen Bronzeſtatuen von 1500, auch die Statue des Andreas Hofer, welche mir aber nicht ſehr gefällt. Von Innsbruck zogen wir das Innthal hinunter und beſuchten noch das berühmte Zillerthal, von wo aus uns die andere Welt wie ein Lazareth vorkommt, ſo ein kräftiger Menſchenſchlag befindet ſich dort. Jetzt ging es über den Achernſee, Tegernſee nach München zurück. Nun noch etwas von hier. Von Mel. Boiſſerée bin ich ſehr artig aufgenommen worden und ich war ſchon mehrmals bei ihm, auch will er mich durchaus dem Cornelius vorſtellen und zu dieſem Zweck iſt er mit mir Arm in Arm ſchon einen halben Morgen in der Stadt herumgelaufen, doch fanden wir ihn nirgends; es ſoll aber durchaus noch geſchehen. Auch einen Herrn Bertram ſprach ich bei Boiſſerée, der Euch auch zu kennen ſcheint. Nun lebet wohl, ich will den Brief doch nicht zu ſchwer machen und werde bis Anfang October noch hier bleiben; Bis dahin möchte ich gar zu gern etwas von Euch erfahren. ja thut das, auch ſagt, wo mein Bild hingekommen iſt, denn von Düſſeldorf höre ich keine Silbe. Auch wie es in Aachen und Eupen ausſieht, was Emma macht. Allen Grüße und Euch die herzlichſten Küſſe.

Alf. Rethel.

Düſſeldorf, 2. November 1835.

Liebe Aeltern!

Vorgeſtern Abend rollte ich wieder durch echten düſſeldorfer Nebel und Koth über die Benratherbrücke in dies liebliche Rheinathen ein. Ich war wirklich recht froh, als ich aus dem Poſtwagen ſprang, jetzt iſt das unruhige Leben zu Ende, dachte ich, und du kommſt wieder an die Arbeit. So trollte ich durch die leeren Gaſſen meiner Wohnung zu, wo ich freundlich und herzlich empfangen wurde und alles in der beſten Ordnung fand. Ich reiſte den 14. October von München ab, nachdem ich noch den Tag vorher der Enthüllung des Maximilian-Monuments mit beigewohnt, von beiden Boiſſerée und von allen neuen lieben Bekannten Abſchied genommen hatte. An der Poſt war an dem Morgen eine Heidenwirthſchaft, denn es waren gewiß an dreihundert Perſonen, die per Eilwagen weggeſchafft werden wollten; ein Durcheinanderſchreien, Schimpfen, Rufen, Spectakeln, und durch alles dieſes hörte ich endlich meinen lieben Namen am entfernteſten Poſtwagen aus der Kehle eines Schirrmeiſters erklingen. Ich ſchrie, indem ich mich bemühte durchzudringen, mehrmals aus Leibeskräften: Hier, hier! aber, weiß der Henker, der Spectakel muß zu groß geweſen ſein. Ich hörte wieder meinen Namen ſchreien und zu gleicher Zeit eine andere Stimme, die rief: Er iſt nicht da, fortgefahren! Ich meinerſeits brüllte jetzt, daß mir faſt die Adern ſprangen: Freilich iſt er da; hier, hier iſt er! und indem ich einem dürren Engländer einen Rippenſtoß gab und ihn auf dieſe Art aus meinem Wege brachte, ſtürzte ich

erſchöpft vor dem Schirrmeiſter hin, der mich gleich beim Kragen packte und in den Wagen warf, daß ich auf der andern Seite beinahe wieder hinausgeflogen wäre. Nun ging es fort. Ich dankte Gott, daß ich ſaß. Es regnete den ganzen Tag und überhaupt ein langweiliger Weg, ſodaß ich faſt fortwährend ſchlief. Gegen Abend erreichten wir Augsburg, welches eine ſchöne alte Stadt iſt; von da ging es zu Wagen gleich wieder die Nacht durch weiter und um ſechs Uhr gelangten wir nach Ulm und ſomit war ich auf würtembergiſchem Gebiet. Ich beſah mir ſchnell den berühmten ulmer Dom, warf mich wieder in den Wagen, um den Abend in Stuttgart anzukommen. Jetzt wurde der Weg immer intereſſanter; ich lernte das alte Schwaben kennen, fuhr am Hohenſtaufen vorbei und mehreren andern intereſſanten Burgen und kam gegen Abend in das ſchöne, ſchöne Stuttgart. Das iſt eine herrliche Stadt, ſowol die Lage als die Stadt ſelbſt. Ich lief den andern Morgen überall herum, beſah mir alles Sehenswerthe, nachdem ich eine Nacht wieder geſchlafen hatte, und um elf Uhr ſaß ich wieder in einem Retourwagen, wo ich denn am Abend in dem lieben Heilbronn einfuhr. Hier blieb ich den andern Morgen, rannte ſchnell auf einen nahen Berg, wo ich das alte Weinsberg vor mir ſah und die Burg Weibertreu. Dann aß ich zu Mittag, nahm meinen Ranzen auf den Rücken und pilgerte den Neckar hinunter. Hier ſah ich wieder manches Schöne, unter anderm das alte Hornberg, wo Götz von Berlichingen drauf gehauſt hat, und in zwei Tagen war ich in Heidelberg. Hier beſah ich den andern Morgen das Schloß mit ſeinem Faß und beſuchte dann die Familie Fries, wo ich außerordentlich

freundlich aufgenommen wurde. Ich mußte den Mittag dort speisen; nachher zeigte mir der Alte alle Zeichnungen, Skizzen und Bilder seines Sohnes, die er besaß, ebenso mehrere Bilder in Privathäusern von Fries, die wundervoll waren, und den folgenden Morgen verließ ich auch diese schöne Stadt. Ich fuhr in einem Tage über Darmstadt nach Frankfurt. Hier blieb ich drei Tage und fand die ersten düsseldorfer Maler, sechs Landschafter. Ihr könnt leicht denken, daß es nun an ein Erzählen ging. Auch traf ich den Rustige, den kleinsten von den zweien, die Euch in Wetter besucht haben; mit diesem fuhr ich nach Mainz und mußte bei seiner Mutter einkehren, wodurch ich denn auch zwei Tage in Mainz blieb. Dann setzte ich mich aufs Dampfschiff und besah mir jetzt noch einmal den ganzen Rhein. Bei Remagen ließ ich mich ans Land setzen und wanderte nach Bodendorf an der Ahr, wo mich die liebe Familie Müller mit Jubel empfing. Hier blieb ich wieder drei Tage, machte die Weinlese und eine nahe Kirchweih mit, setzte mich dann zum letzten mal für diesen Herbst auf den Wagen und langte den Abend glücklich im alten Nest an. Punktum! Hier war ich nun den gestrigen Tag wie confus; alle drei Schritte mußte ich küssen. Bei Hopfensack, bei Nölle, überall war ich gestern, und diesen Morgen bei Schadow. Ich wurde gut empfangen und mußte ihm aus München viel erzählen, überhaupt von meiner Reise. Morgen ziehe ich auf der Akademie wieder ein, fange gleich an und zwar das Bild für den Spiegel in Halberstadt, „Bonifacius die Kapelle bauend". Es wird vielleicht dritthalb Schuh lang und zwei Fuß hoch, also nicht groß, und bringt mir beinahe 400 Thaler ein.

Nachher werde ich mir die Sache viel leichter machen und somit denke ich damit bald fertig zu sein. Auch habe ich die volle Zustimmung Schadow's dazu. Na, jetzt geht es wieder ans Arbeiten, welches mir leichter fallen wird als vor meiner Reise, denn ich habe, Gott sei Dank, einen gesunden Körper mitgebracht. Sehr leid that es mir, daß ich Emma nicht getroffen habe. Lebet recht wohl. Laßt doch bald was von Euch hören; nach Eupen schreibe ich auch.

Alf. Rethel.

Die Art und Weise, wie Rethel die düsseldorfer und münchener Künstler einander entgegenstellt, läßt darauf schließen, daß er mit seinen heimischen Verhältnissen nicht mehr ganz zufrieden war. In der That begannen damals auch schon allerlei Reibungen, an denen die Malerschule im Verlauf der Zeit so reich gewesen ist. „Die ersten Spaltungen, die sich inmitten der Kunstjüngerschaft bildeten, fielen merkwürdigerweise ganz und gar mit den politischen Stimmungen des Rheinlandes zusammen. Ich erinnere mich, daß eine längere Zeit hindurch keine kleine Erbitterung gegen das preußische Gouvernement herrschte, weil es die Stellen der Beamten nicht mit geborenen Rheinländern, sondern mit Männern, welche aus den alten Provinzen kamen, besetzte. Dieser Zorn fand seine Copie in der jungen Malerschule. Der neue Anwuchs, der dem Westen des deutschen Vaterlandes entsprossen war, glaubte sich damals hinter die Ostdeutschen zurückgesetzt. Gewiß beruhte dies auf einer Illusion. Der Stamm der Schule bestand meistens aus Zöglingen, die mit Schadow nach

dem Rhein gekommen waren, sie bildeten seine natürliche Umgebung, sie waren seine Freunde. Es liegt nahe, daß die Frischlinge nicht gleich Aufnahme in einen Kreis fanden, der in sich geschlossen eintraf. Aber es wurde übel genommen und die jungen Malcontenten gebehrdeten sich oft seltsam wild, wenn die Rede auf diese Angelegenheit kam. Die öffentlichen Blätter mischten sich sogar in die Streitigkeiten und erregten viel Hader und Zwist, der leider sehr lange dauerte."

Ich kann diese allgemeinen Betrachtungen, die meinen düsseldorfer Künstlern entnommen sind, im besondern auf Alfred Rethel und seine nähere Umgebungen anwenden. Bei ihm und seinen Stubengenossen, den beiden Lasinsky, versammelten sich die Unzufriedenen und ergossen sich nicht selten in den heftigsten Klagen über die unrechterweise hintangesetzten Rheinländer. Es entstanden Pläne für Auswanderungen nach Frankfurt und München, bei denen sich die meisten betheiligen wollten, während sie schließlich doch nur von einem kleinen Häuflein ausgeführt wurden. Freilich mochten diese Gespräche mit der Zeit auch ihre Wirkungen auf Rethel haben, denn der Tropfen höhlt ja auch den Stein aus. Hätte dieser jedoch nach Düsseldorf gepaßt, so würde er auch wol geblieben sein. Der junge Maler gehörte aber mit seiner großen umfassenden Begabung auf einen Grund und Boden, wo er sich an monumentaler Kunst entwickeln konnte. Nun hatte dieser Zweig in Düsseldorf offenbar eine geringe Zukunft. Es fehlte der Stadt an einem Fürsten wie an großen Genossenschaften, die umfassende historische Werke ausführen lassen konnten. Auch in der Provinz standen nirgend

weite und breite Aufträge in Aussicht. Schon damals entwickelte sich der Markt für Oelbilder von mäßigem Umfange. Die größten Talente haben in der Folge unter diesen Umständen gelitten. E. Bendemann ging 1837 nach Dresden, C. F. Lessing ist eigentlich nie zur vollen Ausbildung für das historische Fach gelangt. Daß Schadow den jungen Rethel vernachlässigt habe, gehört in das Reich der Ammenmärchen, denn er hat seinem Talente die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen. Wol aber zweifle ich nicht daran, daß Rethel die ins Kleine und Realistische gehende Lehre des Meisters seiner Individualität mit der Zeit nicht mehr entsprechend fand.

Im Jahre 1837 wurde denn auch wirklich ein Entschluß gefaßt. Rethel begab sich nach Frankfurt, wo ihn Philipp Veit, der damalige Director am Städel'schen Institut, mit seiner ernsten, inhaltsvollen Kunst besonders anzog. Dieser Meister gehörte bekanntlich zu dem Kreise derjenigen Deutschen, die im Anfang des Jahrhunderts in Rom die Kunst aus den akademischen Banden zu einem neuen Leben führten. Er war einst ein Genosse von Cornelius und Overbeck gewesen, denen er nicht an Ernst des Strebens, wol aber an Productionskraft nachsteht. Die Kunstgeschichte hat gerade keine große Anzahl von Bildern seiner Hand aufzuweisen, sie muß aber Schöpfungen wie „Die sieben fetten Jahre in Rom", „Die beiden Marien am Grabe des Heilandes" und „Die Einführung des Christenthums" im Städel'schen Museum den Preis des gediegensten Strebens zugestehen. Daß der Meister solcher Werke dem jungen Künstler, der nach ähnlichen Zielen rang, imponirte, lag auf der Hand. Mit seinem herrlichen

Talente und edeln Streben fand Rethel denn auch die beſte Aufnahme bei Veit. In gleicher Weiſe öffneten ſich ihm die frankfurter Privatkreiſe. Namentlich fand er bei Herrn Springsfeld, in deſſen Hauſe er auch lange Zeit wohnte, vieljährige Gaſtfreundſchaft.

Rethel ging unbeirrt durch die neuen Verhältniſſe, die ihn umgaben, ſofort an die Arbeit, die ſeiner Seele Erquickung und Troſt war. Zunächſt wendete er ſich einem kleinen Bilde zu, deſſen Compoſition ihm vor Zeit in Düſſeldorf vor die Seele getreten war, als Wilhelm Steifenſand in ſeiner Gegenwart eine Beethoven'ſche Sonate ſpielte, bei deren Tönen er ſogleich den erſten Entwurf auf ein Stückchen Papier zeichnete. Daſſelbe ſtellt die Gerechtigkeit vor, welche mit der Binde vor den Augen, in der einen Hand das Schwert, in der andern die Wage einen im raſchen Laufe dahinſtürmenden Mörder verfolgt. Die Zeichnung iſt großartig im beſten Sinne. Tritt uns auch hier eine Allegorie entgegen, ſo zeigen die Geſtalten doch das unmittelbarſte Leben. Die Figur der Göttin erſcheint ſo erhaben in Form und Bewegung und der Mörder ſo fluchgepeitſcht, daß man ſich eines gewaltigen Eindrucks nicht erwehren kann. Man erzählt ſogar, daß das Bild einen falſchen Richter, der ſich namentlich bei der Demagogenverfolgung einen böſen Namen machte, und dem es ſpäter durch die Verloſung des frankfurter Kunſtvereins zugefallen war, in den Wahnſinn getrieben habe. Si non e vero, e ben trovato. Gegenwärtig befindet ſich das Bild im Beſitz des Herrn Oberſt von Reutern in Frankfurt am Main. In der Darſtellung hatte ſich Rethel, wie es denn auch ein ſolcher Gegenſtand erforderte, der größten

Einfachheit befliſſen. So führte ſich denn der junge Mann in der glänzendſten Weiſe in Frankfurt ein.

Das zweite Bild, welches er 1838 vollendete, hat den Titel „Daniel in der Löwengrube“. Es iſt daſſelbe Gemälde, welches gegenwärtig in den Sälen des Städel'ſchen Inſtituts aufgeſtellt, den frommen iſraelitiſchen Jüngling in einzelner Figur voll Gottvertrauen inmitten eines Raumes zeigt, der mit wildem Gethier erfüllt iſt. Der Gegenſtand bedingt natürlich eine große Einfachheit der Compoſition, denn der König, der mit ſeinem Gefolge in äußerſter Ferne erſcheint, iſt wol kaum als ein weſentliches Element zur Vergrößerung der Gruppe zu betrachten. Aber gerade in ſeiner Einfachheit bringt das Bild eine treffliche Wirkung hervor. Die Geſtalt des jugendlichen Propheten iſt voller Adel. Der Ausdruck des Kopfes dürfte indeß vielleicht etwas mehr leidenſchaftliche Gottesverehrung zeigen. Auch wäre es wol beſſer, wenn der Künſtler ſeinem Helden ein orientaliſches Gepräge gegeben hätte. Daniel ſcheint nämlich viel eher ein deutſcher denn ein iſraelitiſcher Jüngling. Daß die Zeichnung durchaus vollendet iſt, braucht nicht erſt verſichert zu werden. In Betreff des Colorits ſteht der Künſtler aber hier, was die Oelmalerei angeht, auf ſeiner höchſten Höhe. Kein ſpäteres Staffeleibild des Künſtlers kann ſich wol in der Farbengebung mit dem „Daniel“ meſſen. Und ſo wurde die Arbeit denn auch von der Kritik mit dem allgemeinſten Lob überſchüttet. Hören wir, wie glücklich ſich der Künſtler in einem Brief an ſeine Aeltern über ſeinen neueſten Erfolg ausdrückt:

Frankfurt a. M., 13. April 1838.

Liebe Aeltern!

Freudig greife ich zur Feder, um Euch, Ihr Lieben, die frohe Kunde zu Theil werden zu laſſen, daß ich nie fröhlicher und glücklicher, daß meine künſtleriſchen Beſtrebungen nie ſchöner und herrlicher gekrönt und belohnt worden ſind als jetzt bei der Vollendung und Ausſtellung meiner letzten Arbeit. Erſtens iſt mein „Daniel", ich kann es kühn ſagen, das Beſte, was ich je gemacht habe, und mit einer innern Zufriedenheit und Freude, ja mit einer Art von Verehrung und Andacht betrachte ich mein Bild, denn ohne eine göttliche Leitung und Aufſicht hätte ich es nicht zu Stande gebracht. Auch dem Veit meinen glühendſten Dank; er iſt der irdiſche Wegweiſer, der mir den ſo lang vermißten echten und richtigen Weg angewieſen hat. Ihm werde ich von nun an ganz vertrauen und ich ſegne den Augenblick, wo ich Düſſeldorf verlaſſen und meiner innern Stimme folgend mich unter die einfach beſcheidene aber echte Fahne des unbekannten großen Philipp Veit geſellte. — Allgemein verehrt man mein Bild, und ich glaube wol ſagen zu können, daß ſelten ein ernſt hiſtoriſches Bild in der jetzt ſo modernen und unpoetiſchen Zeit ſo anerkannt und geſchätzt wurde als das meinige. Zum Beweis ſende ich Euch hier beifolgende Kritik, die acht Tage nach der Ausſtellung meines Bildes erſchien. Von wem ſie iſt, weiß ich nicht, allein ich glaube, er beurtheilt mich und mein Werk richtig. Eine andere wird in dieſen Tagen noch erſcheinen, worauf ich eigentlich noch geſpannter bin, denn ſie iſt von dem berühmten Kunſt-

gelehrten und Kunſtgeſchichtſchreiber Paſſavant, deſſen Urtheil das allergewichtigſte ſein wird. Zweitens habe ich Euch die ſchöne Nachricht mitzutheilen, daß mein Bild von dem Städel'ſchen Inſtitut angekauft iſt und zwar um den Preis von zweitauſend Gulden, ſage zweitauſend Gulden!

Drei Tage nachdem ich es ausgeſtellt hatte, wurde mir durch den Director Veit von der Adminiſtration des Inſtituts ein ehrenvolles Protokoll überreicht, wo ſie mir ihre Freude und Zufriedenheit kund thaten und zum Schluß um den Preis frugen. Acht Tage darauf wurde mir das hier Beigefügte zu Theil. Eine ſchönere und ehrenvollere Beſtimmung hätte es nicht bekommen können; es erhält ſeinen Platz auf der öffentlichen Galerie in der ſchönſten und nobelſten Geſellſchaft anderer Bilder.

Ferner habe ich Euch noch etwas nicht minder Wichtiges, doch bisjetzt noch Ungewiſſes mitzutheilen. Der hieſige franzöſiſche Geſandte Baron Ally de Ciprey intereſſirt ſich außerordentlich für das Bild und will es durchaus nach Paris zur Ausſtellung haben, beſonders da ein anderer „Daniel in der Löwengrube" dort auf der Ausſtellung die Hauptrolle ſpielt; ich habe im Frack bei dem Herrn Baron meine Viſite gemacht und alles hinlänglich mit ihm beſprochen, auch von den Herren des Inſtituts die Zuſtimmung zum Wegſenden des Bildes erhalten. Nun war es aber nöthig, daß vorher geſchrieben wurde, und das iſt vom Geſandten auch geſchehen: 1) wie lange die Ausſtellung noch dauert, denn ſie währt ſchon den ganzen vorigen Monat; 2) daß mein Bild noch einen guten Platz erhält, und 3) wie es mit dem Porto ausſieht, denn fünfhundert Pfund auf meine Koſten nach Paris und zurückzuſchicken,

wäre mir eine theuere Geſchichte. Alle Tage wird die Antwort erwartet; Ihr könnt denken, daß ein ehrenvolles Beſtehen auf der dortigen Ausſtellung dem Ganzen die Krone aufſetzen und mir von großem Werth ſein würde. Iſt es wirklich der Fall, ſo wird Euch gleich die Anzeige davon gemacht. Was könnte ich denn aber noch mehr verlangen? Sagt ſelbſt, bin ich nicht der glücklichſte Menſch auf Erden?

Mit meinem „Guſtav Adolf" geht es gut; die ſchwierigen Studien, Carton und Farbenſkizze ſind beendigt und nach Oſtern werde ich das Bild beginnen, welches mir, ſo Gott will, raſch von ſtatten gehen ſoll. Na, liebe Aeltern, mein ſchriftliches Halleluja wäre beendigt, doch das in meinem Herzen dauert fort und wird nie aufhören, Gott zu loben als den Stifter und Urheber meines Glücks.

Lebet wohl und ſeid von mir alle herzlich gegrüßt und geküßt.

Euer glücklicher

Alf. Rethel.

Angefeuert von ſo vielen Zeichen der Anerkennung, wandte ſich der Künſtler ſofort neuen Arbeiten zu. Zunächſt war es wieder eine düſſeldorfer Compoſition, welche er auf die Leinwand brachte, denn er unternahm es nunmehr, die Auffindung der Leiche Guſtav Adolf's auf dem Schlachtfelde bei Lützen zu malen. Wir ſehen auf dem Bilde die Leiche des großen Schwedenkönigs, umringt von einer Schar von Kriegern, die ihn eben aufgefunden haben. Der Todte empfängt das volle Licht der über ihn gehaltenen Fackeln, während die andern Geſtalten, die in ernſter

Trauer im Kreiſe ſtehen, nur von einzelnen Strahlen geſtreift werden. Man muß die Wahl dieſes Gegenſtandes ſehr glücklich nennen, wie denn auch die Darſtellung in der Zeichnung voll von dramatiſchem Leben iſt. Freilich ließ die Malerei viel zu wünſchen übrig. Um indeß das ſchwierige Problem der Fackelbeleuchtung mit Meiſterſchaft zu löſen, iſt die Uebung eines Rembrandt nöthig. Der flackernde, ſtreifende Lichtſchein des Feuers, der einer ſolchen Darſtellung erſt den rechten Zauber verleiht, wurde keineswegs erreicht. Ich möchte ſagen, Rethel war ein zu ſicherer Zeichner, um leicht verſchwebende Lichter in ſeine Bilder zu bannen. Was man alſo bei dieſem Werke wieder am meiſten hervorheben muß, das iſt der hiſtoriſche Geiſt. Wenn ich recht unterrichtet bin, ſo beſitzt das ſtuttgarter Muſeum dieſes Gemälde.

Des Künſtlers hiſtoriſcher Geiſt offenbart ſich aber noch viel glücklicher in einigen Porträtbildern, welche er, einem Auftrag der Stadt Frankfurt folgend, für den Kaiſerſaal im Römer unternahm. Es wurden ihm nämlich Philipp von Schwaben, Maximilian I., Karl V. und Maximilian II. zugewieſen. Ich glaube nicht, daß es eine zu kühne Behauptung iſt, wenn ich die Arbeiten Rethel's in jenem Saal zu den allerbeſten zähle. Sie gemahnen den Beſchauer faſt in einer Art, als wären ſie in der betreffenden Zeit entſtanden. Philipp erinnert uns an die Tage der Hohenſtaufen. Die drei Habsburger ſind etwa im Geiſte Albrecht Dürer's und Hans Holbein's concipirt, ohne daß der Maler ſich im geringſten der Nachahmung ſchuldig macht. Im Gegentheil, er bewahrt wie immer eine ſtarke Individualität, bei der man den tiefen Blick in die Ge-

ſchichte und ein eigenthümliches Hineinleben in ihre verſchiedenen Perioden bewundert.

Hieran reiht ſich noch eine „Ausſöhnung Kaiſer Otto's I. mit ſeinem Bruder Heinrich", der ſich gegen die Herrſchaft empört und einen Bürgerkrieg entflammt hatte. Es iſt mir nicht bekannt, ob der Künſtler durch die Behandlung eines Gegenſtandes, der in dem Weichbilde von Frankfurt ſpielt, ſich gewiſſermaßen ſeiner neuen Heimat dankbar erweiſen wollte. Die Scene, die uns nämlich den reuigen Empörer zu den Füßen ſeines großen Bruders zeigt, iſt nach den Annalen der Geſchichte im Saalhof vorgefallen, weshalb Rethel denn auch die in der Nähe dieſes Gebäudes liegende St.-Leonhardskirche zum Hintergrunde auf ſeinem Bilde gewählt hat. Mich dünkt, der Künſtler iſt in Betreff der Wahl dieſes Stoffes nicht recht glücklich geweſen. Der Gegenſtand iſt zu anekdotiſch und dabei wenig geeignet, Otto I. in ſeiner Herrſchergröße zu verherrlichen. Soviel ich mich erinnern kann, war auch das Colorit nicht hervorſtechend. Das Bild befindet ſich im Bürgermeiſterzimmer des Römers zu Frankfurt.

In dieſelbe Zeit fällt, wenn ich nicht irre, auch noch ein „Heiliger Martin", welcher hoch zu Roß ſitzt und mit ſeinem Schwert den Mantel theilt, deſſen eine Hälfte er einem neben ihm ſtehenden nackten Bettler reichen will. Die Zeichnung zu dieſem Bilde gehört noch der düſſeldorfer Zeit an. Unter dem Blatte hatte er die Feier des Martinsabends, wie ſie am Niederrhein gefeiert wird, in einer genrehaften kleinen Darſtellung angebracht. Bei dem Feſte dieſes Heiligen ziehen nämlich in der Gegend von Düſſeldorf die Kinder bei anbrechendem Dunkel mit ausgehöhlten

Kürbiſſen, in deren Schale Augen und Naſe eingeſchnitten ſind und die von hineingeſtellten Lichtern erleuchtet werden, durch die Straßen und ſingen, während ſie dieſe Laternen an Kordeln tragen, die eintönige Weiſe:

Sint Märten, Sint Märten,
Die Kalver han lang Stärten (Schwänze),
Die Jungen kriegen Rabauen,
Die Mädchen welle mer hauen.

Später, wenn ſie nach Hauſe gekehrt ſind, wird der Abend damit beſchloſſen, daß die Kinder über die Kürbiſſe und Lichter ſpringen und Aepfel und Nüſſe verzehren. Rethel hatte dieſe allerliebſte Zeichnung meiner Schweſter Becker geſchenkt. Als er ſie in Frankfurt in Oel ausführte, forderte er ſie zurück, bei welcher Gelegenheit ſie verkommen iſt.

Aus dieſen Oelbildern läßt ſich indeß die wahre Bedeutung des Künſtlers nicht erkennen. Um ſich einen Begriff von der Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes zu machen, iſt eine Einſicht in ſeine hinterlaſſenen Zeichnungen nöthig. In die erſten Jahre ſeines frankfurter Aufenthalts fallen nämlich eine Menge von Compoſitionen, welche das edelſte Beſtreben nach echt hiſtoriſcher Darſtellung an den Tag legen. Wenn es den Anſchein hat, daß Rethel während der düſſeldorfer Periode die Geſchichte auf poetiſchem Wege in ſich aufnahm, ſo ſehen wir ihn nunmehr in ernſthafter wiſſenſchaftlicher Weiſe mit derſelben beſchäftigt. Sowol die Wahl ſeiner Stoffe wie die charakteriſtiſche Behandlung derſelben liefert den Beweis, daß der Künſtler ſich nicht mit den bekannten Geſchichtscompendien begnügt, ſondern zu den Quellen derſelben hinabſteigt. In der That hatte er auch einen treuen Freund und Geleitsmann zu den

Büchern der Völker in einem frankfurter Gelehrten, Dr. Hechtel, gefunden, der ihm überall mit Rath und That an die Hand ging.

In den Mappen des Künstlers finden sich nun eine Menge von Arbeiten aus diesen Jahren, welche der Heiligen Schrift gewidmet sind. Eine derselben, welche das Datum 1838 trägt, stellt den edeln Dulder Hiob dar, welcher an den Trümmern seines Hauses niedergesunken ist. Er hat das Haupt auf einen Stein gestützt. Auf seinen Zügen liegt starre, stumme Verzweiflung. Drei Freunde sind vor ihn getreten und klagen mit ihm. Der eine zerreißt sein Gewand, der andere streut sich Asche aufs Haupt, der dritte blickt fragend nach dem Himmel, indem er auf den Armen hinweist. Es sind gewaltige Gestalten. Dabei ist die Lokalstimmung tief ergreifend. Am düstern Himmel ziehen schwere Gewitter hin. Unter dem verdorrten Feigenbaum liegt ein verendeter Hund. Ringsum starrt zerfallenes Gemäuer und geborstene Säulen, aus einem zerbrochenen Gefäß kriecht eine Schlange.

Eine außerordentliche Ausbeute von alttestamentarischen Zeichnungen bietet ferner das Jahr 1839. Die erste derselben ist Jakob, welchem zwei seiner Söhne das blutbefleckte Gewand Joseph's bringen. Der Vater, der mit einem langen Bart dargestellt ist, läßt bei diesem Anblick den Stab, auf den er sich stützte, fallen und zerreißt in furchtbarem Schmerz das Gewand. Eine Tochter, welche ihn geführt hat, blickt ängstlich fragend zu ihm auf und greift nach dem Rock, als zweifelte sie an der Wahrheit der Trauerkunde und an der Echtheit des Zeichens. Die beiden Söhne, mit dem Ausdruck eines schlechten Gewissens

in den zerstörten Gesichtern, bezeichnen sich selbst als Betrüger, indem jeder in seiner Verwirrung nach einer andern Gegend als dem Schauplatze des Verbrechens hinweist. Auch der Himmel scheint über die Lüge zu zürnen, denn durch die Landschaft weht ein Sturm, der die Bäume beugt und den Verräthern die wirren Haare in die Gesichter weht, sodaß sie ein noch schredlicheres Ansehen gewinnen. Eine andere Darstellung dieser Scene befindet sich in dem Album des Kupferstechers X. Steifensand in Düsseldorf. Nach dieser Zeichnung hat Rethel eine eigenhändige Radirung angefertigt, die bei J. Buddeus erschienen ist. Die weibliche Figur erscheint auf diesem Blatte wesentlich und zu ihrem Vortheil geändert, denn sie schredt vor dem blutgetränkten Kleide des verloren gegangenen Bruders zurück.

Zwei Compositionen sind ferner dem Leben Moses' gewidmet. In der ersten sehen wir den Erretter Israels aus der ägyptischen Gefangenschaft vor dem feurigen Busch. Er hat die Schuhe ausgezogen und liegt auf den Knien, das Haupt zur Erde gebeugt und mit den Händen umgeben. Vor ihm schwebt majestätisch die Gestalt des Herrn in der Flamme des Busches und deutet hinaus in das Land, wo er das Werk beginnen soll. Die zweite Composition stellt Moses dar, der vom Sinai niedersteigend dem Josua die Abgötterei der Israeliten zeigt. Zunächst ist hier die Landschaft von wunderbar großem und gewaltigem Charakter. Man schaut in mächtige Fels- und Baumgruppen. Ueber den umgestürzten Stamm einer riesigen Eiche läuft das Bergwasser. Ein Sonnenstrahl aus den Wolken verleiht dem Haupte des großen Volksführers gewissermaßen einen Heiligenschein. Im Steingeklüft sitzt

ruhig betrachtend ein Adler. Auf dieſem Hintergrunde erſcheinen die Helden Iſraels. Joſua biegt mit der Geberde des Unmuths die Zweige eines Baumes zurück und deutet mit fragendem Blick gegen ſeinen Gefährten auf das Treiben der Juden, die tanzend und jubelnd das goldene Kalb umringen. Moſes aber, von tiefem Schmerz ergriffen, ſchwingt die gewaltigen Tafeln über ſeinem Haupt, um ſie im nächſten Augenblick an den Felſen zu zerſchmettern. Auf einem fernern Blatte zeigt der Künſtler uns Joſua, welcher die Iſraeliten mit der Bundeslade durch den Jordan führt. Dieſe Compoſition, welche vielleicht bei ſeinem erſten römiſchen Aufenthalt entſtanden iſt, gehört entſchieden zu den allerſchönſten des Meiſters. In der Mitte des Fluſſes auf einem trockenen Platz hält die Lade getragen von zwölf Männern. Joſua leitet ſie zu Pferde. Seitwärts ſtauen ſich die Wogen thürmend empor. Hinter der Lade zieht das Volk ängſtlich und doch frohlockend. Ganz wundervoll ſind die Zeichen des Gottvertrauens, die ſich hier in der verſchiedenſten Art, beſonders aber in der großartigen Erſcheinung Joſua's, bekunden. Die Geſtalten der Träger aber zeigen einen individuellen Ausdruck, eine Gewalt in den Geſtalten und eine Schönheit in der Gruppirung, wie ſie wol kaum ihresgleichen haben. Aus der moſaiſchen Zeit hat Rethel auch die Epiſode Bileam's und der redenden Eſelin behandelt. Wir ſehen auf dieſem Blatte den Engel mit dem Schwert, die Flügel weit ausgebreitet, zwiſchen den Weinbergsmauern: er blickt mit ernſtem Auge auf den Ungläubigen, der eben ſein Thier geſchlagen hat, und nun, da es zu ihm redet, tief beſchämt die wunderbare Erſcheinung gewahrt.

Weiterhin hat die Geſchichte David's den Künſtler zu verſchiedenen Compoſitionen begeiſtert. Folgen wir dem Lauf der Geſchichte, ſo ſtoßen wir zunächſt auf eine Darſtellung der Salbung David's. Rethel hat dieſer herrlichen reinen Jünglingsgeſtalt einen ganz beſondern Reiz verliehen. Der gottbegeiſterte Sänger wird nämlich beim Harfenſpiel überraſcht und kniet demüthig nieder, während der greiſe Samuel in ernſter Rührung das heilige Oel auf ſein Haupt gießt. David's alter Vater faltet mit frommem Staunen gläubig die Hände. Seine Brüder ſtehen ſtumm und nicht ohne Mismuth, daß der jüngere auserkoren iſt, in der Runde. Die zweite hierher gehörige Zeichnung behandelt den Zweikampf David's und Goliath's. Der gewaltige Rieſe fordert höhnend und drohend den Hirtenknaben zum Kampf. Die Philiſter ſpotten hinter ihrem Vorkämpfer des winzigen Burſchen, der, Schrecken und Gottvertrauen im kindlichen Antlitz, die Schleuder erhebt. In der dritten Zeichnung ſehen wir David und Abiſai im Lager Saul's. Der finſtere König liegt ſchlafend auf einem Ruhebett, neben ihm in der Erde ſteckt ſein Spieß, auf einem Tiſch ſteht der Becher. Seitwärts auf der Erde ſitzt ſein Feldherr Abner, mit Schild und Schwert bewaffnet, aber in tiefem Schlaf. Abiſai will das Schwert ziehen, um den König zu tödten. David verweiſt es ihm und ergreift den Becher. Eine vierte Zeichnung ohne Jahreszahl iſt ſymboliſcher Natur. Sie zeigt David, der den Löwen und den Bären abhält, das Lamm, welches ſich zwiſchen ſeine Füße gerettet hat, anzugreifen. Prächtig drückt ſich die Wuth der Thiere aus, die vor dem gewaltigen Blick David's zurückſchrecken, welcher zornig ſeinen Stab erhebt. Hinten am

Raſenſitz lehnt ſeine Harfe. Die Lämmer ſtürzen erſchreckt übereinander. Schließlich habe ich noch eine Zeichnung aus dem Leben des Abſalon aufzuführen, der auf der Flucht vor ſeinem Vater in den Aeſten einer Eiche hängen bleibt, während das Roß unter ihm fortſtürmt und der Aufrührer mit den Armen ſich loszureißen ſtrebt. Zugleich tobt um den Unglücklichen der Kampf. Einer ſeiner Genoſſen kämpft mit den Andringenden. Der verrätheriſche Hauptmann hebt eben den Speer, um den Königsſohn zu erſtechen.

Nicht minder fleißig war Rethel in Frankfurt auf dem Gebiet der weltlichen Geſchichte. Eine Menge dem größern Publikum unbekannter Zeichnungen in ſeinem Nachlaß bekunden die tiefſten Studien. Leider bin ich auch hier nicht im Stande eine chronologiſche Ordnung feſtzuſtellen, denn dieſen Blättern fehlen die Jahreszahlen ganz und gar. Es iſt immerhin möglich, daß die eine oder andere Arbeit, welche ich nunmehr aufzuführen habe, ſchon früher entſtanden iſt oder auch in eine ſpätere Zeit fällt. Leider vermochte ich keine ſichern Nachrichten in dieſer Beziehung zu erhalten. Der vorwiegend hiſtoriſche Charakter dieſer ganzen Periode läßt mich indeß vermuthen, daß im ganzen hier keine bedeutenden Irrthümer obwalten werden. Unter dieſen Umſtänden führe ich die Zeichnungen in chronologiſch-geſchichtlicher Reihe auf.

Ich beginne mit einer Darſtellung Theodoſius des Großen und des heiligen Ambroſius. Dieſelbe führt uns den geſchichtlichen Moment vor, in welchem der römiſche Kaiſer im Jahre 345 von der Bekämpfung eines Aufſtandes in Theſſalien zurückkehrt, wo er mit fürchterlicher

Grauſamkeit aufgetreten war, und in welchem er die Kirche zu Mailand beſuchen will, vor deren Thür er aber von dem Biſchof Ambroſius zurückgewieſen und in den Bann gethan wird. Die Scene ſpielt an der Pforte des Domes, aus deſſen Innern der Prälat im biſchöflichen Ornat mit dem langen Krummſtab tritt. Der Ausdruck der mächtig ausgeſtreckten rechten Hand und der gerechte Zorn in dem edeln Antlitz iſt ſo überwältigend, daß ſelbſt ein Herrſcher zurückweicht. Der Kaiſer hat bereits die breite, mit ſchönen Verzierungen geſchmückte Stufe betreten, er beugt ſich aber vor dem Machtworte der Kirche und verhüllt das Geſicht. Auch die Krieger, die ihm folgen und aus deren Mitte man das Kreuz ragen ſieht, ſind voller Verwunderung und Schrecken, während das Volk nachdrängt, um den ſeltſamen Vorgang zu ſchauen. Einer aus dem Volk iſt an einer Säule emporgeklettert und deutet auf den zerknirſchten Herrſcher. Neben dem Biſchof knien unterdeß Pilger mit Stäben, die ſeines Segens harren. Zugleich ſitzt dort ein Blinder mit Krücken und einem Becken in der Hand zum Empfange von Almoſen. Der Knabe, der ihn geführt hat, flüſtert ihm die Urſache der ungewöhnlichen Bewegung ins Ohr.

Aus dem Leben des Kaiſers Heinrich des Vogelſtellers hat der Künſtler die Schlacht gegen die Hunnen bei Merſeburg behandelt. Wir ſchauen auf dieſem Blatte, das die Jahreszahl 1839 trägt, in ein wildes Schlachtgewühl. Den Mittelpunkt der Darſtellung bildet der Kaiſer mit ſeinen Rittern im lebendigſten Kampfgetümmel. Er hebt das Schwert zu mächtigem Hiebe, während er ſich zugleich mit dem Schilde deckt, um die auf ihn gerichteten Speere

der rings schwärmenden Hunnen abzuwehren. Von seiner Lanze weht das Fähnlein mit dem Kreuze, dessen Sache den Sieg erringt, denn Heinrich mit seinen Helden dringt mächtig vorwärts und verfolgt die mit Beute beladenen flüchtigen Hunnen. Hier reißt ein wilder Barbar sein Pferd am Zügel, das nicht folgen will, indeß eine ohnmächtige Frauengestalt davon herabhängt. Dort flüchtet sich ein kahlköpfiger Geistlicher, dessen reiches Gewand von einem fortreitenden Hunnen auf dem Pferde weggetragen wird. Vorn erblickt man zwei Gestalten im Ringkampf, der eine packt den andern an der Gurgel, um ihn zu ersticken, der letzte aber rennt ihm das Messer in den Leib. Ein Gefallener krallt sich mit den Fingern in das Gras; den Todeskampf auf seinem Gesichte hat uns der Künstler weise in die Falten des Mantels gehüllt. In der Ferne sieht man Merseburg.

Eine andere Zeichnung aus dieser Zeit ist von Franz Keller in Kupfer gestochen und vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen als Nietenblatt verwendet worden. Sie stellt den Tod des Kaisers Rothbart in den Fluten des Kalikadnus dar. Wir sehen eine orientalische Gegend, in welcher sich über schroffen Felsen schlanke Palmen erheben. Ein Fluß rauscht durch das Thal. Ganz im Vordergrunde auf dem Wasser gewahren wir einen Kahn, den ein Maure lenkt. Zwei Krieger heben die Leiche des todten Kaisers, welche in der Flut erstarrt ist, aus den Wogen. Ein dritter hält eine Hakenstange, um das Boot ans Land zu ziehen. Weiterhin am hohen Ufer eilen Heerführer, ein Bischof und Ritter heran, erschreckt und verstört über das entsetzliche Unglück, welches das Kreuzheer betroffen

hat. Noch weiter ziehen Reiter mit Fahnen durch den Fluß. Die Composition iſt voll von tiefem Ernſt, aber nicht ohne eine gewiſſe Starrheit in der Darſtellung.

Drei andere Zeichnungen beſchäftigen ſich mit der Geſchichte Rudolf's von Habsburg. Die erſte ſtellt den Kampf des Grafen gegen die Raubritter zu einer Zeit dar, wo er wahrſcheinlich die Kaiſerwürde noch nicht erlangt hatte, denn Rudolf war bekanntlich der Schirmherr mancher Städte. Rings tobt wildes Schlachtgewühl. Tödliche Lanzen heben und ſenken ſich. Ein Ritter ſchwingt eben das Schwert zum Schlage und wird zugleich von einem Speere durchbohrt. Vorn fällt ein Pferd durch einen Lanzenſtich. Eine zweite Compoſition zeigt uns den Habsburger, der während der Belagerung von Baſel aus den Händen einer Geſandtſchaft die deutſche Kaiſerkrone empfängt. Rudolf tritt, den Helm mit dem wallenden Federbuſch auf dem Haupte, die mächtige Lanze in der Rechten und das Schwert an den Lenden, aus ſeinem Zelte und lauſcht in edler einfacher Haltung erſtaunt der unerwarteten Kunde. Die Krieger, welche ihn umgeben, neigen ſich vor den Botſchaftern. Ein Ritter, der dem Anſchein nach den Führer gemacht hat, deutet mit der Geberde lebhafter Ueberraſchung auf die Krone, welche einer der ankommenden Herren auf dem Kiſſen trägt, während ein Dienſtmann die Mütze ſchwingt. Die Geſandten in feſtlichen Gewändern neigen ſich ehrfurchtsvoll vor ihrem künftigen Herrſcher. Im Hintergrunde erblickt man die Mauern der Stadt. Das Gefolge der Geſandten iſt flüchtig angedeutet. Auf dem dritten Blatte geleitet Rudolf den Kurfürſt Werner über die Alpen. Die beiden Herren reiten in eifrigem

Geſpräch dem Zuge voran. Beſonders würdevoll iſt die edle und ſchlichte Geſtalt des Habsburgers, der mit der einen Hand das feurige Roß, welchem der Ritt zu langſam dünkt, zügelt und mit der andern in die Landſchaft hinausweiſt. Ihm folgen kräftige Waffenträger, die Helm und Lanze tragen. Weiterhin reiten Mönche; der eine blickt, mit der Hand die Augen überſchattend, in die ſonnige Gegend, der zweite, abgeſtumpft für das Leben, ſchaut in ſein Brevier, der dritte, ein behäbiger dicker Herr auf buntgezäumtem Maulthier, erzählt dem horchenden Kriegsvolk luſtige Geſchichten. Noch weiter ſieht man andere Mitglieder des Zuges durch die Waldbäume herankommen. Die einen ſingen und ſchwingen die Mützen, die andern trinken am Bergquell. Vorn kniet ein Landmann am Wege, neben ihm ſteht ſein Sohn; beide ſtaunen die prächtigen Reiter an. Im Hintergrunde erheben ſich die Häupter der Alpen. Eine Burg blickt von einem Hügel. Durch die grünen Bäume ſcheint die Sonne. Es iſt ein Bild der freudigſten Lebensluſt. Ueberhaupt gehören die beiden letzten Compoſitionen zu den ſchönſten des Künſtlers.

Auch ein ſchon in Düſſeldorf behandelter Gegenſtand wurde nochmals bearbeitet. Die Beſtattung Heinrich Frauenlob's, den er überhaupt dreimal aufnahm, nämlich zunächſt für die „Rheinſagen" der Adelheid von Stolterfoth, dann für Frau Springsfeld und ſchließlich für ſeine Frau. Die Auffaſſungen dieſer verſchiedenen Blätter gleichen ſich. Die letzte Bearbeitung wurde erſt bei dem zweiten Aufenthalt in Rom fertig gezeichnet. Die Compoſition ſcheint aber einer frühern Periode anzugehören, denn ſie iſt außerordentlich klar und edel.

Außerdem gehören in dieſe Zeit wol ohne Zweifel noch zwei flüchtige Entwürfe, welche ſich im Beſitz des Herrn Kunſthändlers B. Dondorf in Frankfurt a. M. befinden. Die eine derſelben ſtellt Gutenberg, Fauſt und Schöffer als Hauptbild dar, welches von einer Reihe von Darſtellungen umgeben iſt, die ſich auf die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunſt beziehen. Beſonders die mittlere Gruppe iſt geiſtreich und charakteriſtiſch, Gutenberg namentlich legt ein würdevolles Leben an den Tag. Die andere Zeichnung zeigt in freilich ſehr flüchtigem Entwurf Friedrich Schiller zur Nachtzeit in ſeinem Studirzimmer dichtend und denkend auf dem Mittelgrunde, während ringsum Scenen aus ſeinem Leben angebracht ſind.

Wie manche ſchöne Stunden Rethel auch bei dieſen reichhaltigen Arbeiten erlebt haben mag, von denen einzelne übrigens auch wol den ſpätern Jahren angehören mögen, ſo ging doch ſein wahrer Glücksſtern erſt im Jahre 1840 auf. Wunderbarerweiſe leuchtete ihm derſelbe aus ſeiner Vaterſtadt Aachen herüber. In dem alten Kaiſerſitz kam nämlich der Gemeinderath auf den Gedanken, den großen Saal des Rathhauſes in ſeiner urſprünglichen Weiſe herzuſtellen. Dieſes Gebäude iſt nämlich zuerſt im gothiſchen Stil aufgeführt worden. Nach den geſchichtlichen Urkunden hat an ſeiner Stelle wahrſcheinlich ein karolingiſcher Palaſt geſtanden, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dem gegenwärtigen Hauſe gewichen iſt. Man nennt als den Architekten einen Ritter Chorus. Der ganze erſte Stock bildete eine große Halle mit Spitzbogengewölben, in welcher die Krönungsfeſtlichkeiten der deutſchen Kaiſer ſtattfanden. Bei dem furchtbaren Brande, der im Jahre

1656 faſt die ganze Stadt Aachen in einen Aſchenhaufen verwandelte, ſcheint das Aeußere des Rathhauſes vielfachen Schaden erlitten zu haben. Da nun auch Frankfurt zur Krönungsſtadt geworden war, ſo hat die Gemeinde das Rathhaus mit Beibehaltung der Grundmauer im vorigen Jahrhundert einem gänzlichen Umbau im Rococoſtil unterworfen. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Königsſaal in mehrere Räume getheilt und mit Stuckarbeiten im Geſchmack der Zeit ausgeziert. In dieſer Form ſah er die Huldigung der Rheinlande für Preußen und das Feſt, welches Friedrich Wilhelm III. beim Aachener Congreß am Tage der Leipziger Völkerſchlacht den Verbündeten gab. Gegen das Ende der dreißiger Jahre ſtellte ſich indeß die Nothwendigkeit einer Reſtauration des Rathhauſes heraus. Da nun auch der gothiſche Stil wieder zu Ehren gekommen war, ſo dachte man gleich an eine Zurückbildung in die alte Form. Zunächſt tauchte ein Plan auf, der an die Eintheilung des Gebäudes anknüpfte, welche der letzte Baumeiſter ihm gegeben hatte. Später ging man weiter und forderte eine Radicalcur, welche das Rathhaus nach dem mittelalterlichen Riß des Ritters Chorus herſtellen ſollte. König Friedrich Wilhelm IV., deſſen Vorliebe für die alten Baudenkmale allgemein bekannt iſt, zeigte ſich ſofort bereit, die Stadt Aachen bei dieſem lobenswerthen Unternehmen zu unterſtützen, und wies namhafte Summen zur Reſtauration an.

Zu gleicher Zeit ſetzte ſich der Gemeinderath mit der Direction des Kunſtvereins für Rheinland und Weſtfalen in Verbindung, der wie bekannt ſeinen Sitz in Düſſeldorf hat. Dieſer Verein fügte nämlich in ſein Statut die

treffliche Beſtimmung, daß ein Theil ſeiner Einkünfte für die Herſtellung monumentaler Werke im ganzen Vaterlande verwendet werden ſolle. Die Bitte der Aachener um eine Beihülfe zum Zweck der maleriſchen Ausſchmückung des Krönungsſaals fand ſofort die beſte Aufnahme. Soviel ich weiß kam man überein, daß der Verein ſowie die Stadt Aachen die Koſten zu gleichen Theilen trage. Es wurde nun auch über die Wahl der darzuſtellenden Gegenſtände verhandelt, wobei die Geſchichte Karl's des Großen, deſſen Reſidenz und Lieblingsort Aachen geweſen war, die bedeutſamſten Momente bot. Eine Einigung war bald erzielt und es wurde nun eine Concurrenz ausgeſchrieben, welche die Künſtler Deutſchlands zur Einſendung der betreffenden Entwürfe, deren Zahl und Umfang genauer angegeben war, einlud.

Man kann ſich denken, mit welcher Freude unſer Rethel das Ausſchreiben aufnahm und mit welcher Begeiſterung er ſich an die Arbeit ſetzte. Unter dem Beiſtande ſeines frankfurter Freundes Dr. Hechtel begann er die umfaſſendſten Studien der Geſchichte des großen Frankenkaiſers. Als er aber die Hauptmomente im Leben dieſes gewaltigen Fürſten ergründet hatte, brachte er ſeine Gedanken mit dem Bleiſtift auf das Papier. Verſetzte ihn dabei die Würde des Gegenſtandes und der Ort, an welchem die Bilder prangen ſollten, in die freudigſte Stimmung, ſo wurde dieſelbe ſicherlich auch noch durch den Umſtand erhöht, daß er wieder mit der Vaterſtadt in die unmittelbarſte Verbindung kam. Wenn er den Preis errang, ſo war es ihm geſtattet, ſeiner Heimat und ſich in der Heimat ein ewiges Denkmal zu ſetzen. Monumentale Werke waren und blieben ja das

Ziel seines Lebens. Was er in Frankfurt vergebens gehofft hatte, das bot ihm nun doch der Niederrhein. Und wirklich entschied sich der Sieg zu seinen Gunsten. Als die beurtheilende Commission ihre Ansicht kund gab, stellte sich heraus, daß Alfred Rethel seine Concurrenten, unter denen sich Plüddemann, Mücke und Stilke befanden, aus dem Felde geschlagen hatte. Wie hoch aber mag ihm die Seele gewogt haben, als ihm die Nachricht zukam, daß seine Arbeiten gekrönt worden seien!

Ein Brief aus jener Zeit, der uns vorliegt, schildert sein Glück in so freudigen Tönen, daß ich mir die Mittheilung nicht versagen kann.

Frankfurt a. M., 4. August 1840.

Hohe Zeit ist es, Ihr Lieben, Euch wieder einmal ein an Geist und Körper gesundes Briefchen zukommen zu lassen, vorausgesetzt, daß Ihr bei meinem langen Säumen etwas durch die Finger gesehen habt, denn wahrlich ich war in der letzten Zeit wie ein gehetzter Hund; jeden Morgen regelmäßig zwischen sechs und sieben Uhr saß ich am Schreiben, und nicht blos nach Düsseldorf, sondern effectiv nach allen vier Weltgegenden, und nichts wie höchst difficile Briefe. Doch jetzt komme ich wieder zur Ruhe und so sollt Ihr denn das Resultat dieser Unruhe erfahren.

Die Aufnahme und den Eindruck, den meine Compositionen in Düsseldorf gehabt und gemacht haben, wißt Ihr ja schon ins Kleinste vielleicht mehr wie ich, doch fehlt es auch mir nicht an Beweisen und unter diesen vor allen ist eine Anzahl von sehr schöner Briefen voller offener Freude, Entzücken und Anerkennnng — ich werde sie mitbringen.

Mündlich wurde mir auch jeden Augenblick mein dortiger Triumph mitgetheilt; genug, mit großer Ruhe sah ich der Entscheidung entgegen, die denn auch auf das ehrenvollste und eclatanteste zu meinen Gunsten ausfiel. Mir ist die ganze Aufgabe, mit voller Vollmacht meine Mitarbeiter selbst zu wählen, überhaupt für alle Nebensachen zu sorgen, sodaß ich im ganzen Sinne des Worts Director dieses Unternehmens bin und, was mir sehr wichtig ist, die Zügel durchaus in Händen habe, allein übertragen worden. — Was nun das Pecuniäre angeht, so ist dieses nicht die schwächste Seite an dem ganzen Braten, und wenn auch hierüber noch keine festen Bestimmungen von beiden Seiten eingegangen sind, so kann ich Euch doch im Vertrauen mittheilen, daß ich das Ganze schwerlich unter zwanzigtausend Thaler annehmen werde. Auch glaube ich, daß diese ungefähre Summe vom Comité einstweilen dazu bestimmt worden ist. Auf jeden Fall sind wir eine Reihe von Jahren sicher aus der Klemme und können sorgenfrei in die Zukunft blicken. Dem Himmel sei Dank dafür. — Doch bitte ich, Ihr Lieben, das hier Mitgetheilte streng zu verschweigen, indem der Verwaltungsrath seine Entscheidung öffentlich noch nicht mitgetheilt und ich dies alles aus der Privatmittheilung eines der Herren Schiedsrichter habe, sodaß mir selbst noch der definitive Beschluß schwarz auf weiß fehlt. Nachdem ich diese frohe Nachricht erhalten, theilte ich es gleich meinen nähern Bekannten mit, die die wärmste und schönste Theilnahme mir erzeigten und unter anderm mir von seiten Springsfeld's eine große Ueberraschung zu Theil wurde, indem mir ein kleines Fest, wozu alle meine Collegen und Bekannten eingeladen waren, und von

dem ich gar nichts wußte, bereitet war. Es bestand in einem prachtvollen Nachtessen; der ganze Saal war auf das schönste mit Kränzen geschmückt und mit Wachskerzen erleuchtet. Ich wurde durch meinen Freund Hechtel, nichts ahnend, in die Nähe des Springsfeld'schen Hauses gebracht, und, als wenn es ihm auf einmal einfiel, drängte er mich hinein. — Da stand ich nun unter allen den Befrackten und Herr und Frau Springsfeld empfingen mich als den Helden des Abends auf das herzlichste; während des Essens stand der Herr Director Veit auf, nahm einen mit Eichenlaub geschmückten prächtigen Pokal, und indem Herr Springsfeld ihn voll Champagner füllte, brachte er mir ein schönes Lebehoch aus, daß ich das große Werk ebenso vollenden als ich es begonnen hätte und überhaupt meinen frischen Sinn für die Kunst behalten möchte. — Dieser prachtvolle Pokal ist mir von Herrn und Madame Springsfeld als ein Andenken an diesen Abend geschenkt worden. — Es war ein schönes echt künstlerisches Fest, und Achenbach, der auch zugegen war, half viel zur allgemeinen Heiterkeit beitragen. Mich hatte das Unerwartete, überhaupt der große warme Antheil und besonders von seiten Springsfeld's und Director Veit sehr angegriffen. Letztere sind liebe, liebe Leute! — Ihr könnt denken, daß ich jetzt mit wahrer Erhebung male, überhaupt sorge bald fertig zu werden mit meinem größern historischen Bilde; doch geht es in diesem Augenblick etwas langsam und Hälfte September wird es auf jeden Fall noch bis zu meiner Abreise.

Soeben erhalte ich eine sehr unerwartete und angenehme Nachricht; mein „Gustav Adolf" ist endlich zu Gnaden aufgenommen und wird wahrscheinlich im Besitz

des braunſchweigiſchen Kunſtvereins bleiben, auf deſſen Ausſtellung er ſich befindet und als das erſte hiſtoriſche Bild dort betrachtet wird. Der Ankauf ſcheint ſchon ſo gut wie gewiß, denn es ſchreibt mir dieſes ein Mitglied der Direction. Es wäre hohe Zeit, denn der Leichenhaufen fängt an zu riechen. — Zur diesjährigen aachener Ausſtellung werde ich wahrſcheinlich nichts liefern können. — Na, wie gefällt es Euch denn in dem freundlichen Düſſeldorf? Was macht die Geſundheit von Dir, liebe Mutter? Spaziere nur recht fleißig in dem ſchönen Hofgarten, daß er Dir ſo gut einſchlägt wie mir. — Nun lebet wohl; ich weiß nichts mehr, und Dir Emma und Otto und Mutter meine Grüße und Küſſe.

Euer Alf. Rethel.

Da die aachener Arbeiten in der Folge die Hauptaufgabe im Leben unſers Künſtlers geworden ſind, ſo müſſen wir denſelben eine eingehende Betrachtung widmen.

Die erſte Compoſition ſtellt den Umſturz der Irmenſäule dar. Nachdem nämlich Karl der Große die Sachſen beſiegt hatte und ſie zum Chriſtenthum bekehren wollte, zerſtörte er mit großem Eifer ihre alten Volksheiligthümer, von denen die Irmenſäule eins der bedeutendſten geweſen ſein ſoll. Wir gewahren den Kaiſer mitten im hohen deutſchen Eichenwald vor dem niedergeworfenen Götzenbild, das ſich der Künſtler als ein fratzenhaftes rieſiges Menſchenangeſicht auf einem ſteinernen Pfeiler gedacht hat. Seine Diener ſind eben beſchäftigt, das mit Stricken umwundene Haupt beiſeite zu ſchaffen. Neben dem Frankenhelden ſteht der Biſchof Turpin, der mit gefaltenen Händen

dankend zum Himmel ſchaut, während rings im Kreiſe Krieger und Mönche der kühnen That freudig ſtaunend zuſehen. Der Kaiſer aber, mit jugendlicher Kraft und Fülle ausgeſtattet, hält die Fahne mit dem Kreuz in ſeinen Händen und wendet ſich den Heiden zu, die vergeblich darauf gewartet haben, daß ihre Gottheit die Frevelthat rächen werde, und ſich ſtumm und zerknirſcht vor ſeiner Macht beugen, indem er zugleich mit ſtrengem Ernſt in den kräftigen Zügen auf die fliehenden Prieſter im Hintergrunde deutet, welche das geſtürzte Heiligthum verlaſſen.

Auf dem zweiten Blatte werden wir aus dem Norden nach dem Süden geführt, indem der Künſtler uns hier die Schlacht von Cordova vor die Augen führt. Kaiſer Karl hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die Sarazenen ſich in den Kämpfen einer ſehr wirkſamen Liſt bedienten, indem ſie unter ihr Heer ſchreckenerregende Masken vertheilten, die in Thierköpfen und allerlei Fratzen beſtanden, und daß ſie auf dieſe Weiſe namentlich die Pferde der fränkiſchen Krieger ſcheu machten und dadurch eine Verwirrung erregten, die ſie zu ihrem eigenen Nutzen ausbeuteten. Erzürnt über ſeine Niederlage ließ der Kaiſer bei der nächſten Schlacht den Roſſen in ſeinem Heere die Augen verbinden und erfocht einen glänzenden Sieg. Wir ſehen ihn mitten im Kampfe. Hoch zu Roß einherbrauſend, ſchwingt er ſein Schwert und ſtürmt nach einem von vier weißen Ochſen gezogenen Wagen, auf welchem die Fahne des Feindes als heiliges ſiegverkündendes Zeichen flattert, denn ſolange die Mohammedaner dieſes Banner erblicken, halten ſie ſich für die Meiſter des Kampfes. Karl aber ergreift mit gewaltiger Hand den ſtarken Schaft und reißt

ihn nieder, daß er zersplittert, indeß sein Roß mit verbundenem Kopfe und von keinem Phantom geschreckt mit dem Huf in die Fahne tritt. Die weißen Ochsen zerren in wilder Flucht an den Stricken, ihr Führer, der mit letzter Anstrengung eins der Thiere in die Nasenlöcher packt, versucht sie vergeblich zur Ruhe zu bringen. Der Sieg gehört den Franken. Erzbischof Turpin, der neben dem Kaiser in die Schlacht stürmt, hebt das Kreuz hoch empor.

Das dritte Bild stellt den Einzug in Pavia dar und feiert den Sieg Karl's des Großen über die Longobarden in Italien. Im Hintergrunde gewahrt man die Mauern der eroberten Stadt mit einem zur Hälfte eingestürzten Thurme, hinter dem die Flammen in die Höhe steigen. Verschiedene Männer sind dort eben bemüht, den Brand zu löschen, indem andere ihnen von unten Wasserkrüge reichen. Auf der andern Seite schafft man Todte aus dem Wege, welche von klagenden Frauen umgeben sind. Im Vordergrunde aber reitet der große Frankenkaiser in das geöffnete Thor, um die Schläfe den Lorber und auf der Hand die eiserne Lombardenkrone tragend. Vor ihm her sind bereits Reiter mit wehenden Fahnen in die Stadt gezogen, während sein sieghaftes Heer folgt. Zur Seite aber hält der Bischof, an dessen Seite der gefangene König Desiderius und seine weinende Gemahlin steht, zu Pferde. Seitwärts wird die Leiche eines fränkischen Helden fortgetragen.

Als vierte Darstellung folgt die Taufe des Sachsenherzogs Wittekind. Die Handlung geht auf einer Erhöhung vor, zu welcher vom Grunde herauf mehrere Stufen führen.

Wittekind kniet oben mit gebeugtem Leib und das Geſicht feſt auf die gefaltenen Hände drückend. Man ſieht die ganze Geſtalt von vorn. Karl der Große, im Profil ſichtbar, kniet links in ſtrenger ſtolzer Haltung und ſtützt den erhobenen rechten Arm auf das lange Scepter, während er mit der kaum ſichtbaren Linken das Schwert berührt. Der taufende Biſchof ſteht in vollem Ornat aufrecht neben dem Täufling und ſtreckt, zum Himmel blickend, die Hand mit dem Waſſer über das Haupt Wittekind's. Seitlich gewahrt man zwei Knaben mit einem Becken, indeß der Hintergrund durch Geiſtliche und Mönche mit Kerzen und Kränzen ausgefüllt iſt. Unterhalb der Stufen im Vordergrunde aber ſind kräftige Kriegergeſtalten beſchäftigt, die Fahne mit dem ſächſiſchen Wappen, einem ſpringenden Roſſe, niederzulegen. In der linken Ecke wird ein in ſinnender Stellung verharrender Sachſe von einem Mönche auf die heilige Handlung aufmerkſam gemacht und durch Ergreifen der Hand aufgefordert, ſich gleichfalls taufen zu laſſen. Neben ihnen kniet ein Mönch, der aus einem Buche Gebete lieſt. Rechts ſieht man eine Gruppe von Frauen, einen Mann und ein Kind in Andacht verſunken. Sind die frühern Bilder gewiſſermaßen den Siegen über Länder und Völker gewidmet, ſo ſymboliſirt dieſe Darſtellung die Verdienſte Kaiſer Karl's um die Verbreitung des Chriſtenthums.

In der fünften Darſtellung finden wir die Krönung Karl's zum römiſchen Kaiſer in der Sanct-Peterskirche zu Rom. Gegen die Mitte hin nach rechts kniet der große Frankenheld an einem Betpulte. Er wird von dem aus dem Hintergrunde herantretenden Papſt, der mit beiden

Händen die Krone über ſein Haupt erhebt, überraſcht und ſieht fragend nach demſelben hin, indem er in der rechten Hand eine einfache Kopfbedeckung und in der linken einen Roſenkranz hält. Ueberhaupt iſt das Coſtüm ſehr einfach, als ſollte es die Demuth vor Gott ausdrücken. Hinter dem Papſt iſt eine Menge von Perſonen eingetreten, die, ſich in breitem Zuge ausdehnend, die Gruppe nach links ſchließt und aus Geiſtlichen, Mönchen und Kriegern beſteht, welche die römiſche Fahne mit dem S. P. Q. R. tragen. Rechts vom Kaiſer ſchaut man in die Architektur der Kirche, in welcher die theilnehmenden Volksmaſſen auf- und niederwogen. Die Hallen ſind des hohen Feſtes wegen mit Bäumen geſchmückt. Ganz rechts im Vordergrunde ſchreiten eine ſchöne Italienerin und eine alte Frau mit einem Mädchen, die ſich nach dem Vorgang umſehen, fort, während ein Piffarari, ſein Inſtrument neben ſich legend, kniend verharrt und nicht weiß, ob er ſich gleichfalls entfernen ſoll.

Das ſechste Bild zeigt uns die Erbauung des aachener Münſters. Karl der Große, als Leiter des Baues, befindet ſich in der Mitte der Compoſition, umgeben von ſeiner Familie, ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne Ludwig und ſeiner Tochter Emma. Er war eben beſchäftigt mit dem Richtmaß einen Steinblock zu prüfen, der mit einem Relief geſchmückt iſt, jetzt aber wendet er ſich den von der rechten Seite her nahenden, zu Pferde ſitzenden Legaten zu, welche ihm vom Papſt die Marmorſäulen von Ravenna als Geſchenk überbringen, um damit das aachener Münſter zu ſchmücken. Karl erwartet die Geſandtſchaft mit ruhiger königlicher Würde. Sein Sohn Ludwig beugt ſich in

ſcheuer Ehrfurcht vor den Geſandten, indeß Emma den Augenblick benutzt, um Eginhard einen verſtohlenen Blick zuzuwerfen. Dieſer befindet ſich nämlich mit dem Mönche Alcuin auf der linken Seite des Bildes. Beide ſind durch Baupläne und Bauinſtrumente als Theilnehmer des Baues bezeichnet. Im Hintergrunde erhebt ſich der Dom zur Hälfte vollendet. Die Bauarbeiter jubeln der päpſtlichen Geſandtſchaft entgegen. Im Vordergrunde neigt ſich eine Gruppe derſelben vor dem Segen des Legaten. Wie ich höre, pflegte der Künſtler dieſes Bild im Gegenſatz zu den frühern, welche welthiſtoriſche Momente behandeln, ein Familienbild Kaiſer Karl's zu nennen.

Im ſiebenten Bilde wird uns die Krönung Ludwig's, des Sohnes Karl's des Großen, vorgeführt. Wir ſehen den karolingiſchen Sproſſen, wie er bereits mit dem kaiſerlichen Mantel bekleidet, ſich kniend auf Geheiß ſeines alten Vaters die Krone aufſetzt. Karl der Große, der bei ihm ſteht, iſt nicht etwa gebeugt von Altersſchwäche, ſondern ſchaut hoch aufgerichtet in die umgebende Menge, indem er zugleich auf ſeinen Sohn deutet, als wollte er ihn dem Volk als den künftigen Herrſcher vorſtellen. Geiſtliche und weltliche Würdenträger ſowie die gealterten Helden Karl's umgeben die Handlung und zeigen in den Mienen eine wehmüthige Trauer. Die Scene geht auf einer Eſtrade des aachener Münſters vor ſich, zu welcher auf beiden Seiten Treppen hinaufführen. Hinter der bezeichneten Gruppe ſteht der kaiſerliche Thron. Darüber hinaus ſieht man eine Galerie mit Zuſchauern. Links auf der Treppe befinden ſich Krieger in kniender und ſtehender Stellung, rechts aber iſt die Geiſtlichkeit mit dem Reichsſchwert und

Reichsschild sichtbar. Der vorwiegende Charakter der ganzen Darstellung ist die tiefe Trauer über das Scheiden eines Heldenkaisers, welcher, gewaltig vor seinem Volk einherschreitend, der Welt ein neues Gesicht gegeben und seinem Namen die Herrschaft des Erdkreises gesichert hat. — Das Bild wird in kleinerm Maßstabe wie die frühern Gemälde über der Thür am westlichen Ende seinen Platz finden, welche aus dem Saal zu der Kaisertreppe im Eckthurm führt.

Die achte Composition, welche rechts im Saal über einem Fenster angebracht und gleichfalls in kleinern Dimensionen erscheint, führt uns in eine spätere Zeit. Wir finden nämlich auf derselben die Erbrechung der Gruft Karl's des Großen durch Otto III. Dieses Ereigniß fällt in das Jahr 1000. Otto fand den Kaiser aufrecht auf einem Stuhl sitzend und mit den Füßen auf dem Sarkophage ruhend, den er einst vom Papst zum Geschenk erhalten hatte. Derselbe ist ein antikes Kunstwerk mit Reliefs verziert, welche den Raub der Proserpina darstellen. Der Künstler hat den todten Kaiser in gewaltigster Majestät aufgefaßt, als habe das Grab über diesen Mächtigsten der Erde keine Gewalt. Durch den dünnen Schleier sind seine großen Herrscherzüge erkennbar. Auf dem Haupte trägt er die sechseckige Krone mit dem Kreuz, das aus dem Holze des Heiligen Grabes geschnitten war, auf den Knien ruht das Evangelienbuch, in der Hand hält er Scepter und Reichsapfel, Schwert und Schild hängen ihm zur Seite. Der lange dichte Bart war der Sage nach noch gewachsen. Das Fackellicht erhöht die Wirkung der todten Majestät, vor welcher Otto tief ergriffen und mit gefaltenen Händen niederkniet, während sein Gefolge erst auf den Stufen in

die Gruft herabſteigt und von fahlem Tageslicht beleuchtet wird. Die ganze Scene iſt von lebendigſter dramatiſcher Wirkung. Und Otto?

Seit jener ernſten Stunde
Befiel das Siechthum ihn,
Man ſah von Stirn und Munde
Die Jugendroſen fliehn.
Es welkten ihm die Glieder,
Es ſank des Leibes Bau,
Zum Tode warf ihn nieder
Des Heldenkaiſers Schau.*)

Sind nun die genannten Bilder für den aachener Saal beſtimmt, ſo finden ſich in Rethel's Mappen noch mehrere andere Zeichnungen, welche in den Kreis des Karolingers gehören. Zu ſeinen erſten Entwürfen zählt namentlich eine Darſtellung der Kirchenverſammlung zu Frankfurt a. M. aus dem Jahre 794, welche aus confeſſionellen Gründen wegfallen mußte und deshalb durch den Dombau in Aachen erſetzt wurde. Der Gegenſtand dieſes Concils war nämlich der Bilderdienſt. Unſer Künſtler hat ſich den Vorgang im Freien gedacht. Der Kaiſer ſitzt auf einer ſteinernen Erhöhung, in ſeinem Feldſtuhl und deutet auf die karolingiſchen Bücher, die ihm der zur Seite ſtehende Alcuin vorhält und auf denen man die Worte lieſt: „Solus igitur Deus colendus, solus adorandus, solus glorificandus est, de quo per Prophetam dicitur: exaltatum est nomen ejus solius.“ (Lib. carolin. II. C. 21. Ps. 148.) Zu ſeinen Füßen gewahrt man den Schreiber Eginhard,

*) Vgl. Wolfg. Müller, „Lorelei“ (dritte Auflage), S. 348.

welcher des Kaiſers Worte aufzeichnet. Auf der andern Seite ſind die Legaten des Papſtes ſichtbar, denen ſich die Biſchöfe und die übrige Geiſtlichkeit in reicher Gruppirung anſchließen und unter welchen ſich namentlich ein ehrwürdiger blinder Prälat auszeichnet. Die meiſten ſind kirchliche Berühmtheiten der damaligen Zeit. Ueberhaupt gehört dieſe Compoſition zu den ausgezeichnetſten, welche Rethel geſchaffen hat, und es iſt ſehr zu bedauern, daß ſie von der Darſtellung ausgeſchloſſen wurde.

Außerdem aber kam noch eine andere Zeichnung, die ſich gleichfalls im Nachlaß des Künſtlers befindet, in Vorſchlag. Dieſelbe beſteht in einer Darſtellung der Geſandtſchaft des Harun Al-Raſchid, die er in einer ſehr gedrängten vollen Compoſition behandelte. Karl ſitzt links auf einem einfachen Throne. Seine ſtrengen aber wohlwollenden Züge ſind nur im Profil ſichtbar. Während die rechte Hand unter dem fallenden Mantel das Scepter hält, hebt er die linke zum Willkommen. Sein Gefolge beſteht aus Biſchöfen, Großen des Reichs und Gelehrten, von denen ſich namentlich vier ſtattliche Figuren auszeichnen. Dieſelben ſitzen vor dem Thron auf Stühlen und halten Geſetzbücher, von denen zwei als die Lex Salica und Lex Romana bezeichnet ſind. Mehrere Geſtalten der zahlreichen Geſandtſchaft haben die Stufen des Thrones betreten und überreichen ehrerbietig ihre Geſchenke. Rechts im Hintergrunde ſieht man im Freien das Ende des Zuges, der durch Elefanten geſchloſſen wird. Durch die romaniſche Bogenſtellung in der Mitte ſchauen die Kuppeln einer Kirche.

Zwei andere Compoſitionen aus dem karolingiſchen

Sagenkreiſe ſind erſt ſpäter in Dresden ausgeführt worden und tragen ganz das Gepräge der letzten Zeit ſeines Schaffens. Ich führe ſie indeß an dieſer Stelle auf, um dieſen Cyklus zu ſchließen. Die erſte, „Karl der Große und die aachener Heilquelle", entſtand in der Abſicht, ſie vielleicht im Treppenhauſe des Rathhauſes der alten Kaiſerſtadt auszuführen. Es war nämlich der Frankenkaiſer, der die warmen Quellen faſſen ließ und ihre Heilkraft dem Volk öffnete. Wir ſehen ihn im Herrſcherornat, geſchmückt mit der ſechseckigen Krone, auf welcher das Kreuz prangt, ernſten Blickes und mit langem Bart in einer Art von Thron auf den ſteinernen Platten ſitzen, welche den Brunnen zu ſeinen Füßen einfaſſen, indeß die heißen Dämpfe gleichſam wie Weihrauchwolken um ihn heraufquellen. Auf der linken Hand trägt er das Modell zum aachener Dome, mit der rechten umfaßt er die ſymboliſche Geſtalt der Quelle, die nymphenartig zu ſeinen Füßen kniet. Sie hat das Haupt ſinnend geſenkt, die herabfallenden Haare ſind von einem Schilfkranze umwunden, das faltige Gewand reicht bis zum Gürtel. Im Arm hält ſie einen ſchlangenumwundenen Stab, die Hand deutet auf die dampfende Quelle. Neben dem Kaiſer liegen Scepter und Reichsapfel auf einem Kiſſen, auf der andern Seite gewahrt man ein Steinwappen mit dem Reichsadler. Den Hintergrund bildet die Umgegend von Aachen.

Die letzte Zeichnung bezieht ſich auf eine bekannte Anekdote aus dem Leben Karl's. Der Kaiſer bemerkte nämlich mit Verdruß die zunehmende Kleiderpracht ſeiner Hofleute, die aus Welſchland herübergekommen war. Als dieſelben daher einſt im höchſten Putz zu einem Feſte

erſchienen, ordnete er eine Jagd an und führte die Herren in den dichten Wald. Auf der Compoſition ſehen wir links einen fliehenden Eber, den ein Jäger, hoch zu Roß hinſtürmend, faſt mit dem Speere erreicht. Neben ihm reitet der Kaiſer in kurzem Rock und mit mächtigen Stiefeln. Er hält ſein Pferd ſo kurz im Zügel, daß es ſich unwillig bäumt, und ſchaut ſich nach ſeinem Gefolge um, das mit Hinderniſſen aller Art kämpft. Ein Ritter reitet eben durch einen ſeichten Bach, als ein am Ufer ſtehender Dornſtrauch ſeinen Mantel packt und herabzerrt. Ein anderer, dem der Zügel entfallen iſt, hält ſich mit Mühe an der Mähne ſeines Pferdes, das ungeduldig voranſtrebt. Einem dritten wird der Mantel über den Kopf gezogen. Seitwärts aber ſtehen Bauern und lachen aus vollem Halſe, während auf der kaiſerlichen Burg im Hintergrunde die Damen, die über die Brüſtung lehnen, ſich gleichfalls über die Verlegenheiten der unjagdmäßigen Herren luſtig machen.

Der junge Künſtler dachte, daß er ſehr bald mit den aachener Arbeiten beginnen könne. Er beſchäftigte ſich deshalb mit dem Plane, eine Reiſe nach Rom zu unternehmen, um dort an den Fresken Michel Angelo's und Rafael's zu ſtudiren und womöglich ſeine erſten Cartons in der Siebenhügelſtadt im Anblick der größten Muſterbilder dieſes Faches anzufertigen. Leider ſollte er aber nicht ſo raſch zu einem gedeihlichen Ziel gelangen. In Aachen entbrannte nämlich ein Kampf über die Art und Weiſe, wie das Rathhaus zu reſtauriren ſei. Es trat dort eine Partei auf, welche behauptete, der Krönungsſaal hätte in ſeiner urſprünglichen Geſtaltung nach den Längenſeiten hin Fenſter

und die Aufgänge von den Seiten beſeſſen, ſodaß man nach Norden den Markt und nach Süden das Münſter überſehen habe, die Fenſter der Südſeite ſeien ſpäter zugemauert worden, es handle ſich aber um eine Herſtellung in dieſem Sinne, ſodaß der Raum von allen Richtungen her, wie dies ja auch das Princip der gothiſchen Baukunſt wäre, vielfaches Licht erhalte. Drang dieſe Meinung durch, ſo fielen die Wände der Südſeite, auf welche Rethel ſeine Bilder malen ſollte, weg. Dieſe Partei verwarf denn auch ganz und gar eine maleriſche Ausſchmückung und brachte eine Aufſtellung der ſiebenunddreißig in Aachen gekrönten Kaiſer, ſowie farbige Fenſter und vergoldete Capitäle und Gurte in Vorſchlag. Eine andere Partei wollte ſich dagegen die Gemälde aus dem Leben Karl's des Großen nicht nehmen laſſen. Dieſe entgegengeſetzten Anſichten wurden mit Heftigkeit für und wider erörtert. Man behauptet, es hätten auch confeſſionelle Tendenzen obgewaltet, die ſtrengen Katholiken wären gegen Rethel, der proteſtantiſch war, aufgetreten, man würde lieber einen orthodoxen Künſtler an der Spitze des Unternehmens geſehen haben. Wenn wir indeß gerecht ſein wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſich für die Gegner der Malereien vom architektoniſchen Standpunkte aus viele Gründe aufſtellen ließen. Für den Fortgang des Werks, das ſchließlich aber doch zu Stande kam, war dieſer Zwiſt inzwiſchen von den traurigſten Folgen, denn er dauerte bis in das Jahr 1846.

So hatte Rethel denn wieder Zeit genug, um ſich mit andern Werken zu beſchäftigen. Es möchte indeß zu bezweifeln ſein, daß er ſich in Bezug auf dieſelben mit der alten Freudigkeit der Arbeit hingab, zumal da er von

Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr hoffte, endlich die aachener Fresken beginnen zu können. Dieſe Hoffnung wurde indeß nicht ſelten durch Nachrichten von den widerwärtigen Streitigkeiten in ſeiner Heimat getrübt, ja ſie drohte ſogar mitunter ganz und gar zu ſchwinden. Man kann ſich leicht denken, daß ein ſolcher Zuſtand den hellen Schöpfungsgeiſt in herber Art trübte.

In der That laſſen die folgenden Bilder, ſo trefflich ſie gedacht ſind, in der Oelmalerei vieles zu wünſchen übrig. Zunächſt iſt hier ein kleineres, im Beſitz des Herrn von St.-George in Frankfurt befindliches Bild: „Kaiſer Max an der Martinswand", auf dem wir den kühnen letzten Ritter an einem gefährlichen Felsvorſprunge mit der Armbruſt entdecken, aufzuführen. Daran reiht ſich ferner der „Eintritt Karl's V. ins Kloſter zu St.-Juſt". Das Gemälde ſowie die Zeichnung gehört zu ſeinem Nachlaß. Wir ſehen den alten lebensmüden Herrſcher, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging, von einem Mönche begleitet, die Stufen des Kloſters emporſteigen. Der Abt geht ihm entgegen und legt ſeine Hand ſegnend auf die kaiſerliche Stirn. Draußen im hellen Sonnenſchein reitet das Gefolge von dannen. Der Pförtner aber ſchließt die Thür. In ganz kleinem Maßſtabe und nur als Skizze iſt eine Anekdote aus der Geſchichte Kaiſer Heinrich's IV. ausgeführt. Dieſer Herrſcher ſtarb bekanntlich zu Lüttich, während der päpſtliche Bann auf ihm laſtete, und wurde deshalb erſt fünf Jahre ſpäter zu Speier im Dome beigeſetzt. Während dieſer Zeit nun ſtand ſein Sarg auf einer kleinen Maasinſel, und ein Mönch, der einer dunkeln Sage nach ſein natürlicher Sohn war, hielt Wacht und

Andacht bei der Leiche, indem er Gebete verrichtete und Bußpſalmen ſang. Auf der Skizze gewahrt man den Sarg mit dem todten unglücklichen Kaiſer, dem einſt ſein eigener Sohn den Purpur abriß, vor der offenen Thür der Mönchszelle. Der Sargdeckel iſt aufgehoben und ſteht angelehnt, der Hermelinmantel, der die Leiche bedeckt, iſt zurückgeſchlagen, und ſo zeigen ſich die ſtarren verſtummten Züge des Todten. Der Mönch liegt aber, inbrünſtig aus dem Buche betend, auf den Knien. An der Erde erblickt man die Glocke mit zerbrochenem Schwengel und das ſchwarz verhüllte Kreuz als Zeichen des Banns. Im Hintergrunde erheben ſich die Thürme einer Stadt. Dieſe Skizze gehört der Schweſter des Künſtlers. Ferner iſt noch ein ſeiner Gattin gehöriges Bild von mehr als lebensgroßen Dimenſionen zu nennen, das die Heilung des Lahmen durch Petrus und Johannes darſtellt. Wir befinden uns unter antiken Paläſten. Links ſtehen die ſchönen erhabenen Apoſtelgeſtalten, vor ihnen der Lahme, im Hintergrunde ſind drei Zuſchauer ſichtbar. Schließlich iſt hier noch ein humoriſtiſches Genrebild aufzuführen, das dem Beſchauer Bauern zeigt, die vor der erſten Eiſenbahn erſchrecken.

Daß die genannten Gemälde in der Compoſition wieder höchſt intereſſant ſind, wie dies ja bei allen Werken des Künſtlers der Fall iſt, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Die friſche lebendige Empfindung, die bei ihm ſtets ungemein wirkſam blieb, ſcheint aber unter dem ſchwerfälligen Colorit mehr oder minder erſtarrt. Man ſieht immer deutlicher, daß der Geiſt des Künſtlers ſich nicht das Oelbild, ſondern die Frescomalerei als Ziel auserſehen hat. Er dachte offenbar ſeine Gemälde nunmehr alle in monumen-

taler Weiſe. Merkwürdigerweiſe nimmt auch die Zahl der Oelbilder eher ab wie zu.

Dafür finden wir den Künſtler aber mit ſehr vielen Compoſitionen beſchäftigt, die ihm für buchhändleriſche Unternehmen aufgetragen ſind. Es hatte nämlich damals die Zeit begonnen, wo man in Deutſchland, dem Beiſpiel Frankreichs und Englands folgend, eine Menge von illuſtrirten Werken herausgab. Rethel's Talent für dieſen Zweig war ſchon durch die „Rheinſagen" bekannt geworden, weshalb er denn auch bald für einige Blätter des Nibelungenliedes gewonnen wurde. Die betreffende Ausgabe iſt jene von Gotthart Oswald Marbach herrührende, bei O. Wigand im Jahre 1840 publicirte Ueberſetzung, an deren Illuſtration auch E. Bendemann, Julius Hübner und H. Stilke mitgearbeitet haben. Ihre Zugaben werden aber durch die Rethel'ſchen, die den urdeutſchen kräftigen Heldengeiſt der Dichtung in höchſt origineller Weiſe wiedergaben, bei weitem übertroffen. Von ſeiner Hand ſind die zehn letzten Blätter entworfen; dieſelben bilden die Illuſtrationen zu den Abenteuern 21, wie Chriemhilde zu den Hunnen fuhr, zu 26, wie Dankwart Gelfrathen erſchlug, zu 27, wie Rüdiger Günthern empfing und worin die Schildübergabe dargeſtellt iſt, und zu den Abenteuern 30 bis 39, nämlich, wie die Burgunder mit den Hunnen ſtritten, wie ſie die Todten hinauswarfen, wie Iring erſchlagen wird, wie die Königin den Saal verbrennen ließ, wie der Markgraf Rüdiger erſchlagen wird, wie Herrn Dietrich's Mannen alle erſchlagen wurden und wie Günther, Hagen und Chriemhilde erſchlagen wurden. Wenn man auch Peter von Cornelius das unbeſtreitbare Verdienſt laſſen muß daß er den gewaltigen

Geſtalten des Nibelungenliedes die erſten Typen gegeben hat, an die jeder folgende Darſteller anzuknüpfen genöthigt ſein wird, ſo ſtellt ſich doch bei der Betrachtung der Rethel'ſchen Compoſitionen heraus, daß er in denſelben nicht allein die echte Auffaſſung unſers Nationalepos beſaß, ſondern auch mit ſeiner eingeborenen Originalität die Arbeit begann und vollendete. Der Ton der Dichtung iſt in den Zeichnungen höchſt eigenthümlich wiedergegeben. Wir werden in ihnen an die alte Holzſchnittmanier erinnert, bei der man an Albrecht Dürer und ſeine Zeitgenoſſen gedenkt, wenn man ſich auch zugleich ſagen muß, daß hier der moderne Geiſt mitgemeißelt hat. Manche Blätter ſind in Arabeskenform gehalten, andere haben architektoniſche Hintergründe im Stil der romaniſchen Kunſt. Die vorgeführten Geſtalten zeigen überall die ganze Kraft und Fülle, die dem männlichen Geiſte des Zeichners in ſo hohem Grade eigen war. Auch iſt ſtets jene weiſe Oekonomie beachtet, welche mit möglichſt wenigen Figuren die betreffende Handlung darzuſtellen ſucht. Es iſt eigentlich ſchade, daß Rethel nicht das ganze Nibelungenlied bearbeitete. Er würde uns ein treffliches Gegenſtück zu den Blättern von Cornelius' Hand hingeſtellt haben, denn während jener ſich gewiß am beſten zur encykliſchen Darſtellung jener gewaltigen Dichtung paßte, war dieſer vorzugsweiſe zur Holzſchnittilluſtration des Textes geeignet.

Daran reihen ſich die Illuſtrationen zu Rotteck's „Weltgeſchichte", welche zur Zeit im Verlag von Georg Weſtermann erſchienen und im Jahre 1848 als „Album hiſtoriſcher Skizzen" vorzugsweiſe für den Vertrieb in Amerika als einzelnes Buch herausgegeben wurden. Die erſten

zwanzig Blätter ſind im Jahre 1841, die beiden darauffolgenden 1843 und die zwei letzten 1844 gezeichnet worden. Die Vervielfältigung hat durch den Stahlſtich ſtattgefunden. Offenbar war auch hier der engumgebende Raum dem Künſtler zur vollſtändigen Entfaltung ſeines Talents hinderlich, denn er mußte ſich bequemen, ſeine Gedanken auf kleine Octavblätter zuſammenzudrängen. Er hat deshalb auch in dieſem Werke wieder die kurz zuſammenfaſſende Art und Weiſe, die wir in alten Holzſchnitten finden, gewählt. Eine Beſchreibung der einzelnen Compoſitionen würde mich zu weit führen, ich will ſie aber der Reihenfolge nach aufzählen. Das erſte Blatt zeigt uns Moſes, welcher den Aegypter erſchlägt. Daran reiht ſich Lykurg, der den Spartern den kleinen Charitaos als ihren rechtmäßigen König darſtellt. Dann folgen: Perikles bei dem Tode ſeines Sohnes, Hannibal auf ſeinem Zuge gegen Rom, Thusnelda, die im Triumph zu Rom aufgeführt wird, die Zerſtörung Jeruſalems, Attila auf ſeinen Kriegsfahrten, Mohammed's Flucht, Karl der Große bei der Taufe Wittekind's, der zweite Kreuzzug mit dem Kampf um die Mauern von Jeruſalem, Rudolf von Habsburg, wie er nach dem Interregnum die Ruhe in Deutſchland herſtellt, Gutenberg und ſeine Erfindung der Buchdruckerkunſt, Luther, welcher die Theſen an die Schloßkirche zu Wittenberg ſchlägt, Guſtav Adolf's Landung in Rügen, Karl XII. in der Schlacht von Pultava, Maria Thereſia, die, ihren Sohn auf dem Arme, die Ungarn um Hülfe angeht, Waſhington, der die amerikaniſche Verfaſſung beſchwört, die Erſtürmung der Baſtille, Napoleon in einer Kriegsſcene, Herzog Friedrich Wilhelm's von Braunſchweig Tod bei Quatrebras,

der Spanier Riego mit der Conſtitution von 1812, Miſſolonghi und der griechiſche Freiheitskampf, Diebitſch im Balkan und die Julirevolution von 1830.

So klein dieſe Zeichnungen, die ſich im Beſitz des Buchhändlers Herrn Georg Weſtermann in Braunſchweig befinden, auch erſcheinen und ſo mangelhaft ſie auch hin und wieder durch den Stahlſtich wiedergegeben ſind, ſo offenbart ſich in ihnen doch die große umfaſſende hiſtoriſche Anſchauung des Künſtlers in höchſt origineller Weiſe. Zunächſt überraſcht uns wieder die merkwürdige künſtleriſche Oekonomie, die mit den kleinſten Mitteln die größten Wirkungen hervorbringt, denn die dargeſtellte Thatſache tritt uns überall compact und prägnant entgegen. Dabei iſt der Charakter der verſchiedenen Zeiten, Völker und Raſſen in meiſterhafter Art wiedergegeben. Wie trefflich weiß der Zeichner die Juden von den Griechen, die Römer von den Karthagern, die erſten Chriſten von den Mohammedanern zu unterſcheiden. Germaniſche, romaniſche und ſlawiſche Volksthümlichkeit iſt mit der größten Schärfe auseinander gehalten, um von den Mongolen, welche in einem Attilabilde vorkommen, ganz zu ſchweigen. Alterthum, Mittelalter, Renaiſſance und moderne Zeit ſind ſofort erkennbar. Es iſt dabei zugleich eine ungemeine Kenntniß des Coſtüms entwickelt. Aber auch die Perſönlichkeiten, deren Porträts wir kennen, ſind mit der vollſtändigſten Naturtreue wiedergegeben. So erhalten dieſe Arbeiten nicht allein für den Kunſtfreund einen ausgezeichneten Werth, ſie ſind auch trefflich geeignet, der Jugend einen Begriff von den verſchiedenen geſchichtlichen Epochen beizubringen und ſie über die ethnographiſchen Unterſchiede der Völker zu belehren.

In dieſer Beziehung ſteht Rethel unendlich über den Illuſtratoren aus der erſten Kunſtperiode unſers Vaterlandes.

Auch an der bei J. G. Cotta im Jahre 1850 erſchienenen Bilderbibel hat Rethel theilgenommen. Die wenigen von ihm gelieferten Zeichnungen beziehen ſich auf das Neue Teſtament. Eine Darſtellung Jeſus, der während des Sturmes durch eine öde Landſchaft ſchreitet, ſcheint die Stelle zu illuſtriren: „Die Füchſe haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Neſter, aber des Menſchen Sohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlegt“ (Ev. Luc. 9, 58). Die Stimmung iſt vortrefflich. Eine zweite Darſtellung bezieht ſich auf das Wunder der Verwandlung des Waſſers in Wein bei der Hochzeit zu Cana (Ev. Joh. 2). Dieſelbe iſt weniger hervorſtechend. Daran reiht ſich ferner ein Blatt: „Die Bekehrung Sauli auf dem Wege nach Damascus“ (Apoſtelgeſch. 9), das ſich durch ſeine außerordentliche Wirkung auszeichnet. Paulus liegt auf die Erde geſtreckt, ſein ledіges Pferd ſteht furchtbar erſchreckt mit weitgeöffneten Nüſtern neben ihm. In den Wolken erſcheint dem Bekehrten die Geſtalt Chriſti. Den Schluß bildet endlich die Befreiung des Paulus und Silas aus dem Kerker (Apoſtelgeſch. 16). In welche Zeit dieſe Arbeiten fallen, iſt mir unbekannt. Sie ſind aber äußerſt edel, kräftig und plaſtiſch, ſodaß man die geringe Theilnahme Rethel's an dieſem Bibelwerke bedauern muß. In ſeinem Nachlaß befinden ſich übrigens auch noch ein paar Blätter, die Gegenſtände des Neuen Teſtaments behandeln, nämlich die Steinigung des Stephanus, bei welcher Saulus eine Hauptrolle ſpielt, und Paulus und Silas, welche von den Athenern, die Opferthiere herbeiſchleppen, muſiciren

und Kränze bringen, für Götter gehalten und als ſolche verehrt werden. Ob ſie zu demſelben Zweck beſtimmt waren, konnte ich nicht erfahren.

Wenn man dem Künſtler hin und wieder den Vorwurf gemacht hat, ſeine Compoſitionen neigten ſich zu ſehr der Holzſchnittmanier in den alten Chroniken zu, ſo iſt hier der Grund dieſer Erſcheinung aufgedeckt. Es ſind übrigens mehr Arbeiten ſolcher Art wie Zeichnungen und Bilder im größern Publikum bekannt, welche dieſe Meinung doch weſentlich modificiren würden. Wer aber hat geiſtvoller für den Holzſchnitt gearbeitet? Wer iſt pragmatiſcher als er in chroniſtiſchen Zeichnungen? Wer drückt in den Illuſtrationen die Thatſache ſchärfer, ſtraffer und beſtimmter aus?

Ein ſehr belebendes und anregendes Ereigniß war nun für Rethel eine im Jahre 1842 unternommene Reiſe nach Dresden, über welche er an ſeinen Bruder Otto, der vom Kaufmanns- zum Künſtlerſtande übergegangen war, berichtet. Ich theile den Brief mit, weil er als eine merkwürdige Urkunde aus dem Leben des Künſtlers gelten kann und uns ſeinen Standpunkt zur Kunſt trefflich auseinanderſetzt.

Frankfurt a. Main, 16. Mai 1842.

Lieber Otto!

Meinem Verſprechen gemäß ſei die Beſchreibung meiner intereſſanten Reiſe, von der ich ſeit drei Tagen wieder zurückgekehrt bin, Dir geweiht, in der Vorausſetzung, daß das rein Künſtleriſche in derſelben von ſpeciellem Intereſſe für Dich ſein wird. — Doch ehe ich beginne, begrüße ich

Euch alle, Mutter, Emma und Dich, auf das herzlichſte und hoffe, daß mein Schreiben nach angenehm verfloſſenen Feiertagen Euch wohl und geſund in Eurer freundlichen Wohnung antreffen werde.

Den 27. April um halb zehn Uhr abends rollte ich zum öſtlichen Thore der Stadt in die geheimnißvoll vom Mond beleuchtete Nachtlandſchaft hinaus. Ich ſaß im Vorderwagen und zwar in der Mitte; links und rechts mir noch unbekannte Geſtalten. Ein paar Verſuche zur Unterhaltung ſcheiterten und nach einer halben Stunde wurde geſchlafen, das heißt nach Umſtänden. — Hanau, Gelnhauſen mit ſeinem kaiſerlichen Palaſt von Friedrich Barbaroſſa ſah ich ſo halb und halb. Gegen Morgen wurde es entſetzlich kalt, welches ich in meinem Paletot nur an den Beinen ſehr ſpürte. In dem alten und fettgemäſteten Pfaffen-Fulda wurde gefrühſtückt; es liegt ſehr ſchön, rings mit Bergen umgeben, auf denen etwa vier bis fünf Klöſter ſich erheben. Die Natur war hier ſehr zurück, kaum bemerkte man das herannahende Frühjahr. — Bald hörten die Laubhölzer auf und das Nadelholz bezeugte, daß man ſich dem Thüringerwalde näherte. Die Gebirge tauchten immer höher vor uns auf, und nach dem Mittageſſen, wo, weiß ich nicht mehr, erhielten wir den erſten ſächſiſch-weimariſchen ſchwefelgelben Poſtillon. Entſetzlich hatten wir vom Staub zu leiden, doch trotzdem entging ſchwerlich etwas meinem herumſtreifenden Blick, und was mich als Künſtler namentlich ſehr beſchäftigte, waren die höchſt maleriſchen Trachten der Landleute. Es war Sonntag, daher alles im beſten Staat; auffallend mittelalterlich kamen mir manche vor, dabei ſehr reich und koſtbar. Eine

derſelben, eine weibliche, war höchſt pikant; das ganze Coſtüm mit Kopfbedeckung ſchwarz und nur am Saume des Rocks eine breite grüne Sammtſtreife, darüber ein ſchneeweißer kurzer Mantel mit weißen Spitzen, der aber nur die Hälfte der Figur bedeckte. — Gegen vier Uhr nachmittags ſtiegen wir einen gewaltigen mit dichtem Tannenwald beſetzten Berg in ſchwüler Gewitterluft langſam und keuchend hinauf; oben angelangt, nach einer kurzen Biegung um eine Ecke ſah ich ſo recht in den Thüringerwald hinein und mir gegenüber auf höchſt maleriſchen Gebirgshöhen die alte und merkwürdige Wartburg mit ihren reformatoriſchen Erinnerungen; dabei das liebliche Eiſenach — es war ein herrlicher Anblick, ein recht deutſches Bild. Mir war es, als wenn ich auf tüchtigen altdeutſchen Bildern einen ähnlichen Hintergrund ſchon oft geſehen. Hier vergaß ich ganz, daß ein großmodernes Frankreich in der Welt beſteht und wie ein langſames Gift alle gemüth- und herzerwärmende Nationalität zu verdrängen ſucht. — Leid that es mir, nicht die Burg näher kennen zu lernen. — Von Eiſenach kamen wir denſelben Abend nach dem wunderſchönen Gotha; hier wurde zu Nacht geſpeiſt und nun ging es in die zweite wenigſtens für mich ſchlafloſe Nacht hinein. Gegen zwölf Uhr nachts rollten wir über die Zugbrücke von dem alten und großen Erfurt; ich war in meinem Geburtslande, in Preußen; unſere Päſſe wurden viſirt und wir ſammt Gepäck in einen andern Wagen hineingeladen. Recht freudig hörte ich vom Poſtillon ſtatt des bisherigen Horns die preußiſche Poſttrompete ſchmettern, und in großer Aufregung und Erwartung deſſen, was die nächſte Zukunft bringen würde, ging es weiter. Weimar ſah ich auch;

im Dunkeln lag mir nicht viel daran. — Bei aufgehender Sonne begrüßten wir die ſchönen Saalgegenden mit ihren hiſtoriſchen Punkten, ſo das Schlachtfeld bei Saalfeld, die Stelle wo Herzog Chriſtian von Braunſchweig gefallen; die benachbarten Häuſer nebſt Kirche hatten viele der franzöſiſchen Kanonenkugeln in ihren Wänden aufzuweiſen. Ueber der Saale lernte ich das alte Schulpforta, Naumburg und andere Städte kennen. Die Gegend wurde nun flacher und immer flacher und ich betrat den großen traurigen Kampf- und Tummelplatz der ganzen europäiſchen Welt. — Bald waren wir in Lützen; zum andern Thore hinausgefahren, erblickten wir dicht an der Chauſſee den Stein und die Stelle, wo der große Guſtav Adolf gefallen. Es iſt durch ein eiſernes Monument geſchmückt und erregt gewiß die ſeltſamſten Gedanken. Um halb zwei Uhr nachmittags fuhren wir in Leipzig ein und zwar an der traurigen Stelle, wo der unglückliche Poniatowſki in der ſchlammigen Elſter ertrank. Der Beſitzer des Gartens hat ihm nicht weniger wie drei Monumente ſetzen laſſen. — Vom Poſthauſe ließ ich mich gleich mit meinen zwei Nachtſäcken an den Bahnhof bringen, nahm einen Platz für fünf Uhr auf den zweiten Platz nach Dresden und trabte nun ſo lange in der Stadt herum, beſuchte den claſſiſchen Auerbach's Keller, dachte an Fauſt und Mephiſto, ſah ein paar Kirchen, hörte in einer zufällig einen Candidaten zum Fortlaufen predigen, welches ich denn auch that, und ſaß um fünf Uhr neben einem echten Leipziger auf der Eiſenbahn. Schnurſtracks ſauſt dieſelbe über das Feld der Völkerſchlacht und mein redſeliger ältlicher Begleiter erzählte aus treuer Erinnerung, was er von dieſen vier

Tagen wußte, zeigte mir die Stellen, wo Napoleon ſtand, wo die Sachſen übergingen, wo die Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen ihre Batterien aufgefahren, wo das furchtbarſte Blutbad war. — Schnell aber ſehr unangenehm ſauſten wir daher, denn dieſe Bahn ſtößt entſetzlich. Wir fuhren über einen prächtigen Viaduct über die Elbe; alsbald tauchte rechts in der Dämmerung das alte Meißen mit ſeinem Dome auf; eine Unzahl von Weingärten, Land- und Luſthäuſern bezeichneten, daß wir uns einer großen Stadt näherten. Schön, ſehr ſchön ſind die Elbufer! Bald erkannte ich die bekannten barocken Kirchthürme Dresdens und ein geller Pfiff und wir waren da. — Ein Reiſegefährte, der dort bekannt war, hatte die Güte mich über die herrliche Elbbrücke in die eigentliche Stadt zu führen, und bald hatte ich meinen Gaſthof. Wie ich die Nacht ſchlief, könnt Ihr Euch denken; den andern Morgen, nachdem ich friſch gewaſchen und mit von Sand und Dreck entleerten Augen die Welt wieder anſehen konnte, ſuchte ich meine düſſeldorfer Collegen auf. Nach einigen Quergängen fand ich dieſelben in einem herrlichen Atelier auf der Brühl'ſchen Terraſſe. Profeſſor Hübner und Erhart nahmen mich auf das herzlichſte auf; ſpäter fand ich auch von Oer und Nerenz und dieſe ſtanden den andern nicht nach. Große, große Freude hat mir dieſe echt collegialiſche Aufnahme gemacht, beſonders Erhart war mein treuer Paladin, er führte mich auch zu den unvergeßlichen Kunſtgenüſſen. — Nun zur himmliſchen Galerie! Vorher aber meine Feder und mein Gedächtniß friſch zugeſpitzt! — Nach der Reihe, wie ſich dieſe Kunſtwelt bei jedem meiner Schritte in den großen Sälen des Galeriegebäudes entrollte, mag ich Dir

ſie nicht beſchreiben, ſondern gleich zu dem Kerne übergehen, und dieſer iſt die Sixtiniſche Madonna von Rafael. Lieber Otto, daß Du eine Ahnung des wahrhaft Göttlichen der Kunſt in Dir trägſt und überzeugt biſt, daß unter ihr etwas Höheres zu verſtehen iſt, als einen Hering mit Zwiebel zum Greifen wahr zu malen, ſetze ich voraus, und dies beſtimmt mich einen Verſuch zu machen, durch dieſes elende Mittel Dir den Eindruck zu ſchildern, den das Bild auf mich gemacht hat. Durch den Kupferſtich wird es Dir hinlänglich bekannt ſein, doch, du lieber Gott, auf welche Weiſe! Eine wahre Schändlichkeit wäre die Vervielfältigung, wenn nicht die gute Abſicht das Geſchehene einigermaßen milderte, denn kaum einen Schatten haſt Du von dem Bilde und dazu noch einen ſehr ſchlechten. Denke Dir das Bild lebensgroß, ſodaß die vordern Engel koloſſal wirken, in einem tiefen erſchütternden ernſten Ton gemalt; links und rechts hangen die ſchönſten Bilder von Correggio, Jul. Romano, Pancio Cavallo (?) u. a., welche aber nur als reicher, prächtiger Hofſtaat dieſes Werkes zu betrachten ſind, und deren Aufwand in ſchönen durchaus poetiſchen Farben nur die himmliſche und wirklich rührende Anſpruchsloſigkeit bei vollem Bewußtſein einer ungeheuern Ueberlegenheit und Kraft der Auffaſſung und innern Anſchauung, dieſer Ausgießung eines heiligen Geiſtes zu heben geeignet ſind. — Der Ausdruck des kleinen Chriſtuskopfes iſt derart, daß man ihn nicht eine Viertelſtunde ertragen kann; eine ganze Welt liegt in ſeinem Blick. Er iſt der für die Sünden der Menſchen ſich Aufopfernde und zugleich der im Jüngſten Gerichte Richtende. Das Auge flammt, wird größer und immer größer, die Lippen ſcheinen

ſich zu bewegen, das Erſchütterndſte iſt bei dieſem gewaltigen Leben des Ausdruckes die äußere Ruhe der ach! wundervollen kindlichen Geſtalt. Keine Geſticulationen mit Arm und Bein, die kindlichſten Formen, dabei aber herrlich, großartig modellirt. Und wie ſind die Formen verſtanden! es ſchwebt aus dem Bilde, und mir war es jedesmal (ich ſah das Bild ſechs Tage hintereinander täglich), als wenn der Vorhang eben auseinander gezogen und leicht wie eine Feder, wie im Gedanken die Mutter mit dem Kinde erſcheint, jetzt da iſt und im nächſten Augenblick wieder zu verſchwinden droht. Das iſt eine Himmelskönigin und mehr wie liebende Mutter. Ach! und nun der alte Papſt Sixtus kniend, mit der linken Hand zum Bilde hinausweiſend, die rechte nach der Bruſt neigend und mit einem vertrauungsvollen, feſten, kräftigen, ja donnernden Auge ſich zu der himmliſchen Erſcheinung neigend und um Gnade für die außerhalb des Bildes Stehenden bittend. Wie iſt der gemalt! In einem einfach durchaus goldenen Mantel, weißem Untergewand, tiefbraunem Geſichte mit grauem Bart und Haar; und wie ſind die Licht- und Schattenmaſſen in dem Bilde beobachtet; nahebei wie in der größten Entfernung bleibt Bewegung, Modellation und Ausdruck eben klar und verſtändlich. Und nun die beiden Engel unten — wie die techniſch gemalt ſind, verſteht man gar nicht. Offenbar waren ſie zuerſt nicht, denn durch die beiden Engel ſieht man die darunter ſich befindlichen Wolken, ſo leicht und dünn ſind dieſelben hingeſchaffen, und welcher Ausdruck in den Kinderköpfen! Unſereins wäre froh einem Chriſtus einen ſolchen Ausdruck geben zu können, und im Vergleich mit dem des

Christuskindes sind sie bei weitem untergeordnet, und es fällt dem Beschauer bei denselben wieder ein, daß er ein Menschenwerk vor Augen hat. Großer, großer Meister! Ja, er muß eine Art von Vision gehabt haben, denn das Ganze ist glühend warm aus seiner Seele ohne Abkühlung der Vorstudien und bei gänzlichem Vergessen der Außenwelt hingemalt, vielleicht ihm selbst unbegreiflich; — es soll sein bestes Oelbild sein. Welcher Schatz in Deutschland! Ich bin wie trunken; den Genuß, den ich vor dem Bilde gehabt habe, wiegt mir kein Königreich auf, und vor dem Bilde habe ich recht tief und mit innigem Danke den Werth des Himmelsgeschenkes erkannt, welches mir zu Theil geworden und zunächst darin besteht, von einem solchen Werke so recht ergriffen zu werden. Zugleich hat mich dieses Bild beruhigt und eine herrliche Bestätigung gegeben, daß der Weg, den Veit mir angibt, der rechte sei. — Außer diesem Rafael'schen Bilde sind noch vier bis fünf große Bilder von Correggio, worunter aber die berühmte „Nacht" und „Die büßende Magdalena" mir fast am schwächsten gefielen. Dieser Meister ist seiner Individualität nicht treu geblieben und mir ist hier grell der böse Einfluß von unberufenen und dummgelehrten Kunstschwätzern entgegengetreten, denn was in dem einen Bilde (offenbar aus seiner jüngern Zeit) als reizende Eigenthümlichkeit seiner künstlerischen Denk- und Gefühlsweise außerordentlich anzieht, aber auch ängstigt, daß bei dieser Art ein paar Haar breit weiter man leider gezwungen sei, dieselbe als traurige Manier ohne Gefühl zu verdammen, geht leider, meines Erachtens, vielleicht durch solchen Einfluß aus den drei andern in seiner ältern Zeit gemalten Bildern hervor. —

Ferner war mir ein wahres Gaudium der Anblick der venetianiſchen Bilder. Das iſt eine Pracht der Farbe; auch componirt haben dieſe Herren, ebenſo gezeichnet. Ich wollte den ſtillfrommen und duldenden Thränenkünſtlern, die da meinen, ein gen Himmel geſchlagenes Auge und eine recht einfältige Silhouette der Figur ſei der Abdruck eines echt chriſtlich demüthigen Künſtlergemüths, ich wollte, denen könnte ich die große „Anbetung der drei Könige" von Paul Veroneſe vorführen, und wenn ſie dann nicht dieſe Fülle von Poeſie vereint mit einer etwas derben aber herzerwärmenden chriſtlichen Anſchauung erkennten, dieſes Hurrah, dieſer Triumph der Farbe, das Blut in ihren blau gewordenen Fingern zurückführen würde, dann ſollte man ſie dörren und als kopfloſe Faſtenfiſche einem Dominicanerkloſter zuſchicken. — Das waren Maler, Otto! — Außer dieſem Bilde ſind von demſelben Meiſter noch ein herrliches Familienbild einer venetianiſchen Patricierfamilie, welches nicht zu beſchreiben iſt, ferner eine Hochzeit zu Kanaan, eine Kreuzſchleppung (aus ſeiner Jugend), eine Auffindung Moſis vorhanden. — Vom herrlichen Tizian iſt zunächſt ein großes Bild vorhanden, vorſtellend eine Madonna umgeben von Heiligen, unter denen eine büßende Magdalena vor allem ins Auge fällt, offenbar ein Porträt. Dieſe Kühnheit der Farbenzuſammenſtellung iſt unglaublich; jede Wirkung ſowol der Farben als wie von Licht und Schatten ſind auffallend entſchieden; bei einer durchaus maleriſchen Wirkung ſind die Figuren ſtreng plaſtiſch modellirt, die Pinſelführung richtet ſich durchaus nach der Form, offenbar unbewußt; er konnte es eben nicht anders. Wäre er Bildhauer geweſen, würde er in

der Bearbeitung des Thons mit der Hand dieſelben Bewegungen gemacht haben; ſchon darin liegt ein außerordentliches Verſtehen und unbewußtes Fühlen der Formen; dann geht aus der ganzen Behandlung des Bildes nichts weniger als wie ein Syſtem hervor, überall ein Sichgehenlaſſen, dabei aber ein unerbittliches und glühendes Verlangen, ſein Seelenbild treu auf die Leinwand zu bekommen, und war daſſelbe gelungen, dann erſt redete er durch ſein Werk zu der Mitwelt. Vorher gewiß ganz frei von aller Eitelkeit und ohne Gedanken: wird das Effect machen? wird das den Leuten gefallen? Wegen dieſer außerordentlichen Genialität und Individualität ſcheinen mir die hiſtoriſchen Werke dieſes Meiſters für einen nicht ganz ſelbſtändigen Künſtler ſehr gefährlich zu ſein; ihn zu verſtehen und verehren zu lernen, ſcheint mir eine ſchwere aber fruchtbringende Aufgabe zu ſein; aber nur nicht durch dieſes leichte Genügen von bloßen Andeutungen, die, ich leugne es nicht, etwas außerordentlich Anziehendes haben, und man bei ihm ach! kaum zu rügen wagt, ſich irre machen laſſend, ſondern wieder zur Sixtiniſchen Madonna zurückkehren, um wieder zurecht ſich zu finden, aber auch manche Verwandtſchaft dieſer Meiſter zu erkennen. — Das berühmte Bild „Der Zinsgroſchen“ von Tizian iſt außerordentlich, aber ſcheint mir ſeinen Meiſter etwas zu verleugnen. Ich habe an den andern, wozu auch vier bis fünf wundervolle Porträts gehören, mit größerer Freude und Begeiſterung geſtanden. — Ferner ſah ich die erſten Bilder von Palma, welche höchſt merkwürdig und eigenthümlich geiſtig ſind, zuerſt mir etwas fremd, nachher, bei näherer Bekanntſchaft immer anziehender waren. Der Mann

war bei tüchtiger Färbung ein großer Verehrer der Antike; dies beweiſt eine lebensgroße ruhende Venus, und iſt gewiß dieſe Vereinigung der Grundpfeiler zu dem Alleredelſten in der Kunſt. — Von den ältern Italienern ſah ich einen herrlichen Chriſtus (ganze Figur zum Bilde hinaus ſegnend) von Joh. Bellinus; von demſelben das Porträt eines Dogen, das größte Charakterbild, ſo ich in meinem Leben geſehen. Dann ein herrliches Bild „Die Taufe Chriſtus“ von Francia, welches durch ſeine Innigkeit der Auffaſſung und Schönheit der Linien ſowie durch den Reiz der Formen höchſt belehrend iſt. — Von deutſchen Meiſtern ſah ich die herrliche Madonna von Holbein; mit Stolz und Freude ſieht man dieſes vaterländiſche Werk ſein Haupt mit Selbſtgefühl und Würde emporheben und kühn dem Beſten der Ausländer ſich zur Seite ſtellen. Durch den allerdings mangelhaften Kupferſtich wird es Dir ſchon bekannt ſein. Rechts und links von der Madonna knien die Glieder einer Familie; ein rührend frommer Sinn geht durch das Ganze, man fühlt ſich hingezogen, es iſt ein Gottesdienſt in deutſcher Sprache. Außer mehreren Porträts iſt die Sammlung der Deutſchen dort ſchwach, dagegen außerordentliche Bilder der Niederländer befinden ſich dort, worunter namentlich die Porträtbilder van Dyck's „Die drei Kinder Karl's I. von England“ und „Karl I.“ ſelbſt hervorragen. — Aus den dortigen Rubens habe ich mir nicht viel gemacht, doch nicht zu vergeſſen iſt ſeine große „Löwenjagd“ und „Waldlandſchaft mit einer Saubetze“ und ein Bild unter dem Namen „Der Liebesgarten“ bekannt, alle drei des Namens dieſes damals großen Diplomaten in der Kunſt würdig. — Von dem Heere der

Uebrigen laß mich ſchweigen, nicht weil ſie ſchlecht, als vielmehr weil ich ſie nicht geſehen. — Ja, Otto, da mußt Du auch einmal hin. — Außer der Galerie ſah ich noch die große königliche Canalettoſammlung, welche vom ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vieles hat, aber von früher gar nichts. Auch lernte ich die wahrhaft ſchöne Umgebung Dresdens näher kennen, ſah in der Ferne die Sächſiſche Schweiz mit ihren barocken Formen, welche aber durch das dahinterliegende Rieſengebirge gemildert doch einen ſchönen Anblick gewährt. Auch das neue Theater beſuchte ich und gefiel mir ſehr. — Nach ſieben genußvollen Tagen verließ ich dies zweite Florenz und auf dem bairiſchen Eilwagen rollte ich über das Erzgebirge gegen Süden ins ſchöne Frankenland hinein, und zwar nach Bamberg. Die Beſchreibung meiner fernern Reiſe und von meinem fünftägigen Aufenthalt in Nürnberg werde ich ſpäter im zweiten Schreiben nachfolgen laſſen. Für jetzt nimm vorlieb. Nochmals viele Grüße an Euch alle und ſchreibe bald Deinem Bruder

Alf. Rethel.

In derſelben Zeit begann der Künſtler eine neue großartige Arbeit, die jedenfalls den erſten Rang neben ſeinen aachener Compoſitionen einnimmt. Sie beſteht in einem Cyklus von ſechs Aquarellzeichnungen, welche den Zug der Karthager über die Alpen unter Hannibal darſtellen. In der That eine koloſſale Aufgabe, an welche ſich nur ein hoher Geiſt mit einiger Ausſicht auf Erfolg wagen konnte. Die alte Geſchichte bietet kaum irgendeine Unternehmung, welcher ein großartigerer und gewaltigerer Plan zu Grunde lag. Bis zu dem Wagniß des genialen puniſchen Feld-

herrn hatte die Ueberſteigung der Alpen für eine Unmöglichkeit gegolten. Wenn auch einzelne kühne Männer ſie überklettert haben mochten, ſo war doch niemals ein Kriegsheer hinübergeführt worden. Hannibal unternahm das Werk im Jahre 218 vor Chriſtus. Es war eine That, welche nur die kühnſte Phantaſie erſinnen konnte, aber es war auch eine That der kühnſten Phantaſie bei dem darſtellenden Künſtler, der hier die gewaltigſten Töne anſtimmen mußte, um die rechte Wirkung hervorzubringen. Per aspera ad astra! Retbel wagte den Wurf, nachdem ihm Dr. Hechtel aufs neue den Livius als die hauptſächlichſte Quelle erſchloſſen hatte, und der Wurf gelang vollkommen.

Das erſte Blatt, welches im Format etwas kleiner iſt als die übrigen Zeichnungen, dient gewiſſermaßen als Einleitung in den Cyklus. Der Künſtler führt uns in die höhern Alpenregionen zwiſchen Eisfelder und Gletſcher. Die Sonne hat aus dem Schnee die Reſte eines karthagiſchen Mauerbrechers geſchmolzen, die von Hirten, welche im Spätſommer ihre Ziegen auf dieſe Höhen treiben, gefunden und voller Staunen als nie geſehene Dinge betrachtet werden. Zwei Männer und eine Frau ſitzen, Grauen und Verwunderung in allen Mienen und Bewegungen, auf einem Felsſtück. Vor ihnen ſteht ein alter weißbärtiger Hirt auf ſeinen Stab geſtützt und zeigt ein ſolches Leben in den gewaltigen Zügen, daß man ſeine Worte faſt zu hören glaubt. Hinter ihm wird halb verdeckt ſein Genoſſe ſichtbar, welcher den Arm erhebt und auf die gigantiſchen Eiszapfen und überhängenden Felsmaſſen deutet, durch welche der Weg geführt haben ſoll. Der Alte ſcheint aus ſeiner Erinnerung zu erzählen, wie

BIBL. UNIVERS. LIPS.

er als Knabe die gewaltigen karthagiſchen Krieger geſehen habe, vor denen die Gebirgseinwohner in wildem Schrecken flohen und von welchen doch ſo manche im Kampfe mit der wilden, fürchterlichen Natur untergehen mußten. Die auf dem Boden liegenden gebleichten Pferdeknochen und der Elefantenſchädel, der aus dem Schnee ſieht, ſind gewiſſermaßen die lebendigen Zeugniſſe für ſeinen ſchauerlichen Bericht.

Das zweite Blatt zeigt uns die Karthager, welche über die Druentia ſetzen und beim erſten Anblick der Alpen ſtaunen. Auf demſelben ſind die verſchiedenen Völker und Stämme, die dem Heere Hannibal's folgen, trefflich charakteriſirt. Man erkennt ſofort die Karthager an ihren Helmen, die ſchwarzen Nubier an den farbigen Tüchern um die Häupter, die braunen Abyſſinier an ihren weißen Kleidern auf den hohen Rücken der Elefanten. Krieger zu Pferd und zu Fuß ſetzen durch das Waſſer, hier umgeſtürzte Bäume als Brücken benutzend, dort durch die Fluten watend und die Kleider auf dem Schilde über dem Haupte tragend. Die Hirten, welche ihnen den Weg gezeigt haben, ſtehen auf ihre Stäbe geſtützt am Ufer und betrachten mit grimmigen Blicken die eindringenden Fremdlinge. Alle haben für ſie den Wunſch des Untergangs. Einer greift ſogar ans Meſſer. Im Hintergrunde flieht ein Weib, ihr Kind auf dem Arme, mit wehenden blonden Haaren. Vorn aber hockt eine greiſe Alte in braunes Gewand gehüllt mit einem Stabe. Ein Korb mit weißen Rüben ſteht neben ihr. Wie ſie regungslos, das Auge feſt auf die ſtolzen Krieger geheftet, daſitzt, gleicht ſie einer Sibylle, welche den Untergang der ſtolzen Männer im

Geiſte vorherahnt. Im fernen Gebirge erblickt man eine phantaſtiſche Geſtalt, die gewiſſermaßen den Geiſt der Alpen darſtellt. (Livius L. XXI, C. XXXII.)

Auf dem dritten Blatte iſt das karthagiſche Heer ſchon höher in das Gebirge gelangt. Neben den Mühen des Weges müſſen die Krieger hier auch die Feindſeligkeiten der wilden Bergbewohner erdulden, die auf den Gipfeln und Vorſprüngen verſteckt, Baumſtämme und Felsblöcke auf ſie niederſtürzen. Im Hintergrunde liegt ein erſchlagener Hirt, neben dem ein heulender Hund ſitzt. Vorn wird die Leiche eines Führers auf ſeinem Pferde vorbeigeführt. Das edle Thier geht mit geſenktem Haupte und kann durch den Mohren, der es am Zügel leitet, kaum vom Abgrund zurückgedrängt werden. Nebenbei ſinkt ein Krieger von dem Stein einer Schleuder getroffen und klammert ſich im Todeskampfe an einen Kameraden, der wild nach dem Thäter zeigt, während andere die Speere erheben, um nach demſelben zu ſchleudern, indeß der kühne Sohn der Alpen entflieht, und, die Wolfshaut auf dem Kopfe befeſtigt, an ſeinem langen Stabe über den Abgrund ſpringt. Hinter ihm ſtrecken Bauern, von denen man aber nur die Köpfe ſieht, ihre Spieße vor; ihre Hunde bellen die Feinde an. Inzwiſchen zieht ſich das Heer in entſchiedener Unſicherheit die Felſenwege hinan. Manche ſehen ſich ängſtlich nach den drohenden Gefahren um, andere rufen ſich Warnungen zu. Ueberdies ſauſt der Sturm in den Bäumen und weht den Kriegern die Mäntel über die Köpfe. (Livius L. XXI, C. XXXIII.)

Das vierte Bild führt uns in eine tiefe Felſenkluft, wo wir zwiſchen aufgethürmten Eisblöcken ein Bild der

Vernichtung gewahren. Ein todter Elefant mit zerbrochenen Zähnen, ein verendetes Pferd, ringsum Leichen von Menſchen. Sie alle ſind durch einen Gletſcher gebrochen. Die Bäume der Schlucht erſcheinen geknickt von der Wucht des Falles. Mäntel hängen an den Zweigen. Ein zerſplitterter Aſt iſt einem Krieger durch die Bruſt gefahren. Der todte Mann hängt daran mit nach unten baumelndem Kopfe. Das einzig Lebende in dieſer Scene des Schreckens ſind zwei Geier, die auf dem Elefanten ſitzen, und ein Raubthier, das heranſchleicht, um ihnen den Fraß ſtreitig zu machen. — Weht nicht allein in einem ſolchen Gedanken eine gewaltigſte Künſtlerphantaſie? (Livius L. XXI, C. XXXIII.)

Auf dem fünften Bilde finden wir die Karthager in der Schneeregion. Sie ſchreiten zwiſchen den gewaltigen Eismaſſen wie durch Säulenhallen einher. Voran dem Zuge gehen die führenden Hirten mit den Leithunden. Ihnen folgen die Elefanten mit dem Oberfeldherrn und die Krieger, die ihre Todten und Kranken tragen. Man ſieht in der Ferne den Zug, der ſich aus der Tiefe heraufbewegt. Ueberall herrſcht Ermattung, Niedergeſchlagenheit, Unſicherheit, Schrecken. Hier ſucht ein Greis verhüllten Hauptes mit dem prüfenden Stab ſeinen Weg, indeß ſein Sohn ihn zurückdrängt, um eine ſichere Stelle zu finden. Zwei andere ſchreien beineben laut auf, weil ihr Gefährte eben in den Abgrund ſtürzt. Man gewahrt nur noch ein Stück ſeines Mantels und eine Hand, deren Finger ſich krampfhaft in das Eis krallen. Der furchtbarſte Todeskampf ſpricht aus dieſem Glied. Drüben aber am Wege erblickt man eine Gruppe Erfrorener, die in ihre Mäntel

gehüllt zuſammenkauern. Welche Verzweiflung in dem erſtarrten, vom Tode gebleichten dunkeln Antlitz des Afrilaners. (Livius L. XXI, C. XXXV.)

Auf dem letzten Blatte zeigt ſich nach lauter Drangſal, Jammer, Vernichtung und Tod das erſehnte Ziel. Auf einem Felſenvorſprung ſteht Hannibal, zuerſt Er ſelbſt, ein Held, der über die Alpen in Italien eindringt. Während zwei Nubier neben ihm die wunderlich gekrümmten Hörner blaſen, deutet er auf die reiche Ebene voll Frucht und Wein, die ſich im Grunde dehnt. Ein Adlerpaar fliegt ſchreiend vor ihm auf als Boten zukünftiger Siege. Die nachfolgenden Krieger blicken ſtaunend hinab. Ueberall iſt Freude. Hoch wehen die Fahnen von Seguntium. Das Ziel iſt erreicht. (Livius L. XXI, C. XXXV.)

Außerdem findet ſich in der Hinterlaſſenſchaft des Künſtlers noch ein Entwurf zu einem Blatte, das er ſpäter verworfen hat, obgleich es reich an bedeutenden Motiven iſt. Ohne Zweifel hatte er die Abſicht, auf demſelben die Unſicherheit der Schneegefilde zu ſchildern, denn mitten im Eis öffnet ſich vor den Erſchrockenen ein Abgrund. Einzelne ſinken in die Tiefe, andere ſtreben ſich emporzuarbeiten. Das Grauen und Entſetzen vor dem drohenden Untergang und die Anſtrengungen, ihm zu entgehen, ſind meiſterhaft ausgedrückt.

So wenig Beſchreibungen auch im Stande ſind, ein Bild in ſeinem wahren Charakter wiederzugeben, ſo glaube ich, daß doch aus dieſen ſkizzirten Umriſſen Züge einer ſo wahrhaft genialen Phantaſie hervortreten, wie ſie nur das Eigenthum eines größten Künſtlers ſein kann. Vielleicht iſt Rethel's Talent in dieſen aquarellirten Blättern ſogar

zur höchſten Entwickelung gekommen. Sie enthalten vielleicht die eigenthümlichſte Entfaltung ſeines Geiſtes, der weit über die Schilderungen des Hiſtorikers hinausgreifend, gewaltig und mächtig poetiſch ſchaffend dahinſtürmt. Die bildende Kunſt der neuern Zeit möchte kaum größere Dinge hervorgebracht haben.

So gewaltig und erhaben dieſe Zeichnungen aber auch genannt werden müſſen, ſo läßt ſich doch nicht in Abrede ſtellen, daß ſie hin und wieder Spuren einer faſt krankhaft überreizten Phantaſie aufweiſen. Es ſind hier Töne angeſchlagen, die etwas Grauenhaftes, Schreckenerregendes, Geſpenſterhaftes haben. Der Geiſt des Künſtlers ſteht vor uns, wie die Offenbarung einer Sibylle oder vielmehr wie eine geheimnißvolle Runenſchrift, denn was uns hier vor die Augen tritt, gemahnt weniger an den Süden wie an den Norden. Es ſind die Geheimniſſe des germaniſchen Geiſtes, die ganz wunderbar und fabelhaft zur Erſcheinung kommen. So fragen wir uns denn, ſind hier nicht ſchon die erſten leiſen Spuren jener Krankheit zu erkennen, welche den Künſtler ſpäter ergriffen hat, oder wirkte jener eigenthümliche Flug der Phantaſie, der uns in dieſen Blättern auffällt, in einer Weiſe, daß er die Krankheit veranlaßte? Aber das iſt ein Räthſel, das niemand zu löſen weiß.

Daß Rethel den Hannibalzug ſchon in Frankfurt begann, unterliegt keinem Zweifel; ob er ihn dort oder in Rom vollendete, habe ich nicht mit Sicherheit erfahren können. Jedenfalls machte er im Jahre 1844 eine Fahrt über die Alpen. Die folgenden Briefe ſind in Rom geſchrieben.

Rom, 31. September 1844.

Liebe Mutter!

Sei mir gegrüßt! Ueber die Alpen hinaus werfe ich Dir und den übrigen meine Küſſe und Grüße zu. Heiß gehen ſie von hier fort und das ewige Eis der Gletſcher wird ſie nicht abzukühlen im Stande ſein. Ach, was habe ich nicht alles in den vierzehn Tagen meiner Reiſe Großes, Herrliches geſehen! Mit dem Gewaltigſten, was die Schöpfung aufzuweiſen hat, habe ich gleichſam geſpielt! — Wie ich geſchrieben, ſo reiſte ich auf den Samstag den 14. September morgens ſieben Uhr von Frankfurt ab, hatte eine herrliche Fahrt über die Bergſtraße bis Heidelberg und, o Wunder! bis Darmſtadt in Begleitung des glücklichen Candidaten Holthauſen nebſt Gemahlin. Von Heidelberg ging es mit der Eiſenbahn weiter nach Kehl, ſodaß ich die erſte Nacht meiner Reiſe im Angeſicht des alten Strasburg zubrachte. Morgens ging es auf franzöſiſchem Boden weiter; ich ſah flüchtig die herrliche Stadt und lernte ſpäter auf der Bahn nach Baſel das prachtvolle Gebirge der Vogeſen zur Rechten, den Schwarzwald zur Linken und den Jura vor mir kennen und zwar in der ſchönſten Beleuchtung. Den Sonntag Nachmittag ſpazierte ich in Baſel auf ſchweizeriſchem Boden fidel herum und den andern Tag ging es bei etwas trübem Wetter ins Innere des Landes hinein. Ein Land der Wunder! Ach, ſo etwas läßt ſich nicht beſchreiben, man wird faſt von der Rieſennatur erdrückt und dies ſteigerte ſich immer mehr, als es von Luzern über den Vierwaldſtätterſee dem Sanct-Gotthard entgegenging. Links der Rigi, rechts der Pilatusberg, vor mir

der Sanct-Gotthard, an den Ufern das Rütli, die Tellsplatte, der Weg nach Küßnacht, Bürgeln, wo Tell geboren; in Altdorf, wo er gefangen genommen, ſtieg ich wieder ans Land. Eine Stunde ſpäter ging es längs der Reuß den Sanct-Gotthard im Eilwagen hinauf; es war acht Uhr morgens, als wir abfuhren, fuhren faſt ununterbrochen den ganzen Tag und langten erſt den Nachmittag um fünf Uhr auf der höchſten Höhe an. Dann ging es auf entſetzlich jähem Wege hinunter und in der Dämmerung der Nacht hörte ich weiter nichts als italieniſch ſprechen. Da überkam mich doch eine Wehmuth! Die Tour über den Sanct-Gotthard werde ich Euch mündlich zu beſchreiben verſuchen. Beim Aufgang der Sonne fuhren wir auf lombardiſchem Boden; große Feigenbäume, zahme Kaſtanien und der ſilbergraue Oelbaum mit Myrten und Cypreſſen begrenzten den Weg. Eine warme Luft wehte uns an und ich lernte die herrlichen Seen von Como und den von Lugano kennen. Como, die Stadt, hat einen ganz orientaliſchen Charakter, mit Kuppeln auf den Kirchen, flache Dächer, große Galerien mit reichem Schnitzwerk an den Häuſern. Nachdem die Landſchaft, je mehr wir uns Mailand näherten, immer langweiliger wurde, erreichten wir endlich in der fürchterlichſten Hitze dieſe Hauptſtadt der Lombardei. Bald im Gaſthof untergebracht, um vier Uhr nachmittags, wie Sitte iſt, zu Mittag geſpeiſt, ſah ich noch den Abend im letzten Sonnenſtrahl den herrlichen, ganz von weißem Marmor aufgeführten gothiſchen Dom und hatte ſpäter noch die Frechheit, das berühmte Theater (La Scala) aufzuſuchen, worin ich denn bei trefflicher Aufführung mehrere merkwürdige Stunden zubrachte. Es

iſt etwas Außerordentliches und entſpricht ſeinem Ruf. — Durch eine dumme Einrichtung der italieniſchen Poſt, wonach nur eine beſtimmte Anzahl von Plätzen zu vergeben ſind, war ich gezwungen, ein paar Tage länger hier zu bleiben; dafür ſah ich aber auch die Stadt von außen und innen. Unter den Kunſtwerken, das „Abendmahl" von Leonardo da Vinci, das „Sposalizzio" von Rafael, den Carton zur Schule von Athen von Rafael, mehrere andere Bilder von Leonardo da Vinci und prachtvolle Gemälde von Luini. Wäre Otto doch nur bei mir geweſen! — Ferner ſah ich herrliche Paläſte und Kirchen. Endlich ging es von da weiter nach dem herrlichen Genua; nach einem halben Tag und einer Nacht waren wir da. Mitten in der Nacht überſtiegen wir die verdächtigen Apenninen und ich ſah den Morgen, o prachtvoller Anblick! die Sonne in dem Spiegel des Mittelländiſchen Meeres ſich ſpiegeln. Ich erhielt im Hotel ein wundervolles Zimmerchen mit der Ausſicht auf die See und den Hafen. Kaum aber in Genua angekommen, erhob ſich ein ſtarker Sirocco, der denn zur Folge hatte, daß ich von Sonntag Morgen bis den Donnerstag Abend dort liegen mußte bleiben. Alle Schiffe von Marſeille und Nizza blieben aus und die von Neapel, Corſica, Spanien kamen an. Die See war prachtvoll, unvergeßlich; der Schaum der Wogen flog weit über die Befeſtigungswälle in die Stadt hinein. Den Mittwoch beruhigte ſich die See und den Donnerstag Morgen lag der Dampfer Virgilia bereit, uns weiter zu führen. Meine Seefahrt war äußerſt günſtig und luſtige Geſellſchaft auf dem Schiffe, auch ein Maler, ein Sachſe, der nach ſeiner zweiten Heimat Rom wollte,

indem er ſchon fünfzehn Jahre dort verlebte. Alle Nationen waren da, in allen Mundarten hörte man reden. Von Genua bis Civita-Vecchia koſtet der zweite Platz auf dem Dampfſchiffe ſechzig Francs, zwei Mittageſſen mit einbegriffen. Nachts blieb man bei dem ſchönſten Wetter natürlich lange munter; zur Linken fortwährend die Küſte Italiens in ſchwarzen Silhouetten, auch hatten wir das eigenthümliche Schauſpiel, vorn an der Spitze des Schiffes, wie Schnellläufer, zwei prächtige Delphine lange Zeit daherſchießen zu ſehen, große Thiere, etwa fünf bis ſechs Fuß Länge; ſie glänzten im Mondenſchein wie Silber. Gegen elf Uhr trat auf dem Schiffe allgemeine Stille ein; jeder kroch in ſein Kajütenbett, doch viele ſtreckten ſich auf dem Decke hin, unter denen ich denn auch war. In meinen Mantel gehüllt, habe ich auf einem Ballen ziemlich gut geſchlafen. Prachtvoll war der Sonne Aufgang, unvergeßlich, aber nicht wiederzugeben. — Um ſieben Uhr landeten wir in Livorno, ein rechter Seehafen, vollgeſpickt auf den Wällen mit Kanonen und in dem Hafen mit Schiffen aller Nationen. Hier ſah ich Tuneſer-, Griechen- und echte Türkenſchiffe. — Nachdem wir eine Stunde Quarantäne ausgehalten, durften wir ans Land ſteigen. Um drei Uhr, nach dem Eſſen, ſollte unſer Dampfer wieder weiter ſegeln, leider nicht Zeit genug, um mit der Eiſenbahn nach dem nicht fernen alten Piſa hin und her zu fahren und zugleich alles zu ſehen. In Livorno hatte ich es bald ſatt und machte, daß ich wieder auf das Schiff kam. — Zur feſtgeſetzten Zeit ging es weiter, wieder die Nacht durch, ebenſo ſchön wie die vergangene, nur mit dem Unterſchied, daß auch auf der Seeſeite und vor uns in weiter Ferne Eilande und Inſeln

auftauchten. Um halb ſieben Uhr abends wurden uns die blaſſen Umriſſe von Corſica und von der Inſel Elba gezeigt; um drei Uhr in der Nacht fuhren wir ganz dicht an der letztern vorbei, ein ſtolzes hochgebirgiges Eiland. — Um halb acht Uhr morgens waren wir in Civita-Vecchia. — Die nach Rom wollten, wurden mit päpſtlicher Vorſicht, aber ſehr höflich ausgepackt, und nachdem wir durch verſchiedene Bureaux wieder durchgewandert und Koffer und Compoſitionskiſte wieder plombirt, befanden wir uns alle wohl und vergnügt in zwei großen und bequemen Poſtwagen. Von Seekrankheit habe ich nichts geſpürt, obgleich doch hier und da einer über Bord hing. — Von Civita-Vecchia ging es nun um zwölf Uhr mittags nach römiſcher Art in voller Carrière zum Feſtungsthore längs der See hinaus gen Rom. Hier hatte die Landſchaft ſchon einen ſehr ernſten, ſtilvollen, höchſt maleriſchen Charakter; beinahe zwei Stationen lang geht es längs dem Ufer der See hin und herrlich wehte uns in einer bedeutenden Hitze die Seeluft Kühlung zu. Alle Hügel und Thäler ſind bedeckt mit Grün, der gemeine Strauch iſt die Myrte und Cypreſſe, dann kommen Immergrün und Korkeichen, zwiſchen denen ſich der wilde Wein bis hoch in die Gipfel hinaufſchlängelt. Die höhern Gebirge ſind kahl und von der Sonne braunroth verbrannt, und auf dieſem tiefen Grunde die ſilbergrauen ungeheuern römiſchen Ochſen mit Hörnern von drei Fuß Länge zu drei- bis vierhundert in einer Heerde begleitet von ihrem Führer (campagnole), der zu Pferde in ſeiner Sammtjacke, ſpitzem Hut, großen ledernen bis zum halben Schenkel hinaufreichenden Kamaſchen, mit einer Art Spieß bewaffnet, ein würdiger Geſelle zu dieſen wilden

Beſtien iſt. Bei einem Kloſter an der See ſah ich die erſte Palme hoch im Freien grünen. Nun komme ich zu einem Punkte meiner Reiſe, der ſehr ernſter Art war. Unſer Train beſtand nämlich aus zwei ſchweren Poſtwagen mit vielem Gepäck; ich und mein College befanden uns im Coupé des zweiten Wagens munter und fidel. Auf einer Anhöhe angelangt, machte unſer Poſtillon halt, geht nach dem Hintertheil des Wagens, wir dachten um zu hemmen; unſere vier Pferde haben aber keine Luſt zum Stehenbleiben, ſetzen ſich in Bewegung in dem Augenblick, wo der Hauptwagen vor uns in der Tiefe verſchwindet: Wir denken noch unſern Poſtillon den Pferden in die Zügel fallen zu ſehen, aber er bleibt aus, der Wagen fährt zu ſcharf zu, um ſelbſt hinauszuſpringen und dies zu bewerkſtelligen; mein Compagnon will mit aller Gewalt doch hinaus, ich laſſe es nicht zu, wir ringen im Coupé untereinander. Währenddem ſauſt der ſchwere Wagen ohne Führer den ſteilen Berg hinunter, die Pferde gehen durch, ich meinen Begleiter mit aller Kraft feſthaltend, während ich im Innern des Wagens das Schreien der übrigen Paſſagiere höre; doch, Dank dem Himmel! der Wagen bleibt mitten im Wege und ein zufälliges Zurückſchauen eines Poſtillons des vordern Wagens, der ſchon ganz ruhig in der Ebene fuhr, brachte den zum Stillſtehen, machte Alarm, und die kräftigen Arme des Conducteurs, jenes Poſtillons und eines Fremden fingen die wilden Pferde auf und wir waren gerettet. Ich glaubte, alles ſei im Wagen geblieben, doch zwei franzöſiſche Geiſtliche, die im Innern ſaßen, hatten die Unbeſonnenheit, hinauszuſpringen. Es war ein trauriger Anblick, dieſe armen Männer zu ſehen, über und

über mit Staub und Blut bedeckt, namentlich der ältere, ein sehr würdiger Mann. Ihm hingen die Fleischlappen im Gesicht herunter. Wie unser Wagen endlich stand, hatte ein Engländer aus unserm Wagen nichts Eiligeres zu thun als herauszuspringen und unserm Postillon eine fürchterliche Ohrfeige zu ziehen; das war Oel ins Feuer, die beiden Postillone vom vordern Wagen drehten ihre Peitschenstiele um, nahmen Partei für ihren Kameraden und nun gab es noch zuletzt eine allgemeine Holzerei, in der aber letztere von der Ueberzahl der Passagiere überwältigt, fürchterlich zusammengeprügelt wurden, sodaß sie ganz kleinlaut zu ihren Pferden sich zurückzogen. Nun ging es an ein Verbinden der armen Leute; sie hatten, Gott sei Dank, noch ganze Knochen, und so lief denn alles, den fürchterlichen Schrecken abgerechnet, noch ziemlich gnädig ab. Daß diese Geschichte mir aber in etwas die schöne Tour verdarb, werdet Ihr natürlich finden, und meine Gedanken erhielten nur dann erst eine andere Richtung, als ich in der Ferne den kolossalen Sanct-Peter leuchten sah. — Prachtvoll war meine Einfahrt in Rom, dicht an Sanct-Peter, an seinen ungeheuern Colonnaden vorbei, zwischen denen die berühmten Fontainen im Silber des Mondes rauschten. Bald war ich im Hotel und eine gute und erquickende Nacht, die erste in Rom, setzte mich in würdigen Stand, dem Gewaltigen dieser Stadt mit Muth entgegenzutreten. Näheres über dieses zweite Meer, so ich noch erst kennen lernen muß, im nächsten Briefe. Für dieses mal lebt wohl!

Ein zweiter Brief, der in einer Abschrift vor mir liegt und kein Datum hat, lautet folgendermaßen:

Rom mit seiner Umgebung und seinen Kunstschätzen ist etwas Außerordentliches, jeder Gang ist belohnend, bietet etwas Großes, etwas Neues dar, aber das Volk paßt schlecht zu dieser Pracht der Landschaft. Ich habe es bis-jetzt nur von erbärmlicher Seite kennen gelernt; darin steht Deutschland himmelhoch über Italien. Trotzdem habe ich herrliche Stunden erlebt, doch erst mit Ruhe genossen, als ich eine ordentliche Wohnung mit Atelier gefunden. Zur Arbeit ist bereits alles in der Ordnung und habe schon ein paar Studien gemalt, denn die hiesigen Kunst-eindrücke spornen zur Arbeit und in den Werken der alten Meister habe ich die Bestätigung gefunden, daß ich auf dem rechten Wege bin. Dies verdanke ich dem Veit. Dank aus voller Seele ihm! — Wahrhaftig es ist etwas Mächtiges und Großes um die Kunst und ihre wahren Jünger! Jeden Donnerstag ist der Vatican dem Publikum geöffnet; daß ich da nicht fehle, versteht sich von selbst. Zuerst das Gebäude mit seinen ungeheuern Räumen und seinen vortrefflichen Eintheilungen; jede, sowol die antiken wie die christlichen Kunstschätze sind in gewissenhafter Ord-nung aufgestellt, unter den Antiken manches Original, welches ich in Gipsabguß schon bewunderte und kannte, aber um wie viel schöner und herrlicher! Ferner die ägyp-tische Sammlung, klein aber prachtvolle Exemplare! Dann geht es allmählich zu den christlichen Kunstschätzen über, wo denn die prachtvollen Tapeten nach Cartons von Rafael den würdigsten Anfang machen. Dies sind bedeutungsvolle Werke des großen Meisters und verweile ich bei denselben fast am liebsten. Dann kommt die eigentliche Galerie und zunächst begrüßt uns das Prachtbild von Rafael, die „Ma-

donna von Foligno", die „Verklärung Chriſti", die „Himmelfahrt der Maria", beide von Rafael, auch ein großes Bild von Dominichino u. ſ. w. Nachdem man auf dieſe Weiſe vorbereitet iſt, kommt man in die vier oder fünf Säle, geſchmückt mit den großen Fresken von Rafael — dieſen Himmel der Kunſt. Die Compoſitionen waren mir längſt bekannt, aber ſo ein Originalfrescobild von Rafael vor der Naſe zu haben, ſo darin herumzuſchwelgen, je länger je mehr, das hat etwas auf ſich, dies ſind Kapitalaugenblicke im Leben eines Künſtlers, die nachhaltig ſind und in Bezug auf Frescomalerei für mich im höchſten Grade wichtig, denn eine ſolche Farbenwirkung und Stimmung habe ich nicht erwartet. Kommt man nun endlich ganz betäubt und ungewöhnlich erregt auf die Galerie der Logen hoch in der Luft wieder ins Freie, ſo ſchmettert der ſchönſte und faſt totale Anblick von Rom mit dem Albaner- und Sabinergebirge im Hintergrunde den Beſchauer faſt zu Boden. In den Logen ſelbſt an der Decke wieder Bilder von und nach Rafael. Es iſt zu viel; erſt bei meinem letzten Beſuche hatte ich einen wahrhaften Genuß. Der koloſſale Nachbar des Vatican, der Sanct-Peter, der allerdings auch nur einmal in der Welt vorkommt, iſt nicht nach meinem Geſchmack. Seine ungeheuern Dimenſionen verfehlen gewiß auf keinen ihren Eindruck, und beſonders gut macht ſich der Bau in Maſſe zur Stadt und Landſchaft, aber ich hatte, wie ich durch dieſes Meer von Reichthum und Pracht wandelte, curioſe Gedanken, und jede Baſilika in der Stadt war mir doch noch lieber und ich bedauerte im ſtillen, daß ſoviel Geld und guter Wille nicht in eine geſchmackvollere Zeit gefallen. Ja,

dieſe Baſiliken ſind ernſte Bauten, da tritt man leiſe auf und gibt ernſten Gedanken Audienz. Ueberhaupt das ältere Rom und namentlich das antike, das iſt mein Terrain. Ach, ſo einen leuchtenden Abend auf dem Forum romanum, vom Capitol durch den Titusbogen längs dem Kaiſerpalaſt nach dem Coloſſeum, links und rechts himmelhohe, in den tiefſten Farben glühende Tempelüberreſte, die alte Straße unter ſeinen Füßen, hier und da zwiſchen dem Heidengemäuer mit Benutzung der vorhandenen Reſte Kirchen und Klöſter mit einzelnen ſchlanken Palmen und ſchwarzen Cypreſſenalleen, und nun zwiſchen dieſen pikanten Silhouetten blitzt entweder das nahe Albaner- oder ferne Sabinergebirge in ebenſo ſcharfen Contouren und himmliſchen Farben durch, ſo klar, daß man nicht allein die Ortſchaften, ſondern die in ihrer Nähe liegenden Villen der römiſchen Großen ganz deutlich erkennt. Ein ſolcher Abend macht einen neuen Menſchen und man vergißt das ekelhafte moderne Rom mit ſeinem ſehr ordinären Corſo, wohlverſtanden hier iſt nur von den Menſchen die Rede. Der Corſo als Straße iſt ganz beſonders, aber das Treiben darin gerade auf ſolchem Hintergrunde unverzeihlich, und ich vermiſſe in ſolchen Augenblicken eine mir liebe Geſellſchaft. Was nun die hieſige moderne Kunſtwelt anbelangt, ſo gefällt mir dieſe nicht, und ich hege ein recht heißes Verlangen nach meinem gewohnten frankfurter Kunſtkreis. Hier ſind fünfhundert Künſtler ohne Dilettanten, die vielleicht ebenſo viel ausmachen, von allen gebildeten Nationen der Welt; der bei weitem größere Theil huldigt der modernen Kunſt und ſpeculirt demnach auf den Fremden und mit Glück, iſt aber bei dieſem Manöver ſo verachtungs-

würdig, ſo aller Würde bar, und leider ſtehen da die Deutſchen obenan, daß es ein Jammer iſt. Wie ihr Sinn, ſo ihr Machwerk; raiſonnirt, ſchlecht gemacht, gelobhudelt, kritiſirt wird untereinander, wie vielleicht beim Thurmbau zu Babel. Im Gegenſatz zu dieſen, ganz extrem ſind diejenigen, ſo der rechten Kunſt, der religiöſen oder hiſtoriſchen, anzuhangen vorgeben, ſind aber nicht viel beſſer, ſtellen ſich auf einen ungeheuern moraliſchen Kothurn, ſind bis obenan mit Gehäſſigkeit, was ſie Conſequenz nennen, vollgeſtopft, leidenſchaftlich in ihrem Benehmen und benehmen ſich wirklich lächerlich. Dann iſt ein kleiner Theil, der neben einem einſeitigen Streben in der Kunſt den hieſigen Aufenthalt als eine heitere fidele Luſtpartie anſieht, und alles, ſoweit es der Beutel erlaubt, mitmacht. Mit denen iſt aber auch gar kein ernſtes Wort zu reden, ſobald ſie von ihrer Staffelei weg ſind; mir ſind ſie aber trotzdem noch die liebſten und bin ich demnach, was mein geſelliges Leben angeht, meiſt unter ihnen, fand auch Poſe in dieſer Geſellſchaft. In zwei hieſigen deutſchen Familien bin ich aufs beſte aufgenommen, bei Johannes Veit und bei von Roden, beide Künſtler. — In dem preußiſchen Geſandtſchaftsprediger Thiele habe ich einen ſehr lieben und wichtigen Mann kennen gelernt. Meine Empfehlungsſchreiben an den preußiſchen Geſandten und Herrn Kolbe habe ich noch nicht überreichen können, weil beide abweſend ſind, letzterer in Frankreich u. ſ. w. — Die Umgegend von Rom habe ich auch ſchon kennen gelernt. Poſe, ich und noch ein Landſchafter ſpazierten hinaus in die Campagna beim ſchönſten Wetter, um den ungeheuern Waſſerleitungen einen Beſuch zu machen, kehrten in einem einzelnen lachen-

den Wirthshauſe ein und kneipten bei der herrlichſten Ausſicht gut und viel. Nach Tiſche ſtiegen wir über die Trümmerhaufen der alten Waſſerleitung wieder in die Campagna hinein; auf einmal kommt uns das Gelüſte, da wir das Albanergebirge ſo klar und prächtig vor uns ſahen, dort hinzuwandern. Wir zählen unſer Geld, es reicht für einen bis zwei Tage aus, und es wurde ausgeführt, was der Moment entworfen hatte. Ich ſah von einer Höhe bei Frascati die Sonne an den Fluten des Mittelländiſchen Meeres untergehen und Rom im fernen Duft mit Campagna, Fluß und Gebirge. Wir beſuchten im Mondenſchein die herrliche Villa Colonna und gingen den andern Morgen, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, das Gebirge entlang durch Eichenwälder und Weinberge über die Trümmer des alten Tusculum, von wo aus ich das Lager des Hannibal überſehen konnte, über Mearino, Caſtel Gondolfo längs dem Albanerſee nach Albano, alles in einem Morgen, ſtets den Silberſtreifen der See am Horizont und Rom zur Rechten; alsdann auf der alten Römerſtraße nach Ariccia, auf beiden Seiten die Katakomben und Grabgewölbe der Alten, unter denen ſich das der Horatier und Curiatier beſonders auszeichnete. Als wir nach Albano zurückkehrten, war unſer Mittageſſen fertig, es wurde eine gehörige Klinge geſchlagen und nach einigem Suchen ein Wagen gefunden, der uns wohlbehalten um acht Uhr abends auf der Piazza Barberini in Rom wieder abſetzte. Ein andermal habe ich zu Wagen in Geſellſchaft zweier Fremden, eines Herrn von Derwitz (Mecklenburger) und des Barons von Ehrenthal (Böhme), beide höchſt liebens-

würdige Menſchen, mit denen ich hier viel beiſammen bin, und Poſe einen herrlichen Nachmittag im Thale der Egeria und am Grabmal der Cäcilia Metella zugebracht, dann gegen Abend beſuchten wir die Terraſſe des Caracalla und beim Untergang der Sonne waren wir oben auf den Trümmern der Kaiſerpaläſte und tranken auf das Wohl Deutſchlands einen herrlichen Wein, währenddem das Geläute von mehr denn hundert Glocken aus der Stadt zu uns herüberſchallte; das war auch nicht übel. Auch habe ich Gelegenheit gehabt, das römiſche Volk im Tanz und Jubel kennen zu lernen. Ein großes Volksfeſt in der Villa Borgheſe; Seiltänzer, Athleten auf Wagen, die von vergoldeten Ochſen gezogen wurden, machten ihre Künſte; abends Feuerwerk und zwanzig Ballons, die ſich pfeilſchnell über die hohen Zinnen der Villa unter unermeßlichem Jubel von wenigſtens dreitauſend Menſchen in die blaue Luft erhoben. Saltarellotänzerinnen und Wagen mit halbmaskirten Frauen mit Pechfackeln und Tamburins in den Händen von einer Landpartie zurückkehrend, iſt etwas Alltägliches und wird zuletzt langweilig. Was Eſſen und Trinken angeht, ſo iſt das das Einzige, was mir vom jetzigen modernen Rom gefällt, unbedingt eine gute Küche und köſtliche Weine, aber nicht billig.

Wenn der Aufenthalt in Rom auch hauptſächlich dem Studium gewidmet war, ſo beſchäftigte ſich der Künſtler doch auch mit eigenen Arbeiten und malte dort namentlich eine „Auferſtehung Chriſti“, die ſich als Altarbild in der Nikolaikirche zu Frankfurt a. M. befindet. Das Grab beſteht in einem ägyptiſchen Gewölbe, aus deſſen Thür der

Erlöſer mit der Siegesfahne in der Linken tritt, während er die Rechte gebieteriſch emporhebt. Der Ausdruck der Geſichtszüge erſcheint erhaben, mächtig, sieghaft. Der Oberkörper iſt nackt, der Unterkörper aber mit einem weißen Gewande bekleidet. Eine mächtige Glorie umgibt die ganze Figur. Unten am Boden gewahrt man drei Wächter. Der vordere ſcheint zu erwachen und das auf ihn eindringende Licht mit der Hand abzuwehren. Der mittlere wendet ſich erſchrocken ab und ſchaut aus dem Bilde heraus. Der hinterſte ſchläft noch. Die aufrecht ſtehende Geſtalt des Heilandes bildet einen wirkſamen Gegenſatz gegen die zuſammengeknäuelten verkürzten Formen der Krieger. In gleicher Weiſe wirkt das Licht des Erlöſers trefflich gegen das Halbdunkel der Wächter. Die Farbe iſt kräftig, aber ſie gemahnt auch an die Frescomalerei.

Im übrigen fließen die Quellen über die Beſchäftigungen unſers Freundes in dieſer Zeit ſehr ſpärlich. Weder bei ſeiner Gattin und bei ſeinem Bruder noch bei ſeinen frankfurter Freunden habe ich rechte Auskunft erhalten können.

So kam nun allmählich das Jahr 1846, in dem die aachener Angelegenheit zur ſchließlichen Entſcheidung gelangte. Hören wir, was der Künſtler darüber in einem Briefe an ſeine Mutter berichtet.

Frankfurt a. M., 3. März 1846.

Liebe Mutter!

Geſtern Morgen langte ich etwas müde von meiner raſch entworfenen und ausgeführten berliner Reiſe, aber durchaus zufrieden mit dem Reſultat derſelben, hier im lieben

Frankfurt wieder an. — Daß Ihr ſehr geſpannt ſeid, eine nähere Beſchreibung meines in jeder Hinſicht brillanten Aufenthalts dort von mir ſelbſt zu erfahren, ſteht zu erwarten, um ſo mehr, als eine flüchtige Mittheilung meines Auftretens in den erſten Tagen in Berlin durch die Vermittelung der guten Frau Springsfeld Euch auch zugekommen iſt und gerade dieſe zu den beſten Erwartungen berechtigte; ſo war es denn auch. — Ich wurde von Reumont, meinem einzigen Bekannten von Gewicht, freundlich aber zurückhaltend diplomatiſch empfangen, theilte ihm den Zweck meines Dortſeins mit und verlangte von ihm die geeigneten Winke und Rathſchläge, die mir denn auch nicht gerade genügend zu Theil und ſofort befolgt wurden. Meinen Hauptmann fand ich jedoch, wie ich mir es auch vorausgedacht hatte, in dem Herrn von Olfers, Generaldirector ſämmtlicher Muſeen und Galerien, den ich damals in Aachen kennen lernte. Dieſer nahm mich herzlich auf und verſprach alles aufzubieten, daß die aachener Angelegenheit endlich beendigt würde, und zu dieſem Zweck mir eine Audienz beim Könige zu verſchaffen und zwar in Begleitung meiner Mappe. Froh und vergnügt zog ich weiter. — Nun ging es an ein ferneres Viſitenmachen, beim Miniſter des Innern Herrn von Bodelſchwingh, bei Alexander von Humboldt, Oberbaurath Stüler u. ſ. w., dann zu den Matadoren der dortigen Kunſtwelt, zum alten Director Schadow, den Profeſſoren Rauch, Drake, Begas, Kugler u. ſ. w., zu mehreren Künſtlern, die ich noch von Düſſeldorf her kannte; genug, ich war bald gehörig in Berlin bekannt und gekannt. — Nun kamen die Früchte. — Den dritten Tag ſchon wurde mir durch Reumont die erfreuliche

Nachricht, daß meine Angelegenheit erledigt, in allen Punkten genehmigt und mit dem ausdrücklichen Bemerken, ſofort anzufangen, nach Aachen bereits unterwegs ſei. Dies wurde mir durch den Generaldirector von Olfers beſtätigt und von dieſem mir zugleich angekündigt, daß er mich beim Könige gemeldet und ich nächſten Sonntag aller Wahrſcheinlichkeit nach zu einer Audienz vorgelaſſen würde. Inzwiſchen wurde meine Mappe geſehen, welche nicht verfehlte, ihren Eindruck zu machen. Dem ältern Künſtlerverein legte ich ſie auch vor und wurde meiner Perſon und Kunſt eine recht angenehme Auszeichnung zu Theil, indem ich mir, nach einſtimmigem Beſchluß, unter einer Anzahl Originalhandzeichnungen von Chodowiecky, welche den Abend unter den Mitgliedern verloſt werden ſollte, vorher eine auswählen und ſolche als Andenken an ſie mitnehmen ſollte. Dies geſchah denn auch. Schadow lud mich zugleich ſehr freundlich zu Tiſche. Ich war fortwährend im Frack und weißen Handſchuhen. An Auszeichnung fehlte es mir nicht. Mit dem Generaldirector von Olfers fuhr ich im offenen Wagen einen ganzen Morgen durch Berlin und alle Thüren von Galerien, Sammlungen, Cabineten, Ateliers ſtanden mir offen; überall wurde ich aufs beſte empfangen. Dieſer Mann bildet in Berlin dasjenige Haus, wo alle Geiſter von Bedeutung im Felde der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich verſammeln; um ſo ehrender für mich, als ich von ihm freundlichſt eingeladen wurde, den Freitag Abend, wo empfangen wurde, ihn und ſeine Familie mit meiner Mappe zu beſuchen. Dies fand denn auch ſtatt, und mir wurde ein wahrer Triumph zu Theil, als man ſich um meine Mappe drängte, Damen und Herren aus den erſten und

höchſten Kreiſen, und ſich das regſte Intereſſe dafür zeigte. Ich war der Löwe des Abends. — Noch bemerken muß ich, daß ich an dem erſten Tage meinen Freund Steifenſand, den Bruder des Kupferſtechers, auffand, welcher mich gaſtlich aufnahm und die Urſache war, daß ich in muſikaliſcher Hinſicht auch das Ausgezeichnetſte dort kennen lernte und in verſchiedenen vornehmen Privatcirkeln ſehr intereſſante Abende zubrachte. — So verlebte ich denn im ſteten Rauſch und Taumel die Woche hindurch, beſuchte die prachtvolle Oper, ſah „Caterina Cornaro", die Aufführung der „Hugenotten", worin die Jenny Lind die Valentine ſang, machte ein Concert mit von Litolf, Vivian u. ſ. w., und ſo kam denn der Sonntag heran und mein Beſuch beim Könige, der um halb zwei Uhr mittags ſtattfinden würde; allein um zehn Uhr morgens erſchien ein königlicher Jäger, welcher die Audienz auf heute abſtellte. Ich war verdrießlich, gab dieſe Ehre ſchon im ſtillen auf, tröſtete mich den Nachmittag in Charlottenburg. Zugleich waren Nachrichten der ernſteſten Art aus Poſen im Umlauf, der Carneval vor der Thür, wo es am Hofe auch luſtig hergehen ſollte, ſodaß dieſes Durcheinander von Vorfallenheiten mit Recht die Erwartung eines kaum gekannten Malers vom Rhein in den fernſten Winkel des Hintergrundes zu drängen drohte. Um ſo größer war meine Ueberraſchung, als am Montag Morgen ich durch den Generaldirector ein dringendes Schreiben erhalte, mich den Mittag um halb zwei Uhr im Vorzimmer des Königs mit meiner Mappe einzufinden. Alſo ſchnell für gehörige Toilette geſorgt, und um ein Uhr fuhr ich im Wagen in vollem Wichs mit weißer Halskravatte, vorn und hinten galonirte Bedienten, zum Schloſſe und

alsbald befand ich mich im Vorzimmer des Königs, wo ich vom dienſtthuenden Adjutanten des Königs empfangen wurde und in dieſem einen feinen Mann kennen lernte. Einige Minuten ſpäter erſchien auch mein Generaldirector, welcher mich dem Könige vorſtellen ſollte. Ich hatte Zeit mich umzuſehen und gehörig zu ſammeln. Nach einer Viertelſtunde ging eine Thür auf. Wir bildeten Spalier und es erſchien die gute Königin mit einer Hofdame in der Abſicht, eine Spazierfahrt zu machen; im Begriff durchs Zimmer durchzugehen, erblickt ſie mich und nachdem ſie erfahren, wer ich ſei, wurde ich ihr vorgeſtellt, und nachdem ſie einige ſehr gnädige Fragen in Betreff meines aachener Unternehmens an mich gerichtet, die gehörig von mir beantwortet wurden, entließ ſie mich in Gnaden. Sie erſchien mir leidend und ſorglich ausſehend. — Kurze Zeit nachher erſchien aus einer andern Thür ein ſchwarzgekleideter Kammerdiener, welcher meldete, daß der König bereit ſei, uns zu empfangen. Alſo hinein, und bald ſtand ich neben dem ſitzenden Könige Friedrich Wilhelm IV., welchem ich nun meine Arbeiten zeigte und erklärte. Es bildet dieſer Moment den Glanzpunkt meines berliner Aufenthalts, nicht allein was die Ehre anbetrifft, zu einer Audienz zu gelangen, ſondern die günſtigen Umſtände, welche dabei thätig waren: das ſchönſte Wetter draußen, der König aufgeräumt, ja heiter; er nahm ſich Zeit, denn die Audienz hat beinahe eine Stunde gedauert. Mit lebhaftem Intereſſe ſah er meine Compoſitionen, gab zu verſchiedenen malen ſeinen entſchiedenen Beifall zu erkennen, lachte, machte Witze und ging dagegen auf die ernſtern Blätter auch mit Würde und Ernſt tiefer ein, ja, es kamen Aeußerungen vor, welche

für meine künſtleriſche Zukunft von großer Bedeutung waren, und entließ mich, nachdem er alle Compoſitionen, was wol eine Arbeit zu nennen war, geſehen, mit den Worten: „Es hat mich recht gefreut, Sie hier geſehen zu haben.“ Mein Generaldirector ſchien nicht minder zufrieden mit dieſem Beſuche zu ſein und machte mich darauf aufmerkſam, daß der König eine halbe Stunde von ſeiner gewöhnlichen Spazierfahrt mir geopfert habe, indem ich mich auch zu erinnern wußte, daß, währenddem ich meine Sachen zeigte, der Wagen gemeldet wurde und er alsdann ſonſt ſich gleich entfernt, was diesmal alſo nicht der Fall war. — Von der aachener Malerei war natürlich als von etwas Abgemachtem und Erledigtem die Rede. — Glücklich und ein wenig ſtolz rollte ich zum Schloß hinaus, um noch gerade recht zu einem Diner zu kommen, welches ich angenommen hatte, und zwar bei einem Herrn Aſſeſſor Georg Jung von Köln, deſſen Frau eine geborene Stein iſt und der den Winter in Berlin zubringt; mir hat es vortrefflich geſchmeckt. — Die übrigen Tage brachte ich nicht minder vergnügt zu, tanzte ſogar zweimal wieder auf einem Privatball und auf einem großen Maskenball in dem berühmten Kroll'ſchen Lokale, lernte die prächtige Stadt Berlin von 400000 Einwohnern in allen Theilen kennen und war erſtaunt über die wahrhaft große Anlage derſelben, die mächtigen Paläſte, die breiten Straßen (alle in der Breite der Allee in Düſſeldorf). Das königliche Schloß iſt das gewaltigſte Gebäude, ſo ich kenne, dabei allenthalben der feinſte und raffinirteſte Luxus, überall Geſchmack und Auswahl; mit einem Wort, der Eindruck, den Berlin hinterlaſſen, iſt ein entſchieden günſtiger. — Wie ich von allen

empfangen, ſo wurde ich auch entlaſſen und es knüpfen ſich an dieſen Aufenthalt in Berlin Ausſichten für mich von der höchſten Bedeutung, von denen ich ſchon zur Zeit, wenn die Verwirklichung ſich realiſiren ſollte, mit Euch reden werde. — Auf einen Samstag kam ich dort an, auf einen Samstag reiſte ich von dort ab, und, nachdem es Tag und Nacht durchging, langte ich wie geſagt geſtern Montag früh wieder hier an.

Meine bisherigen Mittheilungen haben Rethel hauptſächlich als Künſtler geſchildert. Es iſt aber Zeit, daß wir ihn auch als Menſch ins Auge faſſen. In dieſer Beziehung liefern die eingeſtreuten Briefe den beſten Beweis für die trefflichen Eigenſchaften ſeines Gemüths. Wie iſt er nicht immer beſtrebt, den innigen Zuſammenhang mit ſeiner Familie aufrecht zu halten! Wo er ſich auch befindet und Glück und Luſt genießt, er wendet ſich, ſobald er eine freudige Mittheilung zu machen hat, an ſeine Aeltern, an ſeine Mutter, an ſeine Geſchwiſter. Stets iſt der erſte Augenblick ruhiger Beſchaulichkeit den lieben Verwandten gewidmet. In dieſem Sinne berichtet er über ſeine Reiſen nach dem Rhein, ſowie nach München und Tirol, in dieſem Sinne berichtet er von ſeinen erſten Erfolgen in Frankfurt. Als ſein Bruder Otto, der anfangs für den Kaufmannsſtand beſtimmt war, ſeinem Beiſpiel folgend, ſich zur Kunſt wendet, weiht er ihm einen langen begeiſterten Brief über die dresdener Galerie, um ihn in das gemeinſame Heiligthum einzuführen. Und ſo bleibt er auch bei ſeinem Aufenthalt in Rom und in Berlin im engſten Zuſammenhange mit der Familie.

Aber er wird auch, ſobald er ſich eine feſte Stellung in der Kunſt erwirbt, in materieller Beziehung eine Stütze der Seinigen. In dem Briefe vom 13. Auguſt 1838, wo er über den Erfolg und Verkauf ſeines „Daniel“ ſchreibt, finden ſich am Schluß noch folgende Zeilen: „Erhalte ich das Geld, liebe Aeltern, ſo erhältſt Du, liebe Mutter, dreihundert Thaler für Eure Sparbüchſe. Dort liegen ſie ſicher und gut und bilden dann eine Kette, die mich auch im äußern Glück mit Euch, Ihr Lieben, verbinden ſoll. Ihr mögt damit machen, was Ihr wollt, und glaubt der Verſicherung, daß jede Freude und Bequemlichkeit, die Ihr Euch dadurch verſchaffen könnt, das Genießen meines Glückes würzt und erhöht und mich das Große meines zu Theil gewordenen Glückes erſt recht erkennen läßt. Das übrige Geld, in Abzug was Rahmen und ſonſtige Ausgaben machen, erhält Herr Springsfeld; es ſoll mir einſt den Weg über die Alpen bahnen. In meiner Freude und meinem Glücke, liebe Mutter, kann ich nicht umhin, Dir abermals meine ſtete Unruhe und Angſt wegen der geheimnißvollen Moriſon'ſchen Pillen mitzutheilen. Ich weiß nicht, ich kann und kann kein Vertrauen zu dieſer Cur faſſen. Momentan ſollen ſie helfen, doch nachher in ihren Folgen deſto ſchlimmer ſein. Ich bitte Dich deshalb aus meinem innerſten Herzen, ſchmeiße ſie zum Fenſter hinaus; nimm von dem Gelde, was ich ſchicke, ſoviel als Du nöthig zu haben glaubſt und gehe nach Aachen; pflege Dich dort recht ſehr, benutze die Bäder, das Waſſer. Haben ſie Dir doch im vorigen Jahre gut gethan, und wären nicht andere böſe Umſtände dazugekommen, Du ſpürteſt jetzt noch die wohlthätige Wirkung. Thue

es, liebe Mutter, und sorgenfrei und froh verfolge ich meine sonst so schöne irdische Laufbahn weiter." — Als der Vater des Künstlers, nachdem er in den zwei letzten Jahren in Köln gewohnt und dort bei der Rheinseeschiffahrt gewirkt hatte, im Jahre 1839 starb, wurde der treffliche Sohn erst recht das Haupt der Familie, die er in allen Beziehungen mit Rath und That unterstützte. Die Briefe an die Seinigen enthalten eine Menge von ähnlichen Stellen wie diejenige, welche ich oben mitgetheilt habe und welche das trefflichste Herz offenbaren.

Zu seiner alten Mutter scheint der Künstler in einem besonders zärtlichen Verhältniß gestanden zu haben. In einem seiner Briefe klagt er: „Daß Du, liebe Mutter, Dich in diesem Winter besonders angegriffen fühlst, glaube mir, daß dies in der unnatürlichen Milde desselben seinen Grund hat, und wohl weiß ich mich zu entsinnen, daß eine trockene gesunde Kälte ganz gut von Dir ertragen wurde. Der Contrast ist zu groß von diesem zum vorigen Winter. Es kann Dir nicht anders wie nachtheilig auf eine schwächliche Gesundheit wirken. Dagegen denke ich mir, daß das angenehme milde Wetter mit belebendem Sonnenschein seit acht bis zehn Tagen auch Deinen Nerven und Kräften entschieden wohlthätig sein wird. Nur Muth, liebe Mutter! Von den Starken sind wir alle nicht, aber von denen, die durch Ruhe und Heiterkeit des Geistes entschieden auf ihren körperlichen Zustand wirken können, so, was man sagt, zähe Naturen, denen aber Grübelei und Trübsinn sehr gefährlich sind. Also heiter, heiter, liebe Mutter, keine Sorgen!" Wie schön steht dem Sohne diese kindliche Ermahnung. In der That war aber Rethel auch,

wie faſt alle Künſtler, der echte Sohn ſeiner Mutter. Die feine Sorglichkeit ſeines Geiſtes hatte er aus ihrem Geiſte empfangen. In ihr lebte die eigentliche Heimat ſeiner Seele. Sein Vater aber hatte ihm wenigſtens für die erſte Zeit ſeiner Lebensbahn eine gewiſſe Heiterkeit und ſehr angenehme bewegliche Lebensformen mit auf den Weg gegeben, denn der alte Herr war, trotz mancher trüben und ernſten Erfahrungen, doch ſtets ſo glücklich geweſen, ſein Haupt hoch zu halten und nicht zu verzagen.

Ich füge noch einen Brief hinzu, der vom 1. Juli 1838 aus Frankfurt datirt iſt und in dem er über den Tod ſeiner Schweſter, der Frau Fremery aus Eupen, klagt, weil ſich auch in dieſen Zeilen der tiefſte Zuſammenhang mit ſeiner Familie offenbart.

„Liebe Mutter", ſo ſchreibt Rethel, „trauernd, weinend ſitze ich hier und verſuche meinem bekümmerten Herzen nicht durch Klagen, doch durch tröſtliche Mittheilung auch einigen Troſt zu verſchaffen. Alſo ſo ſollten die Leiden unſerer armen Betti enden! Es iſt wahr geworden, was meine Hand ſeit meiner Rückkehr bei der Eröffnung meiner Stubenthür ſo oft erbeben machte, glaubend, einen ſchwarzverſiegelten Brief vorzufinden. Hier halte ich ihn jetzt in meiner Hand. Sie iſt nicht mehr! Ja, Ihr lieben Aeltern und Geſchwiſter, es iſt ein herber, bitterer Schlag. Doch wohl ihr und zugleich uns, daß wir den Anker der Hoffnung an ein belohnenderes, glückſeligeres Jenſeits in dem feſten Glauben unſerer Religion befeſtigen und ſo unſerer trauernden Liebe um die Hingeſchiedene eine beruhigende tröſtende Stütze verſchaffen können. Ja, dieſer Gedanke, liebe Aeltern, iſt mir noch nie ſo groß, ſo herrlich vor meiner Seele er-

ſchienen und auch nur dieſes kann mich mit den unerhörten Leiden und Schickſalen unſerer armen Betti ausſöhnen. Es iſt ihr wohl, und freundlich ſieht ſie auf uns hernieder und wird Gott für unſer Wohl bitten. Liebe, liebe Betti, ich wünſche, ich hätte ſie noch einmal geſehen! Nun, liebe trauernde Aeltern und Geſchwiſter, beruhigt und tröſtet Euch, auch dieſer Kelch, er geht vorüber und dieſes Ereigniß wird uns bald nicht mehr ſo ſchwarz vorkommen."

Wie an ſeiner Familie, ſo hing der Künſtler auch mit der innigſten Liebe an ſeinem Lehrer Philipp Veit. Und hier ſind nicht allein Worte, wie wir ſie über ſeinen Meiſter in den Briefen finden, es ſind auch Thaten maßgebend. Der Director des Städel'ſchen Inſtituts gerieth im Jahre 1843 in Conflicte mit der Adminiſtration der Anſtalt. Die Folgen davon waren, daß er ſeine Stelle aufgab und das ihm eingeräumte Atelier verließ, um nach Sachſenhauſen in das Deutſche Ordenshaus überzuſiedeln. Es entſtanden, wie es gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten der Fall iſt, Parteiungen. Auch bei den Künſtlern hieß es: Hie Welf, hie Waibling! Rethel blieb, obſchon er Proteſtant war, dem katholiſchen Meiſter mit einer Treue ergeben, wir wir ſie in alten deutſchen Liedern finden.

Dieſelbe Treue hat er ſtets gegen ſeine Freunde an den Tag gelegt. Er war ihnen herzlich, wo er ſie fand. Freilich glaube ich nicht, daß er ſich jene friſche fröhliche Zugänglichkeit bewahrte, wie ich ſie in ſeinen Jünglingsjahren gekannt habe und wie wir ſie in ſeinen Briefen ſo reizend geſchildert finden. Er wurde mit den Jahren verſchloſſener und zurückhaltender. Ohne Zweifel hatte er aber auch die Erfahrung gemacht, daß die wenigſten neuen Bekannt-

ſchaften wirklich förderlich ſind. Zudem wußte er, wie ſchwer die Kunſt iſt und wie ſie den ganzen Mann fordert. So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß er ſeine Zeit nicht mehr zerſplittern wollte. Vielleicht aber war auch ſchon das Uebel im Anzug, das ihm ſpäter ſo verderblich werden ſollte. Es erſchienen mitunter hypochondriſche Stimmungen, die es ihm wünſchenswerth machten, nicht viel mit Menſchen zu verkehren. Hin und wieder zeigte er ſogar unnöthiges Mistrauen und ſah trüb und düſter in die Verhältniſſe der Gegenwart und der Zukunft. Bedenkt man indeß, daß Rethel ſechs Jahre lang in einem Zuſtande lebte, wo er nicht wußte, ob die theuerſten Hoffnungen ſeines Lebens in Erfüllung gehen oder ſcheitern ſollten, ſo iſt dieſe Gemüthsſtimmung vollkommen erklärlich.

Im Jahre 1846 ſah der Künſtler ſich denn endlich an einem glücklichen Ziel angelangt. Die von der Regierung beauftragte architektoniſche Commiſſion, welche aus dem Dombaumeiſter Zwirner in Köln und dem Bauinſpector von Laſſaulx in Koblenz beſtand, hatte ſich nämlich dahin ausgeſprochen, daß die Herſtellung der Fenſter an der Südſeite des aachener Rathhauſes ohne einen totalen Umbau nicht möglich ſei, weil die daſelbſt befindlichen Wände eine Durchbrechung nicht aushalten würden. Sie riethen deshalb von dem Umbau ab, der große Koſten und eine Menge Zeit erfordern möchte, und waren der Meinung, daß die maleriſche Ausſchmückung des Raumes dem Orte die rechte Weihe geben dürfte. König Friedrich Wilhelm IV. hatte darauf beſtimmt, daß die Mauern der Südſeite beibehalten werden und daß die Rethel'ſchen Bilder dort ihren Platz finden ſollten. Für den Künſtler waren

aber ſechs Jahre verloren gegangen, die mit ſchwerem Druck auf ſeinem Geiſte und infolge deſſen auf ſeiner Geſundheit laſteten.

Gleichwol begab er ſich rüſtig an die Arbeit, die ihn nur erheitern und erfriſchen konnte. Nachdem er in Frankfurt die erſten Cartons vollendet hatte, finden wir ihn im Beginn von 1847 in ſeiner Vaterſtadt, wo er das kleinere Bild: „Otto in der Gruft Karl's des Großen", malt; den folgenden Winter brachte er in Düſſeldorf bei den Seinigen zu und malte hier ſein letztes Oelbild, welches den heiligen Bonifacius darſtellt. Daſſelbe hat einen gewiſſermaßen ſymboliſchen Charakter, der denn ſeinem Zweck auch vollſtändig entſpricht, denn das Gemälde war für die katholiſche Kirche in Wiesbaden beſtimmt. Wir ſehen den deutſchen Evangeliſten in Pontificalkleidung, den Heiligenſchein um das Haupt, das vom Schwerte des Martyrthums durchſtoßene Evangelienbuch auf der Hand tragend, auf dem Stumpfe der gefällten Wodanseiche wie auf einem Betſchemel mit aufgerichtetem Oberleibe niederkniend und das Antlitz fürbittend gegen den Himmel gerichtet. Zugleich beſchäftigte der Künſtler ſich mit den Studien zu dem dritten Bilde und vollendete im Sommer 1848 in Aachen das zweite Bild, den „Sturz der Irmenſäule".

Gegen den Herbſt aber ſiedelte er nach Dresden über, wo er vom Studium der dort befindlichen alten Bilder großen Nutzen für ſeine eigenen Arbeiten hoffte. Er fand bei Schnorr von Karolsfeld, Rietſchel, Bendemann, Hübner, Reinick und andern Kunſtgenoſſen jene freundliche Aufnahme, welche ſeinem großen Talente gebührte, und nahm den Carton vor, welcher Karl's des Großen Sieg

über die Sarazenen darstellt. Im Sommer 1849 begann er dieses Bild in Aachen, welches indeß erst im folgenden Jahre vollständig fertig wurde. Den Winter von 1850—51 gedachte er anfänglich in Berlin zuzubringen, er hatte aber Dresden so lieb gewonnen, daß er seinen Aufenthalt in der preußischen Residenz schon nach wenigen Wochen aufgab und sich wieder in die Elbestadt begab. Dort entstand nun auch der Carton zu Karl's Einzug in Pavia, welchen er im Sommer desselben Jahres zu Aachen begann und vollendete. Es ist das letzte Frescobild von seiner Hand. Im folgenden Winter fertigte er noch den Carton zur Taufe Wittekind's an.

Der allsommerliche Aufenthalt in seiner Vaterstadt gereichte dem Künstler, soviel ich aus seinen eigenen Aeußerungen und aus den Mittheilungen anderer Bekannten und seiner Familie gehört habe, durchaus nicht zum besondern Vergnügen. Die Orte, welche dem Knaben nur Freude und Lust geboten hatten, gewährten dem Manne nicht im mindesten das gewünschte Behagen. In der Gesellschaft fand er nur wenige Menschen, die sein großes Talent zu würdigen wußten, sodaß er sich äußerst einsam fühlte. Außerdem grollte die Partei, welche eine andere Architektur des Krönungssaals gewünscht hatte, noch fortwährend. Sie sah gleichsam in Rethel den Mann, der ihre Plane vereitelte. Dann aber unterliegt es auch keinem Zweifel, daß sich confessionelle Anschauungen und Bestrebungen dem Künstler entgegenstellten. Aachen besitzt eine starke extreme Partei, die ihm die dort verlebten Tage häufig verbitterte.

Außerdem genoß er bei seinen täglichen Arbeiten nicht einmal die nöthige Ruhe, welche dem schaffenden Künstler

nicht allein wohlthut, ſondern auch nothwendig iſt. Statt daß es ihm vergönnt war, in ruhiger Abgeſchloſſenheit ſeine Gedanken zur Ausführung zu bringen, war der Rathhausſaal von früh bis ſpät den Einheimiſchen wie den Badegäſten und Fremden geöffnet, und es kam nicht ſelten vor, daß ſich die Beſucher aus Kurz- oder Langeweile einfanden und in unverſchämten Redensarten und lautem Gelächter die leichtfertigſten Scherze und ſelbſt die ſchonungsloſeſten Schmähungen über die Arbeiten ergoſſen, während der Maler, ihren Blicken verborgen, oben auf dem Gerüſte ſaß und dieſe ſogenannten Kunſturtheile anhören mußte. Man kann ſich die Empfindungen des Künſtlers, der immer nach den höchſten Zielen geſtrebt hatte, bei dieſen profanen und gemeinen Aeußerungen denken.

Was Wunder, daß der Künſtler unter dieſen Umſtänden in tiefſter Seele litt, zumal da er auch aller ſonſtigen Anerkennung entbehrte! In den öffentlichen Organen war keine Rede von ſeinen Arbeiten, was ſich indeß dadurch erklärt, daß Aachen den Mittelpunkten der Kunſt und der Kritik zu fern liegt. Nicht minder ſchmerzlich empfand er es, daß ſeine alten düſſeldorfer Freunde nicht zum Beſuch kamen und ihm Troſt und Erhebung brachten. Er hat ſich damals gegen verſchiedene Bekannte mit lauter Misbilligung über dieſen Mangel an Theilnahme ausgeſprochen. Freilich muß man bedenken, daß Aachen noch nicht wie heute durch eine directe Eiſenbahn mit Düſſeldorf verbunden war, und daß viele Künſtler die Koſten größerer Reiſen zu ſcheuen haben. So ſetzte ſich denn eine zähe Verdrießlichkeit in ſeiner Seele feſt. War er ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalt in Düſſeldorf zu einer Art von

Mistrauen geneigt, indem er sich von Schadow und seinem nähern Kreise zurückgesetzt glaubte, wovon doch wahrlich nicht die Rede sein kann, so nahm dies in der gegenwärtigen Lage nicht allein zu, sondern es steigerte sich auch zur Krankhaftigkeit, zumal solchen Persönlichkeiten gegenüber, die er nicht durch und durch kannte und von deren Wohlwollen er nicht ganz und gar überzeugt war. Deshalb hat er denn auch sicherlich in vielen Leuten Gegner oder Feinde gesehen, die nicht im mindesten daran dachten, ihm zuwider zu sein. Als Beispiel möge ein kleiner Zug dienen, den mir einer seiner eifrigsten Verehrer mittheilte. Eines Sommers besuchte nämlich Paul Delaroche die dortigen Heilquellen. Der französische Künstler ging in das Rathhaus und sah sich die Arbeiten Rethel's an, der gerad im Saale beschäftigt war, aber er sprach nicht mit dem deutschen Maler, weil er wegen seiner Kränklichkeit der Ruhe und Zurückgezogenheit pflegen mußte. Rethel hörte von dem Besuch und war tief gekränkt, daß Delaroche sich nicht an ihn gewandt hatte. Ein Freund machte nunmehr den Vermittler, worauf der Franzose den jungen Deutschen sofort aufsuchte und ihm zu seiner Genugthuung die freundlichsten Dinge über die Fresken sagte.

Joseph Kehren, der Mitarbeiter an den Fresken, hat mir in einem Briefe geschildert, in welchen verzweifelten Stimmungen er Rethel oft gesehen habe. Ich theile einige Stellen dieser Zuschrift mit: „Neigte sich nun endlich der Abend und sandte die für so viele Menschen erquickenden Sonnenstrahlen in unsere Einsamkeit, und es klang nun auch eine ferne wehmüthige Musik von der Straße herein, dann erlahmte der geschäftige Pinsel in seiner Hand, Thränen entstürzten den Augen,

lautes leidenſchaftliches Schluchzen tönte durch die großen einſamen Räume, wo er zuſammengeſunken vor ſeiner großen Schöpfung ſaß.“ In derſelben entſetzlichen Stimmung traf Kehren ihn auch oft des Morgens. „Er trat dann wol gegen Schöpfung, Menſchen und Gott auf und rief: wie er all ſein Elend als treuer Sohn gegen ſeine Mutter, als guter Bruder gegen ſeine Geſchwiſter, als freundlicher Menſch gegen ſeine Mitmenſchen verdiene!“ Einmal rief er, auf ſeine Werke deutend: „Ich arbeite nur noch für das nackte Leben; alles übrige iſt dahin!“ Als er Kehren ſeine letzte Arbeit, den vollendeten „Einzug in Pavia“, zeigte, der gewiſſermaßen ſeinen eigenen Triumph ſymboliſch andeutet, ſprach er: „Meine Kraft iſt erloſchen! Ich kann nicht mehr! Die Fortführung der Arbeit will ich Ihnen übergeben.“

Seltſamerweiſe fand der Künſtler, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, denn er gehörte durchaus nicht zu den Beſuchern von Kaffee- und Wirthshäuſern, die meiſte Erheiterung und Behaglichkeit an einem Vergnügungsorte, wo er während der erſten Jahre ſeines aachener Aufenthalts faſt täglich zu finden war. Den Hauptanziehungspunkt an dieſem Orte bildete aber die Dame, welche an der Spitze dieſes Hauſes ſtand und in ihrer Specialität einen weitverbreiteten Ruf beſaß. Hatte die Natur ſie ſchon mit ungewöhnlichen Gaben in ihrem Aeußern ausgeſtattet, ſo zeichnete ſie ſich faſt noch mehr durch Friſche des Geiſtes und Geſundheit des Verſtandes aus. Ohne gerade aus beſſeren Verhältniſſen hervorgegangen zu ſein, beſaß ſie eine Menge von Sprachkenntniſſen, die ſie ſich vorzugsweiſe durch mündliche Uebung angeeignet hatte, und wußte

dabei ganz vortrefflich eine lebhafte und anregende Unterhaltung zu führen. Alle dieſe Eigenſchaften verſchafften ihr ſtets eine Menge von Gäſten. In dieſe Atmoſphäre trat nun auch Rethel und fand dort ein Genügen, wie es ihm ſonſt in Aachen nicht geboten wurde. Die Dame nahm ſich des einſamen Malers ganz beſonders an; daß er ein ausgezeichneter Künſtler ſei, war ihr kaum bekannt. Sie ſorgte für ihn, wie man für einen guten Menſchen ſorgt. Die Folge davon war, daß er eine Leidenſchaft zu ihr faßte, welche er in einigen Zeichnungen illuſtrirte, die er ihr denn ohne irgendeine andere ſchriftliche Erklärung zuſandte.

Eine Liebeserklärung in Zeichnungen von einem Künſtler wie Rethel iſt ſicher ein ſo intereſſantes Problem, daß wir ihm eine nähere Betrachtung widmen müſſen. Dieſelbe beſteht nun in vier Blättern, welche ſich gegenwärtig im Beſitz des Stadtbaumeiſters Herrn Ark in Aachen befinden und in einfachen Contouren auf Poſtpapier gezeichnet ſind. Auf dem erſten erblickt man auf einem von Wolken getragenen Muſchelwagen, der von Schwänen gezogen wird, eine weibliche Geſtalt mit dem Füllhorn im Arme, unter welcher ſich der Künſtler die Lebensluſt gedacht hat und welcher ein im Vordergrunde am Meere kniender junger Mann ſeine Huldigungen darbringt. Das zweite Bild zeigt dieſe Geſtalt auf der Flucht, indem ſie vom Horizont her dem Jüngling winkt. Dieſer aber entreißt ſich eben zweien Masken, welche die Liſt und Heuchelei darſtellen und nach d[illegible]ebensluſt hinweiſen. Auf der dritten Zeichnung liegt [illegible]ge Mann, von Reue zerſchmettert, am Ufer des ſturmgepeitſchten Meeres, vor ihm aber erſcheint in einer Wolke die Kunſt mit mahnendem Rufe.

Die vierte Compoſition iſt humoriſtiſcher Natur. Sie zeigt uns den Künſtler, der ſich vom rauſchenden Leben der Welt zurückgezogen hat, vergnügt und wohlgenährt an ſeiner Staffelei in einer wohleingerichteten Häuslichkeit.

Jedermann wird dieſe Allegorien, nachdem er dieſe Erklärung hat, verſtehen. Ohne eine eingehende Deutung möchte aber der Sinn einigermaßen dunkel ſein. Auch erreichte der Künſtler dieſes Ziel nicht ſofort, denn die Dame verſtand ſeine Zeichnungen nicht. In der Folge trat indeß eine Verſtändigung ein. Es folgte ein raſches Gelöbniß, das indeß ebenſo raſch gelöſt wurde, als Rethel im Herbſte des Jahres 1848 Aachen verlaſſen hatte. Welche Urſachen dazu mitgewirkt haben, iſt heute nicht mehr zu enträthſeln. Die innern Gründe hat der arme Künſtler mit ſich ins Grab genommen. Es ſcheint, daß er trotz ſeiner Leidenſchaft die Ehe dennoch fürchtete, weil er die Verhältniſſe zu einer ewigen Verbindung nicht für paſſend hielt, und daß er ſelber leidend und das Leid der Geliebten ſehend, zu der Verlobung hingeriſſen wurde. In einem Entſchuldigungsbriefe, den er an einen aachener Bekannten richtete, kommen folgende Worte vor, in denen ſich auf eine erhebende Weiſe ſeine Liebe zur Kunſt offenbart. Er ſchreibt: „Endlich müßte ich mittheilen den hohen Begriff, die ganze Bedeutung meiner Kunſt, der ich alles aufzuopfern im Stande bin, näher auseinanderſetzen .... Die Kunſt iſt das vom Himmel mir anvertraute Kapital, über deſſen Verwaltung und Verwerthung ich einſt vor Gott und Menſchen Rechenſchaft ablegen muß. Die Bilder ſind meine Kinder. Mit großen Sorgen und Schmerzen bringe ich ſie zur Welt und iſt ihre Heranbildung verbunden,

und — glauben Sie mir — entlasse ich eins derselben, muß ich mich von demselben trennen, so fühle ich es tief, daß es ein Stück von meinem eigenen Ich war. Denken Sie sich lebhaft den Zustand eines productiven, so Gott will ernsten Künstlers."

Außer den ebengenannten Zeichnungen fällt in diese Zeit auch wol die humoristische Composition eines Postwagens, der eine seltsame Gesellschaft enthält und von dürren Kleppern einen steilen Weg hinabgezogen wird, worüber die Passagiere keinen kleinen Schreck an den Tag legen. Dieselbe befindet sich im Besitz seiner Cousine, der Frau Iven in Aachen. Schließlich ist aber noch eine kleine Federzeichnung allegorischer Art aus dem aachener Aufenthalt aufzuführen, welche den Dombau seiner Vaterstadt schildert. Schlanke Eichenstämme bilden den Rahmen für ein größeres Mittel- und vier kleinere Seitenbilder. In dem erstern erblickt man den Dom mit dessen Schutzengel, der eine Tafel mit der Jahreszahl 1353 in der einen Hand hält, während die andere nach der in den Wolken thronenden Muttergottes zeigt. Die vier kleinen Darstellungen beziehen sich auf die Ausführung des Werkes. Eine derselben enthält eine Nonne an einem Altar, auf den fromme Mädchen ihren Schmuck niederlegen. Auf einem zweiten gewahrt man einen Rathsherrn mit den Documenten des Dombaues. Die andere Seite weist einestheils die Grundsteinlegung, anderntheils die Ablöhnung der Arbeiter durch einen Mönch auf. Unter diesen Feldern wird endlich die Gruft Kaiser Karl's sichtbar, der als Leiche mit den Reichsinsignien geschmückt auf dem Stuhle sitzt.

Ueber die Aufregungen, Verstimmungen und Melan-

cholien, welche den Künſtler in dieſer Zeit heimſuchten und ſich zuweilen in ſchreckenerregenden Ausbrüchen offenbarten, haben mir auch noch andere Freunde berichtet. Man möchte ſogar geneigt ſein, in ihnen die Vorboten der ſpätern Krankheit zu vermuthen. Hat hier indeß ſchon eine angeborene Anlage mitgewirkt? Iſt jene Kopfverletzung, die er in der Jugend erlitt, und die ihm eine lange dauernde Taubheit zuzog, nicht ohne Nachwirkung geblieben? Haben die aachener Verdrießlichkeiten mit den in ihrer Folge auftretenden Gemüthserſchütterungen das Uebel hervorgebracht? Iſt ihm nicht auch jene Herzensneigung verderblich geworden? Hat nicht die Kälte und Theilnahmloſigkeit des deutſchen Volks gegenüber ſeinem brennenden Ehrgeiz und ſeinem Bedürfniß nach rühmlicher Anerkennung verwirrend und verletzend auf ihn eingewirkt? Wer kann es ſagen! Mich will es bedünken, daß die geſammten Urſachen und weiter hinaus noch hauptſächlich eine überaus angeſtrengte Thätigkeit, die ſowol in ſchaffender Production wie in aufreibender Ausführung vorliegender Compoſitionen niemals ruhte und raſtete, in Betracht zu ziehen ſind. Es gibt gewiß Künſtler, welche in Rethel's Alter eine gleich große Reihe von Werken hinter ſich haben, aber es gibt keinen einzigen, der in demſelben gleich ihm die Macht, Fülle, Breite und Tiefe hiſtoriſcher Gedanken und Thaten verarbeitet hat. Was Wunder, daß endlich der zu ſtraff geſpannte Bogen ſprang!

Auch in ſeinen Compoſitionen, die aus der Zeit ſeines dresdener Aufenthalts ſtammen, erſieht man einen verdüſterten Seelenzuſtand. In Düſſeldorf hatte er gewiſſermaßen ſeine erſte Kunſtperiode durchgemacht. Es war die

Zeit jugendlicher poetiſcher Darſtellung, in der ſich der Jüngling noch oft in ſtürmiſchen und etwas kurzen und gedrungenen Formen offenbart. Seine zweite frankfurter Periode, die auch durch den römiſchen Aufenthalt fortdauert, iſt hiſtoriſch, maßvoll, edel in Faſſung und Darſtellung des Gedankens, den er in ſchlanken, klaren, großen Formen ausdrückt. Er ſteht als ein fertiger Mann da. Faſſen wir nun die aachen-dresdener Zeit als dritte Periode, ſo ſehen wir ihn hier der Reflexion zugewendet. Es will mich oft bedünken, als ſei er ein philoſophiſcher Grübler. Deshalb ſpielt denn auch in ſeine meiſten Entwürfe die Symbolik hinein. Freilich iſt hier von keiner phraſenhaften Allegorie die Rede. Selbſt wo er das gefährliche Feld der Gedankenmalerei betritt, iſt er eigenthümlich plaſtiſch und verſtändlich. Dazu kommt noch, daß ſeine meiſten Darſtellungen einem verdüſterten und trüben Geiſte entſproſſen ſind. Die Lebensfreude und der Humor werden immer ſeltener. Und auch in der Technik macht ſich allmählich eine Abnahme geltend. Beſonders die Zeichnungen ſeiner letzten Zeit liefern den Beweis, daß er nicht mehr im Stande war, jene ſchönen ſichern Linien zu ziehen, welche die Arbeiten der frankfurter Periode ſo ſehr auszeichnen. Man ſieht noch immer den Löwen, aber er iſt ein kranker Löwe.

Die bedeutendſten Arbeiten dieſer Periode gehören wol auf das dunkle Gebiet der Todtentänze.

Zu einer Reihe von höchſt eigenthümlichen Zeichnungen gab ihm das wilde Jahr 1848 unerwünſchten Anlaß. Der Künſtler war nämlich ein entſchiedener Feind der ſich überſtürzenden Bewegung, welche in ihren Anfängen ſo viel

verſprach und in ihren Folgen ſo wenig hielt. Seine tiefen geſchichtlichen Studien mochten ihm die Ueberzeugung beigebracht haben, daß eine allzu jähe Entwickelung im Völkerleben niemals die gehofften Reſultate mit ſich bringt. Man darf aber nicht glauben, daß er ſich der reactionären Partei zuneigte, im Gegentheil, er war ein Freund des gemäßigten Fortſchritts und hielt in ſeinen Ueberzeugungen zur conſtitutionellen Partei. Die Einheit Deutſchlands war ſein höchſtes Ideal. So vermuthete er, daß durch die unmäßigen Forderungen einer extremen Partei das zu erreichende Ziel eher in die Ferne wie in die Nähe gerückt würde. Der Aufſtand und Kampf in Dresden, der im Frühjahr 1849 ſtattfand, brachte dieſe Ueberzeugungen noch mehr zur Reife. Sein Künſtlergeiſt regte ſich gewaltig, er wollte dem Volk eine Lehre in den Formen der Kunſt geben. So entwarf er ſechs Zeichnungen, welche er mit dem Namen „Ein Todtentanz aus dem Jahre 1848" taufte und die ſofort mit einem Texte von Robert Reinick in Leipzig bei Georg Wigand erſchienen.

Die Blätter werden durch folgende Verſe eingeleitet:

Du Bürger und du Bauersmann
Schaut recht euch dieſe Blätter an,
Da ſeht ihr nackt und ohne Kleid
Ein ernſtes Bild aus ernſter Zeit.
Wol kommt ſo mancher zu euch her,
Als ob's ein rechter Heiland wär,
Und ſpricht von Macht und Herrlichkeit,
Die er für alle hat bereit;
Ihr glaubt es ihm, weil's euch gefällt.
Schaut her, wie es damit beſtellt.

Das erſte Blatt wird durch folgende Zeilen erklärt:

„Freiheit, Gleichheit und Brüderſinn,
Du alte Zeit, fahr' hin, fahr' hin!"
Solch Schrei durchdringt der Völker Rund.
Da thut ſich auf der Erde Grund
Es ſteigt herauf der Senſenmann,
Der merkt, ein Erntetag bricht an,
Und wie er ſteigt aus Licht hervor,
Drängt ſich um ihn ein Weiberchor,
Sein Rüſtzeug bringen ſie heran,
Daß er ſein Werk beginnen kann.
Gerechtigkeit gebunden iſt,
Das Schwert ſtahl ihr die ſchlaue Liſt,
Die Lüge nahm die Wag' ihr fort,
Sie bieten's dem Geſellen dort.
Den Hut reicht ihm die Eitelkeit,
Die Tollheit hält ihr Roß bereit,
Die Blutgier bringt die Senſe her,
Das iſt des Schnitters beſte Wehr.
Ihr Menſchen, ja, nun kommt der Mann,
Der frei und gleich euch machen kann.

Unter dem zweiten Blatte ſtehen folgende Verſe:

Der Morgen ſchaut vom Himmelszelt
So klar wie ſonſt auf Stadt und Feld,
Da trabt mit wilder Haſt heran
Der Freund des Volks, der Senſenmann;
Zur Stadt lenkt ſeinen Gaul er hin,
Schon ahnt er reiche Ernte drin.
Die Hahnenfeder auf dem Hut
Glüht in der Sonne roth wie Blut,
Die Senſe blitzt wie Wetterſchein,
Es ſtöhnt der Gaul, die Raben ſchrein.

Dann folgt das dritte Bild:

Er iſt am Ziel. — Sieh, gleich am Thor
Die Schenk und mancher Gaſt davor;
Beim Branntwein frecher Lieder Klang
Und wüſt Gelächter, Spiel und Zank.
Er tritt heran mit ſchlauem Blick
Und ruft: „Aufs Wohl der Republik!
Was gilt noch eine Krone viel?
Nicht mehr als wie ein Pfeifenſtiel.
Zum Spaß will ich's beweiſen euch,
Gebt Acht!“ Er holt die Wage gleich,
Hält ſie am Zünglein ſtatt am Ring,
Sie merken's nicht, ſie freut das Ding.
Sie ſchrein: „Das iſt der rechte Mann!
Dem folgen wir, der führt uns an.“
Du blindes Weib, was ſchleichſt du fort?
Siehſt mehr du als die andern dort?

Bei der vierten Zeichnung ſteht die Erklärung:

„Freiheit, Gleichheit und Brüderſinn!“
Der Schrei wälzt durch die Stadt ſich hin.
„Zum Rathhaus!“ Horch, der Steinwurf ſauſt
„Hoch Republik!“ Die Flamme brauſt.
„Zum Markt, zum Markt. Da ſteht er ſchon
Der Held der Revolution!
Hört ihn!“ Stumm alles wie ein Grab,
Er aber reicht das Schwert herab
Und hält es allem Volk bereit,
Die Liſt nahm's der Gerechtigkeit.
Er ſchreit: „Du Volk! dies Schwert iſt dein,
Wer ſonſt kann richten? Du allein!
Durch dich ſpricht Gott, durch dich allein!“
„Blut, Blut!“ viel tauſend Kehlen ſchrein.

Wir gehen zur fünften Compoſition:

„Zur Barrikade! Pflaſter auf!“
Da ſteht der Bau, und obendrauf
Er, den zum Führer ſie ernannt,
Die blut'ge Fahne in feſter Hand.
Kartätſchen pfeifen, hei das kracht,
Sie ſtürzen rings, er aber lacht:
„Jetzt löſ' ich mein Verſprechen euch,
Ihr alle ſollt mir werden gleich!“
Er hebt ſein Wams, und wie ſie's ſchaun,
Da faßt ihr Herz ein eiſig Graun,
Ihr Blut ſtrömt, wie die Fahne roth,
Der ſie geführt, es war der Tod.

Die Verſe zum letzten Bilde heißen:

Der ſie geführt, es war der Tod,
Er hat gehalten, was er bot,
Die ihm gefolgt, ſie liegen bleich
Als Brüder alle, frei und gleich.
Seht hin, die Maske that er fort,
Als Sieger hoch zu Roſſe dort
Zieht, der Verweſung Hohn im Blick,
Der Held der rothen Republik.

Ich gebe dieſe etwas ausführliche Beſchreibung Reinick's aus Pietät für den verſtorbenen Freund, weil er der erſte Beſchreiber der Blätter iſt und weil ſeine Verſe die Darſtellungen trefflich bezeichnen. Ueber die Auffaſſung läßt ſich natürlich ſtreiten. Eine gewiſſe Einſeitigkeit iſt darin nicht zu verkennen. Wenn man Rethel aber als Genoſſen der Kreuzzeitungspartei hinzuſtellen verſucht hat, ſo beruht dieſe Annahme auf Irrthum oder Böswilligkeit. In künſtleriſcher Beziehung ſtehen die Blätter außerordentlich hoch. Ihre

mächtige groteske Phantaſtik deutet jedenfalls auf einen gewaltigen Schöpfergeiſt. Ueberdies aber werden ſie eine intereſſante culturgeſchichtliche Urkunde bleiben.

Daß der Künſtler ſich übrigens mit Vorliebe auf dem ſchauerlichen Gebiet der Todtentänze bewegte, bezeugen auch noch zwei andere in Holzſchnitt bei Eduard Schulte in Düſſeldorf herausgegebene Blätter. Das eine derſelben, betitelt: „Der Tod als Erwürger", gibt ſich als eine Illuſtration des erſten Auftritts der Cholera auf einem Maskenball in Paris 1831 zu erkennen. In der Mitte der Zeichnung ſteht der Tod und ſpielt die Geige, während das Orcheſter im Hintergrunde auf einer Galerie von dannen ſtürzt und während unten auf dem Boden die Masken in ihren Mummenſchanzkleidern als Leichen liegen oder ſich ſchmerzvoll ihrem Ende entgegenkrümmen. Der Tod aber iſt mit der Cholera gekommen, die als dunkles Geſpenſt, eine Geiſel in der Hand, ruhig auf einer Treppe ſitzt und erbarmungslos in das öde Verderben hineinſtarrt. In dieſer Compoſition iſt mit den geringſten Mitteln eine furchtbar großartige Wirkung erreicht. Er entwarf ſie im Winter von 1847—48 in Düſſeldorf und zeigte ſie in einer Künſtlergeſellſchaft vor, wo ſie auf einige Mitglieder einen ſo mächtigen Eindruck machte, daß ſie die ſchrecklichen Geſtalten nachts nicht ſchlafen ließen. Dagegen macht ein anderes Blatt: „Der Tod als Freund", einen durchaus verſöhnlichen Eindruck. Wir ſchauen hier in die einſame Stube eines alten Mannes, unter dem ſich der Künſtler, wie es ſcheint, einen Thurmwächter gedacht hat. Der Greis ruht in einem Sorgenſtuhl. Durch das Fenſter, auf deſſen Bank ein ſingendes Vöglein ſitzt, blickt

man in eine ſchöne Landſchaft, über welcher die Sonne untergeht. In dieſe Stätte des Friedens aber iſt der Tod eingetreten und zieht an einem Strange, deſſen Glöcklein die letzte Stunde des lebensmüden Menſchen verkündet. Die Erfindung iſt ebenſo rührend wie erhaben. Dieſes zweite Blatt iſt 1851 in Dresden entſtanden. Alle dieſe Todtentanzdichtungen ſind durch Bürkel in Holz geſchnitten worden. In Rethel's Nachlaß findet ſich indeß noch eine andere Zeichnung ähnlicher Art, denn er ging eine Zeit lang mit dem Gedanken um, den beiden letzten Blättern noch andere hinzuzufügen und ſie zu einem Cyklus zu vereinen. Wir ſehen auf demſelben den Tod, wie er als Diener einem Gelehrten, der in Geſellſchaft vorgeleſen hat, auf einem Brett Erfriſchungen reicht; derſelbe ſinkt, nachdem er das Glas geleert hat, zu Boden und reißt das Pult mit den Büchern um, daß die Blätter umherſtieben. Die erſchrockenen Freunde greifen ihn auf, die nahe ſitzenden Damen betrachten ihn angſtvoll und beſtürzt. Der Tod aber, die Knochengeſtalt unter der Livree verſteckt, ſteht mit der Flaſche, aus der er den Sterbetrank credenzte, in der Mitte des Kreiſes und wirft im Weitergehen einen mitleidigen Blick auf ſein Opfer. Der Künſtler hat dieſen Vorgang in einen blühenden Garten und in eine glänzende Geſellſchaft verlegt. Es iſt ein Tod im rauſchenden Glück des Lebens und des Ruhmes.

Zwei andere gewiſſermaßen politiſche Zeichnungen finden ſich noch in ſeinen Mappen. Ein flüchtiges Blatt deutet auf das Jahr 1849. Auf demſelben ſendet ein Engel den Krieg in Geſtalt eines Knaben mit Geiſel und Maske durch den ſterndurchſäeten Vorhang der Welt, während er

den schon vortretenden Frieden, eine Gestalt mit Kranz und Palme, zurückhält. Eine andere Allegorie auf den Jahreswechsel 1850 zeigt einen Eisenbahnzug mit dampfender Locomotive, auf welcher die Zeit mit Stundenglas und Sense als Führer und der Tod als Heizer steht. Der Moment als Schaffner bewillkommnet die Einsteigenden mit gezogener Mütze. Die letzten sind das neue Jahr mit gefülltem Horn und der Friedensengel, die von den Fahrgästen freudig begrüßt werden. Hinten aber steigt das alte Jahr mit der Krücke aus, die Historie auf seinem Rücken, den Krieg als kläffenden Hund, der den Frieden anbellt, am Seil führend, während ihm der Packknecht in der offenen Thür den Bündel mit den Erfahrungen, die er zurücklassen wollte, eilig nachwirft.

Zwei historische Compositionen dieser Zeit habe ich schon bei Gelegenheit der karolingischen Zeichnungen erwähnt. Unter ihnen hat „Karl der Große und die aachener Nixe" einen entschieden allegorischen Charakter. Der letztere findet sich auch bei einigen Blättern, die in Dresden entstanden sind, wo im Compositionsverein die Aufgaben gestellt wurden, die Verwunderung und die Faulheit in historischen Darstellungen wiederzugeben. Zu der ersten wählte sich Rethel Heinrich den Vogelsteller. Er sitzt auf dem Platte am Fuße eines dicken Baumstammes auf seinem Mantel in einfachem Jagdkleide mit kurzem Schwert an der Seite. Das Garn, dessen Strick er um die Hand gewunden hat, ist neben ihm aufgezogen. An demselben hockt eine Eule, welche das Geflügel herbeilocken soll. In solcher Stellung vernimmt er Geräusch in der Ferne und wendet sich unmuthig über die unwillkommene Störung

um. Im Hintergrunde aber ſieht man einen Zug von Rittern, deſſen Kleiderpracht im Sonnenſchein durch die Baumſtämme funkelt. Alle ſitzen zu Pferde. Voran reitet der Kanzler mit der Wahlurkunde, an welcher das Reichsſiegel hängt; ihm folgen zwei Ritter mit Krone und Schwert, denen ſich die übrigen mit wehenden Bannern anſchließen. Dieſer glänzende Vorgang und der tiefe ſtolze Wald bilden einen höchſt poetiſchen Gegenſatz.

Die andere Compoſition ſtellt Wenzel den Faulen und ſeine Erfindung des Petſchafts dar. Die Sage erzählt nämlich von dieſem Kaiſer, daß er das genannte Inſtrument hergeſtellt habe, weil es ihm zu viel Mühe machte, die zahlreichen Regierungsvorlagen eigenhändig zu unterſchreiben. Rethel hat nun auch dem genannten Regenten jene Eigenſchaften, welche ihm ſeinen durchaus nicht ſchmeichelhaften Beinamen gaben, in ſo unverkennbarer Weiſe aufgeprägt, daß ſie zugleich eine höchſt humoriſtiſche Wirkung hervorbringen. Wenzel ſitzt ſchläfrig in ſeinen bequemſten Seſſel gelehnt, die Füße ruhen auf weichem Polſter, die Krone hängt wie eine Schlafmütze nachläſſig über die Stuhllehne. Beineben auf dem Tiſche ſteht das Damenbrett, hinter demſelben ſitzt der dicke Kurfürſt von Baiern, mit dem der Herrſcher eben geſpielt hat, und gähnt mit weit offenem Munde, ſodaß man ſich faſt veranlaßt ſieht, mit ihm zu gähnen. Weinkrüge und ein mächtiger Schinken zeigen an, daß die Herren das Frühſtück nicht vergeſſen haben. Vor dem Herrſcher aber ſteht der Reichskanzler mit einem Pagen, welcher kniend das Tiſchchen mit den vorgelegten Urkunden darbietet, auf welche des Kaiſers mächtige Fauſt den nothwendigen Druck ausüben ſoll. Unterdeß ſchlägt der hinter

der Gruppe ſtehende Narr die Hände vor Verwunderung zuſammen und ſchreit laut über die unerhörte Kraftanſtrengung ſeines Herrn. Im Hintergrunde ſitzt die Kaiſerin mit ihren Damen am offenen Fenſter beim Stickrahmen.

Sind wir hier mit den hiſtoriſchen Zeichnungen zu Ende, ſo ſtoßen wir im Nachlaß des Künſtlers doch noch auf einige Arbeiten, welche gleichfalls nicht das Datum der Entſtehung mit ſich führen. Zwei Blätter enthalten Illuſtrationen zu Dichtern.

Die erſte derſelben iſt durch die „Fröſche“ des Ariſtophanes hervorgerufen worden. Sie zeigt Aeſchylos auf einem Throne in der Unterwelt. Von der einen Seite naht Euripides mit einem Schwarm ſeiner Anhänger, um Aeſchylos herabzuſtoßen und den Günſtling an ſeine Stelle zu ſetzen. Der Vater der griechiſchen Tragödie ſieht ſich bedrängt um. Da tritt von der andern Seite Sophokles in einzelner Figur hinzu, auf den die Jünger des Euripides in der Hoffnung hinſchauen, daß er ſich ihnen anſchließen werde. Sophokles kniet aber vor dem alten Meiſter nieder und legt ihm ſeinen Kranz zu Füßen, worauf dieſer ihm dankbar die Hand reicht. Im Hintergrunde erblickt man einige Geſtalten der Unterwelt, die dem Vorgang aufmerkſam folgen, nämlich Pluto und Proſerpina, Siſyphus, der den Stein bergan wälzt, und die Danaiden, die in das durchlöcherte Faß ſchöpfen. Auch der Baum der Heſperiden ſteht dort. Ganz im Vordergrunde ſitzt, von den Fröſchen umgeben, Ariſtophanes, der die Scene aufſchreibt.

Eine andere Compoſition iſt dem Dante entnommen und zeigt die Leiche des Manfred, dem das vorüberziehende

feindliche Heer durch Anhäufung von Steinen ein Denkmal ſetzt. Der Todte liegt in einer Vertiefung am Wege neben ſeinem zerbrochenen Schilde. Ein Theil der Krieger iſt ſchon vorüber, andere ſieht man kommen und Steine aufraffen; die Vorderſten legen dieſelben mit tiefer Rührung zu Füßen des gefallenen Helden.

Ferner findet ſich in den Mappen des Künſtlers ein Blatt mit der Unterſchrift: „Phrygier bändigen das Pferd.“ Man erblickt auf demſelben ein Roß, das ſich in prächtiger Wildheit hoch aufbäumt, um dem verhaßten Joche zu entgehen. Indeß ein kühner Mann wirft ihm eine Schlinge um den Hals und ein zweiter ſchwingt ſich in muthigem Sprunge auf den Nacken. Dieſe Scene geht unter dem Sternbild des Centauren vor ſich. Ob ein Spruch oder Gedicht die Veranlaſſung zu der Zeichnung gegeben hat, weiß ich nicht.

Ebenſo wenig iſt ein Krieger — wenn es nicht Harras der kühne Springer ſein ſoll —, der ſich mit einer Fahne in der Hand durch einen Sprung der Verfolgung ſeiner Feinde entzieht, zu erklären. Das Haupt mit dem Banner des Deutſchen Reichs umhüllt, unternimmt der Kühne den Satz von Felſen in die Flut. Hinter ihm ſprengen ſeine Verfolger heran, die über ſeinen Heldenmuth ſtaunen. Am Ufer des Fluſſes knien die Gefährten, um ſich zu ergeben.

Endlich iſt noch eine Compoſition anzuführen, auf welcher Männer mit Fackeln eine jugendliche Leiche in ritterlicher Kleidung aus einem Mauerbogen hervortragen. Oberhalb des Bogens ſitzt eine verhüllte trauernde Frauengeſtalt. Wahrſcheinlich iſt hier der heilige Sebaſtian dargeſtellt, der

in der Nacht nach der Steinigung von den Chriſten aus der Cloaca maſſima gezogen wird.

Im Jahre 1850 wurden Rethel's Freunde durch eine fröhliche Nachricht überraſcht. Er hatte in Dresden die Familie des Profeſſors und Malers Auguſt Grahl kennen gelernt und zu deſſen liebenswürdigen Tochter Marie eine warme Herzensneigung gefaßt, die eine gleich warme Erwiderung fand. Gegen einen Bund fürs Leben war nichts zu ſagen. Die Aeltern gaben mit Freuden ihren Segen zu der Verlobung. Der Künſtler war überglücklich, denn er ſah einer freien und frohen Zukunft entgegen, welche ſich um ſo ſchöner zu geſtalten ſchien, da die Familie Grahl in vollſter Wohlhabenheit lebte und da alſo keine Nahrungsſorgen, die auf dem Hausweſen ſo vieler und ſelbſt der ausgezeichnetſten Künſtler zu laſten pflegen, in Ausſicht ſtanden. Der Bräutigam ſchmückte ſeine Braut ſofort mit allerlei Zeichen ſeines ſchönen Talents, welche als reizende Illuſtrationen des Brautſtandes angeſehen werden können. Das hervorragendſte Geſchenk unter denſelben iſt ein kleiner Kalender, welcher in der letzten Zeit von Frau Rethel, als Andenken an den verſtorbenen Gatten, in Holzſchnitt und mit begleitenden Gedichten herausgegeben worden iſt. Derſelbe enthält vierzehn Zeichnungen, von denen das Titelblatt, welches den Abzug des alten und den Auftritt des neuen Jahres darſtellt, und das Schlußbild, auf welchem Saturn, der Gott der Zeit, das Jahr abführt, in größerm Format gezeichnet ſind. Die Monate ſind durch Kindergeſtalten perſonificirt: der Januar als Gelehrter in der Studirſtube, der Februar als Carneval, der März als Spender der erſten Sonnenſtrahlen in die

Krankenſtube, der April als Regenbringer, der Mai als Wandermonat, der Juni als Durſtſtiller in der Hitze, der Juli als Unkrauttilger, der Auguſt als Ernteſpender, der September als Traubenleſer und Moſtſchenker, der October als Schüttler des gelben Laubes, der November als Erzähler und der December als Weihnachtsmann. In dieſen kleinen Zeichnungen herrſcht ein heiterer und luſtiger Humor, der uns das neue Lebensglück des Künſtlers lachend vor die Augen führt. Freilich fällt in dieſelbe Zeit auch die Compoſition „Der Tod als Freund", woraus ſich leider der Schluß ziehen läßt, daß die düſtern Phantaſien, welche wenig zu einem fröhlichen Brautſtande ſtimmen, den Künſtler noch nicht verlaſſen hatten.

Die Hochzeit wurde im Herbſt 1851 gefeiert. Aber ſtatt Ruhe, Frieden und Seligkeit brachten ſchon die erſten Wochen der Ehe lauter Unheil und Schrecken. Die junge Frau erkrankte nämlich an einem heftigen Nervenfieber, deſſen gefahrdrohender Verlauf lange Monate dauerte, in denen man tagtäglich fürchten mußte, daß die Krankheit dem Leben ein Ende ſetzen würde. Man kann ſich den Zuſtand des Künſtlers denken, der ſich eben im Hafen des Glückes angelangt glaubte und nun plötzlich auf das hohe Meer des Unglücks hinausgeſchleudert ſah. Sein Geiſt gerieth in eine neue ungewöhnliche und verderbliche Erregung, die in gleicher Weiſe zerſtörend auf ſeinen Körper wirkte. Die Verwandten bemerkten eine offenbare Abnahme ſeiner ſeeliſchen und leiblichen Kräfte. Endlich entſchied ſich das heftige Siechthum ſeiner Frau in eine glückliche Geneſung, die Rethel alsdann in einer ſehr ſchönen, ſeines Talents durchaus würdigen allegoriſchen Zeichnung feierte.

Wir kommen hier zu einem der letzten Werke des Künstlers, dem er in Auffassung und Ausführung noch den Stempel der Vollendung aufgeprägt hat. Die Darstellung ist in der Art der alten classischen Reliefs gehalten. Die Gestalten sind einfach großartig in der Bewegung, die Gewänder stilvoll. Alles gemahnt an die klaren schönen Formen der Antike. So führt uns der Künstler in das stille ruhige Gemach einer von schwerer Krankheit genesenen Frau, die dem Leben wiedergeschenkt ist. Hohe weibliche Gestalten symbolisiren die Gefühle, die ein solches nach schweren Prüfungen zur Freude gekehrtes Herz bewegen und sein neues Dasein umgeben. Die Genesene sitzt in einem hohen bequemen Stuhl, halb vorgebeugt, um das Haupt an die Brust der liebevollen Pflegerin, der Cura, zu legen, welche die zarte, der Schonung bedürftige Gestalt in ein wärmendes Gewand hüllt. Hinter ihrem Stuhl steht die Pietas mit gefaltenen Händen, den gläubig dankbaren Blick zum Himmel gerichtet. Dann gewahren wir an der Hand der Wissenschaft die Gesundheit durch das Fenster zwischen Sonnenstrahlen und Frühlingsgrün hereinschweben, während die Krankheit mit Mohnkranz und Sichel durch das Dunkel der Thür verschwindet.

In diese Zeit gehören ferner einige Zeichnungen zu Luther's Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott", die in der Ausführung indeß schon die unsichere Hand des Kranken aufweisen. Als Illustration zur ersten Strophe gewahrt man die Kirche in Gestalt einer verhüllten Frau mit Kreuz und Bibel. Sie kniet an einer starken Mauer. Zwei Engel mit flammenden Schwertern halten ihre Schilde über sie. An der Mauer hinauf klimmen die Lüfte der

Welt, um ſie zu verlocken und zu beſiegen. Es ſind die Habſucht mit Brett und Würfeln, die Ruhmſucht mit bekränztem Todtenkopf und der Geiz mit einem Beutel voll Gold, auf dem „Californien“ ſteht. Der Tod mit der Geige im Arm ſchleicht ſich fort und der Teufel entflieht in eine Höhle, ſodaß man nur noch den Pferdefuß ſieht. Um die zweite Strophe: „Mit unſrer Macht iſt nichts gethan“, zu charakteriſiren, zeigt uns der Künſtler die beſiegte und zerſtörte Welt. Die Männer ſind gefallen, Gebeine und Schädel liegen umher. Ein Weib mit einem Säugling zieht eine Rübe aus der Erde, um den Hunger zu ſtillen. Drei Geſtalten, welche die Stände vorſtellen, liegen reuig und niedergeſchmettert am Boden. Ueber ihnen aber erſcheint in Glorienglanz Chriſtus und zwei Propheten, welche wahrſcheinlich Moſes und Elias darſtellen. Zur Erklärung der dritten Strophe: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'“, zeigt er uns Chriſtus auf einem Felſen, der dem Teufel auf den Nacken tritt und ihn in die Tiefe ſtürzt. Auf dem Schilde des Böſen ſtehen die Worte plus ultra. Auf der andern Seite aber kommt die Gemeinde aus der Kirche. Ein Engel leitet in Strahlen den Segen des Himmels auf die keimende Saat, während der Teufel im Fliehen noch den Samen des Unkrauts hinter ſich wirft. Zu der vierten Strophe iſt keine Compoſition mehr entſtanden. Die drei erſten Blätter ſind ſeit kurzem in Holzſchnitt erſchienen.

Ich komme ſchließlich noch auf ein gleichfalls aus der letzten Zeit des Künſtlers herſtammendes und die Spuren der Krankheit an ſich tragendes Blatt, welches Rethel den Thaten ſeines Namensgenoſſen Alfred des Großen widmete

und das aus einem Cyklus von Compoſitionen beſteht, die auf ein Blatt zuſammengetragen ſind. Daſſelbe iſt in verſchiedene bogenartige Felder eingetheilt und enthält drei größere und vier kleinere Bilder. Eigentlich lag es ſogar in der Abſicht des Künſtlers, noch drei kleinere Compoſitionen unter der größern anzubringen, die aber nicht fertig geworden ſind. Das mittelſte und größte Feld bildet einen Spitzbogen, in welchem wir den Britenkönig gewahren, der als Sänger verkleidet in das feindliche Lager geſchlichen iſt und während die Krieger ſeinen Liedern arglos lauſchen, ihre Schwächen erforſcht. Alfred ſitzt auf einem erhöhten Platz. Indeß ſeine Hände über die Saiten gleiten, forſcht er mit ſeitlich gewendetem Blick und ſcharfen Mienen. Auf dem erſten Seitenbilde ſteht er im Mantel gehüllt vor dem Thore und fordert Einlaß, auf dem zweiten aber ſchildert er ſeinen Sieg, der ihm die Königskrone einträgt. In den größern Flächen, die ſich über den letzten Scenen erheben, ſehen wir ihn auf der einen in Nacht und Nebel einſam ſeine Burg verlaſſen, und auf der andern nach wiedererlangtem Frieden in ſeinen Landen mit neuen Bauten beſchäftigt. Die durch den Mittelbogen gebildeten kleinſten Bilder zeigen uns ſeine Erziehung bei der Mutter und ſeinen Aufenthalt in einer Bauerhütte, wo die Frau ihm der Sage nach den Auftrag gegeben hatte, auf das backende Brot zu achten, das er aber verbrennen läßt.

Zu gleicher Zeit nahm Rethel ſeine Arbeiten für Aachen wieder auf und vollendete den Carton zur Taufe Wittekind's, an dem ſich indeß gleichfalls die Spuren finden, daß der Künſtler ſeiner zitternden Hand nicht mehr Meiſter war. Auch in den Briefen, die er damals ſchrieb, ſoll

er ſich nicht mehr deutlich ausgedrückt haben. Seine Umgebung ahnte indeß noch nicht den Beginn der zerſtörenden Geiſteskrankheit, welche ihn heimtückiſch beſchlich. Wenn er auch mitunter klagte, ſo zeigte er doch ſtets einen guten Appetit und begab ſich täglich voll Arbeitsluſt in ſeine Werkſtätte. Auch konnte er, trotz vielfachen Zuredens, nie dazu gebracht werden, in Dresden einen Arzt zu conſultiren. Sein Vertrauen ſtand auf Dr. König in Köln, den er bei ſeiner nächſten Reiſe an den Rhein um Rath fragen wollte, was er denn auch ſpäter ausführte. Im Frühjahr machte er ſich auf den Weg, und ich habe ihn damals in Düſſeldorf, wo er ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter beſuchte, geſehen.

Es war an einem ſchönen Frühlingstage, als ich ihm in der Kaſtanienallee begegnete. Ich kann nicht ſagen, daß er mir in ſeiner äußern Erſcheinung beſonders verändert erſchienen wäre. Als wir uns aber begrüßt hatten, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ihm die Zunge bei einzelnen Silben ſtockte. Hin und wieder wußte er ſich auch nicht auf gewiſſe Worte zu beſinnen. Gleichwol erzählte er mir mit großer Lebhaftigkeit von den Leiden des vergangenen Winters. Mit dem tiefſten Bedauern vernahm ich die Mittheilungen über die Krankheit ſeiner Frau. Für ſich ſelbſt ſchien er durchaus nicht beſorgt, er wähnte, daß jetzt alles überſtanden ſei. Den Sommer wollte er indeß nicht in Aachen arbeiten, ſondern erſt jetzt ſeine verſpätete Hochzeitsreiſe nach Italien antreten. Soviel ich mich erinnere, hatte er auch ſchon von ſeinem Arzte in Köln die Erlaubniß dazu erhalten. Von demſelben war ihm überdies der Rath gegeben worden, eine Badecur im

Mittelmeere durchzumachen. Als ich von ihm ſchied, hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der arme Freund mit einem tiefen Nervenleiden behaftet ſei, welches möglicherweiſe ſeinen Urſitz im Gehirn haben konnte. Auch die andern düſſeldorfer Bekannten, mit denen er zuſammenkam und die gleiche Wahrnehmungen machten, wie ſie mir aufgeſtoßen waren, geriethen in große Beſorgniß über ſeinen Zuſtand. Als er ſeinen Bruder Otto, der damals in Aachen wohnte, beſuchte, war er überaus weich. Eine Zeichnung, die dieſem vortrefflich gelungen, brachte ihm, der ſich ſonſt ſtets zu faſſen wußte, die Thränen in die Augen. In allen Künſtlerkreiſen ſprach ſich die größte Theilnahme aus. Es war das letzte mal, daß ich Worte mit Rethel wechſelte.

Nachdem er in Aachen die nöthigen Anordnungen getroffen und nach Dresden zurückgekehrt war, wo ſeine Frau und ſeine Schwiegereltern ihn ungleich gebeſſert fanden, trat er mit der nun vollkommen Geneſenen ſeine Reiſe nach Rom an. Während man in der Heimat die beſten Hoffnungen für ſeine Heilung hegte, trafen indeß bald ſchlimme Nachrichten ein. Es war bald unverkennbar, daß das Leiden ſich nicht auf die Enden der Nerven beſchränkte, ſondern daß es ſeinen Sitz im edelſten Organe des Körpers hatte. Allmählich bildeten ſich fixe Ideen bei dem armen Künſtler aus, die ſich ſtets heftiger äußerten. Unter dieſen Umſtänden eilte Profeſſor Grahl nach Rom, nicht allein um ſeinem unglücklichen Schwiegerſohne beizuſtehen, ſondern auch um ſeiner ſchwer heimgeſuchten Tochter, welche überdies ihr Wochenbett erwartete, zur Hand zu ſein. Er fand zu ſeinem Schrecken verzweifelte Verhältniſſe. Frau Rethel genas eines Töchterchens, deſſen beſeligender Ankunft

ſich der Vater nicht mehr freuen ſollte. Allmählich hatte der arme Künſtler auch ſeine Sprache eingebüßt. Nur unartikulirte Laute kamen über ſeine Lippen. Seltſamerweiſe behielt er aber gleichſam noch das Organ der bildenden Kunſt. Er zeichnete mitunter, wenn auch undeutlich, und legte nicht ſelten Freude über Kunſtwerke an den Tag, die ihm auf der Straße auffielen, wobei ihm freilich alle Kritik mangelte, denn das Schlechte machte ihm denſelben Eindruck wie das Gute. In dieſer Zeit hat er auch die Geſtalt des Hannibal auf der herrlichen letzten Zeichnung dieſes Cyklus verdorben.

So wurde die traurige Heimfahrt angetreten, auf welcher der Zuſtand des Kranken ſich immer mehr verſchlechterte. Auf den Rath der Aerzte in Dresden und am Rhein, wohin Profeſſor Grahl den unglücklichen Kranken begleitete, wurde der Beſchluß gefaßt, Rethel einer Heilanſtalt anzuvertrauen. Man wählte das Haus des in ſeinem Fache bekannten Dr. Richartz in Endenich bei Bonn. In jener Zeit weilte der arme Kranke auf einige Tage in Düſſeldorf. Man kann ſich den Jammer ſeiner Familie und die Trauer ſeiner Freunde denken. Die Seinigen erlebten die ſchredlichſten Scenen, die Bekannten hatten erſchütternde Begegnungen mit ihm, zumal da das Bewußtſein und die Erkenntniß in einzelnen Momenten hervortraten. Ich ſelber hatte damals Düſſeldorf bereits verlaſſen, aber unſer gemeinſchaftlicher Freund, Profeſſor Chriſtian Köhler, erzählte mir, daß er in jenen Tagen zu Director von Schadow gekommen ſei und dort Herrn Profeſſor Grahl getroffen habe. Die Mittheilungen deſſelben wären tief ergreifend geweſen. Dann hätten ſie ſich gemein-

ſchaftlich auf den Weg gemacht, um den Kranken in der Wohnung ſeiner Mutter zu beſuchen. Dort angelangt, ſahen ſie Rethel am Fenſter ſtehen, der ihnen ſo lebhaft zuwinkte, daß Köhler die beſten Hoffnungen ſchöpfte, zumal da ihm die äußere Erſcheinung nicht beſonders verändert erſchien. Sie traten ein. Der Kranke war bereits die Treppe hinuntergeſtürzt, um ſie zu empfangen. Und nun erfolgte ein entſetzlicher Auftritt. In Rethel's Geſichte zeigte ſich eine furchtbare Angſt, ſeine Glieder zitterten, er rang umſonſt nach Worten. Dann umarmte er Köhler krampfhaft, aber er war zu ſchwach, um ſich feſtzuhalten, und fiel erſchöpft auf den Boden. Es hatte den Anſchein, als wollte er ſich an den alten Freund wie an beſſere lichte Tage anklammern. Oder hatte er einen Begriff davon, daß man ihn in eine Heilanſtalt zu bringen beabſichtigte?

Auf dem Wege nach Bonn blieb er in Köln vor dem Dome ſtehen und ſtieß mit leuchtenden Blicken unartikulirte Laute aus. Dann wurde in Endenich ein Curverſuch gemacht. Leider ſtellte ſich bald eine entſchiedene Unheilbarkeit heraus, denn die geiſtigen Thätigkeiten des armen Kranken verſanken in immer tiefere Nacht. Auch der Körper ſiechte mehr und mehr dahin. Dr. Richartz glaubte an eine baldige Auflöſung und theilte ſeiner Familie dieſe Beſorgniß mit. Darauf hin wollten Mutter, Schweſter und Bruder in Düſſeldorf es ſich nicht nehmen laſſen, ihm die letzte Pflege zu widmen. So brachte man ihn in die hübſche Künſtlerſtadt zurück, wo er einſt ſeine hoffnungsvolle Laufbahn begonnen hatte. Merkwürdigerweiſe erholte er ſich körperlich, während ſein Geiſt mehr und mehr erloſch.

Seine Mutter starb ohne daß er diesen Trauerfall begriffen hätte. Dann pflegte ihn mit der aufopferndsten Liebe und Ausdauer seine treffliche Schwester Fräulein Emma Rethel.

Ich habe den armen Freund am 7. Juni 1859 zum letzten mal gesehen. Damals war ich gerade mit den Vorstudien zu diesen Blättern beschäftigt und empfand bei dieser Arbeit den lebhaften Wunsch, den unglücklichen Freund noch einmal aufzusuchen. Mochte es immerhin ein peinliches Unternehmen sein, einen geliebten Menschen wiederzusehen, der einst als Bild der Kraft vor mir gestanden hatte und der nun gebrochen an Geist und Leben vor mir stehen sollte, so ermuthigte ich mich doch bei einem Besuche in Düsseldorf zu diesem schweren Gange. Auf dem Wege tauchte mir das Bild des edeln Kunstjüngers in seiner besten Zeit vor die Seele. Ich hatte ihn einst als freudigen Jüngling gekannt und manche frohe Fahrt mit ihm unternommen. Seine Gestalt blieb unter der mittlern Größe zurück, aber sie hatte schon früh etwas Muthiges und Entschiedenes in ihrem Auftreten. Der Kopf war weniger schön als charakteristisch und interessant. Unter der hohen Stirn schauten ein paar scharfe graublaue Augen hervor, die jenen eigenthümlichen forschenden Ausdruck aufwiesen, den man häufig bei bedeutenden bildenden Künstlern findet und den ich auch bei Cornelius und C. F. Lessing bemerkt habe. Solche Augen haben auch die Adler und Falken. Seine Nase war kühn gebogen, der Mund klein und beredt, das Kinn spitz, die Form des ganzen Gesichts länglich. Sein Haar war üppig und blondbraun und kräuselte sich in reicher Lockenfülle. Später sah ich ihn zuweilen in Frankfurt und, wenn er zum Besuch in Düsseldorf

war, als festen und fertigen Mann von stolzer Haltung und ruhigem Wesen. Körperlich war er breiter und stärker geworden. Sein inneres Wesen erschien gehaltener und weniger erschlossen. Wie sollte ich ihn jetzt wiederfinden?

Fräulein Rethel führte mich zu dem kranken Bruder. Als ich in seine Stube trat, saß er am Fenster. Er sah mich mit einem langen eigenthümlichen Blick an, in dem ein fernes Erinnern aufzutauchen schien. Hatte er doch auch Köhler und X. Steifensand und dessen Frau, wie es schien, zuweilen momentan erkannt, denn er war, wenn er ihnen auf Spaziergängen begegnete, stehen geblieben, hatte nach ihnen gezeigt und unverständliche Laute gemurmelt. Warum sollte ihn mein Erscheinen nicht überraschen, wenn ich es noch überraschen nennen darf. Uebrigens dauerte sein Aufstaunen auch nur einen Augenblick, dann war er wieder einem ganz bewußtlosen Zustande verfallen. Und wie traurig erschien dieser Zustand! Seine edeln charakteristischen Züge zeigten sich stumpf und verschwommen. Aus seinem Munde kamen nur unartikulirte Laute. Seine Arme schwankten bei ihren Bewegungen fast willenlos. Und wie leer und öde war erst seine Beschäftigung! Er blätterte in einem alten, mit schlechten Holzschnitten gezierten „Pfennigmagazin", indem er das Buch bald auf die Kniee nahm und bald auf den vor ihm stehenden Stuhl legte, ohne sich irgendein Blatt zu besehen. Entsetzliches Schicksal! In diesem Körper hatte einst ein Geist gelebt, der mit seltener Genialität die reichsten Gebilde einer großen und herrlichen Kunst zur Anschauung zu bringen wußte, und der jetzt gedankenloser wie ein jähriges Kind in nichtssagenden Bilderbüchern umherspielte. Einst Adlerflug, jetzt

das Kriechen des Wurms! Welche fürchterlichen Gegen
Was Wunder, daß ich meine Thränen nicht zurück
konnte vor diesem edeln zerstörten Meisterwerke der N
Er fühlte nichts von meiner Bewegung und blätterte u
Ich habe selten schmerzlichere Eindrücke gehabt als
diesem traurigen Besuche.

Die Seinigen hatten während der vier oder fünf J
in denen er sich in ihrer Pflege befand, verschieden
sein Ende erwartet, denn es traten von Zeit zu
kürzere oder längere Störungen des gewohnten Zusta
ein, die sich in einer erschöpfenden Schwäche offenbarten
in denen er alle Speisen von sich wies und die Spe
gänge einstellen mußte. Im Sommer 1858 hatte
sogar einmal seine Auflösung erwartet. In den Ta
wo ich ihn sah, befand er sich auffallend wohl. S
Schwester hoffte ihn sogar noch recht lange in diesem
rigen Dasein zu pflegen, denn wer verliert gern ge
Verwandte, mag ihr Leben sich auch noch so öde
trostlos hinziehen. Auch mir schien es, als könne er g
Hölderlin noch viele Jahre dahingehen lassen. Da la
Anfang December 1859, daß er gestorben sei, und un
3. December schrieb mir sein Bruder Otto: „Erst h
komme ich dazu, Ihnen von dem Dahinscheiden un
guten Alfred Mittheilung zu machen. Er starb in
Nacht zum 1. December fast ohne Todeskampf an to
Entkräftung, die sich namentlich in den letzten Wochen
bemerkbar gemacht hatte. Sein Verscheiden war gleich
eines Kindes, welches bis zum letzten Momente lä
Der Anblick der Leiche war ein wehmüthiger, aber v
sehr erquicklicher. Es lag ein unendlicher Gottesfri

auf dem eingefallenen edeln schönen Antlitz ausgebreitet. Am Montag morgens zehn Uhr wird die Beerdigung stattfinden. Gedenken Sie dann unserer und unsers Alfred in freundlicher Theilnahme."

Am 5. December wurde die Leiche zur letzten Ruhestätte gebracht. Ein zahlreiches Geleite, bestehend aus fast der ganzen düsseldorfer Künstlerschaft und vielen andern Verehrern, folgte in langem Zuge durch das fürchterlichste Winterwetter, durch Sturm und Regen über aufthauenden Schnee und Glatteis, und erwies dem Verstorbenen die letzte Ehre. Der Geistliche sprach ein kurzes Gebet, das Lied der Sänger verhallte, still ward das Grab zugedeckt, still legten die Freunde den verdienten Lorberkranz darauf, und wieder hegte der Friedhof einen mehr aus der Zahl der geist- und talentvollen Männer, welche die Kunst in Düsseldorf versammelte.*) Und dann gingen die Begleiter heim. Wem mögen nicht ernste Gedanken durch das Haupt gezogen sein? Die Trauer war wol nicht das lebhafteste Gefühl, was sich hier geltend machte, denn jedermann mußte die Erlösung aus einem Zustande, wie er auf Rethel lastete, wie eine Befreiung empfinden. Viel eindringlicher sprach an diesem Grabe das Schicksal eines Genies. Mit Recht sagte Hermann Becker in der „Kölnischen Zeitung": „Selten wol ist ein Talent so früh erkannt worden, wie das Alfred Rethel's von seiner Umgebung erkannt wurde, seltener noch erfüllte ein Talent in so vollem Maße die Hoffnungen, die es erweckt, und wird so spät von dem Publikum, von der Welt, für die es schafft, bemerkt. Erst

*) Nachruf von Hermann Becker in der „Kölnischen Zeitung".

in den letzten Jahren hat dieſe gewaltige Kunſtkraft ihre richtige Schätzung in der Kunſtwelt erhalten."

Und auch ich kann und darf dieſe Blätter nicht ſchließen, bevor ich das Geſtändniß abgelegt habe, daß ich dem großen Künſtlergeiſte Alfred Rethel's in dem Aufſatze, den meine „Düſſeldorfer Künſtler" enthalten, nicht gerecht geworden bin. Wenn ich auch an dem Urtheile feſthalten muß, daß ſich in vielen ſeiner Zeichnungen, beſonders aus der Zeit, wo wahrſcheinlich ſchon die unheilvolle Krankheit im geheimen heranſchlich, gezwungene Züge enthalten, ſo verdienen ſeine Fresken in Aachen doch eine viel erhabenere und höhere Würdigung, als ich ihnen in meinem Buche gewidmet habe. Beim Abſchluß des beſagten Werkes waren mir dieſe Arbeiten indeß unbekannt, was man mir als Entſchuldigung gelten laſſen muß, denn ich konnte es damals nicht möglich machen, eine Reiſe zu dieſem Zweck nach Aachen zu unternehmen. Ich ſiedelte nämlich in jener Zeit nach Köln über, außerdem ſtand eine Fahrt nach den Alpen und nach Oberitalien bevor. Da hatte ich denn alle Hände voll zu thun. In der Folge aber hörte ich von allen kunſtverſtändigen Freunden, denen ich Unbefangenheit und Gerechtigkeit des Urtheils zutrauen konnte, ein ſolches Lob über die Malereien im Kaiſerſaal der Nachbarſtadt erheben, daß meine Neugier auf das Aeußerſte geſpannt wurde. Noch mehr aber wuchs dieſe Neugier, als auf einmal die Kunde durchs Land ging, daß der aachener Stadtrath auf das Gutachten einer Kunſtautorität hin, welche ich lieber ungenannt laſſe, die Uebermalung der Arbeiten Rethel's durch den Maler J. Kehren beabſichtige, welcher zur Ausführung der vier fehlenden Bilder gewonnen war.

ss bot ſich bald eine paſſende Gelegenheit. Die Zei-
brachte die Nachricht, daß Frau Adelaide Riſtori in
n die Medea ſpielen werde. Der unerhörte Ruhm
Künſtlerin zog mich mächtig an. Im Januar 1858
ich auf der Eiſenbahn hinüber und hatte einen Genuß
r tragiſchen Schauſpielkunſt, an den ich bis an das
meines Lebens mit dem größten Entzücken denken
. Zugleich aber galt mein Beſuch in der Nachbar-
den Fresken meines Jugendfreundes, die mir ſeinen
igen Geiſt erſt in das rechte Licht ſtellten. Ich mußte
n, daß ich ihm eine ſolche Kraft und Fülle nicht
aut hatte. Je höher meine Bewunderung wuchs,
nächtiger grollte zugleich die Empörung in mir, daß
daran denken konnte, dieſe Werke zu überpinſeln.
ſtellte ſich jetzt wirklich heraus, daß confeſſionelle
e im Spiel waren. Die ultramontane Partei ertrug
it Widerwillen die Arbeiten eines proteſtantiſchen
rs. Ich beſchloß ſofort als Kämpfer für einen
aufzutreten, der ſelbſt nicht mehr im Stande war,
d ſein Werk zu vertheidigen. In dieſem Sinne ſchrieb
ikel in die augsburger „Allgemeine Zeitung“ und in
ölniſche Zeitung“. Der letztere (am 30. Mai 1858
en) möge hier der Hauptſache nach einen Platz finden,
, wie ich hoffe, nicht allein zum Sieg der guten
weſentlich beigetragen hat, ſondern auch die Eindrücke
, welche damals in der Kaiſerſtadt ſo mächtig auf
nſtürmten. Der Artikel lautet: „Für jeden, der die
Sage und Geſchichte kennt, liegt ein eigenthüm-
Zauber in dem Worte «Aachen». Hier war der

Lieblingssitz Kaiser Karl's des Großen und der Mittelpunkt jenes gewaltigen Frankenlandes, das nach dem Weltreiche der Römer die erste Rolle spielte und das sich mit seinen Grenzen von der Nordsee bis nach Mittelitalien, von dem Ebro bis an die Donau im Ungarlande dehnte. Von hier aus rüstete der gewaltige Franke seine Heerzüge gegen die Sachsen, Ungarn, Longobarden und Sarazenen, die er sammt und sonders seinem Scepter mit dem Schwerte unterwarf, um ihnen die Wohlthaten einer feinern Gesittung und eines geregelten Rechts zu übermachen. Und dann ruhte er in der anmuthigen Hügelstadt, wo er an den warmen Quellen einen stolzen Palast und einen in unsere Zeiten ragenden Dom baute. Deshalb hat sich denn auch die karolingische Sage vorzugsweise an diesen Ort geknüpft. Wer kennt nicht die reizenden Märchen von Eginhardt und Emma, von dem Zauberring der Fastrade, vom Meister Tancho, von Klein Roland, von Roland's Schildträger, welche von unsern Poeten gefeiert worden sind? Im aachener Dome wurden dann später die meisten deutschen Kaiser gesalbt und gekrönt. «Das ist nun alles längst den Strom hinab», wie der Dichter singt. Die Stadt ist zwar schön, reich, anmuthig, sie bietet von den umgebenden Höhen ein lebensvolles Bild, aber das Leben, das dort herrscht, ist das Leben der Maschinen, der Oefen und der Kamine. Straßen und Plätze haben einen durchaus modernen Anstrich erhalten. Man wird sogar in auffallender Weise an Brüssel erinnert, dessen Architektur ihre Einflüsse bis über die deutschen Grenzen geltend macht. Nur in dem alten Dome, der einst das Gepränge der Kaiserkrönungen sah, und in dem Rathhause, dessen Formen glück-

weiſe wieder in die alten gothiſchen Verhältniſſe
erenkt werden, flüſtern uns die unvergeſſenen Geſchichten
hollener Zeiten durch den Geiſt.

„Wir laden den Leſer zu einer Wanderung in den
en Kaiſerſaal des Rathhauſes ein.“

Nach einer kurzen Geſchichte und Schilderung des
el'ſchen Werkes heißt es dann ferner: „Und wie ſteht
enn mit der Ausführung? Wir halten ſie geradezu
die beſte, die wir an ähnlichen Werken der neuen Zeit
en. Der Frescomaler hat, wie dies auch gegenwärtig
all anerkannt wird, eine ganz andere Aufgabe als der
aler. Er muß ſich vor allen Dingen der Architektur
ordnen und ſeine Gebilde nach den Räumen, in wel-
ſie ſich befinden, ſtimmen. Unruhige, dramatiſch wir-
Farben, wie ſie der Leinwand zum Schmucke dienen,
für ihn unzuläſſig. Es iſt ſeine Aufgabe, ſeine Ge-
gewiſſermaßen ruhig und epiſch zu entfalten. Thun
beiſpielsweiſe einen Blick in die münchener Schule und
chten die Säle in der Glyptothek, die Cornelius malte,
hier gegenüber den farbigen Arbeiten der neuen Pi-
hek und des Domes zu Speier das rechte Maß ge-
n. In ähnlicher Weiſe hat Rethel es verſtanden,
Unruhe zu vermeiden. Nirgendwo trifft das Auge
chreiende Gegenſätze. Ueberall findet ſich im Einzelnen
richtige Abtonung. Wie prächtig iſt die gedämpfte
einſamkeit im deutſchen Forſte! Wie weißglänzend
et der ſüdliche Himmel über der ſpaniſchen Schlacht!
würdig ernſt iſt das Colorit auf dem Einzuge in
a! Wie dumpf und ſchwül liegt die Atmoſphäre auf
Kaiſergruft! Hat nun jedes Bild eine individuelle

Färbung, die durchaus zu der Scene paßt, so fühlt man sich doch auch in der ganzen Atmosphäre der aneinander gereihten Bilder durchaus wohl. Trotz der verschiedenen dramatischen Vorgänge weht allerwärts eine harmonische, gewissermaßen epische Stimmung. Nicht minder vortrefflich ist die kräftige Zeichnung und die herrliche Charakteristik der Gestalten. Sicherlich darf man Rethel nicht zu den großen Coloristen in Oel rechnen. Wir wüßten aber niemanden, der es ihm auf dem Felde der monumentalen Frescomalerei zuvorthäte.

„Bis hierher und nicht weiter! Die ruhmreiche Thätigkeit des jungen Meisters ist leider inmitten der Ausführung seiner herrlichen Compositionen unterbrochen worden. Vor einigen Jahren wurde Rethel nämlich von einer unheilbaren Gehirnkrankheit befallen, welche seinen großen schönen Künstlergeist mit ewigem Dunkel umhüllt hat. So lebt er nicht mehr, sondern vegetirt nur zu Düsseldorf in der treuen Pflege trefflicher Verwandten. Unter diesen Umständen mußte nun die Ausmalung der noch übrigen vier Zeichnungen, nämlich die Taufe des Wittekind, die Krönung Karl's in Rom, der Bau des aachener Münsters und die Krönung seines Sohnes in Aachen, andern Händen anvertraut werden. Man ist denn auch so glücklich gewesen, in dem düsseldorfer Historienmaler Joseph Kehren einen geschickten Künstler zu finden, der sich mit eingehender Liebe und treuem Fleiß an die Fortführung der Arbeit begeben hat. Je mehr wir von der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens überzeugt sind, desto höher müssen wir die Hingebung Kehren's, der selbst ein nicht unbedeutendes Talent bei eigenen Werken an den Tag gelegt hat, an-

erkennen. Er hat ſich alle Mühe gegeben, den Intentionen ſeines Vorgängers zu folgen."

Nachdem ich nun den Unterſchied der Arbeiten Rethel's und Kehren's beleuchtet, fahre ich fort, die Uebermalung der Rethel'ſchen Fresken durch Kehren, welche der aachener Stadtrath beabſichtigte, zu beſprechen: „Man würde faſt daſſelbe thun, was man that, als man Rafael's Bilder durch unberufene Hände überarbeiten ließ, oder um das Beiſpiel recht aus der Nähe zu greifen, als man die Gothik des aachener Rathhauſes mit Rococo überklebte. Warum blieb denn der Zopf an dieſer Façade nicht beſtehen? Wir wollen ſogar den Fall ſetzen, daß Rethel's Wandmalereien nicht ſo gelungen wären, wie ſie es in jeder Beziehung ſind, müßte man es nicht eine That der troſtloſeſten Impietät heißen, ſein Werk gleich nach ſeinem geiſtigen Tode in andere Hände zu geben? Der arme Künſtler kann ſich nicht wehren! Wohl, wir wehren uns für ihn und leben der feſten Ueberzeugung, daß die wahren Kunſtverſtändigen auf unſere Seite treten, wie wir denn auch ſchon von den verſchiedenſten Künſtlern aus allen Gegenden des Vaterlandes, die in der letzten Zeit Aachen beſucht haben, dieſelbe Meinung ausſprechen hörten. Schließlich haben wir aber auch die gute Meinung von Herrn Kehren, daß er ſich nie und nimmer herbeilaſſen werde, die Rethel'ſchen Fresken, die er heilig halten muß, zu einer Ueberarbeitung, welche es auch ſei, anzutaſten. Rethel iſt nach Cornelius der erſte monumentale Maler Deutſchlands. Wenn man dies jetzt noch nicht weiß, ſo wird man es doch ſehr bald einſehen. Der Ruf manches Künſtlers ſteht mit ſeinen Leiſtungen nicht im Einklange. Ueber den Maler von

Aachen werden noch manchem die Augen aufgehen. Möchten ſeine Landsleute nicht mit Blindheit geſchlagen ſein! Wir proteſtiren gegen jede Veränderung dieſer Bilder im Namen der wahren und echten Kunſt, denn ſie wäre eine Barbarei!"

Es ſei mir zu bemerken erlaubt, daß dieſe Worte längſt vor der großen münchener Kunſtausſtellung geſchrieben ſind, auf welcher Rethel zuerſt ſeine allgemeine Würdigung erhielt, die ſich ſeitdem überall in der lebhafteſten Weiſe ausgeſprochen hat. Was die Preſſe angeht ſo glaube ich überhaupt, daß ſein Talent hier am Rhein die lebhafteſte Anerkennung gefunden hat. Wenigſtens erinnere ich mich nicht, daß er von Dresden aus öffentlich mit beſonderm Ruhm genannt worden iſt. Vielleicht enthält mein Aufſatz in den „Düſſeldorfer Künſtlern" ſogar das wärmſte Lob in der verhältnißmäßig früheſten Zeit. Damals kannte ich übrigens auch nicht alle jene Werke, die ſpäter entſtanden ſind. Je mehr ich ſah, je mehr wuchs meine Bewunderung.

Ich bin hier am Schluß meiner Mittheilungen angelangt. Des Dankes der Kunſthiſtoriker glaube ich ſicher zu ſein, indem ich die zerſtreuten Thatſachen aus dem Leben eines deutſchen Malers, der ſeine Tage an vielen verſchiedenen Orten verbrachte, ſoviel es mir möglich war, mit Fleiß und gewiſſenhafter Sorge in Aachen, Düſſeldorf, Frankfurt und Dresden, welche Stadt ich zu dieſem Zweck beſuchte, geſammelt habe, zumal da auf dieſem Gebiet neuerdings vieles verſäumt worden iſt, weshalb denn bei manchen bedeutenden Perſönlichkeiten der Stoff zu künftigen Biographien größtentheils mangelt. Ich hoffe indeß, daß das Künſtlerbild meines armen unglücklichen Freundes mir nicht ganz mis-

lungen iſt. Freilich ſprechen bei dem bildenden Künſtler hauptſächlich die Werke. In vielen Fällen iſt es aber nicht leicht, dieſelben objectiv zu charakteriſiren. Bei Rethel mindert ſich vielleicht die Schwierigkeit, weil er in ſeinen Arbeiten ſo überaus klar in Gedanken und Darſtellungen auftritt. Man braucht meiſtentheils den Inhalt nur mit kurzen Zügen anzugeben, um ſich von der Originalität ſeiner Werke zu überzeugen, in deren Behandlung er ſtets ganz einzig daſteht.

Und ſo ſcheint ſich mir nach meinen Unterſuchungen das Ergebniß feſtzuſtellen, daß Rethel auf dem Gebiet der Kunſt der größte geſchichtliche Maler unſerer Zeit geweſen iſt. Ich will mit dieſem Urtheile übrigens Peter von Cornelius und Friedrich Overbeck, ſowie Karl Friedrich Leſſing, Wilhelm von Kaulbach und Moritz von Schwind nicht entgegentreten. Cornelius ſteht ſogar an allgewaltiger poetiſcher Kraft über ihm. Ich halte ihn, wie dies auch ſchon früher bemerkt worden iſt, für den größten Darſteller germaniſcher, helleniſcher und chriſtlicher Mythen. Auf dem bibliſchen Gebiet iſt dann ferner Overbeck von keinem Zeitgenoſſen übertroffen worden. Im deutſchen Märchen und jener Phantaſtik, die in demſelben wurzelt, ſtehen Schwind, und im Fache der Satire Wilhelm von Kaulbach als die erſten Meiſter, während im mittelalterlichen Genre und der Stimmungslandſchaft keiner über Leſſing emporragt. Dagegen hat ſich Rethel am beſten auf thatſächliche wirkliche Geſchichte verſtanden. Sehen wir von all ſeinen einzelnen Werken ab und lenken unſere Betrachtung nur auf ſeine encykliſchen Arbeiten, die uns in der erſten Jugend ſchon die Bonifaciusbilder, in ſeiner Manneskraft die karo-

lingiſchen Gemälde ſowie den Hannibalzug, und zum Schluß ſeiner Laufbahn die Darſtellungen aus dem Leben Alfred's des Großen vorführen, ſo haben wir Gebilde von dem mächtigſten Umfange und der umfaſſendſten Gedankenfülle vor den Augen. Iſt er aber hier mit manchen der hervorragendſten Geſtalten der Weltgeſchichte beſchäftigt, ſo erfindet er ſich bei dieſen ernſten und hohen Beſtrebungen zugleich einen durchaus eigenartigen urſprünglichen Stil. Er trifft in der Wahl des darzuſtellenden Moments ſtets den Nagel auf den Kopf. Nie zu viel und nie zu wenig gebend, hält er mit den Perſonen, die er verwendet, immer das rechte Maß. Sein Gebilde liefert in allen Fällen eine in ſich abgeſchloſſene dramatiſche That. Wie herrlich, kräftig, geſund ſind die Geſtalten, die ihm dienen! Wie rein, edel, untadelhaft ſind die Linien in ſeinen Umriſſen! Wie unmittelbar urſprünglich drückt er ſich überall aus! Höchſte Ideen in realiſtiſcher Darſtellung! Richtige Durchdringung von Geiſt und Materie! Und er iſt der größte geſchichtliche Maler zu einer Zeit, die in der Geſchichtſchreibung ſowie in der dichteriſchen Bearbeitung der Thaten der Völker und Menſchen keineswegs groß genannt werden kann. Was uns aber noch ferner überraſcht, das iſt die urecht deutſche Art, die bei ihm hervortritt wie bei keinem andern Maler unſerer Zeit. Ein volles deutſches Herz pocht aus dieſen Arbeiten, das niemals die geringſte Conceſſion an fremdländiſches Weſen gemacht hat. Wir nennen ihn mit Stolz wie auch Cornelius einen rheinfränkiſchen Künſtler. Beide legen einen hellen Beweis ab, wie tief am Rhein deutſches Weſen wurzelt, trotz allem, was man anderwärts gefaſelt hat. — Und was hätte dieſer

Mann noch leiſten können, wäre nicht ſein Geiſt zu früh von unheilbarem Siechthum verdunkelt worden. Die Künſtler, welche ich mit ihm in eine Parallele ſtellte, ſind alle ungleich älter und erfreuen ſich der beſten Geſundheit. Cornelius zählt jetzt dreiundſiebzig, Overbeck einundſiebzig, Schwind ſechsundfünfzig, Kaulbach fünfundfünfzig und Leſſing zweiundfünfzig Jahre. Rethel aber iſt ſchon als Fünfunddreißiger der Kunſt abgeſtorben. Welcher tiefe Schmerz erfaßt uns bei einem ſolchen Verluſt!

Zum Schluß ſage ich Frau Marie Rethel, der Gattin, — Herrn Otto Rethel, dem Bruder, — Herrn Profeſſor Auguſt Grahl, dem Schwiegervater des Künſtlers, — Herrn Profeſſor Hermann Hettner, dem Schwager, — und Herrn Joſeph Kehren, ſowie den andern Bekannten, die mich bei Abfaſſung dieſer Blätter durch ihre Mittheilungen trefflich unterſtützt haben, meinen beſten Dank, indem ich zugleich hinzufüge, daß es mir die größte Freude gewährt hat, dem unglücklichen Freunde dieſes ſchlichte Denkmal zu ſetzen. Ein beſſeres Andenken werden ihm außer den bereits bekannten Werken ſeine Arbeiten ſichern, von denen die beſten Zeichnungen augenblicklich in trefflichen Photographien durch die Angehörigen veröffentlicht werden.

Köln, an Rethel's Todestag, 1860.

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.